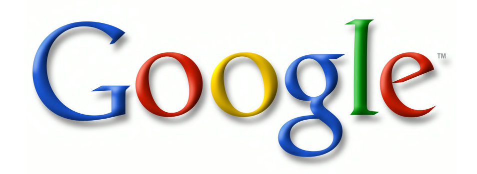


Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

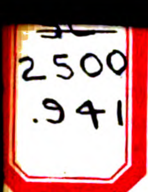
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



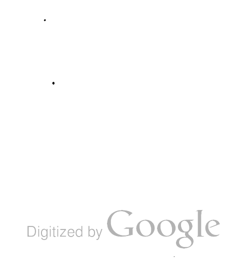


2500
.941



CLASSICAL SEMINARY
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LXIV. JAHRGANG.

DER NEUEN FOLGE VIERUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN 1910.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. 68, ZIMMERSTRASZE 94.

Digitized by Google

Digitized by Google

INHALT DES VIERUNDSECHZIGSTEN JAHRGANGES,

DES VIERUNDVIERZIGSTEN BANDES DER NEUEN FOLGE.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Seite

A. Biese, Ein Dichter als Dolmetscher einer Ballade 263
K. Busche, Die Hypsipyle des Euripides 721
C. Conradt, Orchestik, Rhythmik und Metrik 140
P. Dörwald, Die Lektüre von Ciceros Schrift de officiis 673
H. Eickhoff, Die Lage des Varusschlachtfeldes 551
E. Grünwald, Simmias und Kebes in Platons Phaidon 257
K. B. Haide, Übergänge und Stoffverteilung zum Geschichtsunterricht 1
A. Hirsch, Über die Pflege der Turnfahrten an höheren Schulen . . 321
E. Höttermann, Platos Polemik im Euthyphron und Kratylos (zwei Analysen) 65
E. Höttermann, Bürgerkunde ein Pflichtfach? 553
M. v. Kobilinski, Die Silbenlänge im Griechischen und Lateinischen 266
M. v. Kobilinski, Die Arsis und Thesis in den Versfüßen der Griechen und Römer 619
P. Lorentz, Der Religionsunterricht und der Bericht an die Generalsynode 10
P. Lorentz, Zur pädagogischen Ausbildung der Oberlehrer 609
Th. Nissen, Selbständiges und bezogenes Tempus im lateinischen Unterricht 14
Th. Plüß, Mykenische und nachmykenische Gleichnisse der Ilias . . 612
L. Sadée, Chronologisches zu Goethes Briefwechsel mit Humboldt . . 727
L. Schirmeyer, Höhere Schulen und Heimatschutz 385
K. Schliack, Horaz' Carm. IV 8 730
J. Schmidt, Delphi, Delos und Goethe 401
O. Schröder, Über Euripides' Bakchen 193
H. E. Sieckmann, Der griechische Anfangsunterricht nach der Ahrensschen Methode in der Untertertia 114
Th. Steinwender, Das reguläre Gefecht der Manipulare 90
Th. Steinwender, Das Gefecht der Manipulare im Engabstande . . 394
Th. Steinwender, Das Gefecht der römischen Reiter zur Zeit der Manipularstellung 545

271439 Digitized by Google

Seite

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Alt, K., s. Goethes Werke.
Bach, M., und *L. Borgas*, Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur, 4. Band, 5. Auflage, angez. von M. Paeprer 377
Bähnisch, A., Die deutschen Personennamen, angez. von P. Cascorbi . 456
Baldus, A., Lehrbuch der Kirchengeschichte, angez. von H. Hoffmann 419
Bardt, C., Römische Komödien deutsch, 1. Band, 2. Auflage, angez. von A. Funck 38
Barth, M., s. J. N. Svoronos.
Bauer, K., Schiller, Künstlerischer Wandschmuck, angez. von M. Hodermann 276
Behrend, E., Jean Pauls Ästhetik, angez. von A. Jonas 23
Berger, A. E., Ein Schillerdenkmal, angez. von A. Jonas 596
Billeter, G., Wilhelm Meisters theatralische Sendung von Goethe, angez. von G. Boetticher 431
Birth, Th., Zur Kulturgeschichte Roms, angez. von F. Harder . . . 473
Blase, H., s. Heinichen.
Bludau, A., s. C. Porschke.
Boetticher, G., und *K. Boetticher*, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten, Ausgabe B in 3 Teilen, angez. von R. Lück 569
Boetticher, K., s. G. Boetticher.
Bohn, H., Leitfaden der Physik, Oberstufe, angez. von R. Schiel . . 605
Bone, K., *Πεῖρατα τέχνης*, über Lesen und Erklären von Dichtwerken, angez. von K. Koch 478
Borel, E., Die Elemente der Mathematik, vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe, besorgt von P. Stäckel, I. Arithmetik und Algebra, angez. von M. Nath 53
Borgas, L., s. M. Bach.
Braun, F., Die Entwicklung der spanischen Provinzialgrenzen in römischer Zeit, angez. von O. Wackermann 304
Bruhn, E., Lateinische Formen- und Satzlehre für Reformanstalten, Ausgabe B der lateinischen Satzlehre von Reinhard, angez. von O. Vogt 353
Brugmann, K., Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen und die Sprachwissenschaft, angez. von P. Tietz . . 565
Buckers, P. G., Die Abstammungslehre, angez. von B. Lippold . . . 316
Buesgen, M., Der deutsche Wald, angez. von J. Danker 182
Behrendsen, O., und *E. Götting*, Lehrbuch der Mathematik nach modernen Grundsätzen, A. Unterstufe, angez. von M. Nath 171
Bericht über einen Goethe-Abend mit Lichtbildern und Gesangsvorträgen, angez. von R. Jonas 148
Capitaine, W., Lehrbuch der katholischen Religion für die oberen Klassen, 2. bis 4. Teil, angez. von H. Hoffmann 419
Cornelius, H., *E. Reisinger* und *G. Kerschensteiner*, Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen, angez. von P. Tietz 628

Digitized by Google

Seite

Cybulski, St., Tabulae, quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur, angez. von M. Hodermann 655
Detlefsen, D., Die Anordnung der geographischen Bücher des Plinius und ihre Quellen, angez. von O. Wackermann 301
Detlefsen, D., Die Entdeckung des germanischen Nordens im Altertum, angez. von O. Wackermann 587
Deutsche Eichen, Luther und Bismarck, angez. von M. Hodermann . 467
Diehl, Ch., Figures byzantines, angez. von A. Waechter 359
Dieterich, K., Byzantinische Charakterköpfe, angez. von A. Waechter 359
Dietze, J., Griechische Sagen, 2. Band, angez. von O. Genest . . . 159
Dols, A., Goethes Mitschuldige, mit Anhang: Abdruck der ältesten Handschrift, angez. von M. Consbruch 652
Draheim, H., Schillers Metrik, angez. von P. Wetzel 338
Eichentopf, H., Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung, angez. von A. Biese 219
Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 3. Auflage, angez. von R. Jonas 147
Engel, E, Kurzgefaßte deutsche Literaturgeschichte, ein Volksbuch, angez. von P. Schwarz 578
Etbuche, G., Deutsche Sprachlehre und Literaturgeschichte, 2. Teil: Mittelstufe, angez. von P. Wetzel 29
Finckh, Th., Lehrbuch der philosophischen Propädeutik, angez. von K. Schmidt 647
Fischer, H., Grundzüge der deutschen Altertumskunde, angez. von R. Jahnke 423
Flügel, O., s. Herbart.
Förster, F. W., Sexualethik und Sexualpädagogik, 2. Auflage, angez. von J. Noryskiewicz 408
Fritzsch, R., Die deutsche Satzlehre in Schule und Wissenschaft, angez. von P. Wetzel 650
Fritzsche, H., s. Chr. Ostermann.
Fritschi, B., *B. Schremmer* und *H. Holzinger*, Biblisches Lesebuch, angez. von A. Bienwald 415
Funck, A., s. Plautus.
Ganger, A., Deutsche Dichtung, angez. von R. Jahnke 462
Garcke, A., Illustrierte Flora von Deutschland, 20. Auflage, von F. Zimmermann, angez. von B. Landsberg 179
Gaudig, H., Didaktische Ketzereien, angez. von A. Lange 639
Gaudig, H., Didaktische Präludien, angez. von A. Lange 641
Georges, H., s. K. E. Georges.
Georges, K. E., Kleines lateinisch-deutsches Handwörterbuch, 9. Auflage von H. Georges, angez. von O. Wackermann. 224
Gercke, A., und *E. Norden*, Einleitung in die Altertumswissenschaft, 1. Band, angez. von F. Heußner 469
Gilg, E, und *R. Muschler*, Phanerogamen, angez. von M. Paeprer . . 375
Gilow, H., *W. Manthey* und *W. Waetzoldt*, H. v. Kleists Werke in 6 Teilen, 2. Auflage, angez. von P. Wetzel 434
Gizewski, P., Bildende Kunst und Literatur, angez. von K. Kinzel . 438
Glaser, Griechische und deutsche Lyriker, angez. von O. Genest . . 473

Digitized by Google

Seite

Gnau, E., Astronomie in der Schule, 2 Teile, angez. von M. Nath . 50
Goethes Werke in 20 Bänden, herausgegeben von K. Alt, angez. von E. Stutzer 426
Goldschmidt, O., Berlin in Geschichte und Gegenwart, angez. von R. Lange 754
Göller, O., s. J. Smend.
Götting, E., s. O. Behrendsen.
Grimsehl, E., Lehrbuch der Physik zum Gebrauche beim Unterricht usw., angez. von R. Schiel 249
Hahn, H., Leitfaden für physikalische Schülerübungen, angez. von R. Schiel 537
Halfmann, H. und *I. Köster*, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht, 3. Teil, Ausgabe B, 2 Bändchen, angez. von A. Bienwald 414
Hartmann, K. A. M., s. G. K. Wolf.
Heering, W., Leitfaden für den biologischen Unterricht in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten, angez. von B. Landsberg . 175
Heimatschutz in Sachsen, angez. von O. E. Schmidt 534
Heinemann, O., Handbuch über die Organisation und Verwaltung der öffentlichen preußischen Unterrichtsanstalten, angez. von M. Nath 203
Heinichen, Lateinisches Schulwörterbuch. Teil 1: Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch, 8. Auflage von H. Blase und W. Reeb. Mit einem Abriß der lateinischen Laut-, Formen- und Wortbildungslehre von E. Hermann, der Bedeutungslehre und Stilistik von K. Reissinger, sowie einem Abriß der römischen Literaturgeschichte, angez. von O. Wackermann 224
Heinrich, J., s. E. v. Schenkendorff.
Heinrici, D. G., Hellenismus und Christentum, angez. von Chr. Muff . 476
Heller, C., Das Süßwasseraquarium, angez. von J. Danker 181
Hellinghaus, O., Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen, 1. bis 4. Band, angez. von A. Führer 461
Henke, O., und *B. Lehmann*, Die neueren Forschungen über die Varusschlacht, angez. von Th. Becker 530
Herbart, Sämtliche Werke, 14. u. 15. Band herausgegeben von O. Flügel, angez. von F. Neubauer 646
Herding, I. F., Beleuchtung und Heizung, angez. von J. Danker . . . 183
Hermann, E., s. Heinichen.
Herrig, La France littéraire, édition abrégée, morceaux choisis par E. Pariselle, angez. von J. Schmidt 588
Hirt, H., Etymologie der neuhochdeutschen Sprache, angez. von F. Seiler 444
Hesse, R., und *F. Doflein*, Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhang betrachtet, 1. Band: R. Hesse, Der Tierkörper als selbständiger Organismus, angez. von B. Landsberg 600
Hippius, A., Der Kinderarzt als Erzieher, praktisches Handbuch für Eltern, Ärzte und Lehrer, angez. von A. Lange 636
Hoffmann, G., Fort mit dem griechischen Sprachunterricht, angez. von P. Tietz 278

Digitized by Google

Seite

Höller, K., und *G. Ulmer,* Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk, angez. von J. Danker 181
Hoppe, E., Freiwillige Schülerübungen in der Physik im humanistischen Gymnasium, angez. von R. Schiel 250
Holz, G., s. Nibelungenlied.
Holzinger, H., s. B. Fritschi.
Ihm, M., Palaeographia latina, series I, angez. von E. Heydenreich . 355
Jacob, J., Arithmetik, 1. Teil: Unterstufe, angez. von A. Kallius . . 666
Jaenicke, H., Die Geschichte Polens, ein Beitrag zum Verständnis der polnischen Frage, angez. von M. Hodermann 662
Jaenicke, H., Bilder aus der polnischen Geschichte, angez. von M. Hodermann 662
Jäger, O., Deutsche Geschichte in 2 Bänden, 2. Band, angez. von G. Reinhardt 591
Jörss, P., Einführung ins Französische auf lateinischer Grundlage, angez. von A. Funck 228
Junker, F., Methodisch geordnete Aufgabensammlung für Arithmetik und Algebra, angez. von A. Kallius 665
Kalähne, A., s. L. Poincaré.
Kammer, E., Ein ästhetischer Kommentar zu Aischylos' Oresteia, angez. von O. Wackermann 368
Kapelle, W., Deutsche Charakterköpfe, Band 4: Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg, herausgegeben von M. Schmitt-Hartlieb, angez. von O. Genest 215
Kehrbach, K., Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehung und Schulgeschichte, 19. Jahrgang, angez. von K. Mollenhauer . 204
Kemmer, L., Grundschäden des Gymnasiums und Vorschläge zu ihrer Heilung, angez. von P. Tietz 563
Kerschensteiner, G., s. H. Cornelius.
Kerschensteiner, G., Grundfragen der Schulorganisation, 2. Auflage, angez. von P. Tietz 629
Kerschensteiner, G., Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung, angez. von P. Tietz 634
Kesseler, K., Der Unsterblichkeitsglaube in religionsphilosophischer Beleuchtung, angez. von A. Bienwald 740
Kittel, P., s. H. Müller-Bohn.
Kittel, R., Die alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen mit Berücksichtigung des Religionsunterrichtes, angez. von A. Jonas 566
Klaeß, P., s. J. Tannery.
Klaje, H., Graf Reinhold von Krockow, ein Lebensbild aus der Franzosenzeit, angez. von J. Heling . . . . , . 243
Klee, G., s. F. Schultz.
Kleiber, J., Zur Erinnerung der physikalischen Schülerübungen auf den Unterstufe, angez. von R. Schiel 307
Klein, F., s. J. Tannery.
Kleinpaul, R., Die deuschen Personennamen, angez. von P. Cascorbi . 456

Digitized by Google

Seite

Klement, K., Elementargrammatik der griechischen Sprache auf Grund der Griechischen Grammatik von Hintner-Klement, angez. von O. Kohl 157
Knauer, F., Tierwanderungen und ihre Ursachen, angez. von B. Landsberg 599
Knoegel, W., Berufliche Streifzüge, angez. von P. Wetzel 707
Knopf, R., Paulus, angez. von A. Bienwald 214
Köhler, K., s. Th. B. Macaulay.
Kohlrausch, E., und *A. Marten*, Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten, angez. von G. Riehm 184
Kohlrausch, K., Leben, Fehden und Händel des Ritters Götz von Berlichingen, zubenannt mit der eisernen Hand, durch ihn selbst beschrieben, 2. Auflage, angez. von K. Kinzel 716
Köster, J., s. H. Halfmann.
Kötz, Ausgewählte Fabeln von La Fontaine mit biographischer und literarischer Einleitung, erklärenden Anmerkungen, einer Übersicht über den Versbau und einer Charakteristik der Sprache, angez. von M. Banner , ... 42
Kraetsch, E. und *A. Mittag*, Lateinisches Wörterbuch, angez. von O. Wackermann 224
Krefft, P., Reptilien- und Amphibienpflege, angez. von J. Danker . . 181
Kübler, A., Die deutschen Berg-, Flur- und Ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebietes, angez. von H. Buchner 664
Kühne, A., und *K. Vorwerk*, Deutsches Lesebuch für Vorschulen höherer Lehranstalten, 2 Bände, angez. von F. Heußner 346
Kutzner, A., s. Schiller.
Lamprecht, K., Deutsche Geschichte, 11. und 12. Band, angez. von E. Stutzer 512
Lange, R., s. D. Müller.
Lehmann, B., s. O. Henke.
Lehmann-Haupt, C. F., Armenien einst und jetzt, 1. Band, angez. von K. Regling 532
Leick, E., Die biologischen Schülerübungen, angez. von M. Paepre r . 374
Leimbach, K. L., Leitfaden für den Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten, neubearbeitet von P. B. Schmidt, 1) Vorstufe (für die Vorschule, sowie Sexta und Quinta), 2) 1. Teil (Unter- und Mittelstufe), 6. Auflage, Ausgabe B für die Provinz Schlesien, angez. von H. Eickhoff 416
Leuchtenberger, G., Vademecum für junge Lehrer, angez. von O. Genest 406
Lienhard, F., Das klassische Weimar, angez. von R. Jahnke 425
Liermann-Vilmar, 1) Altdeutsches Lesebuch mit Anmerkungen, 2) Wörterbuch mit grammatischem und metrischem Anhang zu dem altdeutschen Lesebuch, angez. von F. Heußner 457
Literaturbericht, historisch-pädagogischer, über das Jahr 1908, angez. von F. Heußner 625
Lohmeyer, J., Auf weiter Fahrt. Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek, fortgeführt von G. Wislicenus, 6. Band, angez. von R. Brendel 508
Lohr, F., Das Marsfeld, angez. von Th. Becker 525

Digitized by Google

Lorenz, K., Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien, 1. Hauptteil: Die vorchristliche Kulturwelt (das Altertum), angez. von M. Hodermann 663
Lorenhardt, E., s. O. Rabes.
Luckenbach, H., Kunst und Geschichte, Teil 2: Abbildungen zur deutschen Geschichte, 3. Auflage, angez. von G. Reinhardt . . . 221
Macaulay, Th. B., The History of England chap. VII und IX, erklärt von W. Otto, angez. von M. Banner 506
Macaulay, Th. B., Warren Hastings, herausgegeben von K. Köhler, angez. von M. Banner 507
Macco, H. F., Zur Reformationsgeschichte Aachens während des 16. Jahrhunderts, angez. von E. Heydenreich 517
Mahler, G., Physikalische Aufgabensammlung, mit den Resultaten, 2. Auflage, angez. von R. Schiel 668
Manthey, W., s. H. Gilow.
Martens, W., Badische Geschichte, angez. von R. Lange 370
Mayne, H., Mörikes Werke in 3 Bänden, angez. von G. Boetticher 581
Mehler, F. G., Hauptsätze der Elementar-Mathematik, bearbeitet von A. Schulte-Tigges, Ausgabe B, angez. von M. Nath 377
Meillet, A., Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprache. Vom Verfasser genehmigte Übersetzung von W. Printz, angez. von E. Hermann 348
Meinhold, P., Arndt, angez. von R. Brendel 510
Meth, B., Schulgeschichte aus dem alten Görlitzer Kloster, angez. von F. Heußner. 343
Meyer, F., Tales and Stories from American Authors, angez. von M. Banner 43
Michael, W., Überlieferung und Reihenfolge der Gedichte Höltys, angez. von M. Consbruch 652
Miltag, A., s. B. Kraetsch.
Mittenzweig, A., Bürgerkunde, 5. Auflage der „Vierzig Lektionen über die vereinigte Gesetzeskunde und Volkswirtschaftslehre", angez. von J. Froboese 44
Molière, Le Bourgeois gentilhomme, herausgegeben von H. Platow, angez. von M. Banner 356
Moller, K., Der Vorturner, 3. Auflage, angez. von O. Reinecke . . . 539
Morgan, L., Instinkt und Gewohnheit, autorisierte deutsche Übersetzung von M. Semon, angez. von B. Lippold 308
Müller, D., Geschichte des deutschen Volkes, 20. Auflage von R. Lange, angez. von M. Schmidt 594
Müller, F., Ein Stück Demminer Lateinschulgeschichte aus der Schwedenzeit, angez. von H. Ziemer (†) 48
Müller, F., Führer durch die mathematische Literatur, angez. von M. Nath 172
Müller, H., Vokabular zu Caesars Commentarii rerum in Gallia gestarum, 2. Ausgabe, angez. von M. Goerne 355
Müller, H. F., Die Tragödien des Sophokles, angez. von E. Grünwald 490
Müller, H. F., Beiträge zum Verständnis der tragischen Kunst, 2. Ausgabe, angez. von E. Grünwald 490

Digitized by Google

Seite

Müller, H. J., s. Chr. Ostermann.
Müller, P. J., Lehr- und Wiederholungsbuch der französischen Sprache, angez. von M. Banner 505
Müller-Bohn, H., Die deutschen Befreiungskriege, Deutschlands Geschichte von 1806—1815, veranlaßt und herausgegeben von P. Kittel, angez. von R. Brendel 165
Münch, W., Gedanken über Fürstenerziehung aus alter und neuer Zeit, angez. von A. Jonas. 403
Muschler, R., s. E. Gilg.
Müsebeck, E., E. M. Arndts Stellung zu den Reformen des studentischen Lebens (1815, 1841/43), angez. von F. Heußner 274
Mutzbauer, C., Die Grundbedeutung des Konjunktivs und Optativs und die Entwicklung im Griechischen, angez. von H. Ziemer (†) . . . 363
Mutzbauer, C., Die Grundlagen der griechischen Tempuslehre und der homerische Tempusgebrauch, 2. Band, angez. von H. Ziemer (†) 483
Nibelungenlied, übersetzt von K. Simrock, herausgegeben von G. Holz, angez. von G. Boetticher 427
Norden, E., s. A. Gercke.
v. Oettingen, A., Die Schule der Physik, besonders für das Selbstudium, angez. von R. Schiel 667
Ostermann, Chr., Lateinisches Übungsbuch. Ausgabe C. Vierter Teil erste Hälfte: Tertia, bearbeitet von H. J. Müller und H. Fritzsche, angez. von R. Berndt 153
Oswald, W., Wider das Schulelend, ein Notruf, angez. von P. Tietz 279
Otto, A., E. M. Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein, angez. von A. Zehme 752
Otto, W., s. Th. B. Macaulay.
Pappritz, R., Epaminondas und seine Zeitgenossen, angez. von Th. Becker 528
Pariselle, E., s. Herrig.
Paßkowski, W., Lehrbuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens, 4. Auflage, angez. von R. Jahnke 424
Paßmann und *Voos*, Französische Gedichte und Lieder, angez. von M. Banner 357
Paust, J., Zur Religion, ausgewählte Stücke aus der religiösen Literatur von Luther an bis zur Gegenwart, angez. von A. Bienwald . 413
Perthes, s. E. Bruhn.
Peter, B., Die Planeten, angez. von R. Schiel 61
Petersen, Die wunderbare Geburt des Heilandes, angez. von A. Bienwald 26
Pfeifer, W., Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, 1. bis 3. Teil, 2. Auflage, angez. von M. Hodermann 661
Platow, H., s. Molière.
Plautus, Der Geizige und sein Schatz (Aulularia), übersetzt von A. Funck, angez. von M. Niemeyer 656
Poincaré, L., Die Elektrizität, übersetzt von A. Kalähne, angez. von R. Schiel 60
Porschke, C., Schwannsche Wandkarte zur brandenburgisch-preußischen Geschichte, 6. Auflage von A. Bludau, angez. von E. Oehlmann 241

Digitized by Google

Seite

Printz, W., s. A. Meillet.
Rabes, O. und *E. Löwenhardt*, Leitfaden der Biologie für die Oberklassen höherer Lehranstalten, angez. von M. Paepper 669
Radermacher, L., s. Sophokles.
Rausch, G., Goethe und die deutsche Sprache, angez. von O. Weise . 441
Reeb, W., s. Heinichen.
Regener, F., Grundzüge einer allgemeinen Methodenlehre des Unterrichts, 2. Auflage, angez. von A. Lange 637
Reinhard, s. E. Bruhn.
Reisinger, E., s. H. Cornelius.
Reissinger, K., s. Heinichen.
Rieck, L. G., Unsere Muttersprache, gesammelte Abhandlungen über deutschkundliche Fragen, angez. von P. Cascorbi 576
Rüdiger, B. E., Deutscher Liederschatz, Ausgabe A, 1. und 2. Heft, angez. von H. Eickhoff 49
Roller, K., s. H. Selter.
Rosenberg, K., Unterstufe der Physik, Ausgabe für Gymnasien, 2. Auflage, angez. von R. Schiel 61
Rothstein, G., Leitfaden zum Unterricht im alten Testament, angez. von A. Bienwald 215
Rothstein, G., Lesebuch zum Unterricht im Alten Testament, angez. von A. Bienwald 414
Röttiger, Elternabende, eine Sammlung von Vorträgen über Schul- und Erziehungsfragen, angez. von P. Tietz 740
Sachs, C., s. G. Sand.
v. Sallwürk, E., Deutsche Romantik, angez. von K. Kinzel 716
Sand, G., La Mare au Diable, herausgegeben von C. Sachs, angez. von M. Banner 342
Schapire-Neurath, A., Friedrich Hebbel, angez. von W. Bauder . . . 38
Scheel, W., Bilder aus Deutsch-Ostafrika, angez. von P. Wetzel . . 717
Scheer, K., s. J. Smend.
v. Schenkendorff, E. und *J. Heinrich*, Ratgeber zur Pflege der körperlichen Spiele an den deutschen Hochschulen, 4. Auflage, angez. von E. Friedländer 669
Schillers Werke, herausgegeben von A. Kutzner und H. H. Zisseler in 10 Teilen, angez. von G. Boetticher. 27
Schlee, F., Geschichte des Königlichen Gymnasiums mit Realschule zu Landsberg a. W. 1859—1909, angez. von M. Nath 413
Schlemmer, K., Leitfaden der Erdkunde für höhere Lehranstalten, 3. Teil: Lehrstoff für die oberen Klassen. Physische Erdkunde. Die Erde und das Leben, angez. von J. Heling 169
Schmidt, F., Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in den unteren Klassen, angez. von P. Wetzel 467
Schmieder, Lektüre zur Geschichte des 19. Jahrhunderts aus Meisterwerken deutscher Geschichtschreibung, angez. von O. Genest . 660
Schmidt-Hartlieb, M., s. W. Kapelle.
Schnell, J., s. J. Smend.
Schönbach, A. E., Walther von der Vogelweide, 3. Auflage, angez. von K. Kinzel 435

Digitized by Google

Seite

Schönfelder, E., Literaturgeschichtliches Lesebuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten, angez. von K. Endemann 219
Schönhuth, O., s. J. Smend.
Schönichen, W., Natur und Schule in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, angez. von B. Landsberg 180
Schoop, A., Die bildende Kunst in der höheren Schule, angez. von P. Geyer 524
Schremmer, B., s. B. Fritschi.
Schröder, H., Germanisch-Romanische Monatsschrift, angez. von O. Weise 149
Schröer, H. und *K. v. Ziegler*, Übungen, Spiele, Wettkämpfe, angez. von O. Reinecke 539
Schubert, H., Elementare Arithmetik und Algebra, 2. Auflage, angez. von A. Kallius 665
Schulte-Tigges, A., s. F. G. Mehler.
Schultz, F., Lehrbuch der Geschichte, neubearbeitet von G. Klee, Abteilung 1: Griechische Geschichte, 3. Auflage, Abteilung 2: Römische Geschichte, 3. Auflage, angez. von G. Reinhardt . . 233
Schurig, W., Biologische Experimente nebst einem Anhang: Mikroskopische Technik, angez. von B. Lippold 317
Schuster, M., Geometrische Aufgaben und Lehrbuch der Geometrie, Ausgabe A, 3. Teil: Stereometrie, 2. Auflage, angez. von M. Nath . 50
Schuster, M., Valerius Catullus in deutscher Übertragung, angez. von K. P. Schulze 657
Schütz-Westerfeld, W., Meine Schulbuben beim Selbstschaffen, eine Aufsatzernte, die neue Wege weist, angez. von P. Wetzel . . . 270
Schwantes, G., Aus Deutschlands Urgeschichte, angez. von J. Danker 184
Schwartz, E., Charakterköpfe aus der antiken Literatur, 1. und 2. Reihe, angez. von O. Wackermann 583
Schwarze, K., Herbert Spencer, angez. von R. Jonas 145
Schwarzenberg, A., Übungsbücher für den Unterricht in der lateinischen Sprache an gymnasialen Anstalten mit lateinlosem Unterbau. C: Sekunda und Prima, 2. Auflage, angez. von O. Vogt . . . 351
Schwering, J., Freiligraths Werke in 2 Bänden, angez. von G. Boetticher 433
Seidel, P., Hohenzollern-Jahrbuch, Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen, 13. Jahrgang, angez. von E. Heydenreich 748
Seidenberger, Bürgerkunde in Lehrproben, angez. von R. Lange . . 518
Selter, H. und *K. Roller*, Verhandlungen der 9. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, angez. von H. Koenigsbeck 206
Semon, M., s. L. Morgan.
Siebert, A., Grundriß der Physik, 2. Auflage, angez. von R. Schiel . 606
Simonyi, S., Die ungarische Sprache, Geschichte und Charakteristik, angez. von K. G. Szidon 281
Simrock, K., s. Nibelungenlied.
Smalian, K., Leitfaden der Pflanzenkunde, 1. Band, angez. von M. Paeprer 537
Smalian, K., Leitfaden der Tierkunde, 1.—3. Teil, angez. von M. Paeprer 180

Digitized by Google

Seite

Smalian, K., Leitfaden der Tierkunde für höhere Lehranstalten 4. und 5. Teil, angez. von M. Paeprer 376

Smend, J., Der evangelische Religionsunterricht auf höheren Schulen, dargestellt von O. Schönhuth, H. Strohl, K. Scheer, O. Göller und J. Schoell, angez. von A. Bienwald 737

Solmsen, F., Beiträge zur griechischen Wortforschung, 1. Teil, angez. von O. Wackermann 480

Sommer, J., Praktischer Lehrgang der Arithmetik, angez. von A. Kallius 379

Sophokles' Oidipus auf Kolonos, 9. Auflage von L. Radermacher, angez. von W. Gemoll 489

Spiero, H., Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius, angez. von P. Wetzel 272

Stiehl, H., Prosalesebuch, 6. und 7. Teil, 3. Auflage, angez. von R. Glaser 217

Steidel, P., s. E. Borel.

Steinecke, V., Landeskunde der Rheinprovinz, angez. von J. Heling . . 242

Stemmender, A., Paedagogica Austriaca, Rückblicke eines alten Schulmannes, angez. von P. Tietz 632

Strohl, H., s. J. Smend.

Strohmeyer, F., Leçons de choses, angez. von M. Banner 744

Stutzer, E., Lehrbuch der deutschen Staatskunde, 2. Auflage, angez. von R. Lange 231

Stutzer, E., Kleine deutsche Staatskunde, angez. von R. Lange . . . 756

Sudhaus, S., Menandri reliquiae nuper repertae, angez. von O. Wackermann 586

Svoronos, J. N., Das Athener Nationalmuseum mit erläuterndem Text, deutsche Ausgabe von M. Barth, angez. von K. Regling . . . 373

Tannery, J., Elemente der Mathematik, mit einem geschichtlichen Anhang von P. Tannery. Ins Deutsche übersetzt von P. Klaeß. Mit einem Einführungswort von F. Klein, angez. von M. Nath . . 51

Tannery, P., s. J. Tannery.

Tesdorpf, W., Bilderatlas zur Einführung in die Kunstgeschichte, angez. von M. Hodermann 277

Thieke, A., Die Augsburgische Konfession, angez. von A. Bienwald . 414

Thieme, H., Die Elemente der Geometrie, Grundlehren der Mathematik, 2. Teil, 1. Band, angez. von M. Nath 172

Thomas, P. F., L'Éducation dans la Famille, angez. von A. Funckh . 163

Thraendorff, E., Kirchengeschichte und Erziehung, angez. von A. Bienwald 739

Thumb, A., Handbuch der griechischen Dialekte, angez. von E. Hermann 487

Tise, C., Leitfaden der Kirchengeschichte, angez. von A. Bienwald 214

Uhle, P., Schiller im Urteile Goethes, angez. von O. Weise 442

Ulmer, G., s. K. Höller.

Ulmer, s. Liermann.

Unzlin, A., Geschichte der deutschen Dichtung, Leitfaden für den Unterricht in den oberen Klassen der Mittelschulen, angez. von P. Wetzel 742

Vogt, A., Lehrbuch der Pflanzenkunde, 1. und 3. Teil, angez. von B. Landsberg 54

Digitized by Google

Seite

Voigt, A., Die botanischen Schulbücher, Geleitschrift zum Lehrbuch der Pflanzenkunde, angez. von B. Landsberg 54
Voigt, A., Die Pflanzengeographie in den botanischen Schulbüchern, zweite Geleitschrift zu dem Lehrbuch der Pflanzenkunde, angez. von B. Landsberg 54
Voos, s. Paßmann.
Voos, Die mündlichen Übungen im neusprachlichen Unterricht, angez. von A. Rohr 163
Vorwerk, K., s. A. Kühne.
Vürtheim, J., Octavia praetexta cum prolegomenis, annotatione critica, notis exegeticis, angez. von O. Wackermann 151
Waetzoldt, W., s. H. Gilow.
Wahl, A., Vorgeschichte der französischen Revolution, ein Versuch, 2. Band, angez. von J. Froboese 283
Warnke, K., Repetitionsgrammatik der französischen Sprache, 2 Teile, angez. von O. Josupeit 502
Wassner, J., Schule und Haus, angez. von P. Tietz 22
Weise, O., Unsere Mundarten, ihr Wesen und ihr Werden, angez. von J. Schiepek 463
Weiß, J., Die Anfänge des Dogmas, angez. von A. Bienwald . . . 26
Weldler-Steinberg, A., Körners Briefwechsel mit den Seinen, angez. von W. Bauder 654
Wendt, G., Lebenserinnerungen eines Schulmannes, angez. von K. Kruse 334
Wendt, O., Enzyklopädie des französischen Unterrichts, angez. von A. Rohr 160
Wershoven, F. J., Hauptregeln der englischen Syntax, mit einem Anhange: Synonyma, 4. Auflage, angez. von H. Truelsen . . . 745
Wershoven, F. J., Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische, 5. Auflage, angez. von H. Truelsen 745
Willmann, O., Philosophische Propädeutik für den Gymnasialunterricht, 2. Teil: Empirische Psychologie, 2. Auflage, angez. von R. Jonas 146
Willmann, O., Aristoteles als Pädagog und Didaktiker, angez. von H. F. Müller 212
Wislicenus, G., s. J. Lohmeyer.
Witkop, Ph., Die neuere deutsche Lyrik, 1. Band, angez. von K. Kinzel 647
Wolf, G. K., Ein Semester in Frankreich, mit einem Geleitwort von K. A. M. Hartmann, angez. von H. Truelsen 229
Wolf, H., Geschichte des antiken Sozialismus und Individualismus, angez. von Th. Becker
Wolff, E., Der junge Goethe, Goethes Gedichte in ihrer geschichtlichen Entwicklung, angez. von A. Biese 33
Wolff, M. J., Molière, der Dichter und sein Werk, angez. von A. Rohr 503
Wulff, L., Herbarvorschule und Herbarpflanzenregister für kleine Herbarier, angez. von B. Landsberg 599
v. Ziegler, K., s. H. Schröer.
Ziehen, J., Neue Studien zur lateinischen Anthologie, angez. von E. Thomas 494
Zielinski, Th., Cicero im Wandel der Jahrhunderte, 2. Auflage, angez. von C. Köhler 39

Digitized by Google

Seite
Zimmer, H., Führer durch die deutsche Herbart-Literatur 633
Zimmermann, E., Goethes Egmont, angez. von M. Consbruch . . . 652
Zimmermann, F., s. A. Garcke.
Zinsler, H. H., s. Schiller.
Zucker, M., Albrecht Dürer in seinen Briefen, angez. von P. Geyer . 144
Zurbonsen, F., Anleitung zur geschichtlichen Lektüre, angez. von A. Zehme 752
Zurbonsen, F., Frau von Berg, Luise Königin von Preußen, angez. von A. Zehme 752
Zurbonsen, F., Die Prozeßaussagen der Jungfrau von Orleans und ihr Leben, übersetzt aus den Prozeßakten von 1431, angez. von A. Zehme 752
Entgegnung, von A. Voigt 251
Bemerkungen zu obiger Erklärung, von B. Landsberg 252

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Die 14. Direktoren-Versammlung in der Provinz Schlesien 381
Bericht über die Sitzungen des Philologischen Vereins zu Berlin im 41. Vereinsjahr 758

VIERTE ABTEILUNG.

Eingesandte Bücher . . 63. 186. 253. 319. 382. 541. 607. 671. 719. 767

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

Caesar, von H. Meusel 20
Ciceros Reden, von F. Luterbacher 215
Homer, höhere Kritik, von C. Rothe 347
Horatius, von H. Röhl 76
Livius, von H. J. Müller 1
Plato, von E. Hoffmann 288
Tacitus, von G. Andresen 250
Vergil, von H. Belling 145

Digitized by Google

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Übergänge und Stoffverteilung. Glossen zum Geschichtsunterricht.

Der menschliche Geist ist zu armselig, als daß er ohne Hilfsmittel den ununterbrochenen, verwirrenden Strom geschichtlichen Geschehens begreifen könnte. Darum hat er sich schon in den ersten Anfängen nach Hilfsmitteln umgesehen und sie in der Einteilung und in den Jahreszahlen gefunden. Diese Hilfsmittel sind dann auf der Schule bisweilen so eifrig verwandt worden, daß man darüber vergaß, daß sie eben nur Hilfsmittel sind, und jener verwirrende Strom wurde ein armselig Wässerlein, das bald ganz zu versiegen drohte. Nun hat seit einiger Zeit auch hier eine Reaktion eingesetzt, und — wie das so im menschlichen Leben stets zu gehen pflegt — der Pendel schlug nach der anderen Seite aus: man verachtete die Zahl und vergaß, daß eben nicht nur der Menschengeist, sondern auch der des Schülers armselig ist und der Geschichtsunterricht ohne die Aufrichtung eines festen Zahlengerüstes dem Schüler nur das verworrene Rauschen des geschichtlichen Stromes vernehmbar macht. Auch hier ist die media aurea der richtige Weg.

Hat man nun auch an dem Zahlenwesen gerüttelt, die Einteilung blieb stets unerschüttert: Altertum, Mittelalter, Neuzeit. Wer kännte sie nicht, wer wüßte nichts von der stereotypen Einteilung des Altertums in griechische und römische Geschichte? So fest ist diese Einteilung geworden, so mächtig hat sie sich dem Gedächtnis aller eingeprägt, daß sich mit ihr ganz von selbst die Ansicht eingenistet hat, bei dem Abschluß einer solchen Epoche gehe ein tiefer Schnitt durch die Geschichte, und dann fange der neue Abschnitt gewissermaßen von vorn an. Daß der Strom geschichtlichen Geschehens ununterbrochen daherrollt, keinen Aufenthalt, keine Unterbrechung kennt, daß Ursache und Wirkung auch hier unaufhörlich tätig sind, wie wenigen, selbst Ge-

Digitized by Google

bildeten, ist das klar? Und ist der Geschichtsunterricht in unseren Schulen, die Art der Darbietung des Stoffes in unseren Lehrbüchern nicht schuld an jener falschen Ansicht? Sind die Übergänge von einer Epoche zur andern auch nur irgendwo berücksichtigt?

In die griechische Geschichte wird nach Kräften die orientalische Geschichte hineingestopft. Eine Berücksichtigung der modernen Forschungsergebnisse auf diesem Gebiete ist natürlich unmöglich, wenn man mit der Geschichte des Griechentums beginnt und bei Gelegenheit der Perserkriege das Versäumte nachzuholen sucht. Wär's nicht richtiger, wenn „die Behandlung der Zeit vor Solon" der Vervollständigung überlassen bliebe und die IV mit der Geschichte der orientalischen Völker begönne, um mit dem Zusammenstoß zwischen Persern und Griechen ganz naturgemäß und chronologisch zur griechischen Geschichte überzugehen? Wie zeitraubend und historisch doch unwesentlich die „Zeit vor Solon" ist, hat man in den Lehrplänen und Lehraufgaben wohl schon eingesehen, da dort [1]) für diese Zeit Beschränkung „auf das knappste Maß" verlangt wird. Aber warum soll hier nicht ganze Arbeit gemacht werden? Bedauerlich ist übrigens, daß die Gestalt Philipps von Makedonien gewöhnlich gar zu stiefmütterlich behandelt wird und ferner Aeschines noch immer ganz vor Demosthenes zurücktritt.

Die griechische Geschichte wird in IV wie in O II abgeschlossen mit dem Tode Alexanders des Großen und „einem Ausblick auf die Diadochenzeit". Wie dieser „Ausblick" auf eine der bewegtesten und interessantesten Epochen der Geschichte im allgemeinen ausfällt, mag man aus den Lehrbüchern ersehen. Neubauer z. B., dessen Buch doch als eins unserer besten gilt, bringt auf einer halben Seite die Ergebnisse der Diadochenkämpfe in trockener Aufzählung, von all den lebendigen leidenschaftlichen Gestalten dieser Zeit, die uns die Überlieferung so wunderbar klar vor Augen stellt, erfährt man nichts.

Mit dem Sommersemester wird meist die griechische Geschichte abgeschlossen, das lange Wintersemester der römischen Geschichte vorbehalten. Die Lehrpläne schreiben das zwar nicht vor, es ist aber Usus. Man braucht nur die Programme daraufhin anzusehen, um sich von dieser Tatsache zu überzeugen. Die ganze orientalische und griechische Geschichte beansprucht also weniger Zeit als die halbe römische. Die griechische Geschichte hört mit Alexander auf und die römische beginnt mit der „Gründung Roms"? Wo bleibt da der Übergang? Er ist in der Versenkung verschwunden, wie die Diadochengeschichte auch. Und warum? Um der sagenhaften römischen von der Gründung

---

[1]) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen von 1901, S. 45.

Digitized by Google

Roms bis zu den pyrrhischen Kriegen Platz zu machen. Die schemenhaften Helden der Römer treten an die Stelle der lebenstrotzenden Männer der Diadochenzeit. Zwar wollen die Lehrpläne die römische Vorzeit ebenfalls „auf das knappste Maß beschränken". Dies knappste Maß nimmt aber bei Neubauer z. B. 17 Seiten von 60 des gesamten Pensums ein. Jäger hat 13 Seiten von insgesamt 52 darauf verwandt. Wäre es nun nicht wirklich richtiger, einen Abriß der Diadochengeschichte an Stelle der römischen Vorzeit zu setzen, diese ganz nach V zu verweisen und mit dem Diadochen Pyrrhus, dem Kämpfer von Ipsos, zur römischen Geschichte überzugehen, mit Pyrrhus auch wieder die sizilische Geschichte aufzunehmen und so den Übergang zu den punischen Kriegen zu finden? Dann wäre auch der große Schritt, der jetzt die Geschichte des Altertums in eine griechische und eine römische Hälfte — die dabei gar keine Hälften sind — ohne Übergang zerlegt, auf einmal beseitigt und die lebendigen historischen Beziehungen zwischen Hellenentum und Römertum wiederhergestellt. Ferner aber würde man mit der Behandlung der Diadochenzeit auch den kulturbildenden Einfluß der Hellenen auf die orientalischen Völker verständlich machen können. Ohne Alexander keine Diadochen, aber ohne Diadochen auch kein Hellenismus!

Was nun von dem Pensum der IV gesagt ist, hat in noch höherem Maße Geltung für die OII. Die Lehrpläne fordern in den methodischen Bemerkungen die Entwicklung des Verständnisses „für den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse", gewiß mit Recht, besonders auf der Oberstufe. Tatsächlich aber geht der „pragmatische Zusammenhang" bei dem Übergang von der griechischen zur römischen Geschichte unter allen Umständen verloren, wenn die Diadochengeschichte übergangen wird; ein „Ausblick auf Orient und Hellenismus", wie er für O II gefordert wird, kann diesen Zusammenhang nicht herstellen. Die Fortlassung der Geschichte der römischen Vorzeit würde den weiteren Vorteil bringen, daß für die Würdigung des geistigen und wirtschaftlichen Lebens" mehr Zeit und Gelegenheit übrig bliebe.

In den mittleren Klassen soll die deutsche Geschichte behandelt werden. Hier ergeben sich die vier bekannten natürlichen Gruppen: 1. Die deutsche Vorzeit (bis zum Untergang der Karolinger); 2. Das Mittelalter; 3. Neue Zeit (bis zum großen Religionskrieg einschließlich); 4. Neueste Zeit. Schwierigkeiten bei den Übergängen finden sich nur zu 1 und 4, wenn auch die Gewohnheit, den Humanismus und anderes erst nach der Regierungszeit Maximilians zu behandeln, eine künstliche Hemmung in dem Strom der Ereignisse verursacht.

Bei dem Übergang vom Altertum zur Neuzeit zeigt sich nun dieselbe Erscheinung, wie sie eben schon klargelegt wurde. Die Darstellung der Geschichtsereignisse ist schon weit über die An-

Digitized by Google

fänge des Germanentums hinausgeschritten. Bei Augustus wird Halt gemacht, dann fängt man wieder mit dem Cimbernkrieg an. Freilich geht hier der Zusammenhang nicht so völlig verloren wie zwischen der römischen und griechischen Geschichte, aber auseinandergerissen werden die Ereignisse hier doch zweifellos. Warum man gerade mit der Schlacht von Aktium die römische Geschichte abbricht, ist, wenn man nicht die Tradition als Grund angeben will, aus historischen Gründen recht wenig verständlich; denn der erste princeps war doch Pompeius, dessen Machtstellung während des Seeräuberkriegs und während des Kampfes gegen Mithradates ganz der des Octavian gleichkam, auch waren die Bürgerkriege seit Aktium nicht beseitigt, man denke nur an die Kämpfe des Jahres 69 n. Chr. Geb. Wollte man in der Untertertia mit der deutschen Geschichte beginnen und eine Unterbrechung in deren Darstellung nicht eintreten lassen, dann mußte man erst die römische Geschichte ganz zu Ende führen, also bis zum Beginn der byzantinischen Geschichte. Denn vor der Merovingerzeit und den germanischen Staatengründungen läßt sich die deutsche Geschichte für die Schule nicht gut zusammenhängend darstellen; auch die Merovingerzeit ist für uns noch dunkel genug, sind wir doch da zum größten Teil auf eine einzige Quelle angewiesen, deren Parteilichkeit dazu noch feststeht.

Wenn es nun notwendig ist, die römische Geschichte zu unterbrechen und zum großen Teil noch in der Untertertia zu behandeln — für die Oberklassen kann ich die Notwendigkeit dieser Unterbrechung nicht anerkennen — so würde der Einschnitt besser bei dem Tode Sullas, des letzten Vorkämpfers der römischen Republik, geschehen. In der Untertertia müßte die römische Geschichte einfach fortgesetzt werden. Bei der Darstellung würde sich das immer stärkere Hervortreten des Germanentums inn- und außerhalb des römischen Staates ganz von selbst ergeben und so mit Leichtigkeit ein Übergang zur deutschen Geschichte geschaffen werden. Glauben und Staats- und Wirtschaftsverfassung der Germanen lassen sich bei Gelegenheit ihrer ersten Zusammenstöße mit römischen Machtfaktoren ebensogut behandeln als an der Spitze einer „deutschen" Geschichte, deren erster Teil in Wirklichkeit gar keine deutsche, sondern noch römische Geschichte ist.

Wünschenswert wäre übrigens, daß die Klatschgeschichten des Suetonius nicht noch immer zur Charakterisierung eines so tüchtigen Menschen und Kaisers wie Tiberius gebraucht würden. Gegen die Behauptung, daß Claudius einer der dümmsten Menschen gewesen sei, wendet sich schon Ranke, der auf die Eroberung Britanniens während der Regierung dieses gutmütigen und gelehrten Mannes hinweist. Das Eindringen der römisch-hellenistischen Kultur in den Occident, das durch Caesars Eroberungen vorbereitet wurde, müßte bei der Darstellung des ersten

Digitized by Google

Jahrhunderts auch mehr berücksichtigt werden. Daß die Durchsetzung des römischen Staates mit germanischen Elementen, vor allem das schließliche Überwiegen der Germanen im römischen Heer eines der wesentlichsten Momente für die Auflösung des römischen Reichs bildete, wird immer noch zu wenig betont, und fast nie werden sinnfällige Beispiele dafür angeführt. Das Auftreten des Franken Arbogast z. B. und die Unfähigkeit eines Mannes wie Theodosius, ihn ohne Germanenhilfe zu beseitigen, böten doch bequeme Gelegenheit zu solchen Betrachtungen. Auch die der römischen diametral entgegengesetzte Anschauung der Germanen vom Staat, die Ranke ebenfalls schon mit Recht besonders hervorhebt, finden immer noch zu geringe Beachtung. Während bei den Römern alles Staat war und die persönlichen Verhältnisse verkümmerten, stellt der Germane stets seine persönlichen Angelegenheiten voran und kümmert sich oft wenig um den Staat. Wie drastisch kommt das in den römischen und germanischen Sagen zum Ausdruck! Der Römer kann sich für den Staat opfern, der Germane nur für eine Person, nicht für ein Abstraktum. Den römischen Heeresverband hält militärischer Gehorsam und strenge Strafen, den germanischen die durchaus freiwillige persönliche und erbliche Treue zusammen. Welch ein Unterschied zwischen dem römischen Zwangsstaat und dem idealen, nur auf der Lehnstreue basierten germanischen Feudalstaat!

Mit Karl dem Großen beginnt eigentlich erst die deutsche Geschichte. Zwischen ihr und dem Altertum liegt als Übergang die Völkerwanderung, die nicht nur die germanischen Stämme, sondern auch die islamitische Welt umfaßt, und diese beiden Welten, Islam und Germanentum, platzen dann im achten Jahrhundert aufeinander: die Goten erliegen, aber die Franken wehren den Ansturm ab. Damit hört die Völkerwanderung auf, die Verhältnisse konsolidieren sich, das karolingische Reich entsteht, aus dem sich das deutsche entwickelt.

In den Kreuzzügen hat der Feudalstaat seine höchste Blüte erreicht, in ihnen ruhen schon die Keime der neuen Zeit. Durch diese nicht allein kriegerischen, sondern auch handelspolitischen Berührungen mit einer dem mittelalterlichen Christentum durchaus fremden Welt öffnen sich dem Unternehmungsgeist des Abendlandes plötzlich neue Wege, die alten Schranken fallen oder werden durchbrochen. Die Naturalwirtschaft beginnt in die Geldwirtschaft überzugehen, die unbeholfenen römischen Ziffern werden allmählich durch die arabischen ersetzt, der geographische Horizont weitet sich, und schon tauchen die ersten Entdecker auf, Männer wie Niccolo, Matteo und vor allem Marco Polo wenden sich dem fernen Osten zu und regen dadurch zu anderen Entdeckerfahrten an. Auch die Wurzeln des Humanismus reichen bis in die Zeit der letzten Kreuzzüge zurück. Schon aus alledem ersieht man,

Digitized by Google

wie außerordentlich langsam sich der Umschwung, der Übergang von der mittelalterlichen zur Neuzeit vollzieht.

In der Obertertia wird zunächst die Zeit der Reformation und Gegenreformation und des großen Religionskrieges behandelt. Mit dem Jahre 1648 hört für die Schüler dann einstweilen die Geschichte auf. Man fängt wieder von vorn an. Von dem an und für sich richtigen Gedanken ausgehend, es müsse vaterländische, also auch preußische Geschichte, getrieben werden, hat man diesen Gedanken allzu logisch verfolgt und eine besondere brandenburgische Geschichte konstruiert, mit deren Hilfe man dann jeden historischen Zusammenhang zerrissen und das ohnehin nicht allzu große geschichtliche Verständnis der Schüler endgültig in Verwirrung gebracht hat. Wohl wird der verständige Lehrer diese Provinzialgeschichte im Zusammenhang mit der deutschen Geschichte behandeln; aber gerade dabei wird sich um so deutlicher in ihm die Frage erheben: Warum in aller Welt konnte dies bischen Provinzialgeschichte nicht gleichzeitig mit der deutschen Geschichte behandelt werden? Warum müssen so viele der sonst so karg zugemessenen Stunden auf diese Kleinigkeiten verschwendet werden? Kann man Albrechts des Bären Geschichte nicht zusammen mit der Lothars und der Staufen behandeln, Friedrich I. nicht mit Sigismund, Joachim I. und Joachim II, nicht mit den übrigen Gestalten der Reformationszeit zusammenstellen? Warum läßt sich der jülich-clevische Erbfolgestreit nicht in der Zeit der Gegenreformation zusammen mit der Gründung von Union und Liga behandeln? Wird Georg Wilhelms Zögern Gustav Adolf gegenüber nicht verständlicher, wenn man ihn nicht aus dem großen Zusammenhang herausreißt und erweist, daß der Schwedenkönig doch immerhin Landesfeind war? Erst nach 1648 zerfällt die deutsche Geschichte in Landesgeschichten, und nun ist es wirklich an der Zeit, sich entschieden auf die preußische Seite zu schlagen. Nun ist reichlich Lehrstoff vorhanden, nun brauchen sich die Lehrbücher nicht mehr krampfhaft zu bemühen, das nackte Zahlen- und Namengerippe mit Phrasen zu umkleiden. Nun würde man auch Zeit finden, die preußische Geschichte bis zur Zertrümmerung des preußischen Staates fortzuführen, und damit einen naturgemäßen Einschnitt erreichen!

Auf diese Weise würde auch das Pensum der Untersekunda auf ein Maß zurückgeführt, das eine intensivere Behandlung der Geschichte des verflossenen Jahrhunderts und damit ein besseres Verständnis des Werdens des Deutschen Reiches ermöglichte. Vor allen Dingen bliebe dann auch noch Zeit, die Geschichte des Deutschen Reichs, besonders die soziale Gesetzgebung und die Grundrisse der Bürgerkunde eingehender zu behandeln. Dann würden auch nicht mehr soviel junge Leute, die das „Einjährige“ glücklich erreicht haben, fast ohne Kenntnis der wichtigsten poli-

Digitized by Google

tischen Zustände und Einrichtungen des modernen Staatswesens ins Leben hinaustreten, und sie würden nicht so leicht den Einflüsterungen und Verdrehungen staatsfeindlicher Elemente fast wehrlos gegenüberstehen. Nach der jahrelangen Vorbereitung muß doch im letzten Jahre ein Abschluß, ein abschließendes Verständnis für die Zustände im Deutschen Reich erzielt werden. Das ist aber nicht möglich, wenn das Pensum der letzten Klasse, also der Untersekunda, mit Lehrstoff zu sehr überlastet wird.

Aus den vorstehenden Darlegungen ergibt sich nun, daß in diesem vierjährigen Geschichtskursus durch die augenblickliche Stoffverteilung der geschichtliche Zusammenhang vielfach zerrissen wird, daß trotz der knappen Lehrstundenzahl in der Obertertia eine gewisse Verschwendung dieser Lehrstunden zu konstatieren ist, daß auch sonst auf Dinge Zeit verwendet wird, die für den Geschichtsunterricht gar keinen oder nur sehr bedingten Wert haben, und daß endlich eine praktischere Stoffverteilung garnicht so schwierig ist. Wenn in der Quarta 3 Stunden wöchentlich angesetzt werden, wie das heute nach den Lehrplänen schon erlaubt ist und in Realschulen auch schon geschieht, dann kann die alte Geschichte bis zur Völkerwanderung in dieser Klasse erledigt werden. Die übrigen Klassen vermögen ihr Pensum in 2 Stunden wöchentlich zu bewältigen. In der Untertertia wäre die Völkerwanderung und die deutsche Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters, in Obertertia deutsche Geschichte bis 1648 und dann, unmerklich zur preußischen Geschichte übergehend, die Zeit bis zur Zertrümmerung des preußischen Staatswesens, d. h. Ausbildung und Blüte der absoluten Monarchie zu behandeln. Die Untersekunda würde sich dann mit der Entstehung des modernen Staates und seinen Einrichtungen zu beschäftigen haben. Dringend nötig wäre es, daß in dieser Klasse, die in den Geschichtsstunden Krönung und Abschluß des Geschichtsunterrichts für die Unter- und Mittelstufe und damit für die Mehrzahl der Schüler überhaupt bringt, eine dritte Wochenstunde eingeführt würde, die von vornherein ausschließlich der Bürgerkunde gewidmet wäre. Praktische Gründe sprechen sogar für eine noch frühere Ansetzung dieses Unterrichts. In der Obertertia gehen erfahrungsgemäß schon viele Schüler ab, sobald sie konfirmiert sind und ihrer Schulpflicht genügt haben. Aus solchen Kreisen aber kommen dann vielfach die Klagen über bodenlose Unwissenheit in allen Dingen, die Einrichtungen des Staates oder Rechte und Pflichten des Staatsbürgers angehen. Wie leicht können nun solche halberwachsenen Schüler von staatsfeindlicher Seite gewonnen werden, wenn ihnen diese Einrichtungen des Staates, von denen sie so gut wie nichts wissen, die aber doch unleugbar da sind, im grellen Parteilicht dargestellt werden. Sie haben ja meist gar keine Möglichkeit die Wahrheit oder Unwahrheit solcher Angaben nachzuprüfen.

Digitized by Google

Da in der Obertertia im erdkundlichen Unterricht Deutschland behandelt wird, wäre immerhin eine Anknüpfung gegeben. Tatsächlich werden in dem Seydlitzschen Lehrbuch Angaben über die politischen Einrichtungen Deutschlands gebracht, aber in solcher Knappheit, daß nur eine flüchtige Orientierung danach möglich ist. Gerade bei dem Unterricht in der Bürgerkunde wird ganz besonderer Nachdruck auch auf das wirkliche „Sitzen" des Lehrstoffs gelegt und dieser daher möglichst knapp gehalten werden müssen. In der Untersekunda wäre das in der Bürgerkunde erworbene Wissen nach Abschluß des Geschichtspensums in den letzten Geschichtsstunden gründlich zu repetieren und ihm ein besonderer Einfluß auf die Geschichtszensur einzuräumen. Ein dritter Weg zur Einführung der Bürgerkunde wäre schließlich wohl insofern noch gangbar, als man den Geschichtsunterricht in der Untersekunda dreistündig machte und die Bürgerkunde organisch an die Geschichte der neuesten Zeit angliederte, wodurch natürlich eine wesentliche Belebung des Stoffes gewonnen werden würde. Damit würde die Bürgerkunde dann auch an den Platz gestellt, der ihr gebührt. Als Bedenken steht dem freilich gegenüber, daß die in der Obertertia abgehenden Schüler nach wie vor nichts von Bürgerkunde erfahren. Dagegen spricht für diesen dritten Weg der Umstand, daß ein neues Lehrfach in unserm lehrfachreichen Unterrichtsplan nicht eiugefügt, sondern der bestehende nur erweitert würde. Ich halte jedenfalls diesen Weg für den gangbarsten, vor allem deshalb, weil er einen wirklichen, auch praktischen Abschluß des Geschichtsunterrichts bringt.

Was nun endlieh den Geschichtsunterricht in den oberen Klassen angeht, so möchte ich nur Anfang und Ende hier besprechen und im übrigen auf das verweisen, was ich schon vorher über Übergänge und Stoffverteilung gesagt habe. Um dem Geschichtsunterricht von vornherein eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, müßten die Hauptergebnisse der Ethnologie an den Anfang des Unterrichts auf der Oberstufe gestellt werden. Die Haupttatsachen über die Entstehung der Familie, über Altersklassen und Männerbünde u. s. w. sollten den Obersekundanern geläufig sein, ehe sie in die orientalische und daran anschließend in die griechische Geschichte eindringen. Indessen darf auch des Guten nicht zuviel geschehen, ein Verlieren in Spezialfächer muß unter allen Umständen vermieden werden. Sagengeschichte und Mythologie können im griechischen, lateinischen oder deutschen Unterricht behandelt werden. Was die Ausgrabungen bisher zu Tage gefördert haben, ist für die Spezialforschung ja oft von eminentem Wert gewesen, den Schüler aber sollte man billiger Weise damit verschonen. Weit wertvoller ist für ihn ein Hinweis auf die Hauptergebnisse der vergleichenden Sprachforschung, der sich zweckmäßiger Weise direkt an die Besprechung der ethnologischen Tatsachen anschließt. Eine allgemeine ethnologische

Digitized by Google

Einleitung macht jedenfalls eine genauere Besprechung der Zustände der griechischen Vorzeit entbehrlich, so daß ein unmittelbarer Übergang von der orientalischen zur griechischen Geschichte sehr wohl möglich ist. Es ist durchaus nicht so unbedingt nötig, daß vor den Perserkriegen die athenische und spartanische Staatsverfassung besprochen wird, dazu ist bei Besprechung des perikleischen Zeitalters viel bessere Gelegenheit, wie denn überhaupt die beiden Brennpunkte griechischer Kulturentwicklung in der perikleischen und in der nachalexandrinischen Zeit liegen. Dorthin verlegt man also auch am besten die Besprechung griechischer Kultur und griechischer Wirtschaft wie griechischer Staatseinrichtungen. Ausdrücklich ausnehmen möchte ich aber griechische Philosophie. Ich halte den Obersekundaner wirklich noch nicht für reif genug, auch nur die Hauptsachen platonischer und aristotelischer Lehren zu begreifen. Schon dem normalen Studenten wird das im ersten und zweiten Semester noch reichlich sauer. Man kann das auch ruhig unsern jungen Damen an den neuen Studienanstalten überlassen, die, wenn all die Unterrichtsziele, die man ihnen vorgeschrieben hat, wirklich erreicht werden, in litteris unsere jungen Männer doch bis auf die Knochen blamieren werden, wenn diese so unvorsichtig sein sollten, sich mit ihren Schwestern oder deren Freundinnen in ein wissenschaftliches Gespräch einzulassen. Kriegsgeschichte, Münzen- und Waffenkunde werden bisher auch auf den Oberklassen nur spärlich herangezogen. Sie sollen auch mit Recht nur der Belebung des Unterrichts dienen und seine Anschaulichkeit erhöhen helfen, wie man ja auch schon früher alte Texte und Urkunden, Porträts und Schlachtenbilder herumzeigte. Aber ebensowenig wie Paläographie und Diplomatik gehören Münzen- und Waffenkunde auf die Schule. Ich halte selbst das Studium der Geschichtsquellen durch die Schüler für garnicht so nützlich, wie das neuerdings in den Vorschriften für den Geschichtsunterricht an den Studienanstalten u. s. w. zum Ausdruck gekommen ist. Wertvoll wäre vielleicht das Studium dieser Quellen im Urtext, das wäre gleichbedeutend mit griechischem, lateinischem, französischem u. s. w. Lektüreunterricht. Reicht dazu die Zeit aus? Oder will man in der neueren Geschichte Aktenstücke lesen lassen und in den jugendlichen Köpfen so Verwirrung stiften, oder sollen gar Memoiren herhalten und die sowieso schon bedenkliche moderne Wertschätzung der Memoirenlitteratur gefördert werden? Daß gelegentlich auf Urkunden und Aktenstücke im Geschichtsunterricht zurückgegriffen wurde, war gewiß in der Ordnung und nicht neu. Eine wirkliche Fähigkeit, Geschichtswerke kritisch bei der Lektüre zu würdigen, wird man Schülern überhaupt nicht beibringen können. Man denke nur an die Zensuren, die sich mitunter Gelehrte selbst gegenseitig in dieser Beziehung ausstellen. Man überlasse das S t u d i u m der Geschichte nach wie vor ruhig

Digitized by Google

der Universität! Wenn man das Hauptziel des Geschichtsunterrichts der höheren Schule: ausreichendes Verständnis des modernen Staates und seiner Einrichtungen erreicht, hat man viel erreicht.

Boxhagen-Rummelsburg. K. B. Haise.

Der Religionsunterricht der höheren Schulen und der Bericht an die Generalsynode.

Die Denkschrift, die der Ev. Oberkirchenrat über die Revision des Religionsunterrichts an den höheren Schulen Preußens durch die Generalsuperintendenten an die sechste ordentliche Generalsynode gerichtet hat, verdient die allergrößte Beachtung seitens der Lehrer, die den Unterricht erteilen, ebenso wie seitens der Eltern, deren Söhne den Unterricht genießen. Der Eindruck, den sie erweckt, läßt unbedingt das Gefühl des Dankes über die Anerkennung in den Vordergrund treten, die dem unter vielfach erschwerenden Umständen Geleisteten in so reichem Maße zuteil wird. Es kommt hinzu das Gefühl der Freude darüber, daß sich die Befürchtungen, die in letzter Zeit in betreff des Religionsunterrichts gerade an den höheren Schulen rege wurden, als gegenstandslos erwiesen haben. Und es regt sich endlich das Gefühl frohen, zuversichtlichen Mutes, auf den eingeschlagenen Bahnen zum wohlverstandenen Besten von Schule, Kirche und Staat rüstig weiterzuschreiten.

Es ist überaus wichtig, von der obersten kirchlichen Behörde mit starker Betonung die Unterstützung anerkennen zu hören, die die Revisoren seitens der Direktoren finden, und ebenso die ausdrückliche Bezeugung des Dankes zu vernehmen für das spezielle Interesse, das die Anstaltsleiter an dem rechten Betrieb und Erfolg des Religionsunterrichts nehmen. Als überwiegend günstig wird das Bild bezeichnet, das sich vom Stande dieses Unterrichts auf Grund der Revisionsberichte ergibt, die etwa alle fünf Jahre eingereicht werden, und die Denkschrift betont dabei noch besonders, daß der Oberkirchenrat keinen Anlaß gefunden hat, die Richtigkeit dieses Bildes in Zweifel zu ziehen, vielmehr ist er gewiß, daß der Forderung ganz rückhaltloser Berichterstatttung in vollem Umfange entsprochen wird. Die Denkschrift, die seinerzeit der fünften Generalsynode überreicht worden war, hatte schon den Ernst des Betriebes dieses Unterrichtszweiges, die Tätigkeit und Hingebung der mit ihm betrauten Lehrer in ihrer großen Mehrzahl, die günstige Einwirkung auf das religiöse und sittliche Verständnis der Schüler, auch den guten Einfluß, der von der religiösen Persönlichkeit so mancher dieser Religionslehrer auf jene ausgehe, teils aus eigener Erfahrung bestätigt gefunden, teils

Digitized by Google

auf Grund des vorliegenden Revisionsberichts mit Dank anerkannt. Aber seitdem waren eben hier und da zum Teil lebhafte Besorgnisse und Klagen über den Unterricht laut geworden und mancherlei Vorschläge gemacht worden, die auf eine ausgedehnte Fürsorge der Kirche für den Betrieb dieses Unterrichts im Geiste des kirchlichen Bekenntnisses abzielten. Da ist es nun höchst erfreulich, zu erfahren, daß die oberste Kirchenbehörde, der ja die Hauptsorge hierfür obliegt, diese Besorgnisse für völlig unbegründet hält und erklärt, daß die Klagen, die in der Presse vorgebracht worden waren, ein die wirklichen Verhältnisse nicht getreu widerspiegelndes Bild abgäben. Hatten solche Preßstimmen doch geradezu den gegenwärtig zu beklagenden Theologenmangel aus der Beschaffenheit des Religionsunterrichts der Gymnasien herleiten und sogar die Abwendung großer Scharen unserer Gebildeten von der Kirche und der christlichen Weltanschauung mit jener in ursächlichen Zusammenhang bringen wollen. Demgegenüber hebt die neue Denkschrift ausdrücklich hervor, daß den Revisoren wohl hier und da Religionslehrer vorgekommen sind, die kein völlig unmittelbares Verhältnis zum kirchlichen Bekenntnis haben mögen, aber daß auch durch diese Berichte keinerlei Klage darüber zur Kenntnis gekommen ist, daß im Widerspruch mit dem Bekenntnis gelehrt werde, daß vielmehr umgekehrt von der Mehrzahl der revidierten Anstalten bezeugt wird, daß der den Revisoren bekannt gewordene Unterricht mit Wärme und Entschiedenheit im Geist des evangelischen Bekenntnisses erteilt wurde. Und wenn die Klagen sodann gerade dahin gegangen waren, daß unter den Religionslehrern sich unzweifelhaft auch Anhänger moderner theologischer Richtungen und Anschauungen befänden, die einer mehr oder weniger weitgehenden Bibelkritik huldigten, so zeugt es von wahrhaft weitblickendem und die historische Entwickelung im Auge behaltendem Verständnis für das, was die Zukunft unserer Kirche angeht, wenn die Denkschrift ausdrücklich bemerkt, wie nach den Erfahrungen der Revisoren die theologisch freiere Richtung der Religionslehrer durchaus nicht ohne weiteres zu der Annahme berechtigt, daß ihre Lehrtätigkeit destruktiv oder den Glauben bedrohend wirken müsse. Daß der Erfolg ganz wesentlich von der Tätigkeit abhängt, den Inhalt des Religionsunterrichts der Jugend innerlich nahezubringen und aufzuschließen, darauf weist die Denkschrift ganz klar hin. Und wenn diese Gabe, was ja selbstverständlich ist, den einzelnen Religionslehrern in sehr verschiedenem Maße eignet, so verschließt sich die oberste Kirchenbehörde keinen Augenblick dagegen, daß ja auch unter den Geistlichen neben tüchtigen, anregenden, in sichtlichem Segen wirkenden auch weniger lebendige Persönlichkeiten tätig sind. „Kirche und Schule“, so sagt die Denkschrift wörtlich, „tragen hierin die gleiche Last, daß der durch Prüfungszeugnisse erworbene Befähi-

Digitized by Google

gungsnachweis noch keine Garantie für die vocatio interna zum Beruf bieten kann. Es wäre unbillig. einen Notstand, den wir in der Kirche tragen müssen, der Schule zum Vorwurf machen zu wollen".

So dürfen denn die Religionslehrer in der Tat an der schweren, verantwortungsvollen, aber auch ungewöhnlich dankbaren Aufgabe mit frohem Mute weiter arbeiten. Sie werden es tun müssen in der Überzeugung, daß „Religion" zu „lehren" ja im Grunde ein Ding der Unmöglichkeit ist, daß die Gesinnung, wie sie aus dem Verhältnis des Menschen zu außerweltlichen Mächten fließt, wohl vorgelebt, aber nicht durch Lehren übertragen werden kann. Nachgewiesen aber kann sie werden an den großen religiösen Persönlichkeiten, gelehrt kann werden der Wandel der Formen, die die religiöse Überzeugung sich in Kirchen und Bekenntnissen geschaffen hat, und die Bedingungen, die den Wandel hervorgerufen haben, sowie die Einwirkungen, die er auf die verschiedensten Gebiete des Menschenlebens ausgeübt hat. An der Wissenschaftlichkeit des Religionsunterrichts muß unbedingt festgehalten werden, das ist protestantische Ur- und Grundforderung. Auch würde, wenn sie aufgegeben würde, der Religionsunterricht nur zu eigenem Nachteil sich von den übrigen Unterrichtsfächern an höheren Schulen unterscheiden. Die gesicherten Ergebnisse der rüstig fortschreitenden Forschung, die ja auf keinem Gebiet zu keinen Zeiten vor voreiligen Schlüssen hat bewahrt werden können — man denke an Sprachwissenschaft, Naturforschung, Altertumsforschung oder woran immer —, können weder die strenggläubigen noch die freier denkenden Vertreter auf die Dauer von sich weisen: man denke z. B. an die durchweg aufgegebene Theorie der Verbalinspiration, die überall angenommene Anerkennung von sagenhaften Elementen im Alten Testament u. dergl. Unbedingt notwendig aber ist es, in den Schulen die Überzeugung zu befestigen, daß es auf die wissenschaftliche theologische „Richtung" für die Beurteilung und Bewertung der Kraft des Glaubens garnicht ankommt. Der Vorzug aller höheren Schulen darf nicht ungenutzt bleiben, einmal die Möglichkeit, aus den Quellen selbst die Beschaffenheit des Glaubensinhalts und der Glaubensform kennen zu lernen, und dann die Möglichkeit, die Eigenart der christlichen Religion und Kirche mit andern, vor allem im Altertum wirksamen geistigen Kulturmächten zu vergleichen. Wenn heute im Vordergrunde der neutestamentlichen Forschung die Untersuchung der Abhängigkeit des ältesten Christentums von nichtjüdischen Religionen und philosophischen Erkenntnissen steht, so dürfen z. B. an einem humanistischen Gymnasium, wo griechische Philosophie getrieben wird. dem Religionslehrer solche Dinge nicht unbekannt und ohne Einfluß auf seinen Unterricht bleiben. Und würde es nicht auch in der Kirche recht eigentümlich berühren, wenn etwa in einer

Digitized by Google

Predigt am Trinitatisfeste zur Verteidigung des Dreieinigkeitsdogmas mit absprechender Verachtung von aller Philosophie als menschlicher Wissenschaft geredet würde, während jenes Dogma doch erst durch die Denkarbeit der hellenischen Philosophie zu stande gekommen ist? Und will der Religionslehrer sich solche wahrhaft aufklärenden und vom würdigsten Ernst getragene Untersuchungen nicht zu nutze machen, wie sie etwa Deißmann auf dem Gebiet der neutestamentlichen Sprache oder Wendland auf dem der hellenistischen Kulturgeschichte vorgenommen hat? Dann wiederum darf die höhere Schule im Religionsunterricht auch daran nicht vorbeigehen, darzulegen, wie unsere heutige, auf den Leistungen unserer klassischen Denker und Dichter beruhende Geisteskultur ganz unmöglich zu verstehen ist ohne den Boden christlich-evangelischer Kultur — man hat, bei den Dichtern wenigstens, bisher immer viel zu einseitig die Beziehung zum klassischen Altertum betont —, wie aber auch andererseits die mit Schleiermacher beginnende neue Epoche der evangelischen Kirche nicht zu verstehen ist ohne die geistige Grundlage der Humanitätsepoche bezw. der Romantik. Die Führerschaft Schleiermachers aber für die Weiterentwickelung der Kirche ist noch lange nicht beendet.

Der Religionsunterricht der höheren Schulen, zumal auf den obersten Stufen, wird es auch durchaus als seine Aufgabe zu betrachten haben, den Gefahren vorzubeugen, die sich aus den halb- oder überhaupt mißverstandenen Ergebnissen der modernen Naturforschung ebenso wie der Geschichtsforschung ergeben; sie dringen bekanntlich schon reichlich oft und reichlich früh an die Ohren der Schüler. Er ist hierzu imstande, ohne in die andern Gefahren zu verfallen, die unbedingt vermieden werden müssen: eine aufdringliche Apologetik und einen schwächlichen Rationalismus, Gefahren, dis man heute vielfach unterschätzt, deren Übersehen sich aber, wie die bisherige geschichtliche Entwickelung deutlich zeigt, mit Notwendigkeit für die Zukunft der Kirche verhängnisvoll erweisen muß. Gerade das schwächliche Paktieren halte ich für so verderblich, es kann nur wieder zu jener „neumodischen Theologie" führen, wie Lessing sie benannte, und die er bekanntlich erbitterter bekämpfte als die der „Orthodoxisten". Der Marburger Theologe W. Herrmann hat gelegentlich diese Neigung, die Religion auf Tatsachen zu begründen, die sich als solche mit derselben Sicherheit beweisen lassen müßten, wie sie die Wissenschaft den von ihr ermittelten Tatsachen zu verschaffen sucht, sehr nachdrücklich zurückgewiesen: „Wenn aber die Religion sich diese Macht der Wissenschaft anmaßt, wird sie gerade der ihr eigentümlichen Kraft beraubt". Wie die Wissenschaft erst mächtig geworden ist, so geht Herrmanns Gedankengang weiter, als sie auf die Erkenntnis übersinnlicher Dinge verzichten lernte und sich darauf besann, was sie in bestimmten Grenzen leisten und

Digitized by Google

beherrschen kann, so wird die Religion nur dann an Stärke zunehmen können, wenn sie nicht mehr beansprucht, das, was sie glaubt, als wirklich, im Sinne der wissenschaftlichen Gewißheit, erweisen zu können, sondern immer nachdrücklicher auf das hinweist, worin allein lebendige Religion wurzeln kann, auf die von dem Frommen selbst erlebte Offenbarung Gottes.

Der Religionsunterricht an höheren Schulen ist durch die überaus reiche Möglichkeit der Verknüpfung wertvoller Gedankenkreise aus andern Unterrichtsfächern in hervorragender Weise dazu geeignet, die Weiterarbeit in der Entwickelung der evangelischen Kirche auch gerade von jenem wesentlichen Punkte aus zu beeinflussen, an dem einst der Bruch mit der mittelalterlichen Kirche erfolgte: die grundsätzliche Unterscheidung von Bild und Sache, Form und Inhalt, Buchstabe und Geist, Ausdruck und Gesinnung, die bis dahin als identisch gegolten hatten, hatten in dieser Identität eine hervorragende Erziehungstätigkeit an den mittelalterlichen Völkern ausgeübt; mit der Gründung der evangelischen Kirche, vielmehr der evangelischen Religion, erfolgte dann das „ritornar al segno“, die „Rückkehr zum Zeichen“, nämlich als unterschieden von dem Bezeichneten.

Durch Befolgung solcher Gesichtspunkte kann der Religionsunterricht an höheren Schulen an seinem Teile dazu beitragen, die Gleichgültigkeit am Schicksal der Kirche, gewiß auch oft die Feindschaft gegen sie, deren Quellen hier unerörtert bleiben sollen, zu bekämpfen. Er bewegt sich dann durchaus in der Richtung und in dem Geiste, der aus der Denkschrift des Evangl. Oberkirchenrates an die 6. preußische Generalsynode sehr vernehmlich spricht.

Friedeberg Nm. P. Lorentz.

„Selbständiges“ und „bezogenes“ Tempus im lateinischen Unterricht.

Über das siebente Kapitel seiner Grammatica militans, das von den Tempora handelt, hat Paul Cauer das Goethische Motto gesetzt: „Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir sie nicht suchen“. In der Tat läßt seine Darstellung die Schwierigkeiten der zunächst so einfach scheinenden Tempuslehre klar hervortreten und zeigt zugleich den Weg zu ihrer Überwindung, nicht durch Anpreisung eines methodischen Allheilmittels, sondern dadurch, daß der Leser zu scharfer Durchdenkung des Stoffes und zu selbständiger Nachprüfung der im Streit zwischen H. Lattmann, Wetzel, Hale, Blase u. a. gewonnenen Ergebnisse genötigt wird. Wer so als Leser zur vollen Beherrschung des Stoffes gelangt ist,

Digitized by Google

wird ihn als Lehrer, gleichviel auf welchem Wege, seinen Schülern klar zu übermitteln wissen: rem tene, verba sequentur. Für wen indes die methodischen Fragen im Vordergrund stehen, der läuft Gefahr, das kaum Geklärte aufs neue zu verwirren und zu den unvermeidlichen Schwierigkeiten neue überflüssige hinzuzufügen.

Dieser Gefahr ist H. Hesselbarth in seinem Aufsatz „Soll man fremdsprachliche Syntax als Satzlehre behandeln?“ (1909, Juniheft dieser Zeitschrift) nicht immer entgangen. Für ihn ist das Methodische das Wichtigere. Er beantwortet die Frage mit einem kategorischen Nein und sucht in ausführlicher Polemik gegen Kern, die Frankfurter, Josupeit, mich u. a. von der Ungangbarkeit des andern Weges zu überzeugen. Ich würde auf seine Frage mit der doppelten Gegenfrage antworten: „Warum nicht, wenn man kann?“ und „Warum, wenn man nicht will?“ Es gibt eben der Wege mehrere, und jeder hat seine besonderen Vor- und Nachteile. Die Frankfurter und ich sind überzeugt, daß es gerade für die Reformanstalten von besonderem Vorteil ist, vom fertigen Satze auszugehen: daß dieser Weg aber auch seine Nachteile im einzelnen hat, darüber bin ich mir niemals unklar gewesen. Daß es nicht ohne Kompromisse abgehe, wenn man nicht Zusammengehöriges zerreißen wolle, habe ich in der Vorrede zu meiner „lat. Satzlehre für Reformanstalten“ (Leipzig und Wien, Freytag 1907, S. 3) betont und in dem zugehörigen Programm „zur Behandlung der lat. Satzlehre an Reformanstalten“ (Kiel 1907) in längerer Polemik gegen Reinhardts Disposition ausgeführt.[1]) Auch der Weg, den Hesselbarth und Wimbe gehen, hat neben seinen besonderen Vorzügen wiederum manche nicht unwesentliche Nachteile. Gangbar indes sind die Wege beide; auf welchem man das Ziel, auf das es allein ankommt, besser erreicht, das muß praktisch erprobt, nicht aber durch Warnungstafeln verhindert werden. Vermeiden soll man nur, daß durch eine methodologische Polemik die Sache selbst verdunkelt werde. Dieser für das kleine Kapitel der Lehre vom selbständigen und bezogenen Tempus zu dienen, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Es handelt sich dabei um viererlei: zunächst um Definition und Terminologie, dann um das Verhältnis von selbständigem und bezogenem Tempus zu Haupt- und Nebensatz, ferner um das bezogene Perfekt und endlich um das Imperfekt im Nebensatze.

1. Unter den zur Verfügung stehenden Termini kann erst dann die Wahl getroffen werden, wenn die begriffliche Unter-

[1]) Ich stimme also in mehr als einem Punkte mit Hesselbarth gegen die Frankfurter überein, und ich würde dankbar gewesen sein, wenn H. dies auf S 376, wo er mich als einen „begeisterten Anhänger der Satzlehre im fremdsprachlichen Unterricht“ vorstellt, seinen Lesern nicht vorenthalten hätte.


Digitized by Google

scheidung, die durch sie bezeichnet werden soll, scharf formuliert ist. Diese Unterscheidung aber ist folgende: ein Tempus kann entweder vom Zeitpunkt des Redenden oder Schreibenden aus oder von einem andern Zeitpunkt als dem des Redenden oder Schreibenden gewählt werden. Für die Benennung dieses letzteren Falles bieten sich die Ausdrücke: unselbständig (von Hesselbarth S. 376 Anm. 4 vorgeschlagen), indirekt, relativ, gebunden, bezogen. Der zuerst genannte Ausdruck scheint mir am wenigsten geeignet, einmal wegen der negativen Form und sodann, weil er im gewöhnlichen Sprachgebrauch ein Werturteil enthält, das hier nicht in Frage kommt, Der Ausdruck „indirekt“ würde in einer Schulgrammatik Verwirrung stiften, weil er an anderen Stellen für „abhängig“ verwendet wird. „Relativ“, „gebunden“ und „bezogen“ sind ziemlich gleich brauchbar, doch ist „bezogen“, das sich auch in der wissenschaftlichen Erörterung durchgesetzt hat, als das verständlichste vorzuziehen.[1]) Der Gegensatz heißt dann „selbständig“; ein Tempus also ist selbständig gebraucht, wenn die Zeit eines Ereignisses lediglich vom Standpunkt des Redenden oder Schreibenden bezeichnet wird[2]). Ist man sich hierüber nicht klar, so stiftet man mit der falschen Anwendung der termini heillose Verwirrung; die Nebel des „cloudland“ verdicken sich, man sieht den Standort des Gegners nicht mehr und gleicht in der Polemik gelegentlich einem „der in die Luft streichet“.[3]) Nicht geringer wird die Verwirrung, wenn man die Definition des Begriffs „bezogen“ zu weit faßt und jede zwischen verschiedenen Tempora mögliche Beziehung, wie zum Beispiel die zwischen den Tempora einer Erzählung und einer diese unterbrechenden Schilderung, darunter begreift. Auf diesem Wege gelangt Hesselbarth dazu, auch das Imperfekt (mit Ausnahme des „Imperfectum consuetudinis“) unter die bezogenen Tempora zu rechnen (S. 377). Aber wenn Caesar schreibt (bell. Gall. I 48) Ariovistus his omnibus diebus exercitum castris continuit, equestri proelio cotidie contendit. Genus hoc erat pugnae etc., so braucht er sowohl das erzählende continuit und contendit wie das erat und die folgenden schildernden Imperfekta von seinem Standpunkte aus; beide Tempora, das Perf. hist. und das Imperf., sind nach der oben gegebenen Definition selbständig[4]). Beginnt man erst diese De-

[1]) Über die Unterscheidung zwischen „relativ“ und „gebunden“ bei Reinhardt-Bruhn s. unten S. 18 Anm. 2.

[2]) Vgl. J. H. Schmalz, Lat. Syntax[3] (München 1900) S. 368 Anm.

[3]) Einen solchen Lufthieb führt Hesselbarth, wenn er S. 377 u. gegen mich bemerkt: „Das konstatierende Perfekt ist tatsächlich ein bezogenes Tempus, bezogen freilich auf den Zeitpunkt oder Standpunkt des Erzählenden“. Das ist ja gerade das, was wir andern „selbständig“ nennen. Mit demselben Rechte könnte man jede eigene Behauptung des Schriftstellers als „innerlich abhängig“ bezeichnen.

[4]) Auch Bruhn nennt in der Neubearbeitung der Reinhardtschen Satzlehre (Berlin 1909) das Imperfekt relativ gebraucht, wenn es die Neben-

Digitized by Google

finition zu erweitern, so gelangt man schließlich dazu, sämtliche Tempora einer zusammenhängenden Erörterung für bezogen zu erklären, weil irgend eine Beziehung derselben untereinander ja immer vorliegt.

2. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß sich selbständige und bezogene Zeitgebung nicht mit Haupt- und Nebensatz decken. Darin befinde ich mich mit Hesselbarth in völliger Übereinstimmung, und ich habe weder in meiner Programmabhandlung[1]) noch in meiner Satzlehre einen Zweifel hierüber gelassen. Hesselbarth freilich behauptet, daß ich den Begriff des bezogenen Tempus noch nicht im ersten Kapitel (vom einfachen Satze), sondern erst nachträglich bei den Tempora der Nebensätze einführe. Die vorliegenden Tatsachen widerlegen seine Behauptung. § 174 heißt es über das Plusquamperfekt: „es steht also nur mit Beziehung auf eine andere vergangene Handlung“ und § 176 „das Futurum II bezeichnet eine Handlung, die einer anderen zukünftigen Handlung vorhergeht“. Daß H. dies außer acht gelassen hat, rächt sich schwer in seiner Berichterstattung über meinen § 188, wo er Wesentliches verschweigt und Unzutreffendes behauptet. Er schreibt (S. 377): In dem zwischenliegenden § 188 aber schickt sich Nissen an, jenes Versäumnis in bezug auf die Hauptsätze nachzuholen: „Plusq. und Fut. II (nicht genannt ist das Perfekt) werden auch in Hauptsätzen[2]) nur bezogen[3]) gebraucht“. — Die Behauptung, daß ich hier ein Versäumnis nachhole, konnte sich H. nur dadurch ermöglichen, daß er sein Citat hier schloß und die bei mir unmittelbar folgende Verweisung „vgl. §§ 174 und 176“ seinen Lesern vorenthielt. Dasselbe gilt von seiner Parenthese „nicht genannt ist das Perfekt“; der Schluß meines von ihm so unvollständig abgedruckten § 188 lautet: „Zur Bezeichnung einer Handlung, die einer gegenwärtigen Handlung vorhergeht, dient das Perfektum“.

Dies Beispiel mag zeigen, wohin methodologische Voreingenommenheit zu führen vermag. Daß sie auch zu Fehlschlüssen

---

handlung bezeichne, während der die Haupthandlung zuerst einsetzt oder durch die nachher die Darstellung des Fortschreitens der Haupthandlung unterbrochen wird (§ 300). Aber in diesem Falle läßt sich der Gebrauch des Imperf. immer auf die Kategorien der Zustandsschilderung oder der unbestimmten Wiederholung zurückführen. Es ist also ebenso unnötig, einen besonderen relativen Gebrauch des Imperfekts zu statuieren wie einen solchen des Perf. praeteritum in § 299. Weiteres s. unter Nr. 4.

[1]) S. 6 derselben heißt es, daß Plusquamperfekt und Fut. II für stets bezogen gebrauchte Tempora anzusehen seien und die Erörterung dieses Begriffes schon bei der Behandlung des einfachen Satzes zur Sprache kommen müsse. Dem entsprechen die §§ 174 und 176 der Satzlehre. Hesselbarth will entdeckt haben, daß ich meine Anschauung im Laufe meiner Arbeit geändert hätte (S. 378 Anm. 2).

[2]) Von H. eigenmächtig gesperrt.

[3]) Von mir in der Satzlehre gesperrt, von H. ungesperrt gelassen.

Digitized by Google

verleiten kann, zeigt die erste der vier Thesen, mit denen H. diese seine Erörterung schließt (S. 378 f.): „Haupt- oder Nebensatz deckt sich durchaus nicht mit Selbständiger oder Bezogener Zeitgebung (folgt ein Beispiel). Folglich ist die Trennung von Haupt- und Nebensatz für die Tempuslehre höchst störend“. Diese Konklusion führt auf folgenden Satz als zweite Prämisse: Wenn zwei Begriffspaare einander nicht decken, ist die getrennte Behandlung des einen für das andere höchst störend. Wollte ich also z. B. Selbstmord und natürlichen Tod nach Männern und Frauen gesondert behandeln, so würde das nach H. höchst störend sein.

Ich fasse zusammen, was sich mir als für den grammatischen Unterricht wichtig ergeben zu haben scheint. Wenn man den syntaktischen Unterricht in die Behandlung von Haupt- und Nebensatz zerlegen will — und das ist auch in diesem Falle nicht störend, sondern in vieler Hinsicht vorteilhaft —, so muß schon bei den Tempora des Hauptsatzes zur Sprache kommen, daß einige von ihnen nur mit Beziehung auf ein anderes Tempus als das des Redenden gebraucht werden. Jedenfalls muß das beim Plusq. und Fut. II [1]) gesagt werden (über das Perfekt s. unter 3). Hier beim Hauptsatz indes hat dieser Hinweis, abgesehen davon, daß er gelegentliche Denkübungen in den ziemlich seltenen Fällen ermöglicht, wo Plusq. und Fut. II im Hauptsatz vorkommen, hauptsächlich vorbereitenden Wert. Von entscheidender Wichtigkeit für den Schüler ist der Begriff des bezogenen und des selbständigen Tempus erst für die Nebensätze; denn erst hier wird er auch an der Hand des deutsch-lateinischen Übersetzungsbuches in häufiger, das Denken schärfender Übung angehalten, das Tempus des Nebensatzes nicht von sich aus, sondern von dem des Hauptsatzes aus zu bestimmen. Erst hier also wird im Anschluß an das über Plusq. und Fut. II Gesagte die scharfe Definition der termini „selbständig“ und „bezogen“ gegeben. — Es ist denn auch nicht zu befürchten, daß richtig geleitete Schüler den kleingedruckten Zusatz zu § 189 in der Weise mißverstehen könnten, wie es Hesselbarth S. 378 in übergroßer Subtilität tut. Dieser Zusatz ist klein gedruckt, weil er lediglich bezweckt, eine Gedankenverbindung mit der Lehre von den Temporalsätzen, vornehmlich vom Tempus nach postquam, ubi, simulac herzustellen. Er besagt, daß in allen andern Fällen (natürlich der Vorzeitigkeit, von der § 189 allein handelt) indikativische Nebensätze selbständiges, d. h. nicht auf das Tempus des Hauptsatzes bezogenes [2]) Tempus haben (wie es die Hinzu-

---

[1]) Daß das Plusquamperfekt von jeher ein bezogenes Tempus war, das Fut. II erst in geschichtlicher Entwicklung dazu geworden ist, kann für die Schulgrammatik außer Betracht bleiben.

[2]) So ist das Wort natürlich auch in § 190 Anm. 2 zu verstehen, wo Hesselbarth S. 378 Anm. 2 einen Ausdrucksfehler vermutet. — Bruhn ent-

Digitized by Google

fügung, also solches, das stehen würde, wenn man den Nebensatz in einen Hauptsatz „verwandelte“, ausdrücklich erläutert). Nur wer den Zusammenhang dieses Zusatzes verkennt, kann dagegen einwenden, daß es doch auch im Hauptsatze bezogene Tempora gebe und somit ein Widerspruch zu § 188 vorliege.

3. Aber wie steht es mit dem Perfekt? Daß ich bei der Behandlung des Perfekts im Hauptsatze (§ 172) nicht erklärt habe, welche der drei dort unterschiedenen Arten „bezogen“ ist, soll nach Hesselbarth nicht nur ein Mangel, sondern geradezu ein Fehler sein (S. 377). Ich habe absichtlich darüber nichts gesagt, weil es für den Schüler überflüssig und verwirrend gewesen sein würde. Überflüssig, weil der Begriff „bezogen“ anläßlich des Plusq. und Fut. II hinreichend zur Erörterung gelangt; verwirrend, weil diese beiden Tempora stets bezogen gebraucht werden, das Perfekt hingegen nicht, und weil nicht einmal unter den Lehrenden Klarheit und Einigung darüber zu herrschen scheint, in welcher von seinen Funktionen es bezogen gebraucht ist. Daß das „konstatierende“ Perfekt kein bezogenes Tempus ist, wie Hesselbarth in mißbräuchlicher Anwendung des terminus es will, haben wir oben gesehen; weiterhin (S. 378 o.) läßt er selbst zwischen Perfectum logicum, nicht historischem und konstatierendem Perfekt die Wahl. Wie steht es denn mit dem Perfectum praesens, das nicht historisch, aber auch nicht konstatierend ist? Bruhn wiederum erklärt im § 299 seiner Satzlehre das Perfectum historicum für ein relatives Tempus. Die Antwort auf die Frage, was nun das richtige sei, gibt die Sprachwissenschaft. Das lateinische Perfekt ist teils aus dem indogermanischen Perfekt, teils aus dem Aorist erwachsen. Bezogen gebraucht werden nur diejenigen Formen des lat. Perfekts, die dem indogermanischen Perfekt entsprechen, d. h. den in der Gegenwart erreichten Zustand oder die bis zur Gegenwart reichende Handlung bezeichnen. Der korrekte Ausdruck wäre also: das Perfekt kann nur in einer nicht-aoristischen Funktion bezogen gebraucht werden. Und damit soll man den Schülern kommen, nun gar denen der Realgymnasien?

4. Endlich soll ich noch einen zweiten Fehler begangen haben, „der geradezu alles verderbt“ (S. 378): ich soll übergangen haben, daß auch das Imperfekt im Nebensatz bezogene Zeitgebung ist. Auch dies habe ich absichtlich übergangen, weil die ganze,

---

geht in der Neubearbeitung der Reinhardtschen Satzlehre einem solchen Mißverständnis dadurch, daß er für die Hauptsätze die termini absolut und relativ, für die Nebensätze die termini selbständig und gebunden verwendet. Das ist gewiß recht praktisch, erweckt doch leicht den Eindruck, als handle es sich in beiden Fällen um ganz verschiedene Dinge; was beim Hauptsatz „relativ“ genannt wird, „d. h. mit Rücksicht auf eine andere Handlung“ (S, 205), ist doch von dem S. 226 erklärten „gebundenen“ Tempus des Nebensatzes dem Wesen nach nicht verschieden.

zum Teil schon oben berührte Frage über den bezogenen Gebrauch des Imperfekts strittig und eine Erörterung hierüber für den Schüler überflüssig ist. Haase (Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft II, Leipzig 1880, S. 211 f.) hielt das Imperfekt für stets bezogen, andere halten es für teils selbständig, teils bezogen gebraucht; im letzteren Fall soll es nach den einen die Gleichzeitigkeit in der Vergangenheit, nach den andern die Nebenhandlung bedeuten. Hesselbarth selbst hält das Imperfectum consuetudinis für selbständig, die übrigen Imperfecta für bezogen. Ich persönlich bin mit B. Delbrück überzeugt, daß das Imperfekt nichts anderes bedeute, als die in der Vergangenheit vor sich gehende (zunächst die in ihr nicht abgeschlossene) Handlung, und daß der Gedanke der Gleichzeitigkeit nur aus der Situation hinzukomme, mag auch diese Vorstellung bei dem Römer gewohnheitsmäßig mit erweckt sein (Vergleichende Syntax der indog. Sprachen II, Straßburg 1897, S. 313 f.). Auf jeden Fall ist es in der Schulgrammatik überflüssig, sich über ein „bezogenes“ Imperfekt zu äußern (vgl. oben S. 16 Anm. 4). Hier genügt es vollständig, wenn der Schüler die verschiedeneu Anwendungsweisen des Imperfekt kennt, wie ich sie, dem Nachweise von Skutsch in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien LII (1901), S. 195 f. folgend, in § 173 aus der gemeinsamen Wurzel der in der Vergangenheit nicht abgeschlossenen Handlung hergeleitet habe. Das gilt auch für die Nebensätze, wo ich absichtlich den Ausdruck „bezogen“ auf diejenigen Fälle beschränkt habe, wo die Handlung des Nebensatzes der des Hauptsatzes voraufgeht; denn nur hier ist der Schüler, oft im Gegensatz zum Deutschen, genötigt, die Beziehung zu erkennen und vorzunehmen. Was aber den Fall der „Gleichzeitigkeit“ betrifft, so ist es praktisch ganz gleichgiltig, ob ich von meinem Standpunkt aus in beiden Fällen dasselbe Tempus setze, oder ob ich nur das eine Tempus selbständig setze und das andere dann auf dieses beziehe.

Von den vier Thesen, mit denen Hesselbarth seinen Abschnitt III schließt (S. 378 f.), haben wir die erste bereits besprochen; über die zweite besteht eine Meinungsverschiedenheit nicht. Nur die Tempora des Indikativs standen zur Diskussion und sind auch bei mir streng von denen des Konjunktivs gesondert. Die dritte These stellt wiederum eine unrichtige Schlußfolgerung dar; sie müßte heißen: „deshalb muß eine vernünftige Tempuslehre die Tempora des Indikativs von denen des Konjunktivs scheiden“, worüber, wie gesagt, Einigkeit herrscht. So kann ich auf die vierte These nur erwidern, was ich schon zu Anfaug dieses Aufsatzes ausführte: die Anlage der Wege ist nebensächlich, wenn man sich über das Ziel klar ist.

Aber über dieses bedarf es zwischen Hesselbarth und mir noch eines ernsten Wortes. Ein Hauptwert der Lehre vom bezogenen Tempus liegt für den Schüler doch wohl darin, daß er

Digitized by Google

zu schärferem Nachdenken beim Erfassen von Zeitverhältnissen erzogen wird, als es bei mechanischer Wiedergabe der deutschen Tempora geschehen würde. Um den Schüler auf diese Nötigung zu schärferem Erfassen hinzuweisen, habe ich an mehreren Stellen gesagt, das Lateinische verfahre mit größerer Genauigkeit als das Deutsche und habe diesen — m. E. ein Werturteil nicht enthaltenden — Unterschied durch die Hinzufügung der deutschen Tempora zu denen der lateinischen Beispiele von § 189 erläutert. In diesem Bemühen, die etwaigen Benutzer meines Buches zu schärferem Denken anzuleiten (was man bisher doch für eine der Hauptaufgaben des Unterrichts in der lateinischen Grammatik gehalten hat), erblickt Hesselbarth allein wegen des Ausdrucks, das Lateinische verfahre genauer als das Deutsche, etwas, das zum Himmel schreie; die deutsche Sprache werde dadurch vor deutschen Schülern herabgesetzt; was zu dergleichen führe, sei „manchmal" noch Schlimmeres als grammatische Ausländerei (was also? Pietätlosigkeit? Vaterlandsverrat?); zum Schluß sagt er gar, es sollten keine Lehrbücher mit solchen „Verunglimpfungen" der Muttersprache — wozu er drei Stellen meiner Satzlehre anführt — gestattet werden (S. 387 f.).[1]) — Ich aber bin der Meinung, daß H. hiermit das erlaubte Maß einer sachlichen Polemik weit überschritten hat, und solange für so schwere Vorwürfe keine stärkeren Beweise beigebracht werden, verzichte ich selbstverständlich auf jede Widerlegung.

Zum Schluß fasse ich den sachlichen Ertrag dieser Erörterung in vier Sätzen zusammen.

1. Für den verschiedenen Tempusgebrauch muß eine für Haupt- und Nebensatz einheitliche Bezeichnung gewählt werden, am besten „selbständig" und „bezogen". Ein Tempus heißt *selbständig* gebraucht, wenn es vom Standpunkt des Redenden oder Schreibenden, *bezogen*, wenn es mit Rücksicht auf den Zeitpunkt einer *anderen* Handlung gewählt wird.

2. Zur Erörterung gelangen muß der Begriff „bezogen" schon im Hauptsatze; es genügt völlig, wenn das bei den *stets* bezogen gebrauchten Tempora Plusq. und Fut. II geschieht.

3. Für die indikativischen Nebensätze wird „bezogen" nur bei der sog. Vorzeitigkeit angewendet; es tritt dann zu dem bereits Bekannten nur eine Bemerkung über das Perfekt hinzu.

4. Alle anderen Erörterungen über angeblich bezogen gebrauchte Tempora, namentlich auch über das Imperfekt, sind für die Schulgrammatik um so überflüssiger, als unter den Lehrenden selber Klarheit und Einigung noch nicht erzielt ist.

---

[1]) Den Ausdruck „genau" teile ich mit Cauer, der Gramm. milit.[2] S. 93 schreibt: „Während das Lateinische in der Abstufung der Zeiten genauer ist als unsere Muttersprache" u. s. w. Ich wäre gespannt zu erfahren, ob auch der Verfasser des köstlichen Buches Von deutscher Spracherziehung wegen dieser Äußerung von H. der „Verunglimpfung" unserer Muttersprache geziehen wird. Wenn ja, so wäre das für mich ausreichende Genugtuung!

Kiel. Theodor Nissen.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

J. Wassner, Schule und Haus. Groß-Lichterfelde 1909, Edwin Runge. 31 S. 0,50 *M.*

Die kleine Schrift ist die Wiedergabe eines Vortrags, den der Verfasser über dieses Thema in Lichterfelde gehalten hat und nunmehr, vielfachen Wünschen nachgebend, im Druck hat erscheinen lassen, in dem Glauben, „daß man das Gesagte nicht oft genug sagen kann und in der Hoffnung, daß vielleicht auch so die hier angeregten Gedanken in bescheidener Weise zum Guten wirken können".

Es ist eine Freude den Ausführungen des Verf.s zu folgen, wie es dahingekommen ist, daß soviel Not und Klagen sich haben erheben können über ein Verhältnis, das seiner Natur nach ein viel erfreulicheres sein sollte, als es in Wirklichkeit ist. Ein kurzer, aber äußerst lehrreicher Rückblick über die Entwickelung unseres Standes während der letzten 100 Jahre zeigt, daß die Lehrerwelt nicht ganz schuldlos an der Entwickelung der Dinge ist. Aber andere Hemmnisse, die man ihr nicht ohne weiteres zuschieben kann, kommen hinzu: der Kampf um die beste Schulart, die Berechtigungen, auch, so paradox es klingt, die bessere Unterrichtsmethode, sowie die bessere Vorbildung des Lehrers und die intensivere Arbeit in den Stunden, endlich die veränderten Zeitverhältnisse. Es fragt sich nun: „In welchen Punkten wünscht die Schule eine größere Unterstützung von seiten des Hauses?" Der Verf. antwortet: in der Beobachtung der einfachsten Regeln der Hygiene, in der Erziehung zur Ordnung, der Grundlage der innern Konzentration der Gedanken, in der Sorge für die zur Erledigung der Hausarbeit nötigen Ruhe, in der Beschränkung des Ehrgeizes und der Empfindlichkeit, in der Beschützung der Würde des Lehrers, in der Einschränkung der Kritik, zu der die Jugend neigt, in der Stärkung der Autorität der Schule und in der Bekämpfung der sog. Schülermoral. Und was wünscht nun umgekehrt das Haus von der Schule? Mit Unrecht leichteren Urlaub, mit mehr Anspruch auf Berücksichti-

Digitized by Google

gung „mehr Zeit fürs Haus“, sodann persönliche Behandlung der Schüler, worin aber nicht zu weit zu gehen ist, vor allem aber und mit Recht Güte, Wohlwollen, Freundlichkeit und Freude. „Über unserer Erzieherarbeit muß die Sonne der Liebe, der inneren Anteilnahme, eines wahrhaft menschlichen Verhältnisses von Lehrer und Schüler stehen“. Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersieht man die ideale Auffassung von unserm Beruf, die den Verf. erfüllt. Gewiß, man kann das Thema ausführlicher, breiter behandeln, aber nie werden langatmige Reden und dickleibige Bücher die Wirkung dieser schlicht-vornehmen Schrift mit ihren von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worten erreichen. Wo von Lehrern und Eltern die Worte des Verf.s beherzigt werden, da muß sich ein gegenseitiges Vertrauen einstellen, wie es der Verf. in reichstem Maße empfunden hat und wie es der Arbeit der Schule nur gedeihlich sein kann.

Charlottenburg. Paul Tietz.

Eduard Behrend, Jean Pauls Ästhetik. Berlin 1909, Alexander Duncker. XV u. 294 S. gr. 8. 13,50 ℳ.

Unser Buch ist der XXXV. Band der von Dr. Franz Duncker, Professor der Universität München, herausgegebenen „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte“.

Jean Paul hatte im Jahre 1804 seine Vorschule der Ästhetik zuerst veröffentlicht und darin so ziemlich den ganzen Schatz seiner ästhetischen Ansichten niederlegt und dabei selbst schon den Sammler gemacht, d. h. alles, was sich in seinen früheren Werken, Briefen, Studienheften an Bemerkungen über Ästhetik befand, zusammengetragen. Was ihn damals hauptsächlich, wenn nicht zur Abfassung, so doch zur Beschleunigung der Arbeit bewog, war die Unzufriedenheit mit der Beurteilung, die seine Werke erfuhren. Es war nicht die gewöhnliche Empfindlichkeit des Künstlers, die Jean Paul zeitlebens über seine Rezensenten klagen ließ; trat ihm doch im großen und ganzen die Kritik nicht unfreundlich entgegen. Aber gerade seine Lobredner ließen ihn unbefriedigt. Seine Hoffnung auf wahrhaft sachverständige, in Lob und Tadel gerechte Beurteilung blieb unerfüllt. Die berühmtesten Kritiker zeigten eine ängstliche Zurückhaltung. Wieland und Herder scheuten sich mit ihren brieflichen Lobeserhebungen an die Öffentlichkeit zu treten, ebenso Goethe; von W. Schlegel wurde er absichtlich totgeschwiegen, Tiecks und Ernst Wagners Absicht, über Jean Pauls Humor zu schreiben, blieb unausgeführt. So entschied er sich denn, sich selbst zu rezensieren; die Vorschule sollte vor allem den Beweis erbringen, daß er seine Werke nicht nach bloßer Willkür und Regellosigkeit hervorbringe. Jean Paul hatte in der Vorrede scherzend den Wunsch geäußert, allen Parteien zu mißfallen; doch fand das Werk im allgemeinen keine unfreundliche Aufnahme. Aber ihre

Digitized by Google

eigentliche Anerkennung hat die Ästhetik erst erheblich später gewonnen, als in der Hegelschen Philosophie und dem jungen Deutschland die Antithese von Aufklärung und Romantik eine Synthese gefunden hatte. Darum erschien es unserem gelehrten Verfasser geboten, in einer Zeit, in der sich besonders um Jean Pauls Pädagogik bereits eine kleine Literatur angesammelt hat, auch seiner Ästhetik eine Sonderuntersuchung zu teil werden zu lassen, aber nicht bloß im engen Anschluß an die Vorschule. Frühere und spätere Äußerungen des Dichters in seinen Werken mußten zur Ergänzung und Erläuterung herangezogen werden, namentlich auch zum Nachweis von Meinungsentwickelungen und Meinungsänderungen, die man dem Dichter sehr mit Unrecht abgestritten hat. Dazu bot die Durchsicht der handschriftlichen Vorarbeiten nicht nur viel unverwertetes Material, sondern auch das verwertete oft in einer Fassung, die neben der gedruckten noch Interesse beansprucht, ja in der Regel den Gedanken ursprünglicher, reiner und klarer wiedergibt. So stellte sich für den Verf. die Notwendigkeit heraus, in Inhalt und Form von der Vorschule wesentlich abzuweichen, zugleich aber auch damit die Aufgabe zu verbinden, die ästhetischen Anschauungen Jean Pauls durch Einordnung in den historischen Zusammenhang, durch Vergleich mit denen seiner Vorgänger und Zeitgenossen in die rechte Beleuchtung zu rücken.

In der Einleitung entwickelt der Verf. den inneren Werdegang Jean Pauls, sein Verhältnis zu den literarischen Parteien seiner Zeit. Er scheidet das Leben des Dichters in vier Perioden, die Periode des Rationalismus bis 1790, der Sentimentalität bis 1797, der Reife bis 1804, der Ruhe bis 1825. Die Perioden werden von ihm scharf charakterisiert; die 3. Periode schließt mit der Veröffentlichung der Vorschule ab. Jean Paul siedelte nach Bayreuth über; äußerlich wie innerlich erfuhr sein Leben hinfort keine Veränderungen mehr. — Der Überblick der Laufbahn Jean Pauls ergibt, daß er niemals einer bestimmten Partei angehört hat, daß also die Bemühungen der Literarhistoriker, ihn in ein Schema einzuordnen, scheitern müssen. Damit teilte Jean Paul das Los der humoristischen Dichter, wenn sie Eindruck machen wollen, außerhalb des Parteigetriebes ihrer Zeit zu stehen; aber mehr noch war es die Stellung Jean Pauls zwischen zwei Generationen, die ihn vom Anschluß an eine bestimmte Richtung fernhielt. Als um die Mitte der neunziger Jahre jene gewaltige Revolution in der deutschen Literatur einsetzte, die man nicht mit Unrecht der politischen in Frankreich an die Seite gestellt hat, war unser Dichter in Theorie und Praxis schon zu gebildet, um seine Vergangenheit einfach verleugnen zu können, andererseits aber auch frei und entwickelungsfähig genug, um sich nicht, wie die meisten Alten, dem neuen Geiste zu verschließen. Er hatte diesem selber die Wege ebnen helfen, immerhin waren die anti-

Digitized by Google

romantischen Elemente in ihm so stark, daß ein feindlicher Zusammenprall unvermeidlich war. Und dann vollzog er die Schwenkung nach jener Seite, wo die Jugend und die Kraft, das Talent und die Zukunft fochten.

Die Darstellung der Ästhetik bietet der Verf. in 18 Kapiteln: Methode und Aufgabe der Ästhetik, Jean Pauls Urteile über einzelne Ästhetiker, das Schöne, Poesie und Wirklichkeit, Stoff und Form, Objektivität und Subjektivität, Allgemeinheit und Besonderheit, Wahrscheinlichkeit, Wahrheit, Wunder, Kunst und Sittlichkeit, das Genie, der Witz, Griechisch und Romantisch, die Dichtungsarten, Fabel und Charakter, das Lächerliche und Erhabene, der Humor, Arten des Komischen, Darstellung. — Die Methode, die der Verf. in den einzelnen Betrachtungen befolgt, ist im wesentlichen eine gleiche, es handelt sich zunächst darum, die von Jean Paul in den Programmen seiner Vorschule vorgetragenen Gedankenreihen zu entwickeln, sie mit dem sonst noch zu Gebote stehenden Material zu verbinden und zu erweitern, dies aus seinen Dichtungen zu erläutern, in den historischen Zusammenhang einzuordnen und mit den Urteilen und Anschauungen der Vorgänger und Zeitgenossen, auch späterer Kritiker, zu vergleichen und zu beleuchten. — Ein tieferes Eingehen auf diese Betrachtungen verbietet der Umfang einer Anzeige; aber wir können es nicht unterlassen, dem Verf. über die Freudigkeit, mit der er seine Aufgabe betrieben, über die Gründlichkeit und den Umfang seines Wissens, das er nach allen Seiten hin kund tut, über die Gerechtigkeit des Urteils und die Ausdauer, die er in Bewältigung des Stoffs bis zum Schluß bewiesen, unsere volle Anerkennung auszusprechen. Aber die Lektüre des Buches ist nicht leicht; die vielfach aufeinander folgenden kurzen Sätze machen den Leser unruhig; dazu erschwert weiter die Überfülle der Citate mit den Hindeutungen auf die zahlreichen Fußnoten das Festhalten des Gedankenganges. An rechter Stelle angebrachte Zusammenfassungen des Gesagten würden diesem Umstande vielleicht mehr abgeholfen haben. Doch der Verf. beklagt selbst im Vorwort, daß der große Umfang, zu dem seine Untersuchung angeschwollen ist, niemand unangenehmer gewesen sei als ihm selbst.

Das Buch schließt mit einem doppelten Anhang; der erste Teil enthält die sehr ansprechende Geschichte der Entstehung der Vorschule, der zweite Mitteilungen aus dem ungedruckten Material, über das der Verf, Seite 1—4 des Buches berichtet hat. — Das Namenregister ist eine willkommene Beigabe.

Wir wünschen dem gelehrten Verfasser mit seinem Buche den besten Erfolg.

Druck, Ausstattung und Papier gefallen sehr.

Stettin. Anton Jonas.

Digitized by Google

F. M. Schiele, Religionsgeschichtliche Volksbücher, Heft 17. 18/19. Tübingen 1909, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 46 u. 88 S. 8. 0,50 *M*, geb. 0,80 *M* und 1 *M*, geb. 1,30 *M*.

Heft 17, verfaßt von Pastor Petersen-Altona-Ottensen, behandelt die wunderbare Geburt des Heilandes. Für jeden, der nicht voreingenommen ist, wird schlagend nachgewiesen, daß weder der Verfasser des Markus-Evangeliums, des ältesten der kanonischen Evangelien, noch der des vierten Evangeliums noch Paulus von einer übernatürlichen Entstehung Jesu gewußt haben. Ebenso überzeugend wird gezeigt, welche Momente zu dieser Lehre geführt haben, und wie auch in den beiden andern Synoptikern die ursprüngliche Überlieferung durchschimmert. „Die Berichte der Vorgeschichte bei Matthäus und Lukas sind Produkte der dichtenden Sage zur Verherrlichung des Messias, durchflochten von religionsgeschichtlichen Motiven, die wir auch in den Sagen anderer Völker finden.“ (S. 26.)

Im 2. Kapitel sehen wir deutlich, wie das Neue Testament 4 teilweise widersprechende Versuche enthält, die Gottessohnschaft Jesu metaphysisch zu begründen.

Das 3. Kapitel betrachtet die Lehre von der übernatürlichen Geburt Jesu im Lichte der Religionsgeschichte und weist z. B. auf die Änlichkeiten in den Kindheitsgeschichten Buddhas und Jesu, auf Herakles und Asklepios als Heilbringer und besonders auch auf die bekannte wahrscheinlich 9 v. Chr. entstandene Inschrift von Jerime mit ihren Anklängen an das Weihnachtsevangelium hin. Wenn trotz der Wucht der Argumente, durch welche die Geschichtlichkeit der wunderbaren Geburt ausgeschlossen wird, von vielen daran festgehalten wird, so muß man dem Verfasser mit voller Überzeugung beipflichten, wenn er von einem „theologischen Materialismus, der dem Physischen eine größere Realität zuschreibt als dem Geistigen“ redet. Denn auch, wer überwunden von der Macht der Wahrheit, jene unhaltbare Lehre aufgibt, kann mit gutem Rechte bekennen: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“.

Heft 18/19 führt den Titel „Christus. Die Anfänge des Dogmas“ und hat Professor D. Johannis Weiß-Heidelberg zum Verfasser. Wenn man die außerordentlich sorgfältigen, auf gründlicher Sachkenntnis beruhenden Untersuchungen liest, bekommt man erst eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, die dem Verständnis der Formel vom „eingeborenen Sohn Gottes“ entgegentreten. Daher wäre zu wünschen, daß gerade solche, die fanatisch darum streiten, diese Schrift lesen möchten. Vielleicht würden sie dann merken, daß es ein Streit um die Schale ist, der den Kern unberührt läßt und mit „gläubig“ und „ungläubig“ nichts zu tun hat. Wir sehen, wie im Neuen Testament die Hauptgedanken des späteren Dogmas schon vorliegen, und worin die rapide Entwicklung der Christologie ihren Grund hat. Es sei mir

Digitized by Google

gestattet, aus dem überaus reichen Inhalt der Schrift nur die Schlußworte anzugeben: „Je weniger wir die Christologie verstehen und uns aneignen können, um so stärker werden wir auf die Person Jesu zurückgewiesen. Ihn zu verstehen, von ihm einen Eindruck gewinnen, uns von ihm in sein Leben mit dem Vater hineinziehen lassen, — das ist für uns wichtiger, als eine Bekenntnisformel zu finden, mit der wir dogmatisch korrekt und geschichtstreu zugleich sein könnten".

Beide Schriften sind auch dem Religionslehrer höherer Schulen dringend zu empfehlen. Denn es liegt durchaus im Interesse unserer evangelischen Kirche, daß die Gebildeten den darin behandelten Fragen wieder mehr Teilnahme und Verständnis entgegenbringen.

Görlitz. A. Bienwald.

Schillers Werke. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe von R. Boxberger und W. v. Maltzahn neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, von Arthur Kutscher und Hans Heinrich Zisseler. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 10 Teile in 4 Leinen-Bänden. 6 ℳ. In 4 Halbfranzbänden 10 ℳ. In 5 Goldleinenbänden 12,50 ℳ. In 5 Luxus-Halbfranzbänden 17,50 ℳ. [Goldene Klassikerbibliothek.]

Die „goldene Klassikerbibliothek" schreitet rüstig vorwärts. Schiller hat in dem Münchener Privatdozenten Dr. Arthur Kutscher seinen Bearbeiter gefunden. Herr Zisseler ist nur für die Übersetzungen und die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges eingetreten. Selbstverständlich haben sich die Herausgeber im Rahmen der zu grunde gelegten Hempelschen Ausgabe, die für alle Gebildeten bestimmt war, aber doch auch wissenschaftlichen Interessen entgegenkam, gehalten. Der Text ist neu verglichen worden, und die dabei beobachteten Grundsätze, z. B. die neue Rechtschreibung anzuwenden und nur lautliche Eigentümlichkeiten beizubehalten, sind durchaus zu billigen. Über Lesarten lassen die Herausgeber den einzelnen Fall entscheiden unter Verwertung der Ausgabe des Bibliographischen Instituts und der Cottaschen Jubiläumsausgabe. Daß hier überall selbständige Arbeit geleistet ist, ist ohne weiteres anzuerkennen.

Die vorliegenden zehn Teile geben „das Wichtigste" aus Schillers Werken, nämlich sämtliche Gedichte, Erzählungen und vollendete Dramen, von den philosophischen und historischen Schriften das Bedeutendste, nämlich von den ersteren nur die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und naive und sentimentalische Dichtung, von den letzteren nur die Geschichte des Abfalls der Niederlande und den Dreißigjährigen Krieg. Weshalb u. a. die Aufsätze über das Erhabene, über die tragische Kunst, die Antrittsvorlesung für weniger wichtig erachtet wurden als eine ganze Reihe der „Unterhaltungsschriften", wie „Spiel des Schicksals", „Hoah-Kiöh-Tschuen", „Merkwürdiges

Beispiel einer weiblichen Rache" ist nicht ersichtlich; ebensowenig warum denn nicht unter den Gedichten auch eine gewisse Auswahl getroffen ist. Allerdings soll alles Fehlende in den noch in Aussicht gestellten fünf weiteren Teilen, mit denen des Dichters Werke zur Vollständigkeit ergänzt werden, erscheinen.

Die Gruppierung des Stoffes ist so getroffen, daß der erste Band die Gedichte, die Räuber und Fiesko, der zweite die übrigen Dramen bis zur Braut von Messina, der dritte Wilhelm Tell, die Huldigung der Künste, Demetrius, die Unterhaltungsschriften und die Übersetzungen, der vierte die genannten philosophischen und historischen Schriften und die Anmerkungen zu allen Teilen enthält. Kutscher glaubt mit der Verweisung sämtlicher Anmerkungen an das Ende des 4. Bandes zweckmäßig gehandelt zu haben, aber viele dürften es doch bequemer finden, die Anmerkungen für die betr. Teile jedesmal am Schlusse eines Bandes zu haben, als für die Lektüre immer zwei Bände benutzen zu müssen. Die Ausgabe des bibliographischen Instituts ist darin zweckmäßiger.

Vorangeschickt ist ein Lebensbild Schillers, das in äußerster Knappheit (14 Seiten), den äußeren Lebensgang nur andeutend, ein ausreichendes, die eindringende Sachkenntnis und das selbständige Urteil des Verf.s überall verratendes Bild von der Entwicklung des Dichters und seiner Dichtung gibt. Es wird ergänzt durch die Einleitungen zu den einzelnen Werken, die zugleich die Stellung des Werkes in der Gesamtentwicklung, seine Vorzüge und seine Schwächen, die Ideen und deren gelungene oder nicht gelungene Durchführung beleuchten und Stellung zu andern Auffassungen und Ansichtten nehmen.

Die Anmerkungen am Schluß (124 S. petit) verzichten auf kommentarische Erläuterungen des Einzelnen, besonders des Sachlichen, begnügen sich mit den notwendigsten Erklärungen von Ausdrücken und persönlichen Beziehungen und legen das Hauptgewicht auf den Nachweis älterer oder ursprünglicher Fassungen und Lesarten, sofern sie für den Dichter charakteristisch sind. Überhaupt muß anerkannt werden, daß die ganze Ausgabe planvoll auf das eine Ziel angelegt ist, Schillers Dichterpersönlichkeit so klar und eindringlich wie möglich herauszustellen. Mit Einzelnem in des Verf.s Einleitungen und Anmerkungen zu rechten, würde hier zu weit führen. Ich glaube z. B., um nur einiges anzudeuten, nicht, daß der Dichter seine dramatischen Gestalten an lebenden Modellen in dem Maße gebildet hat, wie Kutscher es mit andern annimmt, z. B. Philipp und Karlos nach seinem Vater und sich selbst oder Elisabeth und Eboli nach Charlotte von Kalb; die Max-Thekla-Handlung in Wallenstein hat m. E. eine viel tiefere Bedeutung, als Kutscher ihr zuschreibt, der ihre innerliche organische Verknüpfung mit der Haupthandlung zu übersehen scheint; in der Beurteilung der Jungfrau von

Digitized by Google

Orleans scheinen mir rationalistische Betrachtungen über ihre „Schuld“ nicht angängig, und die psychologische Rechtfertigung der Luise Millerin erscheint mir unhaltbar. Auch das ablehnende Urteil über die Balladen und Epigramme vermag ich nicht zu unterschreiben.

Eines Wortes bedarf noch die Ausgabe der Gedichte. Der Herausgeber setzt sich mit den verschiedenen Anordnungen der bisherigen Ausgaben auseinander, um sich schließlich im Prinzip für Bellermanns Verfahren in der Ausgabe des Bibliographischen Instituts zu entscheiden, nämlich die Körnersche Ausgabe zu Grunde zu legen und die nicht in dieser enthaltenen Gedichte in einem zweiten Teile anzuhängen, in beiden Teilen aber streng chronologische Folge innezuhalten. Von Bellermann unterscheidet er sich dadurch, daß er nicht, wie dieser, die Körnersche Ausgabe nach eigenem Geschmack ergänzt, sondern eben alle von Körner nicht aufgenommenen Gedichte in den zweiten Teil verweist. Für den Text entscheiden Schillers eigene Ausgaben von 1800—1805; aber die Anmerkungen geben, wie schon bemerkt, überall die ursprünglichen, oft sehr charakteristischen Fassungen.

Stellen wir die neue Ausgabe neben die des Bibliographischen Instituts, so läßt sich nicht leugnen, daß letztere mancherlei Vorzüge hat. Die Bände sind handlicher, Druck und Papier besser, die Anmerkungen bequemer zu benutzen, die ganze Einteilung in 8 Bände für das allgemeine Bedürfnis und 6 für weitergehende Interessen, klarer und einheitlicher durchgeführt. Der Vorzug der neuen Ausgabe besteht darin, daß die Anmerkungen, obwohl unbequem in den 4. Band gesetzt, doch alles zu Bemerkende beieinanderhaben, während sie bei Bellermann teils unter dem Text (Wort- und Sacherklärungen), teils am Schluß des Bandes (das literarische und davon wieder getrennt die Lesarten) stehen. Dies alles sind nur praktische Fragen. In wissenschaftlicher und ästhetischer Hinsicht stehen beide Ausgaben auf gleicher Höhe.

Anzumerken sind schließlich noch ein paar Kleinigkeiten. Da die Ausgabe für alle Gebildete bestimmt ist, hätte sich der Herausgeber auch den Schulregeln der Interpunktion unterwerfen müssen, hätte auch nicht konsequent „Verse“ statt „Strophen“ sagen dürfen und unter „Distichen“ nicht bloß die Xenien versehen sollen (S. 5).

Berlin. Gotthold Boetticher.

Gustav Eskuche, Deutsche Sprachlehre und Literaturgeschichte für höhere Lehranstalten. Zweiter Teil: Mittelstufe. Mit dem Bildnis der Brüder Grimm. Münster i. W. 1909, Heinrich Schöningh. 120 S. 8. geb. 1,20 ℳ.

„Stolz ziehe deine Siegesbahnen, du deutsches Wort, du deutscher Sinn!“ Das dem Buche mitgegebene Motto kennzeichnet seine Eigenart und das Ziel, das dem Verfasser vorschwebt. Der

Digitized by Google

erste Teil des Werkes, der im Jahre 1905 erschien, ist u. a. von F. Aly im Humanistischen Gymnasium (XVI. Jahrg. S. 191ff.) einer sehr beachtenswerten Besprechung unterzogen worden. Die Frische in der Behandlung des Gegenstandes und die Begeisterung für ihn, die das Buch bei Schüler und Lehrer zu wecken geeignet ist, tritt uns auch im zweiten Teile auf Schritt und Tritt entgegen, und wir sehen unter diesem Eindrucke gewiß alle gern über solche Stellen hinweg, an denen wir uns der Art des Verfassers, die Dinge zu behandeln, nicht ganz meinen anschließen zu können.

Das Buch beginnt mit einem Stoffels Fremdwörterdünkel geißelnden — jedem von uns sind solche Stoffel über den Weg gelaufen — kleinen Gedicht, das ich für seinen Zweck ganz geeignet und nicht so schwach finde wie Aly (Humanist. Gymnasium, XX. Jahrg. S. 192). Die „Ratschläge für den deutschen Aufsatz nebst einer knappen Interpunktionslehre“ bringen nicht eben Neues; es ist das, was man selbst den Schülern Dutzende von Malen vorgetragen und eingeschärft, d. h. mit ihnen erarbeitet hat. Das soll kein Tadel sein; es kann ihnen nicht oft genug gesagt werden. Ob man sich freilich den ausgesucht von Herder aufgestellten Satz aneignen will, alle Fehler seien gern zu verzeihen, nur die Fehler der Disposition nicht, stehe dahin. Gerade hier ist das Wort „Fehler“ mit großer Vorsicht zu verwenden. Die Satztrennung (Interpunktion) stellt auf nicht mehr als zwei Seiten sehr geschickt und anregend das zusammen, was davon dem Schüler zu wissen not tut. Die „Schwankungen sowie Feinheiten der deutschen Formenbildung und Satzbildung“ — in diesen Paragraphen setzt wieder die schon im 1. Teile beobachtete Dreiteilung nach Beispiel, Lehre, Übung ein — sind unter dem horazischen Gesichtspunkt (ars poet. 69ff.) behandelt. Daneben steht freilich auch die Mahnung (v. 62): Es schwinden die alternden Worte und es ergrünen die neuen und blühn in Fülle der Jugend. Es wird alles nichts helfen: wir kommen heute an dem niederdeutschen „frug“ nicht mehr vorbei, das sich vereinzelt bei E. v. Kleist, Goethe, Schiller, Bürger, „ausschließlich bei Scheffel, Freytag und vielen andern Schriftstellern der Neuzeit findet“. Mit Heintzes Entscheidung im Sprachhort, folgerecht sei dann auch das Partizip „gefragen“ zu bilden, ist wenig anzufangen, cum nolit usus, quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi (vgl. mahlen). So sollte auch Eskuche nicht (§ 58 Schl.) deucht neben dünkt verwerfen, wenn es u. a. durch Wieland und Schiller geschützt ist. Lediglich süddeutsch ist es nicht. Finden sich (§ 47) „in hessischer Mundart und daher bei Goethe“ die „Pantoffeln“ und „Stiefeln“, wozu dann die entschiedene Ablehnung letzterer Form S. 28 Z. 12 v. u.? Manche freilich (vgl. Duden) wollen zwar recht gestiefelt sein, die Pantoffeln aber nicht völlig verbannen. Übrigens enthält § 48 des Eskucheschen Buches für

Digitized by Google

die grammatische Unterweisung sehr nützliche Zusammenstellungen. An andern Stellen hält die besonnene Art des Verfassers ihn von Einseitigkeiten frei, wenn er sich z. B. S. 32 damit begnügt, das erste Relativ: welcher statt des zweiten: der, weil es leicht schleppend wirke, „nicht gehäuft" sehen zu wollen. Überall legt er mit Recht auf den Grund der Dinge Wert, so bei fände und hände statt fünde und bünde, verbärge statt verbürge (S. 36). Bei der abhängigen Rede (§ 65) und der Infinitiverweiterung im folgenden Paragraphen wird die lateinische Sprache zu Hilfe genommen, womit nicht gesagt ist, daß diese Kapitel in einer deutschen Sprachlehre lieber fehlen sollten. Im ganzen stehe ich allerdings bezüglich der Verteilung des Stoffes auf die deutschen und die fremdsprachlichen Lehrstunden auf dem von Aly a. a. O. vertretenen Standpunkte.

Die „wunderbare Entstehung der Laute" wird § 68 den Schülern in wenigen Zeilen, soweit sie dessen bedürfen, zum Verständnis gebracht. Im übrigen ist in der deutschen Wortbildung recht brauchbar die Übersicht über die durch Nachsilben erfolgende Substantivbildung (§ 72) und das bei der Zusammensetzung über die Bedeutung von Grund- und Bestimmungswort Gesagte (§ 74). § 80—82 führen das Wesentlichste von Versfuß, Vers und Strophe, § 83 ff. „einiges aus der deutschen Sprachgeschichte als Beitrag zum Geschichtsunterricht" vor, wobei auch der Limes berücksichtigt wird. Dieser Abschnitt, der sich besonders auch der Eigennamen annimmt, darf sicher auf Beifall rechnen. Das § 92 herangezogene Soldatendeutsch vom Jahre 1870 sollte nicht so kurzer Hand zurückgewiesen werden, wie es Aly tut. Es steckt doch guter Humor darin, und der Verfasser beweist damit von neuem, daß er sich nicht bloß an die Denkkraft, sondern auch an das Gemütsleben der Schüler wendet, ein bei einem an sich nicht durchweg anziehenden Stoffe beherzigenswerter Standpunkt. Der fünfte Abschnitt: Literaturgeschichtlicher Rückblick auf gelesene oder besprochene deutsche Schriftwerke — in diesem Sinne wird er ja wohl auch behördlicherseits als zulässig erachtet werden — verschafft mit einem an den Schluß gesetzten berühmten Vaterlandsliede Walthers selbst dem Erwachsenen einige nicht übel angebrachte Stunden innerer Befriedigung. Seinen Wahlspruch aus Friedrichs des Großen, eine Fülle anregender Betrachtungen enthaltender Schrift über die deutsche Literatur hat er schwerlich nur durch des Verfassers Vorliebe für Abweichungen vom Üblichen (Aly a. a. O.) empfangen. „Die Schrift ist, unter richtigem Gesichtswinkel gesehen, voll vortrefflicher Gedanken, wenn uns auch manches darin wunderlich anmutet, und der Schluß eine stets denkwürdige, rührende Weissagung" (F. Lienhard, Friedrich der Große, Auswahl aus seinen Schriften und Briefen S. 199). Indirekte Anerkennung des aus Unkunde der Verhältnisse abseits Stehenden, wenngleich „Talent

Digitized by Google

und Geist der Nation" nicht Vermissenden gibt unter Umständen eine bessere Richtlinie ab als gütiges Lob des, der Ehre vergeudet und die Musen hindert, uns in den Tempel des Ruhmes einzuführen. Für jüngere Lehrer zumal ist diese kleine und gleichwohl zum Teil weit ausholende Literaturgeschichte von 50 Seiten — selbst der dem Angilbert zugeschriebene Heereszug Karls d. Gr. zum Papst Leo fehlt nicht, während § 95 Eing. Hartmann von Aue keine Gnade findet — wie geschaffen, vorausgesetzt, daß sie ebenso hübsch wie der Verfasser zu erzählen wissen. Ist ihnen das noch nicht gegeben, so können sie es gerade hier von ihm lernen. Auch sonst darf er ihnen zum vortrefflichen, weil nirgends pedantisch verfahrenden Leiter dienen; z. B. hat er absichtlich überall die lehrplanmäßige Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Klassen den Schulen überlassen, die sich des Buches bedienen, und nirgends die an der von ihm geleiteten Anstalt, dem Stettiner Stadtgymnasium, voraussichtlich getroffenen Festsetzungen auch für andere verbindlich gemacht.

Zum Schluß sei die Lehrart des Verfassers — wie weit man sie zum Muster nehmen will, muß jeder mit sich abmachen — durch Aushebung folgender Stellen gekennzeichnet. „Wie im deutschen Walde die Buche mit der zäheren Tanne, so kämpft in der deutschen Sprache die schwache Deklination seit Jahrhunderten mit der starken. — Das Wort ist wie ein Baum, es hat Holz und Saft. Die Konsonanten sind das harte Holz, die Vokale der belebende Saft. Die Konsonantenreihe V t r l n d ist starr und tot, doch von den drei Vokalen a e a durchströmt, belebt sie sich und wird wie ein blühender Baum: Vaterland! — Hören wir: die betreffenden Personen, die fahrende Habe, eine frisch melkende Kuh, die schwindelnde Höhe, die stillschweigende Bedingung, des Hauses weitschauender Giebel, so bedeuten diese Ausdrücke wörtlich: Die Personen, welche die Sache betreffen, sich auf die Sache beziehen; die Habe, die über Land fährt, wandert; eine Kuh, welche melk ist, d. h. Milch gibt; die Höhe, die (wie ein Bergeshaupt als Person gedacht) selbst Schwindel bekommt; die Bedingung, die vom Selbstverständlichen schweigt; der Giebel, der (als das Gesicht, die Front [frons] des Hauses) weit hinausschaut. — Die Zeit ist wie eine große Treppe, auf der wir unablässig emporsteigen. Was eben noch Zukunft war, ist jetzt Gegenwart, und was eben noch Gegenwart war, ist schon Vergangenheit. Die Stufen über uns, die noch kommen, sind die Zukunft; die Stufen, auf denen wir gerade stehen und ausschauend einen Augenblick warten, sind die Gegenwart; die Stufen unter uns, die wir schon gegangen sind, sind die Vergangenheit. — Wie eine Blume im anderen Boden ihre Farbe und ihr Gesicht verändert, so haben auch die urgemeinsamen Wörter in den drei durch Klima und Boden verschiedenen Ländern Griechenland, Italien, Deutschland ihr Aussehen oft sehr stark

Digitized by Google

verändert, obwohl ihr ursprünglicher Körperbau bei genauem Hinsehen noch zu erkennen ist". So ist auch der literaturgeschichtliche Abriß äußerst lebhaft und eindringlich gehalten. Allerdings ist hier S. 98 bei dem zwischen Fabel und Parabel angesetzten Unterschiede der Knoten durch eine ganz kurze Bemerkung mehr zerhauen als gelöst. Über Heys „echte Kinderfabeln von feiner Naturbeobachtung", S. 100, sich mit Heinrich Wolgast, Vom Kinderbuch S. 7, auseinanderzusetzen, sah der Verfasser wohl keinen Anlaß, während er S. 113 bei Eichendorffs Jägerlied auf dessen kriegerischen Einschlag hätte aufmerksam machen können, den der Komponist (Mendelssohn) ganz richtig erkannt hat. Man sollte es nicht immer noch so häufig wie ein Grablied statt im Marschtempo vorgetragen hören.

Alles in allem liegt — mag man sich auch mit den im Geleitwort angedeuteten Ansichten des Verfassers nicht durchaus eins wissen — ein Buch vor, wie man es nicht oft unter die Hände bekommt. Man braucht ihm keine Zukunft zu wünschen: sie ist ihm sicher. Seine Widmung gilt Henry Thode in Heidelberg.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Eugen Wolff, Der junge Goethe. Goethes Gedichte in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Herausgegeben und erläutert. Oldenburg und Leipzig o. J., Schulzesche Hofbuchhandlung (Rudolf Schwartz). X u. 670 S. geb. 9 *M.*

Dies Werk stellt sich mit seiner gleichlautenden Aufschrift neben das berühmte Bernays-Hirzelsche Buch; das mag als anmaßend zunächst verstimmen, doch der Inhalt erweist es als eine überaus fleißige und sorgsame, von liebevollem Eindringen zeugende Arbeit aus dem Bereiche der Goethe-Philologie strengster Richtung; 'striktester Observanz' würde der Verf. vielleicht vorziehen, denn er scheint noch in dem Wahn befangen zu sein, daß die Gelehrsamkeit erst zu echter Wissenschaftlichkeit erhöht wird, wenn die Darstellung mit recht vielen Fremdwörtern gespickt wird[1]); und doch sollte es endlich als altmodisch aufgegeben werden, daß diese gleichsam die Tragbalken des schweren Gerüstes wissenschaftlicher Methode bilden.

Mit dem ganzen Rüstzeug der Textkritik, d. h. der Handschriften- und Lesarten-Behandlung und Vergleichung, der Literaturnachweise, 'polemischen' Erörterungen, Parallelstellen usw. wird die geschichtliche Entwicklung der Gedichte aus den Jahren 1757—75 aufgewiesen; vielfach wird der junge Goethe in der

[1]) Ich 'notiere' nur eine kleine Blütenlese, wie: lokalisieren, informieren, regulieren, resultieren, partizipieren, Inkongruenz, Authentizität, limitative Tendenz, 'rein mechanisch genommen, operiert dies Gedicht'; 'organisch' und 'dramatisch' (für jede Handlung) werden in den mannigfachsten Bedeutungen 'variiert'.

Digitized by Google

ersten Fassung seiner Gedichte gegen den alten, ins Glatte und Blasse verbessernden Goethe 'gerettet'. Nicht 'rhetorische Umschreibung', auch nicht 'Analyse', sondern „positive wissenschaftliche Rekonstruktion des Kunstwerkes“, die Gewinnung „objektiver philologischer Grundlagen für ästhetische Urteile“ ist das Ziel des Verfassers, nach dem leitenden Grundsatze des viel herangezogenen Schlusses in Scherers Literaturgeschichte: „Zwischen Philologie und Ästhetik ist kein Streit, es sei denn, daß die eine oder die andere oder daß sie beide auf falschen Wegen wandeln“. Der Verf. glaubt, auf 'objektive Aufnahme' rechnen zu dürfen, da er in der aufs äußerste beschränkten Polemik selbst Objektivität angestrebt habe; freilich findet der Kenner der pädagogischen Goethe-Literatur viele Bücher und Aufsätze nicht verwertet; der enge Ring strenger Goethe-Philologie wird gewahrt, ein gelegentlicher Widerspruch gegen die unbestrittenen Meister dieser Richtung wird nur mit einigen Verneigungen der 'Devotion' gewagt[1]).

Doch haben auch wir Schulmänner hinreichenden Grund, dem Verf. für die besonders in den geschichtlichen und sprachlichen Darlegungen tüchtige und im Urteil maßvolle und umsichtige Arbeit zu danken. Weniger kann ich mich mit der ästhetischen Erläuterung befreunden; sie erscheint mir vielfach der Klarheit und Schärfe der Grundbegriffe zu ermangeln; sie ist, je nach den benutzten Hilfsmitteln, ungleichartig und an 'Intensität' ungleichwertig und stilistisch oft anfechtbar.

Jener psychologisch-ästhetischen Deutung, die auf Feinfühligkeit des Miterlebens und Nachschaffens beruht und die lyrische Seele des Gedichtes zu enthüllen sucht, gebührt doch die Krone, gegenüber der literargeschichtlichen; diese ist die Voraussetzung für jene. — Wir finden hier sehr fleißige Zusammentragungen, die uns die mannigfachen Beziehungen und die Abhängigkeit des jungen Goethe gegenüber den deutschen und ausländischen Zeitgenossen in fesselnder Weise vorführen, sei es nun daß die handschriftliche Auswahl Goethischer Gedichte („Annette“), die Behrisch 1767 herstellte, Einflüsse der Anakreontiker (z. B. Hagedorns) zeigt, sei es daß der Stürmer und Dränger in den Bannkreis Rousseaus und Ossians tritt, aber auch Einwirkungen Klopstocks, Ramlers, Wielands, Zachariäs u. a. nicht verleugnet.

Vielfach möchte man bei der jetzt sehr beliebten und im 'Kurs' recht hoch stehenden Jagd nach Parallelstellen ausrufen: „Was ist denn an dem ganzen Wicht Original zu nennen?“ — Der Verf. wendet sich selbst gegen Übertreibungen, aus denen 'resultierte', Goethe sei bis zu seiner Berührung mit Herder ein

---

[1]) S. 573 lesen wir: „Die großen Verdienste E. Schmidts um die Faust-Forschung dürfen uns nicht hindern, diesen Vergleich abzulehnen — Gretchen und Heine!“

Digitized by Google

unselbständiger Mitläufer der Anakreontik gewesen, gegen „diese ersten Gehversuche der noch in den Kinderschuhen steckenden modernen Literaturforschung“ und rühmt den ‘weiteren Horizont’, der in Schriften von Adolf Strack, R. Weißenfels, Art. Kutscher u. a. sich geltend macht. Es ist oft ungemein schwierig, zwischen dem, was allgemeiner poetischer Sprachschatz der Weltliteratur, was notwendige dichterische Anschauung des genialen Menschen ist und was auf direkte, wenn auch unbewußte, Beeinflussung seitens eines anderen Poeten zurückzuführen ist. Bei Goethe aber darf man nie verkennen, wie er gerade in jungen Jahren das Überkommene („Konventionelle“) adelt, in seinem Geiste umgießt und mit dem Stempel seiner göttlichen Begabung unauslöschlich versieht. Wenn auch der Verf. den Leipziger Gedichten mehr Selbständigkeit als manche andere Goethe-Philologen zuspricht, so wird er doch gerade den wunderherrlichen Jugendschöpfungen der besten Zeit nicht voll gerecht. Er faßt das Dichten Goethes viel zu verstandesmäßig als eine verstandesmäßige Tätigkeit auf. Was Goethe ja gerade so groß macht, ist die Unmittelbarkeit des Schaffens, wenn es ihm auf den Nägeln brannte, wenn ihm keine Ruhe ließ, was in seiner Seele vorging, wenn nach sprachlicher und rhythmischer Gestaltung rang und drängte, was Herz und Kopf ihm füllte. Gerade dieser innig einheitliche Zusammenklang von Anschauung, Gefühl, Phantasie und Verstand, von Begeisterung und Besonnenheit durchdringt sein Dichten der Sesenheimer Jahre. Es klingt und singt in ihm, und sein Phantasieauge vermag garnicht anders in die Welt hineinzuschauen, als indem es sie mit Empfindung durchströmt. So blühen wie aus dem Mythentriebe der Völker die Naturbeseelungen auf; die Metaphern sind dann kein künstlich aufgelegter Schmuck, sondern der unmittelbare Ausdruck des Schauens, das vom Beseelen nicht zu trennen ist[1]).

Was ich somit an W.s Erläuterungen auszusetzen habe wird man hiernach leicht erkennen, wenn wir z. B. das wie eine lyrische Offenbarung wirkende Gedicht „Es schlug mein Herz“ heranziehen. Ich muß gestehen, wenn ich bei einem Gedicht von dem man nur sagen kann: Gefühl ist alles, alles ist Leben und alles Bewegung drinnen im Herzen und draußen in der Natur, lese, was W. S. 415 bietet, so geht es mir durch und durch. Da heißt es: „Die dichterische Bearbeitung (!) des Erlebnisses“ äußert sich in ‘Konzentration’ — ‘fort fällt natürlich die Anregung von außen’ (durch Weyland), ‘zumal Goethe oft genug aus gar eigenem Antriebe nach Sesenheim ritt’ — ‘fort fällt aus der Vorgeschichte gerade dieses nächtlichen Rittes der Versuch, seinen

---

[1]) Kein Problem hat die neuere Ästhetik mehr beschäftigt als das der Einfühlung; vgl. die Schriften von Groos, Volkelt, Lipps, Stern, meine ‘Entw. des Naturgef.’s’, ‘Philos. des Metaphorischen’ usw.

Digitized by Google

gewohnten Reisegefährten zur Teilnahme zu gewinnen. Und wie sich selbst isoliert (!) der Dichter auch die Geliebte: ihre Schwester und die übrige Sesenheimer Umgebung werden als störende Elemente ausgeschaltet, damit (!) der poetische Strom desto intensiver die eine Auserkorene erfaßt'. Also eigentlich müßte der Dichter bei der 'Bearbeitung' eines solchen 'Falles' alles Drum und Dran hineinflechten, wie er es in der Sesenheimer Idylle, in 'Dichtung und Wahrheit' uns enthüllt! Was aber in aller Welt, was geht das den Leser dieses in sich verständlichen und abgerundeten Liedes an, ob der Dichter aus eigenem Antriebe den Ritt gemacht hat oder auf eine Aufforderung durch einen Dritten hin, ob die Geliebte Schwestern hatte oder nicht u. s. f.!

Weiter heißt es: „Aber der Liebende, wie er allein (!) zur Geliebten jagt, ist doch nicht allein. Schon früh nähert sich Goethes Weltanschauung (!) der All-Eins-Lehre des Pantheismus; er verwebt (!) den Menschen in die organische Natur, er begabt die Natur mit menschlicher Seele". Mich überläuft es kalt, wenn ich bei einem so feurigen Seelenerguß, wie Goethes Gedicht es ist, von „All-Eins-Lehre" lese, von „Weltanschauung", von Theorie und Doktrin, wo alles naives Schauen und Schaffen und Beseelen ist. — Doch wer's nicht fühlt, wird es auch nicht erjagen. — Wie hausbacken klingt es: „Noch ist es Abend, doch der bereitet (!) die Nacht. Versenkt diese die Erde in Schlaf, so bereitet (!) der Abend auch den Schlaf vor: 'Der Abend wiegte schon die Erde'". Kann man eine der schönsten Naturbeseelungen unserer Dichtung nüchterner in die Prosa des Alltags umsetzen? — Die Erde ist das Kind, das von unsichtbaren Armen gewiegt wird — nur leise, summende Stimmen weben in der abendlichen Stille — schläfern ein — wiegen! Man mag es kühn nennen, daß Goethe nicht die Nacht als Mutter kennzeichnet (wie z. B. Mörike), die das Kind, die Erde, in Schlummer wiegt; doch warum kann es nicht der Vater, der Abend, auch einmal tun? — Zu den Worten: „An den Bergen hing die Nacht" lesen wir: „Die Nacht kommt näher — woher? aus jenen Regionen, die bereits völlig in Dunkel gehüllt sind, von den Fernen, von den Höhen; wie Goethes dramatische (!) Phantasie schon unmittelbar (im Brief vom 27. Juni 1770) die Finsternis vom Berg herabhängen sah, so hier"... Hier schießt die Erklärung doch völlig daneben! Wo ist hier 'dramatische' Bewegung, wo ein Kommen aus der Ferne angedeutet? Das Bild selbst wird garnicht erfaßt. Es war zu sagen: Das Dunkel gleicht Schleiern, welche von der Nacht um die Berge gewoben werden und herabhängen. — Goethe sagt weiter: „Schon stand im Nebelkleid die Eiche Wie ein getürmter Riese da". Wolff: „Der mutige Jüngling sprengt durch Feld und Wald: er schaut die Eichen, oder wiederum poetisch singularisierend (!): die Eiche; er schaut sie

Digitized by Google

nicht nur in ihrer allgemeinen Erscheinung, sondern — wie nur immer auf einem Gemälde — in der für die Tageszeit charakteristischen Beleuchtung: in der Dämmerung, metaphorisch (?) im Nebel. Der Nebel hüllt die Eiche ein; in anthropomorphischer (!) Auffassung ist der Nebel ihr Kleid. Stund die Eiche im Nebelkleid da, so verschwimmen ihre wirklichen Umrisse, dehnen sich ins Riesenhafte, der Wipfel erscheint der lebhaft erregten Phantasie wie ein Turm". — Ob dies alles nicht recht schiefe „rhetorische Umschreibung" ist? Der Nebel ist doch Wirklichkeit, d. i. der Dunst des Abends; das Kleid ist metaphorisch; was soll da das Anthropomorphische? Goethe spricht nicht von einem riesenhaften Turm, sondern von einem aufgetürmten Riesen. Das ist doch viel lebendiger und somit viel unheimlicher. Und dann kommt das Unheimlichste: „Die Finsternis aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah". Wolff dreht sich im Kreise, wenn er sagt: „Ist ihr damit (mit dem Sehen) menschliche Funktion beigelegt, so kommt ihr auch das menschliche Organ des Sehens zu: mit Augen!" — Sehr tiefsinnig klingt es auch, wenn wir lesen: „Aus diesem intensiv dunklen Gesichtseindruck resultiert zugleich der Gefühlseindruck des Schauers: wie ein Wegelagerer, der den nahenden Reiter selbst unentrinnbar überfallen wird, liegt die Finsternis im Gesträuche". — Doch ich breche ab. Nur hören wir noch, was zu der schönen Zeile „Ein rosenfarbes Frühlingswetter lag auf dem lieblichen Gesicht" angemerkt wird: „Von dramatischem Gehalt erweist sich besonders das Frühlingswetter, das auf dem lieblichen Gesicht lagert". Was soll dies bedeuten? Kann man sich dabei etwas denken? — Die Poesie liegt doch in der kühnen Metapher, die ihren Ursprung in der Analogie zwischen einem rosigen Frühlingshimmel und dem in Liebe und Freude rosig erglühenden Mädchenantlitz hat!

Wie im einzelnen habe ich hier auch im allgemeinen Einwendungen zu erheben. So geht W. viel zu weit, wenn er aus den so einfachen und natürlichen Zeilen: „Es schlug mein Herz", „Ganz ist sein Herz an ihrer Seite", „Aus deinen Blicken sprach ein Herz" die literarhistorische und kulturgeschichtliche Folgerung zieht: „Die Auffassung der Poesie als 'Belustigung des Verstandes und Witzes' ist nun endgültig abgetan, der Rationalismus wird durch den Herzenskult abgelöst". Hat ein Walther, hat ein Günther, hat ein Klopstock nicht aus dem Herzen heraus gesungen? Der Herzenskult ist doch gerade dem Klopstock-Kreise, wie der ganzen Zeit eigen. Nicht minder gewaltsame „Konstruktion" ist das, was S. 456 aus den „Gesängen von Selma" herausgeklaubt wird. Weil in dem Gedicht „Es schlug mein Herz" die unheimliche Mondnacht mit der Stimmung des Dichters 'kontrastiert', soll ihm erst drei Jahre später, durch die Vertiefung in dem Urtext des Ossian, der „tragische Gehalt des Nebulösen"

Digitized by Google

aufgegangen sein; „erst jetzt hat Goethe des Ossianischen Geistes einen Hauch verspürt“. — Wir können es durch die ganze Weltliteratur hindurch verfolgen, wie die Dichter die landschaftliche Natur bald in Harmonie, bald in Kontrast zu ihrer seelischen Stimmung finden. Bald so, bald so. Und es ist noch lange nicht gesagt, daß überall da, wo eine Wolke bei Goethe vorkommt, die Gespenster Ossians spuken.

Wie an diesem einen nur beispielsweise herausgehobenen Gedichte könnte ich auch an vielen anderen dartun, was an der ästhetischen Erläuterung mir zu fehlen scheint. Es würde viel zu weit führen. Besonders auffallend ist es, daß diese ungleichartig ist; über die Echtheitsfrage beim Heiderösleín wird die Einzelauslegung vernachlässigt; beim „Mailied“ findet die herrliche Zeile „im Blütendampfe die volle Welt“ keine Berücksichtigung; Klopstock wird S. 472 getadelt, daß er keine innere Verwandtschaft mit den Griechen zeige; „seine Phantasie beherrschten die Gestalten des christlichen Himmels“. Vielmehr ist zu sagen: seine Phantasie hat sich an der Erhabenheit der hebräischen Poesie genährt. Doch auch er schon bietet freie Beseelungen, die auf eine eigene klare Anschauung zurückzuführen sind; ich nenne nur die Zeilen aus der „Frühlingsfeier“: Die Lüfte „werden still, kaum atmen sie“ . . . „wie beugt sich der Wald . . der Wald neigt sich . . die Gewitterwinde tragen den Donner . . wie sie rauschen! nun schweigen sie. Langsam wandelt die schwarze Wolke“ . . Das sind Zeilen, die nur ein großer Dichter schreiben kann. — „Adler und Taube“ wird sehr kurz und im Stil recht unglücklich behandelt. (Wie ich das Gedicht auffasse, darüber vgl. Pädag. u. Poesie II S. 116 f.) Sehr reich, in Anlehnung an Hehn, werden „Der Wandrer“ und „Mahomets Gesang“ bedacht, obwohl auch hier manche schwierigere Einzelheit keine Erwähnung oder Lösung findet. Ebenso ist es beim „Ganymed“; ich habe das Gedicht unter die Beflügelungswünsche der Weltliteratur eingereiht (Ztschr. f. vgl. Litgesch. N. F. I 411 f.; vgl. Pädag. u. Poesie I[2] 195 f.). Zum „Herbstgefühl“ wäre die meisterhafte Abhandlung von Herm. Corvinus (Progr. Braunschweig 1878, wieder abgedruckt Ztschr. f. d. G. W. 1890 S. 309) heranzuziehen gewesen; ich wüßte nicht, daß irgendwo das innerste Leben und Weben dieses wunderbaren Liedes so geistesverwandt gedeutet wäre wie hier.

Neuwied. Alfred Biese.

A. Schapire-Neurath, Friedrich Hebbel. Aus Natur und Geisteswelt. 238. Bändchen. Mit einem Bildnis Hebbels. Berlin u. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 135 S. 8. 1 *M*.

Der I. Abschnitt behandelt das Leben, der II. die Werke, der III. die Weltanschauung Hebbels. Angefügt ist ein Schlußwort. Der Herausgeber zeigt, daß er in die Werke des Vielgenannten, Vielverkannten und, so möchte es uns bedünken,

heute von Unberufenen vielfach Vergötterten tief eingedrungen ist. Er war bemüht, in möglichster Knappheit über alles Wichtige zu belehren. Jedenfalls ist er kein Schönredner, wenn auch ein Bewunderer des gewaltigen Dichters und Denkers.

Bei dem Abriß über das Leben ist uns angenehm aufgefallen das Streben nach gerechter Beurteilung, die Vermeidung der Lobpreisung um jeden Preis. Besonders das Verhältnis des Dichters zu der aufopferungsfähigen, bejammernswerten Elise Hensing, das Aufweisen der Widersprüche des unglücklichen Poeten in seinem Verhalten zu ihr ist ohne Zweifel ein Lichtpunkt der Darstellung. Leider können wir hierüber immer noch kein abschließendes Urteil fällen, da bis zur Stunde Elisens Briefe an Hebbel noch nicht veröffentlicht werden konnten. Jedenfalls wird man mehr und mehr dieser Märtyrerin gerecht.

Mit der Beurteilung der Werke (II.) können wir meist übereinstimmen. Besonders scheinen uns die Frauencharaktere, wie Judith und Rhodope, richtig gezeichnet zu sein.

Sehr ansprechend ist der Abschnitt III: Weltanschauung. Er zeigt uns Hebbel als werdenden Charakter und läßt uns, bei löblicher Ausnutzung der Briefe und Tagebücher, einen klaren Blick tun in das eigenartige und immer fesselnde Ringen dieses heroischen Dichters, Denkers und Künstlers nach einer festen und abgeklärten Lebens- und Kunstanschauung. Hier sehen wir, wie der stets wahre Dichter sein ganzes Leben hindurch nach den höchsten Idealen der Menschheit gerungen hat.

Auch das Schlußwort findet unseren Beifall wegen der Knappheit und Klarheit.

Homburg v. d. Höhe. W. Bauder.

Th. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. VIII, u. 453 S. 8. 7 M, geb. 8 M.

Unter den zahlreichen Publikationen des letzten Jahrzehnts, die sich mit Cicero beschäftigen in dem sichtlichen Bemühen, diesem in jeder Beziehung gerecht zu werden, hat der 1895 gehaltene, 1897 in Buchform erschienene Vortrag von Z. berechtigtes Aufsehen erregt. Man erkannte allgemein die umfassende Belesenheit des Verfassers an, sowie die Eigenart, mit der er seine ausgebreiteten Kenntnisse verwertet, fand aber an der rücksichtslosen Schärfe seines Urteilens und Verurteilens auch vielerlei auszusetzen. Dieselben Eigenschaften weist auch die zweite vorliegende, stark erweiterte Auflage auf, und so wird auch diesmal dem Verfasser neben rückhaltloser Anerkennung mancher entschiedene Widerspruch gegenübertreten.

Der Text der ersten Auflage findet sich fast unverändert auch in der zweiten, doch ist er durch sehr wertvolle Einschiebungen

Digitized by Google

und Hinzufügung neuer Abschnitte so erweitert, daß die Darstellung auf etwa den vierfachen Umfang, die Erläuterungen auf das Doppelte angewachsen sind. Ich kann mich im wesentlichen darauf beschränken, ein kurzes Referat über die neu hinzugekommenen Teile zu geben. Als Ausgangspunkt dient wieder ein kurzer Abriß von Ciceros politischer Betätigung — an der Idee, daß C. mit einem völlig abgeschlossenen Staatsideal in die politische Laufbahn eingetreten sei, das er zu verwirklichen strebte, hält Z. fest, ohne sie freilich zu begründen —; dann folgt ein Abschnitt über Ciceros Nachleben im Altertum, wie schon unter Augustus durch die Bemühungen des Asinius Pollis ein Zerrbild von ihm sich herausbildete, das freilich nur seine Persönlichkeit betraf, während sein literarischer Nachlaß davon unberührt blieb. Allerdings ist auch der Wunsch, den er betreffs seiner theoretischen Schriften hegte, daß sie vorbildlich wirken möchten, zunächst nicht in Erfüllung gegangen. Der Atticismus und der Asianismus eroberten Rom, und Cicero war in den Hintergrund gedrängt, bis Quintilian ihn wieder zu Ehren brachte. In längerer Darstellung werden sodann die Ideen behandelt, die sich aus den zuerst nur der äußeren Form wegen in die Schulen eingeführten Schriften Ciceros in die Welt verbreiteten, Erkenntnistheorie und Logik, Metaphysik und Ethik, Pflichtenlehre u. a. m. Nach Z. hat Cicero auf alle irgendwie maßgebenden Geister jener Zeit den bedeutendsten Einfluß ausgeübt, und er weist das nach an Tertullian, Hieronymus, Arnobius, Lactanz, Ambrosius und Augustin. Zugegeben, daß sie ihren Cicero gründlich kannten und bewußt oder unbewußt ganze Sätze und Gedanken in ihre Schriften aufnahmen, berechtigt uns das, von einer Abhängigkeit des Christentums von Cicero in Form und Inhalt zu sprechen? Ebenso wenig erscheint es angängig, mit Z. Horaz einen Schüler Ciceros in der Philosophie zu nennen. Denn wenn auch wahrscheinlich ist, daß Horaz durch Brutus die philosophischen Tractate Ciceros genauer kennen lernte, so hat er doch in Athen direkt aus denselben Quellen geschöpft wie Cicero und den Grund zu seinen philosophischen Kenntnissen gelegt, als dessen Schriften zum Teil noch nicht erschienen waren. — Der Besprechung der Renaissancezeit ist anläßlich der Erwähnung der Auffindung von Ciceros Briefen durch Petrarca und Salutati ein neues Kapitel eingefügt über Ciceros Persönlichkeit, wie sie sich in seinen Briefen spiegelt. Den mangelnden Wirklichkeitssinn bei ihm gibt Z. zu; aus ihm und aus der rhetorischen Begabung, gepaart mit lebhaft arbeitender Phantasie, erklärt er die zahlreichen Schwankungen, Widersprüche und Unwahrheiten, die uns gerade in den Briefen so auffällig sind. Beispielsweise jene stolze Äußerung, die Cicero im Jahre 49 dem Pompejus gegenüber getan haben will (ad Att. VIII 1, 1), die aber in dem Originalbrief an Pompejus ganz anders und so gar nicht stolz lautet. Und wie weist

Digitized by Google

Z. den Vorwurf zurück, daß Cicero hier den Atticus anlügt? „Nein, meine Herren Seelenkündiger, er lügt nicht; das Erinnerungsbild — es war nicht zwei Tage alt — hat ihm unwillkürlich die Züge der Persönlichkeit angenommen, in die er hineinzuwachsen sucht". Und an einer andern Stelle: „So wollte er dereinst vor der Nachwelt dastehn; so sah er sich selbst, wenn er auf die Vergangenheit zurückblickte. Es ist eine klägliche Psychologie, die hier von Betrug und Lüge spricht; die rhetorische Anschauungsform führt notwendig zu solchen unbewußten Selbsteinrenkungen des historischen Erinnerungsbildes. Und die rhetorische Anschauung ist, man vergesse das nicht, die vornehme Anschauung, das natürliche Produkt einer Zeit, wo der Stil eine Hauptforderung des Lebens war". Nicht jeder, meine ich, wird Z. auf diesem Wege folgen können.

Daß Cicero die Renaissance und die Zeit des Humanismus aufs stärkste nach Form und Inhalt beeinflußt hat, ist bekannt, und die sehr ansprechenden Ausführungen Z.s darüber werden allgemein interessieren. Aber im Anschluß daran übertreibt Z. wieder sehr stark, indem er Dinge auf Cicero zurückzuführen sucht, die mit ihm kaum in Zusammenhang zu bringen sind. Die „Führerrolle und das Führerverdienst", die Cicero bei den Entdeckungen eines Gutenberg, Columbus und Copernicus gehabt haben soll, sind doch zu gewaltsam konstruiert; und des Copernicus Worte „schon andre vor mir (haben sich die Erde beweglich vorgestellt)", auf die Z. so besonderes Gewicht legt, beziehen sich doch gar nicht auf Cicero, sondern auf den von ihm erwähnten Hiketas von Syracus.

Eine sehr wertvolle Ergänzung bildet als notwendiges Verbindungsglied zwischen der Reformationszeit und der Aufklärungsperiode ein neu eingefügter Abschnitt über Ciceros Einfluß auf die Entwicklung des englischen Deismus und der englischen Moralphilosophie. Der letzte Teil des Buches über die Zeit Voltaires und Rousseaus, sowie über die Abhängigkeit der Revolutionsredner von Cicero ist fast unverändert aus der früheren Auflage herübergenommen worden.

Im ganzen werden wir sagen, daß, wenn auch im einzelnen oft und mit Recht unser Widerspruch gegen die Ausführungen Z.s hervorgerufen wird, das Buch doch eine solche Fülle neuen Materials und anregender Gedanken enthält, daß niemand es ohne Befriedigung und ohne Dank gegen den Verfasser aus der Hand legen wird.

Gr. Lichterfelde bei Berlin. C. Köhler.

Digitized by Google

1) **Kötz, Ausgewählte Fabeln von La Fontaine mit biographischer und literarischer Einleitung, erklärenden Anmerkungen, einer Übersicht über den Versbau und einer Charakteristik der Sprache. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 170 S. Anmerkungs-Heftchen 108 S. 8. 2,60 ℳ.**

„Die hier gebotene Ausgabe von La Fontaines Fabeln wendet sich vor allem an solche, die ihrerseits später einmal berufen sein sollen, andre in diese Dichtungen einzuführen, an Studenten und Seminare neuphilologischer Disziplinen, an Kurse für Lehrer und Lehrerinnen, überhaupt an ein reiferes Lesepublikum". Soweit kann man die das Werk einleitenden Worte des Herausgebers unterschreiben. Die Höhe des Preises, der Umfang der Einleitungen (98 Seiten bei einem Gesamtumfang von 170 Seiten) und mehr noch der Inhalt dieser einführenden Abhandlungen weisen auf das in obigen Worten gekennzeichnete Lesepublikum hin. Heißt es jedoch weiter: „Aber auch die Verwendung dieser Ausgabe für die mittleren und oberen Klassen der höheren Schulen ist ins Auge gefaßt", so finden wir das in scharfem Widerspruch zu des Herausgebers eigenen Ausführungen über La Fontaine S. 72: „Er schrieb nicht für Kinder, sondern für gereiften Verstand, der, wie der Dichter selbst, imstande wäre, der Torheiten des menschlichen Lebens zu spotten" und S. 75: „La Fontaines Fabeln sind für die Franzosen ein Buch fürs Leben geworden, besonders für den gereiften Mann, der das Leben kennen gelernt hat; hier hat Lamartine recht, wenn er sagt: *Les fables de La Fontaine font les délices de l'homme qui a passé par la dure école de la vie*".

Und doch! Soll man La Fontaines Fabeln aus dem Lektürekanon ausschalten? Das zu befürworten, liegt mir so fern, daß ich sie vielmehr an die erste Stelle rücken und dafür stimmen möchte, ohne ihre Kenntnis keinen Schüler aus unsren Oberklassen zu entlassen. Sind denn etwa unsre Primaner für die Lektüre von Platons Symposion oder von Horaz' Satiren schon völlig reif? Trotzdem wird die höhere Schule nicht darauf verzichten, die Kenntnis dieser Schöpfungen ihren Zöglingen mitzugeben. Mögen sie die Größe dieser immerhin erst später voll und ganz erfassen, an die Werke herangeführt werden können sie nicht besser als in dem aufnahmefähigen Primaneralter und durch das Wort und die Weise des mit dem Jugendunterricht wohlvertrauten Pädagogen.

Verstehe ich den Herausgeber recht, so will er all die in seinem Buche abgedruckten Fabeln in der Tat auch den Schülern unsrer höheren Schule zugänglich gemacht wissen, aber allerdings nur von einem Lehrer, der mit der Kenntnis des ganzen in den „Einleitungen": Leben und Werke (S. 1 bis S. 34), Literarische Würdigung (S. 35 bis S. 77), Die Fabel seit La Fontaine (S. 77 bis S. 83), La Fontaine in Deutschland (S. 83 bis S. 88) und in den 108 Seiten einnehmenden „An-

Digitized by Google

merkungen" vorhandenen Apparats ausgestattet ist. Indes hätte ich hierbei immer noch auch gegen die Auswahl der Gedichte ein nicht geringes Bedenken. Durch den Wunsch, bei ihnen weniger das Allbekannte als das Charakteristische zu berücksichtigen, ist der Herausgeber dazu geführt worden, eine große Zahl längerer Fabeln zu bieten, in denen das von ihm mit Recht als das Sondertalent des Dichters bezeichnete Erzählertalent sich am schönsten entfaltet. Ich meine da, abgesehen von der Fabel *Le meunier, son fils et l'âne*, die allerdings nicht fehlen durfte: IV, 4 *Le jardinier et son seigneur*; VII, 1 *Les animaux malades de la peste*; VII, 12 *L'homme qui court après la fortune*; VIII, 1 *La mort et le mourant*; IX, 2 *Les deux pigeons*; X, 1 *L'homme et la couleuvre*; XI, 7 *Le paysan du Danube*. Bei all diesen Fabeln möchte die Erledigung in einer Stunde kaum möglich sein, und doch besteht m. E. ein Hauptreiz der Fabellektüre gerade darin, daß der Schüler jede Stunde ein in sich geschlossenes Ganzes absolviert.

Aber auch diese geringfügige Ausstellung an dem Werkchen schwindet, sobald es sich wesentlich an ein reiferes Publikum wendet. Studenten, Lehrern und Lehrerinnen mag man getrost auch die längeren, schwierigeren und weniger bekannten Fabeln entgegenbringen. Hier auch sind die der Auswahl vorangeschickten Abhandlungen am Platze, ganz besonders die zweite, La Fontaines literarische Würdigung erörternde, die so übersichtlich, klar und umfassend zugleich nicht leicht in irgend einer Ausgabe sonst angetroffen werden dürfte. In der vierten Abhandlung „La Fontaine in Deutschland" erscheint es mir allerdings als ein Mangel, daß unter den deutschen Fabeldichtern Gellerts mit keinem Worte gedacht ist, obwohl gerade seine Verwandtschaft mit dem großen französischen Poeten schon in Rücksicht auf Friedrichs des Großen Äußerungen über diesen Punkt einer näheren Beleuchtung wert gewesen wäre.

2) **Fritz Meyer, Tales and Stories from American Authors.** Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit von Bahlsen und Hengesbach. 49. Bändchen. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. IX u. 115 S. 8. 1,20 ℳ.

Daß in einer Schulbibliothek englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit auch Amerika zu Worte kommen mußte, versteht sich von selbst; daß von den für amerikanisches Schrifttum charakteristischen kleinen Erzählungen eine hinreichende Zahl gefunden werden konnte, um damit ein besonderes Bändchen zu füllen, war zweifellos; daß aber gerade all das Gebotene vor anderem es wert war, unserer Jugend entgegengebracht zu werden, kann nicht so unbedingt bejaht werden. Beispielsweise hätte ich gleich den an erster Stelle auftretenden Edgar Allan Poe gern durch eine andre seiner Meistererzählungen vertreten gesehen als durch diese Detektivgeschichte à la Sherlock Holmes, „The Gold

Digitized by Google

Bug" betitelt. Ebenso, scheint mir, hätte sich von dem imt Recht so beliebten Bret Harte eine gewinnendere Probe finden lassen als „A Jersey Centenarian". Außerordentlich charakteristisch dagegen und sehr anziehend sind die beiden Mark Twainschen Erzählungen, namentlich die erste mit dem Titel „Mrs. McWilliams and the Lightning", der an sich schon auf alles mögliche Ergötzliche aus dem Arsenal dieses an Humor so unerschöpflichen Schriftstellers vorbereitet; an zweiter Stelle folgt „Our Italian Guide". Überaus spannend und noch besonders überraschend durch den Schluß ist Frank R. Stocktons „The Lady, or the Tiger". Vertreten ist ferner noch die Meisterin in der kleinen Erzählung Lucretia Peabody Hale durch die amüsante Skizze „The Peterkins decide to learn the Languages" und der vielgefeierte Novellist Nathaniel Hawthorne durch „Peter Goldthwaite's Treasure".

Im übrigen kommt ja durch die Lektüre solcher Schriften wie der hier gebotenen nicht bloß das rein literarische Interesse zu seinem Recht. Der Schüler erfährt durch die Aufnahme des Inhalts so mancherlei aus der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen des fremden Landes, was ihm auf andrem Wege während seiner ganzen Schulzeit kaum je zugeführt werden dürfte und das doch für seine Gesamtbildung von nicht zu unterschätzendem Werte ist. Liest er dabei auch an solcher Stelle (S. 61 Z. 13) von den Hessian soldiers, die von ihrem eignen Landesvater, dem Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel, zu Tausenden und Abertausenden an die Engländer zum Zweck ihrer Verwendung gegen die amerikanischen Milizen verkauft worden sind, so kann eine Auffrischung dieses Schandflecks aus der Geschichte deutscher Kleinstaaterei nur gut geheißen werden.

Einführung und Anmerkungen zeigen die in den Bahlsen-Hengesbachschen Ausgaben gewohnte Zuverlässigkeit und Gründlichkeit. Von leicht auffallenden und dabei ungefährlichen Druckfehlern erwähne ich aus dem Inhaltsverzeichnis den Punkt hinter dem A von A Jersey Centenarian, S. 26 Z. 22 Legrad statt Legrand und S. 66 Z. 24 fo statt for.

Frankfurt a. M. Max Banner.

A. Mittenzwey, Bürgerkunde. Zum Gebrauche in Fortbildungschulen und höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Fünfte, umgearbeitete und vermehrte Auflage der „Vierzig Lektionen über die vereinigte Gesetzeskunde und Volkswirtschaftslehre". Wiesbaden 1908, Emil Behrend. XXII u. 205 S. 8. 2,20 M, geb. 2,80 M.

Des Verlangen nach Unterricht in der Bürgerkunde hat allmählich solche Stärke gewonnen, daß es heute kaum eine brennendere pädagogische Frage gibt als die der Einführung dieses Lehrfaches. Aber freilich gehen gleich die Ansichten darüber sehr auseinander, ob nicht schon bisher unter anderer Flagge den

Digitized by Google

Forderungen eines solchen Unterrichtes Genüge geleistet worden sei. Daß dieses vollkommen geschehen sei, betonte z. B. mit aller Entschiedenheit Prof. Dr. Wilms in seinem Referat in der Versammlung des Vereins der Oberlehrer an den höheren Staatsschulen Hamburgs und bestreitet ebenso entschieden Hülsenbeck in dem Artikel „Die höheren Schulen, ihre Lehrer und die staatsbürgerliche Erziehung“ (Deutsche Welt, 11. Jahrg. Nr. 34), einem Artikel, der sich allerdings bei guter Tendenz durch Maßlosigkeit und durch Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse in trauriger Weise auszeichnet. Die Wahrheit liegt auch hier wohl in der Mitte. Es ist zuzugeben, daß in den an unseren höheren Schulen gebräuchlichen Geschichtslehrbüchern dem, was man gemeinhin unter bürgerkundlichen Belehrungen versteht, sein Recht zugestanden worden ist. Anders steht es mit der Frage, ob auch in der Praxis des Unterrichts dem Verlangen nach solchen Unterweisungen genügend entsprochen wird. Das darf man wohl bezweifeln, und zwar aus dem Grunde, weil unser Geschichtsunterricht in den oberen Klassen, die für diese Frage doch wesentlich nur in Betracht kommen, derartig überlastet ist, daß er überhaupt den nächstliegenden Aufgaben kaum gerecht werden kann. Jedes Wort zur Beschönigung dieser Tatsache wird allein schon durch die immer lauter werdenden Klagen der Universitätslehrer, z. B. Mönchs, über die erschreckende Ignoranz der Studierenden in den wichtigsten und einfachsten geschichtlichen Tatsachen Lügen gestraft. Man muß sich nur darüber wundern, daß nicht viel lautere Klagen aus den Kreisen der Fachgenossen erhoben worden sind.

Ein Hohn auf diese Tatsache der Überbürdung unseres Geschichtsunterrichts ist es, wenn nun solche umfangreichen Bürgerkunden wie die uns vorliegende mit der Prätension erscheinen, an höheren Lehranstalten Aufnahme zu finden.

Aber nicht nur wegen ihres Umfanges müssen wir diese Bürgerkunde ablehnen. Denn wenn ich auch das praktische Geschick, mit dem das Büchlein verfaßt ist, gern anerkennen und zugeben will, daß es eben wegen dieses Geschickes auch von Geschichtslehrern an höheren Schulen nicht ohne Nutzen gelesen werden kann, so ist es doch, obgleich sich der Verfasser in dem Vorwort auf die Empfehlung eines Windscheid und Ihering für sein Buch beruft, schon aus dem Grunde zur Einführung in höhere Schulen ungeeignet, weil es weder stilistisch noch inhaltlich auf der entsprechenden Höhe steht.

Den Stil charakterisiert wohl ein Satz aus dem Vorwort genügend, der hier stehen mag: „So möchte man wirklich glauben, als ob alle Schüler der Gymnasien einst klassische Philologen zu werden beabsichtigen“ [1]). Zur Steuer der Wahrheit will ich be-

[1]) Der Verfasser hat allerdings wunderliche Vorstellungen von unseren

Digitized by Google

merken, daß im ganzen der Stil etwas besser ist als in diesem Vorwort, aber flüchtig, inkorrekt und unschön ist er doch nicht selten.

Was den Inhalt ferner anlangt, so ist er weder frei von Unklarheiten und Schiefheiten, noch ist er wissenschaftlich zuverlässig. Sächsische und preußische Verhältnisse — in erster Linie schweben ihm immer die sächsischen vor — verwechselt und vermengt der Verfasser zuweilen auffallend. Nach S. 159, auf der überhaupt fast so viele Fehler wie Worte sind, war die Stellvertretung für die Ableistung der Wehrpflicht auch im preußischen Heere noch bis 1866 zulässig und üblich! Im Handel nimmt nach Mittenzwey Deutschland erst die vierte Stelle in der Welt ein; die Reihenfolge ist bei ihm: 1. England, 2. Frankreich (!), 3. Vereinigte Staaten, 4. Deutschland! „Das Recht ist bis zur Zeit der Völkerwanderung ein ungeschriebenes, es ist Gewohnheitsrecht" (s. S. 167). Auch das römische Recht? Zur Erhärtung der Tatsache, daß es „Zeiten gegeben, in denen man die gewöhnliche Arbeit verachtete" wird Lykurg angeführt (S. 3), der überhaupt bei dem Verfasser ein großes Ansehen genießt und öfter zur Beweisführung herangezogen wird! Unklar und schief ist auch das S. 53 Gesagte. Es heißt dort: „So bildete das Deutsche Reich von 1806—1871 nicht einen Bundesstaat, sondern einen Staatenbund". Von 1806—71 gab es überhaupt kein „Deutsches Reich"; wollen wir aber auch hiervon absehen, so war doch der Norddeutsche Bund wiederum kein Staatenbund, sondern ein Bundesstaat. Seine Verfassung nahm ja das neue Reich in den Grundzügen an. S. 56 ist unter anderem die Verhängung der Bundesexekution falsch dargestellt, die der Kaiser nicht eigenmächtig, sondern nur nach Zustimmung des Bundesrates anordnen kann. Daß ein Meter = 9 Fuß 2,23 Zoll ist (S. 116), ist wohl ein Druckfehler, sollte aber in einer 5. Auflage nicht mehr stehen. Das Streben nach populärer Darstellung verleitet oft zu Naivität und zu mangelhaften Definitionen. Besonders naiv ist die Art, durch Fragen bis in alle Einzelheiten den jedesmal vorgeführten Stoff hinter den verschiedenen Abschnitten zu rekapitulieren. Sehr naiv sind aber auch mitunter die zitierten Verse, z. B. S. 7:

Und weh' der Herrschaft, die die Lade
Der Dienenden nicht überwacht;
Vom Mädchen, das im Flitterstaate
Kaum an das Nützliche gedacht,
Die Sucht der Mode schweigend duldet,
Ihm äußern Putz wohl gar befiehlt,
Sie hat den Leichtsinn mit verschuldet,
Der in des Mädchens Herz sich stiehlt.

Gymnasien. So meint er z. B. die leges Liciniae müßten die Obertertianer auswendig lernen. Das sind doch tempi passati.

Digitized by Google

Schön, daß der Verfasser sich bemüht, auch ethisch einwirken zu wollen, aber für die höheren Schulen scheint mir diese Art der Einwirkung nicht am Platze zu sein. In das Gebiet des Naiven gehört es auch, wenn es S. 15 heißt: Die ersten Staaten waren Wahlreiche und sehr klein, jedes „Dorf" hatte seinen König.

Die verschiedenen Volkswirtschaftssysteme vorzuführen, hält Mittenzwey für sehr verkehrt. Nicht die Entwicklung, nicht wie es geworden ist, sondern wie es ist, will er zeigen. Das hat vielleicht für die Fortbildungsschule eine gewisse Berechtigung — ganz bleibt der Verfasser seinem Prinzip doch nicht treu —, nicht aber für die höheren Schulen. Das Ganze faßt überhaupt besonders das praktische Leben der Bevölkerungsklassen ins Auge, aus der die Zöglinge der Fortbildungsschule stammen und in die sie einst wieder eintreten.

Der Gang der Darstellung ist der, daß der Mensch als Ausgangspunkt und Mittelpunkt hingestellt und von den einfachsten Verhältnissen aus alles allmählich aufgebaut und entwickelt wird, — also auch dem vom Verfasser ausgesprochenen Prinzip nicht ganz getreu. Wir erkennen aber gern an, daß dies anschaulich und praktisch durchgeführt wird, und daß das Buch für Fortbildungsschulen gewiß recht geeignet ist, geeigneter wohl als die meisten anderen derartigen Bücher, die die Materie zu abstrakt behandeln. Der Verfasser versteht es, den spröden Stoff zu beleben und für die Jugend mundgerecht zu machen, indem er immer in das praktische Leben hineinführt. Auch ist der warmpatriotische und herzlichfromme Ton zu rühmen und die Fähigkeit, sich volkstümlich zu geben. Man kann dem Buche in diesen Kreisen die weiteste Verbreitung wünschen, für unsere Gymnasien und Realschulen müssen wir es ablehnen. Von Haus aus ist es gewiß auch nicht für diese berechnet gewesen. Gerade die Partieen, die für diese von Wert sind, werden zu kurz abgefertigt oder ganz übergangen, während die für sie minderwichtigen oder überflüssigen die breiteste Behandlung erfahren.

Eine völlige Übereinstimmung in der Auswahl des Stoffes herrscht ja bislang noch nicht in den sogenannten Bürgerkunden, noch weniger in dem Umfange des Stoffes. Wenn man Mittenzweys Büchlein mit andern ähnlichen vergleicht, so wird man finden, daß er sich im ganzen noch sehr in der Fülle des Stoffes beschränkt; nur ist die Behandlung der Auslese meistens eine recht breite. Das Buch zerfällt in 40 Lektionen — wie viele Stunden würde der Geschichtsunterricht zu ihrer Bewältigung hergeben müssen! — und verteilt den Stoff folgendermaßen: 1. Lektion: Der Mensch in der Einzelstellung, 2—6. Lektion: Vom Zusammenleben der Menschen, Familie, Gemeinde, Staat, 7. Lektion: Die Pflichten, 8. u. 9. Lektion: Die Rechte der Untertanen, 10.—12. Lektion: Sicherheitspflege, Kulturpflege, Wohlstandspflege, 13.—14.

Digitized by Google

Lektion: Die deutsche Reichsverfassung, 15.—17. Lektion: Die Arbeit und ihr Schutz, 18. Lektion: Die Versicherung, 20.—21. Lektion: Das Gewerbe, 22.—27. Lektion: Industrie, Kapital, Wirtschaftliche Gesellschaften, Handel, 28.—30. Lektion: Das Geld, der Kredit, die Finanzen, 31. Lektion: Militär- und Marinewesen, 32.—40. Lektion: Das Recht und seine Entwicklung, die Gerichtsverfassung, das Gerichtsverfahren.

Ceterum censeo: Es ist die höchste Zeit, daß dem Geschichtsunterricht mindestens in Prima eine vierte Stunde eingeräumt wird, damit er den sich immer mehr häufenden Aufgaben einigermaßen gerecht werden kann. Andernfalls vernachlässigt man in gröbster Weise die Pflicht der höheren Schule, den berechtigten und dringenden Forderungen der Gegenwart Genüge zu leisten und dem Vaterlande Bürger zu erziehen, die auf Grund ihrer Kenntnis der deutschen Geschichte und speziell der Entwicklung des deutschen Staates die bitterernsten Aufgaben, die unserem Volke die Gegenwart stellt, verstehen können. Es ist genug, übergenug der Unterlassungssünde, die der Staat bisher in dieser Beziehung auf sich geladen hat. Ich meine das nicht nur in dem Sinne, daß es dem Geschichtsunterricht durch die Unterlassung schwer gemacht wird, die nötigen Kenntnisse einzuprägen, sondern ich beklage vornehmlich, daß es ihm in dieser Drangsal erschwert wird, seine ethische Wirkung zu entfalten. In seiner gegenwärtigen Not, in der Hast, die ihm aufgezwungen ist, kommt auch diese seine beste, schönste Seite nicht zu ihrem vollen Rechte.

Sangerhausen. J. Froboese.

Franz Müller, Ein Stück Demminer Lateinschulgeschichte aus der Schwedenzeit. Demmin 1908, W. Gesellius. 112 S.

Liebe zur Heimat und zu seiner Vaterstadt treiben den Geschichtschreiber Demmins, Franz Müller, stets von neuem, interessante Abschnitte ihrer Geschichte zu bearbeiten, doch so, daß auch Nichtdemminer den behandelten Stoff gern lesen werden. Diesmal ist es ein Stück Schulgeschichte, in die er uns hineinführt: die Demminer Lateinschule unter der Inspektion des Präpositus Max. Peter Michaelis 1691—1719, einer kraftvollen und gelehrten Persönlichkeit, deren Verdienste aus mannigfachen Aktenstücken, namentlich Revisionsberichten, hervorleuchten. Um diesen Kern gruppieren sich einleitende Abschnitte über Demmin in der Geschichte Pommerns nach M. Wehrmann, schul- und zeitgeschichtliche Rückblicke, so ein Kapitel über die pommerschen Lateinschulen seit der Reformation, Proben lateinischer Dichtungen aus dem 17. Jahrhundert, eine Liste der Demminer Rektoren von 1301—1740, — und den Schluß bilden zwei Berichte aus Schulakten der Preußenzeit von 1768 und die aus Demmin stammenden Abiturienten anderer Gymnasien und Latein-

Digitized by Google

schulen vor 1871. So harrt nur noch die Zeit von 1721—1857 des Bearbeiters, da die Geschichte des Gymnasiums seit 1857 durch A. Weinert bereits eine zuverlässige Bearbeitung gefunden hat.

Man wird dem geschichtskundigen Verf. für diesen mit Liebe und Wärme geschriebenen Beitrag zur Schulgeschichte, der einen lehrreichen Blick in die Not und die Kämpfe vergangener Zeiten eröffnet, dankbar sein.

Kolberg. H. Ziemer.

B. E. Rödger, Deutscher Liederschatz. Ausgabe A für mehrklassige Volksschulen und die unteren Klassen der höheren Schulen. Erstes Heft (erstes bis viertes Schuljahr), zweites Heft (fünftes bis achtes Schuljahr). Altenburg 1908, Druck und Verlag von Oskar Bonde. 118 u. 325 S. 0,40 u. 0,80 *M.*

Wir haben an dieser Stelle nur die Brauchbarkeit des vorliegenden Buches für die unteren Klassen der höheren Schulen zu prüfen. Wenn der gesamte Stoff, zumal der einleitende theoretische Teil, in den Volksschulen wirklich zur Verarbeitung und zum Verständnis der Schüler gelangt, dann alle Achtung vor solchen Leistungen!

Ich halte es für unmöglich.

Für unsere höheren Schulen ist der Stoff viel zu umfangreich. Ein Liederheft von 100—150 Seiten, das unsere besten geistlichen, Volks- und Vaterlandslieder enthält, genügt vollauf für unsere Schulen. Aber was man bietet, das treibe man auch gründlich und fleißig, bis es zum festen Eigentum der Schüler wird.

Wenn der Stoff der beiden Teile, der jetzt 443 Seiten umfaßt, auf weniger als die Hälfte reduziert wird, so würde er dem Bedürfnis der Schüler sich besser anpassen. Es soll nicht verkannt werden, daß in der Arbeit viel Fleiß steckt und die Liebe zur Sache aus derselben überall hervorleuchtet. Auch die Methodik des Gesanges ist in dem Buche eine wohlerwogene. Das Ziel, welches sich der Verfasser setzt, ist ein sehr hohes. Den Beschluß der Proben zur Einübung der gegebenen Regeln bildet eine Stelle aus der Bachschen Kantate „Ich hatte viel Bekümmernis“.

Wir wünschen von Herzen, daß es sowohl den höheren wie den Volksschulen beschieden sein möge, ein so hoch gestecktes Ziel zu erreichen. Zunächst aber müssen wir uns mit etwas niedriger gesteckten Zielen begnügen.

Hamm (Westf.). H. Eickhoff.

Digitized by Google

1) M. Schuster, Geometrische Aufgaben und Lehrbuch der Geometrie. Ausgabe A für Vollanstalten. 3. Teil: Stereometrie. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. VI u. 102 S. 8. geb. 1,80 *M.*

Im Jahrg. 55 S. 241 hat die erste 1901 erschienene Auflage dieses Buches eine eingehende Besprechung gefunden. Es ist bedauerlich, daß erst nach sieben Jahren eine zweite Auflage des eigenartigen, trefflichen Lehrbuchs notwendig geworden ist. Sie ist, zwar nicht in ihren Grundsätzen, doch der Anordnung des Stoffes nach, der ersten gegenüber in mancher Beziehung geändert. Der Verfasser hat — sicherlich aus praktischen Rücksichten — den Stoff in eine Unter- und Oberstufe geteilt, und damit denn auch den charakteristischen Beginn mit der Behandlung der Pyramide aufgegeben. Die Zahl der Figuren ist nicht unbedeutend vermehrt und den Lehrsätzen und den „systematischen Zusammenstellungen" sind kurze Beweise beigefügt. Abweichend von der ursprünglichen Darstellung behandelt ein zweiter für die Oberstufe bestimmter Teil ein besonderes Kapitel: „Die allgemeinen Sätze über räumliche Größen".

Übrigens ist der bewährte Charakter des Büchleins bewahrt, dessen Benutzung im Unterricht gewiß an vielen Stellen stattgefunden hat, wenn es auch nur wenig in die Hand der Schüler gekommen zu sein scheint.

2) E. Gnau, Astronomie in der Schule. 2 Teile. Leipzig 1907 bezw. 1908, Quelle & Meyer. 47 bezw. 40 S. 8. Je 1 *M.*

Die inhaltreichen Hefte geben einen ins einzelne ausgeführten Lehrgang des mit dem erdkundlichen verbundenen Unterrichts in der Astronomie zunächst für die unteren Klassen der höheren Lehranstalten bis zur Untertertia einschließlich. Weitere Veröffentlichungen für die folgenden Klassen sind also wohl noch zu erwarten. — In dem Gebotenen erkennt man die Arbeit eines sehr erfahrenen und geübten Lehrers, der überall das Streben hat, den Schüler auf Grund eigener Anschauung und eigenen Nachdenkens zur Erkenntnis der Tatsachen und der Gesetze kommen zu lassen. Der Stoff, den er dabei zu bewältigen beabsichtigt, ist allerdings so groß, daß es fraglich erscheint, ob die übrigen Aufgaben des erdkundlichen Unterrichts nicht zu kurz kommen müssen, wenn diese Vorschläge von einem geübten Lehrer befolgt werden. Daß eine weniger geschickte Hand einen Mißerfolg haben würde, wenn er sich an ihre Ausführung wagte, scheint dem Berichterstatter sehr zu befürchten. Für den Fachmann aber ist die Lektüre der beiden Hefte ein Genuß wegen der Geschlossenheit der Darstellung und der durchgängigen Verknüpfung des Stoffes mit den verwandten Lehrfächern.

Digitized by Google

3) **Jules Tannery, Elemente der Mathematik.** Mit einem geschichtlichen Anhang von Paul Tannery. Ins Deutsche übersetzt von P. Klaeß. Mit einem Einführungswort von F. Klein. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. XII und 340 S. 8, 7 *M*, geb. 8 *M*.

Die Arbeit Jules Tannerys, die jetzt also in einer sehr lesbaren glatten deutschen Übersetzung vorliegt, ist von Felix Klein bekanntlich von Beginn seiner Bemühungen um eine Änderung der Methode des mathematischen Unterrichts als eines der Muster hingestellt worden, das seinen Absichten etwa entspräche. So wird man also auch in Deutschland zu ihr Stellung zu nehmen haben, und der Verlagsbuchhandlung gebührt Dank, daß sie durch die Verdeutschung das erleichtert hat.

Kennzeichnend für das Buch ist zunächst die von der unseren abweichende Behandlungsweise der Probleme. Es fehlt das Schematisch-Systematische, es fehlt die straffe, präzise Form. Das mag zunächst nicht angenehm berühren. Indessen wird diese Darstellungsart, die an einzelnen Stellen beinahe den Charakter einer angenehmen Plauderei annimmt, erklärt aus dem Umstande, daß der Verfasser das Buch nicht in erster Linie als Schulbuch geschrieben hat, sondern als Hilfsmittel für solche, geistig schon weiter vorgeschrittene Leute, die bei ihren Fachstudien auf die Notwendigkeit stoßen, mathematisches Wissen zu verwenden, während doch, was sie davon überhaupt besitzen, lückenhaft und unklar ist infolge des mangelhaften Unterrichts, den sie ihrer Zeit genossen, oder der geringen Bemühungen, die sie der Disziplin auf der Schule zugewandt hatten. Für die Bedürfnisse dieser Art von reiferen Schülern ist das Buch geschrieben, wesentlich also für das Selbststudium. Daraus mag die gelegentliche Breite, das Unausgeglichene, zwischen leichten Andeutungen und eingehender Darstellung Abwechselnde sich erklären und rechtfertigen. Neben dem Verständnis das Interesse zu erwecken, die Notwendigkeit des Studiums den Schülern allgemach in einen Genuß umzuwandeln, war wohl nicht zuletzt das Ziel der Arbeit.

So betrachtet, wird es als eine zweckentsprechende Erscheinung mit Wohlwollen zu begrüßen sein. Auch schon der Primaner, der erst auf der Oberstufe der Mathematik Geschmack abzugewinnen begonnen hat, mag es zur Hand nehmen, um die Lücken, die frühere Jahre in seinem Wissen zurückgelassen haben, nachzuholen. Es wird ihm unter dieser Führung vielleicht leichter möglich sein, als wenn er sein streng systematisch geschriebenes Lehrbuch zu Rate zöge.

Und auch der Lehrer selbst! Es mögen manche sagen: Was bringt das Buch Neues für uns, so machen wir es ja auch, was sollen wir daraus lernen! Oder aber, — diese Methode erscheint sehr anfechtbar, sie zu verwenden vermögen wir uns nicht zu entschließen. Für den ersten Fall mag aber doch bedacht werden, daß solche Meister nicht von den Bäumen fallen

Digitized by Google

— wenigstens nur sehr selten —, daß sie geschult und gebildet werden müssen, daß nicht jeder Lehrling unter die Hut eines solchen kommt, der ihm von Anfang an den einzig rechten Weg weist, daß der Anleitungen zu sachgemäßem Unterricht in unserer Wissenschaft verhältnismäßig immer noch recht wenige sind, schließlich, daß die selbständige Auseinandersetzung mit einer literarischen Erscheinung immer besser ist als das *jurare in verba magistri* oder das naturburschenhafte Hineintappen in den Unterricht, ohne sich darum zu kümmern, was Erfahrenere darüber gedacht und wie sie gearbeitet haben. Wer freilich auf Grund eigener Erfahrungen oder nach seiner grundsätzlichen Überzeugung sich zu anderen Wegen entschlossen hat, mag den gebotenen für sich ablehnen. Ob nicht ein anderer ihn gern und erfolgreich einzuschlagen vermag, ist eine Frage, die er kaum wird zu beantworten im Stande sein. Denn gibt es auch keinen Königsweg für die Ersteigung der Höhen mathematischen Wissens, so gibt es doch der Wege dahin sicher mehrere, zu denen als Führer wie als Geführte der eine lieber diesen wählen wird als jenen. Und gerade der Führer sollte sich doch von jedem ein klares, auf vorurteilsloser Prüfung bestehendes Bild zu verschaffen suchen.

Die letzte Absicht des vorliegenden Buches ist es, in die Grundgedanken der Analysis des Unendlichen einzuführen. Nicht eine vollständige Darstellung der Elemente wird gegeben, sondern die Betrachtungen der letzten Kapitel des Buches gehen darauf aus, in dem Leser vorbereitend eine Art der Betrachtung zu erwecken, für die die Gedankenwelt der höheren Analysis nichts Befremdliches mehr hat, an die sie vielmehr überall leicht anzuknüpfen vermag. Mit dieser Bestimmung sind offenbar die Kapitel „Die Koordinaten“, „Empirische Kurven“, „Elemente der analytischen Geometrie“, „Tangenten, Geschwindigkeit, Ableitung“, „Integralrechnung“, „Grenzwerte, Unendlich kleine Größen, Bestimmtes Integral, Reihen“, geschrieben. Es soll viel weniger ein bestimmtes, wenn auch noch so begrenztes Wissen überliefert, als vielmehr der Boden gelockert werden, damit die künftige Saat nicht zwischen dem Gestein fremdartiger Auffassungen zu Grunde gehe, sondern bei günstigen Vorbedingungen kräftig aufsprieße.

Dem Hauptteile geht eine Einleitung voran, die etwa ein Drittel des ganzen Buches einnimmt und die Hauptfragen der Elementarmathematik, namentlich der Arithmetik behandelt. Den Schluß bildet ein von Paul Tannery verfaßter Anhang historischer Art. In sechs interessant geschriebenen Abschnitten handelt er vom Ursprung der Algebra, von der Bedeutung der Wörter Analysis und Synthese bei den Griechen und von ihrer geometrischen Algebra, von positiven und negativen Größen, von den von den Alten studierten Kurven, von dem Ursprung des Gebrauches der Koordinaten zur graphischen Darstellung der

Digitized by Google

Variation von Erscheinungen, von dem Ursprung der Differential- und Integralrechnung.

4) E. Borel, Die Elemente der Mathematik. Vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe, besorgt von P. Stäckel. I. Arithmetik und Algebra. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. XVI und 431 S 8. geb. 8,60 *M.*

Fast noch öfter als der Name Tannerys ist derjenige von Emil Borel bei den Erörterungen über die Umgestaltung des mathematischen Unterrichts genannt worden. Noch öfter als des ersten Lehrbuch sind die des zweiten als Muster empfohlen worden. — So kann es nicht Wunder nehmen, daß auch sie eine deutsche Bearbeitung gefunden haben. Eine Bearbeitung, sofern das vorliegende Buch nicht eine einfache Übersetzung eines oder mehrerer der Borelschen Leitfäden darstellt, sondern das Ergebnis einer Arbeit ist, die die drei Bändchen Arithmétique et Notions d'Algébre (Troisième A), Algébre premier cycle, Algébre second cycle zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufügen unternommen hat.

Gemäß dieser Entstehungsweise zerfällt der Inhalt in die beiden Hauptteile: Arithmetik und Algebra. Der erste Teil, der die vier Spezies, die Bruchrechnung und Dezimalbruchrechnung lehrt, bedient sich für die Herleitung der Gesetze nicht selten schon eines Verfahrens, wie es bei uns im allgemeinen erst bei der Behandlung der Buchstabenrechnung einsetzt, ist also nicht für den Lernenden geschrieben, der von dem Verfahren noch gar nichts kennt. Aber der Gang der Darstellung ist außerordentlich klar und durchsichtig; nur die als Ergebnis der Untersuchungen aufgestellten Rechenregeln sind öfter etwas zu ausführlich gehalten, als daß sie nicht für das Verständnis des Anfängers sowohl wie für das Behalten Schwierigkeiten böten.

Der zweite Teil, die Algebra, behandelt dann die Buchstabenrechnung, die Verwendung positiver und negativer Zahlen, um weiter zur Lösung von Gleichungen zu führen. Hier tritt nun die Besonderheit des Werkes, die frühe und häufige Verwendung der graphischen Methode, hervor, und die genaue und vollständige Diskussion der möglichen Fälle. Die Gleichungen ersten Grades und ebenso diejenigen des zweiten Grades mit einer Unbekannten finden auf diese Weise eine sehr genaue Darstellung. Angeschlossen sind noch zwei Kapitel über die sogenannte homographische Funktion, sowie über Reihen, Logarithmen und Zinseszinsrechnung.

Die Darstellung ist überall recht ausführlich und geeignet, auch einen Autodidakten in die Materie einzuführen. Eine sehr reichhaltige Aufgabensammlung, die den einzelnen Kapiteln angehängt ist, bietet mannigfaltigen Übungsstoff.

In erster Linie liegt die Bedeutung des Buches aber doch darin, daß es die Grundgedanken der Meraner Vorschläge, die der

Digitized by Google

Anschaulichkeit der Darstellung und die der Hervorhebung des funktionalen Zusammenhanges der einzelnen Größen in einer Rechnung, durchgehends befolgt. Dieses Umstandes wegen ist zu wünschen, daß es in allen den Kreisen von Lehrern der Mathematik in Deutschland recht bekannt werde, die bisher ablehnend oder abwartend den vorgeschlagenen Umänderungen der Unterrichtsform gegenüberstanden, um sie von deren Ausführbarkeit zu überzeugen und ihnen den Weg zu weisen.

Pankow b. Berlin. Max Nath.

---

1) A. Voigt, Lehrbuch der Pflanzenkunde für den Unterricht an höheren Schulen, sowie für die erste selbständige Fortbildung der in den Anfangsgründen der Pflanzenkunde geschulten Jugend. Erster Teil: Die höheren Pflanzen im allgemeinen oder die Pflanze, ihre Werkzeuge nach Beruf und Herkunft und ihre Lebensgeschichte. Hannover und Leipzig 1906, Hahn. VII u. 208 S. 8. 1,80 M.

2) A. Voigt, Die botanischen Schulbücher. Geleitschrift zu obigem Lehrbuch. Hannover und Leipzig 1906, Hahn. 34 S. 8. 0,40 M.

3) A. Voigt, Lehrbuch der Pflanzenkunde usw. Dritter Teil. Anfangsgründe der Pflanzengeographie. Hannover und Leipzig 1908, Hahn. XVII u. 371 S. 8. 2,80 M.

4) A. Voigt, Die Pflanzengeographie in den botanischen Schulbüchern. Zweite Geleitschrift zu dem Lehrbuch der Pflanzenkunde usw. Hannover und Leipzig 1908, Hahn. 23 S. 8. Unentgeltlich

Es ist heutzutage bei der noch immer großen Verschiedenheit der didaktischen Ansichten nicht ganz leicht, ein Schullehrbuch der Pflanzenkunde zu besprechen, vor allem dann nicht, wenn es noch nicht als Ganzes vorliegt. So war es s. Z. dem Ref. nicht möglich, aus dem I. Teil des Lehrbuchs der Pflanzenkunde von A. Voigt und aus seiner Geleitschrift ein genügend klares Bild von dem Unterrichtsgange zu erlangen, der dem Verf. vorschwebt. Erst nach dem Erscheinen des III. Teiles (vor dem noch ausstehenden II.) kann er ein Urteil abgeben, das er selber für gerecht hält. — Die Botanik als Schuldisziplin enthält vorwiegend „Übungsstoff“, daneben nur wenig eigentlichen Lehrstoff. Besonders der erstere, aber auch der letztere muß m. E. nach der Altersreife verteilt werden. Verf. des vorliegenden Lehrbuches verlangt das auch, aber als eine Leistung der Unterrichtenden: diese Verteilung soll in einer Fachkonferenz vorgenommen werden. Das ist zwar nicht auch meine Meinung, aber doch ein Vorschlag, der erwogen werden kann, wenn das den Stoff darbietende Lehrbuch nicht nur, wie das vorliegende, sachlich einwandfrei ist, sondern auch in dem Vortragston dem in seiner ganzen Ausdehnung propädeutischen Charakter des botanischen Unterrichts unserer höheren Schulen entspricht.

Verf. gibt bezw. wird geben in Teil I und II und in dem Ergänzungsheft für U II gewissermaßen den „offiziellen“ Unterrichtsstoff der amtlichen Lehrpläne und in Teil III einen Übungsstoff,

Digitized by Google

der schon vor geraumer Zeit empfohlen, auch schon in einige Lehrbücher, allerdings in beschränktem Maße, aufgenommen worden ist, und auf den auch die preußischen Lehrpläne an mehreren Stellen deutlich hinweisen, nämlich die Grundlagen einer Pflanzengeographie, besonders der Heimat. Dies alles wird in einer Ausführlichkeit vorgetragen, daß Lücken nirgends auftreten, ja daß die Möglichkeit einer Auswahl geboten ist. — Ich möchte von vornherein erklären, daß ich des Verfassers Arbeit, zweckentsprechend von einem gründlich geschulten Botaniker verwendet, im allgemeinen für einen äußerst beachtenswerten Fortschritt in unsrer Lehrbuchliteratur halte. Die Vorzüge des Buches sind nach meiner Auffassung: die Bereitstellung einer gründlichen allgemeinen Botanik, an der es tatsächlich in manchen (nicht in allen, wie Verf. zu glauben scheint) früheren Schulbüchern empfindlich mangelte; die Verbindung von Morphologie mit Oekologie und Physiologie, die Verf. (allerdings auch nicht als erster) zweckentsprechend vorgenommen hat; die eindringende Beachtung, die er den heimischen Pflanzenverbänden schenkt. Didaktisch wertvoll ist es, daß Verf. diesen Stoff so vorträgt, daß er als Übungsstoff verwendbar ist. Er will sein Buch als Wörterbuch aufgefaßt wissen, das die Grundlage abgäbe, im Buche der Natur zu lesen, und hat diesen Zweck im allgemeinen auch erreicht.

Aber bei einem Schullehrbuch kommt es noch des weiteren auf seine praktische Brauchbarkeit an. Das gilt ganz besonders von einem Lehrbuch der Botanik, die seit jeher den besonderen Vorzug gehabt hat — mehr als irgend eine andere Naturwissenschaft —, die Schüler „mit der Natur handgemein" machen zu können, der aber dadurch auch Schwierigkeiten im praktischen Unterricht erwachsen, wie ebenfalls keiner anderen naturwissenschaftlichen Disziplin. Um zunächst in dem vom Verf. gebrauchten Bilde zu bleiben: im Buche der Natur lehren wir unsre Schüler nicht ohne weiteres lesen durch Bereitstellung eines Wörterbuches, es bedarf dazu noch einer planmäßig angeordneten und im einzelnen sorgfältig durchgearbeiteten Sammlung von „Übungsbeispielen", — ja ich möchte beinahe sagen, der Schulunterricht wird kaum jemals weiter führen können, als zum verständnisvollen Auffassen einiger weniger besonders durchsichtiger Ausschnitte aus der Natur. (Man vgl. dazu: Frickes aus langjähriger Praxis erwachsene „Biologische Heimatkunde in der Schule", Beilage zum Jahresber. der O. Rsch. Bremen, 1909 Nr. 973!)

Eine weitere Auseinandersetzung mit des Verfassers Ideen soll die dem Stoffe innewohnenden Schwierigkeiten und die methodische Arbeit, die nötig ist, sie aus dem Wege zu räumen, noch deutlicher aufweisen. In seinen beiden Geleitschriften hält Voigt mit andern Lehrbuchverfassern Abrechnung. Eine

Digitized by Google

gewisse Einseitigkeit des Standpunktes wird man darin nicht verkennen können, daß er behauptet (I. Geleitschr. 4 u. 5), Einzelbeschreibungen im Lehrbuch oder gar sämtliche Arten sog. methodischer Lehrbücher seien schlechthin ungeeignet. Da kommt es doch sehr darauf an, wie ein solches Buch benutzt wird. Einzelbeschreibungen, sinngemäß (also nicht als Lesetexte, sondern als Übungsstoff gebracht), haben doch einen nicht zu verkennenden Wert für die Erarbeitung allgemeiner Begriffe. Etwas derartiges kommt denn auch bei Voigt hier und da vor (I 64—69. 141. 156). Weil aber Verf. immer nur bestimmte Erscheinungen im Auge hat, werden allerdings solche Beschreibungen einseitig; wie z. B. die des Sonnentaus (Drosera rotundifolia I 65. 66), die nur den Tierfang berücksichtigt, andere Eigenschaften, z. B. auch solche, die die Pflanze als Moorpflanze höchst bedeutsam charakterisieren, ignoriert. Gewiß ist das beabsichtigt; wenn aber Verf. zur Illustrierung abweichender Ernährungs- oder Bestäubungsverhältnisse (vgl. I 141 und 156) mehr oder minder ausgeführte Beschreibungen im Lehrbuch für nötig hält, woher sollen sie dann nicht nur entbehrlich, sondern sogar verwerflich sein für die Erarbeitung anderer doch ebenso wichtiger Begriffe?

Im übrigen will ich die Fehler, die Voigt an den von ihm „gemeinten" Lehrbüchern rügt, weder in Abrede stellen, noch ihm das Verdienst schmälern, darauf aufmerksam gemacht zu haben. Aber es kann auch nicht verschwiegen werden, daß hier oder da gar nicht Fehler vorliegen, sondern von Seiten Voigts eine Verkennung der in den Begriffen selbst steckenden Schwierigkeit oder der Absicht des Verfassers; so z. B. wenn Voigt es tadelt, daß Anemone nemorosa als Schattenpflanze geschildert wird. Dieser Begriff ist eben — wie die meisten der Oekologie entnommenen — unbestimmt, er deutet nicht nur auf das Lichtbedürfnis, sondern auch auf die Hygrophilie der Pflanze. Voigts eigene Schilderung (III 85), worin von der „großen Lichtbedürftigkeit" dieser Pflanze gesprochen wird, stimmt übrigens weder mit Wiesners exakten Untersuchungen überein (kräftiges Gedeihen bei mittlerem Lichtgenuß $\frac{1}{3,8}$, Verkümmern und Verschwinden bei $\frac{1}{5}$), noch mit Beobachtungen, die jeder leicht nachprüfen kann (Verschwinden der A. n. von Kahlschlägen, Wiederauftreten bei Heranwachsen einer Schonung). — Ebensowenig kann ich dem Verf. völlig zustimmen, wenn er es (Geleitschr. II 19) tadelt, daß Vaccinium uliginosum eine „Moorpflanze" genannt wird. Wenn diese Pflanze auch (Voigt III 194) „auf steinigem Boden höherer Gebirge namentlich oberhalb der Baumgrenze vorkommt", so ist sie dem Bewohner der Ebene doch nur als Hochmoorpflanze bekannt. Gerade die physiologische Ähnlichkeit beider Standorte ist interessant und tut der obigen Bezeichnung keinen

Digitized by Google

Abtrag. Der von Voigt getadelte Autor scheint allerdings nicht zwischen Tief- und Hochmoorpflanzen zu unterscheiden, was nicht gebilligt werden kann. Wenn man aber die Unterscheidung der Moore umfassend vornehmen will, so kommt man andrerseits zu manchen Schwierigkeiten, wie Voigts eigenes Beispiel uns zeigen wird. — Wenn endlich — damit möchte ich die Besprechung der Geleitschriften schließen — Voigt es zurückweist, daß Ledum palustre ein Kiefernbegleiter genannt wird, so gebe ich ihm wohl sachlich recht, ohne doch diese Bezeichnung schlechthin als einen Fehler auffassen zu können. Ledum besiedelt auf Mooren ebendieselben Gebiete, die auch der Kiefer zugänglich sind. Nehmen wir ferner dazu, daß für den Osten und Westen Deutschlands L. p. und Erica tetralix nahezu als „stellvertretende Pflanzen" auftreten und beide an Stellen, die auch die Kiefer besiedelt, so ist die von Voigt gerügte, übrigens auch in der Literatur zu findende Bezeichnung nicht einfach fehlerhaft zu nennen.

Die angeführten Beispiele wollen nur zeigen, wie schwierig die Begriffe sind, die hier in Betracht kommen, und daß daher die Schule darauf verzichten muß, alle diese z. T. noch in voller Diskussion befindlichen Deutungen und Anschauungen zu diskutieren. Um eine bloße Übermittelung des von dem Verf. für richtig Gehaltenen darf es sich andrerseits doch auch nicht handeln. — Daß wir aus diesen Gründen nicht auf den pflanzengeographischen Lehrstoff zu verzichten brauchen, wird später klar werden. Hier handelt es sich zunächst noch um ein anderes: wie nämlich Verf. sich allgemein in seinem Lehrbuch zu der Schwierigkeit der Begriffe verhält, die die Wissenschaft der Schule liefert.

Der erste Teil von Voigts Lehrbuch soll (vgl. I. Geleitschr. 28) in den Klassen VI bis O III verwendet werden, fängt aber gleich (§ 1, 1) mit dem Begriff des Plasmas an, gibt als Beispiel für nacktes Protoplasma die Lohblüte an und bezeichnet als Zellen die blasen-, schlauch- oder röhrenförmigen Behälter des Plasmas mit ihrem Inhalt. Ich glaube nicht, daß man in den genannten Klassen auf diese Weise dem Begriff der Zelle wird beikommen können, wenn man ihn überhaupt da schon für nötig hält. So geht es aber weiter: § 1, 2 spricht von Zellreihen, Zellflächen und mehr- bezw. vielschichtigen Zellkörpern, von Geweben und Gewebesystemen; § 1, 3 von Arbeitsteilung, § 1, 4 von Schleimpflanzen, Lagerpflanzen, Moosen und höheren Pflanzen, welche letzteren § 1, 5 sehr schön und richtig durch die Ausbildung von Wurzel- und Sproßgebilden charakterisiert, aber auch — und das dürfte hier weniger am Platze sein — durch das Vorkommen von Leitbündeln und Oberhaut. Das ist alles wissenschaftlich einwandfrei, was soll es aber in einem Schulbuch für die genannten Klassen, das nur Stoff bringen will, den die Schüler selbsttätig erarbeiten können? Auf S. 6 und 7 spricht Verf. von

Digitized by Google

exogener und endogener Entstehung der Bei- und Seitenwurzeln, will er das auch seinen Obertertianern zeigen, also die Schnittmethode schon hier anwenden? Ich halte sie noch für die Oberklassen reichlich schwer. Die Sproßverzweigung wird etwa so vorgetragen, wie Strasburger sie in seinem bekannten Kompendium bringt, würde es nicht genügen, ihre Beziehungen zur Blattstellung in Betracht zu nehmen und so diese beiden in den Unterklassen schwierigsten Kapitel der äußeren Morphologie zu vereinigen? Es handelt sich doch für den Schulunterricht zunächst nur um die Samenpflanzen, wo diese Beziehung immer vorliegt. Auch die Behandlung der „wichtigsten Blütenstände" (S. 126—135) könnte durchsichtiger sein, mir wenigstens will scheinen, der Anfangsunterricht tue nicht gut, die Einzelfälle zu häufen, sondern vielmehr die Gesetzmäßigkeit an wenigen klaren Beispielen zu erarbeiten. Verf. seinerseits tadelt in seiner Geleitschrift besonders die Behandlung der Blütenstände bei anderen Autoren als unwissenschaftlich, dem gegenüber scheint er in den von Kienitz-Gerloff einmal gerügten Fehler zu verfallen, die Kämpfe zwischen seinem wissenschaftlichen und pädagogischen Gewissen unbedenklich immer zugunsten des ersteren zu entscheiden. Das zeigt sich z. B. noch recht klar auf S. 104, mit welchem Hinweis ich diesen Teil der Besprechung schließen möchte. Dort werden die höheren Pflanzen als „siphonogame Embryophyten, d.h. Keimbildner mit Befruchtung durch Schläuche" den Farnpflanzen und Moosen, „Archegoniaten oder asiphonogamen Embryophyten" gegenübergestellt, es wird also die unsre Systematik völlig revolutionierende Idee des Generationswechsels der Samenpflanzen schon an die Obertertianer herangebracht. Es fehlen auch die Namen „Mikrosporen" für die Pollenkörner und „Mikrosporangien" für die „Staubsäcke" nicht, aber was eine Spore ist, wird nirgends erklärt, obwohl § 42, 1 auf die „sehr auffällige" Ähnlichkeit der Staubblätter und Sporenblätter der Nacktsamigen und Farnpflanzen (beide Begriffe nicht weiter erklärt) hinweist. Die Besprechung der Samenanlagen, Samenbildung, Samen und Keimung nimmt sogar auf die angeregten Ideen gar keine Rücksicht. S. 103 und 104 sagt Verf. vielmehr ausdrücklich, daß der Vorgang der Befruchtung und die entsprechenden (d. h. doch auch den obigen Bezeichnungen entsprechenden) Einrichtungen der Farnpflanzen erst bei der Besprechung der niederen Pflanzen zu berücksichtigen seien. Dann sind aber die oben angeführten Bezeichnungen nur unverständliche Namen, die man sonst in Schulbüchern sorgfältig vermeidet. Vorläufig (man vgl. die Geleitschr. I S. 11) hat also m. E. Voigt nur „triftige Gründe gegen die Benutzung einer jüngeren Entwickelungsstufe des natürlichen Systems im Jugendunterricht" geliefert. — Nebenbei bemerkt halte ich den § 37, 3 konstruierten Unterschied zwischen „Ableger" und „Keimling" nicht für durch-

Digitized by Google

greifend genug, also auch nicht für brauchbar. Der Ableger ist durchaus nicht immer eine „unveränderte Neuauflage der Mutterpflanze“; man denke nur an die sogenannten Knospenvariationen!

Die Vorzüge des III. Teiles von Voigts Lehrbuch habe ich schon oben hervorgehoben, Ausstellungen, besser Vorschläge für Änderungen habe ich aber auch hier zu machen. Die Kiefer hat z. B. zweifellos vorwiegend durch Anpflanzung ihre heutige weite Verbreitung gefunden, nicht durch ihre große Anspruchslosigkeit. Stellaria nemorum geht bei Voigt als charakteristisch für Sumpfwälder, während sie nach meiner Kenntnis in anderen Pflanzenvereinen häufiger ist. In der Übersicht der beachtenswertesten Hochmoorpflanzen (S. 185—196) findet man Comarum palustre, Wasserschierling u. a. Pflanzen (z. B. auch Ruchgras), die wohl auf Wiesen- und Übergangsmooren bez. auf anmoorigem Boden, nicht aber auf ausgesprochenen Hochmooren vorkommen, z. T. sogar mehr Sumpf- als eigentliche Moorpflanzen sind, bezw. noch anderen Pflanzenvereinen angehören. Ich möchte dies und anderes der Art aber nicht als eigentlich fehlerhaft hinstellen, sondern vielmehr als bedingt durch des Verf.s schon früher gekennzeichnete Verkennung der Aufgaben didaktischer Darbietung gegenüber derjenigen wissenschaftlicher Untersuchungen. Hier wollte er alle Pflanzen registrieren, die er in der betreffenden Formation entdeckt hat, dadurch wird aber das von ihm entrollte Bild für den Anfangsunterricht (um den es sich doch auf der Schule immer handelt) viel zu bunt, und es resultiert keine klare Anschauung, in der auch der „Geist der Natur“, möchte ich sagen, d. h. eben die oekologischen Grundbegriffe lebendiggenug zur Geltung kommen. Hätte er, um bei unserm Beispiel zu bleiben, nach der Schilderung des typischen Hochmoors, bei der man sich wohl auf das Sphagnetum, Ericetum und Caricetum beschränken kann, an entsprechenden Beispielen gezeigt, wie bei veränderterten Lebensbedingungen (bei Auftreten von Grundwasser z. B. in den Entwässerungsgräben, beim Umbrechen oder bei länger anhaltender Trockenheit u. ä.) Pflanzen anderer Vereine als meist siegreiche Wettbewerber auftreten, so wäre solch ein Bild entstanden, das auch für den hier in Betracht kommenden Zweck genügend einwandfrei wäre. — Ähnliche Bearbeitung möchte ich verschiedenen Stellen dieser „Anfangsgründe der Pflanzengeographie“ wünschen. Vorbilder dafür liefert Graebner „Die Pflanzenwelt Deutschlands“, Leipzig 1909.

Ich stimme, was ich öfters schon ausgesprochen habe, darin mit Verf. überein, daß ein großer Teil der Abbildungen, mit denen viele neuzeitlichen Bücher sich schmücken, wohl entbehrlich ist, weil sie eben keinem wirklich vorhandenen Bedürfnis entsprechen. In Abbildungen, die ich als notwendig für ein Lehr-

Digitized by Google

buch empfinde, also auch dem Verf. für eine Neuauflage empfehlen würde, muß eine Gedankenarbeit stecken, die wohl Aufgabe des Unterrichts ist, aber doch nicht dem Unterricht allein überlassen werden darf. Ich denke sowohl an Schemabilder bekannter Art für Blütenbau und Blütenstände, Fruchtformen und dergleichen und an Skizzen, die die Erkennung der besprochenen oder erwähnten Pflanzen erleichtern — das Buch ist ja auch zum Selbststudium bestimmt — als auch an Abbildungeu zu oekologischen Verhältnissen, wie sie Verf. an einigen wenigen Stellen (III 74. 221) bringt, aber noch viel reichlicher hätte geben müssen. Hier sagt das Bild mehr, als Worte ausdrücken können, und lenkt die Aufmerksamkeit viel intensiver auf die Erscheinungen, die zu beachten sind. Ich kann nuch nicht verschweigen, daß von dem geringen Illustrationsmaterial des III. Teiles manches recht wenig hergibt, wie etwa das Bild auf S. 43.

Im allgemeinen habe ich, um das zu wiederholen, von Voigts Buch den Eindruck gewonnen, daß es auf dem richtigen Wege ist, eine Grundlage für einen vertieften und in die Natur einführenden botanischen Unterricht zu werden, sehe aber auch auf dem Wege zu diesem Ziel noch viel bisher ungetane Einzelarbeit, vor allem didaktischer Art.

Königsberg i. Pr. B. Landsberg.

---

1) L. Poincaré, Die Elektrizität. Übersetzt von A. Kalähne. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. VIII u, 261 S. 8. 3,80 M, geb. 4,40 M.

Der bekannte, bedeutende französische Physiker, dem wir schon eine populäre Behandlung der wichtigsten physikalischen Erscheinungen in seinem vortrefflichen Buche „Die moderne Physik" verdanken, behandelt in dem neuen, ebenfalls für weitere Kreise bestimmten Werke „Die Elektrizität" die verschiedenen Methoden der Erzeugung und Nutzbarmachung des elektrischen Stromes und seine vielfachen Anwendungen in der Elektrotechnik. Wie umfassend der Inhalt des Buches ist mag eine kurze Inhaltsangabe vor Augen führen. Ausgehend von den modernen Vorstellungen über die elektrische Energie weist der Verfasser auf die hohe Bedeutung hin, welche diese Form als Vermittlerin im praktischen Leben gefunden hat. Nachdem der Leser mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft von den magnetischen Zuständen und ihrer Gesetzmäßigkeit bekannt gemacht ist, lernt er die Induktion in ihren verschiedenen Formen kennen. Hieran schließt sich die Besprechung der Generatoren für Gleichstrom und Wechselstrom, der Kuppelung und Compoundierung, endlich des elektrischen Kraftwerkes. Die für Kraftübertragung nötigen Motoren in ihren verschiedenen Formen: die Gleichstrom-, Synchron-, Asynchron-, Serien- und Repulsionsmotoren kommen nunmehr zur übersichtlichen, wenn auch etwas summarischen

Digitized by Google

Darstellung, was durchaus angebracht erscheint, da eine eingehendere Erörterung ein ganzes Werk ausfüllen müßte.

Bei der Betrachtung der Übertragung elektrischer Energie werden die wirtschaftlichen Bedingungen besprochen, die ruhenden und die polymorphen Transformatoren herangezogen, endlich der Transport und die Verteilung der Energie, speziell bei elektrischen Bahnen geschildert. Ebenso wie diese aus dem Vollen geschöpften Darstellungen uns mit dem gegenwärtigen Stande der Technik bekannt machen, führt uns auch das Kapitel über chemische und elektrische Energie, sowie das über elektrische Beleuchtung bis zu den heutigen Leistungen und Forschungen auf diesen wichtigen Gebieten. Den Schluß bildet ein Ausblick in die voraussichtliche Entwickelung der Elektrizität.

Das Buch ist geistvoll und anregend geschrieben, allgemeine und philosophische Gesichtspunkte heben die Betrachtung über das Niveau der reinen Praxis hinaus, und mit vielem Genuß und Gewinn wird der Leser das Buch studieren, vorausgesetzt, daß er mit den behandelten Tatsachen und Grundbegriffen schon vorher hinreichend vertraut war. Daher ist das Werk den Physiklehrern wohl zu empfehlen, es kann aber im gebräuchlichen Sinne nicht als populär bezeichnet werden. Die Übersetzung ist im allgemeinen fließend und angemessen.

2) B. Peter, Die Planeten. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 240. Bändchen. Mit 18 Figuren im Text. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 131 S. 8, geb. 1,25 *M*.

Über den Wert und die Bedeutung der wissenschaftlichen Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt“ für die geistige Anregung und Aufklärung weiter Volkskreise gibt es wohl nur eine Stimme voller Anerkennung. Wie die meisten Bändchen dieser umfangreichen Sammlung, die vor etwa 10 Jahren ihren Anfang genommen hat, ist auch dieses Büchlein von sachkundiger Hand verfaßt, es macht den Leser in recht erschöpfender Weise mit dem gegenwärtigen Stande der Forschungen über das Planetensystem bekannt, indem es, zugleich die historische Seite gebührend berücksichtigend, die Methoden erörtert, die zu den erstaunlichsten Entdeckungen geführt haben, und über den Grad der Zuverlässigkeit des so erworbenen Wissens ein begründetes Urteil gewinnen läßt. Die Figuren sind wenig zahlreich, vielfach aus Scheiners populärer Astronomie entnommen. Das gediegene Büchlein, dessen Ausstattung zweckmäßig und ansprechend ist, dürfte sich für Schulzwecke in hervorragendem Maße eignen.

3) K. Rosenberg, Unterstufe der Physik für höhere Lehranstalten. Ausgabe für Gymnasien. Mit 345 in den Text gedruckten, zum Teil farbig ausgeführten Figuren und einer farbigen Tafel. Zweite, im wesentlichen unveränderte Auflage. Leipzig und Wien 1909, A. Hölder. VII u. 269 S. 8. geb. 2,60 *M*.

Digitized by Google

Nachdem das vor drei Jahren erschienene Lehrbuch der Physik von Rosenberg wie in den Fachzeitschriften, so auch an dieser Stelle die verdiente Anerkennung gefunden hatte, folgte sehr bald die Herausgabe der Unterstufe der Physik. Von beiden Büchern liegt inzwischen schon die zweite Auflage vor. Dieser äußere Erfolg liegt durchaus in der geschickten Zusammenstellung und korrekten Darstellung des Lehrstoffes, ebenso wie in der durchsichtigen Gliederung und in den zweckmäßig gewählten Mitteln begründet, welche die Erkenntnis und die Durchdringung der physikalischen Tatsachen zu erleichtern geeignet sind. Hierher gehört in erster Linie der Reichtum an vortrefflichen Figuren, deren Anschaulichkeit in der geometrischen Optik durch Farbenunterschiede das Wesentliche deutlich in die Augen springen läßt. Dem gleichen Zweck dient auch die Ausführlichkeit des Textes an solchen Stellen, an denen erfahrungsgemäß Schwierigkeiten aufzutreten pflegen. Zur Belebung des Interesses ist die Physik des täglichen Lebens ebenso wie das historische Moment in erfreulichem Maße berücksichtigt, die Denkaufgaben und die weniger zahlreichen Rechenbeispiele sind gut gewählt und geeignet die Schüler mit den physikalischen Gesetzen genauer bekannt zu machen.

Das Gebiet des behandelten Lehrstoffes ist so weit, daß dem Lehrer eine Auswahl innerhalb gewisser Grenzen frei steht, in dem Abschnitt über Chemie ist eine weise Beschränkung auf das Wesentlichste hervorzuheben. Bemerkenswert ist die Einfügung der Grundtatsachen der mathematischen Geographie an geeigneten Stellen der Mathematik und der Optik, ein Verfahren, das in Preußen in diesem Umfange wohl kaum geübt wird.

Einige abweichende Ansichten, die aber an dem günstigen Gesamturteile über das Unterrichtswerk keine Änderung herbeiführen können, mögen hier in einzelnen Punkten der Erwägung anheimgestellt werden. Auf S. 15 wäre es erwünscht, wenn die Besprechung der Fahrenheitschen Skala, namentlich in Bezuf auf die Fundamentalpunkte, sich mehr den historischen Tatsachen anschließen möchte. Die auf S. 17 angegebenen beiden Versuche über die Anomalie des Wassers geben ohne wesentliche, an dieser Stelle nicht erwähnte Vorsichtsmaßregeln nicht das erwartete Resultat. Die Fallmaschine kann man nach meinen Erfahrungen auf der Unterstufe noch nicht mit ausreichendem Erfolge benutzen, auch dürfte die Erklärung des Regenbogens auf dieser Stufe erheblichen Schwierigkeiten begegnen. Die Erklärung der Masse als Stoffmenge wird bei vielen auf Widerspruch stoßen, geeigneter wäre der physikalisch meßbare Trägheitswiderstand.

Die „Unterstufe der Physik" verdient in vollem Maße nach Inhalt und Ausstattung die Beachtung der Physiklehrer an unsern gymnasialen Lehranstalten.

Berlin. R. Schiel.



Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1909, B. G. Teubner. R. Charmatz, Österreichs innere Geschichte 1848—1907, II: Der Kampf der Nationen. 176 S. geb. 1,25 *M.*

2. Fr. Arnold, Gemeinschaft der Heiligen und Heilungs-Gemeinschaften. Ebenda 39 S. 0,50 *M.* (F. Kropatscheck. Biblische Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten, V. Serie).

3. M. Bach, Studien und Lesefrüchte aus dem Reiche der Natur. Umgearbeitet von L. Borgas. Vierter Band. Fünfte Auflage. Mit 71 Abbildungen. Köln a. Rhein 1909, J. P. Bachem. VIII u. 336 S.

4. G. Biedermann, Geographie von Bayern nebst der Heimatkunde und einer Übersicht über die einzelnen Erdteile. Siebzehnte Auflage mit 16 Abbildungen. Regensburg 1909, G. J. Manz. VIII und 101 S. kart. 1 *M.*

5. O. Bischoff, Leitfaden beim Unterricht in der Geschichte der christlichen Kirche für evangelische Schulen. Umgearbeitet von G. Buchwald. Achtzehnte Auflage. Leipzig 1909, Im. Tr. Wöller. VIII u. 141 S. geb.

6. K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten. Ein Hand- und Hilfsbuch für Lehrer. Ausgabe in drei Teilen. Dritter Teil. Unter Mitwirkung von E. Hartmann herausgegeben. Dritte Auflage. Hannover 1909, Carl Meyer (G. Prior). IX u. 491 S. 4,60 *M* geb. 5,20 *M.*

7. A. Fischer, Die höheren Schulen — Ratgeber für die Eltern. Groß-Lichterfelde o. J., B. W. Gebels Verlag. V u. 121 S. geb. 2 *M.*

8. H. Fischer, A. Geistbeck, M. Geistbeck, Erdkunde für höhere Schulen. Dritte Auflage. Berlin und München 1909, R. Oldenbourg. Erster Teil: 90 S. 0,70 *M.* — Zweiter Teil: 94 S. 0,75 *M.* — Dritter Teil: 104 S. 0,75 *M.* — Vierter Teil: 102 S. 0,75 *M.*

9. H. Frey, Mineralogie und Geologie für schweizerische Mittelschulen. Dritte Auflage. Mit 263 Abbildungen. Leipzig 1909, G. Freytag. V u. 233 S. geb. 2,75 *M.*

10. Harvard-Studies in Classical Philologie. Volume XX (1909). Leipzic, O. Harrassowitz. 175 S. geb. 6,50 *M*

11. F. Hočevar, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für Gymnasien usw. Unterstufe (1.—3. Klasse). Mit 15 Figuren. Siebente Auflage. Wien 1909, F. Tempsky. 131 S. geb. 2 *K.* 10 *h.*

12. A. Kirchhoff, Erdkunde für Schulen. Halle a. S. 1909, Buchhandlung des Waisenhauses. Fünfzehnte Auflage von F. Lampe. Teil I: Unterstufe. Mit 12 Figuren. IV u. 68 S. gr. 8. geb. 0,80 *M.* — Teil II: Mittel- und Oberstufe. Mit 36 Figuren und 1 Tafel. VIII u. 411 S. gr. 8. geb. 3,40 *M.*

13. P. Knab, Lösungen zum Rechenbuch für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. Freiburg i. B. 1909, Herdersche Verlagsbuchhandlung. IV u. 40 S. 1,50 *M.*

14. F. Lederbogen, Übungsgruppen. Eine praktische Anweisung für den Betrieb der Ordnungs-, Frei- und Handgerätübungen im Turnunterricht. Mit 15 Figuren. Zweite Auflage. Leipzig 1909, Dürr'sche Buchhandlung. 138 S. kart.

15. O. Lesser, Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der Arithmetik und Algebra. Teil II. Ausgabe A für die oberen

Digitized by Google

Klassen der Realanstalten. Mit 25 Figuren. Leipzig 1909, G. Freytag. 238 S. gr. 8. 3 ℳ.

16. K. L. Leimbach, Ausgewählte Biblische Geschichten des alten und Neuen Testaments. Neu bearbeitet von P. B. Schmidt. Zweite Auflage. Ausgabe A. Hannover 1909, Carl Meyer (G. Prior). XI u. 164 S. geb. 1,25 ℳ.

17. W. Fr. Meyer, Allgemeine Formen- und Invariantentheorie. Erster Band: Binäre Formen. Leipzig 1909, G. J. Göschensche Verlagshandlung. VIII u. 377 S. geb. 9,60 ℳ.

18. A. Wangerin, Theorie des Potentials und der Kugelfunktionen. I. Band. Mit 36 Figuren. Leipzig 1909, G. J. Göschensche Verlagshandlung. VIII u. 255 S. geb. 6,60 ℳ.

19. G. Maldfeld, Aus den Frühlingstagen der preußischen Vokssehulen. Eine Hundertjahrerinnerung. Leipzig 1908, Teutonia-Verlag Karl R. Vogelsberg. 61 S.

20 Močnik's Anfangsgründe der Geometrie. Für die 1.—3. Klasse der Mittelschulen. Bearbeitet von J. Spielmann. Mit 148 Figuren. Achtundzwanzigste Auflage. Wien 1909, F. Tempsky. 104 S. geb. 1 K 80 h.

21. Močnik's Lehr- und Übungsbuch der Arithmthek für die I. u. II. Klasse der Gymnasien. Bearbeitet von K. Zahradníček. Vierzigste Auflage. Wien 1909, F. Tempsky. 156 S. geb. 2 K 50 h.

22. W. Ostwald, Wider das Schulelend. Ein Notruf. Leipzig 1909, Akademische Verlagsgesellschaft. 48 S. kl. 8. 1 ℳ.

23. A. Przygode und E. Engelmann, Griechischer Anfangsunterricht im Anschluß an Xenophons Anabasis (Xenophon-Grammatik). Teil II: Ober-Tertia. Zweite Auflage. Berlin 1909, F. A. Herbig. VIII u. 203 S. 3,20 ℳ.

24. F. Reinhold, Friedrich der Große, Briefe und Erlasse. Frankfurt a. M. 1909, Moritz Diesterweg. IV u. 213 S. geb.

25. A. Schöppa, Die Phantasie nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung für das Geistelleben. Leipzig 1909, Dürr'sche Buchhandlung. VIII u. 144 S. kart. 2 ℳ.

26. E. Sellin, Die israelitisch-jüdische Heilandserwartung. Groß-Lichterfelde 1909, Edwin Runge. 84 S. 1 ℳ.

27. Shakespeare, The life and death of King Richard II. Herausgegeben von Ph. Aronstein. Leipzig 1909, G. Freytag. 172 S. geb. 1,50 ℳ.

28. Macaulay, Frederic the Great. Herausgegeben von P. Reimann. Leipzig 1909, G. Freytag. 130 S. geb. 1,40 ℳ.

29. Dickens: The Old Curiosity Shop. Herausgegeben von A. Käsel. Mit 1 Titelbild und 7 Abbildungen. Leipzig 1909, G. Freytag. 113 S. geb. 1,30. ℳ.

30. L. Tesar, Die Mechanik. Eine Einführung mit einem metaphysischen Nachwort. Leipzig 1909, B. G. Teubner. XIV u. 220 S. gr. 8. 3,20 ℳ, geb. 4 ℳ.

31. A. Voigt, Excursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen. Praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesange. Fünfte Auflage. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. 326 S. geb.

32. P. Volkmann, Fähigkeiten der Naturwissenschaften und Monismus der Gegenwart. Vortrag. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 38 S. gr. 8. 1 ℳ.

33. H. Walsemann, Pädagogische Quellenschriften. Teil I. Hannover 1909, Carl Meyer (G. Prior). VIII u. 248 S. 2,40 ℳ, geb. 3 ℳ.

34 E. Wolff, Grundriß der preußisch-deutschen sozialpolitischen und Volkswirtschaftsgeschichte von 1640 bis zur Gegenwart. Dritte Auflage. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 296 S. geb. 4,50 ℳ.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Platons Polemik im Euthyphron und Kratylos.

(Zwei Analysen).

1. Euthyphron.

Schleiermacher, Bonitz, Joël[1]) haben über den Euthyphron, jeder in eigenartiger Weise, gehandelt. Dennoch würde man unseres Erachtens fehlgehen, wenn man von vornherein annähme, daß die Erkenntnisse des Späteren die Forschungsergebnisse des bezw. der Früheren aufhöben. Die Verschiedenheit des Standpunktes des einen und des anderen bringt gerade bei wissenschaftlichen Forschungen nicht selten eine einseitige Betrachtungsweise mit sich. Oft erreicht man das volle Verständnis eines Kunstwerks erst unter Berücksichtigung von einander entgegengesetzten Einzelforschungen. Zu einem volleren Verständnis des Dialogs Euthyphron wollen auch die folgenden Ausführungen beitragen.

Sokrates ist vor Gericht geladen. Er erklärt auf Befragen des ihm begegnenden Euthyphron, sein Ankläger sei ein junger, unbekannter Mann; er heiße Meletos. Als besonderes Kennzeichen gibt er an: Schlichthaar, spärlichen Bartwuchs, Habichtsnase. Die Anklage sei nicht unedel; es sei vielmehr ein rühmliches Zeichen, daß er trotz seiner Jugend eine so wichtige Sache erkannt habe. Behaupte er doch zu wissen, wie man die Jugend verderbe, und wer das tue. Geradezu ein Weiser scheine er zu sein. Nachdem er gesehen habe, wie Sokrates in Unverstand seine Altersgenossen verderbe, laufe er, um ihn zu verklagen, zur Stadt wie zur Mutter. .... Auch fasse er die Politik beim rechten Ende an; denn er sorge für die Jugend .... ja, er werde dereinst noch der größte

[1]) Joël wandelt in den Spuren des leider zu früh verstorbenen Dümmler. Diesen Namen zu nennen, heischt die Billigkeit.

Digitized by Google

Wohltäter der Stadt werden, wenn man wenigstens nach einem solchen Anfange urteilen dürfte.

Es ist eine Fülle von Ironie, mit der Meletos überschüttet wird. Zuerst zwar rühmte Sokrates mit der ernstesten Miene von der Welt seine Pflichttreue und sein richtiges Streben. Aber schon die faustdicke Übertreibung läßt das Lob als ein ironisches erkennen. Die gleiche Wirkung wird sodann erzielt durch die Gegenüberstellung des jungen, aber sehr weisen Meletos einerseits und des greisen und doch so unwissenden Sokrates anderseits. Komisch muß auf jeden Leser der Vergleich des mit seiner Klage zur Behörde gehenden Klägers mit einem zur Mutter laufenden Kinde berühren. Den Höhepunkt erreicht aber die Ironie am Schlusse, wo der Angeklagte mit Pathos von der großen Zukunft des Meletos redet. Endlich wollen wir gleich hier auf ein Mittel zur Bekämpfung von Gegnern aufmerksam machen, das der Schriftsteller öfter verwendet hat. Um den Gegner in den Augen des Lesers lächerlich zu machen, läßt Platon dessen Äußeres, bisweilen auch seinen geistigen Werdegang oder Ähnliches durch eine Gesprächsperson, hier durch Sokrates, in einer an die Art der Komiker erinnernden Weise abkonterfeien. Man sieht, Platon läßt in dieser Einleitung einen förmlichen Funkenregen von Ironie sprühen. Seine Absicht kann natürlich nur die sein, durch die Bloßstellung des Anklägers die Unschuld und sittliche Reinheit des Beklagten in um so helleren Lichte erstrahlen zu lassen. Insofern wird man Schleiermacher unbedenklich recht geben, wenn er ein apologetisches Moment in dem Gespräche erkennen will[1]).

Es folgt eine Erörterung des Begriffes ὅσιον im Anschlusse an den Prozeßfall des Euthyphron. Dieser will seinen eigenen Vater wegen Mordes anklagen, weil er den Tod eines Tagelöhners veranlaßt hat. Nach einem positven Ergebnis sucht man vergebens; höchstens bringt die Untersuchung eine gewisse Klärung des Begriffes εὐσέβεια, die als Teil der Rechtschaffenheit definiert wird.

Im Verlaufe dieser Untersuchung erinnert der Hauptunterredner wiederholt an seinen Prozeß. „Ich will", so sagt er 5 A, „Euthyphrons Schüler werden und Meletos auffordern, vom Prozesse abzulassen; denn er muß, wenn er die Autorität jenes in göttlichen Dingen anerkennt, dann auch mich für kundig erachten. Ist er zu dieser Anerkennung nicht bereit, so soll er den Euthyphron anklagen als den Lehrer, der die Älteren, und zwar mich durch Lehren, seinen Vater durch Strafen, zu grunde richtet. An dich, lieber Euthyphron, wird er sich ja nicht heranwagen, mich aber hat er so leicht und scharf durchschaut, daß er eine Anklage wegen Gottlosigkeit gegen mich eingebracht hat". Auch 12 E wird auf den Sokratesprozeß Bezug genommen: „Sprich,

1) Daß Platon dabei besonders an Angriffe der Komiker denkt, wie Dümmler wahrscheinlich machen will (Akad. 1, 6), ist sehr wohl möglich.

Digitized by Google

lieber Euthyphron, welcher Teil des Gerechten das Fromme ist, damit wir auch Meletos sagen können, er soll uns nicht mehr durch eine Anklage wegen Gottlosigkeit Unrecht zufügen, da wir ja nun genügend über das Wesen des Frommen und Nichtfrommen unterrichtet sind". Der Schluß endlich spielt auf dieselbe Sache an: „Ich hatte gehofft, Euthyphron, ich würde von dir das Wesen des Frommen erlernen und dadurch von der Anklage des Meletos loskommen. Denn ich hätte ihm gezeigt, daß ich durch Euthyphron über die göttlichen Dinge aufgeklärt bin und nicht mehr ins Blaue hineinrede und Neuerungen aufbringe. Nun aber hat mich diese Hoffnung betrogen".

Vom ersten bis zum letzten Worte also wird der Prozeß des Sokrates berücksichtigt. Dennoch werden die dialektischen Untersuchungen nicht an ihn geknüpft, sondern an den anderen Prozeß. Gewisse Ähnlichkeiten beider Fälle leuchten ja dem aufmerksamen Leser ein. Der junge Euthyphron und der nicht minder junge Meletos sind von gleichem Pflichteifer angespornt. In Wirklichkeit zeugt ihrer beider Handlungsweise von großer Unklarheit und außerordentlichem Leichtsinn. Und so ließen sich noch mehr Vergleichungspunkte aufdecken. Aber eine plausible Erklärung für eine solche Doublette kann man zunächst schwerlich geben. Wir sind also gezwungen, selbst den mühevollen Pfad einer ins einzelne gehenden Untersuchung zu betreten.

Es ist keine Frage: im Euthyphron sind zwei Prozeßfälle mit einander verquickt, der des Meletos contra Sokrates und der des Euthyphron contra seinen Vater. Sie sind absichtlich in Parallele zu einander gestellt; das beweist die Tatsache, daß der Meletosprozeß nicht bloß im Anfange erwähnt wird, daß er vielmehr an wichtigen Stellen der Untersuchung ausdrücklich herangezogen wird, nämlich 5 A—D, wo die Diskussion über das ὅσιον einsetzt; 12 E, wo es sich um die Erörterung der Frage handelt, welcher Teil des Gerechten das Fromme ist; endlich der Schluß, wo Sokrates sein Bedauern darüber ausspricht, daß die Untersuchung zu keinem Resultat geführt hat. Daß die beiden Fälle auf ein und dieselbe Grundfrage führen, sieht indes merkwürdigerweise Euthyphron zuerst garnicht ein; denn was antwortet er Sokrates 3 B, als er von diesem hört, daß er beschuldigt ist, Götter gebildet und zwar neue gebildet und den Glauben an die alten aufgegeben zu haben? „Ich sehe wohl, man hat dein Daimonion mißverstanden!" Sokrates muß ihn erst darauf hinweisen, daß die Sache anders liegt; denn als Euthyphron als Beleg für die Richtigkeit seines Satzes, daß man den Unrechttuenden unter allen Umständen zur Verantwortung ziehen müsse, die Bestrafung des Kronos durch Zeus anführt, erwidert ihm Sokrates 6 A scharf: „Weil ich solche Geschichten von den Göttern nur mit Unwillen anhöre, eben deswegen klagt man mich ja an. Freilich du bist ja sachverständig in diesen Dingen". Und an den anderen ange-

Digitized by Google

gebenen Stellen[1]) macht er mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit unter Wiederholung der einmal gebrauchten Wendungen klar. daß die richtige Erkenntnis in dem Prozesse des Euthyphron die Entscheidung in dem eigenen Prozesse in sich berge; denn *ταὐτὸν ἐν πάσῃ πρᾶξει τὸ ὅσιον αὐτὸ αὑτῷ* (5 D). Geradezu ironisch klingt 5 C. Dort will der alte Sokrates sich vertrauensvoll in die Lehre des „kundigen" Euthyphron begeben, um sich vor dem Angriff des Meletos zu sichern (5 C). Ein ähnlicher Entschluß begegnet im Euthydem noch einmal: an beiden Stellen ist er der Ausdruck schärfster Ironie. Überhaupt wird man bemerken, daß Euthyphron fast ebenso stark verspottet wird wie Meletos, z. B., um von anderen abzusehen, 3 E: „Der Ausgang meines Prozesses ist allen unbekannt außer euch Sehern". Ob ein so launiger Ton für die ernste Situation, in der Sokrates sich befindet, paßt, darf man wenigstens fragen; keineswegs wollen wir auf diesem Grunde irgendwelche Hypothesen bauen. Wir begnügen uns vielmehr mit der vorläufigen Feststellung: Platon hat beide Prozeßfälle offenbar geflissentlich auf eine Stufe gestellt. Er läßt dies durch Sokrates aussprechen. Euthyphron dagegen will von dieser Gleichsetzung nichts wissen.

Die nächstliegende Annahme ist nun die, daß der Euthyphronprozeß historisch ist und in dieselbe Zeit fällt wie der des Meletos. v. Wilamowitz, Phil. Unters. I 219, 2 hat indes betont, daß jener Prozeß die naxische Kleruchie voraussetzt. Diese aber ist älter als die damit verkoppelte Gerichtssache. Es folgt daraus noch nicht, daß die ganze Sache fingiert ist; jedenfalls aber muß, gleichgültig aus welchen Gründen, der Schriftsteller den historischen Vorgang zeitlich verschoben haben. Es wäre wohl denkbar, daß Platon das Bestreben hatte, den Meister zu einem berühmten Prozesse Stellung nehmen zu lassen, um den Gegnern zu zeigen, wie tief seine Frömmigkeit und wie absurd es war, einen solchen Mann der Gottlosigkeit anzuklagen. Man wird von diesem Standpunkte aus die Kunst der Platonischen Apologetik bewundern müssen (was freilich nicht alle Platonerklärer zugeben). Diese Meinung eben hat Schleiermacher gehabt, und nach ihm liegt das Hauptgewicht des Dialoges auf der Anklage des Sokrates.

Fassen wir nun aber mit Joël[2]) einmal den Tatbestand des Prozesses des Euthyphron näher ins Auge! Der Sohn erhebt Anklage gegen den Vater. Das ist seltsam genug, doch eben darum könnte Platon dieser Fall gereizt haben. Die Anklage ist eine Mordanklage. Das macht die Sache noch eigenartiger, spräche indes auch noch nicht gegen die historische Realität. Nun aber die Schuld des Vaters! Sie ist verschwindend klein. Der Getötete ist kein *οἰκέτος*, sondern irgend ein fremder Tagelöhner, ist selbst

---

[1]) vgl. besonders 5 B: Meletos soll den Euthyphron anklagen, als den Lehrer, der die Älteren zugrunde richtet, nämlich mich und seinen Vater.

[2]) Der echte und xenophontische Sokrates II 507 ff.

Digitized by Google

ein Mörder, hat also den Tod verdient. Die Tötung ist unbeabsichtigt. Sie ist nicht durch die Hand des Vaters erfolgt, sondern der Mörder ist bloß durch langes Liegen in den Fesseln draufgegangen. Mit der Fesselung war der Vater in vollem Rechte; hat der andere ihm doch einen οἰκέτης erschlagen! Nicht in Attika spielt der Vorfall, dann wäre der Tagelöhner schwerlich gestorben, sondern in Naxos, daher kann der Bescheid der athenischen Exegeten erst nach einigen Tagen erfolgen. — Vergegenwärtigt man sich alle diese Momente, so muß man, glauben wir, Joël zugeben, daß der Fall alle Zeichen der Fiktion an sich trägt. Nach dem Musterbild der Geschichte des Orestes ist ein äußerst kniffliger Fall ausgeheckt worden.[1])

Man wird ja auch nach dieser Erkenntnis den Standpunkt Schleiermachers, der also den Nachdruck auf die Apologetik legt, halten können. Warum sollte nicht dem Prozeß des Meletos ein erdachter Fall als Folie dienen können, damit dadurch um so stärkeres Licht auf den Helden, nämlich Sokrates, falle? Indessen hat diese Fiktion eine Besonderheit: eigenartig nämlich nimmt sich die ironische Zeichnung des Euthyphron, auf die wir oben schon aufmerksam machten, aus. Mit solchen Farben malt man doch kein leeres Gespinst der Phantasie, so konterfeit man eine lebendige Persönlichkeit ab. Wir können uns hier auf Joëls Ausführungen (II S. 508, f.) beziehen, der u. E. überzeugend dargetan hat, daß unter der Maske des Euthyphron Antisthenes versteckt ist. Auch Joëls Vermutung, daß Euthyphron eine Figur der Dialoge des Kynikers war, hat viel Ansprechendes[2]).

Unsere bisherigen Beobachtungen können wir so formulieren. Im Euthyphron läßt Platon an einem besonders verzwickt liegenden fingierten Falle Antisthenes seine Ansicht über Religion aussprechen. Gegen ihn polemisiert er durch den Mund des Sokrates in stark ironischer Weise. — Daraus ergibt sich: die wirklichen Akteurs im Euthyphron sind nicht Sokrates und Euthyphron, sondern Platon und Antisthenes. Platon läßt also eigene Gegner durch die Person seines Lehrers bekämpfen. Das ist eine Tatsache, die für die Beurteilung der Platonischen Schriftstellerei überhaupt von weittragender Bedeutung, keineswegs aber allseitig anerkannt ist. Wenigstens meint Ivo Bruns, daß eine solche Verquickung der Künstler Platon nie, oder doch nur ausnahmsweise, über sich gewonnen hätte. In der Tat erscheint der Dialog, wenn man sich der von uns dargelegten Auffassung anschließt, in einem ganz anderen Lichte. Er ist nicht apologetischer, sondern polemischer Natur; nicht der Prozeß des Sokrates, sondern der des Euthyphron

[1]) So etwa wie die Sadducäer zur Anfechtung des Auferstehungsglaubens eine komplizierte Geschichte ersannen. — Vgl. übrigens noch Joel II 647 8.

[2]) Besonders spricht für sie die Erwähnung desselben im Kratylos worüber später.

Digitized by Google

steht im Brennpunkte. Der Wahrheit, so wie sie uns erscheint, kommt daher auch die Auffassung von Bonitz, der in seinen Platon-Studien den bedeutenden wissenschaftlichen Gehalt des Euthyphron als den Kern des Dialogs lichtvoll hervorgehoben hat, viel näher als Schleiermachers, der in dem Dialog eine der Gesamtkomposition nur schädliche Verflechtung der apologetischen Tendenz mit dialektischen Fragen erblickt. Nur hätte Bonitz den polemischen Hintergrund des Gespräches zeichnen müssen.

Man wird ja nun nach unseren Ausführungen im Anfange nicht leugnen wollen, daß der Schriftsteller auch den Zweck mit seinen Anspielungen auf den Sokratesprozeß verfolgte, zu zeigen, wie turmhoch der Meister über der Anklage stand. Aber die Polemik gegen seinen eigenen Gegner ist unter allen Umständen die Hauptsache. Mag bei der entgegengesetzten Auffassung das Interesse des Schriftstellers, den wirklichen Prozeß mit dem fingierten in Parallele zu setzen, allenfalls noch verständlich sein; unverständlich wäre dagegen die gegensätzliche Auslegung der Anklage des Meletos einerseits durch Euthyphron, der ein Mißverstehen des Daimonion wittert, anderseits durch Sokrates, der klipp und klar sich dahin äußert, sein Unwille über die herkömmliche Auffassung der Götter habe ihm den Prozeß zugezogen. Und eben diese Auffassung hat kurz zuvor Euthyphron-Antisthenes vertreten! Geflissentlich wird also die Differenz in puncto Religion, die Platon von Antisthenes trennt, herausgekehrt. Hätte Sokrates — so können wir im Sinne Platons sagen — die kynische Auffassung des ὅσιον gehabt, so wäre er nicht angeklagt worden. In den Tod getrieben hat ihn nicht die behauptete innere Stimme, sondern seine reine Auffassung des Begriffes θεός. Steckt in unserem Gedankengange kein Fehler, so bedeutet die Heranziehung des Prozesses des Sokrates einen ungewöhnlich scharfen Angriff auf Antisthenes, einen Angriff, den Bruns als brutal und darum des großen Platon nicht würdig entschieden nicht anerkennen würde (vgl. Das literarische Porträt der Griechen S. 260).

Sehen wir uns die Polemik Platons gegen Antisthenes nun etwas genauer an. Euthyphron begeht zuerst den logischen Fehler, an Stelle des Begriffs eine einzelne Handlung zu setzen. Zurechtgewiesen definiert er das Fromme zunächst als das Gottgefällige, auf eingehendere Fragen als das allen Göttern Gefällige. Auch diese Bestimmung erweist sich als nicht den Kern treffend, sondern als bloßes πάθος oder Accidens. Sokrates gibt nun seinerseits eine Definition der Frömmigkeit: sie sei ein Teil der Gerechtigkeit. Euthyphron läßt sie ohne Zaudern gelten. Der Philosoph spitzt nun die Frage schärfer zu, welcher Teil der Gerechtigkeit denn die Frömmigkeit sei. Euthyphron folgt ihm zunächst noch durch das Zugeständnis, daß die Frömmigkeit eine den Göttern zugewandte Sorge (θεραπεία) sei. Es wird hieraus

Digitized by Google

die Folgerung gezogen, daß die Götter zu einem bestimmten Zwecke die Menschen in ihren Dienst nehmen müßten. Nach diesem Zwecke befragt, weicht Euthyphron zunächst aus, um dann zu erklären (13 E): Es würde zu weit führen, eine genaue Antwort zu geben; Frömmigkeit bestehe eben, kurz gesagt, darin, daß man es verstehe, den Göttern im Opfern und Beten Wohlgefälliges zu tun. Über diese Antwort äußert Sokrates großes Bedauern, denn sie führt, wie er zeigt, von dem Wege ab und zurück auf die erste Erklärung der Frömmigkeit als des Gottgeliebten. Dem nochmaligen Versuche des Sokrates, den Gesprächspartner in die Diskussion zu ziehen, entzieht sich dieser. Es fragt sich, aus welchem Grunde Platon den Euthyphron so hartnäckig jede weitere Diskussion ablehnen und bei seiner anfänglichen Definition verharren läßt. Behalten wir nun im Auge, daß der Zweck des Dialoges eine Bekämpfung des Antisthenes ist, so scheint uns Platon zeigen zu wollen, wie weit der Kyniker mit ihm mitgeht. Bis zur höchsten Erkenntnis, daß der Zweck der Religion das Gute ist, an dessen Verwirklichung die Menschen nach dem Willen der Götter mitarbeiten sollen, dringt Antisthenes nicht vor, Die ausweichenden Antworten Euthyphrons bezeichnen also wie ein markanter Strich die obere Grenze der kynischen religiösen Erkenntnis. Ähnliches finden wir im Phaidon, Phaidros und Symposion. Das negative Resultat, an dem seit Schleiermacher so viele Gelehrte Anstoß nahmen und das geradezu zur Unechterklärung geführt hat, stellt sich so nach unserem Dafürhalten als eine wohldurchdachte Absicht heraus. Ob nicht auch der abrupte Schluß mancher anderer Dialoge, der uns zunächst stutzig macht, auf polemische Beziehung ähnlicher Art deutet?

Eingehender Interpretation ist es somit gelungen, das Gespräch als einen heftigen Angriff auf Antisthenes zu kennzeichnen. Wenn wir nunmehr den Versuch machen, über den Anlaß der Fehde etwas Näheres zu finden, so müssen wir den Rahmen des Dialogs überschreiten. Die Frage also, die durch den erdachten Prozeßfall illustriert wird, ist die, ob es dem Sohne zusteht, den sündigenden Vater zu schlagen. Das *τύπτειν τὸν πατέρα ἐν γε δίκῃ* hören wir in den „Wolken“ des Aristophanes (V. 1325 ff.) den Pheidippides mit sophistischen Gründen verteidigen. Noch sophistischer ist die Deduktion des einen Sophisten über denselben Gegenstand im Platonischen Euthydemos (298 E). Beide Werke sind nun aufzufassen als Erwiderungen auf den Protreptikos des Antisthenes (vgl. Ztschr. f. d. G.-W. 63 S. 87 ff.). Es liegt also nahe, anzunehmen, daß der Kyniker die extreme Folgerung zuerst gezogen und dem Sokrates in den Mund gelegt hat. Darauf hat Aristophanes zuerst in den 2. „Wolken“ geantwortet, indem er an der Hand der kynischen Schrift den Sokratismus lächerlich macht. Zur Richtigstellung hat dann Platon das Wort im Euthydemos ergriffen; er weist in diesem Dialoge die dem Sokrates zugeschriebenen Lehren

Digitized by Google

als diesem durchaus fernliegend nach, und zwar in scherzhaftem Tone. Warum er nun in einem besonderen Dialoge den Satz von der Bestrafung des Vaters als der Ethik des Lehrers fremd bezeichnet, dafür dürfte ein bestimmter Anlaß vorliegen, für den wir folgende Vermutung wagen möchten. v. Wilamowitz, Phil. Unters. I S. 219 weist darauf hin, daß im Gorgias 480 D, 507 D Platon selbst es als gerecht hinstellt, den sündigenden Vater zu strafen; im Euthyphron steht er auf entgegengesetztem Standpunkte, und er wendet sich scharf gegen seinen einstigen Mitschüler, der dieses Axiom als dem Lehrer angehörend bezeichnet hatte! Daß der streitbare Kyniker den Angriff im Euthydem sollte ruhig hingenommen haben, ist wenig wahrscheinlich. Er wird möglicherweise seine Behauptung verteidigt haben unter Hinweis auf die einstige Zustimmung Platons in diesem Punkte. Dieser hat den Fehdehandschuh aufgenommen und im Euthyphron an einem fingierten Beispiele die Unklarheit der kynischen Auffassung dargetan, der zufolge selbst Sokrates mit Recht angeklagt worden wäre.

Nebenbei werfen unsere Erörterungen ein interessantes Streiflicht auf das vielbesprochene Daimonion. Von diesem scheinen besonders die Kyniker viel Aufhebens gemacht zu haben. Xenophon, der von Anthisthenes fast sklavisch abhängig ist, spricht denn auch immer mit pathetischem Ernst davon. Dagegen ist an allen Stellen, an denen Platon es nennt, eine leise Ironie unverkennbar.

Schleiermacher hält unser Gespräch für eine während des Sokrates-Prozesses entstandene, mit großer Erbitterung hingeworfene Flugschrift. Äußere Kriterien für die Zeitbestimmung enthält der Dialog nicht, So ist man hierfür lediglich auf die Gesamtauffassung des Gesprächs angewiesen. Aus unserer Interpretation geht hervor, daß das Verhältnis zwischen Platon und Antisthenes recht gespannt ist. Dieser Gegensatz aber hat sich — das darf man als ein Faktum der modernen Platonforschung hinstellen — erst allmählich herausgebildet. Noch zur Zeit der Abfassung des Gorgias, die etwa ins Jahr 393 fallen dürfte, scheinen die beiden Mitschüler im besten Einvernehmen gestanden zu haben. Daher dürfte der Euthyphron frühestens 392, wahrscheinlich aber noch viel später entstanden sein.

Derartige ins Kleine gehende Untersuchungen, wie die vorstehende ist, sind gewiß nicht nach jedermanns Geschmack. Sie zerstören, so hörten wir gelegentlich, den Genuß an dem Kunstwerk als solchem. Daß dieses Urteil nicht immer berechtigt ist, zeigt sich u. E. gerade beim Euthyphron. Man bedenke nur, wie schweren Anstoß selbst Schleiermacher an der Komposition genommen hat. Sein feines Gefühl für Platons Art allein hinderte ihn, den Dialog dem großen Schriftsteller abzuerkennen, und so kam er auf den Ausweg, das Werkchen als eine eilfertige, während des Prozesses hingeworfene, für die Aufklärung der Athener be-

Digitized by Google

stimmte Schrift zu deuten. Gönnen wir uns, am Ziele angelangt, die Muße, auf die Komposition des Gesprächcs zurückzublicken, so dürfte unser Urteil ganz anders ausfallen. Die Tendenz der Schrift ist polemisch gegen Antisthenes gerichtet; aber wie fein hat es der Schriftsteller verstanden, sie zu verdecken. Man hat nicht das Gefühl kleinlicher Zänkerei, man merkt vielmehr deutlich, mehr als auf die Person kommt es ihm auf die Sache an. So wird seine persönliche Differenz dialektischen Erörterungen untergeordnet und nutzbar gemacht. Damit nicht genug! Es ist dem Künstler ein Bedürfnis, schon durch die Szenerie das Interesse des Lesers zu fesseln. Darum läßt er den Sokrates sich mit Euthyphron zufällig vor der *στοὰ βασιλική* treffen, und dadurch ergibt sich die Hereinbeziehung des Sokratesprozesses. Den so aufs glücklichste motivierten Einfall aber beutet er zugleich für seine polemische Tendenz aus. Wenn man dieses Herüber- und Hinüberschießen ganz heterogener gedanklicher Fäden in dem kleinen Gespräche überschaut und sieht, wie trotzdem das Ganze harmonisch in sich abgeschlossen ist, so wird man dieses wohl unter die literatischen Kunstwerke zählen müssen.

---

2. Kratylos.

Der Hauptunterredner im Kratylos scheint Hermogenes zu sein. Man hat seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß das Gespräch trotzdem nach Kratylos benannt ist. Wir wollen im Folgenden eine Analyse des Dialogs zu geben versuchen, aus der die innere Berechtigung des Titels hervorgehen muß.

Zunächst wollen wir die Person des Hermogenes ins Auge fassen. Er ist noch jung, ein Bruder des Kallias (384 D und 406 B *ὦ παῖ Ἱππονίκου*), in dessen Hause Platon die Zusammenkunft der Sophisten stattfinden läßt. Dagegen verfügt er nicht über Reichtümer; denn 391 C heißt es, er sei *οὐκ ἐγκρατὴς τῶν πατρῴων*. Seiner Geistesanlage nach zeigt er ziemlichen Übereifer. Schon oft, so sagt er 384 D E, hat er sich über die Entstehung der Wörter mit Kratylos und vielen anderen unterhalten, und falls seine Meinung irrig ist, ist er bereit, nicht bloß von Kratylos, sondern auch von jedem beliebigen anderen zu hören und zu lernen. So eifrig, wie er selbst ist, wünscht er auch die anderen; den Kratylos fordert er z. B. 428 A auf, nicht zu ermüden. An derselben Stelle bezeichnet er die Belehrung durch andere geradezu als eine Wohltat, die ihm zu teil wird. Mit diesem Lerneifer verbindet sich eine große Beschränktheit. Von der Unrichtigkeit seines ursprünglichen Standpunktes, daß die Benennungen durch bloßes Übereinkommen entstanden seien, läßt er sich unschwer

Digitized by Google

überzeugen, und nun folgt er Sokrates durch Dick und Dünn. Mit wahrer Ehrfurcht quittiert er über so manchen, ganz unglaublichen Erklärungsversuch, so 402 D (τοῦτο κομψόν), 410 E: „du machst, o Sokrates, bedeutende Fortschritte!“ und besonders 398 E, wo er auf die Frage des Sokrates, ob er eine Erklärung wisse, antwortet: „Woher sollte ich! Selbst wenn ich dazu imstande wäre, würde ich mich doch nicht anstrengen, weil ich glaube, du wirst es besser als ich finden“. Mehr als einmal weiß er auf einfache Fragen die richtige Antwort nicht zu geben; z. B. 388 D, wo er trotz vieler Bemühung seitens Sokrates nicht herausbekommt, daß der νόμος bezw. νομοθέτης die Benennungen geschaffen hat. Gelegentlich (z. B. 414 C) wird es ihm dann doch zu bunt, so daß er seinem Zweifel Ausdruck verleiht; aber er läßt sich auch leicht wieder beruhigen. Daß er von den Mitunterrednern bisweilen verspottet wird, bemerkt er entweder gar nicht oder sehr spät; er zeigt dann eine versöhnlich wirkende Gutmütigkeit. Besonders tritt dies bei den Stellen hervor, an denen man sich über seinen Namen in spöttischen Bemerkungen ergeht (408 B). Von seinen philosophischen Ansichten erfahren wir, daß er nicht auf dem protagoreischen Standpunkte des ἄνθρωπος πάντων μέτρον steht. Seine sprachphilosophische Meinung war schon oben angegeben. Endlich vertritt er 386 A mit Emphase den Standpunkt, daß sehr viele Menschen ihm sehr schlecht, nur sehr wenige dagegen ihm sehr gut erschienen. Vervollständigt wird das Bild des Mannes, wenn man die Art und Weise beachtet, wie Sokrates und Kratylos ihn behandeln. Daß letzterer sich stark über den Hipponikossohn lustig macht, empfindet sogar dieser selbst (384 A εἰρωνεύεται πρός με). Ähnlich steht Sokrates ihm gegenüber, wenn er ihn einen σοφὸς ἐπιστάτης nennt (414 E), oder wenn er ihn 423 C aufs Glatteis führt; auch die Anrede ὦ μακάριε Ἑρμόγενες klingt nicht eben schmeichelhaft (391 A). Kratylos hält es nicht der Mühe für wert, gegen Hermogenes seine Ansicht zu erläutern (427 B). Sokrates vollends mahnt ihn wie einen Schuljungen zur Aufmerksamkeit (422 C) und tadelt ihn, weil er nicht achtgegeben habe (414 B). Auch der völlige Mangel an Zutrauen zur eigenen Kraft macht einen schülerhaften Eindruck (398 E). In mancher Beziehung gleicht unser Hermogenes dem Apollodoros im Symposion; auch er erscheint uns als einer von den Leuten, die durch Eifer zu ersetzen suchen, was an Geist ihnen abgeht. Er steht offenbar in einem gewissen Gegensatz zu seinem Bruder Kallias: dieser — ein Anhänger, er — ein Gegner des Protagoras; Kallias — reich, Hermogenes — arm [1]).

Wenden wir uns nunmehr der Person des Sokrates zu! Pathos liegt in den ersten Worten, die er spricht (384 B): „Her-

[1]) Die Schilderung des Hermogenes im Xenophontischen Symposion weist den bei Platon hervorstechenden Zug der Beschränktheit nicht auf, bietet aber sonst nichts Abweichendes.

Digitized by Google

mogenes, Sohn des Hipponikos, ein altes Sprichwort sagt, es ist schwer, das Wesen des Schönen zu durchschauen; vollends die Erkenntnis der Benennungen ist kein kleiner Gegenstand". Im folgenden spricht er mit beißender Ironie von den sprachwissenschaftlichen Vorträgen des Prodikos; sie zerfallen nach seinen Worten in eine billige und in eine teure Gruppe. Mit ironischem Bedauern konstatiert er, daß er nur den billigen Vortrag, mit angehört habe. So erkläre es sich, daß er die Wahrheit über die Richtigkeit der Benennungen noch nicht kenne. Bald darauf kommt er auf Protagoras zu sprechen, der sich ebenfalls mit sprachlichen Untersuchungen beschäftigt hat. Er ist erfreut, daß Hermogenes den Standpunkt jenes, der Mensch sei das Maß aller Dinge, ablehnt. Seltsamerweise mutet er seinem Gesprächspartner dennoch zu, der Methode des Protagoras zu folgen. Er sagt nämlich 391 C: „Der richtigste Weg der Untersuchung ist der, den Sachverständigen zu folgen, ihnen Geld zu zahlen und Dank zu deponieren. Es sind das die Sophisten, an welche ja auch dein Bruder Kallias viel Geld gezahlt hat, wodurch er den Ruf der Weisheit sich erworben hat. Du aber, Hermogenes, mußt, da du nicht im Besitze deines väterlichen Vermögens bist, deinen Bruder inständigst anflehen, er möchte dich den rechten Weg in diesen Fragen lehren, wie er ihn von Protagoras gelernt hat". Es liegt in dieser Aufforderung ein eigentümlich grimmiger Scherz, der seine Spitze gegen die Sophisten richtet, die ihre Weisheit für vieles Geld hingeben. Indessen die Hereinziehung des reichen Kallias einerseits und des armen Hermogenes anderseits deutet doch noch auf eine speziellere Absicht hin. Ist es nicht, als wolle Sokrates den Hermogenes durch den Hinweis auf das Geld seines Bruders zum besten haben? Aber wir müssen gestehen, daß der Sinn und Zweck dieser Stelle noch in Dunkel gehüllt ist: vielleicht daß wir klarer sehen, wenn wir das Ganze überschauen.

Auch in dem übrigen Gespräche mit Hermogenes wird man das Gefühl nicht los, daß Sokrates mit vielem Spotte spricht. Während er zuerst ganz verständige Ableitungen der Namen Hektor und Astyanax gibt, läßt er seiner Phantasie von S. 395 ab die Zügel schießen, und ganz unmögliche Erklärungen der Namen Zeus, Pelops, Tantalos, Atreus und Agamemnon sind die Frucht. Freilich macht er sich 396 C selbst über seine Weisheit lustig: „Wäre die Genealogie des Hesiod mir gegenwärtig, so würde ich nicht aufhören durchzugehen, wie richtig ihnen die Namen gegeben sind, bis ich erprobt hätte, was eine Weisheit dieser Art, die mir so plötzlich jetzt zufiel, vermag, ob sie versagt oder nicht". Und als Hermogenes seinen Eindruck dahin zusammenfaßt, Sokrates komme ihm vor wie ein enthusiasmierter Prophet, geht der Meister darauf ein und meint, von dem Seher Euthyphron, mit dem er am Morgen viel zusammengewesen sei,

Digitized by Google

sei ihm wohl der plötzliche Schwung gekommen. Der habe durch seine Begeisterung nicht bloß seine Ohren mit dämonischer Weisheit erfüllt, sondern auch seine Seele ergriffen. Von starker Ironie gegen die folgenden Ausführungen zeugt die Verabredung, die Sokrates mit Hermogenes trifft: für heut sich der Begeisterung zu überlassen und weiter über die Wörter zu forschen, morgen aber sich von ihr loszusagen und sich reinigen zu lassen durch einen Priester oder Sophisten, der dazu imstande sei (δεινὸς καθαίρειν). Und dann folgt eine Fülle ganz willkürlicher Deutungen. Die Willkür steigert sich von 393 an. Bezeichnenderweise wird gerade an dieser Stelle noch einmal auf den Anhauch der Muse des Euthyphron Bezug genommen. „Schon jetzt habe ich offensichtlich", so lobt sich Sokrates dort selbst, „feine Gedanken gehabt, und wenn ich mich nicht vorsehe, so werde ich heut voraussichtlich noch weiser werden, als nötig ist". Dann stellt er den Grundsatz auf, daß man, um zur wahren Erkenntnis der Benennungen durchzudringen, Buchstaben einfügen und streichen sowie die Betonungen ändern müsse. Eine neue Phase der Etymologieen wird 401 E markant bezeichnet: „Bester, ich habe einen Schwarm weiser Gedanken, denn ich sehe den Herakleitos, der einige alte weise Aussprüche tut, und siehe da, er stimmt mit Homeros überein". Man muß das Groteske in diesen Worten wohl beachten; denn alle folgenden Etymologieen gründen sich auf die herakleitische Philosophie. Wichtig für die Erkenntnis des Kratylos scheint auch 414 C ff. zu sein. Sogar Hermogenes ist durch die seltsame Erklärung des Wortes τέχνη in Verwunderung geraten. Da setzt Sokrates auseinander, daß die ursprünglichen einfachen Bezeichnungen durch Zusätze einerseits, nicht minder auch durch Auslassungen entstellt seien; freilich müsse man bei der Ermittlung der Wahrheit maßvoll zu Werke gehen, und bei der gegenwärtigen Unterredung solle Hermogenes das Amt des weisen Aufpassers ausüben, übrigens eine Mahnung, die öfter in dem Gespräch an Hermogenes gerichtet wird, z. B. 393 C. Aber kaum sind diese Worte verhallt, da hören wir aus Sokrates' Munde: „Doch nimm es nicht zu genau, damit du mir nicht meine Kraft schwächst!" Diese Worte können nach Platons Absicht nichts anderes sein, als eine Hindeutung darauf, daß bei den folgenden Etymologieen diese nötige Vorsicht außer acht gelassen ist.

Auch sonst deutet der Schriftsteller an, daß die Etymologieen, die Sokrates vorbringt, nicht ernst zu nehmen sind. Z. B. 406 C lehnt es Sokrates ab, eine ernsthafte Erklärung des Namens des Dionysos zu geben; dagegen will er die scherzhafte seinem Mitunterredner nicht vorenthalten: „Lieben doch auch die Götter den Scherz!" Die ironische Tonfärbung tritt besonders auch in den Stellen zu Tage, wo statt einer Erklärung gleich zwei oder mehr gegeben werden. So 399 E: es wird ψυχή zunächst in Zusammen-

Digitized by Google

hang gebracht mit ἀναψύχω. „Doch halt!" unterbricht sich Sokrates, „ich glaube nämlich eine Ableitung zu sehen, die dem Euthyphron und seinen Leuten annehmlicher erscheinen wird als diese; denn die gegebene möchten sie wohl gering achten und für allzu plump ansehen". Es folgt die Deutung von ψυχή durch φυσέχη, die denn auch dem Hermogenes kunstvoller erscheint. 403 B werden für Poseidon zwei Etymologieen vorgebracht, die an Unmöglichkeit mit einander wetteifern. Für den Namen Artemis führt Sokrates gar drei mögliche Erklärungen an und fügt hinzu: „Wegen einer von diesen oder wegen aller dieser hat der Namengeber der Göttin diese Bezeichnung gegeben". In ergötzlicher Weise spielt Sokrates 407 C mit dieser Möglichkeit mehrerer Deutungen. Hephaistos' Name ist soeben erklärt. Da äußert Hermogenes den Verdacht, Sokrates halte mit einer anderen Etymologie hinter dem Berge. Der aber bittet seinen Gesprächspartner, nach einem anderen Namen zu fragen, damit ihm nicht noch eine andere Erklärung einfalle. Lachen erregen müssen auch Stellen wie 409 D, wo er als ursprüngliche Bezeichnung des Mondes die famose Bildung σελάενο νεοάεια ausgibt, die auf Hermogenes wie ein dahinbrausender Dithyrambus wirkt. Ähnlich erklärt er 417 E βλαβερόν durch βουλαπτεροῦν, und diese Deutung gibt dem nüchternen Hermogenes die witzige Bemerkung ein: Sokrates' Mund scheine ihm beim Aussprechen dieses Wortes das Vorspiel zum Pallasliede zu summen. Komisch wirkt ferner das Selbstlob, das wir aus Sokrates' Munde des öfteren hören, z. B. 402 D: Hermogenes preist eine Erklärung als κομψόν, worauf Sokrates: „Wie sollte es nicht!" — 410 E: Sokrates rühmt, daß er in der Weisheit ein gutes Stück vorwärts komme, und stellt dem Hermogenes in Aussicht, daß er bald mehr sagen werde. Ähnlich 399 A.

Der Ton, den Sokrates in seinem Gespräche mit Hermogenes anschlägt, ist also im höchsten Grade paidiastisch, bisweilen sogar satirisch. Nun fordert ja die Person des Hermogenes dazu heraus, sich über ihn lustig zu machen; aber der Spott richtet sich zum größeren Teile gegen die sprachphilosophische Doktrin, die Sokrates scheinbar als seine eigene vorträgt. Es wäre sinnlos, eine solche Fülle von Ironie gegen einen armseligen jungen Mann ohne tiefere Bildung aussuschütten. Das besagt zum Überflusse deutlich 428 D, wo Sokrates ausspricht, daß ihn Mißtrauen wegen seiner Weisheit beschleiche; deswegen will er seine Aussagen nachprüfen. Der Ton in dem zweiten Gespräche des Kratylos ist im Gegensatz zum ersten sachlich und ernsthaft, mit Energie zu einem Ziele drängend; ironische Bemerkungen finden sich nur wenige; Mitunterredner ist ferner ein ganz anderer Mann als Hermogenes. Kratylos ist, obwohl noch jung (440 D), eine vornehm zurückhaltende, fast verschlossene Natur. Zu einer Teilnahme am Gespräch läßt er sich sehr nötigen und äußert von vornherein Bedenken, ob es ihm gelingen werde, den Sokrates zu überzeugen (428 B); denn ver-

Digitized by Google

nünftig meint er 427 E, es sei namentlich in so schwierigen Fragen wie den vorliegenden nicht leicht, im nu etwas zu lehren oder zu lernen. Bei dieser Charakteranlage verstehen wir es, daß er für Hermogenes' Art nicht viel übrig hat; er behandelt ihn etwas von oben herab und macht sich über seinen Übereifer lustig. Sokrates dagegen tritt dem Kratylos artig und mit Ehrerbietung entgegen; wo er ihn zu Zugeständnissen zwingt, vermeidet er es, ihn in Zorn zu versetzen (430 B). Man möchte sagen, b e i d e Gesprächspersonen sind in dem zweiten Teile andere; so sehr unterscheidet sich auch die Art des Sokrates im ersten von der im anderen Teile. Das Gespräch des Kratylos ist ferner in sich geschlossen; es wäre durchaus verständlich ohne die erste Hälfte des Dialogs, denn die Untersuchung setzt, manches aus dem Früheren wiederholend, ganz von vorn ein und wird dann, ohne sich aufzuhalten, wie es doch im Gespräche mit Hermogenes bis zum Überdruß geschieht, in streng methodischem Gange durchgeführt. Auch im Ausgange beider Gespräche ist ein Unterschied. Während nämlich Hermogenes sich leicht überzeugen läßt, erklärt Kratylos zum Schlusse, ihm erscheine des Herakleitos' Lehre richtiger. Freilich ein gewisser Zusammenhang besteht zwischen beiden Teilen: Kratylos erklärt sich ja einverstanden mit den früher vorgebrachten Etymologieen des Sokrates; dieser steht also im ersten Gespräch, d. h. Hermogenes gegenüber auf dem Standpunkte des Herakleiteers. Wiederum aber erweist eben dieser Sokrates im Gespräche mit letzterem die Unsicherheit dieser Ansicht. Man sieht, das Verhältnis des einen Teiles zum anderen liegt an und für sich nicht zu Tage und damit auch nicht die Art und Weise der Polemik; denn daß eine solche im Kratylos getrieben wird, empfindet man bei der Lektüre namentlich der ersten Hälfte.

Es dürfte sich empfehlen, jedes der beiden Gespräche zunächst gesondert zu betrachten, dann erst den Versuch zu machen, das Verhältnis beider zu einander klarzulegen. Da die zweite Unterredung nach Methode und Ziel leichter zu durchschauen ist, so beginnen wir am besten mit dieser.

Der erste Satz, um den sich ein Streit entspinnt, lautet: *οὐκ ἔστι ψεύδεσθαι* (429 D). Nur mit vieler Mühe gelingt es Sokrates, seinen Mitunterredner zur Einräumung des Gegenteils zu bringen. Aber selbst da noch versucht dieser, die verlorene Position wiederzugewinnen (431 E f.): er behauptet nämlich, nur e i n Wort entspreche jedem Gegenstande; verändere man dieses, so entstehe damit ein vom ursprünglichen Worte ganz verschiedenes. Die Schlußfolgerung, die er daraus zu ziehen beabsichtigt, ist natürlich folgende: Wenn jedem Gegenstand nur ein Wort entspricht, so kommt es nur darauf an, vermittels der *γραμματικῇ τέχνῃ* es ausfindig zu machen. Hat man dies erst erreicht, so ist Irrtum ausgeschlossen. Im wissenschaftlichen Sinne also kann von einem „Falschreden“ nicht die Rede sein.

Digitized by Google

Sokrates läßt ihn indes nicht so weit kommen, sondern weist nach, daß Abbild und Urbild nie genau übereinstimmen können, folglich einem Urbilde mehrere Abbildungen entsprechen werden. Er schließt diese Erörterung mit einer auffallend ernsten Mahnung (433 A): „Wir müssen uns durch hartnäckiges Bestreiten straffällig zu werden hüten, damit wir nicht in den Augen der Wahrheit später als nötig bis zu den Dingen selbst gelangen". Man sieht schon aus diesr Skizze des Gedankenganges, wie sehr sich Sokrates-Platon angelegen sein läßt, den Satz von der Unmöglichkeit des Falschredens zu widerlegen; noch mehr leuchtet das ein, wenn man bedenkt, daß auch im Euthydemos — hier in scherzhafter Weise — gegen denselben Satz zu Felde gezogen wird (286 C D).

Der Kristallisationspunkt des folgenden Gespräches ist die Frage, ob die Erforschung der Sprache zur Erkenntnis der Dinge führt. Zunächst nimmt Sokrates die Behauptung des Kratylos, die Benennungen seien so wie die Natur der Dinge, aufs Korn und zwingt seinen Mitunterredner zu dem Zugeständnis, daß bei der Bildung der Sprache auch die Gewohnheit mitgewirkt habe. Hiermit nähert sich also Sokrates dem Standpunkte des Hermogenes, den er im I. Teile bekämpft hatte. Einen neuen Zweifel an der Richtigkeit der Kratyleischen Methode leitet Sokrates daraus her, daß er — entgegen der von seinem Gesprächspartner vertretenen Ansicht, das herakleitische ῥεῖν sei der durchgehende Richtpunkt — einen einheitlichen Gesichtspunkt in der Bedeutung der Wörter vermißt: so und so viele Worte deuteten eher auf einen Zustand der Ruhe als der Bewegung hin. Der dritte Beweis gegen Kratylos lautet etwa: Es muß durchaus möglich sein, die Dinge auf andere Weise zu erkennen als durch Namen; denn der erste Namengeber kannte ja noch keine Bezeichnung der Dinge. Auch einen Gott als ersten Namengeber hinzustellen, wie der in die Enge getriebene Kratylos will, geht wegen der offenbaren Widersprüche in der Namengebung nicht an. So bleibt denn nichts übrig, als aus den Dingen selbst zur tieferen Erkenntnis zu gelangen (439 B). Nachdem Sokrates-Platon so gezeigt hat, wie beide entgegengesetzten sprachphilosophischen Richtungen an fundamentalen Fehlern und Widersprüchen leiden, hat er den Boden für seine Ideenlehre vorbereitet, die er unter der Fiktion eines Traumes zum Schlusse streift.

Die Tendenz dieses Gespräches ist sonach ganz klar; zum Überfluß wird jeder Zweifel durch die scharfe Zusammenfassung 440 C genommen: „Ob es nun so ist, oder wie Herakleitos' Anhänger und viele andere sagen, ist nicht leicht zu erforschen, und es zeugt nicht von vielem Verstande, sich und die Ausbildung seines Geistes den Namen anzuvertrauen . . . , sich darauf zu versteifen, man wisse etwas, und sich und die Dinge zu verurteilen, als sei nichts Gesundes an ihnen, sondern zu meinen, alles fließe aus wie

aus durchlässigem Töpfergeschirr, und die Dinge seien geradezu wie an Schleimerguß erkrankte Menschen". Diese Stelle erinnert in ihrem Tone stark an die gelegentliche Ironie des ersten Teils. Platon scheint absichtlich auf ihn zurückweisen und andeuten zu wollen, daß das Ergebnis des zweiten Gespräches auch für das erste Geltung hat. So gibt uns der Schriftsteller selbst einen Fingerzeig für die richtige Erkenntnis des Anfanges, dem wir uns nunmehr zuwenden.

In diesem ersten Teile sehen wir die Sprachforscher bei der Arbeit. Dabei ist bloß auffällig, daß nicht Kratylos die Hauptperson ist und Sokrates vielleicht Zuhörer. Denn die Ökonomie des Gesamtgespräches wäre klar und durchsichtig, wenn Kratylos an Beispielen seine Ansichten über die Sprache entwickelte, alsdann Sokrates durch eine gründliche Prüfung der Hypothesis den Irrtum seines Mitunterredners nachwiese. Wenn statt dessen ein Künstler wie Platon den Sokrates beide Gespräche leiten, dabei aber ihn im ersten ganz andere Ansichten äußern läßt als im zweiten, so muß diese auffällige Diskrepanz einer bestimmten schriftstellerischen Absicht dienen. Fassen wir nun die Worte des Sokrates schärfer ins Auge, so zeigt sich eine bisher noch wenig beachtete Eigentümlichkeit. Sokrates beginnt nämlich seine Ausführungen fast stets mit Richtigem oder wenigstens Plausiblem: man sehe sich z. B. 392/3 an, wo über die Namen Hektor und Astyanax gehandelt wird. Wie stechen von ihnen die sich anschließenden Namenserklärungen ab, die sich ganz willkürlicher Mittel — Wegstreichen und Hinzufügen von Buchstaben und Silben — bedienen! Aber ganz unmerklich wird die Berechtigung, diese Mittel anzuwenden, erschlichen, wenn auch anderseits ein Warnungspfahl errichtet wird (393 C D): „Gib acht, daß ich dich nicht irgendwie täusche!" Trotzdem läßt sich der wenig begabte Hermogenes übertölpeln. Ganz ähnlich liegt die Sache 399 A, wo aus einem einfachen Beispiele (*Διί φίλος*) die unbeschränkte Willkür in der Veränderung des Tones abgeleitet wird. Endlich führen wir noch als besonders bezeichnend 414 C an. Zur Erklärung des Wortes *τέχνη* glaubt Sokrates das *τ* streichen, zwischen *χ* und *ν* ein *ο* einschieben zu müssen. Auf einen erstaunten Zwischenruf des Hermogenes entwickelt er von neuem seine Theorie, daß man streichen oder zusetzen müsse, um zur wahren Bedeutung der Wörter zu kommen; denn von Leuten, die die Wörter mundgerecht machen wollten, sich aber um die Wahrheit gar nicht kümmerten, seien diese aufgebauscht und entstellt worden. Als Beweise dienen wieder ganz einfache Wörter: *κάτοπτρον* und *σφίγξ*. Hier finden wir denn freilich die Mahnung, die wir dem etymologisierenden Sokrates schon lange hätten zurufen mögen, von ihm selbst ausgesprochen: *τὸ μέτριον δεῖ φυλάττειν καὶ τὸ εἰκός σε τὸν σοφὸν ἐπιστάτην* (414 D).

Diese Art der Belehrung erinnert an die Schulstube, und sie

Digitized by Google

paßt vortrefflich zusammen mit jener Beobachtung, die wir oben machten, daß nämlich Hermogenes ganz wie ein Schüler gezeichnet ist. Halten wir beides zusammen, so ergibt sich die Erkenntnis, daß wir in dem Gespräche des Sokrates mit Hermogenes eine Lehrstunde zu erblicken haben. Ein junger Mann, der mit der herkömmlichen Ansicht über das Wesen der Sprache zu Sokrates gekommen ist, wird von diesem in die tiefere Weisheit eingeführt. Daß sich der Lehrer seiner Bedeutung voll bewußt ist, beweist das starke Pathos, mit dem er im Anfange und des öftern spricht. Nicht angenehm berührend ist die spöttische Manier, in der Sokrates seinen Zuhörer zur Wahrheit zu führen sucht. Durchaus verständlich dagegen wird von unserer Erkenntnis aus die Langatmigkeit der Untersuchungen; da ein Schüler in ein System eingeweiht werden soll, so genügten eben wenige Proben nicht; es galt vielmehr, wozu der Lehrer so oft ermahnt, bis zum Ende auszuhalten.

Aber eine Eigenart dieser Lehrstunde ist nicht ohne weiteres zu erklären: Es hat nämlich bisweilen den Schein, als wenn Sokrates in der Art des Mephisto aus seiner Rolle fällt und sich über seine eigene Weisheit lustig macht. Die markanteste Stelle ist 414 E: Nachdem er den verständigen Grundsatz aufgestellt hat, daß man beim Etymologisieren weises Maßhalten beobachten solle, beansprucht er für seine Untersuchungen völlige Willkür: „Nimm, lieber Hermogenes, es nicht zu genau, damit du mir die Kraft nicht raubst!" Ähnlich liegt die Sache bei 411 B, wo Sokrates sagt: „Den ersten Spracherfindern erging es wie den meisten der jetzt lebenden Weisen. Beim Suchen nach dem Wesen der Dinge drehen sie sich und sind in beständigem Schwindel. Alsdann erscheint es ihnen, als bewegten sich die Dinge in Eile überallhin." [1]) Ferner gehört hierher die wichtige Stelle 413, über die Dümmler in den Akademika handelt. Das Wesentliche scheint uns zu sein, daß Platon — denn Sokrates ist hier nichts anderes als des Schriftstellers Sprachrohr — den Sprachphilosophen eine Überschätzung ihres Forschens vorwirft. „Sprachliche Untersuchungen führen nicht zum Grunde der Dinge. Wer einen Kursus durchgemacht hat,[2]) ist nicht schlauer als vorher" (413 C). Wie der Leser den Gedanken fortspinnen soll, liegt auf der Hand, nämlich so: weiterbringen kann nur die dialektische Erörterung der Begriffe. — Ganz im Platonischen Sinne scheint Sokrates endlich 425 und 426 zu reden. In der Stelle wird der Gedanke geäußert: Wer sich anmaßt, in Sprachuntersuchungen sachverständig zu sein, muß Rechenschaft geben können über Art

[1]) Diese Bemerkung erinnert stark an Euthyphron 11 B: *περιέρχεται ἡμῖν ὃ ἂν προθώμεθα καὶ οὐκ ἐθέλει μένειν ὅπου ἂν ἱδρυσώμεθα αὐτό.*

[2]) 413 A: *ταῦτα πάντα διαπέπυσμαι ἐν ἀποῤῥήτοις*, sagt Sokrates, wie er selbst dem Hermogenes *τὰ ἀπόῤῥητα* übermittelt.

Digitized by Google

und Wesen der Urbestandteile. Das muß das Fundament jedes sprachlichen Systems sein. Und Ausflüchte sucht, wer statt solcher Untersuchung auf die fremdsprachliche Beimischung oder auf das hohe Alter der Sprache hinweist. Ein solcher Mensch, der, ohne ein Fundament gelegt zu haben, darauflos untersucht, wird dummes Zeug reden (426 A).[1]) Die Gedanken dieser sonderbaren Stellen stimmen, wie man leicht sieht, z. T. überein mit solchen, die Sokrates im Gespräche mit Kratylos äußert.

So ist das Bild etwas bunt geworden: Zuerst eine lehrhafte Unterredung zwischen Sokrates und einem Schüler, sodann eine ganz neue, wissenschaftliche Untersuchung über denselben Gegenstand mit dem Herakleiteer Kratylos; aber schon in dem ersten Teile vertritt Sokrates bisweilen Ansichten, die er in dem zweiten Gespräche wiederholt. Es findet sich daher auch eine Anzahl von Parallelstellen, z. B. 426 A = 436 D.

Genau gesprochen kann man indessen noch gar nicht von einem „bunten Bilde" reden; unsere bisherigen Untersuchungsergebnisse gleichen weit eher Lineamenten, während die lebendigen Farben noch fehlen. Da ist es eine Vermutung Schleiermachers[2]), die uns weiter bringt. Dieser große Platonkenner hat nämlich behauptet, der im Kratylos Angegriffene sei Antisthenes. Der Gedanke ist dann von Dümmler[3]) aufgegriffen und scharfsichtig begründet worden. Nach ihm ist sogar der Titel der von Platon kritisierten Schrift des Kynikers zu erkennen, nämlich Ἡρακλῆς ἢ περὶ φρονήσεως. Daß Antisthenes nicht selbst zur Gesprächsperson gemacht wird, wird uns nicht weiter wundernehmen; denn abgesehen davon, daß Platon gerade diesen Mitschüler fast nie erwähnt, vermeidet er es allgemein, seine eigenen Gegner in Person durch seinen Lehrer zu bekämpfen. Wie aber ist es zu erklären, daß gerade Platons Lehrer es ist, der im ersten Teile den kynischen Standpunkt gegenüber Hermogenes verficht? oder vielmehr den jungen Mann zum Kynismus zu bekehren versucht?

Wir erinnern hier zunächst an die Beobachtung, die wir im Anfange machten: Hermogenes ist so gezeichnet, wie Platon auch sonst kynische Jünger zu charakterisieren liebt.[4]) Ferner lernen wir im Kratylos noch eine in kynischen Kreisen bekannte Figur in der Person des Sehers Euthyphron kennen, der, wie Joël mit guten Gründen vermutet, eine stehende Dialogperson des Antisthenes war. Nimmt man es genau, so ist nicht Sokrates, sondern Euthyphron durch den Mund des Sokrates der Verkünder kynischer Weisheit. Man sieht also: das Milieu des ganzen ersten Teiles ist kynisch. Das Gespräch zwischen Sokrates und Hermogenes, das

[1]) Diese Beurteilung der Sprachforscher hat ihr Analogon in einer vielfach gleichartigen Kritik der Mythologen im Phaidros 230 D.

[2]) Pl. W. II S. 214 ff.

[3]) Akad. S. 129 ff.

[4]) Außer Apollodoros seien noch genannt Phaidros und Euthyphron in den gleichnamigen Dialogen.

Digitized by Google

wir oben als eine Unterrichtsstunde kennzeichneten, stellt sich jetzt deutlicher als eine kynische Lehrstunde heraus: einem jungen Anfänger in kynischer Weisheit werden die Augen geöffnet, daß er bis zum Grunde der Dinge hindurchschauen kann. Vergegenwärtigen wir uns nun den lustig übertreibenden Gesprächston und alle die kleinen Hiebe, die der Schriftsteller austeilt, so kann über die Absicht dieses ersten Teiles kaum mehr ein Zweifel sein. Wie im Euthydemos, so wird auch im Kratylos die Antisthenische Lehrmethode persifliert und mit vielem Vergnügen karikiert. Denn die Grundlage zwar ist dem Originale wohl getreu: die Methode, von Leichtem und Durchsichtigem zu Schwierigerem fortzuschreiten, durch Streichungen und Hinzufügungen zur Urgestalt der Wörter hindurchzudringen, die Berufung auf das hohe Alter der griechischen Sprache, die Ehrfurcht vor dem noch viel höherem fremdländischer Idiome (vgl. 425 E, 426 A), die Hereinziehung der Herakleitischen Philosophie in die Sprachuntersuchung — das alles wird Antisthenes tatsächlich angehören. Aber wie lustige Übertreibungen, wie lächerliche Konsequenzen, wie komische Wortbildungen unterbrechen den Ernst der Untersuchung! — Wie über die Lehre, so macht sich Platon auch über die Personen der kynischen Schule lustig. Zwar den geliebten Meister mußte er zunächst zum Wortführer kynischer Weisheit machen, da Antisthenes ebendiesem seine Lehren in den Mund gelegt hatte; sonst wäre die Karikatur undeutlich geworden. Aber durch allerlei kleine Züge wird es dem Leser von Anfang bis zu Ende deutlich gemacht, daß Sokrates nicht mit dem Herzen bei der Sache ist, daß er die persona diaboli spielt. Und wie lustig tändelt Sokrates mit der „dämonischen Weisheit" (396 D), dem „Anhauche" (399 A), den „Rossen" (407 E) des Euthyphron! Endlich wollen wir noch auf eine schon oben erwähnte Verspottung des Hermogenes zurückkommen. 391 C nämlich wird er damit genarrt, daß er trotz seiner reichen Herkunft kein Geld hat, um an den Brüsten der Weisheit schlürfen zu können. Diese Anspielung erhält u. E. nur dann eine Spitze, wenn man annimmt, Hermogenes ist ein Kyniker, der im Übereifer a u f s e i n E r b t e i l v e r z i c h t e t hat. Mit grimmem Scherze wird ihm nun die scheinbare Torheit vorgehalten, die er mit jenem Verzicht begangen hat. „Sieh, wenn du im Besitze deines Vermögens wärst, könntest du dir die Weisheit von den Sophisten erkaufen wie dein Bruder Kallias. So aber mußt du ihn bitten". Es zeigt sich in solchen Scherzen ganz die sarkastische Manier, die Antisthenes anwandte, um seine Schüler zur Tugend anzuspornen. Aber man könnte einwenden, von einem so auffälligen Schritte eines Bruders des bekannten Kallias hätte auch sonst aller Wahrscheinlichkeit nach eine Kunde sich zu uns herübergerettet. Die Sache scheint sich so aufzuklären: die Person und das Haus des Kallias spielte in vielen literarischen Erzeugnissen um die Wende

Digitized by Google

des 5. Jahrhunderts eine Rolle. Antisthenes und der Kynismus ist ihm, dem Antipoden kynischer *ἐγκράτεια*, schroff entgegengetreten — man beachte die Zeichnung der beiden in Xen. Sympos. IV 1—4 —, und nach dem stark kynisch beeinflußten Protagoras des Platon und nach Xenophon Sympos. IV 62 muß man annehmen, daß der Kyniker ihn in einer seiner Schriften angegriffen hat. Wir meinen nun, daß Platon auf eine Szene bei Antisthenes anspielt. Dieser nämlich äußert sich in Xen. Sympos. IV 35 so: *οἶδα δὲ καὶ ἀδελφούς, οἳ τὰ ἴσα λαχόντες ὁ μὲν αὐτῶν τἀρκοῦντα ἔχει καὶ περιττεύοντα τῆς δαπάνης, ὁ δὲ τοῦ παντὸς ἐνδεῖται.* Wie kommt Xen. dazu, diese Worte dem Kyniker in den Mund zu legen? Daß dieser das Brüderpaar als Gesprächspersonen, und zwar in gegensätzlichem Sinne, benutzt hat, ist überdies auch nach anderen Stellen dieses Symposion (besond. IV 2 ff.) wahrscheinlich. Es ist daher der Schluß wohl nicht zu gewagt, daß Xen. wie Platon — dieser persiflierend — auf eine gemeinsame kynische Vorlage — Kallias im Disput mit Hermogenes — blicken.

Während man somit diese Worte nach Anlaß und Zweck mit einiger Sicherheit durchschaut, ist es uns unmöglich, den speziellen Anlaß für das ganze Gespräch zwischen Sokrates und Hermogenes anzugeben. Denn nach unseren Untersuchungen über Phaidros,[1]) Euthyphron und Euthydem[2]) zu urteilen, ist anzunehmen, daß für die Persiflage der Antisthenischen *παιδεία* ein ganz bestimmtes Vorkommnis, das wir indes nicht mehr feststellen können, Anlaß gewesen ist. Es läßt sich nur ungefähr andeuten, in welcher Richtung man jene Veranlassung zu suchen hat: Erörterungen über Erziehung waren um die Wende des 5. Jahrhunderts an der Tagesordnung. Da waren die Sophisten, die für schweres Geld eine neuartige Bildung zu geben verhießen. Gegen sie wandten sich die Konservativen wie Anytos (vgl. Menon), die das Heil des Staates nur im Festhalten an die altattische Erziehung erblickten. Wieder andere empfahlen die spartanische Manier. Auch Antisthenes hat seine Stimme in diesem Chor ertönen lassen. Er vertrat eine aus Scherz und Ernst eigenartig kombinierte Methode, um die Jünglinge zu dem zu führen, was er als Ziel aller Bildung hinstellte. Auf diese seine Protreptik aber tat er sich viel zu gute, wie man aus dem Spotte Platons z. B. im Euthydem erkennt. Und wie es im letzteren Dialoge des Schriftstellers Absicht zu sein scheint, die Person des Sokrates von dieser Art Pädagogik zu scheiden, so auch im Kratylos.

Der Euthydemos, an den also das erste Gespräch des Kratylos uns erinnert, hat nun in seiner Anlage ein Analogon auch zu

---

[1]) Festschrift z. Feier des 50jähr. Bestehens des Gymn. z. Landsberg a. W. 1909.

[2]) Ztschr. f. d. G.-W. 63, S. 87 ff.

Digitized by Google

dem zweiten, das Sokrates mit Kratylos führt. Wie dort nämlich die skurrilen Späße der beiden Klopffechter durch ernste Erörterungen unterbrochen werden, die der Meister mit Kleinias führt, so tritt dem paidiastischen Dialoge mit Hermogenes die ernsthafte sachliche Erörterung über das Wesen der Sprache zwischen Sokrates und Kratylos gegenüber. Zwischen beiden Teilen gähnt schon äußerlich eine tiefe Kluft. Das ganze kynische Milieu ist wie weggeblasen. Hermogenes tut den Mund nicht mehr auf, des Eutyphron wird nicht mehr Erwähnung getan, und Sokrates schüttelt die kynische Hülle von sich ab. Genau so auch sachlich. Dort sprunghafte und willkürliche Einfälle, hier methodisches Fortschreiten der Untersuchung, die freilich von dem stolzen Bau der Sprachforschung nicht viel übrig läßt, die aber den Platz frei macht für ein Neues, die Ideenlehre. Es scheint uns offensichtlich, daß Platon in diesen beiden so jäh nebeneinander stehenden Gesprächen dem Leser die fundamentale Verschiedenheit der Methode des Antisthenes von der des Meisters und damit der seinen hat dartun und die anmaßende Behauptung des Kynikers, er sei der wahre Schüler des Sokrates, hat lächerlich machen wollen.

Warum indes wählt er den Kratylos als Gesprächsperson? Es hat sich herausgestellt, daß der Herakleiteer in seinen sprachphilosophischen Ansichten mit denen des Sokrates-Antisthenes im wesentlichen übereinstimmt. Von Kratylos wissen wir aus anderen Quellen nicht eben viel; doch überliefert Aristoteles (Met. A 6 S. 987 A 32), daß er ein Lehrer des Platon war. Wir möchten glauben, daß auch Antisthenes zu seinen Schülern gehörte. Jedenfalls aber hat, wenn anders unsere Argumentation richtig ist, Kratylos die sprachphilosophische Theorie aufgestellt, die der Kyniker dann weiter ausgebaut hat. Dann aber haben wir im zweiten Teile des Kratylos einen Kunstgriff, den Platon zur Bekämpfung persönlicher Gegner öfter angewandt hat. Aus chronologischen Rücksichten führt er nämlich für sie ihre Lehrer bezw. Vorgänger ein, so wie er selbst ja nie seine Ansichten vertritt, sondern durch seinen Lehrer Sokrates vertreten läßt. So also tritt im zweiten Teile unseres Gespräches für Antisthenes dessen Lehrer oder wenigstens Vorgänger in sprachphilosophischen Untersuchungen ein. Wir haben also im Kratylos den gewiß eigenartigen Fall, daß Antisthenes in zwei ganz verschiedenen Gestalten bekämpft wird. Spielte das Gespräch von Anfang an zwischen Kratylos und Sokrates, so würde die Komposition weit leichter verständlich sein. Sie wird kompliziert erst dadurch, daß der Schriftsteller es sich nicht versagen kann, die Manier seines Gegners persiflierend nachzubilden.

Aber ein Bedenken, das die Person des Kratylos betrifft, bedarf noch der Diskussion. Dümmler nämlich hat in seinen Akademika (S. 147 ff., Kl. Schriften S. 5) unter Hinweis auf eine

Digitized by Google

Aristotelesstelle (Met. Γ. 5, S. 1010 A, 12 ff.) bestritten, daß der Platonische Kratylos der uns aus dieser Stelle bekannte sei. Dümmler argumentiert so: Im Platonischen Kratylos verficht dieser den Satz: οὐκ ἔστι ψεύδεσθαι (vgl. 383 A B, 429 B ff.). Dagegen folgerte er nach dem angeführten Zeugnisse des Aristoteles aus der Lehre Herakleits von dem ewigen Fluß der Dinge, daß man überhaupt nichts aussagen dürfe, und schließlich beschränkte er sich darauf, den Finger zu bewegen. Das sind zwei Anschauungen, die nicht einem und demselben angehören können. — Wir möchten in dieser Beziehung Raeder[1]) zustimmen, der (S. 147) ausführt, daß beide Sätze auf ein und dieselbe Grundanschauung zurückgehen, sehen uns aber genötigt, zur Begründung unserer Ansicht etwas weiter auszuholen.

Mit der Behauptung der Unmöglichkeit des Falschredens hat es nämlich eine eigenartige Bewandtnis. Dieser Satz wird, soviel wir sehen, drei Philosophen zugeschrieben: von Platon im Euthydemos (286 C D) und von Laërtius Diogenes (IX. 53) dem Protagoras (von letzterem mit dem Zusatze, Protagoras sei der Erfinder); ebenfalls von Platon in unserem Dialoge dem Kratylos; endlich von Aristoteles (Met. Δ 29. 1024 B, 32 ff.) und von Laërtius Diogenes (IX. 54) dem Antisthenes. Nun sind zunächst von Raeder (S. 141—142) darüber Zweifel ausgesprochen worden, ob dem Zeugnisse des Laërtius Diogenes zu trauen sei, nach welchem Protagoras den fraglichen Satz aufgestellt hat. Raeder sucht a. a. O. nachzuweisen, daß Laërtius Diogenes die Stelle im Euthydemos mißverstanden habe. Auf seine eigene Erklärung der Platonstelle gehen wir nicht ein; denn wir teilen seine Bedenken nicht.

In seinem Buche Ἀλήθεια nämlich geht Protagoras von dem Satze aus, der Mensch sei das Maß aller Dinge. Sodann berichtet Laërtius Diogenes IX 51 die Behauptung von ihm, von ein und demselben Gegenstande seien zwei Aussagen möglich. Als dritter Satz reiht sich an der von der Unmöglichkeit des Falschredens und des Widerspruchs. Diese drei Sätze scheinen uns sich nicht auszuschließen, wie Raeder a. a. O, meint, sondern jeder folgende Ausspruch ist u. E. die Konsequenz des vorhergehenden. Denn wenn der erste Satz schrankenlosesten Subjektivismus proklamiert, so ergibt sich daraus, daß kontradiktorische Urteile — das sind eben die δύο λόγοι des Protagoras — gleichen Wahrheitsgehalt haben. Eben daraus aber folgt, daß von einem Falschreden oder Widersprechen nicht die Rede sein kann. Wir sind daher geneigt, mit Laërtius Diogenes Protagoras in der Tat für den Erfinder des sonderbar anmutenden Ausspruches zu halten, zumal eine andere Erwägung uns in unserer Annahme bestärkt.

Alle drei Philosophen, denen der Ausspruch zugeschrieben

[1]) Platons philosophische Entwicklung. Leipzig 1905, B. G. Teubner.

Digitized by Google

wird, haben sich nämlich mit Sprachuntersuchungen abgegeben. Das ist nicht Zufall, es hängt vielmehr mit dem bei der Jugend der neuen Wissenschaft nur allzu verständlichen stolzen Anspruche zusammen, die Sprachphilosophie sei die Disziplin, die allein bis zu dem Urgrunde alles Seins führe; seien doch die Wörter getreue Abbilder der Dinge, und die richtige Deutung jener bahne den Weg zur Erkenntnis dieser. Aus dieser Theorie aber erklärt es sich, warum die Sprachphilosophen mit Zähigkeit an der Behauptung, Irrtum sei nicht möglich, festhielten; denn andernfalls konnte man, wie Platon das ja tut, ihnen vorhalten, daß der Erfinder der Bezeichnungen auch geirrt haben könne, und damit war die Grundlage ihrer Wissenschaft erschüttert. Da nun feststeht, daß Protagoras einer der ersten gewesen ist, die sich mit Sprachforschungen abgegeben haben — vgl. im Kratylos selbst 391 C —, so erscheint es auch aus dieser Rücksicht naheliegend, ihn für den Autor des Satzes von der Unmöglichkeit des Irrtums zu erklären.

Eine neue Ära in der Sprachforschung ist mit dem Namen Kratylos verknüpft; seine Bedeutung besteht darin, die herakleitische Philosophie für jene nutzbar gemacht zu haben. Auch er versteift sich auf das *οὐκ ἔστι ψεύδεσθαι*. Damit ist aber nicht gesagt, daß er den Satz nach der Weise des Protagoras begründete. Aus dem Kratylos des Platon möchte man vielmehr vermuten, daß seine Ableitung etwa so war: Die Dinge sind in ewigem Flusse; an und für sich ist es daher unmöglich, sie selbst zu erkennen. Das kann vielmehr nur durch Worte geschehen, und auch dann nur, wenn es gelingt, diese in Übereinstimmung mit den Dingen fließen zu lassen. Mißlingt das, so hat man eben nichts Neues erkannt; was man etwa von den Dingen redet, sind nicht Worte, sondern nur leerer Schall (429 E ff.). Also entweder bezeichnen die Wörter das Wesen der Dinge oder sie besagen gar nichts: ein Irrtum oder ein Falschreden im wissenschaftlichen Sinne ist in jedem Falle ausgeschlossen.

Man braucht sich nur diese Beweisführung zu vergegenwärtigen, um Folgendes zu erkennen: Ein konsequenter Denker konnte leicht die weitere Folgerung ziehen, daß es überhaupt nicht möglich ist, durch Worte die fließenden Dinge zu fixieren, d. h. jegliche Aussage ist unmöglich. Kratylos ist eben ein so radikaler Denker gewesen. Aus diesen Erwägungen heraus können wir uns nicht Dümmlers Meinung anschließen und halten an der Identität der von Platon und von Aristoteles Kratylos benannten Persönlichkeit fest.

Wie aber konnte Platon diese extremen Schlußfolgerungen des Herakleiteers einfach ignorieren? Wir meinen, er hat sie gekannt; denn er markiert deutlich genug für den aufmerksamen Leser, daß er dem Kratylos Anschauungen aus einer früheren Epoche seines Lebens in den Mund legt. 440 D, also am Schlusse

Digitized by Google

des Gesprächs, läßt er nämlich Sokrates zu Kratylos sagen: „Man muß tapfer und tüchtig forschen und nicht leicht etwas hinnehmen; denn noch bist du jung und stehst im besten Alter!“ Der Angeredete aber antwortete: „ . . . mir scheint jedenfalls Herakleitos das Richtige getroffen zu haben.“ Diese Worte besagen doch deutlich genug, daß Platon den noch nicht bis ans Ende gekommenen Denker Kratylos hat zeichnen wollen.

Noch ist die Frage zu beantworten, wem von beiden sich Antisthenes angeschlossen hat, dem Protagoras oder dem Kratylos. Ausschlag gibt die Stelle 386 A ff, in Verbindung mit 391 C. Dort erklärt Hermogenes unter freudiger Zustimmung des (kynischen) Sokrates, daß er sowohl den Grundsatz des Protagoras, der Mensch sei das Maß aller Dinge, als auch dessen Untersuchungen über die Sprachrichtigkeit ablehne. Antisthenes hat sich also dem Kratylos angeschlossen, und das stimmt genau zu unserer Analyse des Gesamtgesprächs.

Wie stark die Komposition der Dialoge Platons durch polemische Absichten bestimmt ist, haben wir nun schon mehrfach gesehen. Auch der Kratylos bestätigt diese Beobachtung. Zwar die Elemente der Polemik, die in unserem Gespräche Verwendung finden, sind uns aus anderen Werken des Schriftstellers fast durchweg bekannt. Daß Hermogenes an gewisse Gesprächspersonen des Symposion, Phaidros und Euthyphron erinnert, erwähnten wir. Den kynischen Sokrates treffen wir im Symposion und Phaidros an. Der Gedanke, den Sokrates seine früheren Aufstellungen widerrufen zu lassen, wird im Phaidros in ähnlicher Weise verwertet. Daß die Lehrer persönlicher Gegner Platons von Sokrates kritisiert werden, sehen wir im Euthydemos, Phaidros, Gorgias u. a. Dennoch sind diese einzelnen Züge der Polemik zu einem eigenartigen Organismus gestaltet worden. Zwar bei äußerlicher Betrachtung verliert unser Gespräch gegenüber dem Euthydemos mit seiner lebhaften Dramatik. Auch die Kunst der Verwebung zweier verschiedenartiger Bestandteile ist im Euthyphron großartiger. Die entzückende Szenerie des Phaidros sucht man im Kratylos vergeblich. Der imposante Gedankenbau des Symposion überragt den Kratylos weit. Dieser Dialog gibt sich vielmehr ganz anspruchslos, ja dem oberflächlichen Leser mag er diffus erscheinen. Aber wieviel Interessantes und Amüsantes muß er in der Zeit seiner Entstehung gehabt haben, in der man die Schriften des Antisthenes, denen der Angriff gilt, und in der man vor allem die Persönlichkeit dieses Philosophen genau kannte! Was wir hier mühsam auf dem Wege eingehenden Nachdenkens mit Leben erfüllen müssen, das war für die Zeitgenossen ja lebendig; und mit verständnisinnigem Schmunzeln wird der gebildete Athener die Persiflage „Antisthenes als Lehrer“ gelesen haben. Daß aber Platon in persönliche Polemik sich nicht verliert, sehen wir auch hier. Wie er mit ihr die sachliche Kritik verbindet, um zum Schlusse Person und Sache zusammen-

Digitized by Google

zufassen, darin sehen wir ebenfalls einen Beweis für Platons souveräne Beherrschung der gedanklichen und sprachlichen Mittel.

Wir haben oben den Dümmlerschen Nachweis, daß Antisthenes der ungenannte Gegner sei, nicht mehr nachgeprüft, weil er uns als gesichert erscheint. Als eine nachträgliche Bestätigung der Richtigkeit jener These kann die Häufung von Wendungen, Ausdrücken und Gedanken, die in dem Buche von Joël: Der echte und d. Xenophont. Sokrates als Antisthenes eigentümlich nachgewiesen sind, gelten.[1]) 398 B *ῥήτορες δεινοί*, 407 A *οἱ περὶ Ὅμηρον δεινοί*, 424 C *οἱ δεινοὶ περὶ τούτων*, 496 D *δαιμονία σοφία*. Ferner einige Etymologieen *δαίμων* = *δαήμων*, *ἥρωες* = *σοφοὶ καὶ ῥήτορες δεινοὶ καὶ διαλεκτικοί*, Pluton = *τέλεος* (!) *σοφιστής*, der die Toten bindet *τῇ περὶ ἀρετὴν σοφίᾳ*. Antisthenisch ist wohl auch das so häufig gebrauchte *πάνυ* (vgl. besonders 421 C *πάνυ ἀνδρείως διακεκροτηκέναι*),[2]) die Worte *συγκροτεῖν*, *καλλωπίζειν*, *τὸ στόμα πλάττειν*. Bestätigt wird durch den Kratylos, daß Antisthenes sich mit der *ἐξήγησις* des Homeros (407 A) eingehend beschäftigt hat und gerade auch alte Philosophen, besonders den Herakleitos, ausgegraben hat.[3]) Besonders 402 A ist hierfür interessant, wo die Freude des Antisthenes darüber, daß Homeros und Herakleitos übereinstimmen, karrikiert wird. Wichtig ist 412 B, eine Stelle, aus der hervorgeht, daß die kynische Schule auch die Dialekte in den Bereich ihrer sprachlichen Untersuchungen gezogen hat. Bei diesen Hinweisen habe es sein Bewenden. Es soll aber ausgesprochen werden, daß eine eingehende Untersuchung noch manche wichtige Erkenntnis für die Lehre und Ausdrucksweise des Kynikers liefern würde.

Jeder Leser des Kratylos wird empfinden, wie sicher und gewappnet sich Platon noch im Besitze seiner Ideenlehre fühlt. Aber ein Gefühl der Wehmut wird ihn beschleichen, wenn er erwägt: Der Vorwurf, den er mit starker Ironie zweimal (Hauptstelle 432 D) gegen die kynische Theorie von dem Verhältnisse des Wortes und Gegenstandes schleudert, sollte dereinst auch gegen seine Ideenlehre erhoben werden, denn auch diese führt, streng bis zu Ende durchdacht, zu dem Schlusse, daß jeder Gegenstand zweimal im All besteht.

[1]) Zusammenstellung findet sich Bd. I S. 360 f.

[2]) Im Gastmahl des Xenoph. gebraucht Antisthenes das Wort *πάνυ* auch ziemlich oft.

[3]) Gomperz (Griech. Denker II S. 544) will freilich an die schon von Dümmler behauptete Anlehnung des Antisthenes an Herakleitos nicht glauben.

Landsberg a. W. Ernst Höttermann.

Digitized by Google

Das reguläre Gefecht der Manipulare.

Bei dem Entwurf eines Bildes der Manipularschlacht sind wir zum Teil auf Vermutungen angewiesen, da die Berichterstatter im allgemeinen nicht den normalen, sondern den von der Regel abweichenden Verlauf darstellen. Wie ein Treffen sich abzuspielen pflegte, war dem Leser bekannt; das brauchte ihm niemand zu sagen. Auch ist nur das Besondere von Interesse und der Gefechtsbericht kein Leitfaden oder Kommentar wie das sechste Buch des Polybius und die Beschreibung der Manipularstellung bei Livius VIII 8. Daher klagt schon Vegetius über die Unzulänglichkeit seiner Quellen: „sed illi res gestas et eventus tantum scripsere bellorum, ista, quae nunc quaerimus, tanquam nota linquentes"[1]).

Noch bevor der Aufmarsch des schweren Fußvolks vollendet war, hatten die Veliten das Gefecht unter Umständen schon begonnen; denn sie waren mit den Reitern in der Regel die ersten auf dem Platz und zugleich die vordersten[2]). An Trutzwaffen führten sie neben dem Schwerte 5 bis 7 leichte Wurfspieße von 3 Fuß Länge und ein Zoll Dicke, deren spannlanges Eisen so dünn geschmiedet war, daß es beim Einschlagen verbiegen mußte und zum Gegenwurf unbrauchbar wurde[3]). Da gleichzeitig immer nur ein Geschoß geschleudert werden konnte, trug man die übrigen wohl ähnlich wie der Bogenschütze den Köcher auf dem Rücken, schwerlich aber in der linken Hand, weil dann der drei Fuß breite Rundschild gehängt werden mußte[4]), was unzweckmäßig gewesen wäre, insofern man sich damit der Bewegungsfreiheit beraubt hätte, welche allein die Mängel der Bewaffnung einigermaßen ausglich. Daß der Velit daneben auch von dem Schwerte Gebrauch machte, ist selbstverständlich und überdies einwandfrei bezeugt[5]).

Hinsichtlich der Aufgabe des Velitengefechts trifft Schmidt[6]) wohl das Richtige, wenn er schreibt: „Für die Durchführung des Gefechts beschränkte sich die Mitwirkung der Schützen im wesentlichen darauf, daß hinter ihrer den Feind beschäftigenden und beunruhigenden Schwarmlinie eine noch unfertige Schlachtordnung sich vollenden, eine schon getroffene Gefechtsdisposition abgeändert, und der günstige Moment für das Vorbrechen der Angriffskolonnen abgewartet werden konnte". Auch hätten sie, der von Friedrich

---

[1]) Veget. I 8.

[2]) S. m. Abhandlung „Zur Schlachtordnung der Manipulare im Rheinischen Museum" 1910 S. 30 ff.

[3]) Pol. VI 22; Liv. XXXVIII 21.

[4]) So Schmidt: „Über die Organisation und Gefechtsweise des leichten römischen Fußvolks". Programm Bunzlau 1873.

[5]) Liv. XXXI 35: „velites amissis hastis cominus gladiis rem gerebant".

[6]) Schmidt a. a. O. S. 18 ff.

dem Großen für das Freibataillon erlassenen Instruktion: „pour attirer son feu et mettre quelque confusion parmi les troupes ce qui facilite le chemin de la seconde ligne“ [1]) entsprechend, dem Gegner noch vor dem Zusammenstoß mit dem schweren Fußvolk Abbruch getan. Drittens, meint Schmidt, konnte man die Veliten von vornherein nach den Flügeln ziehen und mit den Reitern zum Flankenangriff vereinigen, viertens endlich, auf das Schützengefecht verzichtend, in die Manipelintervalle eintreten lassen, wo sie dann die Pilensalven des schweren Fußvolks mit ihren Speerwürfen verstärkten und die Flanken der zum Nahkampfe anrückenden feindlichen Kolonnen beunruhigten [2]). Er hätte hinzufügen sollen, daß die beiden letzteren Arten der Verwendung nur seltene Ausnahmen von der Regel waren. Dahin gehört insbesondere der von Schmidt anschaulich geschilderte Velitenkampf bei Zama [3]) und vollends, was Frontin über die Dispositionen Sullas zur Schlacht bei Chäronea mitteilt [4]). Danach wurden, um die Streitwagen des Feindes hervorzulocken, die Hastaten sogleich in die vorderste Linie gestellt mit der Weisung, eintretenden Falles sich hinter die von den Prinzipern angelegte Verpfählung zurückzuziehen. Erst nachdem dies geschehen war, ließ Sulla die Veliten schwärmen: „tum demum sublato universo clamore velites et levem armaturam ingerere tela jussit“. Die Regel aber wird von Schmidt unter 1 und 2 richtig gekennzeichnet, wenn auch sein Vergleich mit der modernen Schützenlinie nur hinsichtlich der allerdings augenfälligen äußeren Erscheinung zutrifft. In ihrer gefechtsmäßigen Verwendung erinnern die Veliten vielmehr an unsere Kavalleriepatrouillen, die dem Heere voranziehen und es in Front und Flanke sichern [5]), wobei gelegentliche Scharmützel mit dem Feinde nicht zu vermeiden sind. Der Unterschied ist nur, daß ihre Wirksamkeit sich auf die Schlacht oder die Vorbereitungen dazu beschränkt, während die Rekognoszierungsritte der Kavallerie dann gerade im allgemeinen ruhen. Übrigens haben nachweislich und, wie sich von selbst versteht, auch die Römer ihre Reiterei, wenngleich nicht in dem Maße zur Aufklärung und Sicherung entsandt. Insofern die Veliten aber das Treffen beginnen und dem Feinde schon Abbruch tun, bevor er mit der Hauptwaffe des Gegners handgemein wird, könnte man auch an die moderne Artillerie denken [6]). An

---

[1]) Oeuvres de Frédéric le Grand XXIX „Eléments de castramétation et de tactique“.

[2]) Schmidt a. a. O. geht dabei von der irrigen Voraussetzung aus, daß Freund und Feind regulär in durchbrochener Front gekämpft hätten. Siehe dagegen m. Abhandlung „Der Quincunx im römischen Heere“, Philologus, Jahrg. 1909 S. 262 ff.

[3]) Schmidt a. a. O. S. 20.

[4]) Frontin II 17.

[5]) v. d. Goltz „Das Volk in Waffen“ S. 182 nennt die Reiterei darum „das Auge, mit dem die Armee sieht“.

[6]) So Nast: „Römische Kriegsaltertümer“ S. 433.

Digitized by Google

unsere Kanonen freilich erinnert betreffs ihrer Wirkung nur der Pilenwurf des schweren Fußvolks[1]).

Nun ist der Rahmen vollendet, und schweigend harren die Männer auf das Zeichen zum Beginn der Schlacht. Schon reitet der Feldherr die Front ab[2]), um sich zu überzeugen, ob alles in Ordnung und kampfbereit. Von Manipel zu Manipel, Turme zu Turme eilend, macht er die Krieger auf die Bedeutung des Tages aufmerksam und legt ihnen die Betätigung der altbewährten Römertugenden ans Herz. Dann könne der Sieg nicht ausbleiben, zumal da Umstände und Zeichen günstig wären.

Daß solche Ansprachen gehalten worden, ist oft und sicher bezeugt[3]). Ja man legte ihnen, wie aus den Cato zugeschriebenen Worten: „verba plus quam gladium et voces quam magnum hostes territare in fugam vertere"[4]) gefolgert werden darf, hohen Wert bei. Damit im Einklange rechnet Onosander zu den unumgänglichsten Eigenschaften des Feldherrn die Beredsamkeit, da sie im Augenblick der Gefahr und des Unglücks wirksamer sei als die Trompete[5]). Indessen können sie doch nur mit wenig Worten an kleinere Abteilungen, die Manipel und Turmen, ergangen sein; denn weder beherrscht die menschliche Stimme ein Schlachtfeld, noch war in dem Augenblick unmittelbar vor Beginn des Handgemenges für lange Reden Zeit und Stimmung vorhanden. Die Ansprache des Flaminin bei Kynoskephalae wird ausdrücklich als kurz und leicht verständlich bezeichnet[6]), und Sullas gelegentliche Mahnworte galten nicht der gesamten Reiterei, sondern den einzelnen Schwadronen[7]). So redeten bei Philippi die Feldherren während ihres Umrittes durch die Reihen der Schlachtordnung überall, wohin sie kamen[8]). Im Gehen, also nicht zu allen gleichzeitig sprach Flaminin bei Kynoskephalae, sprach Hannibal bei Zama[9]).

Anders verhält es sich mit den Ansprachen des Oberfeldherrn im Lager, wo der geräumige Platz vor dem Prätorium für ein konsularisches Heer, das heißt, wenn die außerhalb des Walles kampierenden Veliten nicht mitzählten, höchstens 15 000 Mann vollkommen ausreichte, und eine kräftige Soldatenstimme allen-

---

[1]) Über die auxilia, welche zur Zeit der Manipularstellung nur ausnahmsweise Verwendung finden und in dieser Abhandlung deshalb unberücksichtigt bleiben, s. Schmidt a. a. O. S. 23.

[2]) App. Bell. civ. IV 125 und 126.

[3]) So auch im Heere Alexanders des Großen. S. Arr. An. III 96 und öfters.

[4]) Lipsius: „De militia romana" IV 9.

[5]) Onos. I 10; vgl. Caes. Bell. civ. III 90.

[6]) Pol. XVIII 23.

[7]) Sall. Bell. Iug. 101: „Sulla . . . cohortatus suos turmatim . . . Mauros invadunt."

[8]) App. a. a. O.

[9]) Pol. XV 11.

Digitized by Google

falls noch durchdrang[1]). Nach dem von Gellius mitgeteilten Ausspruch des Cato: „exercitum suum pransum, paratum, cohortatum advocat foris et instruxit“[2]) möchte man in diesem Verfahren die Regel erblicken, wenn ihm nicht eine Äußerung Cäsars: „acies instruendi milites cohortandi, signum dandi“[3]), welche zweifellos auf die Ansprache unmittelbar vor dem Kampfe zu beziehen ist, gegenüberstünde. Die Praxis wird nach Umständen eben gewechselt haben. Warum sollte man nicht auch gelegentlich zwei Reden gehalten haben, je eine im Lager (contio) und angesichts des Feindes (hortatio)[4])?

Mag dem aber sein, wie es wolle, in keinem Falle sind die überlieferten Ansprachen, da erst nachträglich, also aus dem Gedächtnis aufgezeichnet, wörtlich zu nehmen. Historisch dürfte an ihnen nur der in kürzester Form ausgeprägte Gedanke sein[5]). Das gilt insbesondere für die auf dem Schlachtfelde gehaltenen. Ein klassisches Beispiel aus späterer Zeit sind die bekannten Worte Heinrichs IV von Frankreich: „Vous êtes Français; je suis votre roi; voilà l'ennemi!“ Ja es liegt die Vermutung nahe, daß der König sie nicht im Zusammenhange gesprochen, sondern jeden der drei Sätze einem andern Schlachthaufen zugerufen habe. So hätte seine Anrede das Maß von fünf Silben nicht überschritten. Noch Napoleon rief im Vorbeireiten seinen Truppen ähnliche Worte der Aufmunterung zu. Gegenwärtig verbietet dergleichen die meilenweite Ausdehnung des Schlachtfeldes. Die sogenannten Tages- oder Armeebefehle werden auf den Appellplätzen verlesen und sind auch insofern etwas anderes, als sie in der Regel nicht auf eine bevorstehende, sondern schon vollendete Aktion Bezug nehmen. Dagegen überläßt man es, abgesehen von dem Prediger, den Kompagnieführern, die Leute vorzubereiten, und sie unterziehen sich dieser Pflicht je nach Gesichtskreis und Naturell auf sehr verschiedene Weise[6]).

---

[1]) Pol. III 108, 109, 111.

[2]) Gell. XV 13.

[3]) Caes. Bell. gall. II 20.

[4]) Cic. orat. 20, 66: „huic generi historia finitima est, in qua et narratur ornate et regio saepe aut pugna describitur; interponuntur etiam contiones et hortationes“.

[5]) Andererseits warnt Pol. XXXVI 1 den Geschichtschreiber davor, seinen Lesern erfundene Reden zum besten zu geben. Nur das wirklich Gesprochene, und auch hier lediglich das Wichtigste dürfe er auf Grund sorgfältiger Forschung ihnen mitteilen.

[6]) Am 18. August 1870 hörte ich im Rendezvous bei Mars la Tour zuerst eine kurze Predigt über das Bibelwort: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“. Während kurzer Rast auf der Höhe von Habonville und schon im Bereich des feindlichen Geschützfeuers sprach Hauptmann Graf von Ranzau zu seiner Kompagnie: „Nehmt die Helme ab, Grenadiere! Wer dem lieben Gott noch etwas zu sagen hat, der tue es! — Und jetzt gibt es für uns als Preußen nur noch einen Gedanken: S. Majestät, unser geliebter König, für den wir alle jeden Augenblick freudig sterben wollen. Er lebe hoch!“ S. Frh. v. Lüdinghausen: „Geschichte des 2. Garde-Regiments z. F.“ S. 215. Andere faßten sich kürzer, wobei die sprichwört-

Digitized by Google

Vom Abreiten der Front zurückgekehrt, wählte der Feldherr seinen Standort auf dem rechten Flügel des Fußvolks[1]) oder wie Scipio bei Zama wohl auch hinter dem Zentrum[2]). Diejenigen von den Tribunen, die an dem Tage ein besonderes Kommando nicht führten, und die jungen Leute von Stande, welche ihn freiwillig in das Feld begleitet hatten, sind zur Stelle, um den Dienst als Adjutanten und Ordonnanzoffiziere zu versehen. Schweigend erwarten sie seine Befehle. Und er zögert nur noch, bis die Losung, vom rechten zum linken Flügel weitergegeben, ihren Umgang vollendet hat[3]). Sobald es geschehen, läßt er den Trompeter (tibicen) ein Signal blasen, das von den Hornisten (cornicines) der Manipel aufgenommen[4]), in wenigen Sekunden die ganze Schlachtordnung durchläuft[5]). Im Nu nehmen die Hastaten Abstand, und gleichmäßig verteilt, in ungebrochener Linie (aequa acie, fronte longa) stehen sie dem Feinde gegenüber[6]).

Nur der linke Flügelmann und der Fahnenträger haben sich wahrscheinlich nicht gerührt; der letztere hält jetzt also vor dem Intervall zwischen der fünfzehnten und sechzehnten Rotte des zu vier Gliedern rangierten Manipels[7]). Gleichzeitig oder auf ein besonderes Signal[8]) unmittelbar danach haben die Veliten, sei es glieder- und sprungweise, sei es en débandade sich zurückgezogen. Durch die Rottenabstände der Hastaten[9]) und die um des Verkehrs willen offen gehaltenen Intervalle des zweiten und dritten Treffens

liche Derbheit des Soldaten von echtem Schrot und Korn bisweilen zum prägnantesten Ausdruck gelangte. So beschränkte sich einer auf den übrigens wohlgemeinten Rat: „Leute, wenn jemand von Euch verwundet wird, dann mag er nicht gleich schreien wie zehn Ochsen!"

1) Veget. III 18; Caes. Bell. Gall. I 52; Plut. Brut. 40.

2) App. Lib. 41.

3) Bei Thapsus gab Caesar die Losung „felicitas" erst, nachdem sein rechter Flügel den Vormarsch bereits begonnen hatte. Caes. Bell. Afr. 83; vgl. Dio Cass. XVII 43; App. Bell. civ. II 76, 104; Caes. Bell. Gall. III 92; Veget. III 5.

4) Vgl. App. Ib. 92 und 93; Dio Cass. XVII 43; vgl. Lipsius a. a. O. IV 10. Abweichend von der Regel gibt Caesar bei Pharsalus das Zeichen mit einem Vexill. Bell. civ. III 89.

5) Caes. Bell. Afr. 82; vgl. Rüstow „Heerwesen und Kriegführung Caesars" S. 129; Domaszewski „Die Fahnen im römischen Heere" S. 8; Lipsius a. a. O. IV 10.

6) Daß dies Verfahren, wie Delbrück meint, unmöglich gewesen sein sollte, kann ich nicht zugeben: vielmehr gehörte es, vorausgesetzt daß bei der Bildung des Rahmens die üblichen Distanzen genau innegehalten wurden, zu den einfachsten Evolutionen überhaupt.

7) Vgl. m. Abhandlung a. a. O. p. 140 ff.

8) Auch bei den Griechen wurden die Leichtbewaffneten durch ein Trompetensignal zurückgerufen, so in der Schlacht bei Sellasia nach Pol. X 69.

9) Daß dieser Durchgang möglich, hat schon Nast a. a. O. S. 118 ausgesprochen, der die bei Livius II 20: „et pro antesignanis parma abiciunt" erwähnte Hilfeleistung der abgesessenen Reiter so erklärt. Daraus folgt freilich nicht, daß die Veliten beim Rücktritt das Manipelintervall grundsätzlich gemieden hätten. Selbstverständlich gingen sie auch da hindurch, wenn es noch offen war, wie nach Polybius XI 22 vor der Schlacht bei Bäcula.

Digitized by Google

laufend, ordnen sie sich, wofern ihnen nicht eine besondere Aufgabe zu Teil geworden, hinter den Manipeln. Wurden sie aber beispielsweise zur Unterstützung der Reiterei nach den Flügeln entsandt, dann liefen sie selbstverständlich nicht schon vor der Front seitwärts auseinander[1]), was von den alten Taktikern für schwer ausführbar gehalten wurde[2]) und auch darum unzweckmäßig gewesen wäre, weil die Front unter allen Umständen möglichst schnell frei gemacht werden mußte. Übrigens fand bei solchen Manövern gewiß nur ein Teil der Veliten Verwendung. Waren die jüngsten im Lager zurückgeblieben, so kam nur noch der Bestand des zweiten Treffens in Betracht; denn das erste konnte den seinigen nicht entbehren, da er nach getaner Kampfesarbeit hier den Dienst als Krankenträger übernahm. Dann legte der Velit die Waffen ab und wand sich abwechselnd durch die Reihen der Kämpfenden, um das Gefechtsfeld von Toten und schwer Blessierten zu säubern[3]). Die Geübteren traten wohl auch in der Rüstung kampfunfähig gewordener Legionare in die Lücken, welche bei längerer Dauer des Treffens und sich mehrenden Verlusten am Ende nur so geschlossen werden konnten. Ja diese Obliegenheit wird, wofern unsere Ableitung der velites von velati zutrifft[4]), durch die bekannte Stelle bei Festus: „velati appellabantur vestiti et inermes, qui exercitum sequebantur, quique in mortuorum militum locum substituebantur" bestätigt[5]).

Hatte dagegen, obwohl die Front schon frei geworden, das erste Treffen aus irgend einem Grunde noch nicht Abstand genommen, so machten die Veliten auch wohl in ihrer Gesamtheit, „ne interluceret acies", das heißt, um dem Gegner den Einblick in die Schlachtordnung zu wehren und für den Fall, daß man sie nochmals brauchte, schneller bei der Hand zu sein, schon in den Manipelintervallen vorläufig halt. Bei Zama[6]) geschah es bekanntlich von vornherein wegen

[1]) So Wilms: „Die Schlacht bei Cannae", Progr. des Wilhelmsgymn. zu Hamburg 1895 S. 25. Indessen sein Hinweis auf das Verfahren Hannibals an der Trebia ist hinfällig, denn hier ziehen die Leichtbewaffneten sich hinter die Front zurück und dann erst nach den Flügeln, bevor sie an dem Vorstoß der Numider gegen die geöffneten Flanken des römischen Fußvolks teilnahmen. Vgl. Front II 3, 17; Onos. 19. Auch in der Phalanx gingen die Leichtbewaffneten auf dem nächsten Wege zurück. Man öffnete ihnen zu dem Behuf einen Durchlaß, der nachher wieder geschlossen wurde, so in den Thermopylen und bei Magnesia. S. App. Syr. 19 und 35; vgl. Kromayer a. a. O. S. 231, A 1; Pol. X 122.

[2]) Onos. 19.

[3]) App. Bell. civ. III 68; IV 128; vgl. Pol. XV 14.

[4]) S. m. Schrift: „Ursprung und Entwickelung des Manipularsystems", Danzig 1907, S. 34.

[5]) Vgl. Anon. Byz. in der Übersetzung von Köchly und Rüstow „Griech. Kriegsschriftsteller" II 2 S. 99.

[6]) Pol. XV 9; vgl. Liv. X 5, wo erzählt wird, daß in einem Treffen, welches der Diktator M. Valerius den Etruskern lieferte, die Intervalle offen blieben, um die Reiterei durchzulassen. Bei einer anderen Gelegenheit wurden sie während des Gefechts wieder hergestellt „ut viam equitibus patefaciant". Liv. X 41.

Digitized by Google

der Elephanten Hannibals und in Erwartung, daß die Tiere zwischen den Schlachthaufen, sobald die Veliten den Weg freigegeben, hindurchlaufen und sich dem Kampfe in der Front entziehen würden.

Nun kam es darauf an, ob man zum Angriff übergehen wollte oder etwa mit Rücksicht auf das Gelände ruhig stehen blieb und den Gegner herankommen ließ. Die Regel war zweifellos das erstere; denn der Vorteil, welchen die Offensive gewährte, kann so kriegskundigen Männern wie den Römern unmöglich entgangen sein. In diesem Sinne tadelt Caesar den Pompejus, weil er bei Pharsalus ohne Not darauf verzichtet habe[1]). Deshalb gehören auch Wortverbindungen wie impetum facere, signa inferre, signa conferre und ähnliche zu den gangbarsten Ausdrücken der römischen Militärsprache.

Auf ein weiteres Signal trat die ganze Linie unter den Feldzeichen[2]) an, um den Raum, welcher sie vom Feinde trennte, ohne Aufenthalt und Zeitverlust zu durchmessen. Daß dabei grundsätzlich geschritten, nicht gelaufen wurde, darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden; denn mit dem gesamten Heere in Schlachtordnung derart zu avancieren, wäre kaum möglich gewesen, ohne daß Abstände und Richtung, worauf man mit Recht so großes Gewicht legte, verloren gingen[3]). Daher gab der Konsul Atilius bei Telamon den Tribunen die Weisung, das Heer im Schritt dem Feinde entgegenzuführen unter Wahrung der geraden Linie, soweit die Beschaffenheit des Geländes sie ermögliche[4]). In derselben Weise näherte sich Sempronius dem Feinde an der Trebia[5]), und bei Zama gingen beide Parteien in gemessenem Schritt zum Angriff über.[6]) Wo andererseits die ganze Linie gelegentlich einmal ins Laufen kommt, wird dies ausdrücklich als ein exzeptionelles und tumultuarisches Verfahren bezeichnet[7]). Die öfters wiederkehrenden Ausdrücke occurrere und concurrere beziehen sich

---

[1]) Caes. Bell. civ. III 92: „quod nobis quidem nulla ratione factum a Pompejo videtur, propterea quod est quaedam animi incitatio atque alaeritas naturaliter innata omnibus, quae studio pugnae incenditur. Hanc non reprimere, sed augere imperatores debent, neque frustra antiquitus institutum est, ut signa undique concinerent clamoremque universi tollerent, quibus rebus et hostes terreri et suos incitari existimaverunt“. Vgl. Liv. II 30; Veget. III 18.

[2]) App. Bell. civ. IV 128.

[3]) Der Laufschritt des attischen Heeres bei Marathon ist damit kein Widerspruch, insofern hier alles in allem nur 10,000 Mann in Aktion traten, und ihre Aufstellung eine ungebrochene, durchweg gleiche war, indes die Schlachtordnung der Römer in drei Treffen zerfiel, von denen wiederum zwei durch die Manipelintervall vielfach geteilt waren.

[4]) Pol. II 27; vgl. Liv. XXIV 28.

[5]) Pol. III 72.

[6]) Pol. XV 12; vgl. XI 23.

[7]) Liv. IX 13 urteilt über einen solchen Fall: „nihil illic imperatoriae artis . . . . erat“. Unter Umständen freilich konnte die Abweichung von der Regel das allein Richtige sein. Darum griff Caesar bei Pharsalus seinen Gegner im Lauf an.

Digitized by Google

also wohl erst auf das letzte Stadium des Anmarsches. Hier mußte allerdings, wenn auch nur im ersten Gliede gelaufen werden, da der Pilenwurf, mit dem die Schlacht begann, diese Gangart (procursus) voraussetzt[1]). Am einleuchtendsten klärt uns über den Unterschied der schon erwähnte Bericht über die Schlacht bei Zama auf. Da erzählt Polybius, beide Heere seien in gemessenem Schritt auf einander losgegangen; Livius dagegen schreibt: „utrimque nudata equite erat punica acies, cum pedes occurrit"[2]). Darin liegt kein Widerspruch, wofern dort die im Vorrücken begriffene gesamte Schlachtordnung, hier lediglich der Augenblick gemeint ist, da die erste Pilensalve abgegeben wurde.

Der Eindruck dieser gewaltigen Masse, die, gerichtet wie ein Mann, im Sturmschritt (pede pleno), vielleicht sogar im Gleichschritt (pede certo) herankam, muß auf den Gegner, insbesondere wenn er sich nicht vom Fleck rührte, das heißt den Angriff stehenden Fußes erwartete, ein beängstigender gewesen sein. Wie lange das dauerte, mit anderen Worten wie weit römischerseits in Schlachtordnung avanciert wurde, ist unbekannt, doch dürfte die Strecke jedenfalls nur relativ kurz gewesen sein[3]). Denn abgesehen von der Notwendigkeit, die Kraft des Mannes zu schonen, hatte man sich bereits vorher dem Gegner bis auf mäßige Entfernung genähert, und auf dem verhältnismäßig engen Raum zwischen beiden Lagern kam es zur Schlacht. Nehmen wir auch an, daß im allgemeinen 1000, und wenn der Gegner in demselben Tempo vorrückte, 500 Schritt das äußerste Maß gewesen sei[4]), so war der Anmarsch doch gewiß nicht leicht, sondern ein Bravourstück der römischen Exerzierkunst und das Ergebnis sorgsamer Übung. Dazu mußten die bekannten Vorschriften „signa sequi" und „ordines servare" dem Legionar in Fleisch und Blut übergegangen sein; da hieß es für alle: „Augen auf!" In erster Linie aber wird der bei den Hastaten genau vor der Mitte seines Manipels, bei den anderen Staffeln auf einem der Flügel schreitende Vexillar für die Marschrichtung verantwortlich gewesen sein, während den Centurionen und Optionen die Wahrung des Rotten- und Gliederabstandes oblag[5]).

---

[1]) Veget. III 14; Liv. XXXIV 39. S. die Stellen, welche über die Handhabung des Pilum Auskunft geben, bei Köchly „Geschichte des römischen Pilum" S. 148 A.

[2]) Liv. XXX 34.

[3]) Vor der marathonischen Schlacht freilich legten die Athener 8 Stadien gleich 2000 Schritt, und zwar im Lauf zurück. Auch Alexander pflegte sein Heer schon in beträchtlicher Entfernung vom Feinde zum Kampfe zu ordnen. S. hierüber Droysen „Untersuchungen etc." S 67.

[4]) Vegetius III 20 läßt seine vierte Depugnation (Angriff beider Flügel und Zurückhalten der Mitte) in einer Entfernung von 400 bis 500 passus sich formieren. Danach zu urteilen, dürfte er die durchschnittliche Länge des Anmarsches für nicht viel beträchtlicher gehalten haben.

[5]) Vgl. Anon. Byz. XV 19—21. S. meine Abhandlung: „Zur Schlachtordnung der Manipulare" a. a. O. S. 141.

Digitized by Google

Auch über die Länge des Anlaufs läßt sich etwas Bestimmtes kaum sagen. Die nach Versuchen mit einem rekonstruierten Modell auf etwa 38 Schritt zu veranschlagende Weite des noch wirksamen Pilenwurfs[1]) ist dafür ohne Beweiskraft. Nur versteht es sich von selbst, daß der Lauf noch kürzer war als der Anmarsch, und daß, je nachdem der Gegner zum Angriff überging oder stehen blieb, der Zeitpunkt seines Beginns sich gleichfalls verschob[2]).

Auf ein erneutes Signal machte das Ganze Halt; die Leute des ersten Gliedes aber liefen unter lautem Geschrei ihrer eigenen sowie der gesamten Schlachtordnung[3]) vor und schleuderten die Pilen, während der Vexillar mit dem Feldzeichen hinter die Front zurücktrat. Genau auf die Mitte ihres Manipels ausgerichtet, der Antesignanen, wie man nun das erste Treffen nannte, bildete die Fahne fortan den festen Punkt für die abwechselnd aus dem Handgemenge zurückkehrenden und zu erneutem Waffengange (pedatus) sich ordnenden Glieder. Ja es wird ihrem Träger obgelegen haben, die Irrenden zurechtzuweisen und bereits entstandene Lücken zu schließen. So stand er auch hier nicht als Pagode da; jede Bewegung der Schlachtlinie machte er mit, bei Ablösung des Treffens aber räumte er dem korrespondierenden Vexillar der Prinzipes seinen Platz und begab sich dahin, wo der letztere bisher gestanden. Hier rangierte sich das abgelöste Treffen unter dem Feldzeichen wie vor Beginn des Gefechts in Grundstellung; denn die Intervalle mußten der Kommunikation wegen geöffnet bleiben[4]). Daß aber die Signa der zweiten Staffel, mochten

---

[1]) Verchère de Reffye S. 342. Für eine größere Tragweite ist Lammert a. a. O. S 8.

[2]) Veith „Gesch. der Feldzüge C. Julius Caesars", Wien 1906, S. 48 meint, daß schon in einer Entfernung von 120 Schritt zum Anlauf übergegangen und auf 10 bis 20 die Pilensalve abgegeben sei, der eventuell eine zweite und dritte gefolgt wäre. Wie man sich das Verfahren im einzelnen dabei zu denken habe, sagt er nicht.

[3]) Über das Geschrei (clamor) s. Liv. II 65; III 28, 63; IV 18, 37; VII 8; VIII 38, 39; IX 35; XXII 46, 47; Pol. XV 12; App. Bell. civ. III 68, 92; Joseph. III 18; Onos. 29; Veget III 14, 18; Ael. 52. Danach sollten alle, einschließlich der Reiter und Veliten gleichzeitig schreien, vorher aber und während des Gefechts schweigen. Doch scheint es, als ob bei jedem Treffenwechsel der Ruf wiederholt wurde (redintegrata und renovato clamore). Stets aber mußte er laut und einheitlich klingen. Nachgeklappert durfte nicht werden; auch vorzeitig zu rufen, war verpönt. Siehe Veget. III 18; vgl. Liv. IV 37.

[3]) Sie waren nicht, wie man aus der unklaren Darstellung bei Livius VIII 8 geschlossen hat, um die Ablösung der Treffen zu ermöglichen, gebildet worden, sondern behufs Herstellung des Rahmens für die Schlachtordnung und zur Erleichterung des Verkehrs während des Gefechts. Damit erübrigt sich eine Kritik der Erklärungsversuche des vermeintlichen Durchzugs der Treffen auf den Manipelintervallen. Hervorgehoben sei jedoch die Polemik Soltaus im Hermes XX 1885 S. 262 ff. gegen Delbrück in der Histor. Zeitschrift N. F. XV S. 339 ff.

Digitized by Google

nun Prinzipes oder Hastaten sie bilden, vorn hielten, ist selbstverständlich und wird durch das Zeugnis Frontins, der sie als postsignani bezeichnet[1]), bestätigt.

Aus obiger Darlegung erhellt, daß der Kampf wenigstens bei dem Fußvolk, wenn auch dem Lauf der Signale entsprechend, mit dem rechten Flügel beginnend[2]), auf der ganzen Linie annähernd gleichzeitig entbrannte, was heute in dem Maße nicht der Fall ist. Die meilenweite Ausdehnung des Schlachtfeldes, die Beschaffenheit des Geländes und die feindliche Stellung, welche genau zu erkunden man vielleicht noch nicht einmal in der Lage war, bringen es, abgesehen von zufälligen Umständen, mit sich, daß zunächst nur ein Teil der disponibeln Streitkräfte in Wirksamkeit tritt, die übrigen dagegen erst nach und nach eingreifen.

Damit hängt ein anderes Gesetz der Manipulartaktik zusammen, insofern beim Avancieren stets auf der zur Front senkrechten Linie vorgegangen wurde. Jede Abweichung davon mußte Störungen verursachen, die auf den Gang des Treffens ungünstig einwirkten und den Erfolg in Frage stellten. Die geraden sich rechtwinklig schneidenden Linien zu beobachten, war im kleinen wie im großen des Feldherrn unerläßliche Pflicht. Die Schlacht bei Cannae ging hauptsächlich deshalb verloren, weil die Mitte, ihren anfänglichen Erfolg ausbeutend, vorstürzte, derart daß die Front zwiefach gebrochen wurde, und die Flügel, um nicht losgerissen zu werden, nach innen drängten. Alle weiteren Unzuträglichkeiten waren davon nur die unausbleiblichen Folgen.

Auch die phalangitische Schlachtordnung vertrug dergleichen Irrungen im allgemeinen nicht, und wie ängstlich man hier bemüht war, alles fernzuhalten, was dazu führen konnte, lehrt eine andernorts besprochene Mitteilung des Thukydides[3]). Die von Vegetius beschriebenen Depugnationen stehen damit keineswegs im Widerspruch, da sie nach seinem eigenen Urteil nur Ausnahmen von der Regel bilden, welch letztere er in dem „quadrus exercitus" und der „frons longa" erblickt, „sicut etiam nunc et prope semper solet proelium fieri"[4]), und darum den übrigen voranstellt.

Hatte nun das erste Glied die Pilen geschleudert, so begab

---

[1]) Front. Strat. II 17.

[2]) Vgl. Caes. Bell. civ. III 91; Veget. III 18 und II 15.

[3]) Thukyd. VI 21. S. m. Abhandlung: „Zur Schlachtordnung der Manipulare" a. a. O. S. 133.

[4]) Veget. III 20 und 19. Es sind außerdem 2. die obliqua mit vorgeschobenem rechten, 3. dieselbe mit vorgeschobenem linken Flügel, 4. der Angriff beider Flügel, 5. derselbe unter Vorantritt der Leichtbewaffneten, 6. die schiefe Schlachtordnung wie in 2 bei schmal und tief rangiertem linken Flügel, 7. die Stellung unter Ausnutzung des Geländes. Von den Einzelformationen während des Kampfes, nämlich cuneus, forfex, globus und serra ist nur die letztere unklar „quae ab strenuis directa ante frontem opponitur hostibus, ut turbata acies reparetur". Dagegen Festus: „proeliari dicitur, cum assidue acceditur receditur que neque ullo consistitur tempore",

Digitized by Google

es sich wohl, Kopf und Rücken mit dem Schilde deckend, im Lauf durch die Rottenabstände zur Linken an die Queue des Treffens, während die hinteren Glieder nachrückten und zuvörderst das zweite den Wurf abgab[1]). Mit linksum aber mußte der Rücktritt ausgeführt werden, weil so der Hintermann alsbald den rechten Arm frei bekam, derart, daß er ohne Aufenthalt an die Stelle treten konnte. So ging es der Reihe nach hindurch, und da nach Polybius der schwerbewaffnete Fußgänger in den beiden ersten Treffen mit zwei Pilen versehen war[2]), unter Umständen zweimal. Denn jene Nachricht zu beanstanden, sehe ich keinen genügenden Grund. Führten doch die Veliten nicht weniger als fünf bis sieben Wurfspeere[3]). Sie waren allerdings um vieles leichter; dafür aber sind ihre Träger auch die jüngeren und weniger geübten, also schwächeren Waffengenossen. Desgleichen führen auf Grabdenkmälern aus der Kaiserzeit die Kohortalen zwei Lanzen, die, auf den Erdboden gestellt, ihnen bis über den Kopf reichen[4]), der

---

was auf die Gliederablösung gedeutet werden könnte, die mit ihrem Hin und Her innerhalb der Rottenabstände an die Arbeit der Säge erinnert. Das wäre freilich der gewöhnliche Gang des Gefechts, und man hätte nicht nötig gehabt, ihn besonders hervorzuheben. Vegetius andererseits spricht nur von dem Vorgehen einer beschränkten Zahl tapferer Männer in Not und Gefahr. Wie dabei aber die Gestalt der Säge herauskommt, oder ihre Wirksamkeit gekennzeichnet wird, ist unerfindlich. Lipsius „De militia romana" IV 7 denkt an die Manipel in Grundstellung, also mit geöffneten Intervallen.

[1]) Es ist das von Niebuhr in seiner römischen Geschichte III S 551 beschriebene und schon damals von Sachverständigen für leicht ausführbar erklärte Manöver, dem wir mit der Einschränkung beipflichten, daß die Frontlinie dabei nicht auf derselben Höhe blieb, sondern allmählich zurückglitt. S. unten! Rüstow und Köchly bezeichnen es zwar als „eine höchst komplizierte Kombination", halten es jedoch für möglich: nur hätten, da die Pilen erst in Entfernung von 10 bis 12 Schritt geworfen wären, lediglich die ersten beiden Glieder davon Gebrauch machen können. Dagegen wendet sich Lammert „Polybius und die römische Taktik", Progr. des Kgl. Gymnasiums zu Leipzig 1889 S. 8 und für die Zeit Caesars Fröhlich a. a. O. S. 85, die beide mit Recht hervorheben, daß die Wurfweite eine viel beträchtlichere gewesen sei. Sie konnten sich dabei auf die von Verchère de Reffye „Les armes d'Alise" S. 342 mitgeteilten Versuche berufen, welche ergaben, daß ein rekonstruiertes Modell bei 30 m Entfernung noch ein Tannenholzbrett von 3 cm Dicke durchschlägt. Ja alte und geübte Krieger, meint Lammert, würden noch weiter geworfen haben. Gewiß, aber ohne ausreichende Wirkung. Das von ihm angeführte Beispiel des Labienus, der in der Schlacht bei Ruspina (Caes. Bell. Afr. 16) von einem Pilum getroffen wurde, ist ohne Beweiskraft, da er sich sehr wohl auf gleicher Höhe mit den Kämpfenden befunden haben kann, etwa auf dem äußersten rechten Flügel, wo nach Veget. III 18 der gewöhnliche Standort des Oberfeldherrn war. In der Nähe muß er schon darum gewesen sein, weil die Caesarianer seine Schmähworte sonst nicht verstanden hätten. Bemerkt sei noch, daß ein Werfen sämtlicher Glieder gleichzeitig, wofür v. Göler „Das Treffen von Ruspina" S. 26 eintritt, aus sachlichen Gründen ausgeschlossen ist.

[2]) Pol. VI 23; vgl. Guischardt a. a. O. S. 75.

[3]) Liv. XXVI 4.

[4]) Lindenschmit „Tracht und Bewaffnung des röm. Heeres zur Kaiserzeit" S. 22, Tafel VI, Fig. 1 und 2.

Digitized by Google

Länge des von Polybius beschriebenen Pilums mithin nur wenig nachgeben. Trotzdem wird die Stelle in der Regel so gedeutet, daß der Mann zwar unterwegs zwei Pilen verschiedenen Gewichts getragen, das schwerere aber beim Ausrücken zur Schlacht im Lager zurückgelassen habe. Die Möglichkeit solchen Verfahrens darf zugegeben werden; aus dem Wortlaut jedoch läßt es sich kaum folgern. Da erfahren wir nur, daß zur Ausrüstung unter anderm zwei Pilen gehörten, und daß von dieser Waffe zwei Arten verschiedenen Gewichts im Gebrauch waren.

Fraglich ist ferner, wie man sich die Leitung zu denken hat. Die menschliche Stimme wäre bei dem Lärm des Kampfes nicht durchgedrungen; auch gab es, da die Centurionen am Gefecht teilnahmen, niemand, der den Wurf jedesmal rechtzeitig hätte befehlen können. So bleibt nur die Annahme übrig, daß der neben dem Fahnenträger, also wie dieser hinter dem letzten Gliede stehende Hornist (cornicen) auf Grund einer Instruktion in regelmäßigen Zwischenräumen die Zeit dazu signalisiert habe.

Länger als einige Minuten kann das Pilengefecht ohnehin nicht gedauert haben, weil der Gegner, wenn auch durch die einfallenden Geschosse verblüfft und im Anmarsch gehemmt, schwerlich Halt machte und müßig abwartete, bis eine neue Salve auf ihn niederging. In dem Maße, wie er sich näherte, mußten die folgenden Glieder ihren Anlauf mithin verkürzen, während die Frontlinie des Treffens bei einem Gliederabstande von 5 Fuß oder 2 Schritt[1]) und doppeltem Wurfwechsel einer viergliedrigen Gefechtslinie um 11×5 gleich 55 Fuß oder 22 Schritt, da immer das erste Glied nach getaner Arbeit vorn abbrach und hinten wieder anschloß, rückwärts glitt. Der Pilenkampf bewegte sich also, wenn die erste Serie um etwa Wurfweite vorlief, die letztere aber 38 Schritt betrug[2]), auf einem Raum von $38 + 38 + 22 = 98$ oder in runder Zahl 100 Schritt Tiefe, innerhalb welcher Grenze es sehr wohl möglich war, selbst auf einen avancierenden Gegner unter Umständen acht Salven abzugeben, vorausgesetzt natürlich, daß die Leute darauf geschult waren, und alles klappte.

Diese Betrachtung ist zugleich geeignet, uns über einen bisher noch nicht beachteten Zweck des Treffenintervalls aufzuklären, das hiernach nicht nur dem Schutz der Reserve vor einfallenden Geschossen diente, sondern auch dem taktischen Bedürfnis Rechnung trug, für das während des Pilenkampfs notgedrungen rückwärts gleitende vordere Treffen, dem selbstverständlich Prinzipes und Triarier folgten, Raum zu schaffen. Daher tadelt Polybius den Konsul Flaminius, welcher zu einem Gefecht gegen die Insubrer das Heer mit dem Rücken hart an das abschüssige Ufer

---

[1]) S. m. Abhandlung: „Zur Schlachtordnung der Manipulare" a. a. O. S. 140.

[2]) Verchère de Reffye „Les armes d'Alise" in der Revue archéologique 1864 S. 337 ff.


Digitized by Google

der Adda gestellt hatte: „So verdarb er das Eigentümliche der römischen Gefechtsweise, indem er den Abteilungen keinen Raum ließ, sich rückwärts schreitend zurückzuziehen“ [1]). Damit hatte es allerdings, wie sich weiterhin zeigen wird, noch eine andere Bewandtnis.

Drang dagegen der Feind so hitzig vor, daß man nicht mehr zum Wurf kam, so legte man die Fernwaffe ab und zog das Schwert. Umgekehrt wird auch von Fällen berichtet, wo die Legionare selbst, von der Leidenschaft fortgerissen, so eilfertig zum Angriff übergingen, daß sie sich mit dem Schleudern des Pilum nicht erst aufhielten [2]).

Man darf annehmen, daß im allgemeinen wenige Salven schon genügten, um den Gegner zu erschüttern. Denn mit Geschick und Kraft in den dichten Haufen geschleudert, konnten sie das Ziel kaum fehlen, und weder Schild noch Panzer vermochte ihnen zu widerstehen [4]). Daß Caesar bei Pharsalus nur 200 Mann verlor, steht damit keineswegs im Widerspruch; daraus würde nur folgen, daß der solid gearbeitete römische Schild nicht so leicht durchschlagen wurde. Das Skutum war, wie gelegentlich schon nachgewiesen, zwar nur 8 mm stark, während nach dem Ergebnis der mit Rekonstruktionen angestellten Versuche das Pilum noch ein Brett aus Tannenholz von 3 cm gleich $1^1/_8$ Zoll durchschlägt. Indes wurde die Haltbarkeit des Schildes durch die doppelte Bretterlage, den Leinen- und Lederbezug und die metallene Garnitur beträchtlich erhöht. Nur darum vielleicht machten die Sullaner bei Sacriportus von dem Pilum keinen Gebrauch, sondern stießen es in den Rand eines von ihnen ausgehobenen Grabens und griffen sogleich zum Schwert. In jedem Falle war die römische Wurflanze eine furchtbare Waffe. Wenn der Getroffene auch nicht sogleich verwundet oder getötet wurde, so war er doch kampfunfähig; denn das mit Widerhaken oder abgesetzter Spitze versehene Speereisen saß in dem Schilde fest und ließ sich weder durch Schütteln daraus entfernen, noch gab die Verbindung mit dem Schafte nach, derart daß die ganze schwere Last an seinem Arm hing und ihn niederzog. Warf er sie aber mit samt

---

1) Pol. II 33, 4: *παρ' αὐτὴν γὰρ τὴν ὀφρῦν τοῦ ποταμοῦ ποιησάμενος τὴν ἔκταξιν διέφθειρε τὸ τῆς Ῥωμαικῆς μάχης ἴδιον, οὐχ ὑπολιπόμενος τόπον, πρὸς τὴν ἐπὶ πόδα ταῖς σπείραις ἀναχώρησαν.* Über das *ἐπὶ πόδα* gleich „rückwärts“ s. weiter unten!

2) Liv. VI 12; VII 16; IX 13; Pol. II 33; Caes. Bell. Gall. I 52; Tac. Hist. II 42; App. Bell. civ. IV 128.

3) Liv. IX 13; App. Bell. civ. IV 128.

4) Über die Wirkung des Pilenwurfs s. Marquardt „Römische Staatsverwaltung II S. 331; Fröhlich a. a. O. S. 121 und 122; Caes. Bell. Gall. I 25, VII 62; Bell. Afr. 78. Vgl. auch Plut. Mar. 27, wonach um des Marius Ruhm zu schmälern, sein Amtsgenosse Catulus geltend machte, daß die meisten der bei Vercellae gefallenen Germanen durch die an ihrer Inschrift leicht kenntlichen Pilen seiner Legionare getötet wären.

Digitized by Google

dem Schilde von sich, so war er dem nächsten Wurf schutzlos preisgegeben. In jedem Falle gab es bei dem Feinde schon Tote und mehr oder weniger schwer Blessierte. Nun traten zwar auch hier Leute aus den hinteren Gliedern in die Lücken, aber selbst dies und das Fortschaffen der außer Gefecht Gesetzten in einer phalangitischen Schlachtordnung, wobei Drängen und Stoßen nicht zu vermeiden war, mußten die Ruhe und Sicherheit der Kampfgenossen schon beeinträchtigen, bevor sie in der Lage waren, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Man merkte es an gewissen untrügerischen Kennzeichen wie dem Stocken des Anmarsches und dem ängstlichen Umherirren des Blicks [1]).

War das letzte Pilum geworfen, beziehungsweise der Gegner so nahe herangekommen, daß man den Kampf mit der Fernwaffe einstellen mußte, dann zog auf ein entsprechendes Signal das vorderste Glied die Klinge und durchmaß im Laufschritt den Raum, welcher es vom Feinde noch trennte. Damit begann der Nahkampf, „ubi Mars est atrocissimus" [3]). Auch diese Wandlung war so gewiß die Regel, daß der Berichterstatter ein Abweichen davon jedesmal begründet [4]), und auch jetzt wechselten die Glieder einander ab. Wie wäre sonst die ein exzeptionelles Verfahren mitteilende Liviusstelle [5]): „neque recursum ab ulla sit parte" zu erklären? Desgleichen dürfte man befugt sein, die folgenden Worte: „in suo quisquis gradu obnixi urgentes scutis sine respiratione ac respectu pugnabant" darauf zu beziehen, insofern respiratio mit Ruhepause, respectus mit Umkehr oder Rückkehr zu übersetzen, nichts hindert. Versteht man aber unter dem letzteren nur den Rückblick, so ändert das an dem Sachverhalt wenig; denn wonach sollte der im Handgemenge begriffene Krieger sich anders umgesehen haben als nach dem Hintermann und der von ihm zu erwartenden Hilfe?, Es fragt sich nur, ob die Ablösung gliederweise, also auf Befehl erfolgte oder von Fall zu Fall dem einzelnen überlassen blieb. Sachliche Erwägungen sprechen mit Entschiedenheit für das erstere [6]). In jedem Falle war dafür gesorgt, daß auch in diesem Gefechtsabschnitt, welcher für besonders aufregend und anstrengend galt, stets ausgeruhte und frische Kräfte dem durch die Pilenwürfe bereits mehr oder weniger geschwächten Feinde entgegentraten. Das ist doch, wofern unsere Deutung zutrifft, der Sinn des katonischen „primo, secundo, tertio pedatu". Auf den Schwertkampf der Manipulare bezogen, wäre es mit „beim ersten, zweiten und dritten Waffengange" zu über-

---

[1]) Liv. XXXIV 14; XXXVIII 27.
[2]) Liv. IX 13: „strictis gladiis cursu in hostem feruntur".
[3]) Liv. II 46.
[4]) Liv. IX 13; X 29.
[5]) Liv. VIII 38; vgl. IX 13.
[6]) Das war schon die Ansicht Niebuhrs, der sich dafür auf das Urteil von Sachverständigen beruft a. a. O. III S. 552 A. 829.

Digitized by Google

tragen. Hieraus einen Schluß auf die Zahl der ihnen zugemuteten Ansätze zu ziehen, wäre freilich gewagt[1]), obwohl bei einer Dauer des einzelnen von 10 Minuten und vier- beziehungsweise sechsgliedriger Stellung die zwei bis drei Stunden herauskämen, welche Vegetius als die Normalzeit der römischen Schlacht bezeichnet[2]). Das würde freilich nur stimmen, wenn die Hastaten, was gewiß öfters geschah, allein den Kampf ausfochten und entschieden. Der Ansicht Rüstows andererseits, daß sie schon nach einer Gefechtsdauer von 15 Minuten durch das zweite Treffen abgelöst worden seien, muß widersprochen werden, da dies Verfahren ein öfteres Wechseln der ganzen Staffel voraussetzt, das nach Livius, wenn überhaupt, nur einmal stattgefunden hat, und zwar aus leicht begreiflichen Gründen; denn ein bereits im Kampf gewesenes Treffen an demselben Tage nochmals einzusetzen, ist immerhin bedenklich. Fand dagegen ein Treffenwechsel statt, so verkürzte sich im Verhältnis zu der von Vegetius angegebenen Gesamtdauer des Gefechts die Frist der Waffengänge auf fünf Minuten.

War es den Hastaten nicht gelungen, den Gegner zu werfen, mit anderen Worten, ihm so schwere Verluste beizubringen, daß er das Feld räumte, so traten an ihre Stelle die Prinzipes[3]). Es fragt sich nur, wie man die Ablösung bewerkstelligt habe; denn der livianische Bericht darüber wird von den neueren Forschern beanstandet[4]).

Am ausführlichsten hat neuerdings, soweit ich sehe, den Gegenstand R. Schneider behandelt[5]. Auch er ist überzeugt, daß der römische Geschichtschreiber ohne Kenntnis des Kriegswesens die Sache sich nach seinem Kopfe zurecht gelegt, da der von ihm behauptete Durchzug durch die Manipelintervalle unausführbar[6]) und höchstens für die Leichtbewaffneten zulässig sei. Polybius wisse davon nichts. Die Auffassung ferner, daß gleichzeitig nur der dritte Teil des Heeres Verwendung gefunden habe, widerstreite

---

[1]) An die Dreizahl erinnert die ritterliche Kehre, welche öfters bis zu drei Malen ausgeführt wurde. S. darüber Jähns „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens" S. 754 und 755 A 1.

[2]) Veget. III 9. Die Dauer richtete sich nach den Umständen und war darum natürlich sehr verschieden. Trotzdem sehe ich keinen Grund, diese Angabe, als gewöhnlichen Durchschnitt aufgefaßt, zu beanstanden.

[3]) Liv. VIII 8: „si hastati profligare hostem non possent .... in intervalla ordinum principes recipiebant; tum principum pugna erat; hastati sequebantur." Vgl. Liv. VIII 38: „neque signa promota loco retrove recepta," wo also dieser Treffenwechsel Umstände halber nicht stattfand.

[4]) So insbesondere von Delbrück „Geschichte der Kriegskunst" I S. 334 ff.

[5]) R. Schneider „Phalanx und Manipularlegion" S. 135 ff.

[6]) Auch Guichardt „Mémoires militaises etc.", Lyon 1760, I S. 80 erklärt ihn fur eine Chimäre. Ahnlich urteilt Liers „Kriegswesen der Alten" S. 54, da in der Zeit bis auf Scipio von der Treffenablösung nirgend die Rede sei. Indessen fehlen doch mit der zweiten Dekade auch die genaueren Schlachtberichte und in den Kämpfen mit Hannibal sehen die Römer, in Flanke und Rücken angegriffen, sich meist außerstande, die Formation zu wechseln.

Digitized by Google

einer sachgemäßen Teilung der disponiblen Kräfte. Das umgekehrte Verhältnis allein wäre zweckmäßig gewesen. Da ferner Polybius von nur einer Reserve spreche, nicht von mehreren, so könnten hiermit lediglich die Triarier gemeint sein, woraus folge, daß die Prinzipes, nach dem Rücktritt der Leichtbewaffneten ungehemmt in das erste Treffen einrückend, die bisher durchbrochene Stellung desselben geschlossen hätten [1]), während das dritte Treffen zu beliebiger Verwendung in der Hand des Feldherrn blieb. Was hat es mit dieser Darlegung auf sich?

Zuvörders darf zugegeben werden, daß die Treffenablösung nach dem livianischen Bericht, wie er bisher gedeutet worden, nicht möglich ist. Davon abgesehen jedoch erheben sich gegen die Auffassung Schneiders schwerwiegende Bedenken.

1. Wenn Polybius, wie zutreffend bemerkt wird, das von Livius beschriebene Ablösungsverfahren nicht erwähnt, so gibt es in seinem ganzen Geschichtswerk doch auch keine Stelle, die auf das Einrücken des zweiten Treffens in die Manipelintervalle des ersten bezogen werden könnte, wohl aber eine, aus der man folgern darf, daß dies Verfahren nicht üblich war. Bei Zama stehen anfänglich wie auch sonst nur die Hastaten im Gefecht; sie werfen den Gegner und geraten, ihren Sieg verfolgend, durcheinander. Da ruft Scipio sie, um die Ordnung wieder herzustellen, durch ein Trompetensignal zurück. Währenddessen ziehen die Prinzipes und Triarier sich nach den Flügeln und marschieren dort zu gleicher Höhe mit den Hastaten auf. Von Einrücken des zweiten Treffens in das erste ist da nicht die Rede. Auch aus der Stelle bei Sallust: „ille festinat principes augere subsidiis et densere" [2]) folgt es nicht.

2. Der Umstand, daß bei dem behaupteten Einrücken der Prinzipes in das vordere Treffen letzteres um die Breite eines Manipels sich verschoben und folglich mit dem dritten nicht mehr übereingestimmt hätte, würde zwar an sich kaum ins Gewicht fallen, wäre aber mit der auf strenge Ordnung und Symmetrie gerichteten römischen Art schwer vereinbar gewesen.

3. Das Verfahren hätte dem ganzen Bau der Schlachtordnung direkt widersprochen. Denn gehörten die Prinzipes tatsächlich zur ersten Gefechtslinie, so würde man sich kaum damit aufgehalten haben, aus ihnen eine zweite Staffel zu bilden und ihre Manipel auf die Intervalle der Hastaten auszurichten; vielmehr hätte man sie von vornherein in die richtige Stellung gebracht.

4. Die Schwierigkeit des Durchzugs bleibt bestehen, selbst wenn die Zurückgehenden nur Leichtbewaffnete waren; denn der Vorteil größerer Beweglichkeit wurde hier durch den weiteren Weg sowie den Mangel einheitlicher Führung ausgeglichen. Drang der Gegner

[1]) Dieser Gedanke ist übrigens nicht neu. Schon Guischardt a. a. O. S. 63 spricht wie von frontgleichen Manipelintervallen, so auch vom Einrücken der Prinzipes.

[2]) Sallust II frgm. 1009; vgl Veget. I 26.

im Laufschritt nach, so konnten und mußten sich auf dem Manipelintervall dieselben Unzuträglichkeiten einstellen, um derentwegen man die Treffenablösung nach dem Rezept des Livius beanstandet, Gedränge, Einbruch des Feindes und in der Folge allgemeine Verwirrung.

5. Der Einwand, die erste Staffel habe zu den beiden anderen in keinem angemessenen Stärkeverhältnis gestanden, würde nur zutreffen, wenn die zweite am Gefecht überhaupt nicht teilgenommen hätte; das aber müßte erst noch bewiesen werden. Die oben angeführte Stelle aus Polybius und die livianische Beschreibung der Manipulartaktik sprechen für das Gegenteil.

Da nun, wie im allgemeinen zugegeben wird, die Manipelintervalle vor dem Beginn des Gefechts geschlossen wurden[1]), und weder die Treffen als solche sich hindurchziehen, noch auch die Prinzipes in diejenigen der Hastaten einrücken konnten, so bleibt nichts übrig, als für das Lockern sich zu entscheiden, welches gleichbedeutend mit dem Verdoppeln des Rottenabstandes ist. Dadurch wurde der letztere breit genug, um sowohl den Veliten als auch den Gliedern des nämlichen Treffens sowie einer ganzen Staffel behufs Ablösung den Durchzug zu gestatten[2]). Mit anderen Worten, es vollzog sich der letztere nicht auf den Manipelintervallen, die in der Regel schon geschlossen waren, sondern auf dem lichten Raum zwischen den Rotten[3]). So wurde auch die Unstimmigkeit des oben erwähnten Verschiebens der Gefechtslinie um die Breite eines Schlachthaufens vermieden, wofern nur beim Lockern das erste Treffen nach links, das zweite nach rechts und die Triarier wieder nach links Abstand nahmen.

Vielleicht verträgt sich unsere Auffassung auch mit dem Wortlaut des livianischen Textes: „si hastati profligare hostem non possent, pede presso retrocedentes, in intervalla ordinum principes recipiebant — — — — triarii consurgentes, ubi in intervalla ordinum suorum principes et hastatos recepissent, — — — claudebant vias“[4]). Denn es ist doch möglich, daß der Autor, seine Vorlage mißdeutend, den Rottenabstand mit dem Manipelintervall

---

[1]) S. m. Abhandlung „Der Quincunx im römischen Heere“, Philologus 1909 S. 262 ff.

[2]) Nach Livius IX 39 gingen gelegentlich auch einmal die Reiter „ad primos ordines peditum per arma, per corpora“ zum Angriff vor.

[3]) Dieses Verfahren wäre nicht ohne Beispiel aus der neueren Kriegsgeschichte. Auch Wallhausen „Kriegskunst zu Fuß“, Oppenheim 1615, p. 69 spricht von dem Durchtreten der hinteren Glieder: „sehe, daß ein jegliches Glied und ein jegliche Reihe zween Schritt von einander stehe, also daß einer, sonder den andern zu richten, durch die Ordnung hin und wider durch die Glieder und Reihen mit seinem Gewehr marschieren könne“. Vgl. Onosander 19, wo er vom Durchzuge der Veliten handelt; denn τάξις bedeutet nicht nur die Abteilung, sondern auch die Reihe und das Glied.

[4]) Liv. VIII 8.

Digitized by Google

verwechselt hat. Bei seinem geringen Verständnis für militärische Dinge wäre das in der Tat nicht wunderbar, zumal da ordo ebensowohl die Rotte wie den Schlachthaufen bedeutet. Näher liegend noch scheint mir die Annahme, daß „intervalla" hier mit dem vorangehenden „modicum spatium"[1]), das die Manipel von einander trennt, überhaupt nicht identisch ist, sondern die Rottenabstände bedeutet. Wenn man sie trotzdem als Manipelintervalle auffaßte, so verdient doch nicht Livius den Vorwurf, die Begriffe verwechselt zu haben. Sein Fehler wäre dann nur, daß er den Unterschied nicht ausdrücklich hervorhob und des weitern auch nicht angab, wie aus dem Rahmen die Gefechtsstellung entwickelt wurde.

So gewann bei seinen späteren Lesern die irrtümliche Vorstellung Raum, als ob erstlich Hastaten und Prinzipes mit geöffneten Manipelintervallen gefochten hätten, und daß ferner auf diesem Wege die Treffenablösung erfolgt sei. Aber jene waren zur Zeit des Gefechts geschlossen, und die Ablösung konnte nur noch mittels der Rottenabstände erfolgen[2]).

Danach haben wir uns den Hergang wie folgt zu denken. Auf ein Signal nahmen die Prinzipes ihrer bisherigen Aufstellung entsprechend nach rechts Abstand und warteten ruhig ab, bis die Hastaten „pede presso"[3]), das heißt mit Nachstellschritten[4]) und „retro cedentes"[5]), mithin rückwärts gehend[6]), allmählich herangekommen waren. Es wiederholte sich hier also im großen, was

---

[1]) Liv. a. a. O.

[2]) Damit erübrigt sich der Einwand Delbrücks, der a. a. O. S. 259 die Treffenablösung nach dem livianischen Bericht für unmöglich erklärt, weil man zu dem Behuf angesichts des Feindes erst die während des Gefechts verloren gegangenen Intervalle hätte wiederherstellen müssen.

[3]) Liv. a. a. O.

[4]) Forcellini lehrt s. v. pressus also: „presso gradu vel pede est lento, sed firmo, qualis est caute incedentium, pede scilicet solum firmiter premendo". Er denkt mithin an den Druck der Füße auf den Erdboden, während derjenige des einen Fußes auf den andern gemeint ist. Ebenso wäre auch die Wortverbindung presso gressu zu deuten (Ov. Met. III 17).

[5]) Liv. a. a. O.

[6]) Daß sie dabei nicht Kehrt machten, versteht sich von selbst; es hätte zur allgemeinen Auflösung und Flucht geführt. Mit Recht bezeichnet Kromayer „Wahre und falsche Sachkritik" S. 19 im Gegensatz zu Delbrück, der das Rückwärtsschreiten größerer Truppenmassen für unmöglich erklärt, das „terga vertere" als den Anfang vom Ende. Damit im Einklange weist Liers „Kriegswesen der Alten" S. 68 nach, daß die Griechen während des Handgemenges nicht allzu viel Menschen verloren hätten; bei Korinth im Jahre 394 seien von 6000 schwergerüsteten Spartanern nur acht gefallen. Erst unter den Fliehenden habe das Schwert des Siegers furchtbar aufgeräumt; so erkläre sich die stehende Redewendung: „Sie schlugen in die Flucht und töteten". Auch von Polybius wird das Rückwärtsschreiten wiederholt erwänt, so II 33, 68, wo ἐπὶ πόδα nach „Anecdota graeca Bekkeri" II 72, 31, vgl. Pape Handwörterbuch der griechischen Sprache" unter πούς, nicht anderes zu deuten ist. Vgl. auch Xen. An. V 2, 32; Cyr. III 3, 69; VII 5, 6.

Digitized by Google

schon bei der Gliederablösung des ersten Treffens beobachtet wurde. Die Ausführbarkeit des Manövers aber darf zugegeben werden, da der Gliederabstand mit 5 Fuß gleich 2 Schritt so geräumig war, daß man bei einiger Achtsamkeit nicht nötig hatte, sich auf die Füße zu treten und durcheinander zu geraten. Nur mußte der Rückzug genau rechtwinklig zur Frontlinie von statten gehen, und auch das war möglich, wofern die Vexillare ihn mitmachten und, da am Gefecht selbst nicht beteiligt, in der Lage waren, die Richtung zu kontrollieren und, wo sie verloren gegangen, durch Zuruf wiederherzustellen. Ihr eigener Direktionspunkt, den sie, von Zeit zu Zeit zurückblickend, im Auge behielten, dürften die Feldzeichen der hinteren Staffeln gewesen sein, von denen dasjenige der Prinzipes nun hinter dem letzten Gliede seines Schlachthaufens stand. War es erreicht und umgangen, so machten die Hastaten nicht Halt, sondern traten in derselben Richtung noch um das Treffenintervall, das sie von den Prinzipes bisher getrennt hatte, zurück. Dann erst blieben sie stehen und rangierten sich von neuem unter den Fahnen, und zwar, da man die Manipelintervalle des Verkehrs wegen brauchte, wahrscheinlich in Grundstellung wie vor dem Beginn des Gefechts. So nur kann das livianische „hastati sequebantur“ verstanden werden. Voraussetzung dabei ist, daß auch die Triarier Raum gaben und gleichfalls um ein Treffenintervall zurückgingen, was freilich nur möglich war, wenn die Beschaffenheit des Geländes im Rücken der Schlachtordnung diese Bewegung zuließ[1]). Der Wortlaut: „triarii sub vexillis considebant“[2]) würde dem nicht widersprechen, insofern, wer ruht, in seiner Ruhe auch gestört werden und den Platz wechseln kann. Daß in der Tat auch die Triarier zurückgingen, und bei der Aufstellung des Rahmens darauf Rücksicht genommen wurde, lehrt zum Überfluß das schon erwähnte Urteil des Polybius über die Dispositionen zur Schlacht an der Adda[3]).

Wahrscheinlich zogen nun die Prinzipes sogleich das Schwert, da für den Pilenwurf kein Raum vorhanden war und man das schwere Geschoß weder über die Köpfe der Vordermänner hinweg noch durch die Rottenabstände schleudern konnte. Das erstere wäre eine zwecklose Verschwendung unersetzlicher Munition gewesen, das andere hätte die eigenen Waffengenossen gefährdet, beides aber die vorderen Glieder beunruhigt und im Gebrauch ihrer Waffe behindert[4]). Vielleicht stand den Prinzipes das Pilum auch gar nicht mehr zur Verfügung, da sie es bei Beginn des statarischen Kampfes

---

[1]) Vgl. die oben besprochene Stelle bei Polybius II 33.

[2]) Liv. a. a. O.

[3]) Pol. a. a. O.

[4]) Das bekannte Tyrtäusfragment VII 114: „Werft den geglätteten Speer hervor in die Reihen der Feinde“, ist damit kein Widerspruch, insofern es sich hier um leichte Wurfgeschosse handelt. Aber selbst dies Verfahren hält Onosander 17 für bedenklich.

Digitized by Google

an die Hastaten abgegeben. So würde sich am Ende die Unstimmigkeit erklären, daß Polybius dem schweren Fußgänger der beiden vorderen Treffen zwei Wurflanzen zuschreibt, während später immer nur von einer die Rede ist. Daß aber, wenn auch lediglich ausnahmsweise ein Austausch der Waffen erfolgte, lehrt der Bericht des Polybius über das Treffen an der Adda, wo man dem vorderen Treffen die Stoßlanze der Triarier gab[1]).

Vermochten auch die Prinzipes die Entscheidung nicht herbeizuführen, so griffen als ultima ratio die Triarier ein. Sie hatten bisher hinter ihrem Schilde und neben der mit dem unteren Ende in die Erde getriebenen Stoßlanze kauernd geruht — „sinistro crure porrecto, scuta innixa humeris, hastas supererecta cuspide in terra fixas, haud secus quam vallo saepta inhorreret acies tenentes“[2]). Ähnlich pflegt noch gegenwärtig das Fußvolk der Reserve, und zwar nicht nur bei Friedensübungen, sondern auch im Kriege, die Flinte im Arm oder auf sie gestützt, knieend zu rasten, beziehungsweise neben den zusammengesetzten Gewehren sich auszustrecken. Die letzten Worte aber berechtigen zu der Annahme, daß in dem Augenblick die Manipelintervalle schon geschlossen waren. Auch müssen nach dem Folgenden: „si apud principes quoque haud prospere esset pugnatum, a prima acie ad triarios sensim referebantur“, die Hastaten, um für die Prinzipes den Weg frei zu machen, bereits hinter die Triarier zurückgetreten sein und gleich ihnen durch Abstandnehmen die Zwischenräume geschlossen haben. Dabei brauchten sie dem Feinde das Antlitz nicht zuzuwenden, sie mögen jetzt also im Kehrt gegangen sein, jedenfalls aber wie vorhin langsam (sensim) sowie unter Führung (referebantur). Nun handelte es sich nur noch um die Aufnahme der Prinzipes, deren Rückzug wir uns eben so zu denken haben wie denjenigen der Hastaten, nur daß sie nicht durch ein, sondern zwei Treffen hindurchgingen und an der Queue nicht erst in Grundstellung sich rangierten, sondern so wie sie kamen, anschlossen. Denn schon hatten die Triarier auf das Avertissement „Surgite!“ sich erhoben, Schild und Lanze ergriffen, und sobald die letzten Prinzipes hindurch waren, sprang das zweite Glied halb links in die Rottenabstände des ersten — „compressis ordinibus velut claudebant vias“. Denn comprimere kann hier nur als eindoppeln gedeutet werden, weil die Manipelintervalle schon geschlossen waren. Wieder schollen Signale, und alsbald trat die ganze Linie, jetzt nur noch ein Glied — „uno continente agmine“[3]) an, während die beiden anderen Treffen,

---

[1]) Pol. II 33.

[2]) Liv. a. a. O. und ähnlich Vegetius I 20: „triarii, genibus positis, solebant intra scuta subsedere, ne stantes vulnerarentur venientibus telis“.

[3]) Über die Bedeutung von agmen s. m. Schrift „Die Marschordnung im römischen Heere zur Zeit der Manipularstellung“, Danzig 1907, S. 21 ff. An der Zahl aber braucht man sich vollends nicht zu stoßen. Rüstow „Ge-

Digitized by Google

gleichfalls durch Eindoppeln aus der Tiefe gedichtet, folgten. Jetzt galt es wie vor Zeiten den Chok. Insgesamt zählte die Sturmkolonne aber, vorausgesetzt, daß die Lücken der Gefallenen durch Ersatz aus den älteren Veliten gefüllt waren, nur fünf Glieder, und mit Staunen sah der Gegner plötzlich eine Schlachtordnung vor sich, stärker denn diejenige, welche er bereits niedergekämpft zu haben glaubte — „id erat formidolosissimum hostibus, cum velut victos insecuti, novam repente exsurgentem auctam numero cernebant". Livius oder vielmehr seine Quelle aber spricht hier wohl verstanden nur von dem äußeren Eindruck; denn die für den Chok allein geeignete Stoßlanze war auf das vorderste Glied beschränkt. Das Pilum, in der densa acies ohnehin wertlos, stand nicht mehr zur Verfügung, und mit der kurzen Schwertklinge konnte man den Gegner nicht fassen. Die übrigen Glieder also nahmen am Kampfe überhaupt nicht teil und dienten wie in der mazedonischen Phalanx [1]) lediglich zum Schieben und als moralischer Rückhalt. Den Schild mögen sie dabei, wenigstens in den hinteren Gliedern, um sich vor einfallenden Geschossen zu schützen, wie bei der Testudo zu Häupten getragen haben. Die Triarier dagegen hielten ihn senkrecht und deckten, da er zweieinhalb Fuß gleich ein Schritt oder Rottenabstand breit war, mit ihm lückenlos die ganze Frontlinie. Über den oberen Rand dieser beweglichen Mauer hinweg führten sie, erhobenen Armes schräg abwärts stoßend, in der rechten die Hasta [2]). Von der Kraft einer solchen Phalanx dürfen wir uns freilich keine übertriebene Vorstellung machen. Insofern sie aber mit schon ermüdeten und durch Verluste geschwächten Gegnern zu schaffen hatte, mochte ihr unter Umständen trotzdem der Sieg zu teil werden. Hielt der Feind jedoch den Anprall aus, und kam das Gefecht nochmals zum Stehen, so war es mit der Kraft des Legionars wohl zu Ende, und seine Niederlage unabwendbar, wenn nicht etwa die Reiterei erfolgreich eingriff, oder das Korps der Extraordinarier, wofern es dem Feldherrn noch zur Verfügung stand, auf einem der Flügel zum Angriff überging und das Glück der Waffen wiederherstellte [3]). Indessen die römische Kavallerie war ihren Gegnern im allgemeinen

---

schichte des griechischen Kriegswesens" S. 49 erinnert daran, daß nach Isocr. Archid. 99 die Spartaner einen Schild hoch, das heißt auf ein Glied rangiert, die Arkadier besiegt hätten. Auch die Stellung in zwei und vier Gliedern habe sich traditionell erhalten. S. Polyaen II 1, 24 und Constantinus Porphyr. 1249.

[1]) Pol. XVIII 30.

[2]) So allein ist die Frage nach dem Verhältnis von Schild und Lanze, die schon Macchiavelli in seinem Werk über die Kriegskunst, übersetzt von Ziegler, S. 39 aufwirft, zu beantworten. S. darüber auch m. Schrift „Ursprung und Entwickelung des Manipularsystems", Danzig 1908, S. 13 ff. und „Die Sarisse und ihre gefechtsmäßige Führung", Danzig 1909, S. 20 ff.

[3]) Vgl. was Vegetius III 20 über die Verwendung der supernumerarii mitteilt.

Digitized by Google

nicht gewachsen, die Extraordinarier aber für die gedachte Aufgabe zu schwach. Mit 2000 Mann im Fußvolk ließ sich ein von 18000 verlorenes Schlachtfeld kaum behaupten. Das Eingreifen der Triarier ist als ultima ratio ja auch nur ein seltener Fall. Ihre Bestimmung war in erster Linie, den vorderen Treffen gegen etwaige umfassende Angriffe der feindlichen Reiter den Rücken zu decken [3]). Daher lebte bei ihnen die alte Stoßlanze fort, die sich dazu besser eignete als der Wurfspeer, welcher überdies, einmal geschleudert, in die Hand des Schützen nicht zurückkehrt. Ja selbst die Prinzipes kamen gewiß öfters nicht mehr zur Aktion, da schon die Hastaten genügten, um den Feind aus dem Felde zu schlagen, das heißt, ihm so schwere Verluste beizubringen, daß er, am ferneren Widerstande verzweifelnd, die Flucht ergriff, wobei, wie Vegetius ausdrücklich und auf das bestimmteste versichert, sie ihn nicht verfolgten. Auch im Falle des Sieges sollte unter allen Umständen die Ordnung aufrecht erhalten werdan [4]). Denn erstlich mußte man mit der Möglichkeit und den Gefahren eines Hinterhalts rechnen; sodann wäre es nach den Anstrengungen des Tages zu viel verlangt gewesen, zumal wenn man seine Ausrüstungsgegenstände nicht wie der Flüchtling fortwerfen durfte. Die Verfolgung gehörte zu den Aufgaben der Reiterei mit oder ohne Beigabe von Leichtbewaffneten.

So etwa dürfte das Gefecht der Manipulare sich abgespielt haben, insoweit lediglich Vorschrift oder Brauch maßgebend war. Indessen wie heutzutage das Gefechtsexerzieren auf dem Platz und die Felddienstübung im Gelände zwei wesentlich verschiedene Dinge sind, so werden auch schon damals die ewig wechselnden Umstände wirksam gewesen sein und zu mancherlei Abweichungen von der Regel geführt haben. Die Beschaffenheit des Schlachtfeldes, der Zustand und die Stärke der Truppen, plötzlich während des Kampfes eintretende, unvorhergesehene Begebenheiten, insbesondere auch die etwaigen Absichten und Anschläge der Feldherren hüben und drüben waren nicht ohne bestimmenden Einfluß auf den Gang des Treffens. Einen sozusagen irregulären Verlauf nahmen beispielsweise fast alle bedeutenderen Schlachten des hannibalischen Krieges. Das Gefecht am Tessin war ein Reitertreffen, wobei, abgesehen von den Veliten, das Fußvolk überhaupt nicht zur Aktion kam. Am Trasimen fand Flaminius, in der Marschordnung überraschend angegriffen, weder Zeit noch Raum, sein Heer in gewohnter Weise zu entwickeln. Auch die kannensische

---

[3]) Vgl. Guischardt a. a. O. p. 81.

[4]) Veget. II 17: „prima et secunda acies stabat immota ..... tamquam murus ferreus, et si hostes fugassent, non sequebatur gravis armatura, ne aciem suam ordinemque turbaret". Vgl. III 14 und Delbrück: „Kriegskunst" I 31, der daran erinnert, daß nach Pausan. IV 8, 11 die Lazedämonier es für wichtiger hielten, Reihe und Glied zu bewahren als einige Flüchtlinge zu töten.

Digitized by Google

Schlacht bietet ein von der Norm durchaus abweichendes Bild. Schon die Gefechtsstellung war hier ungewöhnlich, da weit tiefer als sonst[1]), was die Ablösung der Glieder erschweren mußte und diejenige der Treffen so gut wie ausschloß. Die totale, fast beispiellose Niederlage freilich war eine Folge des Mangels sachgemäßer Führung. Statt wie Hannibal in Begleitung eines zuverlässigen Ordonanzoffiziers hinter dem Zentrum seinen Standort zu wählen und von da aus den Gang der Schlacht zu leiten, begaben sich die Konsuln zu den Reiterdivisionen auf dem äußersten Flügel und nahmen wie Troupiers am Handgemenge teil, während die mehrere Kilometer lange Linie des Fußvolks sich selbst überlassen blieb. Man hatte sie angesetzt und das Zeichen zum Beginn des Kampfes gegeben; das war alles. Denn die Ernennung zweier Unterfeldherren für diesen Hauptteil der ganzen Schlachtordnung konnte die Einheit der Heerleitung, zumal einem Hannibal gegenüber nicht ersetzen. So kam, was kommen mußte; die Römer gingen in eine vom Feinde ihnen gestellte Falle. Das weit vorgeschobene Zentrum der Punier wich vor den zuletzt in der densa acies auf sie eindringenden Legionaren langsam zurück, die letzteren aber von niemand gewarnt und aufgehalten, folgten, ihre Flügel mit sich fortreißend, die, um den Zusammenhang zu wahren sowie aus Besorgnis vor einem Angriff der feindlichen Reiter auf ihre entblößten Flanken instinktiv nach der Mitte drängten. Und diese Bewegung war, auch als das Zentrum auf nachhaltigeren Widerstand stieß und zum Stehen kam, nicht mehr zu hemmen. Ja sie teilte sich am Ende auch ihm mit, und so fiel die ganze römische Schlachtordnung über den Haufen. Rotten und Glieder, Manipel und Treffen gerieten durcheinander, die Feldzeichen aus dem Lot; die Signale verstummten, und kein Befehl wurde mehr gegeben, geschweige denn über Waffenlärm und wüstem Geschrei vernommen. Das römische Heer ist nur noch ein unentwirrbarer Knäuel, der sich von Minute zu Minute enger zusammenballt und den wirksamen Gebrauch von Schild und Schwert zur Unmöglichkeit macht. Trotzdem

---

[1]) Sehr gut ist der Verlauf des Treffens bei Guischardt a. a. O. S. 145 dargestellt worden, nur irrt er in der Annahme, daß die Prinzipes bei Beginn des Kampfes in die Intervalle der Hastaten eingerückt seien. Das *πολλαπλάσιον τοῦ μετώπου* bezieht sich hier auch gewiß nicht auf die Manipel, sondern die Kohorten, die wegen ihrer Kurvenstellung in den drei Staffeln mit Recht als *σπεῖρα*, das heißt Schneckenlinie, bezeichnet werden, obwohl Polybius darunter sonst nur den Manipel als einen Teil der Schneckenlinie versteht. Anders läßt sich die Stelle nicht gut erklären. Denn der Manipel als *πολλαπλάσιον τοῦ μετώπου* gedacht, würde doch ein zu kurioses Bild gewähren. Nimmt man aber an, daß er bei einer Stärke von 150 schwergerüsteten Kombattanten 10 Rotten breit und 15 Mann hoch gestanden habe, so zählte die Kohorte mit Einschluß der Triarier 32 Glieder, und das *πολλαπλάσιον* käme zwanglos heraus. Mit den Leichtbewaffneten waren es sogar noch beträchtlich mehr. Anders Dellbrück im Hermes 1886 S. 65 ff.

Digitized by Google

wäre es wohl gelungen, mit dem Schwergewicht der überlegenen Zahl die Reihen des Feindes zu durchbrechen, wenn seine Flügel, nach der Mitte einschwenkend, die Vordringenden nicht umklammert und somit des Vorteils der größeren physischen Kraft beraubt hätten. Folard schießt demnach mit der Behauptung, die Schlacht an der Trebia sei der letzte Hauch römischer Tapferkeit gewesen, insofern die Kannenser sich ebenso hätten durchschlagen können wie jene 10000 Krieger, welche dort vom Kampfplatz nach Placentia entkamen, über das Ziel. Sie konnten es eben nicht; in dem Augenblick, da die Punier sie mit ihren besten Truppen in die Mitte nahmen, war das Schicksal der Schlacht entschieden, und nur schleunige Flucht hätte wenigstens einem Teil der im Kampfe Überwundenen das nakte Leben und die Freiheit gerettet. Indessen auch der Rückzug war ihnen bereits abgeschnitten. Hasdrubal zeigte sich nach seinem Siege über die bundesgenössische Reiterei des linken Flügels plötzlich im Rücken der Tariarier. Nun war allerdings ein schwergerüsteter Fußgänger dem besten Reiter zweifellos überlegen[1]); hier aber lagen die Verhältnisse duraus zu seinen Ungunsten. Auch die Triarier waren notgedrungen jener Bewegung gefolgt, auch bei ihnen hatte sich alles durcheinander geschoben. Und als sie nun, um sich ihrer Haut zu wehren, Kehrt machten, hörte vollends jede Ordnung auf. Die eigentliche Ursache der Katastrophe aber ist, wie gesagt, nicht hierin zn suchen, obwohl Polybius, dem seine Vorliebe für die Reiterei den Blick trüben mochte, sie darauf zurückführt.[2]) Die Schlacht war schon verloren, bevor Hasdrubal eingriff; dagegen hat er dem besiegten Heere den Rückzug abgeschnitten und es dadurch dem Tode und der Gefangenschaft überliefert. Die Schuld trägt die Heeresleitung, da sie weder in Ihren Dispositionen zur Schlacht dem Vorteil der überlegenen Zahl Rechnung trug noch während des Gefechts das zum Verderben führende Ziehen nach der Mitte rechtzeitig wahrnahm, geschweige denn etwas getan hat, um es zu hemmen und in seinen Folgen abzuschwächen. Die Konsuln sind für die Katastrophe verantwortlich, in erster Linie Varro, der an dem Tage den Oberbefehl führte, und ein in neuerer Zeit unternommener Versuch, seine Feldherrenehre zu retten[3]), kann daran nichts ändern. Nur der

---

[1]) Caes. Bell. Afr. 70 und Bell. Hisp. 15.

[2]) So auch Delbrück a. a. O. und „Perser- und Burgunderkriege“ S. 287 ff., wo dem Angriff von hinten“ durch Reiterei wohl ein zu großer Wert beigemessen wird. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die vorderen Treffen sich dadurch nicht ins Bockshorn jagen ließen, sondern, wohl wissend, daß ein drittes Treffen altgedienter, zuverlässiger Leute mit geeigneter Bewaffnung ihnen den Rücken deckte, ruhig im Kampfe verharrten. Auch wenn sie dem Gedanken an die Möglichkeit des Einbrechens der feindlichen Reiter in die Schlachtordnung Raum gaben, so lag es doch näher, den bereits errungenen Vorteil auszunutzen und den Gegner vollends aus dem

Umstand, daß man in Rom noch niemals so gewaltige Streitkräfte zusammengezogen hatte, und die auf dem Kriegsschauplatze gewonnenen Erfahrungen zu ihrer sachgemäßen Führung nicht ausreichten, entlastet auch ihn wenigstens zum Teil.

Das Mittel, welchem Hannibal bei Cannae den Sieg verdankte, hat zehn Jahre später Scipio bei Baecula[4]) angewendet, indem er mit den Flügeln seines Heeres den Gegner umfaßte und in der Flanke angriff. Bei Zama endlich ließ ebenderselbe die hinteren Treffen beiderseitig in die Verlängerung des ersten einrücken und erzielte damit den nämlichen Erfolg[5]). Neu oder doch ungewöhnlich war hier auch die Stellung der Veliten in dem Manipelintervall. Daß solche Abweichungen von der Regel sich seitdem häuften, ist kaum wunderbar. Roms Feldherren waren in die Schule Hannibals gegangen und zu der Einsicht gelangt, daß starres Festhalten an überlieferten Formen unter Umständen schadet. Der erste, dem diese Erkenntnis aufging und im Felde fortan als Leitstern voranschwebte, ist der ältere Afrikanus. Ihm war die oben entwickelte Norm nicht mehr ausschließliches Gesetz. Den jeweiligen Verhältnissen Rechnung tragend, schlug er seinen großen Gegner mit dessen eigenen Waffen. Trotzdem blieb die hergebrachte Regel auch ferner in Kraft und erfüllte meistens ihren Zweck; denn in der Hand eines weniger begabten und erfahrenen Feldherrn führte sie immer noch sicherer zum Ziele als gewagte und schwierige Operationen.

Felde zu schlagen, bevor die Gefahr im Rücken sich ihnen selber fühlbar machte, das heißt, bis die Widerstandskraft der Triarier gebrochen war.

[3]) Wilms, „Die Schlacht bei Cannae“ Progr. des Wilhelms-Gymnasiums in Hamburg 1895. S. 17.

[4]) Liv. XXVIII 14; Pol. XI 22 und 23.

[5]) Ihm darum aber die Erfindung der Treffentaktik zuzuschreiben, wofür Delbrück a. a. O. und „Geschichte der Kriegkunst“ I S. 338 ff eintritt, ist man nicht befugt. S. hierüber m. Schrift: „Ursprung und Entwickelung des Manipularsystems“ S. 19 ff.

Danzig. Th. Steinwender.

Der griechische Anfangsunterricht nach der Ahrensschen Methode in der Untertertia.

Für seine Methode hat Ahrens selbst treffliche Worte der Empfehlung gefunden (in den Vorworten zu seinen Grammatiken und in mehreren Programmen des Lyceums in Hannover), und Hornemann (Neue Jahrbücher 1903) und Agahd (Monatschrift II), Matthias und v. Wilamowitz verteidigen sie; jeder, der ihren Geist empfunden hat, wird ein Apostel für sie und bemüht sich, neue und wieder neue Gründe für ihren Wert zu finden. Zu denen gehöre ich nun auch. Ich habe ein Jahr lang in Hannover am

Digitized by Google

Lyceum nach dieser Methode das Griechische unterrichtet in der Untertertia; was ich dabei erlebt und empfunden habe, möchte ich gern auch andern sagen.

Die Pädagogik muß die Wissenschaft als Hintergrund haben; das darf aber kein historischer Hintergrund sein, sondern er muß fort und fort sich renovieren. Bisher hatte der Lehrer meist allein Ahnung von der Wissenschaft und ließ nur ab und zu die Schüler durch die Ritze sehen. Ahrens hat uns den Weg gewiesen, die Wissenschaft ganz in einfachster Gestalt in die Schule zu tragen und damit energischen Forderungen des Zeitgeistes zu entsprechen. Denn die Zeit ist wissenschaftlich, ganz wissenschaftlich, und auch die Kunst, die sich sonst immer sehr selbstherrlich stellt, ist von ihr aufs tiefste befruchtet worden.

Als die ersten Regungen des neuen wissenschaftlichen Geistes sich zeigten, brauchte die Schule nicht sogleich zu folgen; sie hatte sogar die Pflicht, erst zuzusehen, ob das Neue sich rentierte. Es hat sich rentiert und eine Kultur und ein Wissen hervorgebracht, wofür nur wenig Beispiele aufzutreiben sind. So geht die Schule hinter den Führern der Zeit einher und erntet das, was jene gesät. Ja oft hinkt sie gar wohl nach; wohl möglich auch jetzt. Denn vielleicht hat sich die Wissenschaft überlebt, vielleicht geht sie an ihren eigenen übertriebenen Tugenden zu Grunde, und es kommt die Epoche philosophischer Wertungen, die die historische Forschung platt findet. Aber einerlei. Die Schule muß die Periode durchmachen, die das Jahrhundert erlebt. Schließlich ist der Schaden für die Schule nicht so schlimm, wenn die Zeit nächstens schon das Absolute, die Schule immer noch das historische Werden betonen sollte. Denn der historische Gedanke kann aus dem Bewußtsein der Menschen nie wieder ganz verschwinden, und wiederum kann die Schule nicht so sehr die geschichtliche Auffassung pflegen als die Wissenschaft, weil es ihr nicht egal sein kann, ob Goethe oder Emil Rittershaus, Arat oder Sophokles traktiert werden.[1])

Ahrens Methode ist wirklich nichts als Wissenschaft. Herbart und die Herbartianer unterschieden im Sprachunterricht hauptsächlich nur zwei Kategorieen: das Formale und das Materiale. Aus Reaktion gegen seine Zeit verfluchte Herbart das Formale und segnete das Materiale über alle Maßen, wie es auch nötig war. Unter Formalem verstand Herbart: Betreiben der Grammatik und ihrer Regeln, Einführen in die Finessen der Sprache, Behandlung der Schriftsteller als Fundgrube stilistischer Kuriositäten, Hinarbeiten auf ein möglichst perfektes Handhaben der fremden Sprache, Interesselosigkeit gegenüber dem Inhalt der Autoren. Ahrens hat ein anderes hinzugefügt und an der griechischen

[1]) Es ist eigentlich merkwürdig, daß der junge neusprachliche Unterricht eine Reformbewegung hervorgebracht hat, die im direkten Gegensatze zu den großen Forderungen des Tages steht.

Digitized by Google

Sprache demonstriert: er hat gezeigt, daß, was man bisher für bloß formal hielt, auch Materiales genug enthält; er will, den Schülern soll gezeigt werden, wie die Form geworden ist. Ist die Sprache der Leib, in den sich die Seele eines Volkes kleidet, so kannten die Schüler ihn bisher nur von außen; jetzt werden sie seine Struktur und seine Zellen sehen, wie er lebt und stirbt, wie er sich ernährt und wie er verkümmert. Ahrens hat diese Art mit der Homerlektüre verbunden; das ist ein immenser Vorteil nebenbei. Jede Sprache mit ihrer Lektüre kann wohl etwas entfernt Ähnliches leisten; nur wird der, dem Griechisch das Heil seiner Seele ist, sich freuen, daß die Sprachwissenschaft in ihrem Urteil einstimmig dahin gekommen ist, daß das Griechische ein noch geeigneteres Objekt als das Indische für wissenschaftliche Betrachtung der Sprache ist. Ja jemand, der ein überzeugter Anhänger des Ahrensschen Denkens ist, könnte sagen, Griechisch müsse auf dem Gymnasium gelehrt werden nicht nur und nicht vor allem, weil es mit die Grundlage unserer Kultur enthält und die Sprache eines einzigartig regsamen Volkes ist — denn das, was da geboten werde, könne auch ersetzt werden —, sondern schon deshalb, weil Griechisch am besten in die Sprachwissenschaft einführt.[1]) Die wichtigste Gegenfrage, die zu stellen wäre, ist, ob bei diesem Sprachbetriebe noch die übliche Vertrautheit mit der formalen und materiellen Seite der Sprache bleiben kann. Nun, was die Autoren an Inhalt bieten, wird heute ziemlich allgemein berücksichtigt; es wird immer seltener werden, daß Gymnasiasten bis ins graue Alter die Meinung behalten, Cäsars Kommentarien seien von Schulmeistern verfaßt, um die grammatischen Regeln anzubringen. Also darüber nur keine Furcht; das geht nicht wieder verloren; das ist fast Axiom. Die Kenntnis der Schulgrammatik leidet allerdings wohl darunter; aber darüber nur kein Geschrei. Schlimmer als es jetzt steht, wird es doch nicht. Was leistet denn jetzt ein Primaner in der griechischen und lateinischen Grammatik? Was haben wir für einen Schreck gekriegt, als wir zur Universität kamen, und wir werden vielleicht immer unter dem Mangel von früher zu leiden haben. Die Zeiten, wo man deutsche Gedanken griechisch und lateinisch mußte ausdrücken können, um das Maturum zu bekommen, sind vorüber; es paßt nicht mehr. Gewiß bleibt es bedauerlich, daß die Gewandtheit in der Handhabung der fremden Sprachen schwindet; denn Fertigkeit darin erzeugt auch Stolz und frohen Mut und ist

---

[1]) Das Urteil über die wissenschaftliche Bedeutung des Sprachunterrichts auf den Oberrealschulen ist dadurch gesprochen, daß sie das Latein nicht obligatorisch machen. So hat das Französische keinen Anfang und nicht einmal eine Mitte, da auch das Altfranzösische fernbleibt. Das Englische bietet ja Anknüpfung aus Deutsche, aber das soll doch seine Schwierigkeiten haben. Französisch zu sprechen kann auch ein französisches Kindermädchen beibringen.

Digitized by Google

des Strebens wert. Aber man muß sich begnügen, wenn nicht mehr Stunden für die alten Sprachen angesetzt werden. Es ist auch wieder die Frage, ob die modernen Jungen das mögen. Der Zug der Zeit ergreift sie, wenn auch vielleicht nur metaphysisch, und gegen geistige Epidemien ist ein Einzelner wie ein ganzer Stand machtlos. Aber mit dem äußerlichen technischen Können der Sprachen darf nicht ihre Kenntnis überhaupt verschwinden. An die Stelle der grammatischen Behandlung muß die sprachwissenschaftliche treten; sie bringt dem Schüler die neue Lehre von der Sprache anstelle der alten.

Die wissenschaftliche Sprachbehandlung vermittelt den Schülern Fertigkeiten, nicht aneinandergereihte Kenntnisse; sie gibt ihnen die Fähigkeit, selber zu urteilen, und es ist kein Zweifel, daß sie leicht auf andere Sprachen übertragen werden, was sie an einer gelernt haben. Die Jungen haben für nichts solch Interesse wie für Etymologien; aber ihnen ab und zu eine vorzuwerfen, erzeugt bei ihnen den ärgsten Dilettantismus, weil ihnen die Gesetze ganz unbekannt sind, nach denen sie erschlossen wird, und jeder wird mit Schaudern die abstrusesten Wucherungen ihrer Phantasie in dieser Hinsicht konstatieren können. Darum halte ich das Verfahren der Vokabularien von Krafft und Ranke, in denen die Ableitungen der Wörter sehr emsig, aber oft auch sehr überflüssig ausgedehnt zusammengetragen sind, solange für verfehlt, als nicht jede Klasse, die sie gebraucht, eine Anleitung zur wissenschaftlichen Sprachbetrachtung erhalten hat; jetzt wissen die Jungen nicht, was sie damit anfangen sollen, und auch der klarste Lehrer müßte viel Kreuz- und Querwege gehen, wenn er ihnen manches verständlich machen wollte, da er nicht an Bekanntes anknüpfen kann. Überhaupt erhalten die Jungen Methode, wenn sie sich nach Ahrens mit der Sprache beschäftigen. Gewiß kann man auch nach der alten Weise sprachwissenschaftlich vorgehen, aber doch nur, wie schon angedeutet ist, gelegentlich. Das Attische gestattet das einmal nicht so gut als das Jonische mit der Homerlektüre; es ist etwas anders, ob ich den Jungen sage: *μουσῶν* ist aus *μουσάων* kontrahiert und ihnen dann nur *μουσῶν* vorsetze, oder ob er *μουσάων* lernt und es vorfindet im Texte und dann weiter entwickelt. Und dann mangelt es auch an Zeit. Auf diese Weise kann die Sprachwissenschaft nicht genügend fruchtbar gemacht werden, weil sie zu bedeutend ist, um bloß Aushilfe zu sein. Auch ist die sprachwissenschaftliche Behandlung besser Grundlage als Krönung, wenn die alte Methode sie in den oberen Klassen sollte nachholen wollen. Dann hat sie nämlich Synthese, im andern Falle Analyse. Synthese aber ist das Schöpferische, Analyse ist kritisch und zersetzend; da kann man aufbauen, hier muß man zerklauben. Ferner wird nach der Ahrensschen Methode das Warum auf Schritt und Tritt berücksichtigt; es wird also mit höchster Bewußtheit gelernt, und es ist Hauptsache, fremde

Digitized by Google

Sprachen, wenn man sie nicht zum täglichen Gebrauch haben will, bewußt zu lernen, weil man nur dann in ihrem Lernen Genugtuung empfindet, indem man ihr geistiges Spiel bewundert, während die Sprache, die ins Unbewußtsein getreten ist, nur dem Inhalt nach interessiert.

Als ich einem emeritierten Schulmann davon erzählte, daß in der Untertertia des Lyceums zu Hannover Griechisch mit Homer begonnen würde, daß die Jungen gleich die nasalis sonans, Ablaut, Abstufung usw. kennen lernten, da schlug er die Hände zusammen und lachte laut auf, und ein anderer erfahrener Pädagoge fragte gleich ironisch, wie viele denn bei diesem Verfahren zurückblieben. Es sprechen aus diesen Bemerkungen Vorurteile, die durch die Gewohnheit eingewurzelt sind.

Man meint allgemein, die Sprachwissenschaft sei zu schwer für Schüler. Im Gegenteil, sie ist leicht, und nichts ist für die Jungen interessanter. Ich glaube behaupten zu können, daß der, dem die Begriffe von Wurzel, Bindevokal, Endung bekannt sind, leichter und schneller alle Formen von ἵστημι selbst bildet, als wenn er diese Formen als Paradigma lernen muß. Werden mit den Schülern bloß die Paradigmen gepaukt, so treten ihnen eine unendliche Menge von Abwandlungen entgegen, und eine Ausnahme hetzt die andere. Der Regeln, die bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache zu lernen sind — und man kann nicht wissenschaftlich genug verfahren — sind verhältnismäßig wenige: Dissimilation und Assimilation, Ablaut, Umlaut, Abstufung, Anfang und Ende der Wörter, und seien es auch noch ein Dutzend mehr. Diese Gesetze treten unter immer neuen Bedingungen auf; mit ihnen operiert der Schüler, und sie geben ihm Rechenschaft über alle Bildungen; er ist gehalten, nichts auf Autorität des Lehrers oder der Bücher hinzunehmen, sondern er lernt selber sehen. Erst so ist in Wahrheit induktive Methode möglich, und nach den ersten Präliminarien wird man ganze Reihen von den Schülern selbst bilden lassen können; ohne daß sie je solche Stämme, wie sie ihnen zur Aufgabe gestellt werden, gehabt haben. Zwar auch die bisherigen griechischen Grammatiken schreiben etwa den Stamm über das Paradigma; wenn aber nicht gesagt wird, was Stamm ist und wie er zur Bildung der Formen beiträgt, ist das überflüssig und erweckt nur stille Ehrfurcht, aber kein Wissen. Wenn einige Schulen es doch durchführen, so sind sie eben helle Punkte; die Ahrenssche Methode hat den Vorteil, daß sie zur sprachwissenschaftlichen Behandlung zwingt. Die Homerische Grammatik von Hornemann ist von der Behörde im Unterricht nicht zugelassen; und freilich, wenn man sie ansieht, dann scheint sie an die Fassungkraft von Jungen zu große Anforderungen zu stellen. Aber gewiß scheint es nur so. Denn es ist möglich, durchschnittlich begabte Schüler von dreizehn Jahren in einem Jahre mit dem Agabdschen Lehrbuche zur Lektüre des

Digitized by Google

Homer zu bringen und zwar zu gar nicht ungeschickter Lektüre, und es ist nicht zu viel gesagt, daß die Hornemannsche Grammatik in nuce schon diesen Schülern bekannt ist; sie verlangt fast nur noch Stoffbewältigung. Wir haben es erlebt. Wir entschließen uns auch deshalb nur so schwer dazu, den Jungen all dies Wissen zu bieten, das Ahrens vorschlägt, weil wir selber erst auf der Universität damit vertraut wurden. Aber wir werden uns doch alle sagen, daß wir erst durch diese Unterweisung die Klarheit in unsere Sprachkenntnisse bekamen, und warum sollen wir die Jungen so lange im Dunkeln tappen lassen.

Nun ist ja zu bekennen: sind die Denkoperationen bei aller Wichtigkeit auch verhältnismäßig einfach, mit denen hantiert wird, die Stammformen mit ihren Änderungen werden in solcher Anzahl vorgeführt, daß daraus für den Lernenden eine tüchtige Arbeit entsteht. Das muß jeder freudig begrüßen. Es ist vielfach Mode geworden, überhaupt nichts mehr aufzugeben. Aber Arbeit erzieht und Nichtstun macht schlaff; tüchtige Arbeit läßt groß und stark werden, und wer verlernt hat zu arbeiten, kann nicht mehr konkurrieren. Doch ist alle Arbeit, die in unserem Falle verwandt wird, nur Beweis von Gesetzen, und die Jungen empfinden ihre wachsende Kraft. Müssen sie Vokabeln oder sonstiges Material lernen, so wissen sie, daß die Verarbeitung dieses Stoffes in der Klasse viel Interessantes bieten wird; darum lernen sie gerne, auch die sonst faul sind.

Ich sagte oben, die Sprachwissenschaft, die auf der Schule getrieben wird, sei bei aller Wissenschaftlichkeit relativ leicht, vor allem im Verhältnis zu dem Gewinn, den sie dem Denken und dem Wissen bringt. Mancher wird das eher glauben, wenn er sich erinnert, wie er angefangen hat, Philologie zu treiben: er fing mit der Sprachwissenschaft an, weil es ihm gelang, zuerst in sie hineinzudringen. Schon nach der kürzesten Anstrengung, etwa nach Aneignung der Gesetze der deutschen Lautverschiebung. bieten sich so reine, klare und unanfechtbare Resultate dar, daß man gleich das Gefühl bekommt, auf fruchtbarem und ergiebigem Boden zu arbeiten; eine Etymologie ergibt oft ein abgerundetes Bild volklicher Entwicklung und läßt so tiefgreifende Schlüsse zu, daß man die allergrößten Ergebnisse in kürzester Zeit beisammen hat. (Zu dem Kapitel: Sprachwissenschaft in der Schule sind zu vergleichen: Zielinski: Die Antike und Wir S. 23 ff. und Wendland in: Universität und Schule S. 13—15).

Doch bald merkt man einen Mangel heraus, der jeder Grammatik anhaftet, mag sie logisch, statistisch oder beschreibend sein: sie läßt die tieferen Bedürfnisse und Forderungen des Gemütes und der Seele, die nach sichtbarem geistigen Besitz ringen, unbefriedigt. So sicher die sprachlichen Tatsachen sind, so unsicher ist ihre psychologische Behandlung. Man dringt nicht vor bis zu den seelischen Vorgängen, die sich bei all diesen Schöpfungen

Digitized by Google

und Wandlungen abgespielt haben, oder höchstens bis zum ersten Stollen. Die ganze Sprache mit ihren Bestandteilen kommt einem leicht als ein Mosaik vor, dessen Zusammensetzung iu den letzten Gründen man nicht begreift. Dieses Gefühl des Unbefriedigtseins verlangt eine Ergänzung: die Interpretation der Schriftsteller. Es ist viel viel schwerer, den Gedanken eines Autors an v. Wilamowitz' Führerhand zu reproduzieren als ein Wort aus seinen Bestandteilen oder sein Verhältnis zu einem Worte der andern Sprachen zu analysieren. Eine sprachwissenschaftliche Tatsache ist leicht wie eine Gleichung: fisk = piscis, wie ein Rechenexempel, nach dessen Auflösung an der Aufgabe nichts mehr zu tun ist; sie hat etwas Unerschütterliches und Objektives. Ein Gedanke ist mehrfarbig, er nimmt in jedem Kopfe eine andere Gestalt an, er ist individueller; er steht zum Vorhergehenden und Folgenden in Beziehung und erhält dadurch seinen Wert, und ist auch absolut genommen von Vielseitigkeit[1]).

Die Sprachwissenschaft, rein als Wissenschaft betrachtet, hat ihre großen Aufgaben und befruchtet weite Gebiete und schafft durch ihre Tätigkeit gar neue Disziplinen. Es muß nur gesagt werden, daß die wissenschaftliche Grammatik für die Schule nicht alles erfüllen kann, wie es auch Ahrens gesehen hat. Wir brauchen darum nicht bange zu sein, sie anzuwenden, weil sie wie Mechanismus aussieht; kommen die Schüler auch nur zu dem wiederholten Reproduzieren derselben Gesetze, so ist deren Kenntnis für sie doch unerläßlich notwendig, um den Aufbau der Sprache kennen zu lernen. Und dann zeigt schon das große Interesse der Schüler, daß sie merken, wie alle diese Gesetze vom menschlichen Geiste geschaffen sind, also gewiß nicht ohne Geist sind, wenn er sich auch unserer Kontrolle entzieht; aber besser und nötig ist es, den Geist handgreiflich vor Augen zu haben, und er bietet sich am deutlichsten in den Gedanken der Schriftsteller. Die Interpretation erzwingt für alte Gedanken immer neue Formen.

Daß allein Homer für den Anfangsunterricht in Frage kommt, wenn die historische Grammatik gelernt werden soll, ist klar. Hornemann hat in seinem tiefdurchdachten Aufsatze noch andere Gründe gefunden, die den Homer aufs dringendste empfehlen; es gibt weitere. Schon das ist ein Grund für Homer, daß v. Wilamowitz Xenophon für minderwertig erklärt hat, und dann, daß Homer der leichteste und der größte Dichter ist[2]).

---

[1]) Diese Empfindungen habe ich als Student durchgemacht, und ein angesehener Universitätslehrer hat mir meine Erfahrungen aus seiner eigenen Studienzeit bestätigt. Wenn sie manchem für die Wissenschaft lächerlich erscheinen, für die Schule sind sie mir wichtig, die das Menschliche will. Denn hier müssen wir uns leider mit den Tatsachen, die in unübersehbarer Fülle vorliegen, begnügen, so gern wir auch die Probleme vornähmen; die Tatsachen aber sind nur der Probleme wegen da.

[2]) Ich kann es mir nicht versagen, ein Wort über Homers Größe beizusteuern. (Forts. auf der nächsten Seite!)

Digitized by Google

Wer da allerdings meint, Zweck der Schule könne es nur sein, durch Verständnis vergangener Zeiten zum Verständnis der Gegenwart zu führen, der hält die alexandrinische Epoche, die unserer Gegenwart genau parallel läuft, gewiß für die geeignetste der Schule. Sie ist wissenschaftlich wie unsere Zeit, das Individuum bricht schrankenlos durch, Manieriertheit ist mehr als ursprüngliche Kraft usw. Aber erstens ist es nicht möglich, in der Schule die ganze griechische Literatur zu behandeln — denn das Klassische dürfte neben dem Hellenistischen nicht ganz versäumt werden —, es ist nicht einmal möglich, die ganze Literatur einer Zeit zu berücksichtigen, darum ist es am besten, das deutlich zu machen, was den Griechen für alle Zeiten gegolten, Homer. Und zweitens fragt es sich sehr, ob die Schule praktische Fähigkeiten für das Leben mitgeben soll; das wird zu leicht Parteisache. Nach meiner Ansicht kann das Gymnasium nichts anderes tun, als das wissenschaftliche Denken wecken — man könnte sich auch Schulen denken, die das Moralische und Künstlerische im Jungen ausbilden sollen —. Wenn es das tut, dann hat es auch für das Leben genug gearbeitet. Von diesem Standpunkte aus ist Homer eo ipso zu wählen, weil er eben mit der wissenschaftlichen Grammatik unumstößlich verbunden ist.

Homer kann den Jungen nicht früh genug geboten werden; die Tertia ist der Sekunda sicher vorzuziehen. Herbart wußte es wohl, warum er mit acht- und neunjährigen Knaben die Odyssee griechisch las; daß er sie in $1^1/_2$ Jahren durchgebracht, ist ein Meisterstück. Denn zu Homer gewinnt man zweimal im Leben

---

Verlegt man die Unterschiede, die sich zwischen Lyrik, Dramatik Epik äußerlich darstellen, in die Psyche der Dichter, so sehen die einen die Welt in ihrer ruhenden Gegenständlichkeit, die anderen im Flusse der Entwicklung der Handlung. Beide Anschauungen sind durch eine weite Kluft getrennt; mir ist nur Goethe bekannt, der beide in sich vollkommen vereinigt. Doch ist es bei ihm mehr eine Entwicklung, die von dem raschen Stürmen der Jugend zur Beschaulichkeit des Alters führt. Dagegen weiß ich von phantasievollen Leuten, daß es ihnen seelische Qual und Depression ist, keine Handlung schauen zu können; sie sehen nur Zustände, ja nur Punkte und erschöpfen sich in ihrem Zerkleinern. Die poetische Physiognomie ganzer Zeiten wird hierdurch bestimmt. Das 17. Jahrhundert wie die modernste Zeit sind unerschöpflich im Beschreiben und im Darstellen ruhiger Anschauung, was sich vor allem in der großen Wertung ausdrückt, die man dem Attribut gibt; die Heldenepik der Völker kann sich in ihrem stofflichen Interesse nicht genug tun im Erfinden neuer Handlungen. Homer aber vereint mit gigantischem Griffe beides; seine Epik ist die vollkommenste, wie jeder anerkennt, und seine Epitheta sind der präziseste und unvergeßlichste Ausdruck für die Personen und Sachen, wie er sie sieht. Die Handlung interessiert ihn sehr, aber nicht Marionetten und Schatten läßt er erscheinen, sondern Menschen mit Blut und Gegenstände mit Farbe. Das ist etwas Ungeheures. Das Stoffliche, das durch seine Gestaltung schon geadelt ist, bekommt noch einen Einschlag, der Beschreibung und sittliche und ästhetische Urteile des Dichter enthält.

Und solchen Dichter haben uns die Griechen geboren, und mit ihm dürfen wir noch den Geist der Jugend erziehen.

Digitized by Google

ein Verhältnis, ein naives in der Jugend, ein sentimentales und künstlerisches in der Reife. Stellt man Quintanern Lesestücke zur Wahl, so verlangen sie die Abenteuer des Odysseus, hoffentlich kennen sie die schon von der Kinderstube her. Zwar bei den Tertianern fängt der kritische Blick an, sich zu schärfen, aber bei richtiger Behandlung bewahren sie Naivität genug, und Homer mit seinem mächtigen Eindruck kann dazu helfen, sie positiv zu erhalten. Homer hebt das Alltägliche in eine poetische Sphäre, wie die Jugend es auch tut; er durchhaucht das Schulzimmer mit poetischem Duft, und Poesie ist in den Jungen in großer Menge latent und will entfesselt sein. Sekundaner und Primaner sind meiner Meinung und Erfahrung nach lange nicht so fähig, zu Homer Fühlung zu nehmen. Sie wollen Schiller, Idealismus und Urteile; sie haben noch nicht die Fähigkeit, aus der Alltäglichkeit das Gold der Poesie zu gewinnen; sie hätten nur mit bewußtem Genießen an der Poesie Gefallen, und darauf verstehen sie sich noch nicht; ihnen besteht die Kunst mehr noch in Ideen als im Leben. Die Glanzstelle der Odyssee, den Gipfel der Poesie, die Nausikaaepisode dieser Jugend plausibel zu machen, ist vergebliche Liebesmühe und kann den Lehrer nur mit Trauer erfüllen.

Aus dem Deutschen ins Griechische wird nicht übersetzt, und diese Unterlassung, meint man, gefährdet den Zweck, den man mit dem Griechischen erreichen will. Nein! Dieses Bedenken ist gewiß nur aus lateinischen Reminiszenzen geboren. Jeder wird mir zugeben, daß es der Komik und des Widersinns nicht entbehrt, wenn man Prosasätze im homerischen Kleide aufmarschieren läßt. Aber andrerseits läßt es sich nicht bestreiten, daß eine vollständige Beherrschung der Sprache beide Prozesse verfolgen können muß, der Vorstellung, die in der Psyche ist, das fremde Wort unterzulegen, und mit dem Klange des fremden Wortes den richtigen Begriff zu verbinden. Ich gebe also zu, daß unsere griechische Methode in den ersten beiden Jahren — in Untersekunda beginnt das Attische, und da wird auch ins Griechische übersetzt — zu einseitigem Empfinden für die Sprache erzieht. Es fragt sich nur, was durch das gewöhnliche Übersetzen aus dem Deutschen gewonnen wird, um die Einseitigkeit zur Zweiseitigkeit zu machen. Ich glaube fast garnichts. Es gibt sehr viel Leute, die Dante im Urtext lesen, und sie haben doch sicher ihren Genuß davon, auch wenn sie ihre italienischen Kenntnisse nicht aktiv verwerten. Also muß das bloße passive Verstehen einer Sprache fähig machen die Schönheiten, die ihr Inhalt birgt, zu enthüllen; und mehr als Freude am Homer soll auch nicht herausspringen bei unserem Unterricht; oder ich kann ja auch vorsichtiger sagen: die aktive Kenntnis, die wir den Jungen vermitteln, ist nicht so stark, daß sie irgendwie gewichtig wäre, um die Intensität des Genusses an der Sprache zu steigern; denn die Leistungen im griechischen Extemporale sind durchweg grauenhaft.

Digitized by Google

Wenn ich mich bisher so viel auf Einwürfe eingelassen habe, so mache ich mir jetzt das Vergnügen, einen Vorteil, den der Homerunterricht gewährt, nicht zu verhehlen: nämlich daß unsere Jungen viel, viel besser Homer übersetzen können; das fegt jedes Bedenken gegen die Methode hinweg. Wem es vergönnt ist, die Homerleistungen nach der gewöhnlichen Weise und nach der Ahrensschen zu vergleichen, der wird erschreckt sein über die Kläglichkeit dort, erfreut über die Sicherheit hier. Das ist wirklich Herrschaft über den Text, wenn man seine Übersetzung verantworten kann durch Erklärung der Formen. Es ist nicht zuviel gesagt, daß ein Tertianer, der nach der Ahrensschen Methode unterrichtet ist, besser seine Formen kennt, als ein Durchschnittsprimaner alten Schlages; ich weiß, daß ein Unterprimaner, der den alten Unterricht erfahren hatte, sich bei seinem Bruder, einem meiner Untertertianer, in solchen Angelegenheiten oft Rat holte. Die alte Methode hat eben keinen Raum für systematischen Unterricht in homerischer Grammatik; man pflückt hier und da, und schließlich wird das Raten zur Routine; dafür ist Homer aber zu schade. Ja es schreit zum Himmel, daß den Jungen, die Homer zu lesen die Ehre haben, ἐμοῦ griechisch, ἐμεῦ aber böhmisch oder spanisch ist.

Der Ahrenssche griechische Unterricht hat etwas Formales, das interessant ist wie weniges, die Sprachwissenschaft, und einen Inhalt, die Lektüre Homers, die Gedanken vermittelt, die fruchtbar sein werden bis in Ewigkeit. Daß die Jungen Freude und Liebe für die neue Weise haben, kann nicht mehr zweifelhaft sein. Der Lehrer muß dieses Feuer schüren und bewirken, daß die Jungen gerade so mit dem Gegenstande ringen, wie er, und ihn nicht eher loslassen, als bis er ganz ihr eigen ist. Das ist echte griechische Zucht und σωφροσύνη, im Objekte sich verlieren und wiederfinden.

Indem ich das, was ich hier geschrieben, mir reproduziere, werde ich ein unbehagliches Gefühl nicht los: das Griechische ist in seiner Existenz bedroht, und so laufen meine Darlegungen weniger auf eine Empfehlung als auf eine Verteidignng der Ahrensschen Methode hinaus; ja es ist noch schlimmer: die Ahrenssche Methode, in unserer Zeit aufgefrischt, ist doch selbst nichts anderes als eine Verteidigung des Griechischen.

Wir klassischen Philologen sind in einer wenig beneidenswerten Lage. Die Ideale, auf denen das Gymnasium vor 100 Jahren gegründet wurde, sind in ihr Gegenteil umgeschlagen; Technik und Naturwissenschaften sind die Mächte des Tages[1]).

[1]) Die Naturwissenschaftler sind in ihrer Anmaßung sogar schon so weit gegangen (Ostwald), daß sie jeglichen Sprachunterricht verdammen, weil eine Sprache nicht logisch sei. Damit zeigen sie uns, daß sie nicht wissen, wie viel wert Gefühl und Phantasie sind, und daß die Logik die

Digitized by Google

Eigentlich sind wir nur noch geduldet; während unsere Gegner Triumphe auf Triumphe feiern und sich im Morgenrote der neuen Zeit baden, sitzen wir auf unserm Erbe als Hüter einer zwar schönen Tradition, aber immerhin der Tradition, und das hat einen reaktionären und philisterhaften Beigeschmack; als Lehrer wollen wir dem Volke etwas sein, und es muß uns schmerzen, zum überflüssigen Hausrat gerechnet zu werden.

Humboldt war klassisch und griechisch gewiß einerlei; aber gerade das Griechische wollen sie uns nehmen; das Lateinische lassen sie uns und geben es sogar der Töchterschule. Dafür aber bedanken wir uns und hängen dann lieber unser Handwerk an den Nagel; Lateinisch soll als Geistesgymnastik vortrefflich sein; wir wollen aber nicht Techniker der niedrigsten Art werden, Hexenmeister, die mit Averbos und ut ne quin quominus usw. jonglieren.

Wir haben aber doch noch eine Hoffnung in der schweren Zeit. Es ist sicher nicht das ganze deutsche Volk, das von dem Taumel der wirtschaftlichen und technischen Vervollkommnung ergriffen ist; oder wenigstens nicht alle ernstlich; es gibt noch genug, die im Stillen die heilige Flamme des Geistes nähren, oder die das lieber täten. Aber Maßlosigkeit war stets Zeichen des Deutschen und kennzeichnet ihn so recht als Barbaren, was schon Caesar richtig sah. Diese Maßlosigkeit treibt ihn stets in eine Richtung, aus der Stille des Dichtens und Denkens hat sie ihn nun aufgescheucht und auf den lauten Markt und in das Getöse der Fabriben getrieben. Wer weiß, wie lange es dauert, bis der alte Sinn erwacht, der dann natürlich als das Allerneueste angepriesen werden wird. Wir haben also jetzt uns stille und klug zu verhalten und zu warten. Das ist unerträglich; aber wir können schon die Zukunft vorbereiten, indem wir alle Kraft zusammennehmen und das Griechentum in alter Herrlichkeit aufleuchten lassen. Ja unsere Zeit wird sicher einmal wiederkommen, und mit Homer im Bunde werden wir sie leichter heraufführen; das ist die Zeit, da man die Seele ebenso sehr pflegen wird als jetzt den Leib.

---

häßlichere und langweiligere Schwester ist. Gefühl und Phantasie oder, wie sie es nennen, Unlogik haben unendlich zum Aufbau, ja wohl alles zum Erschaffen der Sprache beigetragen. — Die Sprache ist ein Produkt des Körpers, wie die Haare, nur ein viel edleres, weil ein psychischer Vorgang hinter dem physischen steckt. Wenn die Naturwissenschaftler sich um die Lehre von der Sprache kümmerten, so würden sie sehen, daß die Sprachwissenschaft kaum etwas anderes als beschreibende Naturwissenschaft ist, und die können sie nicht verwerfen. (Es ist gut, hierzu die ersten Seiten von Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte zu lesen.) Sie könnten sich sogar ruhig an der Sprachforschung mitbeteiligen, ohne aus ihren Grenzen und Bereich herauszugehen. Wir Philologen kommen allerdings ohne das geistige Element nicht aus, wir glauben auch an den Geist, doch das ist wohl eine Frage des Geschmackes, der Erziehung und der Weltanschauung.

Digitized by Google

All diese Betrachtungen sind entstanden aus dem einjährigen griechischen Unterrichte der Untertertia B des Lyceums zu Hannover nach der Ahrensschen Methode. Darum wird man nicht sagen können, daß sie bloß allgemein und theoretisch seien, sondern sie haben eine wirkliche Unterlage. Für mich ist es entschieden, daß die Ahrenssche Methode die beste ist, und daß sie nicht alteriert werden darf, wie es in der Reformschule geschehen ist: sie muß in Untertertia beginnen. Sie muß dort beginnen trotz der Wissenschaftlichkeit der Grammatik, weil die Erfahrung beweist, daß sie leicht genug ist, um von Tertianern bewältigt werden zu können. Diese Erfahrungen will ich jetzt im Detail anführen und hoffe damit den Kollegen einen Gefallen zu tun. Wirken sie überzeugend, so ist damit das Ahrenssche System zur Hälfte sichergestellt; die andere Hälfte ist die, auf welche Weise in der Untersekunda sich der Übergang vom Jonischen zum Attischen vollzieht; das geht mein Thema nichts an. Was ich davon gehört habe, ist nur das Beste.

Die Untertertia, die ich unterrichtete, umfaßte 24 Jungen; zwei gingen im Laufe des Jahres ab. Unter diesen 24 waren vier Zweijährige von der letzten Versetzung her und überhaupt zwei die zweimal, zehn die einmal sitzen geblieben waren: eine ziemlich minderwertige Klasse, in der nur zwei eigentlich scharfe Köpfe und zwei gute Gedächtnisse waren; alles andere Durchschnitt und matter Durchschnitt. Der Unterricht bewegte sich nach dem Agahdschen Elementarbuch aus Homer. Es ist nicht nötig, das ganze Pensum zu wiederholen. Ich erwähne nur das, was mir charakteristisch für die Methode zu sein scheint, und auch davon nur, was ich im Gedächtnis habe.

Doch noch eine Vorbemerkung. Alles, was man den Schülern bietet, soll mindestens eine Stufe über ihrem Niveau sich befinden. Erfahren sie nur, was auf dem gleichen Niveau mit ihnen steht, so lernen sie nie, sich hinaufzuarbeiten. Auch muß man ihnen möglichst viel geben; denn wenn sie nur das vorgesetzt bekommen, was sie unumgänglich wissen müssen, so verlangt man, um ein Wort von v. Wilamowitz zu gebrauchen, ein Minimum um ein Maximum nicht zu erreichen. Nur muß man nicht alles als Memorierstoff behandeln, vielmehr vieles nur als Illustrationsstoff, der eine Erscheinung verdeutlichen soll; kann man eine sprachliche Tatsache an mehreren Beispielen aufweisen, wird das Gefühl für sie intensiver, und was behalten werden soll, bleibt mindestens als Residuum zurück; und schließlich fordert es die Gerechtigkeit, den guten Schülern ab und zu einen Leckerbissen vorzuwerfen, wenn die schlechten eintönig die Paradigmen wiederholen.

Das Lernen der kleinen Buchstaben muß in ungefähr drei Stunden beendet sein Die Schreiblesemethode ist die beste. Sind alte Buchstaben dagewesen, muß natürlich auch das Alphabet gelernt werden, da der Schüler sich nach dieser Zusammenstellung

Digitized by Google

sehnt. Die großen Buchstaben habe ich später nebenher eingeprägt und zwar ohne Mühe, da die meisten sie schon freiwillig gelernt hatten und sich immer eine besondere Freude daraus machten, jede Form damit anzufangen. Sehr an Interesse gewinnt das Schreibenlernen, wenn man von der früheren Art des Schreibens erzählt: Benutzung des Steins, Interpunktion, Trennung der Wörter; Herleitung der kleinen Buchstaben aus den großen. Von der Phonetik habe ich gleich einiges mitgeteilt: ζ = sd (ὄζος=Ast), was Agahd nicht mehr beibringt trotz Ahrens, φ = ph ϑ = th χ = kh d. h. gleich dem deutschen p t k in den meisten Fällen. Die Jungen sollten in dem Neuen versinken, um sich wieder herausarbeiten zu müssen.

Über die Akzentverhältnisse habe ich mich zurückhaltend ausgedrückt: mir genügte zu sagen, daß der Gravis eine Nichtbetonung ausdrücke und die allgemeine Bemerkung hinzuzufügen, daß die verschiedenen Akzente eine verschiedene Betonungsart voraussetzten. Im übrigen wurden Akzente Spiritus, Interpunktion usw. durch die Praxis geübt.

Ehe die Deklination beginnt, die man doch am liebsten unter Vergleichung mit dem Lateinischen einprägen will, ist der Begriff des Indogermanismus zu erklären: daß einstmals die Völker von Indien bis Europa eine Einheit gebildet und an der Ostsee gewohnt haben und dann getrennt in ihre Länder eingewandert seien. Daß ihre Sprachen sich im Laufe der Zeit sehr geändert, aber sich auch noch viel altes Gemeinsames bewahrt hätten. So ist der Dual, d. h. die Eigentümlichkeit der Grundsprache für zwei Personen ein anderes Gefühl als für drei und mehrere zu haben, an dem lateinischen M. et Q. Tullio und an uter neuter usw. gut zu demonstrieren. ἵππος und equus, φύλλον und folium sind dann parallel zu behandeln: -ος = us, -ον = -um; Auslautgesetze des Griechischen; φύλλον ist aus folium herzuleiten, zumal sich später die Analogie ἄλλος ⟨ alius einstellt. Der Stamm von ἵππος ist ἱππο —; er erscheint im Vokativ in der Form ἵππε, ein Wechsel, den man Ablaut nennt. Aus der Urform des Genetivs ἱπποσjο wird erstens die Natur des j hergeleitet als eines Halbkonsonanten, der zu ι werden kann, wie die Regel daß σ zwischen Vokaln ausfällt, während es im Lateinischen zu r wird: genus generis honor honoris, wobei nicht vergessen werden darf zu fragen, warum das s im Nominativ nicht zu r geworden ist; hat man später die Endungen der dritten Deklination, so kann die Flektierung von γένος selbst gefunden werden. Entwickelt ἱπποσjο ⟩ ἵπποιο ⟩ ἵπποο ⟩ ἵππου; die drei letzten Formen erscheinen bei Homer. Die Endung -οι ist lateinisch durch Monophthongierung zu -ι geworden, ebenso -οις zu -is. (δείκνυμι — deico — dico). -ων muß einem lateinischen -ūm entsprechen, und der Genitiv deum = deorum ist gleich einzutragen. Nochmals: die ganze Fülle rekapituliere

Digitized by Google

ich nicht und füge der Kürze wegen schon jetzt Reihen zusammen, deren Vereinigung erst später möglich war.

Jetzt werden auch die ersten Vokabeln gelernt und um das Gesichtsfeld der Schüler weit zu machen und ihnen das Memorieren zu erleichtern, habe ich Etymologieen gegeben, wo es ging: *οἶνος*: vinum (hier treffen sie zuerst das *ϝ* und seine Regel) *ἄνεμος:* animus, *θυμός*: fumus mit anschließenden Erläuterungen, die die Lektüre in etwas ersetzen können. Die Schwierigkeiten der ersten Deklination sind dadurch, daß das *α* purum wegfällt, sehr beseitigt. *μοῦσαν* = musam: m ⟩ n nach bekannter Regel; *μούσης* ⟨ *μούσας* noch in pater familias; *μουσάων* für *μουσασων*, das nach lateinischem Gesetze, das ja auch nicht mehr fremd ist, musarum werden mußte. Vokabel: *Κυβερνήτης:* gubernator: gouvernement.

Weiter: *ἄλλο* ⟨ aliud, *ὁ ἡ τὸ* als Demonstrativ, Artikel und Relativ = der die das.

Die Paradigmen der dritten Deklination scheinen mir im Agahd nicht glücklich gewählt zu sein. Es sind vokalische Stämme gewählt worden, offenbar in der Absicht, sie zu den *ο* und *α*-Stämmen in Verbindung zu setzen. Es entstehen aber für den Schüler Schwierigkeiten daraus, die ihn verwirren müssen; die *υ*-Stämme haben im Nominativ teils ein kurzes, teils ein langes *υ*: dazu gehört *πίτυς*, hierzu *νέκυς δρῦς σῦς*; gerade bei *δρῦς* und *σῦς* fragte mich einer sehr richtig, wie es denn käme, daß sie einen Zirkumflex hätten, da doch nach der Regel, die sie gelernt, betonte lange Nominativ- und Akkusativausgänge einen Akut trügen. Und ferner: läßt sich die Vergleichung mit der dritten lateinischen Deklination auch nicht hinreichend durchführen, da hier eine Vermischung der vokalischen und konsonantischen Deklination eingetreten ist, so darf man doch neben anderem Selbstverständlichen nicht vergessen, bei Vergleichung der Akkusative des Singulars den Begriff der nasalis sonans, ohne gerade diesen Namen zu gebrauchen, klarzulegen. Man stelle also rhetorm und *ῥήτορα* zusammen und zeige die Aussprache rhetorm an den deutschen Infinitivendungen: gebn, reitn oder an Vatr, Hebl; führe auch decm und *δέκα* septm und *ἑπτά* hinzu: die Liquida bildet eine Silbe. m wird nun — das muß die Generalregel sein — zu *α* hinter Konsonant, zu *ν* hinter Vokal. Da scheint aber das unglückliche Wort *ἥρως* bei Agahd im Wege zu sein. So lernen die Jungen mehr Ausnahmen von Regeln als Regeln. Nimmt man dagegen das Wort *ῥήτωρ* selbst mit seinem Genitiv *ῥήτορος*, so ist der Stamm nach Analogie von urbs schnell gefunden und nach Einübung der Endungen das Wort gleich dekliniert; dann macht *ζωστήρ* keine Schwierigkeiten mehr und *Κίκων* und *λέων* sind nur durch den Dativ des Plurals unterschieden. Die sogenannte Ersatzdehnung dabei kennen sie schon aus *ἵππους*, das wie ihnen gesagt wurde, aus *ἵππον* erweitert ist; nun kann man schon hier und noch einmal, wenn man die Verbalform **λεγοντι*

Digitized by Google

(3. Pers. Plur.) hat, die instruktive Frage stellen, warum *λεγονσι *Κικονσι *ἵππονς sich ganz verschieden verhalten bei Ausfall des ν es hängt das von der Natur des σ ab). Gleichung: ἵππον: ἵππονς 〉 ἵππους = ῥήτορα: ῥήτορας. ἅλς vermittelt die Regel der einsilbigen Stämme und der Verhauchung des σ im Anlaut. Nun kann auch verständlich gemacht werden, daß jedes ρ im Anfang einen Spiritus Asper hat, der noch in lateinischen Schreibungen (Rhenus) nachwirkt: weil vor jedem ρ im Anlaut ursprünglich ein σ oder ϝ (hier zum zweiten Male) gestanden hat: ῥίζα = Wurzel, ῥέω 〈*σρέω. Dazu kommen die Vokabeln: μέθυ: Met., πῦρ: Für . ὗς = sus.

Es ist nötig für die Lektüre und erfreulich für einen Unterricht, der sich möglichst bald mit fremdem Sprachgute sättigen will, schnellstens mit der Konjugation zu beginnen. Ahrens tut das natürlich. Es ist Pflicht zunächst das Medium vorzustellen, das geschieht wohl am besten, wenn man Aktiv definiert als die Handlungsweise, wie ein Subjekt ein außer ihm liegendes Objekt beeinflußt, Medium, wie das Subjekt auf sich selbst angewiesen ist oder sich selbst beeinflußt, Passiv, wie es von einem außer ihm liegenden Agens beeinflußt wird.

Man mag die Formen des Verbs mit dem Medium beginnen, aber auch im Plural des Aktivs lassen sich die Begrffe Wurzel, Bindevokal, Endung schön klarmachen. Man geht am besten vom lateinischen landa-mus — tis — nt aus, läßt m, t, nt als charakteristisch für die Personenendungen feststellen und an die mit ablautendem Bindevokal versehene Wurzel hängen; da Ablaut hinlänglich bekannt ist, läßt man -mus als -μος ins Griechische umformen und durch Ablaut die ursprüngliche Endung -μες herstellen, die zweite Person ist leicht, die dritte λέγοντι erhält noch ein ι hinzu, ohne daß die Schüler zu erfahren brauchen, zu welchem Streite es Anlaß gibt. Im Vorbeigehen kann man sagen, daß -μες nur noch im dorischen Dialekte heimisch sei, sonst auf unaufgeklärte Weise sich zu -μεν gewandelt habe, damit auch die Grenzen unseres Wissens scharf gezogen sind; *λεγοντι läßt man zu *λεγονσι werden und dann die Regel eintreten, die daraus λέγουσι macht. Im Optativ tritt zu dem Bindevokal noch ein ι als ein besonderes Kennzeichen hinzu, und verschmilzt mit dem Bindevokal zu οι; die dritte Person des Singulars muß einmal *τρεποιτ geheißen haben, was nach dem Sprechunvermögen der Griechen reduziert ist (lateinisch amat zu italienisch ama). Die regelmäßige dritte Person des Plurals = τρέποιν(τ). Da οι und αι in der dritten Person des Optativs ursprünglich nicht im Auslaut stehen, erklärt sich ihre Länge. Der Imperativ hat vertraute Endungen und ebenso das Präteritum des Präsens. Diesen Ausdruck brauchten wir statt Imperfekt, und ebenso Präteritum des Aoristes; die sind sehr praktisch, wie jeder merkt. Die Endungen: -ν -ς -(τ) -μεν -τε -ν(τ) können

Digitized by Google

wieder aus den lateinischen Präteritalendungen: -m -s -t -mus -tis -nt hergeleitet werden. Ebenso kann mit Leichtigkeit das Medium von den Schülern selbst gebildet werden, wenn man nur die erste Person sagt; zunächst der Singular, wobei natürlich immer erst die ursprünglichen Formen: *τρεπεσαι *τρεποισο *τρεπεσο *ἐτρεπεσο herauskommen. Optativ und Präteritum sind mit ihren Endungen in Beziehung zu setzen. Beim Augment fruktifizierte sich jetzt die frühere Bemerkung, daß ρ im Anlaut stets einen andern Konsonanten noch vor sich gehabt hat; ἔῤῥεον aus *ἔσρεον ist gleich verständlich und braucht nicht unter die Ausnahmen gerechnet zu werden. Bei den Übungen kann man es nicht genug einprägen, daß es neben konsonantischen Stämmen wie μαχ- auch vokalische gibt wie φιλε-, die außer dem auslautenden Stammvokal noch des Bindevokals benötigen, so daß eine entsprechende Form ἐφιλέεο heißt (die später zu ἐφιλοῦ und zu ἐφιλεῖο kontrahiert wird). φίλο-ς: φιλέ-ω οἶκο-ς: οἰκέ-ω: Ablaut des Stammvokals Vokabeln: πλέκω: flechten, ἐυπλόκαμος, φεύγω: fugio, φέρω: fero, γίγνομαι: gigno.

Zur Erläuterung des Futurums ist die Einteilung der Mutae in Gutturale Labiale Dentale verlangt und es empfiehlt sich gleich, die Begriffe Tenuis Aspirata Media mitzuteilen, um sie festzulegen und mit ihnen später schalten und walten zu können. Hierbei erhalten die Schüler den Begriff des Verbalstammes: σφαγ πελαδ usw., bei den Dentalstämmen lernen sie das sehr Wichtige, daß aus σσ entstandenes σ sich zwischen Vokalen nicht verliert. Als mich später bei der Lektüre einer fragte, wie es käme, daß ὅσος sein σ behalte, konnte ich gleich gegenfragen, welche Nebenform dieses Verhalten bedinge. Die vokalischen Stämme dehnen; man soll nicht nur die auf α ο ε vornehmen, sondern gerade λ ύ ω und ähnliche, um der Verwirrung zu steuern, die sehr groß ist. Es ist wohl angemessen, gleich den ersten Aorist anzuschließen gegen Agahd, der den zweiten vorstellt. Es ist ein Abmachen. Ohne das Behalten zu verlangen, mag man erst nach alter Bekanntschaft bilden lassen: ἔτρεψm ἔτρεψς ἔτρεψτ, aus ἐτρέψωm ἔτρεψα werden lassen und dann fragen, nachdem ἔτρεψας an die Tafel geschrieben ist, welche Rolle das α nun spielt. Darauf müssen alle anderen Formen, mit Ausnahme derer, die neue Bildungselemente haben, von den Schülern selbst gefunden werden. Es wird deutlich sein, welche Vorteile es um diese Zeit gewährt, anfangs etwas langsamer vorwärts gekommen zu sein und möglichst viel sprachwissenschaftliche Begriffe und Tatsachen vorgeführt zu haben. Irgend eine Schwierigkeit gibt es beim ersten Aorist nicht mehr; die ähnlichen Formen (dreimal τρέψαι) sind oft zu wiederholen; Hinweis auf τρέψω Konjunktiv des Aoristes und Indikativ des Futurums. (Später kommt die Gleichung *ἔσω = ero.)

Die Bildung des zweiten Aoristes beruht auf der Abstufung, die eine Erscheinung des Ablautes ist. Ablaut kennen sie schon

Digitized by Google

z. B. aus ἱππο-: ἵππε. (Sie haben dabei zugleich erfahren, daß im Vokativ gern der reine Stamm erscheint, was man psychologisch erklären und in Beziehung setzen muß zu der Zurückziehung des Akzentes in einigen Substantiven und im Imperativ). Daneben darf man deutsche und lateinische Beispiele nicht sparen: singe, sang, gesungen; capio cepi iuvo iūvi. Dann sind φευγ: φυγ πειθ: πιθ τρεπ: τρπ sofort verständlich; im letzteren Falle bildet ρ eine Silbe. Daß in τρπ sich ein parasitisches α einschiebt, ist auch nicht mehr verwunderlich, da schon die Verwandtschaft der Liquide m zu α mehrfach erörtert wurde. (Später erkundigte ich mich einmal, warum in ἠγρόμην sich kein solches α entwickelt hätte und bekam die exakte Antwort, weil nicht ρ, sondern ο silbebildend sei.) Wer sich nicht scheut, die Probe zu machen, ob die Schüler selbsttätig allmählich sprachwissenschaftlich kombinieren können, frage, ob in einer Form die dem τράπω oder in einer die dem τραπεῖν entspreche, zuerst das (hypothetische) ε ausgefallen ist: ich habe darauf das Richtige gehört. Sie lernen zunächst die Infinitive: φυγεῖν, λιπεῖν πιθέσθαι τραπεῖν πραθεῖν λαβεῖν, ἐλθεῖν, παθεῖν.

Nun sind die Haupttatsachen der Deklination und Konjugation durchgenommen und es handelt sich darum, sie ganz fest einzustampfen. Darum habe ich, ehe ich an die Lektüre ging, den ganzen bisherigen Stoff repetiert und tüchtig geübt, mündlich und schriftlich. Aber immer muß es betont werden, daß Virtuosität nicht großgezogen werden soll. Den Rest dieser Wiederholungsstunden habe ich mir für die metrischen Vorkenntnisse aufgespart.

Der bisherige Unterricht hat von Ende April bis Ende Juni gedauert, also zwei Monate lang, von denen die Pfingstferien noch in Abrechnung gebracht werden müssen. Als Schlußextemporale vor den großen Juliferien gab ich dieses, das vom 25. Juni 1908 datiert ist:

1. πίθοιο. 2. ἐπελάσσαο. 3. καλύψαι. 4. δεῖσαι. 5. λάβῃς. 6. μισθώσουσι. 7. ᾠκήσαμεν. 8. δέξαι. 9. δῃῶσαν. 10. λαβέο. 11. αὐδήσειν. 12. στῆσαι. 13. δηώσεσθαι. 14. λιπέσθαι. 15. στρέψασθαι. 16. δεῖσον. 17. πλέξαι. 18. πλέξαι. 19. λίσσαι. 20. ὕφαινον. 21. γίγνεο. 22. αὐδή-σ-α-ι-ο. 23. φύγοι. 24. λαβόν. 25. πιθομενάων. Wenn ich die Arbeit jetzt wieder ansehe, scheint sie mir Ungewöhnliches zu verlangen von Jungen, die zwei Monate griechischen Unterricht haben. Das Resultat war (vier fehlten, so daß nur zwanzig mitschrieben): 8 gut und sehr gut, 7 genügend, 5 mangelhaft und ungenügend.

Ich schließe noch das erste Extemporale nach den Ferien an (22. VIII. 08): 1. ὀλόμενος. 2. ἡ ἐγχείη σου. 3. Διϝα. 4. θάνατός τε μόρος τε. 5. μετανίσσεται. 6. σφίσι σφίν. 7. δάμασον. 8. φυγοῦσι. 9. Κίκοσι, Κικόνεσσι. 10. φύλλα καὶ ἄνθεα

Digitized by Google

γίγνεται ὥρῃ. 11. νηῶν θοάων. 12. ἀλγέων. 13. ἤπειρόνδε. 14. ἠπίστασθε. 15. ἐμαρνάμην.

Noch eine Bemerkung zu der Art der Extemporalien: ihre Stellung in diesem Unterrichte ist nicht zweifelhaft; sie sollen nur die Lektüre unterstützen und darum ist die Bildung oder Analyse von Formen ihr einziger Inhalt. Ich kann es nur für einen Vorteil ansehen, wenn die Einzelsätze verschwinden, die unausstehlichen Einzelsätze, die im lateinischen Unterrichte noch so üppig wuchern, und die man so schwer als Übungssätze auffassen kann, weil sie um ihrer selbst willen da zu sein scheinen. Sie sind den Jungen widerwärtig, und auch dem Lehrer läuft ein heftiges Mißbehagen über den Leib, wenn er den musterhaften Satz übersetzen läßt: Der Lehrer liebt die Schüler, die Schüler lieben den Lehrer. Wie matt und engherzig ist die Auswahl ihrer Gedanken, und die Vokabeln sind ein Bukett ohne Duft und Farbe, ein eintöniges ewiges Einerlei voll Langerweile und Selbstverständlichkeit. Wenn es nachher ans Lesen von Vergil und Ovid geht, muß bei jedem Versfuße das Lexikon gefragt werden. Homer fordert gleich eine Menge von Vokabeln, die in unermüdlicher Arbeit bewältigt werden wollen, aber jede Vokabel schenkt dem Schüler einen griechischen Begriff.

Nach Agahd kommt jetzt erst die Metrik, wie angedeutet zur Vorbereitung zur die Lektüre. Ich habe mich ihm im Unterrichte angeschlossen, fahre aber in meiner Darstellung mit der Grammatik fort.

Pronomina mit den Formen ἐμέο ἐμοῖ ἐμεῦ σέο usw., ἡμέων ἡμέας, ὅς ἥ ὅν (repetieren ὅς ἥ ὅ und ὁ ἡ τό.) Nebenformen: ἐγών τοὶ μὶν σφὶν σφὲ, Bedeutung der Enklise, ursprünglicher Wert der Kasus, Stütze der Kasus durch die Präpositionen, die ursprünglich Ortsadverbien sind. Elision: ἀφ' ἵππου (ap-hippu), — θεν — θι — δε: οἴκοθεν οἴκοθι οἰκόνδε. Akkusativ der Beziehung: πόδας ὠκύς. Darauf Ergänzung der dritten Deklination: p k und t-Stämme. ὄνομα < ὀνοματ, Vokativ zu ἄναξ: ἄνα. ϱ-Stämme ἦμαϱ εἶδαϱ οὖθαϱ ὕδωϱ. ν-Stämme: μέλας τάλας μέλαινα ⟨μέλανjα vergl. μοϱjα⟩ μοῖϱα. Der Nominativ des Singulars erfordert immer besondere Aufmerksamkeit. ντ-Stämme: Ersatzdehnung; ὀδών und ὀδούς (ὀδοντ edent = dent dens = der Esser). Hinzugenommen werden die schon bekannten Partizipien: δηωθείς φανείς δεικνύς, πᾶς und die Adjektiva der Fülle: χαρίεις usw. Verwandtschaftsnamen: ἀνηϱ, ein wundervolles Beispiel, um Dehn-, Voll- und Schwundstufe zu zeigen: ἀνήϱ ἀνεϱ ἀνϱ. Dat. Plur. ἀνϱσί: ἀνδϱάσι teilweise nach ἔτϱαπον. Vokalische Stämme: πόλις, viel leichter und durchsichtiger als im Attischen; man vergleiche: πόλιος πόλιες πόλιας oder πόλῑς < πολινς (vgl. ἵππονς). Wurzel von ἡδύς ist ἡδεϝ mit der Schwundstufe ἡδϝ: ἡδϝς = ἡδύς. Der Dat.

Digitized by Google

Plur. ist eine Ausgleichung; Femininum ἡδέ jα; an βαθύς ist anzuschließen βένθος und βάθος; βάθος kommt nicht direkt aus βένθος, sondern ist über βαθὺς entstanden, wo die Schwundstufe allein erklärbar ist. βασιλεὺς βασιλῆος; davon abgeleitet βασιληϝjω⟩ βασιλείω, βασιληϝσω⟩ βασιλεύσω und daraus erst zurückgebildet βασιλεύω. Die Eigennamen auf ευς haben ursprünglich -εος. νηῦς ⟨νηϝς, das lateinisch in die i-Deklination übergeführt ist: nāvis.

Ζεὺς ⟨Δjηῦς Genitiv Διϝὸς, Akkusativ Δίϝα oder Ζῆν = Δjημ = diem, was auch noch erklärt wird; Verhältnis von Ζῆν und Ζῆνα. κέρας εὐγενὴς und γένος sind s-Stämme; Erklärung, wie die Langendung -εσσι im Dat. Plur. entstanden ist (**Κικόνεσσι**), Kontraktionsregeln der Verba pura. εἰμὶ ⟨εσμι, ἦα ⟨ ἦσμ, εἴην ⟨ἐσίην, ἔμμεναι ⟨ ἔσμεναι.

Die Fülle scheint erdrückend, wird aber durch die Lautgesetze geklärt. In diese Zeit etwa fällt folgendes Extemporale (24. IX. 08): 1. Die Schwundstufe der Wurzel σεπ:σπ. 2. βήμεναι. 3. ἐοῦσι. 4. Der Nominativ zum Stamme βηχ:βήξ. 5. Der Vokativ vom Stamme γυναικ-: γύναι. 6. στεῖλον. 7. θριξί. 8. sequor soll in ein mediales griechisches Verbum umgewandelt werden, indem qu — π ist: ἕπομαι. 9. Das von σπονδή, mit Ablaut hergeleitete Verb: σπένδω. 10. scaevus soll in ein griechisches Wort umgesetzt werden, das den Akzent auf der letzten Silbe hat: σκαιός. 11. Von πένθος soll mit Schwundstufe ein anderes Substantiv gebildet werden: πάθος. 12. Von der Wurzel δερ das Part. Pass. mit Schwundstufe: δαρτός. 13. Nach Analogie von πειθ-: πεποιθώς soll aus λειπ- das Part. Perf. geschaffen werden: λελοι πώς. 14. Aus der Schwundstufe der Wurzel σεχ soll das Präteritum des zweiten Aoristes gebildet werden: ἔσχον. 15. Von der Wurzel μαν ein mediales j-Präsens: μαίνομαι. Alle Stämme waren den Jungen unbekannt, mit Ausnahme von 2. und 13.; an die Selbsttätigkeit werden, wie man sieht, die höchsten Anforderungen gestellt. Züchten wir junge Gelehrte auf diese Weise? Nun besser die, als Automaten, in die man eine Frage hineinwirft.

Ich fahre im Pensum fort. εἰ-Augment infolge früher konsonantischen Anlauts: σεχ:εἶχον (ἴσχω mit Schwundstufe aus *σισχω) *σεπ- *σεϝα- *ϝεργσ- *ϝιδ- *ϝελ. Zahlwörter bis 12. Pronomina: τίς τί: quis quid, durchgehend τέο τέῳ τέων τέοισιν, τὶς, ὅστις und ὅτις (ὅττις). Die Iterativformen τρέπεσκον τράπεσκον τρέψασκον.

j-Präsentia: καλυβjω κλεπjω βαφjω φρικjω ὀρυχjω λιτjομαι κορυθjω οἰμωγjω πελαδjω ἰαλjω κτενjω κλινjω ὀτρινjω καϝjω πνεϝjω νασjω τελεσjω. Futurum der Liquida Verba: ἀγγελέσω ⟩ ἀγγελέω ⟨ ἀγγελῶ; 1. Aorist davon: ἔφανσα ἔφθερσα ἔκλινσα ⟩ ἔφηνα ἔφθειρα ἔκλῖνα.

Die Verben auf -μι werden vorgestellt als solche, die keinen Bindevokal haben: ἵστημι ἵστησι ἵστητι, Überführung in die ge-

Digitized by Google

bräuchlichen Formen, Erklärung der Dehnung des Stammes und der Präsensreduplikation (wir haben schon mehr davon: *ἴσχω γίγνομαι πίπτω πί(μ)πλημι*, die zum größten Teil Schwundstufe aufweisen). Die Stämme *σε θε δο* im Präsens, zweiten Aorist Akt. und Med.: *ἔηκα* ⟨ *ἐσηκα*, *εἷμεν* aus *ἔσεμεν*; unkontrahierte Formen: *ἕο θέο δόο*, *θεῖναι* ⟨ *θεέναι*; anschließend *κεῖμαι* und *ἧμαι*; *ἧσται* ⟨ **ἧδται*; ferner: *πίμπημι φημί δαίνυμι ζεύγνυμι* (Erläuterung dieser Präsensbildung) *ἐπίσταμαι ῥήγνυμι τίνυμαι, ὄλλυμι* und *ὄλλυμαι*. Dann der zweite Aorist *ἔστην* mit Anschluß von *ἔβην ἔτλην ἔσβην ἔγνων ἑάλων ἔδυν ἔφυν*; Vergleichung von *ἔστην* und *ἔστησα* und *ἔσβην* und *ἔσβεσα* mit deutschen Stämmen, die zugleich starke und schwache Präterita bilden und darnach wie das Griechische intransitive und transitive Bedeutung scheiden: erschreckte erschrak. An *ἔστην* fügt sich der passive Aorist an; die Stämme erscheinen meistens in der Schwundstufe: *ἐτράπην ἐφύγην ἐτάθην* ⟨**ἐτνθην*; die einsilbigen offenen Stämme dehnen den Stammauslaut nicht: *ἐδέθην ἐστάθην ἐτέθην ἐλύθην*; Verhalten des konsonantischen Stammauslautes vor dem *θ* des pass. Aoristes.

Von einer Schrecklichkeit der Verben auf *-μι* ist weder mir noch den Jungen etwas zum Bewußtsein gekommen; ich habe darnach gefragt.

Das Perfekt wird zuerst im Passiv gelernt; der Stamm erscheint häufig in der Schwundstufe: *πέπαρμαι τέτυγμαι*, bleibt aber auch in der Vollstufe: *λέλειμμαι*; es wird gezeigt, wie sich die Stammauslaute vor den Endungen benehmen: *τετράφαται* ⟨**τετραφνται, δεδέχαται πεφράδαται, δέδεμαι σέσταμαι*⟩ *ἵσταμαι, δαμα: δμη: δέδμημαι* (*βαλ: ἐβλήθην, τάλα-ς: ἔτλην*) *πεπέλασμαι*.

Das Perfekt des Aktivums liegt bei Homer noch mit Ablaut und Abstufung vor: *θρεφ: θροφ: θραφ, πενθ: πονθ: παθ, γεν: γον: γα, στη: στα, πηγ: παγ*; *ἕστηκα: ἑσταώς, βέβηκα: βεβαώς, τέτληκα: τετληώς, τέθνηκα: τεθνηώς* (*θανα-* : *θνη-*) *μέμονα* : *μέμαμεν, γέγονα: γέγαμεν*. Dann die Perfekta mit attischer Reduplikation: *ὄρωρα ὄλωλα ὄπωπα εἰλήλουθα* (Wurzel **ἐλευθ: ἤλυθον*). Die Dehnung des Vokals in der zweiten Silbe ist nicht überraschend, da sie schon auf *κυν-ηγέτης κατ-ωρυχής* usw. hingewiesen sind. Weiter *δείδοικα* oder *δέδδοικα* aus **δεδϝοικα* (den Stamm *δϝει* kennen sie schon lange, also liegt kein Anlaß zur Besorgnis vor); der Plural wieder mit der Abstufung: *δείδιμεν, δείδιθι δειδιώς*. Diese ausführliche Behandlung des Perfektums Aktivi mag vielen überflüssig, andern ungeheuerlich vorkommen; mir hat sie die wertvollsten Dienste geleistet. In der deutschen Grammatik nahm ich gerade die starken Verben durch, und da konnten die Blicke hinüber- und herüberfliegen: weiß : wissen = **ϝοιδα*:**ϝιδμεν*; wenn es neben *δείδοικα* auch *δείδια* gibt, so ist das eine Bildung wie deutsch ‚wurde'.

Digitized by Google

Zum Schluß kommen noch einige Kleinigkeiten: *ἐθέλωμι*, die Endung *-φιν*, die Korrelativ-Adverbien und Adjektiva, die Präpositionen.

Am Schlusse des Agahdschen Buches befindet sich eine sechs Seiten lange Zusammenstellung aller Verben, die dagewesen sind; für die Jungen gab es kaum eine Unregelmäßigkeit; ich nenne ein paar: *δίομαι δέω λείπω πείθω ἔρχομαι ἔχω τρέπω τρέφω τεύχω ὀρύσσω κλαίω γελάω κλάω γίγνομαι πάσχω ἱκνέομαι πίμπλημι δάμνημι ῥήγνυμι πετάννυμι σβέννυμι ὄρνυμι βαίνω* usw.

Ich teile noch folgende Arbeiten mit: 19. IX. 08: 1. *οἱ* nom. plur. von *ὁ ἡ τὸ;* dat. sing. vom pron. der dritten Person; *οἶ* nom. plur. des Relativs; *οἷ* nom. plur. des Possessivs; *εὗ* gen. sing. vom Pronomen der dritten Person. 2. *ηὐχόμην*. 3. *μήδεο μήδου μήδευ*. 4. *γαϝ- γάϝjω γαίϝω γαίω*. 5. *ἐλπιδ-ἤλπιζον ἤλπισ(σ)α*. 6. *αἰϝικ- αἰϝικjω 〉 αἰίκjω 〉 αἰίσσω 〉 ἀίσσω*. 7. *ἀγείρω : ἀγερ : ἠγερσάμην 〉 ἠγειράμην : ἄγειραι*. 8. *σημαν- ἐσήμανσα 〉 ἐσήμηνα:σημήνας*. 9. *ἀγγελέσω〉 ἀγγελέω ἀγγελέετε 〉 ἀγγελεῖτε*. 10. *ἀλσέων*. 11. *ἔσεχον〉ἔεχον 〉 εἶχον*. 12. *ϝερυσ- ἐϝέρυσσα·〉 ἐέρυσσα 〉 εἴρυσσα*. 12. *παίδων*. 14. *ἔσχον:ἐσχόμην ἔσχεο ἔσχου ἔσχευ*. 15. *μελιηδεῖ οἴνῳ ἐρυθρῷ;* dies ist eine Kopie der Arbeit eines Schülers.

2. 12. 08. 1. *ἐμάνην*. 2. *ἐσφάγην*. 3. *ἐτάφην*. 4. *ἠέρθην*. 5. *ἐτράπην*. 6. *ἐκλίνην*. 7. *ἠλήθην*. 8. *ἐγυμνώθην*. 9. *διεσχίσθην*. 10. *ἠγέρθην*. 11. *ᾠμώχθην*. 12. *τείνω : τεν : ἐτύθην : ἐτάθην*. 13. *τελέω : ἐτελέσθην*. 14. *πλέκω : ἐπλέχθην*. 15. *κρύπτω : ἐκρύφθην*. 16. *φιλέω:ἐφιλήθην*.

Aus 3. II. 08: Übersetzung von *π* 186—189. 1. *ἔντων*. 2. *εἶναι*. 3. *εἶτε*. 4. *εἶτε*. 5. *ὀλλύασι*. 6. *ὀλλῦσι*. 7. *γνοῦσι*. 8. *γνῶσι*. 9. *βῆθι*.

17. II. 08. Übersetzung von *η* 226—230; *οἶδα:ἴδμεν 〉 ἴσμεν*, **ἴδτε〉 ἴστε*. 2. *ϝέϝοικα:ϝεϝικὼς 〉 εἰκώς*. 3. *εἰλήλυθμεν*. 4. *πενθ- πέπονθα:πέπαθτε 〉 πέπαστε*. 5. *πεφυκα:πεφυότων*. 6. *θε:τέθεσαι*. 7. *σε:σέσενται 〉 εἶνται*. 8. *τείνω:τεν:τέταμαι*. 9. *ταγ- τετάχαται* 10. *ἀγγελ- ἠγγέλαται*, 11. *ἐλύθην: λύθητι*. 12. **ϝαγνυμι:ἐϝάγην 〉 ἐάγην*. 13. *καϝ:ἐκάϝην〉ἐκάην*. 14. *ἐθέλχθην:θελχθῆναι*. 15. *κρυφῆς*. Wieder Kopie. *οἶδα* war vor diesem Extemporale ganz unbekannt; der Plural mußte gebildet werden können, nachdem ich gesagt hatte, es sei ein Perfekt.

All diese Aufzählungen sind sehr trocken. Ich habe absichtlich diese Form gewählt, weil ich außer stande bin, das reizvolle wechselnde Spiel wiederzugeben, das den Unterricht belebt hat. Die Grammatik ist beileibe nicht in der Reihenfolge durchgenommen, in der ich sie hier vorgeführt; das zeigen schon die Extemporalien; die Lektüre gestattet dies garnicht: sie verlangt an der einen Stelle gleich Vorwegnahme ganzer Partieen, über

Digitized by Google

anderes huscht sie schnell hinweg, um es für später aufzuspeichern. Und die Grammatik selbst fordert oft andere Verknüpfung: so wird es sich niemand entgehen lassen, an ἔστην gleich den passiven Aorist, an ἔθηκα gleich das κ-Perfektum anzuschließen, da man dann Grundlage und Produkt beisammen hat.

Auf die Frage, welchen Zweck das Ganze habe, gehe ich nicht noch mal ein. Ich erkläre nur, daß wir garnichts anderes beabsichtigen als Einführung in die griechische Sprachwissenschaft, und daß dies alles zu dem Zwecke nötig ist, daß aber auch alles zum guten Verständnisse Homers nötig ist.

Vergleiche ich das Pensum der Untertertia in Kaegis kurzgefaßter Schulgrammatik mit der Ahrenschen Grammatik, so haben die Hannoveraner Untertertianer den Rückstand, daß sie die Zahlen nur bis 12 gelernt; es fehlen ihnen die meisten Komperative und Superlative und das Reflexivum. Dafür haben sie aber das ganze Pensum der Formenlehre, das Kaegi der Obertertia zuweist, wenigstens in seiner Bildungsart schon erledigt, zum großen Teil auch stofflich bewältigt, und daß sie methodisch vortrefflich geschult sind, dafür bürgt der Erfinder des Verfahrens: sie empfangen klare Wissenschaft, bei Kaegi zwitterhafte; er sagt in der Vorrede S. VI (1909): ‚Die Ergebnisse der neuesten Sprachforschung liegen der Darstellung überall zu Grunde, und diese kommt streng wissenschaftlicher Erklärung durchweg entgegen; das Lernbuch bietet davon aber nur, was der Schüler durchaus wissen muß, und überläßt weiteres der Ergänzung und dem Takte des Lehrers'; manchmal aber hat man den Eindruck, als ob Kaegi nicht wissenschaftlich sein will: er setzt als Stämme von ἔχω ἐχ und σεχ an, was doch nicht mal einen Vorteil ergibt und sagt S. 78: Bei sonst regelmäßiger Bildung tritt nur in einigen Formen entweder kurzer Stammvokal ein: δέδομαι ἐδόθην σтατός oder langer in unregelmäßiger Gestalt: εἷμαι aus ἕ-ε-μαι.

Die Ahrenssche Methode ist nicht so vornehm, daß sie der ständigen Übung entbehren könnte. Man muß das nur nicht so schematisch machen und pauken, pauken, pauken. Sondern, wenn die Jungen bis obenhin mit Sprachwissenschaft gefüllt sind, hält man an und übt, schnell hin und her, bis Sicherheit erreicht ist, um dann wieder anders fortzufahren. Ja wenn man die Formen im sicheren Besitze der Jungen nun weiß, dann empfiehlt es sich, einmal den umgekehrten Weg einzuschlagen: ihnen zu zeigen, daß sie die Formen nicht nur zusammensetzen, sondern auch zerlegen können, und daß das, was sie monoton heruntergesagt haben, lebendiges Gebilde ist. Das wirkt wie eine Offenbarung und läßt sie die Worte der eigenen Sprache ehrfurchtsvoller betrachten.

Die Lektüre beginnt nach Pfingsten. Ehe von griechischer Verstechnik die Rede war, hatten wir schon an deutschen Gedichten deutsche Metrik studiert; da es sehr wichtig ist, den grund-

Digitized by Google

sätzlichen Unterschied in der Metrik der Griechen und Deutschen zu zeigen, ergibt es sich als notwendig, zwei ganz verschieden metrische Schemata anzuwenden: d. h. es ist sehr zu empfehlen, in der deutschen Metrik Sievers' Vorschlag auch für die Schule zu akzeptieren. Darnach stellt sich der zweite Vers der Bürgschaft so dar:

x́ x x x́ x x x́ x

Schreibt man nun 'Ἰλιόθεν' unter das griechische Schema und ‚Gewande' unter das deutsche, so ist dem Schüler alles klar und fast unvergeßlich. Möglichst schnell müssen die Verse selbst gelesen werden, mit Demonstration der Cäsuren, der Längungen, der Kürzungen usw. Auf diese Weise geht dieses schwierige Kapitel unerwartet schnell in die Schüler ein; sie hatten die ganze Zeit ein reges Interesse am Griechischen; es stieg aber noch, als es ans Lesen der Verse ging; sie freuten sich darauf und sie haben die ersten Verse, sobald sie metrisch verstanden waren, freiwillig auswendig gelernt: als ich zur Probe den ersten Vers von diesem oder jenem verlangte, bekam ich von fast allen 4—6; was mich in einige Verlegenheit setzte, da sie mir nicht völlig im Gedächtnis geblieben waren[1]).

Man kann die Leküre nicht beginnen, ohne etwas von Homer und seiner Poesie zu sagen. Soll man da nun der Einfachheit halber lügen und den Schülern Märchen aufbinden? Die Jungen haben Anspruch auf die Ergebnisse der Wissenschaft, der Lehrer hat die Pflicht, die Wissenschaft von draußen zur Schulwisschaft zu machen. Also erzählte der Lehrer, daß man von Homer nichts weiß, und daß die Alten nichts davon gewußt haben, daß Widersprüche in den Gedichten sind, daß viele, viele Sänger an dem Teppich gewirkt haben, daß sie von Hof zu Hof und Stadt zu Stadt zogen wie die deutschen Fahrenden; erzählte auch, daß zuerst die Äoler die Ilias gesungen, wie sich aus ihren Sitzen in Troas ergibt; daß die Odyssee das Epos eines seefahrenden Volkes ist, der Jonier, und darum lernten sie jonisches Griechisch. Dann sollen die Jungen auch den Homer sehen, wie ihn die Griechen sich gedacht und gebildet, und wenn es gelingt, das Wort von Jacob Burckhardt verständlich zu machen, daß ihm nichts einen höheren Begriff vom griechischen Geiste gegeben habe als die Fähigkeit dessen, eine rein fiktive Persönlichkeit so hinreißend wahr darzustellen, dann hat man den Jungen einen Weihegenuß verschafft.

Die wissenschaftliche Grammatik in der Verbindung mit der Lektüre gewährt einen Vorteil, den ich allerdings noch nicht genug

---

[1]) Es ist für einen Lehrer niemals peinlich, einen einzelnen Schüler öffentlich zu loben, wohl aber eine ganze Klasse, weil dann etwas Lob auf ihn zurückzufallen scheint. Ich glaube aber, hier dient es der Sache, wenn es bekannter wird, daß Tertianer sich für Griechisch begeistern können, was man ja gemeinhin heute für unmöglich hält.

Digitized by Google

ausgebeutet habe: es ist möglich, schon so junge Menschen, wie Tertianer sind, zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit in abgemessenen Grenzen zu erziehen. Arbeitsschule, nicht Lernschule ist ja die Parole des Tages; die ist aber im rein wissenschaftlichen Unterrichte viel schwerer zu erfüllen als im technischen. Eine Probe für mein Verfahren. Ich stelle die Aufgabe nicht allgemein an die Klasse, sondern übergebe sie einem bestimmten Jungen; sonst würden einige wenige sie machen, die Mehrzahl aber sie unselbständig anfertigen; richtiges Verhältnis der Schwere der Aufgabe zur Leistungsfähigkeit der Jungen ist zu beachten. Bekommt aber jemand eine Aufgabe so, daß er gezwungen ist, sich in sie zu versenken, so regen sich seine schöpferischen Kräfte, und ich glaube, wenn er an einem Punkte der Wissenschaft Freude empfunden hat, so wird er das auch in größerem Umfange tun. Extemporalien und sonstige allgemeine Leistungen erzielen nicht dasselbe Gefühl und denselben Erfolg, weil sie nicht so exponiert sind. Eine Frucht nebenbei ist es, daß auch der Eifer der anderen warm wird. Also: „Du hast hier in der Erzählung zweimal *σπέος* und zweimal *ἄντρον* für Höhle. Beide Wörter bezeichnen nicht dasselbe; stelle ihre Bedeutungen für die nächste Stunde fest!" Die Antwort war richtig. Nachdem wir die lateinischen Tempora durchgenommen: stelle fest, welchem lateinischen Tempus das griechische Perfektum entspricht, welchem der Aorist. „Es gibt eine Stelle im Verse, wo Wortende und Versfußende zusammenfallen (Buk. Diärese); suche sie aus diesen Versen heraus!" All diese Punkte waren noch nicht berührt in der Schule. Anders handelte es sich im Folgenden mehr um eine Zusammenstellung des Erwähnten oder Besprochenen, aber tüchtige Aufmerksamkeit ist auch dazu noch erforderlich, und ich gab immer einige besondere Fragen dabei: „Die Bildung der *j*-Präsentien soll nach dem Stammauslaut geordnet werden (wie muß *τελέω* und *βασιλεύω* ursprünglich lauten?)" „Es soll dargetan werden, inwiefern sich die Stammesauslaute $+\sigma$ im Dativ des Plurals der dritten Deklination anders verhalten als im 1. Aorist". „Es wird behauptet, Homer erzähle in so voller Anschaulichkeit, daß er keinen wichtigen Vorgang weglasse; in der Lotophagenerzählung wirst du doch eine Lücke finden". „Ihr habt gewiß schon die Erfahrung gemacht, daß, wenn mehreren Leuten dasselbe beschrieben wurde, jeder sich dies verschieden vorstellte. Eine Beschreibung kann eben kein deutliches Bild ergeben. Homer schildert hier die Ziegeninsel; es sind ja tüchtige Maler unter Euch; male jeder sie für sich, ohne dem andern etwas zu sagen!" Das Resultat war überraschend, aber die Aufgabe so verlockend, daß sich auch noch ein Künstler aus einer anderen Klasse daran versuchte.

Der Leser wird sich nicht wundern, wenn ich ihm sage, daß ich die homerische Frage aktiv im Unterrichte verwertet habe.

Digitized by Google

Ich wüßte nicht, was Homer dabei verlieren sollte, und du lieber Gott, wenn man eine Stunde mal auf Widersprüche jagt, so ist das eine ganz lustige Jagd und der Eifer unbeschreiblich. Ich las ganz harmlos über Stellen hinweg, aber die kleinen Kritiker waren unerbittlich und forderten Rede und Antwort. So haben sie mich auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, der darin liegt, daß Odysseus erst so weit vom Kyplopen wegfährt, wie er vernehmlich ist, und später, nachdem er doppelt so weit entfernt ist, das Gespräch noch fortsetzen kann. Daß man *x* 283 *ὥς τε* nicht mit ‚wie‘ übersetzen darf, darin waren sie alle einverstanden. Ob man so etwas mit den Jungen bespricht, ist eine höchst persönliche Frage, die allein den Lehrer angeht, ob er nämlich die Jungen für möglichst klug oder für möglichst dumm hält; Lattmann meinte dieses, ich ziehe jenes vor.

Ich hatte zuerst Angst vor der Lektüre; in der Stunde gelangen zunächst nicht mehr als vier Verse, und es ist ein Dogma, daß man Homer schnell lesen muß. Doch diese Angst wandelte sich bald in Freude; den Jungen ist der langsame Gang, der durch die Grammatik erzwungen wurde, nicht langweilig gewesen und mir auch nicht. Es ist fast über jede kleinere Versgruppe etwas Interessantes zu sagen; die Auswahl des Nötigen wird durch den Satz bestimmt, daß man nichts unerklärt lassen darf, was unbekannt sein muß, wie tief er graben will, das hängt von dem Takte des Lehrers ab. Wer meint, daß man, wolle man so viel Erklärungsstoff heranschleppen, schließlich bei der berühmten Frage anlangt: Was für — lein schwimmen im Sonnenglanz? (Antwort: Die Fischlein schwimmen im Sonnenglanz), der irrt sich. Gleich im Anfange des 9. Buches, das wir von Vers 39 an gelesen haben, wie Bedeutendes läßt sich da zur Psychologie der alten Kriegsführung beibringen; man versuche das Gleichnis durchzukosten, das die Zahl der Feinde an den drängenden Blättern und Blüten des Frühlings mißt, die beiden Verse *ἔνθεν δὲ προτέρω πλέομεν* usw. enthalten ein ganzes Lebensbekenntnis und Weltanschauungsbild; der Duft, der bei den Worten *ἄνθινον εἶδαρ* aufsteigt, muß von allen gerochen werden, den großtraubigen Wein muß jeder vor sich sehen und ein Tertianer muß den Sprüngen der Ziegen auf der einsamen Insel mit scharfen Augen folgen; *καί τις θεὸς ἡγεμόνευεν* zeigt, daß die Frömmigkeit durch die Freude am schönen Schein der Welt nicht ausgeschaltet wird; die Wogen, die zum Festlande rollen und die die Schiffer bei dem dichten Nebel erst dann sehen, als das Schiff schon am Ufer ist, sollen die Schüler schauen, als wenn sie mit der Hand darnach greifen könnten. Die Erwähnung Trojas und des Atriden Agamemnon elektrisiert; denn wir sehen nun, von welchem Hintergrunde sich die Odyssee abhebt; am Kyklopen zeigt sich, daß ungebildete Menschen von den Griechen auch nicht für fromm gehalten wurden; Polyphem verschlingt die Gefährten

ich vergesse nie wieder das naive fröhliche stürmische Lachen, das sich erhob, als er die Gefährten zerkleinerte und Eingeweide, Fleisch und markreiche Knochen verzehrte. Das Rachewerk naht. Die Vollziehung der Tat wird durch die beiden Gleichnisse zu einem Bilde von erstaunlicher Schärfe; dann der aus Komik und etwas Tragik gemischte Monolog des Polyphem an den Widder mit Odysseus als Zuhörer: da scheint der rohe Patron ein Herz zu haben und er drückt sich wirklich gesetzt und zierlich aus.

Doch ich komme ja ins Interpretieren, und das geht uns hier nichts an.

Es scheint mir nicht das Geringste an der Ahrensschen Methode zu sein, daß sie vielgestaltig ist und doch ein Ziel hat. Welche Wonne bereitet das sinngemäße Lesen der Verse im Chore; oder noch besser ging es, wenn sie auswendig gelernte Verse nach dem Takte meines Bleistifts sprachen. Wie konnte ich das Ohr üben, wenn ich ihnen griechische Verse, präparierte und unpräparierte, vorlas und übersetzen ließ (im Lateinischen geht das nicht, weil dort die Perioden zu lang sind; das ist schade).

Ende November war ich bei Vers 300; in den Extemporalien gab ich Verse zum Übersetzen seit dem 9. 12. 08; der Fehler waren in diesen Aufgaben immer verhältnismäßig sehr wenig. Wir haben dann ι beendet und von κ noch etwa 350 Verse gelesen; die wurden in den letzten drei Wochen des Schuljahres bewältigt; ich denke, das ist für Untertertianer eine gute Leistung; doch wurde nicht kursorisch gelesen, sondern die Vokabeln waren zu lernen und das Durchgenommene zu repetieren; Ahrens pflegte das 10. Buch noch zu beendigen; ich halte das auch für ein erreichbares Maß; wenn ich dahinter zurückgeblieben bin, so liegt das an ganz äußeren Umständen. Nun noch etwas, das nicht zur Sache gehört.

Eine Methode mag noch so durchdacht und noch so psychologisch sein, wenn sie keine Resonanz bei den Jungen findet, ist sie nicht mehr wert als Stroh; alle Vorteile dieser Methode, die ich ans Licht gestellt habe, wiegen mir garnichts gegen die Freude, die den Jungen aus diesem Unterrichte erwachsen ist. Diese Freude muß jeden Gegner versöhnen [1]).

---

[1]) Dabei konnten die Jungen, als sie Griechisch begannen, wohl Neugierde mitbringen, aber sicher keine frohe Erwartung. Denn gerade zu der Zeit erschienen in den Hannoverschen Zeitungen starke Hetzartikel, die gegen die Methode des Lyzeums zu Felde zogen, als wäre sie schwer und brächte die Jungen zum Sitzenbleiben. Das sollte niemand glauben; denn Ostern 1909 gab ich im Griechischen folgende Prädikate: 6 gut, 12 genügend. 2 mangelhaft teils genügend, 1 mangelhaft, 1 ungenügend. Damit nun niemand meine, daß ich zu milde sei, teile ich mit, daß ich zehn Schülern im Latein mangelhaft gegeben habe.

Der große Ahrens ist eben mächtiger als ein kleiner Zeitungsschreiber.

Digitized by Google

„Griechisch arbeitet er immer zuerst und immer am längsten“, habe ich manche Mutter gehört. „Ich fragte Ernst, ob er nicht die englischen Sonderkurse mitnehmen wollte; aber nein! Griechisch wollte er behalten“ hieß es von einem Jungen, dem Griechisch schwerfiel. „Wenn wir mit ihm spazieren gehen, dann wird uns die Welt homerisch gedeutet: da stehen die meckernden Ziegen und da liegt das tiefe Saatfeld!“

Ein ganz homerisches Dasein aber führten wir, wenn wir auf dem Wasser waren, wenn wir auf der Leine ruderten; am Ufer zeigten sich Strolche, die mit Steinen unsere Unternehmung unmöglich machten. „Seht ihr dort die Kikonen; vertreibt sie, zerstört ihre Stadt und schleppt ihre Weiber und Kinder hinein in unser Schiff!“ Nachdem die Feinde verjagt waren, fuhren wir weiter; wir saßen der Reihe nach und schlugen die graue Salzflut mit den Rudern, ich als Odysseus und sie meine trauten Gefährten; ein Busch wurde aufgefischt und als *ἱστός* in die Mitte gestellt. „Tüchtig in die Riemen legen! denn wir wollen *ἐπικέλσαι*“. Alle mußten aussteigen, um das *ἐπικέλσαι* zu vervollständigen; dann wieder ins Boot hinein, ohne daß klar geworden wäre, zu welchem Zwecke die Prozedur diente, wenn nicht, um bloß das *ἐπικέλσαι* zu probieren; einige fanden das auch sehr überflüssig; wieder ging es weiter, und die Ruder fielen ins Wasser nach dem Rythmus der Verse des Homer. Es gibt keine bessere Empfehlung für einen Unterricht, als wenn den Jungen Welt und Dichtung dadurch verschmelzen.

Mir gab dieser griechische Unterricht köstlichste Stunden, duftender als der Wein des Maron, des Sohnes des Euanthes, dessen Blume so stark war, daß sie ihn zwanzigfach mit Wasser vergaben, ehe sie ihn tranken. Wir sind ja aber auch keine Griechen.

München-Gladbach. H. E. Sieckmann.

Orchestik, Rhythmik und Metrik.

Auf die Anzeige meiner Abhandlung über die Grundlagen der griechischen Orchestik und Rhythmik durch O. Schroeder in dieser Ztschr. 1909 S. 736 muß ich um der Sache willen erwidern; es handelt sich um Fragen, die auch für die Unterweisung in den Elementen der Metrik von Bedeutung sind.

Schroeder nimmt das Recht ohne Begründung abzuurteilen in Anspruch, das ihm nicht zusteht, an sich nicht und zudem ist er nach meiner Besprechung seiner „Vorarbeiten zur griechischen Versgeschichte“ (1909 S. 146 d. Z.) in diesen Fragen Partei. Und wenn er sagt, für die eigentlichen versgeschichtlichen Aufgaben gäben meine „Grundlagen“ nichts aus, so meint er eben seine

Digitized by Google

Versgeschichte. An dem Ausbau dieses Labyrinthes mitzuhelfen, liegt mir freilich sehr fern.

Ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß sich diese Metrik so verfahren hat, daß man gut tut, zum Ausgangspunkte zurückzukehren.

R. Westphal hat die Hälfte der griechischen Metrik durch Zuziehung der Gesetze der Musik, des musikalischen Taktes, in Ordnung gebracht; vielleicht ist der Rest, für den seine Methode versagt hat, vor allem die äolischen Rhythmen, durch die Orchestik aufzuklären. Beginnt man diese Erwägung mit dem Einfachsten, den Marschanapästen, so gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder kommt auf ⏑ ⏑ – ein einfacher Schritt oder ein Doppelschritt. Bisher hat man gemeint, ein einfacher, bestehend aus Erheben und Niedersetzen des Fußes. Ich entscheide mich für das zweite aus zwei Gründen: erstens ist es das Natürliche; jeder schreitet so nach Anapästen, z. B. nach „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus". Nehme ich „muß i denn" auf einen Schritt, so überhetze ich den Text; auch ist es das Natürliche, daß das Aufheben des Fußes, wenn es überhaupt ausgedrückt wird, mit einer kurzen, vorschlagmäßigen Note, wie z. B. im Dessauer Marsche, bezeichnet wird, keineswegs mit einem vollen Viertel. Auf zwei volle Viertel schreitet man im Hahnentritt. Ferner aber habe ich eingehend nachgewiesen, daß wir eine ausdrückliche Überlieferung bei Aristoxenos haben, die für diese und alle sich anschließenden Fragen von prinzipieller Bedeutung ist: daß nämlich, wie in der Musik nur die Töne für den Takt gerechnet werden, die Übergänge aber von einem Ton zum andern als minimal außer Ansatz bleiben, ebenso auch in der Orchestik die *κινήσεις* nicht mitzählen, sondern nur die *ἠρεμίαι*, d. h. die durch die Bewegung jedesmal erreichte Haltung des Körpers. — Was soll das danach nun, daß Schroeder in seiner Anzeige nichts als ein verkümmertes Schema hinsetzt und von leerer Spekulation redet? Ist meine Beweisführung richtig oder nicht? Oder weiß er besser, wie etwa die Schiffsgenossen des Aias mit *Τελαμώνιε παῖ* eingezogen sind? Irgendwie vorstellen möchte man es sich doch!

Nun aber weiter! Die verängstigten Jungfrauen in den Septem des Aischylos ziehen nicht mit Anapästen, sondern mit Dochmien ein. Sie schreiten also nach der Taktform ⏑ – – ⏑ –. Wie hat man sich das zu denken? Da nur die *ἠρεμίαι* ausgedrückt sein können, doch wohl so, daß auf eine Kürze ein leichter Halbschritt, auf eine Länge ein volles Auftreten kommt; der tragische Schlag liegt darin, daß die erste und zweite Länge ohne Vermittelung aufeinanderfolgen. Aber mag sich jemand das denken, wie er will, meinetwegen, daß die Jungfrauen auf einem Beine hüpfen oder auf beiden zugleich, der Satz, den ich zum Fundament meiner weiteren Untersuchung mache, bleibt auf jeden Fall bestehen; die Bestimmung der Dochmien in dem ausgezeichneten Scholion zu Sept. 128: *ῥυθμοί εἰσι·*

Digitized by Google

βαίνονται δὲ οἱ ῥυθμοὶ, διαιρεῖται δὲ τὰ μέτρα, οὐχὶ βαίνεται. Also die Rhythmiker sahen in dem Dochmius eine einheitliche Reigenfigur von 8 *χρόνοι πρῶτοι* (*ὀκτασήμως βαίνεται*), die mit unseren Tanzfiguren wie Balancez u. ä. auch das gemein hat, daß sie innerhalb des Taktumfangs verschiedene Ausführungen gestattet, wie ⏑ – ⏑ – – oder – ⏑ – ⏑ – oder – ⏑ ⏑ – – (*καὶ ταῦτα δοχμιακά ἐστι καὶ ἴσα, ἐάν τις αὐτὰ ὀκτασήμως βαίνῃ*). Wenn nun die Metriker kamen, um den Dochmius ⏑ –, – ⏑ – oder ⏑ – –, ⏑ – oder ⏑ –, –, ⏑ – zu zerlegen, so hatte der Rhythmiker nur ein Achselzucken dafür: *βαίνονται οἱ ῥυθμοί, οὐ μετροῦνται.* Wenn nun weiter in den Klageanapästen, nach denen in den Persern Xerxes über die Bühne zieht, Dochmien erscheinen, meine ich, hier zeige sich eine Verwandtschaft des 8zeitigen Dochmius mit dem 8zeitigen anapästischen Metron. Ich denke deshalb, meine Vermutung, der Dochmius sei in den Totenfeiern als Schritt besonders der Klageweiber entwickelt, ist mindestens so gut wie die Leos, er sei eigentlich ungriechisch und aus Kleinasien eingeführt. Aber Schroeder nennt meine Ausführung, die von dem Scholion und der Lehre des Hephaistion vom *ῥυθμός* ausgeht, eine leere Spekulation, er, der den Dochmius aus dem Asklepiadeus in der Form „edite regibus" herleiten will! Die Betonung ⏖ ⏑ ⏑ – ⏑ – soll in – ⏖ ⏑ – ⏑ – umgesprungen und infolgedessen der neunzeitige Umfang auf achtzeitigen zurückgegangen sein. Und das, obgleich schon bei Aischylos der achtzeitige Rhythmus so sehr das Wesentliche ist, daß er innere Variationen gestattet! Ist das die „historische Ableitung der Typen", auf die pochend Schroeder hervortritt?

Von meiner Auffassung äolischer Rhythmen kann das verkrizzelte Schema eines Zwittergeschöpfes aus meiner und seiner Anschauung, das er nach seiner Nomenklatur einen baccheisch-ithyphallischen Trimeter nennt, gar keine Vorstellung geben. Festzustellen ist erstens, daß äolische Verse nach alter Überlieferung *ῥυθμοί* sind, wie ja auch bei Alkman, in der Tragödie und Komödie nach ihnen unzweifelhaft getanzt wird. So denke ich mir, und andre mit mir, die Ausführung eines Glykoneus – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – so, daß mit Ganztritten und Halbtritten trochäisch – ⏑ – ⏑ begonnen und iambisch ⏑ – ⏑ – geschlossen wurde. Aber auch hier liegt der Schwerpunkt nicht darin, daß diese orchestische Auffassung richtig sein muß, sondern darin, daß die Rhythmiker wieder erklärten, diese Figur sei in sich einheitlich geschlossen, sei kein Dimeter, *οὐ μετρεῖται*, sondern sei ein *ῥυθμὸς δωδεκάσημος* oder *ὀκτωσύλλαβος*. Darum läßt er auch wieder die innere Umgestaltung zu, z. B. ⏒ – – ⏓ – ⏑ ⏑ –. Sie konnten den Metrikern, wenn diese z. B. in ⏑ – – ⏑, ⏑ – ⏑ –, d. h. in Antispast und Diiambus, teilten, auch wirklich mit Recht entgegenhalten, daß im Gange des Rhythmos der Antispast nicht als Einheit gefühlt werde und noch viel weniger in einen schwachen und starken Taktteil zerfalle, wie ein richtiges *μέτρον*. So erklärt sich denn auch das Auftreten des Antispast

Digitized by Google

in diesen Metren. Normal nämlich wird im Diiambus ⏓ – ⏑ – der für das Metrum wesentliche und stets rein gehaltene zweite Fuß bewahrt und nur der erste erleidet Hyperthesis, so daß der Choriambus – ⏑ ⏑ – entsteht. Da aber die in den äolischen Versen auftretenden Diiamben nicht durch den Ton in sich gegliedert sind, so wird die Hyperthesis ohne Bedenken auch im zweiten Fuße zugelassen und der Antispast ⏓ – – ⏑ entsteht; er ist aber kein wirkliches *μέτρον*, sondern nur ein hypothetisches, das die Metrik, wenn sie diese Rhythmen einmal gliedern will, nicht entbehren kann. Das hat sie aber gewollt, und damit sind wir zum Verständnis des metrischen Systems gelangt, das in Hephaistions Encheiridion vorliegt. Übrigens hat diese Metrik darin noch eine besondere Berechtigung, daß ihr die Lyriker in solchen Messungen vorangingen. Da sie diese Verse vom Tanze loslösten, nahmen sie ihnen die rhythmischen Freiheiten, die sie bei den Dramatikern hatten, und unterwarfen sie der Messung nach sechszeitigen Maßen.

Ich komme also zu dem Schlusse, daß das metrische System der Alten, wie es bei Hephaistion vorliegt, mit der Einschränkung, daß es weder die Gesetze der Musik noch der Orchestik gebührend berücksichtigt, die Grundlage für die Metrik bleiben muß. Es wäre auch wunderbar, wenn es anders wäre, da sich der Scharfsinn der alten Metriker, die dem lebendigen Gebrauch der Metren so viel näher standen, darin erschöpft hat. Namentlich halte ich die Gleichsetzung der Takte – ⏑ und – ⏑ ⏑ in äolischen Versen für ganz unstatthaft. Die antike Metrik erkannte ja solche Doppelkürzen in den Trimetern der Komödie an; wie hätte sie nicht zu diesem so naheliegenden Auskunftsmittel greifen sollen, anstatt zu Antispasten usw.? Dichtung, Musik und Tanz maßen offenbar nicht so.

Schroeder stellt an letzter Stelle als mein angebliches Schema für die Dochmien folgendes hin: *l̆ r͡l r͡l r̆ l͡r*. Wie ich mir jedoch den Dochmius ⏑ – – ⏑ – wirklich geschritten denke, habe ich schon oben gesagt. Danach ist auch das Schema für den Dochmius in meiner Abhandlung gebildet. Ich habe dann freilich weiter gefragt, ob bei Auflösungen der Längen, wenn sich im Rhythmus der heftige Affekt malt, auch die körperliche Bewegung des Schauspielers mitgeht, ob also auch er an Stelle des Ganztrittes zwei Halbtritte macht, und erkläre die Entscheidung für unsicher. Dann füge ich hinzu, ich neigte zu der Vorstellung, daß im heftigsten Sturm der Leidenschaft und des Schmerzes auch dem Spieler die hinstürzende und doch zerrissene Bewegung gegeben wurde, wie wenn z. B. der geblendete Oidipus verzweifelt und unsicher im Dunkeln tastend vorwärts wankt: *νέφος ἐμὸν ἀπότροπον*.

Daraufhin verschweigt Schroeder mein Normalschema für ⏑ – – ⏑ –, greift die Form ⏑ ⏑⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏑⏑ heraus, deren orchestische Ausführung ich als unsicher bezeichnet habe, und spart sie sich außer der Reihenfolge zu dem Schlußeffekte auf: „So der Dochmius usw., usw.“ Das ist nicht schön.

Greifenberg i. Pomm. C. Conradt.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Markus Zucker, Albrecht Dürer in seinen Briefen. Mit 20 Abbildungen im Text und auf 12 Tafeln. (Deutsche Charakterköpfe. Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften, herausgegeben von Wilhelm Capelle, Band II.) Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. 128 S. 8. geb. 2 ℳ.

Der vorausgeschickte Abschnitt „Über Dürers Leben und Schaffen" (S. 1—38) bringt uns Dürer als Menschen und Künstler nahe. Die dann folgenden Briefe geben den Text in der heutigen Rechtschreibung und Zeichensetzung unter Beibehaltung der damals üblichen Wortformen und erläutern ihn durch Einleitungen und Anmerkungen. Verfasser bemerkt, daß er sich sowohl in der Umschrift wie in den Erläuterungen an Langes und Fuhses Ausgabe von Dürers schriftlichem Nachlaß angeschlossen habe. Zu diesen letzteren wurde herangezogen, was an Literatur später erschienen ist. Alle Dunkelheiten zu beseitigen, war schon darum unmöglich, weil nur in einem Falle der Brief erhalten ist, worauf Dürer antwortet. Unter den 30 Briefen von Dürer sind zehn, die er 1506 von Venedig aus an Pirkheimer geschrieben hat, neun (Geschäftsbriefe) an den Kaufmann Heller in Frankfurt a. M., ferner je ein Brief an Michael Behaim, Spalatin, Erzbischof Albrecht von Mainz u. a. — Ein „Anhang" bietet fünf Schriftstücke, die an Dürer gerichtet sind, dazu einen Auszug aus Dürers niederländischem Tagebuch. Er bezieht sich auf Luthers geheimnisvolles Verschwinden nach dem Reichstage zu Worms und ist darum ganz besonders wichtig, weil er uns den Künstler in seinem Verhältnis zur Reformation zeigt. — Die Abbildungen sind ebenso trefflich wie das sonstige Äußere (Druck, Papier, Einband) des Buches. Die Anschaffung empfiehlt sich u. a. auch für Schülerbibliotheken.

Brieg. Paul Geyer.

Digitized by Google

1) **Karl Schwarze, Herbert Spencer. Mit einem Bildnis Spencers. Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 245. Bändchen. Leipzig 1909, B. G. Teubner. X u. 131 S. 8. 1,25 M.**

Verf. hat sich das Ziel gesetzt, den weiteren Kreisen gebildeter Leser ein Bild von dem. Leben und den Schriften des bekannten englischen Philosophen zu entwerfen. Bei dem nicht geringen Umfang des Stoffes war das eine nicht leichte Aufgabe. Sie konnte nur gelöst werden bei einer Beschränkung auf die allerwichtigsten Punkte. So schon hinsichtlich des Lebens des Philosophen: er selbst hat in zwei dicken Bänden eine Beschreibung dessen, er nennt es „eine Naturgeschichte seines Lebens“, gegeben. Die von dem Verf. auf 18 Seiten gegebene Darstellung davon orientiert aufs beste über den Entwickelungsgang des britischen Denkers, und zwar immer im Zusammenhang mit der Entwickelung seiner Philosophie; also ähnlich, wie er es selbst in seiner ausführlichen Schilderung seines eigenen Lebens getan hat; denn hat er doch selbst gesagt, daß er an seinem eigenen Leibe die Gesetze aufzuzeigen gesucht habe, die die Grundpfeiler seiner Philosophie bilden. — Die Darstellung der Philosophie umfaßt zunächst einen allgemeinen Teil, welcher in seiner Einleitung von den 3 Stufen der intellektuellen Menschheitsentwickelung ausgeht; Wissen, Wissenschaft und Philosophie. Sodann führt uns das Buch zunächst durch die Vorhalle sozusagen der philosophischen Theorien Spencers, um dann zu ihren einzelnen Zweigen überzugehen: Biologie, Physiologie, Soziologie, Ethik. Eine Schlußbetrachtung faßt dann noch einmal den ganzen Gedankenstoff zusammen.

Verf. hat seine schwierige Aufgabe in einer für den gebildeten Leser sehr geeigneten und auf ihn berechneten Weise gelöst, und man erhält in der Tat ein recht charakteristisches Bild von den reichen Ideen des englischen Philosophen in ihren Beziehungen zu einander und in ihrer Beziehung auf das Leben mit seinen vielseitigen Erscheinungen. Wir möchten nur einen Abschnitt hier herausheben: es ist der über die Soziologie nach Spencer. Behandelt werden die Faktoren der sozialen Erscheinungen (die primären äußeren und die inneren Faktoren, sodann die sekundären); es folgen die Induktionen der Soziologie, die soziale Organisation im Einzelnen. Dieser letztere ausführlichere Abschnitt wird besonders Interesse erregen. — Das Schlußergebnis, zu welchem Schwarze gelangt, ist: Spencers System ist Wissenschaft, nicht eigentlich Philosophie. Er schließt mit einer Vergleichung zwischen Spencer mit Kant und Hegel. — Ein Buch wie das vorliegende ist sehr geeignet, das sich in weiten Kreisen bemerkbar machende Bedürfnis nach philosophischer Belehrung zu befriedigen. Wir können es solchen Lesern, die dieses Bedürfnis fühlen und die einen Einblick in den Ideengang eines einzelnen Philosophen

Digitized by Google

gewinnen wollen, nur aufs wärmste empfehlen. Sprache und Darstellung sind klar und leicht faßlich.

2) O. Willmann, Philosophische Propädeutik für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium. Zweiter Teil. Empirische Psychologie. Zweite, verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau 1908, Herdersche Verlagsbuchhandlung. XI u. 179 S. 8. 2,50 *M*.

Das in dieser Zeitschrift schon früher besprochene und angelegentlich empfohlene Buch des bekannten österreichischen Philosophen und Pädagogen liegt hier in einer neuen, verbesserten Ausgabe vor. Nach einer Einleitung, in welcher zunächst der Übergang von der Logik zur Psychologie dargestellt, dann der Begriff der empirischen Psychologie bestimmt, ein Überblick über ihre Materien gegeben, der Unterschied zwischen höheren und niederen Seelenfunktionen dargestellt wird, die Richtungen und Gliederungen der Seelenfunktionen angegeben werden, führt Verf. den Leser durch das Gebiet der Psychologie in 4 Hauptabschnitten: 1. Sinn und Trieb, 2. Vorstellungs- und Interessenkreis, 3. Verstand und Wille, 4. Vernunft und Gemüt. Die Darstellung, welche in diesen Blättern früher bereits als anschaulich und leicht faßlich gekennzeichnet wurde, macht das Buch zu einem willkommenen Führer für jeden Gebildeten durch ein Gebiet, für welches heutzutage das Interesse sehr im Steigen begriffen ist. In erster Linie hat es Verf. allerdings für den Gymnasialunterricht bestimmt; freilich ist es für diesen in Preußen und in den meisten anderen deutschen Staaten nicht verwendbar, wohl aber in Österreich, wo der philosophischen Unterweisung in den höheren Schulen ein viel breiterer Raum gegönnt ist als bei uns. Und gerade für den Gymnasialunterricht erscheint es denn auch ganz besonders geeignet, weil Verf. eine große Reihe von Stellen aus den alten Schriftstellern und Dichtern anführt. Dies veranschaulicht so recht deutlich, welche Menge psychologischen oder sagen wir allgemeiner: philosophischen Stoffes sich in der im Gymnasium getriebenen Lektüre der alten Klassiker findet. So gehen die philosophische Unterweisung und die Lektüre Hand in Hand, was als ein ganz besonderer Vorzug des Werkes bezeichnet werden muß. Und die angeführten Stellen sind recht glücklich und passend ausgewählt. Es macht sich dabei von selbst, daß diese Stellen nicht allein von Bedeutung für die einschlägigen psychologischen Fragen sind, sondern daß sich auch Gelegenheit dabei findet zu interessanten sprachlichen Bemerkungen, deren Wert und Begriff, sie hängen doch nun einmal enge miteinander zusammen. — Übrigens sind die Stellen aus den Klassikern durchweg übersetzt, so daß auch der, welcher der alten Sprachen nicht mächtig ist, die Ausführungen sehr gut versteht. — Noch bemerken wir, daß Verf. seinen Gegenstand nach den Anschauungen der aristotelisch-thomistischen Philosophie behandelt, weil ihm diese am geeignetsten dazu erschienen,

Digitized by Google

Das inhaltreiche und sehr praktische Werk können wir nur angelegentlichst empfehlen.

3) **Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, historisch-quellenmäßig bearbeitet, Dritte, völlig neu bearbeitete Auflage. In 14 Lieferungen. Berlin 1909, E. S. Mittler & Sohn. Lieferung 1, VIII u. 208 S. 8. 2,50 *M.***

Das zuletzt im Jahre 1903 erschienene Werk ist bei der jetzt im Erscheinen begriffenen Auflage stark angewachsen. Es wird im ganzen drei Bände umfassen. Dieses Anwachsen hat seinen Grund in der Erweiterung der Schlagworte, Artikel, Zitate, Verweise und namentlich der Literaturnachweise. Es ist eine verhältnismäßig geringe Zeit seit dem Erscheinen der zweiten Auflage vergangen, was auf eine weite Verbreitung und rege Benutzung des Werkes schließen läßt. Die erste uns vorliegende Lieferung schließt mit dem Begriffe „Definition". Schon aus ihr kann man die Eigenart und die Vorzüge des Buches recht deutlich erkennen. In erster Linie fällt uns die Reichhaltigkeit und große Zahl der behandelten Begriffe auf. Was wir aber noch viel mehr als einen Vorzug betonen möchten, ist die Art und Weise der Behandlung dieser philosophischen Begriffe, die vorzugsweise dem Gebiete der Philosophie im engeren Sinne, aber auch einzelnen Grenzwissenschaften (Biologie, Physik, Soziologie u. a.) entnommen sind. Die Art der Behandlung ist überaus gründlich. Verf. gibt bei jedem Artikel nicht allein eine sehr genaue Begriffsbestimmung, sondern er führt als Belege für seine Darlegungen Stellen aus älteren und neueren philosophischen Schriftstellern an, welche die Begriffe behandeln. So erhalten wir einen Überblick über die Entwickelung der Anschauungen über diese Begriffe, ja man kann sagen: über die ganze Geschichte der Philosophie, durch die wir an der Hand der verschiedenen Auffassungen, welche die Denker von jenen Begriffen gehabt haben, geführt werden. Dies kann man schon in dieser ersten Lieferung auf jeder Seite erkennen. Überraschend reichhaltig sind überall namentlich auch die Literaturnachweise; sie zeigen, ein wie gründliches Quellenstudium der Verf. getrieben hat. Wenn in der Ankündigung des Werkes gesagt wird, es bilde die Quintessenz der Theorien und Anschauungen der verschiedenen Denker durch ihre eigenen Worte, so ist das in vollem Maße zutreffend. Dabei ist es aber nicht etwa so gelehrt, daß es nur für den Forscher bestimmt erscheint, nein, es ist wohl geeignet, weiteren Kreisen als Nachschlage- und Hilfsbuch zu dienen, man möchte sagen, allen denen, welche Sinn für philosophische Fragen haben; sie werden sich daraus gut Rat holen können. Gerade für solche erscheint es besonders passend, weil es sich nicht um eine straffe Durchführung philosophischer Theorien handelt, sondern um einzelne Begriffe. Angelegentlich zu empfehlen ist die Anschaffung des trefflichen Buches für die Bibliotheken höherer Lehranstalten. Das ist so recht ein Nachschlagebuch für die

Digitized by Google

Handbibliothek, welches jederzeit jedem Mitgliede des Lehrkörpers zur Verfügung stehen müßte, wenn er irgend einen einschlägigen Artikel nachlesen will.

4) **Bericht über einen Goethe-Abend mit Lichtbildern und Gesangsvorträgen.** (Jahresbericht des Kgl. Kaiser-Wilhelms-Realgymnasium zu Berlin 1908.)

Wir leben in einer Zeit, in welcher mit vollem Recht im Unterricht der Jugend und auch sonst ein großes Gewicht auf die Anschaulichkeit gelegt wird. Hierbei wird die neuere Technik auf dem Gebiete der Wiedergabe von Bildern so recht verwertet. Eine überaus sinnige Veranstaltung muß es gewesen sein, welche unter der Leitung von H. Morsch in der Aula des Berliner Kaiser-Wilhelms-Realgymnasiums als Vorfeier zum Geburtstage des Kaisers stattfand: ein Goethe-Abend mit Lichtbildern, wozu auch noch Gesangsvorträge kamen, und zwar Goethescher Lieder. Morsch hielt einen Vortrag über Goethe, und zwar führte er in diesem Szenen und Skizzen aus seinem Leben vor. Für den gesanglichen Teil des Abends hatte man drei Künstlerinnen gewonnen. Den Eingang bildete der Gesang von Goethes Erlkönig in der Vertonung von Karl Löwe. Nach einer Vergleichung Goethes mit Bismarck ging der Vortragende auf die Schilderung von Goethes Weimarer Zeit von 1775 bis 1786 ein. Neben den fröhlichen Festen, die in jene Zeit hineinfielen, und die den Dichter in Anspruch nahmen, zeigte er damals auch einen gewissen Hang zur Natur und zur Einsamkeit. Dies veranschaulichte der Vortrag von „Jägers Abendlied“, worauf ein Lichtbild die schwermütigen Jäger von Lili vorführte. Ein anderes zeigte die Tafelrunde der Herzogin Anna Amalie, Goethes Gartenhaus. Der Vortrag des Liedes „An den Mond“ veranschaulichte das Bild jener Zeit. Der Vortrag verbreitete sich dann über die vielseitige Tätigkeit des Dichters, schilderte sein Verhältnis zu Karl August, welches hin und wieder „prägnante Szenen“ zeigte, die indessen die beiden groß angelegten Naturen nicht einander entfremden konnten. Die innere Stimmung des Dichters führte der Vortrag von „Wanderers Nachtlied“ vor das geistige Auge. Tiefe Sehnsucht führte den Dichter nach Italien. Die Überleitung zu diesem Abschnitt seines Lebens bildete der Vortrag des Mignon-Liedes; Lichtbilder zeigten Gebäude und Landschaften aus Italien, sowie damals entstandene Goethebildnisse, ferner sämtliche Räume des Goethehauses am Frauenplan. Der Vortrag schilderte das gesellige Leben, berührte die Mittwochs-Gesellschaften. So wurde das ganze Leben des Dichters in einer großen Anzahl von besonders hervorstechenden und wichtigen Zügen und Zeiten in der interessantesten Weise veranschaulicht mit Zuhilfenahme des Bildes und Tones. — Es muß ein erhebender Abend gewesen sein nicht allein für die Schüler der Anstalt, sondern auch für deren Angehörige und andere Gäste, denen die Teilnahme an der Veranstaltung ermöglicht

Digitized by Google

war. Solche Vorführungen empfehlen sich außerordentlich. Wir hatten hier in unserer Anstalt vor mehreren Monaten einen Vortrag über Kunstdenkmäler, namentlich Bauten in Italien, der ebenfalls durch Vorführung einer Reihe von Lichtbildern eine treffliche Veranschaulichung erhielt. Solche Veranstaltungen können auf den verschiedensten Gebieten getroffen werden. — Möge das Beispiel von Morsch recht viele Nachahmungen zeitigen!

Köslin. R. Jonas.

Germanisch-Romanische Monatsschrift, in Verbindung mit F. Holthausen, W. Meyer-Lübke, V. Michels und W. Streitberg herausgegeben von Heinrich Schröder in Kiel. I. Jahrgang, Heft 1—12, 800 S. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1900. 6 *M*.

Als sich vor Jahresfrist Herr Dr. H. Schröder dazu entschloß, die germanisch-romanische Monatsschrift ins Leben zu rufen, wurde sein Unternehmen in Lehrerkreisen allgemein mit großer Freude begrüßt. Denn eine Zeitschrift wie diese. die es sich zur Aufgabe macht, die Lehrer der höheren Schulen über das zu unterrichten, was auf dem Gebiete der germanischen und romanischen Sprachwissenschaft und Literatur für sie Wertvolles und Wichtiges neu erscheint, die ihnen alles bietet, was sie verfolgen müssen, wenn sie nicht die Fühlung mit ihrer Wissenschaft verlieren wollen, die ihnen Mittel und Wege angibt, ihren Unterricht zu vertiefen und zu beleben, konnte und mußte im höchsten Grade willkommen sein. Dazu kommt, daß der Herausgeber die hervorragendsten Fachmänner als Mitarbeiter gewonnen hat und infolge der Zahlung eines sehr hohen Honorars für die Beiträge in der Lage ist, unter den eingehenden Aufsätzen eine Auswahl zu treffen, also nur Gutes zu bieten. Das läßt auch der erste nunmehr abgeschlossene Jahrgang deutlich erkennen, der eine Fülle des vortrefflichsten Stoffes in leicht lesbarer, abgerundeter Form bietet. Der Herausgeber hat also redlich gehalten, was er versprochen. Aber die Vertreter des höheren Lehrerstandes haben großenteils nicht die Hoffnungen erfüllt, die er auf sie gesetzt hatte. Man sollte meinen, jeder Kollege, dem daran liegt, sich bequem in seinem Fache wissenschaftlich fortzubilden, würde die sich bietende billige Gelegenheit mit Freuden ergriffen haben. Das ist aber nicht der Fall. Denn die Zahl der Abonnenten steht erheblich hinter den Erwartungen zurück. Man kann sich aber kaum denken, daß viele Schulmänner nicht 6 Mark jährlich übrig haben sollten für eine Zeitschrift, die für sie bestimmt ist. Auch scheinen viele vergessen zu haben, daß es eine Ehrensache gerade des höheren Leberstandes ist, einen Mann bei solchem Vorhaben zu unterstützen, der durch sein mannhaftes Eintreten für die Interessen des Standes den Dank unser aller in reichem Maße verdient hat. Die Professoren und Studenten der deutschen Hochschulen sind

bisher die Hauptabnehmer der neuen Monatsschrift gewesen, die Lehrer an den Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Seminaren und anderen Arten höherer Schulen haben es mit einzelnen Ausnahmen in dieser Beziehung sehr an sich fehlen lassen. Hoffentlich genügt mein Mahnruf, sie an ihre Pflicht zu erinnern.

Damit nun auch jeder überschauen kann, was ihm in der germanisch-romanischen Monatsschrift geboten wird, gebe ich im folgenden einen kurzen Überblick über die im ersten Jahrgang enthaltenen Aufsätze. Da sind zunächst auf sprachlichem Gebiete zu nennen die Arbeiten von K. Brugmann über ein Wörterbuch der sprachwissenschaftlichen Terminologie und von W. Meyer-Lübke über Aufgaben der Wortforschung; ferner W. Streitberg, Die Zukunft der deutschen Sprache, R. Meringer, Wörter und Sachen, A. Schröer, Über englische Lexikographie, J. Ellinger, Die Forschung auf dem Gebiete der neuenglischen Syntax 1898—1908, B. Carstens, Randbemerkungen zur Entwickelung der englischen Sprache, A. Meillet, Sur la disparition des formes simples du prétérit, A. Busse, Das Studium des Deutschen in den Vereinigten Staaten, W. Meyer-Lübke, Das Französische in Canada, H. Schönhoff, Französische Lehnworte in den niedersächsischen Mundarten, O. Weise, Der gegenwärtige Stand der Forschung auf dem Gebiete der Syntax deutscher Mundarten. Hierher gehören auch die französisch geschriebenen Essays von J. Anglade, Où en sont les études de philologie provençale? und von G. Cohen, Quatre années de lectorat à Leipzig. Verwandter Art sind die Forschungen auf dem Gebiete der Schrift von V. Gardthausen, Über Ursprung und Entwickelung der griechisch-lateinischen Schrift sowie über die römischen Zahlzeichen und von G. Neckel, Einführung in die Runenforschung (paläologisch, sprachgeschichtlich und kulturhistorisch betrachtet).

Der Poesie im allgemeinen gelten die Aufsätze von B. Seuffert über dichterische Komposition und von E. Eckardt über Wortspiele; der deutschen Dichtung aber die Studien von R. M. Werner und von R. Petsch, Zur Einführung in das Studium Hebbels, von R. Unger, Zur neueren Herderforschung, von St. Hock, Zur Einführung in das Studium Grillparzers, ferner R. Petsch, Vom Weimarer Goethe und über H. v. Kleist, K. Enders, Deutsche Gelegenheitsdichtung bis zu Goethe, G. Ehrismann, Wolframprobleme, E. Petzet, Eine Prachthandschrift der Weltchronik Rs. v. Ems. Mit der nordischen Literatur befassen sich Fr. von der Leyen, Die Entwickelung der Göttersagen in der Edda und G. Neckel, Aus der nordischen Nibelungendichtung.

Den Vertretern des französischen Schrifttums gewidmet sind die Artikel von W. Küchler, Das französische Theater der Gegenwart: 1. François de Curel. 2. Paul Hervieu, H. Heiß, Neuere Literatur über V. Hugo, K. Voretzsch, Gaston Paris und

Digitized by Google

die société amicale Gaston Paris, L. Jordan, Das altfranzösische Epos und die großen Pilgerstraßen.

Eine noch größere Zahl von Abhandlungen beleuchtet die englische Literatur. Da spricht J. Koch über die Chaucerforschung seit 1900, M. Deutschbein über die sagenhistorischen und literarischen Grundlagen des Beowulfepos. H. Konrad über eine neue Methode der chronologischen Shakespeareforschung, A. Schröer über neuere und neueste Shakespeareausgaben und die Kritik des Textes P. Ackermann behandelt neuere Forschungen über Byron, O. Walzel Shaftesbury und das deutsche Geistesleben des 18. Jahrhunderts, L. Brandl Erasmus Darwin, H. Hecht Robert Burns, A. Eichler und Prof. Groth den englischen Dichter James Thomson den Jüngeren.

Dazu kommt eine größere Anzahl von kleineren Beiträgen verschiedener Art, die sich vor allem mit Etymologie von deutschen, französischen und englischen Wörtern befassen, besonders von H. Schröder und W. Meyer - Lübke, aber auch auf neuere literarische Erscheinungen des Auslandes aufmerksam machen, z. B. auf die englischen Monographien, die jetzt unter dem Titel „Die Kultur Englands“ veröffentlicht werden. Ferner findet man in der Monatsschrift zahlreiche Besprechungen wichtiger, jüngst erschienener einschlägiger Werke, Selbstanzeigen von neuen Schriften, Hochschul- und Personalnachrichten, Nekrologe, Mitteilungen über Vereine und Versammlungen, z. B. einen ausführlichen Bericht über die Grazer Philologenversammlung, Sprechsaal u. a.

Der Inhalt ist also außerordentlich reichhaltig. Näher auf die einzelnen Aufsätze hier einzugehen ist nicht am Platze; sie sind, weil von Fachmännern geschrieben. alle wissenschaftlich zuverlässig und in ihrer Art bedeutend. Die Forschungsgebiete, die im ersten Bande noch nicht berührt sind, werden im zweiten und den folgenden behandelt werden, wenn es eine stärkere Beteiligung der deutschen Lehrerwelt dem Herausgeber ermöglicht, seine Zeitschrift weiter fortzuführen. Hoffen wir, daß sie uns noch recht lange erhalten bleibt! Es wäre sonst ein Verlust für die Wissenschaft der vor allem von denen sehr beklagt würde, die bis jetzt aus der neuen Monatsschrift schon reiche Belehrung geschöpft und viel Anregung erhalten haben.

Eisenberg, S. A. O. Weise.

J. Vürtheim, Octavia praetexta cum prolegomenis, annotatione critica, notis exegeticis. Lugduni Batavorum apud A. W. Sijthoff MDCCCCIX. 75 S. 8. 2 *M*.

Die unter den Tragödien des Seneca als vorletzte überlieferte Octavia, die einzige Fabula praetexta, die uns erhalten ist — von anderen besitzen wir nur Spuren und Andeutungen —, wird hier in neuer Sonderausgabe mit kritischen Bemerkungen und erklärendem Kommentar vorgelegt. Wenngleich die Dichtung nicht ein Werk

Digitized by Google

ersten Ranges ist, so zeigt sie doch hohe sprachliche Reinheit und metrische Genauigkeit; der Dichter ist wohl ein poeta mediocris, aber keineswegs tam insulsus quam vulgo audit (S. 16); und dies *vulgo* ist nicht einmal stark zu unterstreichen.

In den 19 Seiten umfassenden Prolegomena bespricht Vürtheim zunächst die zehn in Betracht kommenden, dem 14. und 15. Jahrhundert angehörenden Handschriften, meist auf Grund der Untersuchungen von Leo (in seiner Ausgabe des Seneca v. J. 1879) und berührt auch andere kritische Arbeiten von Buecheler, Hartmann, G. Richter, Peiper, die er, wie auch die alte Schroedersche Ausgabe (1728) bei Fesstellung seines Textes berücksichtigt. Die neuesten Arbeiten, z. B. von Ladek (von dem er nur die Dissertation, 1891, erwähnt) scheint er nicht benutzt zu haben. Was das Alter der Tragödie betrifft, so gehen die Ansichten der Forscher auseinander; dass sie nicht von Seneca herrühren kann, wird auch vom Verfasser begründet durch sprachliche und metrische Beobachtungen und durch Berücksichtigung mancher im Drama berührten geschichtlichen Tatsachen. Über die Entstehungszeit der Octavia spricht sich Vürtheim nicht so zuversichtlich aus wie F. Buecheler (ego eam . . . ante Tacitum scriptam esse scio, Rhein. Mus. 1872, S 474) noch so skeptisch wie Wilh. Braun, der sie an den Ausgang des Mittelalters, 12. bis 14. Jahrhundert, versetzen wollte. Einen bestimmten Zeitpunkt vermag auch er nicht festzustellen; er setzt sie in das 2. bis 4. Jahrhundert, nach der Veröffentlichung der Annalen des Tacitus, aber vor das 5. Jahrhundert, vielleicht in die Zeit des Dio. Freilich bringt er sich damit in scharfen Gegensatz zu den wohlbegründeten Ergebnissen der Untersuchungen anderer Forscher, wie Friedr. Ladek und Gust. Nordmeyer, die eine Benutzung der Annalen des Tacitus dem Dichter der Octavia unbedingt absprechen und sie jedenfalls vor Tacitus setzen. Eine Bemerkung darüber, wie es möglich war, daß die Dichtung in das corpus der Tragödien des Seneca gekommen ist (vgl. G. Richter in Jahns Jahrb. 1867 S. 264), wäre vielleicht am Platze gewesen. Nach einigen Worten über das Wesen der praetexta bringt der Verfasser noch eine kurze Zusammenstellung aller sonstigen Spuren dieser Dichtungsgattung, um sodann zu dem Drama selbst überzugehen.

In der Wiedergabe des Textes verfährt Verf. konservativ; wo die handschriftliche Überlieferung einen irgend verständlichen Sinn gibt, wird sie beibehalten; an manchen Stellen, wo eine Lücke oder offenbare Korruptel zu erkennen ist, wird jede Konjektur verschmäht (wie z. B. v. 412, 518), wie er denn eigenen Vermutungen überhaupt wenig Raum gibt. Ob bei diesem sonst durchweg festgehaltenen Grundsatze es nötig war, v. 800 das überlieferte *diducta* (oder *deducta*) in *direpta* umzuändern, was Vürtheim in den Text setzt, kann mindestens zweifelhaft erscheinen. Denn es ist keineswegs durchweg zutreffend, wenn er zu seiner Recht-

Digitized by Google

fertigung sagt: 'quod diducitur, in priorem statum potest reduci'; vgl. z. B. Mela 3, 54 insulae angustis inter se *diductae* spatiis.

Was den Kommentar betrifft, so gibt der Verfasser zwar manche dankenswerte Einzelerklärung, sucht auch über Zusammenhang und Gedankengang aufzuklären, doch ist sein Hauptbestreben, die Worte des Dichters mit den Mitteilungen der Schriftsteller, insonderheit des Tacitus in Einklang zu bringen. Daher hat er sogar für einen offenbaren Widerspruch des Dichters gegen die Überlieferung des Geschichtschreibers eine Erklärung (v. 47); er findet sie in der künstlerischen Absicht des Verfassers und dem Wesen der tragischen Dichtung.

Hanau. O. Wackermann.

Chr. Ostermann, Lateinisches Übungsbuch. Ausgabe C. Vierter Teil erste Hälfte: Tertia, bearbeitet von H. J. Müller und H. Fritzsche. Mit einer Karte von Gallien. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. VIII und 350 S. 8. geb. 2,60 ℳ.

Kurze Zeit nach dem Quartaband der Ausgabe C von Ostermanns Übungsbüchern (vgl. meine Anzeige in dieser Zeitschr. Band 63, S. 597 ff.) ist auch der für die Tertien bestimmte Teil IV 1 erschienen. Auch dieser Band ist von H. Fritzsche, nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie der dritte Teil und wird hoffentlich gleichfalls vielfach Verwendung finden.

Was die erste Hälfte von Teil IV betrifft, so fällt im Vergleich mit den Ausgaben A und B dreierlei in die Augen. Zunächst sind die zur Einübung und Befestigung der Regeln bestimmten Einzelsätze und zusammenhängenden Stücke in zwei besondere Abteilungen geschieden, ein dritter Teil umfaßt die Paraphrasen aus Cäsars bellum Gallicum, die in A den Anfang bilden. Zweitens ist die Reihenfolge der grammatischen Abschnitte vielfach eine andere und endlich ist in den Übungsaufgaben selbst vieles gestrichen, umgestellt und erweitert worden, so daß man den vorliegenden Band als ein völlig neues Lehrbuch bezeichnen kann.

Die Verteilung des Lehrstoffs auf die beiden Jahreskurse der Tertien denken sich die Verfasser folgendermaßen: In U III soll der Unterricht mit einer Wiederholung und Vervollständigung der im ersten Quartal oder Tertial in IV behandelten Regeln über das verbum infinitum, die Fragesätze und Finalsätze in Verbindung mit den Hauptregeln der consecutio temporum beginnen, dazu gehören in Abt. 1 die Abschn. VIII—XIII und in Abt. 2 Abschn. VII, VIII und XII. Darauf folgt die Widerholung und Ergänzung der Kasuslehre (Abt. 1, Abschn. I—VI und Abt. 2, Abschn. I—VI. Die Sätze in Stück 31—42 (Abt. 1, Abschn. VII), die gemischte Beispiele über alle Kasus enthalten, können auch erst in O III übersetzt werden, wie überhaupt der Übungsstoff namentlich in den für U III bestimmten Teilen so reichlich bemessen ist, daß es dem Lehrer überlassen bleiben kann, einzelne Abschnitte zu

Digitized by Google

überschlagen oder für später aufzusparen. — Von besonderer Bedeutung für den lateinischen Unterricht auf der Oberstufe ist die Einübung der Tempus- und Moduslehre in O III. Die Herausgeber schlagen vor, in dieser Klasse mit der Durchnahme der quod-Sätze zu beginnen und daran sogleich die oratio obliqua anzuschließen (Abt. 1 Abschn. XIV und XV, Abt. 2 Abschn. XIII). Dieser Vorschlag ist mit Freuden zu begrüßen, schon deshalb, weil diese Regeln dem Schüler durch die Cäsarlektüre bekannt geworden sind und der Abschnitt über den Krieg mit Ariovist (Caesar Bell. Gall. I 30—54), der gewöhnlich in O III bei Beginn des Schuljahres gelesen wird, reichlich Gelegenheit bietet, ausgedehnte Partieen in indirekter Rede kennen zu lernen. Dann folgen die schwierigen Kapitel über die Tempora in indikativischen Nebensätzen und Temporalsätzen und die Besonderheiten der consecutio temporum in Verbindung mit den Konsekutiv- und quin-Sätzen (Abt. 1, Abschn. XVI und XVII, Abt. 2, Abschn. IX). Das folgende Kapitel (Abt. 1, Abschn. XVIII) dient der Wiederholung des Infinitivs und der Daß-Sätze und ist hier besser am Platze als hinter den folgenden Abschnitten, welche die Relativ-, Konzessiv-, Kondizional-, Wunsch- und Vergleichungssätze, den unabhängigen Indikativ, Konjunktiv und Imperativ behandeln (Abt. 1, Abschn. XIX—XXIV, Abt. 2 Absch. X, XI, XIV und XV).

Mit dieser Anordnung des Lehrstoffs, die einen methodischen Gang des Unterrichts und die Erreichung des in den Lehrplänen gesteckten Zieles leicht ermöglicht, wird man sich rückhaltlos einverstanden erklären können. Auch die dritte Abteilung, die zusammenhängenden Stücke im Anschluß an Cäsars Gallischen Krieg, sind mehr oder weniger umgearbeitet worden. Neu sind die Abschnitte VIII (Cäsars Feldzug gegen die Usipeter und Tenkterer St. 270—274) und XII (Die Belagerung und Rettung der Legion Ciceros St. 293—297), erweitert ist Abschn. XIII der in Stück 298—314 von den Kämpfen Cäsars mit Vercingetorix handelt, ausgeschieden der Abschnitt über die Bestrafung der Eburonen. Hierbei ist das Bestreben anzuerkennen den Schülern nur korrektes Deutsch in Ausdruck und Satzbau vorzulegen, leere Phrasen zu vermeiden und die Darstellung, was den Inhalt anlangt, möglichst zu vertiefen.

Die in der Anzeige des Quartateils hinsichtlich der Phraseologie und Synonymik ausgesprochenen Wünsche sind in dem Anhang erfüllt. Dieser enthält außerdem ein Wörterverzeichnis zu dem Übungsbuch, Musterbeispiele zu den Regeln der Syntax und eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten in Tertia zu behandelnden grammatisch-stilistischen Regeln.

Über die angewandten unendlich zahlreichen Krücken und Hilfen, die dem Schüler das Übersetzen erleichtern sollen, wird man anderer Meinung sein als die Verfasser. In der Ausgabe für

Digitized by Google

Quarta mögen sie eher am Platze sein, hier aber sind viele von ihnen unnötig, ja direkt geeignet, die Schüler zur Gedankenlosigkeit und Unselbständigkeit zu verleiten. Seite 1 S. 1 steht hinter den Worten „nach Kodrus' Tod“ ein p zum Zeichen, daß hier die Partizipalkonstruktion verlangt wird. Ganz unnötig. Ebenso S. 2 die Worte „beim Auszuge aus der Stadt“ usw. In demselben Satze wird hinter „zwang“ auf Nr. 31 der grammatisch-stilistischen Regeln verwiesen, wonach der Infinitiv und ein kürzerer acc. c. inf. meist dem regierenden Verb vorangestellt wird. Auch dies wird als bekannt vorauszusetzen sein. Eine Reform in dieser Richtung würde sicher den Wert des sonst überaus trefflichen Lehrbuches — ein solches ist es tatsächlich — noch erhöhen. Möge es mit dazu beitragen, dem Unterricht in der lateinischen Grammatik die Lebendigkeit, Frische und Anschaulichkeit zu geben, die ihm zukommt!

Insterburg. Richard Berndt.

---

1) Stephanus Cybulski, Tabulae, quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur.

Tab. IV: Πλοῖα — navigia, editio II, 4 *M*. (Text dazu apart 1 *M*).

Tab. VIII: Castra Romana, editio II emendatior, curavit Ed. Anthes. 4 *M*.

Tab. IX: Machinae et tormenta, editio II emendatior, curavit Rudolfus Schneider. 4 *M*.

Erläuternder Text zu Tafel IV: Die griechischen und römischen Schiffe, 2. Auflage, durchgesehen und verbessert von E. Kohlhauer, mit 14 Abbildungen im Text, 23 S. 8.; zu Tafel VIII: Das römische Lager, von Ed. Anthes, 2. Auflage, 10 S. 8; zu Tafel IX: die Kriegsmaschinen der alten Griechen und Römer, von Rudolf Schneider, 3. Auflage, mit drei Abbildungen im Text, 10 S. 8. — Leipzig 1903 bezw. 1908, K. F. Koehler.

Von den bekannten, wohl in fast allen höheren Schulen eingeführten Wandtafeln Cybulskis liegen vorerwähnte drei in neuer Bearbeitung vor:

Die zwölf Bilder der Tafel IV, von Ignatius, einem mit dem Seewesen vertrauten Künstler, ausgeführt, veranschaulichen in feinem Farbendruck die für die Zwecke des Unterrichts in Frage kommenden Typen griechischer und römischer Schiffe: das Schiff der homerischen Zeit, das ägyptische Schiff, das Kriegs- und Lastschiff der Griechen und Römer in den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung vom 7. Jahrhundert vor Chr. bis ins 2. Jahrhundert nach Chr., den Schnellsegler, den Kreuzer und das mit Turm versehene Schiff. — Der erläuternde Text, in seiner zweiten Auflage durchgesehen und ergänzt von E. Kohlhauer, Korvetten-Kapitän a. D., macht uns in leichtverständlicher Darstellung mit der Einrichtung der Schiffe, ihren einzelnen Teilen und deren technischen Bezeichnungen bekannt. Auf Grund der schriftlichen Quellen und des archaeologischen Materials, welches uns die Denkmäler bieten — Vasenbilder, Wandgemälde usw. — ,führt uns der sachkundige

Digitized by Google

Verfasser in das Verständnis des antiken Seewesens ein, indem er auch auf die Fechtweise der Griechen und Römer näher eingeht.

Tafel VIII stellt uns in drei Grundplänen die beiden Hauptgattungen: das Marschlager und das Standlager in farbiger Ausführung vor. Die erstere Gattung veranschaulichen die aus der Beschreibung des Polybius und Hyginus sich ergebenden Grundrisse, als Beispiel für das Standlager, also auch für die Limeskastelle, ist der Plan von Novaesium (Neuss) gegeben (nach Nissen). Eine Reihe von Bildern: Vallum castelli aetatis Augusti (Haltern), porta praetoria (Saalburg), turris lignea (ad limitem Germaniae superioris), burgus und horreum, beide nach einer Darstellung von der Trajanssäule gezeichnet, sowie tentoria sind geeignet, uns mit wichtigen Teilen des Standlagers im einzelnen bekannt zu machen. — Der dazugehörige Text liefert auf Grund der literarischen Quellen und im Anschluss an die gesicherten Ergebnisse der Forschung die nötigen Erläuterungen, wobei der Technik des Lagerbaues, der Beschreibung der einzelnen Räume, ihrer Verwendung im Dienste der Heeresanstalten und der Unterbringung der Truppen besondere Sorgfalt gewidmet wird.

Tafel IX macht die Schüler mit den mannigfachen machinae und tormenta bekannt, denen sie bei der Lektüre der römischen Historiker von Zeit zu Zeit begegnen. In siebzehn Bildern führt sie die wichtigsten Verteidigungs- und Belagerungswerkzeuge vor, wie: vineae, plutei, testudines, arietes, vor allem die tormenta verschiedener Systeme (Euthytonon und Palintonon) zum Teil in Anlehnung an Reliefs antiker Denkmäler. — Der erläuternde Text schildert, von der Belagerung der Stadt Plataeae ausgehend, wie namentlich unter dem Einfluſs der makedonischen Könige sich die Belagerungskunst im vierten Jahrhundert entwickelte. Die Verteidigungs- und Angriffsmittel im einzelnen ausführlicher erläuternd, entwirft er ein anschauliches Bild eines heimlichen oder plötzlichen Überfalls; er zeigt, wie durch die Schildkröte bzw. den Mauerbohrer oder — in schwierigeren Fällen — durch den Widder eine Bresche geöffnet wird; im Zusammenhang hiermit ist auch von Zweck und Herstellung des Dammes mit Hilfe von Gräben und Schildkröten die Rede. Den Mittelpunkt der Darstellung bilden aber die Geschütze, deren gesicherte Erkenntnis wir vor allem den verdienstvollen Arbeiten des sächsischen Obersten Schramm in Metz verdanken. Indem Verfasser das zu Grunde liegende Prinzip der Torsionskraft sachgemäß erläutert, beschreibt er im einzelnen die Konstruktion der einarmigen Geschütze, des Einarms und des Gastraphetes (Bauchgewehrs) — letzteres im Anschluß an Herons Belopoeica — sowie die der zweiarmigen, des Palintonon und Euthytonon, über deren Unterschied die Ansichten noch geteilt zu sein scheinen, wie ja auch die Benennungen ballista, catapulta und scorpio bei den römischen Schriftstellern durcheinanderlaufen. Interessant ist die Bemerkung, daß griechische Techniker bereits

Digitized by Google

Versuche gemacht haben mit der Elastizität des Stahls und mit komprimierter Luft.

Vorliegende Tafeln sind ohne Zweifel sehr geeignet, ebenso wie die in dieser Zeitschrift LX. Jahrg. (1906) S. 642 und 643 besprochenen, dem Schüler ein klares und anschauliches Bild wichtiger Abschnitte des antiken Lebens zu vermitteln. Dass sie die Lektüre der Klassiker wesentlich zu fördern und zu beleben vermögen, wird jeder Lehrer, der einen Versuch mit ihnen gemacht hat, dankbar anerkennen.

2) Photokunstblatt Nr. 26. Nationalgalerie in Berlin. Kunstverlag Hermann Knoeckel, Frankfurt a. M.

Unter der Bezeichnung „Photokunstblätter" stellt der Kunstverlag Hermann Knoeckel, G. m. b. H., in Frankfurt a. M. seit einiger Zeit Ansichten von künstlerisch und historisch hervorragenden Bauwerken und Denkmälern in Lichtdruck her.

Das uns zur Besprechung vorliegende Blatt Nr. 26, die Nationalgalerie in Berlin, bringt in vornehmen Farbentönen den vorgeführten Gegenstand in allen seinen Teilen mit Klarheit und Schärfe zur Darstellung. Die Wahl des Standortes kommt der Aufnahme sehr zu statten. Der korinthische Tempel mit seinem hohen Unterbau, vorn die prächtige Freitreppe mit dem Reiterbild Friedrich Wilhelms IV., seitlich, nach dem Neuen Museum hin, Tuaillons Amazone ergeben ein künstlerisches Ensemble von überaus anmutiger Wirkung.

Durch ihre Größe — 47×59 cm — für den Gebrauch in der Klasse bestimmt, werden die in ihrer technischen Ausführung mustergiltigen Bilder dem Unterricht in der Geschichte und Erdkunde die wertvollsten Dienste leisten. Auch als Wandschmuck dürften sie erzieherisch wirken und an ihrem Teile dazu beitragen, die Freude an der Kunst zu wecken und zu fördern.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

K. Klement. Elementargrammatik der griechschen Sprache. 100 S. Wien 1909, A. Hölder, geb. 1,80. *K.*

Der Zusatz auf dem Titel: „Auf Grund der Griechischen Schulgrammatik von Hintner-Klement" kennzeichnet diese Elementargrammatik als Auszug aus jener. Hintner enthält in der 5. Aufl. 220, Curtius-Hartel-Weigel, die in Österreich verbreitetste Grammatik, 299 Seiten. Klement bietet nichts über Homer. Lassen wir dies und das Inhaltsverzeichnis außer der Betrachtung, so ergibt sich das Verhältnis zu kürzeren Grammatiken in Seitenzahl:

Laut u. F.:	Fritsche 82,	Kaegi 96,	Waldeck 59,	Wessely —,	Kl. 66
Syntax:	„ 68,	„ 55,	„ 43,	„ —,	- 29
Zusammen	„ 150,	„ 151,	„ 102,	„ 113,	- 95

Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß in Klement die Zeilen

Digitized by Google

länger sind, als in den anderen Gr. und mehr Zeilen auf den Seiten stehen als in Fr. und Waldeck. Die Ausstattung ist gut. Die Anordnung lautet: Lautlehre — 5, Bildung der Flexionsformen — 66, Bedeutung und Verwendung der Flexionsf. — 87, Satzlehre — 95. In der Lautlehre teilt Kl.: 1. mutae, 2. spir., 3. liqu. (Nase, Zahn, Zunge). Die einleitenden Vorbemerkungen zur Flexion sind kurz, zur Dekl. 1, zur Konj. 4 Seiten. Erklärungen wie *δούλους* aus *ους* stehen kleingedruckt unter dem Strich. Kl. beginnt mit dem Neutrum der O-Dekl. und ordnet Nom. A. G. D. Der dem Schüler so selten vorkommende Vokativ ist aus dem Paradigma in besondere §§ verwiesen, wie auch der Dual der Dekl. und der Konj. Klein und dünn ist *λεώς* und *ἵλεως* gedruckt, auch *ἥρως Λητώ Λίβυς οἶς*, jedenfalls aber mit Unrecht auch *φώρ* als einsilb. Stamm zwischen den Liquidastämmen mit beigesetztem Ausrufungszeichen (!) im Genitiv und Dativ, während in *Μούσης Μούσῃ πολίτου ἐλέφᾶς ὁδούς* u. a. die auffallenden Endvokale außerordentlich fett gedruckt sind. Die Auswahl der Paradigmen ist gut und reichlicher als bei Waldeck und Wessely, der Druck dieser sowie der Zahlen und Pronomina überichtlich. Gut gedruckt sind auch die Paradigmen der Verba; aber im Hauptparadigma

παιδεύω	*ἐπαίδευον*	—	*ἐπαιδεύθην*
παιδεύομαι	*ἐπαιδευόμην*	*παιδευθήσομαι*	—
παιδεύσω	*ἐπαίδευσα*	*πεπαίδευκα*	*ἐπεπαιδεύκη*
παιδεύσομαι	*ἐπαιδευσάμην*	*πεπαίδευμαι*	*ἐπεπαιδεύμην*

ist das Aktivum mit dem Medium gemischt, während *τιμῶ, ποιῶ, δουλῶ* (davor klein die offenen Formen) und *τίθημι, ἵημι, δίδωμι, ἵστημι* übersichtlicher in der alten Art, Akt. und Med. für sich, gedruckt sind. Unnötigerweise ist im Paradigma immer auch wieder der Stamm abgedruckt, auch *τιμῶ, τιμᾷς* usw. Die deutsche Bedeutung ist unter dem Strich angegeben. Eine Zusammenstellung der gebräuchlichsten Verba mit a verbo, wie bei Kaegi und Fritzsche, fehlt leider. Bei den v. *μι* sind Besonderheiten zu fett gedruckt, *κάθημαι* ist einfach als Präsens, nicht als formales Perfekt angegeben; *τυγχάνω* und *ἀποθνῄσκω* als besonderer Anhang zu E. Schwund verbunden. Mehrere Male fängt ein neues Kapitel ganz unten auf der Seite an.

In der Syntax sind neben den schönen großen Typen zu oft die sehr kleinen dünnen angewendet. So in der Kasuslehre fast sämtliche einzelne Verben und Adjektive, dagegen § 189 *ὠνεῖσθαι, ἄξιος* usw. groß; und bei den Präpositionen wunderbar *ἐκ τῆς πόλεως* usw. *ἐκ* sehr dick und fett, *τῆς πόλεως* dünn und klein; die mittleren Typen gar nicht verwendet. In der Satzlehre im wichtigen Anfang „1. Unabhängiger Aussagesatz, a. Wirklichkeit, b. Nichtwirklichkeit, c. Möglichkeit; 2. Aufforderung; 3. Wunschsatz; 4. Fragesatz" mit den kurzen Beispielen ganz klein und dünn; dann die einzelnen Regeln über die Nebensätze groß ge-

Digitized by Google

druckt. Die Kasus- (Acc., D., G.) und die Satzregeln sind treffend und mit meist kurzen Beispielen versehen; mehrere stammen aus Xenophons Anab. und Memor., sowie aus Platos Apol. und Kriton, leider fehlen fast gänzlich Denkverse z. B. Soph. *ὦ παῖ γένοιο* und andere aus Euripides und Menander, wie sie andere Grammatiken bieten. Bei den „genera v." ist die Angabe der Bedeutung des Passivs ganz überflüssig, bei den Zeit- und Entwicklungstufen des Verbs fehlt ein übersichtliches Schema, wie es andere Grammatiken bieten.

„Die am inneren Rande stehenden Zahlen nennen die entsprechenden §§ der Schulgrammatik", also der letzte § der Elem. gr. § 290 = § 392—400. Für Österreich ist bei der geringeren Stundenzahl eine kürzere Grammatik ein dringenderes Bedürfnis als in Deutschland, und dort wird jedenfalls die von Klement bald weitere Verbreitung finden.

Kreuznach. O. Kohl.

Johannes Dietze, Griechische Sagen. Zweiter Band. Mit zwei Abbildungen. Berlin 1909, Hermann Paetel. VII. u. 269 S. 8. 2 ℳ (Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend, begründet und herausgegeben von Hans Vollmer, Band 26.)

Der vorliegende Band zerfällt in drei Abschnitte. Der erste enthält attische Sagen, der zweite den Sagenkreis um Orpheus, der dritte den troischen. In dem ersten Abschnitt ist wieder eine Zweiteilung vorgenommen in die attische Urgeschichte, in die auch die Sagen von Minos, Dädalos und dem Labyrinth verflochten sind, und in die Theseussage. Den weitaus gröfsten Teil des Buches umfafst die Darstellung des troischen Sagenkreises. Der Stoff ist sehr übersichtlich geordnet und zerfällt in 9 Unterabteilungen mit den Überschriften: Helena und ihre Verwandtschaft, Geschlecht des Tantalos, Geschlecht des Äakos, trojanische Königsfamilie, Anlafs und Beginn des Krieges, das zehnte Kriegsjahr bis zum Tode Hektors, letzte Kämpfe und Eroberung der Stadt, Heimfahrt von Troja und Schicksale der Atriden, Irrfahrten und Heimkehr des Odysseus. Angeschlossen ist noch ein Anhang über die Äneassage. Am Ende jedes einzelnen Abschnittes folgt auf die eigentliche Erzählung in einem Anhange ein Überblick über die Sagengeschichte und die dichterischen Quellen, aus denen die Erzählung geschöpft ist. Die Darstellung ist einfach, klar und dem Verständnis der Jugend gut angepafst. Die Sprache ist dem Gegenstande angemessen; nur hier und da sind mir kleine Entgleisungen aufgefallen, die vielleicht bei einer Neuauflage vermieden werden könnten. So heifst es S. 51 Z. 7, Pelops habe das Gruseln bekommen, als er die Häupter der von Önomaos im Wettrennen Besiegten über der Tür von dessen Palast erblickt habe. Dahin gehört auch die Bezeichnung des Odysseus als „Schlauberger" S. 76 Z. 8 v. u. Anderer Art, aber auch nicht gerade schön ist der Satz S. 75 unten: Sein Bruder Menelaos war freundlicheren Sinnes (nämlich

Digitized by Google

als Agamemnon), aber tapfer wie sein Bruder, knapp in Worten, aber ein Rufer in der Schlacht. S. 117 Z. 4 werden zwei Wortverbindungen mit einander vermischt, wenn der Verfasser schreibt: Aber das Ende seiner Tage war gezählt, während es entweder heifsen mufs: das Ende seiner Tage war da oder: seine Tage waren gezählt. S. 144 Z. 12 v. u. mufs statt des Wortes flehen entweder das Kompositum anflehen oder bitten stehen. S. 23 Z. 2 ist Pittheus als der Grofsvater des Hippolytos bezeichnet, während er sein Urgrofsvater war. Aber diese Ausstellungen können die Trefflichkeit des Buches und seine Brauchbarkeit gerade als Lektüre für unsere Jugend nicht beeinträchtigen. Die beiden beigegebenen Abbildungen stellen Orpheus und Eurydike sowie die Loakoongruppe dar. Druck und sonstige Ausstattung sind gut. Ein Namenverzeichnis am Ende erleichtert die Orientierung in dem Buche sehr. Das Werk ist zur Anschaffung für Schülerbibliotheken und als Geschenk für Angehörige unterer und mittlerer Klassen unserer höheren Lehranstalten aufs wärmste zu empfehlen.

Halle a. S. O. Genest.

Otto Wendt, Enzyklopädie des französischen Unterrichts. Methodik und Hilfsmittel für Studierende und Lehrer der französischen Sprache. Dritte Auflage. Hannover-List und Berlin 1909, Carl Meyer (G. Prior). IX u. 452 S. 8. geb. 6,75 ℳ.

Wenn ein derartiges Werk wie das vorliegende bereits in dritter Auflage erscheint, so läfst es vorweg einen günstigen Schlufs auf seinen Wert zu. Und wirklich, beim Durchblättern wird man wohl auf jeder Seite von des Verfassers Belesenheit, Erfahrung und Urteilsfähigkeit aufs angenehmste berührt. Recht übersichtlich angelegt, macht es gleich auf den ersten Blick den Eindruck einer zuverlässigen, in allen Teilen sorgfältig durchgeführten Arbeit, die durch Berücksichtigung der wichtigeren Neuerscheinungen und weiterer praktischer Beobachtungen jedem Lehrer, auch dem älteren, sehr viel bieten müfste, ihn auf der Höhe der Methodik und der wissenschaftlichen Fortschritte seines Faches erhalten könnte.

Als Einleitung ist eine kurze Abhandlung über Wert und Bedeutung des neusprachlichen Unterrichts überhaupt vorausgeschickt: die üblichen Gesichtspunkte, nach denen man diese Frage beurteilt, werden sämtlich in angemessener Beleuchtung vorgeführt. Daran schliefsen sich die Kapitel über die geschichtliche Entwickelung der Methodik des frz. Unterrichts an. Hier merkt man besonders, wie nachbessernd, ergänzend und berichtigend der Verfasser vorgegangen ist. Es hat sich doch in den letzten 15 Jahren — die zweite Auflage ist 1895 erschienen — über verschiedene Fragen so manches geklärt, wie z. B. über den Wert des Gouinschen Seriensystems oder über die Wichtigkeit der Phonetik, auch sind neue Lehrpläne und anderweitige amtliche Bestimmungen erlassen: das alles hat hier gebührende Berücksichtigung erfahren. Am gediegensten und wertvollsten kommt

Digitized by Google

mir der Hauptteil, „die angewandte Methodik", vor. Der Verfasser fühlt sich offenbar auf diesem Gebiete ganz heimisch, und hier verdienen seine Ausführungen die meiste Beachtung. Wie anregend sind schon die einleitenden „allgemeinen Bemerkungen", die auch alles Nötige über Prüfungswesen, Lehrpläne und Stundenzahl enthalten! Und vollends, welche Fülle bei der Behandlung des eigentlichen Themas! Man gestatte mir zur Andeutung der Reichhaltigkeit des Gebotenen nur den Inhalt des dritten Abschnittes anzuführen. „Die Oberstufe. A. Auswahl und Verteilung des Stoffes. B. Darbietung und Auffassung des Stoffes. C. Die Aussprache. Vervollkommnung. Feinheiten. Mittel. Literatur. D. Die Lektüre. Zweck und Ziel. Behandlung. Kursorisches Lesen. Literaturgeschichte. Hilfsmittel. Schülerbibliotheken. Reformausgaben. Einzelausgaben. Gröfsere Lesebücher. Periodisch erscheinende Schriften. Zur Prosodie und Rhythmik. Zur Literaturgeschichte in deutscher, französischer Sprache. Wörterbücher. Gröfsere Schul- und Handwörterbücher. Mehrsprachige, synonymische und technische Wörterbücher. Altfranzösische, sprachgeschchtliche, sprachvergleichende und dialektische Werke. Periodisch erscheinende Schriften. Bibliographie. E. Die Grammatik. Auswahl. Behandlung. Literatur. Ältere, neuere Grammatiken. Für Gymnasien, Töchter-, Mittel- und Bürgerschulen. Werke für das Selbststudium. Gröfsere wissenschaftliche Werke. Französisch-englische Bücher. F. Der Wortschatz. Erweiterung. Mittel. Literatur. G. Die Konversation. Zweck. Behandlung. Literatur. Ältere, neuere und mehrsprachige Bücher. H. Die schriftlichen Arbeiten. Stellung und Bedeutung. Behandlung. Literatur. Stilistik. Synonymik. Anleitungen zu freien Arbeiten, Aufgaben zum Übersetzen. Ältere, neuere Arbeiten".

In erster Linie hat der Verfasser wohl überall höhere Knabenschulen, die nach preußischem Zuschnitt eingerichtet sind, im Auge. Doch sind die Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare wie auch die höheren Mädchenschulen nicht ganz übergangen, aufserdem bringt ein Nachtrag das Notwendigste über die Handels- und kaufmännischen Fachschulen.

Zweierlei dürfte die Brauchbarkeit des Buches erhöhen: zunächst die literarischen Nachweise und dann das Register. Am Ende jedes Abschnittes finden wir in übersichtlicher Gruppierung sämtliche wichtigeren Werke und Veröffentlichungen des In- und Auslandes, teilweise mit trefflich orientierender Charakteristik. Natürlich will der Verfasser keine erschöpfende Bibliographie geben, aber freudig erkenne ich es an, dafs er aus der ins Riesenhafte, fast Unabsehbare angewachsenen Literatur durchweg das Wichtigere herausgesucht hat. Gewundert hat mich freilich, dafs er z. B. von Rethwischens Jahresberichten nur 13 Bände kennt, oder dafs ihm die Constanssche Chrestomathie oder die Suchiersche Grammatik entgangen ist; von Meyer-Lübkes Historischer Grammatik ist der erste Band vor

Digitized by Google

kaum einem Jahre erschienen, konnte also in der Enzyklopädie schwerlich angeführt werden. Dagegen ist es etwas auffällig, wenn bei Aufzählung der verschiedenen Sammlungen von fr. Schriftstellern für die Klassenlektüre Perthes' Schulausgaben, die bereits 85 Nummern zählen und auch mehrere Reformausgaben enthalten, nicht erwähnt sind. An dem Register ist nichts auszusetzen, es enthält alle im Buche vorkommenden Eigennamen, mit genauer Angabe der Seitenzahl.

Dafs beim Verarbeiten des gewaltigen Materials alles zur allgemeinen Zufriedenheit ausfallen müßte, das hat der Verfasser selber nicht angenommen. Doch, um die Wahrheit zu gestehen, es sind mir weniger Absonderlichkeiten, Schiefheiten, Irrtümer aufgestofsen, als ich erwartet habe. Wenigstens Eins mufs ich hier anführen. Da heifst es (S. 15) „Jeder Blick auf eine die geschichtlichen Verhältnisse der Vorzeit darstellende Karte zeigt, dafs in dem Sprachgebiete des heutigen Französisch vor 2500 Jahren vornehmlich zwei deutlich unterscheidbare Völker festen Fufs gefafst hatten: die Gallier und die Kelten", und eine Zeile tiefer erfolgt bei den weiteren Ausführungen über die Gallier die Berufung auf Caes. de bell. Gall. I 1.[1]) Das klingt ebenso, als wenn ein moderner Komiker einen Franzosen sagen liefse: Deutschland ist von zwei Völkern, den Deutschen und den Germanen, bewohnt. Hat diese Blüte schon die beiden vorhergehenden Auflagen geziert? Ich fürchte, dafs der Verfasser, als er die Zeilen schrieb, weder eine Karte vom alten Gallien noch den Text von Cäsars Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg vor sich gehabt hat. Nichtsdestoweniger spricht er auf der nächsten Seite von drei Urstämmen. Aufserdem versichert er uns da, daß von den 4 Provinzen, in die Augustus Gallien geteilt habe, die erste, Vasconia, dem alten Aquitanien, der heutigen Gascogne, entspreche. In Wirklichkeit hat diese Provinz nicht allein das alte Aquitanien, das ja nur bis zur Garonne reichte[2]), sondern auch vom eigentlichen Gallien das große Gebiet zwischen Garonne und Loire umfaßt. Dementsprechend ist auch die Angabe, daß das aquitanische Idiom bis zum letztgenannten Strome verbreitet war, irrig. Sonderbar berührt es weiter, daß sich der Verfasser auf Caes. de bell. Gall. I 47[3]) beruft, wenn er behauptet (S. 27), Ariovistus sei der römischen, keltischen und deutschen Sprache insoweit mächtig gewesen, als es seine nächsten Interessen erheischten. Nun, an der bezüglichen Stelle wird nur berichtet, daß der Heerkönig auch gallisch ganz gut sprach; daß er aber auch Latein verstand, davon steht kein Wort, vielmehr ist das Gegenteil deshalb anzunehmen, weil Cäsar als Ge-

---

[1]) Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum. .. tertiam (incolunt), qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur.

[2]) Gallos ab Aquitanis Garumna flumen dividit.

[3]) (Caesari) commodissimum visum est Gaium Valerium Procillum. et propter fidem et propter linguae Gallicae scientiam, qua multa iam Ariovistus longinqua consuetudine utebatur, ad eum mittere.

Digitized by Google

sandten zu ihm den Procillus auch deswegen hinschickte, weil dieser der keltischen Sprache mächtig war und daher ohne Dolmetscher mit jenem verhandeln konnte. Und was das Suebische betrifft — das meint wohl der Verfasser mit dem Deutschen —, so denke ich, daß Ariovist es in einem weiteren Umfange beherrscht hat, als es seine nächsten Interessen erforderten, eben weil es seine Muttersprache war. Derartige Entgleisungen machen keinen erfreulichen Eindruck, besonders wenn noch der Druckfehlerteufel tätig ist und z. B. (S. 16 die Arverner in Auverner, oder (S. 17) den lat. Dichter Venantius Fortunatus in Venantibus F. oder (S. 18) die Amsivarier in Amphivarier verwandelt.

2) Voos, Die mündlichen Übungen im neusprachlichen Unterricht. Ein Beitrag zur Methodik des Französischen und Englischen. Hannover und Berlin 1909, Carl Meyer (G. Prior). 80 S. 8. 1 ℳ.

Nach einer Mitteilung des Verfassers verdankt das Büchlein Ausführungen, die aus einem Vortrage hervorgegangen sind, sein Entstehen. Das Thema ist ein äufserst dankbares: wohl keine andere Aufgabe des frz. und engl. Unterrichts leidet so sehr unter den verschiedensten Experimentierversuchen, erfährt so verschiedene — freilich meist nur scheinbare — Lösungen wie gerade der, die Schüler zum „freien“ Gebrauch der Fremdsprache zu bringen. Wie würden wir es dankbar empfinden, wenn ein auf der Höhe der Wissenschaft stehender Methodiker, dem eine langjährige Praxis zur Verfügung stände, dessen Erfolge nicht blofs Blendwerk wären, und der bei wirklichen Erfolgen auch den Nachweis führen könnte, dafs er keinen anderen Zweig des Unterrichts vernachlässigt habe, uns zunächst für eine Art von Schulen in konkreter Weise zeigte, was auf dem Gebiete der Sprechübungen möglich, was wünschenswert, was notwendig ist! Denn dadurch, dafs uns jemand Binsenwahrheiten und pädagogische Gemeinplätze ohne neue Beleuchtung auftischt, wird die Sache blutwenig gefördert. Gern gebe ich zu, dafs der Verfasser des vorliegenden Heftes mit der Literatur wohlvertraut ist: nicht allein die Abhandlung selbst, sondern noch mehr ergibt das der Anhang — er ist doppelt so lang als der Hauptteil —, der eine ziemlich erschöpfende Übersicht und eine im ganzen auch recht zutreffende Charakteristik der einschlägigen Veröffentlichungen enthält. Es greife also zu, wer sich schnell orientieren will, besonders der Seminar- und Probekandidat. Zugleich mufs ich aber bekennen, dafs ich mich vergeblich nach einem neuen Gedanken, nach einem neuen, praktisch gleich ausführbaren Vorschlage umgesehen habe: ein andermal, so rechne ich, wird uns der Verf. angenehm enttäuschen.

Neustadt Wpr. A. Rohr.

P. Félix Thomas, L'Éducation dans la Famille (Les Péchés des Parents). Paris 1908, Alcan. XI u. 255 S. 8. geh. 3,50 Fr.

Wenn Lanfrey einmal sagt, der Hauptfehler der Franzosen sei „le manque de sérieux“, so hat das bittere Urteil nicht nur durch ihn selber, sondern überhaupt durch die wissenschaftlichen Leistungen

Digitized by Google

seiner Landsleute vielfache tatsächliche Einschränkung erfahren. Auch das hier vorliegende Werk des Professeur agrégé de philosophie au lycée de Versailles Dr. Thomas liefert aufs neue den Beweis, dafs gerade französische Schriftsteller in hervorragendem Maße die Gabe besitzen, tiefen sittlichen Ernst mit feinem Geschmacke in der Formgebung zu vereinigen. Der Untertitel Les Péchés des Parents kennzeichnet schon die Richtung, welche er seinen Erörterungen noch ausführlicher in seiner Vorrede anweist: wenn trotz allem, was gerade das 19. Jahrhundert für eine richtigere Behandlung der Jugend getan zu haben sich rühmt, der Erfolg weder in körperlicher, noch in geistiger, noch in sittlicher Hinsicht ganz befriedigt, so soll man nicht immer wieder den Staat allein anklagen, sondern den ersten Grund in Irrtümern und Fehlern der Familie suchen. Daß die Aufgabe, dieses den Eltern vorzuhalten, nicht sonderlich dankbar ist, verhehlt er sich nicht; ihrem Mißbehagen weiß er mit Grazie am Schlusse des Vorwortes zu begegnen, und, was noch wichtiger ist, seine zugleich ernsthaften und doch durchaus maßvollen Darlegungen werden jeden überzeugen, daß hier ein warmer Freund der Jugend aus reichster Erfahrung heraus ganz vorurteilsfrei zum Besten rät. Was an dem Buche nur auf französische Verhältnisse paßt, z. B. die zahlreichen Internate, das Unwesen der Concours u. a., wird man mit Interesse lesen; zu pharisäischer Selbstüberhebung wird, wer vor eigener Tür zu kehren gewohnt ist, gerade in Sachen der Pädagogik nicht eben geneigt sein. Weitaus das meiste, was der Verfasser bringt, werden auch wir als Eltern und Erzieher uns gesagt sein lassen, um so mehr, als Thomas die ganze Entwickelung des Kindes bis zu der Zeit, wo der Erwachsene sich nun selber wieder eine Familie gründet, mit liebevoller Aufmerksamkeit verfolgt. Jedes der 16 Kapitel bietet eine Menge von Einzelheiten, die man mitteilen möchte, um zur Lektüre des ganzen Werkes anzuregen. Wie sehr den Verfasser eines unserer wichtigsten Probleme, das der geschlechtlichen Belehrung, beschäftigt, geht daraus hervor, daß er auch, nachdem er im 6. Kapitel eigens davon gehandelt hat, noch öfter wieder auf den Gegenstand zurückkommt. Mit Recht verficht er die Ansicht, die Eltern müßten durchaus auch in diesem Punkte ihre Pflicht als Erzieher erfüllen, und er gelangt zu diesem Satze, nachdem er die so überaus bezeichnende Außerung des Dr. Pinard, der mit besonderer Energie Aufklärung der Kinder gefordert hatte, mitgeteilt hat: „moi-même j'ai toujours hésité à entretenir mes fils de ces questions et j'ai été heureux d'avoir des gendres médecins pour les instruire". Das ist denn nun doch wirklich ein „manque de sérieux", der nicht damit entschuldigt wird, daß Pinard sich auf eine „imprégnation atavique" beruft.

Von derartigen Ausreden ist der Verfasser unseres Buches ganz frei; er sieht auch der unbequemen Wahrheit und der unangenehmen Notwendigkeit mutig ins Gesicht und weist uns Erziehern entschlossen und klar die Wege, die wir alle zu gehen haben.

Sondershausen. A. Funck.

Digitized by Google

Hermann Müller-Bohn, Die deutschen Befreiungskriege, Deutschlands Geschichte von 1806—1815, veranlaßt und herausgegeben von Paul Kittel. Bilderschmuck von Karl Röchling, Richard Knötel, Woldemar Friedrich und Franz Stassen. Berlin, Paul Kittel. VI u. 944 S. gr. 4. Zwei Bände. 45 *M.*

Die ersten Lieferungen des großen Prachtwerks, die deutschen Befreiungskriege von Müller-Bohn, sind schon in dem Jahrgang 1908 dieser Zeitschrift vom Ref. besprochen worden. Seit Neujahr 1909, wie versprochen, liegt das ganze Werk, das dem Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen gewidmet ist, in zwei Prachteinbänden vollständig vor. Beim Durchblättern desselben achtete Ref. zunächst nur auf die wie Stahlstiche sich ausnehmenden, Zeit und Stimmung kennzeichnenden schwarzen Kleinbilder, die als Anfangs- und Schlußbildchen jedes Kapitel einrahmen, auf die ebenso sorgfältig ausgeführten zahlreichen Porträts der an den großen Ereignissen beteiligten Männer, ferner auf die schwarzen Schlachtenbilder, die Orientierungspläne und besonders auf die farbigen Doppelkunstblätter, überhaupt also auf den Buchschmuck und das andere erläuternde Beiwerk. Dabei vermißte er eine den Feldzug des Jahres 1814 veranschaulichende Kartenskizze, die wegen des häufig wechselnden, sich vor- und rückwärtsbewegenden Kriegstheaters gerade für diesen Feldzug nötig gewesen wäre. Das vierte Buch, die Befreiung betitelt, mit dem der zweite Band anfängt, wird ansprechend eingeleitet durch ein Bild, das Napoleon, in Pulverdampf gehüllt, als Flüchtling mit finstrer Miene auf seinem Rosse zeigt. Über ihm schweben als Rachefurien drei Walküren, die die drei siegreichen Mächte, Preußen, Rußland und Österreich verkörpern, und hinter ihm stürmen seine von Reiterei verfolgten Garden einher. Die Zahl der beigegebenen farbigen Kunstblätter, meist Schlachtenbilder, aber auch andere Szenen darstellend, deren Einzelverkauf untersagt ist, beträgt etwa fünfzig. Ref. betrachtete gerade diese mit wachsender Aufmerksamkeit, als er las, daß Prof. Knötel, der neben Röchling, Friedrich und dem Kunstmaler Stassen für den Bilderschmuck gesorgt hat, auf dem Gebiete der Uniformkunde zuhause ist. Die getreue Nachbildung von Briefen der Königin Luise, Blüchers, des Freiherrn von Stein und Theodor Körners, ferner der Abdruck der schlesischen privilegierten Zeitung, die den Aufruf des Königs ‚An mein Volk' enthält, fingen an, ihn anzuziehen. Er las die herzerfrischenden Briefe Blüchers, besonders die an seine Frau geschriebenen, die immer Kampfesmut und unbeugsame Willenskraft atmen und dabei die menschliche Rücksichtnahme auf das endliche Aufhören des Blutvergießens nicht vermissen lassen. Der großgehaltene Textdruck, der sich lebhaft und angenehm für das Auge von dem Maschinenpapier erster Güte, das durchweg für das Werk benutzt ist, abhebt, und andere Äußerlichkeiten taten das Ihrige, um Ref. zu bestimmen, hinter den Bildern in das Buch selbst zu sehen und zu seinem Studium überzugehen.

Digitized by Google

Und er hat es nicht bereut. Je weiter er in der Lektüre vordrang, umsomehr wuchs sein Interesse.

Packende Schlachtenschilderungen von anschaulicher Lebendigkeit und eingehender Ausführlichkeit wechseln je nach dem Verlaufe der Ereignisse ab mit der Darstellung diplomatischer Verhandlungen, Beratungen und Vorbereitungen für die kommenden Kämpfe. Verf. versteht es eben, plastische Schlachtenbilder zu liefern, die entscheidenden Momente der Feldzüge und Verhandlungen hervorzuheben und klar auszusprechen. Die Stimmung der Volksmassen, die Staatsmänner und Fürsten, Feldherrn und Mannschaften werden im Zusammenhang der Dinge immer von der Seite kurz und treffend gekennzeichnet, von der Verf. sie braucht, ohne daß es zu einer zusammenfassenden Charakteristik der führenden Persönlichkeiten kommt, was allerdings auch mehr Sache der Biographen ist. Der brennende Schmerz, hervorgerufen durch die Schmach der Knechtschaft, die der französische Imperator dem deutschen Volke aufgezwungen hatte, und die Glut der Begeisterung für das leuchtende Ziel der Befreiung, die die Herzen der Dichter erfüllte, kommt in den ausgewählten Liedern und Gesängen zum poetischen Ausdruck. Die Anteilnahme der Denker und Gelehrten an den Gedanken, Empfindungen und Taten der Zeitgenossen, die mit dem Wort, der Feder und dem Schwerte ihr Bestes zu geben suchten, wird ebensowenig vergessen, wie die Beteiligung der Schüler und Studenten an den Kämpfen und Strebungen der Zeit der Befreiungskriege. Auch edle Frauengestalten der großen Zeit, wie die Königin Luise, ferner Schlesiens gefeierte Heldin, die Frau von Bonin, Ferdinande von Schmettau, Johanna Stegen, das Heldenmädchen von Lüneburg, und andere ziehen in Wort und Bild an dem Auge des Lesers vorüber. Als gewandter Stilist, der sich mit der heiligen Begeisterung der von dem Korsen unterdrückten Völker jener schweren und hehren Zeit erfüllt hat, weiß Verf. das Wesentliche der Dinge in lebendiger Darstellung, die von Herzen kommt und zu Herzen geht, eindrucksvoll zu gestalten. Dabei atmet seine Schreibweise nicht etwa einseitigen, ungerechten Haß gegen den herzlosen, selbstherrlichen französischen Kaiser, dessen geniale Feldherrnkunst, „wunderbare organisatorische Tätigkeit" und ruhige Klarheit auch in den gefährlichsten Augenblicken seines Lebens er anerkennt. Die Kapitel ‚Andreas Hofer und die Tiroler, Der Völkerfeldzug nach Rußland, Breslau in den Tagen der Erhebung', die Schilderung des Freiheitsmutes und der Todesverachtung, die die Lützower beseelte, haben Ref. besonders angezogen. Doch führen wir den Verf. redend ein, um ihn selbst nachweisen zu lassen, wie er seine Aufgabe aufgefaßt hat und die Gedanken in eine ansprechende stilistische Form zu kleiden weiß. Auf S. 411 u. 412 kennzeichnet er die Gesinnung des sich zum Befreiungskampfe vorbereitenden

Digitized by Google

preußischen Volkes folgendermaßen: „Erst hatte das Unglück des Vaterlandes gewaltig an den Pfeilern des Staates rütteln, mächtig die Volksseele aufwühlen müssen, die unter dem Drucke staatlicher und polizeilicher Bevormundung, unter dem Zwange alter, verrosteter Bestimmungen eingeschlummert war. Dann hatten die einsichtigen Geister im Staate, die Hellsehenden, wie durch ein Wunderkristall hinabgeblickt in die Tiefen des völkischen und staatlichen Lebens und hatten gesehen, wo es fehlte, wo es mangelte. Ein Stein und ein Hardenberg, ein Scharnhorst und ein Gneisenau hatten mit kühnem Freimut, auch vor dem Throne nicht Halt machend, ihre warnenden und ratenden Stimmen erhoben, ihre Finger in die schmerzende Wunde gelegt und — mit einer Willenskraf und einem Freimut ohnegleichen, unbeirrt durch Verdächtigungen von oben und von unten, jene herrlichen aufbauenden Gesetze geschaffen, welche aus der brütenden, stumpfen gleichgültigen Masse ein sich des Vaterlandes wieder freuendes, sich der in ihm schlummernden Kräfte bewußtes Volk schufen, das seine Geschicke und damit die des Vaterlandes wieder in die eigene Hand nahm. Was dann noch übrig geblieben war an Zweifel, an dumpfen, unklaren Gefühlen, an zögernder Schwäche, das hatte das furchtbare Strafgericht Gottes in Rußland aufgerüttelt, welches gezeigt hatte, daß es noch eine Vergeltung in den Geschicken der Völker gab. Und nun war sie da, die schöne, hehre Zeit. Das Land feierte seine nationale Auferstehung, ein großes deutsches Auferstehungsfest. Aus dem unklaren Nationalgefühl hatte sich immer deutlicher und schärfer ein klares Nationalbewußtsein herausgebildet". Mit Recht wird mehrfach darauf hingewiesen, daß König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, wenn er seine Schüchternheit überwand, ein gesundes militärisches Urteil zeigte und mit Entschiedenheit und Erfolg für seine Ansicht einzutreten wußte, wie während der Schlacht bei Dresden (S. 614), vor der Schlacht bei Kulm (S. 625) und im Winterfeldzuge von 1814 (S. 776), wo sich der oft kleinmütige und ratlose Fürst Schwarzenberg, der nach Mißerfolgen immer nur an den Rückzug dachte, gerade durch den Einfluß des preußischen Königs zu der siegreich verlaufenen Schlacht bei Bar-sur-Aube förmlich drängen ließ. Auch eine andere Stelle des Buches möge erwähnt werden, die die Fähigkeiten und Verdienste Blüchers und Gneisenaus vergleichend abwägt und erkennen läßt, wie sehr Gneisenau, den Treitschke den ersten Feldherrn des verbündeten Europas nennt, der Ergänzung durch den Marschall Vorwärts nicht nur bedurfte, sondern es auch in neidloser Hochschätzung Blüchers bekannte. Es war nach dem nächtlichen Siege der Preußen bei Laon, wo Blücher krank darniederlag und Gneisenau, der doch sonst vor kühnen Taten nicht zurückschreckte, sich nicht zu einer kräftigen Ausnutzung des Sieges aufraffen konnte. „Fest steht", sagt Verf. auf S. 791, „daß,

Digitized by Google

so sehr auch der Rat Gneisenaus bei allen kriegerischen Unternehmungen den Ausschlag gegeben hatte, auf dem Schlachtfelde der geniale Chef des Generalstabs den Feldmarschall nicht zu ersetzen vermochte, wie er später selbst offen bekannt hat. Blüchers gebieterischer Wille, sein Flammenblick, das Ganze, Große, Hinreißende seiner Feldherrnpersönlichkeit hatte im entscheidenden Augenblicke gefehlt".

Verf. hat, soweit Ref. sehen kann, die ganze einschlägige Literatur, Tagebücher, Briefwechsel, Denkwürdigkeiten, die Arbeiten des preußischen Generalstabs, wissenschaftliche Abhandlungen, Biographien und Bearbeitungen des ganzen Zeitraums von Arndts Schriften bis auf Friederichs Buch, Der Herbstfeldzug 1813, dessen dritter Band vorliegt, und Jansons Werk, Der Feldzug 1814 in Frankreich, dessen zweiter Band 1905 erschienen ist, in selbständiger Weise seinen Zwecken dienstbar gemacht, auch mit glücklichem Griff zitiert. Daß er, wo es angängig ist, gern den Spuren Ludwig Häussers und Heinrich von Treitschkes, der Meister historischer Darstellungskunst, folgt, entspricht seiner Stimmung und dem Zwecke des Buches. Daneben sind englische und französische Werke von ihm benutzt worden. Von der neuesten Literatur vermißt Ref. Max Lehmanns bedeutendes Buch, Freiherr vom Stein, dessen dritter Band im Jahre 1906 veröffentlicht worden ist, ferner Neubauers Bearbeitung desselben Zeitraums, Preußens Fall und Erhebung, die aber kaum herangezogen werden konnte, da sie erst im Jahre 1908 im Buchhandel erschienen ist.

Verf. schreibt für die gebildeten Deutschen, die er für die große Zeit, deren Gedächtnis sich bereits in Jahrhundertfeiern zu erneuern angefangen hat; ja er zieht den Kreis der ihm vorschwebenden Leser, was der Ton der Darstellung auch an vielen Stellen erlaubt, noch etwas weiter, sonst würde er nicht erklären, wer Andromache, wer Fabius Kunktator gewesen ist, was ‚pourparler' bedeutet usw. Für die reifere Jugend unserer höheren Lehranstalten, die sich durch die angedeuteten Erklärungen nicht stören lassen wird, ist das Werk zur Lektüre, die belehrend und erhebend wirkt und die Erkenntnis fördert, daß wahrhaft Großes nur durch Einsetzen der ganzen Kraft des Menschen und durch selbstlose Betätigung vaterländischer Gesinnung zu erreichen ist, daß der Einzelne mit der Gesamtheit steht und fällt, wie geschaffen. Der hohe Preis des Buches, der sich durch den Umfang und die kostbare Ausstattung wohl erklärt, macht aber vielen seine Anschaffung unmöglich. Umsomehr sollten aber die Bibliothekenverwalter, denen die Regelung und Förderung der Schülerlektüre anvertraut ist, ihren Einfluß für den Ankauf aufbieten; auch die der Kriegervereine würden unter ihren gebildeten Kameraden gewiß dankbare Leser finden.

Es würde Ref., da es viel leichter ist, Ausstellungen zu

Digitized by Google

machen, als selber ein derartiges Buch zu schreiben, nicht schwer fallen, auf Druckfehler, die auch vorkommen, einmal sogar zwei auf einer Seite, auf kleine Anachronismen, einige Irrtümer aufmerksam zu machen, die Auffassung Verf.s derjenigen anderer Schriftsteller gegenüberzustellen; er wird es sich aber versagen, da er sich die Freude an dem Buche, die er gehabt hat und die er andern Lesern verschaffen möchte, nicht im mindesten beeinträchtigen will.

Stargard i. Pomm. R. Brendel.

Karl Schlemmer, **Leitfaden der Erdkunde für höhere Lehranstalten.** Dritter Teil: Lehrstoff für die oberen Klassen. Physische Erdkunde. Die Erde und das Leben. Mit 26 Abbildungen. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. 86 S. 8. 1,40 ℳ.

Der 1. und 2. Teil von Schlemmers Leitfaden der Erdkunde ist bereits im Jahre 1897 erschienen und liegt jetzt in 3. Auflage vor. Dies ist ein Beweis dafür, daß diese beiden Teile sich unter den Lehrbüchern der Erdkunde, deren Zahl nicht gering ist, gut eingebürgert haben. Alle drei Auflagen sind in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" von mir eingehend besprochen worden.

Da die Schlemmerschen Lehrbücher der Erdkunde auch an mehreren Realgymnasien eingeführt sind, so stellte sich das Bedürfnis heraus, noch einen 3. Teil den beiden ersten hinzuzufügen; denn in den Realgymnasien bildet die Erdkunde auch in den oberen Klassen einen besonderen Lehrgegenstand, dem wöchentlich eine Stunde zugewiesen ist. In dieser läßt sich der in dem Schlemmerschen Lehrbuch gebotene Stoff gründlich durcharbeiten.

Auf den Gymnasien bildet die Erdkunde in den oberen Klassen keinen besonderen Unterrichtsgegenstand, sondern es sollen in jedem Halbjahr einige Geschichtsstunden zu zusammenhängenden Wiederholungen verwandt werden. Da nun schon die Stunden für den Geschichtsunterricht sehr knapp bemessen sind und namentlich bei den kombinierten Primen viel Zeit durch die notwendigen Wiederholungen zur Reifeprüfung verbraucht wird, so scheint es mir fast unmöglich zu sein, den im Schlemmerschen Lehrbuch gebotenen Stoff in den Gymnasien durchzuarbeiten. Daran trägt selbstverständlich das Schlemmersche Buch keine Schuld; es reiht sich vielmehr völlig ebenbürtig den bereits als gut anerkannten beiden ersten Teilen an.

In der Vorrede bemerkt der Verfasser, daß der dritte Teil seines Leitfadens genau den Bestimmungen der preußischen Lehrpläne vom 29. Mai 1901 entspreche, und zwar mit Recht; denn er bietet nur „die Grundzüge der allgemeinen physischen Erdkunde und einiges aus der Völkerkunde", die „mathematische Erdkunde" behandelt er nicht, da sie nach den preußischen Lehrplänen dem Lehrer der Mathematik überwiesen ist. Auch die

Digitized by Google

Lehre vom Magnetismus der Erde, der Elektrizität der Luft u. a. ist nicht in dem Leitfaden behandelt, sondern dem Lehrer der Physik überlassen. Die Auswahl des Stoffes ist äußerst praktisch, nur das, was jeder Gebildete wissen muß, wird in einer leicht verständlichen und äußerst geschickten Form geboten. Mit Vergnügen und ohne Ermüdung kann man das Buch lesen und mit voller Befriedigung weglegen, um sich gelegentlich über Fragen der physischen Erdkunde Rat zu holen.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile: 1. Physische Erdkunde und 2. Die Erde und das Leben. Der erste Hauptteil umfaßt vier Abschnitte: 1. Die feste Erdrinde und ihre Entstehung, 2. Das Wasser auf der Erde, 3. Die Lufthülle der Erde, 4. Umgestaltung der Erdrinde durch von außen und von innen wirkende Kräfte.

Der zweite Hauptteil behandelt: 1. Die Verbreitung der Pflanzen und Tiere und 2. Den Menschen und die Erde.

Die Entstehung der Gesteine ist durch eine Anzahl guter Abbildungen verständlich gemacht; eine wohlgelungene Abbildung trägt zum Verständnis oft mehr bei als eine lange Auseinandersetzung.

Was der Verfasser über die „Wärme der Luft“ auf S. 23 sagt, scheint mir nicht ganz klar zu sein, ebenso auf Seite 25, Abschnitt 3. „Eine Übersicht über die Verteilung der Wärme auf der Erdoberfläche bieten Karten, auf denen die Orte mit gleicher Wärme durch Linien, Isothermen, verbunden sind“. Hiermit meint der Verfasser offenbar die Jahresmittel-Temperatur der einzelnen Orte; so, wie es gesagf wird, ist es etwas unverständlich und unklar. Ebenso scheint mir das auf Seite 28 unten Gesagte nicht bestimmt genug ausgedrückt zu sein.

Auf Seite 31, Absatz 2 heißt es: „Die mit der Abkühlung der Luft verbundene Verdichtung des Wasserdampfes zeigt sich in verschiedenen Formen“. Dafür möchte ich folgende Fassung empfehlen: „Bei der Abkühlung des Wasserdampfes verdichtet sich dieser und erscheint in verschiedenen Formen“.

Auf Seite 34, Zeile 20 ist ein Druckfehler, statt „auf dessen kühleren, aber trockneren Nordseite bei 5600 m“, muß stehen auf dessen kühlerer, aber trocknerer Nordseite bei 5600 m.

Seite 52 ist eine Stelle verdruckt. Es muß heißen: „Am großartigsten entwickelt sind die Korallenbauten in Westindien, im Großen und im Indischen Ozean“.

Auf Seite 55 Zeile 3 ist „wandern“ zu streichen, Zeile 5 fehlt hinter „Hinterpommerns“ ein Komma und hinter „Feld“ muß es fortfallen.

Auf Seite 82, Abschnitt 2 ist nicht richtig zitiert, es muß statt Il. II 235 u. XXIII 702 heißen Il. II 449 u. XXIII 703. In Absatz 3 auf derselben Seite möchte ich für „Stamm“ lieber den Ausdruck „Geschlecht“ haben. Auf Seite 6, Anm. ist der Akzent bei ἀρχαῖος unrichtig, auch muß es ζῶον und nicht ξῶον heißen.

Digitized by Google

Abgesehen von den aufgeführten Versehen und Druckfehlern ist das Buch ausgezeichnet durch eine seltene Korrektheit im Ausdruck und eine außerordentliche Gewandtheit in der Darstellung. Überall tritt ein gründliches Studium der einschläglichen Literatur zu tage, so daß es nach jeder Richtung hin als eine Zierde der Schulbücher mit Freuden von allen Fachgenossen begrüßt werden muß und ihm die größte Verbreitung zu wünschen ist.

Belgard (Persante). J. Heling.

---

1) O. Behrendsen und E. Götting, Lehrbuch der Mathematik nach modernen Grundsätzen. A. Unterstufe. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. VI u. 254 S. 8. geb. 2,80 *M*.

Dieses Buch stellt die erste Bearbeitung des Lehrstoffes der Elementarmathematik vor, die in Deutschland von ihrem ersten Erscheinen an die Gedanken der Meraner Unterrichtsreformen berücksichtigt, ja sie für sich hat maßgebend sein lassen. Es ist aus diesem Gesichtspunkte eine bemerkenswerte Leistung und wird gewiß bald in den Händen vieler Lehrer sein, die mit der Sache sich auseinanderzusetzen Veranlassung haben. Es zeigt so recht, welche Schwierigkeiten wir in Deutschland zu überwinden haben, zugleich, daß die Meraner Vorschläge keineswegs so grundstürzend und so viel Neues bringend sind, wie von ihnen gefürchtet oder gehofft wird.

Wer das Buch kennen lernt, ohne von den Neuerungsgedanken viel zu wissen, wird keine großen Abweichungen in der Auswahl und der Behandlung des Stoffes von dem üblichen finden. Nur zwischen die einzelnen, bekannten Kapitel eingestreut werden ihm einige Neuerungen entgegentreten, aber so leicht nur mit den übrigen verbunden, daß ihre etwa wünschenswerte Ausscheidung oder Übergehung den Anhängern des Alten leicht gelingt. Er wird, wenn äußere Umstände ihn nötigen, das Buch seinem Unterricht zu Grunde zu legen, keineswegs sich besonderen Zwang anzutun haben. Vielleicht, daß in der Darstellung des Gewöhnten, in der Ableitung und Fassung der Lehrsätze ihm das eine oder andere nicht befriedigt, im ganzen wird er sich auf bekannten Pfaden bewegen, den ungewohnten ausbiegen können.

Der Freund der Unterrichtsreform dagegen wird beinahe einer größeren Schwierigkeit begegnen. Er wird den Wunsch hegen, die Notwendigkeit empfinden, die leitenden neuen Gedanken den ganzen Stoff durchdringen zu lassen, das Alte und das Neue zu einer Einheit zusammenzufassen, und er wird vielleicht empfinden, daß das Buch ihm nicht überall die erwartete Unterstützung gewährt.

Die Schwierigkeiten, die sich für ihn herausstellen, sind eben doch die, die allgemein werden empfunden werden, wo immer es sich darum handelt, die Stoffeinteilung, die die offiziellen Lehrpläne bieten, unverändert beizubehalten und sie nun der ver-

Digitized by Google

änderten Methode, der neuen Behandlungsweise zu unterwerfen. Es wird eben ohne eine gewisse Sichtung und Umordnung des Stoffes nicht abgehen und sie findet vielfach einen Widerstand, der viel mehr von innen als von außen kommt. Denn die Schulverwaltung, wenigstens in Preußen, hat oft und deutlich genug es ausgesprochen, daß den von ihr veröffentlichten Lehrplänen keineswegs der bindende Charakter zukäme, den man ihnen oft zuschreibt, daß innerhalb ihres Rahmens viel Bewegungsfreiheit gegeben werden könne und solle. Benutzt wird diese Freiheit allem Anscheine nach noch nicht so sehr, wie es wünschenswert wäre. In literarischen Erscheinungen tritt das noch nicht hervor. Freilich, da ist es auch kaum möglich. Ist doch knapp ein Zeitraum von fünf Jahren verstrichen, seit die allerdings schon länger vorhandene Reformbewegung weitere Kreise ergriff. Und in dieser kurzen Zeit können Erfahrungen, die zu einer radikaleren Umformung eines Lehrbuchs führen könnten, von einem Einzelnen kaum erworben werden.

So wird die Eigenart des vorliegenden Buches als eine Kompromißbildung zu verstehen und zu würdigen sein. Es wird ihm aus dieser Kennzeichnung keineswegs ein Vorwurf erwachsen dürfen. Vielmehr wird man anzuerkennen haben, daß die Verfasser als Wegweiser ihre Erfahrungen den Fachgenossen mitzuteilen sich entschlossen haben, gewiß mit dem Bewußtsein, daß sie nur einen der gangbaren Wege eingeschlagen haben und mancher andere neben ihm sich bietet, der auch zum Ziele führt. Es wäre aber unrecht, ihnen unterzulegen, sie wären der Ansicht, daß sie den besten, den schnellsten, den einzigen Weg hätten weisen wollen.

2) **Hermann Thieme, Die Elemente der Geometrie.** (Grundlehren der Mathematik. Für Studierende und Lehrer. II. Teil. 1. Band.) Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. XII u. 394 S. 8. 8 *M*, geb. 9 *M*.

Für „Studierende und Lehrer" ist das Werk bestimmt, dessen einer, zuerst vollendeter Teil zur Besprechung steht. Es ist auch ein moderner Gedanke, der in diesem Unternehmen seine Verwirklichung findet. Nicht zum ersten Male vielleicht, da die Weber-Wellstein'sche Enzyklopädie der Elementarmathematik ja eine ähnliche Bestimmung hat, aber der mehrfach unternommene Versuch zeigt doch, daß der Gedanke die Geister vielfach bewegt und verschiedenartige Ausführung finden kann.

Einstmals waren es ja R. Baltzers Elemente der Mathematik, die dem an Kenntnissen und Jahren schon vorgeschrittenen Mathematiker ein System der Elemente seiner Wissenschaft in streng logischem Aufbau vorzuführen unternommen hatten. In mehrfacher Auflage viel verbreitet, ist das treffliche Buch doch jetzt als veraltet zu bezeichnen, hat eine Neubearbeitung nicht erfahren und ist allmählich auf dem Büchermarkt selten geworden.

Digitized by Google

H. Thieme, dem ja schon manche Arbeit auf dem Gebiete der Verarbeitung von Ergebnissen moderner mathematischer Untersuchungen verdankt wird, hat es unternommen, einen der Gegenwart entsprechenden Ersatz des Baltzerschen Werkes zu schaffen, wenigstens was das Gebiet der elementaren Geometrie anlangt. Die Elemente der Planimetrie, der Stereometrie und der Trigonometrie liegen, einschließlich der Anfangsgründe der analytischen Geometrie der Ebene und des Raumes, in streng systematischer Darstellung vor, überall begleitet von Hinweisen auf die historischen Quellenschriften und auf die grundlegenden Werke, aus deren Studium dem Verfasser sein Werk erwachsen ist. Denn „das Werk erhebt nicht den Anspruch, die Frage der wissenschaftlichen Begründung der Geometrie selbständig weiter zu führen, es soll denen, die nicht selbst alle jene Bücher und Abhandlungen zur Verfügung haben, die Möglichkeit gewähren, ohne weitgehende Vorstudien eine exakte Begründung der Elemente kennen zu lernen". Gleichzeitig freilich ist der Umkreis der dargestellten Lehren gegenüber dem entsprechenden Teile jenes älteren Werkes nicht unerheblich erweitert. Eine Reihe von Untersuchungen, die dort fehlen, sind hinzugefügt, so z. B. in § 31, wo unter den besonderen Eigenschaften der Dreiecke der Grebe'sche Punkt, die isodynamischen und Brocard'schen Punkte behandelt sind, ferner im § 35, wo die Grundfragen der Geometrographie kurz erörtert werden. Sehr belehrend und manches Neue bietend sind auch die § 33 und 34 über Methoden für die Auflösung geometrischer Aufgaben und über Konstruktionen mit vorgeschriebenen Hilfsmitteln. In der Stereometrie sind von besonderer Eigenart und Ausführlichkeit die § 13 über Polyeder, 19 über Parallelflach und Tetraeder, während in § 7, entsprechend früheren literarischen Bemühungen des Verfassers, denen die neuere Methodik erhöhte Bedeutung zuweist, grundlegende stereometrische Konstruktionen behandelt werden.

Man hat durchaus den Eindruck, daß das Gegebene seinem Zweck vollkommen entspricht und kann den noch ausstehenden drei Teilen, in denen W. F. Meyer die geometrischen Gebilde vom Standpunkt der Verwandtschaft und unter besonderer Berücksichtigung der Begriffe von Gruppe und Invariante behandeln wird, sowie der Arithmetik, die von C. Färber, und der Algebra, die von E. Netto bearbeitet werden, mit gutem Vertrauen entgegensehen.

3) Felix Müller, Führer durch die mathematische Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der historisch wichtigen Schriften. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. X u. 252 S. 8. 7 *M*, geb. 8 *M*.

Es ist das Ergebnis unermüdlichen Sammelfleißes ebensowohl als gründlicher Sachkenntnis, das der um die mathematische Bibliographie auch sonst schon hochverdiente Verfasser seinen Fachgenossen in

Digitized by Google

diesem Werke vorlegt. Man könnte vielleicht sagen, daß es überflüssig sei, sofern ja die Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften vor jedem ihrer Artikel eine wohlgewählte Bibliographie des Gegenstandes bringt und in den Verweisungen unter dem Text die irgendwie bedeutsamen Monographien aufzählt. Immerhin wird die Ausdehnung des letzten Unternehmens bewirken, das die Zahl seiner Abnehmer nicht zu weit reicht. Selbst für manche Anstaltsbibliothek gehen die Kosten über das Verfügbare hinaus. Und doch braucht gerade der Fachmathematiker an den höheren Lehranstalten entlegener Orte einen Ausweis über die Literatur irgend einer Frage, die ihn beschäftigt oder auf die weiter einzugehen er die Absicht hegt. Für ihn oder für die Bibliothek seiner Anstalt mag da in der neuen Erscheinung das Bedürfnis gedeckt sein. Er findet bei ihr für jede Disziplin die ganze Literatur zusammengestellt, die für ihn irgend in Betracht kommen kann, die bedeutendsten Gesamtdarstellungen, diejenigen Einzelschriften, die die Entwickelung der Probleme gefördert haben, historische Darstellungen des Entwicklungsganges. Die Disposition des Buches geht sehr ins Einzelne, so daß die Übersicht für den Suchenden erleichtert ist, Werke und Abhandlungen, die für mehrere Fragen von Bedeutung sind, sind an jeder Stelle neu aufgeführt, so daß der Benutzer sicher sein kann, daß etwas Wesentliches ihm nicht unbekannt bleibt. Absolute Vollständigkeit ist wohl nicht erreicht, mag wohl auch nicht erstrebt worden sein. Innerhalb der Grenzen des Wesentlichen ist sie doch vorhanden. Und nur darauf kann es ankommen. Was mehr zu bedeuten hat, das ist die unbedingte Verläßlichkeit der bibliographischen Angaben, die genaue, wörtliche Wiedergabe des Titels, die gewissenhafte Angabe des Ortes, wo die einzelne Abhandlung veröffentlicht worden ist. Selbst wo einmal ein Versehen nachgewiesen werden könnte, — daß peinlichste Genauigkeit der Grundsatz des Verfassers bei der Herstellung gewesen ist, ist für jeden einleuchtend, der die Bogen des Buches durchblättert.

Für die Förderung mathematischer Studien ist das Buch gewiß von nicht geringer Bedeutung. Es wird seine Bestimmung wie in den Händen mathematischer Lehrer, auch in denen der Studierenden der Mathematik erfüllen können. Die historische Auffassung der mathematischen Wisssenschaften die Berücksichtigung des allmählichen Entstehens und der aufeinanderfolgenden Lösungsversuche der Probleme, ist ja etwas, was die gegenwärtige Beschäftigung mit ihnen von einer früheren unterscheidet. Selbst wenn der Dozent beim Vortrag diese Seite nur andeutend behandeln kann, weil vielleicht die Zeit ihm zu knapp bemessen ist, — er wird doch nicht mehr versäumen auf sie hinzuweisen und die selbständige Tätigkeit seiner Hörer für diese Seite ihrer Belehrung anzuregen. Da mag das F. Müllersche Buch der ge-

Digitized by Google

nauere Ratgeber sein, ein selten oder niemals trügender Wegweiser zu den Quellen der wissenschaftlichen Erkenntnis. Und schon ehe der junge Student in den Hörsaal der Universität eintritt, weist vielleicht sein Lehrer, zu dem er doch gewiß kraft des gemeinsamen Interesses ein regeres Verhältnis gefunden hat, ihm auf diesen Führer hin, besonders wenn der Ältere selbst ihm für gute Dienste sich verpflichtet weiß.

Pankow b. Berlin. Max Nath.

---

1) W. Heering, Leitfaden für den biologischen Unterricht in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten. Mit 206 Abbildungen. Berlin 1908. Weidmannsche Buchhandlung. XI u. 319 S. 8. 4 M.

Die Biologie hat der Allgemeinheit in den letzten Menschenaltern fast noch mehr gegeben durch die Probleme, die sie sich stellte, und durch die Methoden, mit denen sie diesen Problemen beizukommen suchte, als durch das erarbeitete Wissen. Daher fordert, unter Zustimmung aller zum Urteil Berufenen, der bekannte Erlaß des Pr. Kultusministers, daß der biologische Unterricht auf den Oberklassen darauf gerichtet sein solle, die Schüler in die Eigenart biologischer Forschung einzuführen. Verf. des vorliegenden Lehrbuches hat aber zweifellos ebenso Recht mit seinem Hinweis (S. III), der Leitfaden für den biologischen Unterricht der Oberklassen müsse den Zusammenhang zwischen den Einzelbeobachtungen wahren und solle nicht nur als Grundlage des Klassenunterrichts dienen, sondern auch zur Anregung und Anleitung eigener Beobachtungen der Schüler (S. IV). Beide nur scheinbar widerstrebende Äußerungen lassen sich vereinigen in der Forderung, die Dannemann vor kurzem dahin formuliert hat, die naturwissenschaftlichen Lehrbücher müßten sich heutzutage die Aufgabe stellen, die Selbstbetätigung der Schüler in den Vordergrund zu rücken, müßten also auf „praktisch heuristischer Grundlage" aufgebaut sein.

Aber es wäre trotzdem unbillig, nur diesen Maßstab an ein Lehrbuch der Biologie für die Oberklassen anzulegen, weil auf diesem Gebiet beinahe noch alle didaktische Arbeit zu leisten ist, jeder einzelne vorläufig nur ein Pfadsucher sein kann. Auch gehört zu der oben skizzierten Aufgabe als wesentlicher Teil die zweckentsprechende Stoffauswahl, welche durch die Tätigkeit der Unterrichtskommission deutscher Naturforscher und Ärzte zwar zum größten Teile, aber doch noch nicht in allen Einzelheiten geboten ist. Ich möchte also zunächst nachdrücklich betonen, daß Verf. in der Auswahl und Anordnung des geeigneten Lehrstoffes viel anerkennenswerte Arbeit geleistet hat, so daß trotz aller notwendigen Beschränkung doch ein eindrucksvolles Gesamtbild dessen entsteht, was die Biologie zur Bildung und Weltanschauung unserer Zeit beigetragen hat. Er beginnt mit einer kurzen Ge-

Digitized by Google

schichte der Zellenlehre, kommt durch die Formbeschreibung der Einzelkörper und durch die Schilderung ihrer Lebenserscheinungen auf die Fundamentaleigenschaften der Zellen und auf ihre Physiologie, behandelt dann den Aufbau der vielzelligen Pflanzen und ihre Lebenserscheinungen im allgemeinen, weiter den Einfluß der physikalisch-chemischen Bedingungen des Standorts auf den Bau der Pflanzen und geht nun über zu dem Kapitel (5) „Zusammenleben der Pflanzen" und (6) „Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren". In entsprechender Weise ist der zoologische Lehrstoff dargeboten. Eine Pflanzen- und Tiergeographie folgt (Kap. 9), der Mensch, seine Rassenmerkmale, die Entwickelung seiner Kultur und sein Eingreifen in die Verbreitung der übrigen Organismen wird im 10. Kapitel geschildert, im 11. der Kreislauf des Stoffes und die Kontinuität der lebendigen Substanz. Das 12. Kapitel endlich (die Organismen und die Außenwelt, das Geistesleben des Menschen) gibt eine Physiologie, die als Grundlage der Psychologie gedacht ist.

Man erkennt, daß hier nicht nur eine wohldurchdachte Disposition des Stoffes vorliegt, sondern auch ein Arbeitsplan, der von den einfacheren Problemen zu ihrer immer vielfältigeren Verknüpfung führt. — Wenn ich trotzdem das Buch noch nicht für eine vollentsprechende Grundlage der praktischen Unterrichtsarbeit halte, so finde ich seine Mängel darin, daß im Einzelnen nicht selten gerade das fehlt, was zu einer intensiven, wirklich allgemein bildenden Unterrichtsarbeit am geeignetsten erscheint, bezw. zuweilen da die Vertiefung, wo sie aus didaktischen Gründen am notwendigsten ist. — Es geht aber wohl aus dem Ton der Besprechung zur Genüge hervor, daß es sich in dem Folgenden nicht um ein „Fehleraufstechen" handeln soll, sondern vielmehr um eine kollegiale Unterstützung. Denn schließlich ist die schwierige und wichtige Aufgabe, an die sich Verf. gemacht hat, uns Biologielehrern insgesamt aufgetragen.

Es fällt mir auf, daß Verf. vielfach Exoten als Beispiele für Lebenserscheinungen und Baueigentümlichkeiten heranzieht, wo er ebensogut einheimische Organismen hätte wählen können. Diese bieten doch jedenfalls den Vorteil, daß eine selbständige Beschäftigung der Schüler mit ihnen möglich ist. Außerdem halte ich es für besonders wünschenswert, daß die einheimische Natur den Schülern durchsichtig wird. Einige Beispiele für diese ungeeignete Stoffauswahl folgen weiter unten in anderem Zusammenhang, sind aber auch darüber hinaus im Buche zu finden.

Ein zweiter Einwand gegen des Verfs. Darbietungen geht dahin, daß er zuweilen gerade solche Details vernachlässigt, die eine intensive Beschäftigung mit denjenigen allgemeinen Ideen gewährleisten, die dem Schüler auf dieser Stufe nahegebracht werden sollen. So stehen denn diese Ideen selbst nicht selten zu wenig vermittelt und begründet im Buche da. Um den Begriff

Digitized by Google

der Zelle recht klar und scharf erfassen zu lassen, verläßt Verf. (m. E. mit Recht) den historisch gewiesenen Weg und geht von den Formen und Lebenserscheinungen der Einzelligen aus. Er strebt dabei dem Ziele zu, verständlich zu machen, daß es, obwohl die Zelle das Elementarorgan der Organismen ist, dennoch unendlich viele Arten von Zellen, ja artlich verschiedenes Protoplasma gibt. Dieser Gedanke wird aber weder so klar, wie er hier steht, im Buche ausgesprochen, noch findet man in genügendem Maße die Grundlagen, ihn zu erarbeiten. Ich meine, durch Nachweis erst der wirklich vorhandenen Verschiedenheiten in Zusammensetzung und Funktion des Protoplasmas und davon, daß unsere Forschung eben nur erst das Vorhandensein dieser Verschiedenheit festgestellt hat, ohne sie doch genau erkannt zu haben, wird klar, was Verf. mit seinem Ausspruch über „das Leben" auf S. 40 zeigen will. Es wäre also z. B. ein etwas genaueres Eingehen auf die an sich schon so interessanten Stoffwechselvorgänge der Bakterien und bei dieser Gelegenheit auf Enzyme und Enzymwirkungen am Platze gewesen. Verf. erwähnt letztere zwar an verschiedenen Stellen, bespricht sie aber nirgends so, daß der Schüler erkennen könnte, welche allgemeine Bedeutung für die Lebensprozesse sie haben. Auch kommt es bei der Schilderung der Stoffwechselvorgänge der Bakterien nicht zu der wünschenswerten Klarheit, weil die Ernährungs- als stoffschaffende Prozesse nicht immer mit genügender Schärfe von den Energie schaffenden gesondert sind. So z. B. ist die S. 16 geschilderte Lebenstätigkeit der Schwefelbakterien ebenso eine Veratmung des Schwefelwasserstoffs, wie die S. 17 erwähnte Verbrennung der aufgespeicherten Schwefelkörnchen. Die ebenda genannten Nitrit- und Nitratbakterien „ernähren" sich nicht von Ammoniak bezw. salpetriger Säure, sondern veratmen diese Stoffe.

Wenn ferner Verf. S. 46 u. 273 mitteilt, die Forschung habe ergeben, daß der Kern als Träger der Vererbung anzusehen ist, so erinnern wir uns doch, welch einen weiten, lange im Dunkeln führenden Weg die Wissenschaft zurückgelegt hat von den Mendelschen Vererbungsgesetzen an bis zu jenem vom Verf. gemeinten „Ergebnis" der Forschung, fragen also, was dem Schüler jene apodiktische Mitteilung bedeuten kann ohne jeden Versuch, ihn bekannt zu machen mit den Hypothesen, Methoden und Experimenten, die uns ein etwas klareres Bild von dem Vorgang der Vererbung gegeben haben. Hält Verf. diese Übermittelung für unmöglich, so hätte er m. E. auch jenen Satz unterdrücken sollen.

Verf. hat wohl erkannt, daß die Planktonorganismen vorzüglich geeignet sind, gewisse Probleme der modernen Biologie dem Schüler näher zu bringen, aber er behandelt vorwiegend nur das Meeresplankton, ja äußert (S. 97), das Süßwasser enthalte vielleicht überhaupt keine echten planktonischen Formen. Tat-

Digitized by Google

sächlich führt er z. B. keine planktonischen Süßwasserkrebse auf, sondern nur pelagische u. ä. d. A. Er schildert die Schwebevorrichtungen (S. 93) nicht umfassend und gründlich genug und hebt überhaupt diejenigen allgemeinen Begriffe, die das Plankton — gerade auch das überall zugängliche Süßwasserplankton — in klassischer Weise vorführt, nicht klar genug heraus: die Variabilität, direkte Anpassung und das Fluktuieren des Lebens als Funktion der physikalisch-chemischen Bedingungen. Es berührt wunderlich, wenn Verf. (S. 98) das „An- und Abschwellen der Planktonmassen in den Tropen“ anführt, während doch jeder einheimische Tümpel diese Erscheinung zeigt und die Möglichkeit bietet, nach der kausalen Bedingtheit dieser Erscheinung zu forschen, die allerdings noch nicht genügend erklärt ist. — Für ebenso ungeeignet halte ich es, daß Verf. als Benthospflanze von bestimmter Eigenschaft den nordamerikanischen Ranunculus Purshii erwähnt und bildlich vorführt (S. 100), statt die große Menge einheimischer Pflanzen zu einer Darstellung der in Rede stehenden Erscheinung zu verwenden.

Aus anderen Gründen kann ich mich nicht einverstanden damit erklären, daß Verf. in dem Kapitel „Die Organe der Pflanze, ihr Bau und ihre Funktion“ sich lediglich auf die Blütenpflanzen beschränkt. Erst durch Hinzuziehung der Gefäßkryptogamen und der Moose wäre die Schilderung eindrucksvoll und dieser Stufe angemessen geworden. Aus schon weiter oben nahe gelegten Gründen hätte ich ferner gern die ganze Darstellung der Pflanzen- und Tiergeographie entbehrt, die doch schließlich als zusammenhängende Darbietung der Erdkunde angehört, wenn statt dessen eine auf Autopsie gegründete und auf sie gerichtete Schilderung der einheimischen Pflanzenformationen gegeben wäre. Von diesen bringt Verf. nur den Wald (S. 104), zudem in viel zu dürftiger Ausführung. — Bei der Darstellung der Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren (S. 119 ff.) gibt H. m. E. zuviel rein Wiederholendes, selbst der Ton des Vortrags wird nicht neuartig und wohl auch nicht hoch genug gegriffen. Noch schärfer tritt das hervor in der vergleichenden Anatomie und Physiologie der Tiere, wie ich die Ausführungen S. 161 ff. kurz, allerdings Inhalt und Vortrag nicht ganz treffend, benennen möchte. Hier tritt nämlich viel zu stark eine teleologische Betrachtungsweise hervor. So z. B. heißt es (S. 174): „Die Zunge ist als ein Hilfsorgan bei der Nahrungsaufnahme anzusehen. Sie dient zur Prüfung der Nahrung, ist in vielen Fällen aber auch in mehr oder minder auffälliger Weise direkt in den Dienst der Nahrungsaufnahme gestellt. Außer zur Aufnahme flüssiger Nahrung durch Lecken ist sie bei manchen Tieren als Greif- oder Fangorgan ausgebildet. Bekannt ist die Verwendung der Zunge beim Rinde oder bei der Giraffe als Greifzunge, beim Laubfrosch, Chamäleon, beim Specht als Fangzunge“. — Ich wüßte nicht, was hiervon

Digitized by Google

nicht schon auf Quinta dargeboten werden könnte. Hier müßte m. E. ein ganz neuer Standpunkt der Betrachtung gewählt werden, als welchen sich der der wissenschaftlichen vergleichenden Anatomie von selbst darbietet.

Im allgemeinen ist also dem Buche an nicht wenigen Stellen eine größere Vertiefung zu wünschen, um wirklich in die Eigenart biologischer Forschung einzuführen. Wäre es dadurch — bei Festhaltung des mäßigen Umfanges — nicht ganz so lückenlos geworden, so hätte sich dennoch besser gezeigt, was Verf. berechtigter Weise zeigen will, daß nämlich die Biologie beinahe nirgends hypothesenfrei arbeitet und vorläufig arbeiten kann. Dann wären auch die gutgemeinten Warnungen wirkungsvoller gewesen, die Verf. reichlich einstreut, nicht Tatsachen der Erfahrung mit Hypothesen und Theorien zu verwechseln. Ein „getreuer Eckhardt" ist nicht nach dem Geschmack der reiferen Jugend, wohl aber ein Führer, der sie lehrt, selber eindringend und scharf zu sehen, und sie dazu bringt, sich eigene Gedanken machen zu können.

2) August Garcke's Illustrierte Flora von Deutschland. Zum Gebrauche auf Exkursionen, in Schulen und zum Selbstunterricht. Mit etwa 4000 Einzelbildern in 764 Originalabbildungen. Zwanzigste, umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Franz Niedenzu. Berlin 1908, P. Parey. 837 S. geb. 5,40 M.

Der „alte Garcke" bedarf keiner Empfehlung, es kann sich nur darum handeln, festzustellen, in welcher Weise der Bearbeiter der 20. Aufl., Prof. Dr. Niedenzu in Braunsberg, der Aufgabe gerecht geworden ist, gewisse der Neuzeit entsprechende Veränderungen vorzunehmen, zu denen G. selbst sich nicht mehr entschließen konnte. Da sei es denn besonders hervorgehoben, daß die Änderungen nicht so einschneidend sind, daß dadurch der alte, vertraute Ratgeber ein neues, unbekanntes Gesicht erhalten hätte.

Vor allem mußte das System verändert werden, das tatsächlich modernen Ansprüchen in keiner Weise mehr genügte. Daß N. eine Neuordnung des im 3. Teile gebotenen Stoffes nach dem Engler-Prantlschen Systeme vorgenommen hat, kann nur gutgeheißen werden. — Desgleichen mußte die bis dahin im 2. Teile gebotene „tabellarische Übersicht der Familien" durch eine Bestimmungstabelle der Familien und durch Bestimmungstabellen der Gattungen am Eingange der einzelnen Familien ersetzt werden. Dadurch wurde es möglich, die Übersicht nach dem Linnéschen System von 72 auf 20 Seiten zu kürzen.

N. meint, in diesem Umfange würde die Verwendung des Linnéschen Systems bei niemand Anstoß erregen und dem Anfänger willkommen sein. Unter Verweisung auf die über diesen Gegenstand in der Zeitschr. „Natur und Schule" geführten Kontroverse, möchte ich doch die Gegenfrage erheben, ob es sich nicht

Digitized by Google

empfiehlt, auch den letzten Rest dieses doch häufig irreführenden Systems zu entfernen, ihn zu ersetzen durch einen „Schlüssel“, der nach leicht in die Augen fallenden Merkmalen die Bestimmung der Gattungen ermöglicht. Derartige Schlüssel findet man jetzt schon in einer ganzen Anzahl von Floren. Bei ihnen fehlt die Verwendung des Standortes als kennzeichnenden Momentes nicht, was als praktisch bezeichnet werden kann. Hiermit ist schon eine Antwort auf des Herausgebers Frage (S. VI) gegeben, dahin lautend, daß eine einleitende pflanzengeographische Besprechung des Gebietes jedenfalls für die Zwecke der Schüler (und des Anfängers) Ref. sehr erwünscht erscheint. Sie erleichtert fraglos die Feststellung der Gattungen und Arten ganz ungemein, zumal wenn Tabellen in zweckentsprechender Weise damit verbunden sind. Dafür könnte gewiß — wieder in erster Linie in Anbetracht des oben gekennzeichneten Zwecks — das Verzeichnis der Synonyma wegfallen, falls nur auch den deutschen Namen genügende Sorgfalt geschenkt würde.

Die Illustrationen haben sich schon früher bewährt. Sie genügen nicht für sich allein zum Erkennen einer Pflanzenform, was sie auch nicht wollen, erleichtern dies aber in ganz bedeutendem Maße.

3) Walther Schönichen, Natur und Schule in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit 23 Abbildungen. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. 87 S. 8. 1 *M.*

Die kleine Schrift vergleicht Methode und Einrichtungen des naturwissenschaftlichen Unterrichts in Nordamerika, die Verf. auf einer Studienreise kennen gelernt hat, mit denen der Heimat und gibt für letztere wertvolle Winke. Sie sei den Fachgenossen angelegentlich empfohlen!

Königsberg i. Pr. B. Landsberg.

K. Smalian, Leitfaden der Tierkunde für höhere Lehranstalten. Erster bis dritter Teil. Mit 205 Textabbildungen und 24 Farbentafeln. Leipzig u. Wien 1908, G. Freytag u. F. Tempsky. I u. 208 S. usw. 8. 1,20 *M*, 1,50 *M*, 2 *M*.

Von seinen Grundzügen der Tierkunde gibt Smalian in den vorliegenden drei Büchern eine Bearbeitung nach Jahreskursen zunächst für die Klassen Sexta bis Quarta der Realanstalten. Das Werk zeigt alle Vorzüge der Smalianschen Lehrbücher. In deutlichem Druck und flüssiger Darstellung, illustriert durch gute Abbildungen und Farbentafeln, bringt es für Sexta 15 Einzelbeschreibungen von Säugetieren und Vögeln, denen bisweilen, z. B. beim Rind, vergleichende Notizen über verwandte Tiere angeschlossen sind. Für Quinta sind außer einer Darstellung des Knochenbaues des Menschen Einzel- und Gruppenbeschreibungen von Vertretern aller Wirbeltierklassen, für Quarta eine systematische Übersicht über die Wirbeltiere mit ergänzenden längeren oder

Digitized by Google

kürzeren Besprechungen einzelner noch nicht behandelter Tiere bestimmt. Überall sind die Ergebnisse der neueren Forschungen zugrunde gelegt und Namen und System danach dargeboten. Das Pensum der Sexta könnte vielleicht etwas umfangreicher sein, während die Quarta reichlich bedacht ist. In der Deutung von allerlei Eigenschaften und Formen wird größere Vorsicht angewendet als in vielen anderen Werken. Der ganze Ton ist weniger elementar als z. B. in den bekannten Schmeilschen Büchern. Für Jungen von guten Fähigkeiten ist das sicher ein Vorteil, für das Gros aber der Realschüler, besonders in kleinen Städten, ein Hindernis. Einige Druckfehler und Versehen im Satzbau wird eine neue Auflage wohl beseitigen. Seite 103 ist eine Farbentafel Seite 104 erwähnt. Diese fehlt, ist auch vorn im Verzeichnis der Tafeln nicht angeführt. In der Abbildung der Scholle sind unten versehentlich beide Augen nach links statt nach rechts verschoben gezeichnet.

Seehausen in der Altmark. M. Paeprer.

Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Herausgegeben von Konrad Höller und Georg Ulmer. Leipzig, Quelle & Meyer. 8. Reich illustrierte Bändchen im Umfange von 140—200 Seiten, je 1,40 *M*, geb. 1,80 *M*.

Unter obigem Titel erscheint eine neue Sammlung von Büchern, „die sich in bewufster Einfachheit an einen Leserkreis wendet, der Nahrung sucht für seinen Wissensdrang und eingeführt werden will in ein ihm bis dahin entweder ganz verschlossen gebliebenes oder nur wenig bekanntes Gebiet". „Die Sprache ist dem Verständnis der reiferen Jugend und des Mannes aus dem Volke angepafst, klar, deutlich und schlicht".

Man mufs anerkennen, dafs dies Programm in den vorliegenden Bändchen innegehalten ist. Ihr besonderer Vorzug liegt in der reichlichen Beigabe von Abbildungen, auch sonst ist die Ausstattung gut. Der verhältnismäfsig bescheidene Preis wird die Verbreitung der Sammlung unterstützen, auch für Schülerbibliotheken ist ihre Anschaffung zu empfehlen. Bisher sind erschienen:

1) C. Heller, Das Süßwasseraquarium, ein Stück Natur im Hause. Mit 77 Abbildungen und einer farbigen Tafel. Leipzig, Quelle & Meyer. I u. 185 S. 8.

2) P. Krefft, Reptilien- und Amphibienpflege. Mit 26 Abbildungen und einer farbigen Tafel. Leipzig, Quelle & Meyer. II u. 141 S. 8.

Seit einigen Jahrzehnten haben sich Zimmer-Aquarien und Terrarien — zum Teil infolge der Einwirkung von Vereinen — immer mehr verbreitet. Befassen sich doch jetzt sogar Warenhäuser mit dem Massenvertrieh dafür geeigneter Tiere und Pflanzen. Bei der geringen Mühewaltung, die solche Einrichtungen erfordern, sind sie in der Tat ein geeignetes Mittel, ein Stückchen Natur in das Zimmer zu verpflanzen, um so mehr als sie sich nicht auf die Pflege von Einzel-

Digitized by Google

wesen zu beschränken brauchen, sondern leicht zu einer kleinen „Lebensgemeinschaft“ erweitert werden können. Es ist ein erfreuliches Zeichen, dafs besonders die grofsstädtische Jugend Vorliebe für diese Beschäftigung zeigt, läfst sich daraus doch erkennen, welche Sehnsucht nach Beobachtung lebender Wesen in ihr steckt. Nicht nur in ethischer Hinsicht, sondern auch vom Standpunkt der Schule aus ist dieses Bestreben durchaus zu unterstützen; denn das Erwecken von Freude an Naturbeobachtungen mufs doch als Endziel des biologischen Unterrichts gelten. Eine Bedingung mufs natürlich, wie bei jeder Tierhaltung, gestellt sein, dafs sie nicht in Quälerei ausartet. Die altväterlichen Martergläser für Goldfische verschwinden ja zum Glück immer mehr, und zu wünschen wäre das auch von den Laubfroschhäuschen in der Gröfse einer hochgestellten Zigarrenkiste und ähnlichen, oft noch kleineren Behältern. Darum bedarf der Anfänger auf diesem Gebiet eines Führers, der ihn über die Ansprüche seiner Pfleglinge aufklärt, und hier einzugreifen stellen sich die beiden oben genannten Bücher zur Aufgabe. Sie schildern die Lebensweise der in Betracht kommenden Tiere, besprechen ihre Zucht und ihre Behandlung bei Krankheiten. Beide berücksichtigen vornehmlich einfache Verhältnisse und geben Anleitung zu eigener Herstellung von Behältern, Durchlüftungs- und Heizanlagen. Auch empfehlen sie erfreulicherweise in erster Linie einheimische Tiere und Pflanzen, gehen aber auch auf die in immer gröfserer Zahl eingeführten ausländischen Geschöpfe ein, soweit sie für solche Kultur besonders geeignet sind. Das Bestimmen der Tiere wird durch die Abbildungen erleichtert, es finden sich aber auch im Text die wesentlichen Kennzeichen. Die für das Gedeihen der Tiere oder zur Ausschmückung nötigen Pflanzen sind ebenfalls berücksichtigt; in dem „Aquarium“ werden auch die wichtigsten niedern Wassertiere behandelt, obgleich dafür ein besonderer Band der Sammlung in Aussicht gestellt wird.

3) M. Buesgen, Der deutsche Wald. Mit 42 Abbildungen und 2 Tafeln. Leipzig, Quelle & Meyer. I u. 170 S. 8.

Nach einem Überblick über unsere Kenntnisse von der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Waldes schildert der Verfasser unsere einzelnen Waldbäume und die Eigenart der verschiedenen Wälder. Er versteht es geschickt, dabei allerlei auf die Lebenstätigkeit bezügliche Angaben einzuflechten, so dafs eine grofse Zahl biologischer Fragen berührt wird. Wir hören da von der nützlichen Tätigkeit der Regenwürmer und Wurzelpilze, von Insektenbestäubung, Schutzmitteln gegen Schneckenfrafs, ferner vom inneren Aufbau und der Ernährung der Pflanze. Bodenvegetation und Waldunkräuter finden genügende Berücksichtigung, ebenso werden pflanzliche und tierische Feinde erwähnt, wenn auch letztere nur in beschränktem Umfang. Die vielen aufser dem Holze aus dem Walde hervorgehenden Produkte, wie Holzkohlen, Pech, Papier, Kunstseide werden besprochen, überhaupt wird die wirtschaftliche Bedeutung besonders gewürdigt,

Digitized by Google

und in dieser Hinsicht passend fügt sich als Schlufs ein Kapitel über die deutschen Kolonialwälder und ihre Schätze an.

Die lateinischen Pflanzenbenennungen sind fast ausnahmslos fortgelassen und können meist auch entbehrt werden. Nur bei einigen nicht allgemein bekannten Bezeichnungen, wie Gilbweiderich, Hasenlattich, sowie verschiedenen Gräsern und Moosen würden sie manchem doch wohl erwünscht sein.

Anzuerkennen ist, dafs das Register recht ausführlich ist und dadurch den Inhalt des Büchleins leichter zugänglich macht; seine Seitenangaben enthalten jedoch einige Fehler. Warum aber für die geographischen Namen ein gesondertes Verzeichnis angelegt ist, ist nicht verständlich, jedenfalls wird das Aufsuchen dadurch nicht erleichtert.

4) L. F. Herding, Beleuchtung und Heizung. Mit 70 Abbildungen Leipzig, Quelle & Meyer. II. 163 S. 8.

Kaum ein Gebiet der Technik hat in unserer Zeit eine so schnelle und glänzende Entwickelung gezeigt wie das Beleuchtungswesen. Auf der Strafse sowohl wie in der Häuslichkeit sind wir durch die immer mehr gesteigerte Helligkeit verwöhnt, neben der auch die Handhabung der Lampen immer bequemer geworden ist. Aber gerade um des Genusses dieser Verbesserungen teilhaftig zu werden, sehen wir uns bei Neuanschaffungen oft vor die Entscheidung wirtschaftlich-praktischer Fragen gestellt. Schon aus diesem Grunde ist es wichtig, wenigstens im großen über die Einrichtung und Vorzüge der verschiedenen Gas- und elektrischen Lampen, die in immer neuer Form auf den Markt kommen, unterrichtet zu sein. Ein ähnlicher, wenn auch weniger auffälliger Umschwung hat sich auf dem Gebiet der Koch- und Heizanlagen vollzogen. Auch hier müssen wir uns ein Urteil bilden können über Gaskocher, über Regulier-, Dauerbrandöfen und die verschiedenen Arten der Zentralheizung. Solche Kenntnisse sind um so wichtiger, als die technisch vollkommneren Apparate auch eine sachgemäfse Behandlung verlangen.

Um dem geschilderten Bedürfnis entgegenzukommen, bespricht der Verfasser die verschiedenen für Beleuchtung und Heizung benutzten Stoffe und Vorrichtungen in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Hängendes Gasglühlicht und Preßgas, die beide schon recht verbreitet sind, finden sich noch nicht erwähnt, woraus dem Buche natürlich kein Vorwurf gemacht werden kann. Die für das Verständnis notwendigen theoretischen Auseinandersetzungen über Wärme, Licht und Elektrizität sind in besonderen Kapiteln vorausgeschickt. Im ganzen erfüllt also das Werk durchaus seinen Zweck. Auszusetzen ist nur, dafs der Darstellung zuweilen die wünschenswerte Klarheit fehlt. Besonders ist dies der Fall im zweiten Kapitel über Licht- und Wärmequellen, wo die übergrofse Anhäufung von Einzelheiten, die auch oft mit dem Thema nur recht locker zusammenhängen, störend wirkt. Am Schlusse dieses Abschnitts fällt aufserdem Mangel an Sorgfalt auf; hier wird die Heizung für die Luftverschlechterung im

Digitized by Google

Zimmer mitverantwortlich gemacht, was für Öfen mit Schornsteinanschlufs, die im allgemeinen doch vorauszusetzen sind, unrichtig ist. Schwerlich kann man auch, trotz Vorliebe für offene Fenster, die Behauptung gelten lassen: „gerade die Lufterneuerung steigert die Wärmeausbeute der vor sich gehenden Verbrennungsprozesse, so dafs die bei der Lüftung entweichende Wärmemenge reichlich wieder eingebracht wird". Schliefslich dürfte die Erklärung einiger Abbildungen (Fig. 26, 46/47, 63) dem Unkundigen Schwierigkeiten bereiten, um so mehr als auf die einzelnen Teile hinweisende Buchstaben fehlen. Fig. 26 mufs aufserdem umgekehrt werden und ist auch sonst ungünstig gezeichnet.

5) G. Schwantes, Aus Deutschlands Urgeschichte. Mit 170 Abbildungen. Leipzig, Quelle & Meyer. II. u. 177 S. 8.

Ein sehr dankenswertes Buch, das aus der zerstreuten Literatur die für die Vorgeschichte unseres Vaterlandes wichtigen Ergebnisse in einer angenehm lesbaren Schilderung zusammenfafst. Aus Zeitabschnitten, die bei uns nur durch dürftige Belegstücke vertreten sind, werden Funde aus anderen Ländern berücksichtigt, so dafs wir eine geschlossene Darstellung der menschlichen Kulturentwickelung von der Eiszeit bis zum Beginn der deutschen Geschichte bekommen. Daneben lernen wir die uns überlieferten Skelettreste des vorgeschichtlichen Menschen kennen. Wir sehen, dafs der ursprüngliche plumpe Typus mit der zurückweichenden Stirn, den mächtigen Augenbrauenwülsten und den vorspringenden Kiefern ohne Kinnhöcker, der im Neandertal, bei Spy und Krapina gefunden ist, gerade in Norddeutschland schon während der älteren Steinzeit dem hochgewachsenen, uns ebenbürtigen Stamm mit wohlgebildetem Schädel gewichen ist, den wir wohl berechtigt sind, als unsere direkten Vorfahren, als Indogermanen, vielleicht sogar als älteste Germanen, anzusehen.

Nach vielen Seiten hin bedarf die Urgeschichte unseres Volkes noch weiterer Aufklärung, und anscheinend geringfügige Beobachtungen sind oft imstande, wertvolle Fingerzeige zu geben. Aber „eine unglaublich grofse Menge wichtiger Fundsachen wird alljährlich aus Unkenntnis zerstört oder nicht beachtet". Darum ist dem Wunsche des Verfassers wohl beizustimmen, dafs sein Büchlein mit dazu beitragen möge, das Auge des Volkes für solche Dinge zu schärfen und jedermann zum Mitarbeiter bei dieser Forschung zu befähigen.

Berlin. Johannes Danker.

E. Kohlrausch und A. Marten, Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten für Lehrer, Vorturner und Schüler höherer Lehranstalten. Achte Auflage. Hannover 1909, Carl Meyer (Gustav Prior). VIII. u. 194 S. 16 mit 19 Figuren. 1 M.

Dafs das Büchlein brauchbar ist, erkennt man schon aus der Zahl seiner Auflagen; in der Tat dürfte es den meisten Turnlehrern bekannt sein. Die Verfasser wünschen aber, dafs es nicht nur in die Hände der Lehrer und Vorturner komme, sondern dafs die Spielenden

Digitized by Google

selbst es benutzen und sich dadurch um so schneller vom Lehrer unabhängig machen. Da das Spielen jetzt allenthalben in Aufnahme gekommen ist, so wird das kleine Buch Freunde genug finden. Das verdient es auch; denn die Spielregeln sind kurz und doch vollständig und meist verständlich angegeben, die Beschreibung derjenigen Spiele, für welche bereits Spielregeln des technischen Ausschusses erschienen sind, ist mit diesen in Übereinstimmung gebracht, einige Spiele sind auch neu aufgenommen und die von der Landesturnanstalt in Berlin für die Volksschulen besonders empfohlenen als solche kenntlich gemacht, auch angegeben, für welche Altersstufe sie sich besonders eignen. Im ganzen sind 65 Spiele beschrieben, in einer Einleitung allgemeine Angaben über Spielplatz, Spielgeräte, Spielleitung usw. vorausgeschickt und in einem Anhang praktische Winke für Turnfahrten und Wettkämpfe gegeben.

Halle a. S. G. Riehm.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten)

---

1. Natur und Kultur. Jahrg. 7, Heft 2—4. Monatlich erscheinen 2 Hefte, quartaliter 2 *M*.

2. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur, herausgegeben von Fr. Frisch. Jahrg. 5, Nr. 8, 9, 10.

3. Auf hohen Zinnen. Illustrierte Zeitschrift für moderne Naturbetrachtung, Volkskunde, Verkehr, Kunst und Sport. Kommissionsverlag Leipzig, Otto Maier. Ganzjährig 10 *M*, halbjährig 6 *M*, einzelne Hefte 1 *M*. Jahrg. 1, Heft 1.

4. Illustriertes Reisetagebuch, o. J.

5. Der Bibliothekar und sein Beruf. Nöte, Wünsche und Hoffnungen, erwogen von einem preußischen Kollegen. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. 46 S. 1 *M*.

6. Ist Mathematik Hexerei? Von einem preußischen Schulmeister Freiburg i. Br. 1909, Herdersche Verlagshandlung. IV u. 68 S. 1,20 *M*.

7. Fr. Fr. Abbott, Vulgar Latin in the Ars Consentii de Barbarismis. S.-A. aus Classical Philology IV (1909) S. 233—247.

8. Th. Abeling, Das Nibelungenlied und seine Literatur. (zweiter Teil). Mit einem Faksimile. Leipzig 1909, E. Avenarius. 76 S. 3 *M*.

9. J. Arneiz, De vocis et vi vocis 'tamen'. Aus Progr. des Realsgymnasiums zu Marburg a. Dr. 1909. 4 S.

10. Ad. Bartels, Die ersten Weimarer Nationalfestspiele für die deutsche Jugend. Berichte der führenden Lehrer, mit Einleitung und Schlußwort herausgegeben. Weimar 1909, Alexander Huschkes Nachfolger (R. Buchmann). 126 S. 1 *M*.

11. G. Biedermann, Geographischer Leitfaden. Fünfzehnte Auflage mit 84 Abbildungen. Regensburg 1909, G. J. Manz. XI u. 434 S. geb. 2,80 *M*

12. O. Boerner, Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Ausgabe G für Gymnasien und Realgymnasien 2. Teil. Mit 2 Hölzelschen Vollbildern, 1 Karte von Frankreich, 1 Plane von Paris und 1 Münztafel. Leipzig 1909, B. G. Teubner. X u. 247 S. geb. 2,80 *M*.

13. S.-G. de Bouhélier, Die Tyrannei der Sozialdemokratie. Autorisierte Übersetzung von J. H. Mackay. Treptow bei Berlin 1909, Bernhard Zack's Verlag. 9 S. 0,10 *M*.

14. Briefe des jüngeren Plinius in Auswahl. Herausgegeben von M. Schuster. Leipzig 1910, G. Freytag. I. Teil, mit 5 Abbildungen und 3 Karten. 130 S. geb. 1,50 *M*. — II. Teil, mit 2 Abbildungen. 120 S. geb. 1,20 *M*

15. F. Brunot, Histoire de la Langue Française des origines à 1900. Tome III: La Formation de la Langue classique (1600 — 1660). Première partie. Paris 1909, Armand Colin. XXIV u. 420 S. Lex.-8. 12 *fr*. 50 c.

Digitized by Google

16. J. Buschmann, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Erste Abteilung: für Sexta und Quinta. Dreiundzwanzigste Auflage von E. Gennigee. Trier 1909, Jacob Lintz. XXX u. 572 S.

17. P. Cauer, Die Kunst des Übersetzens. Vierte Auflage. Mit einem Exkurs über den Gebrauch des Lexikons. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 167 S. geb. 4 M.

18. P. Cauer, Schule und Leben. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. 18 S. gr. 8. 0,50 M. S.-A. aus „Pädagogisches Archiv" 1909.

19. W. v. Christs Geschichte der griechischen Literatur. Fünfte Auflage, unter Mitwirkung von O. Stählin bearbeitet von W. Schmid. Zweiter Teil: Nachklassische Periode der griechischen Literatur, erste Hälfte. München 1909, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 235 S. gr. 8. 4,50 M.

20. Commentationes Aenipontanae. IV. Ad Aeni Pontem 1909, in aedibus Wagnerianis. 104 S. 1) A. Zingerle, Bericht über philologische Handschriften aus Tirolischen Bibliotheken. 2) G. Müller, Zur Würdigung Polyäns. 3) J. Lechner, De codice Aenipontano 579, quo continentur Ovidii Remedia amoris.

21. Th. Curti, Das Fest des Empedokles. Ein dramatisches Gedicht. Zürich 1909, Rascher & Co. 62 S.

22. A. Daur, Das alte deutsche Volkslied nach seinen festen Ausdrucksformen betrachtet. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. VII u. 200 S. 6 M.

23. F. S. Delmer, Englische Debattierübungen (Outlines of Debates for Oral Composition). Ein Hilfsmittel für englische Konversation. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 85 S. kart. 1,20 M.

24. W. Dette, Analytische Geometrie der Kegelschnitte. Mit 45 Abbildungen. Leipzig 1909, B. G. Teubner. VI u. 232 S. gr. 8. geb. 4,40 M.

25. H. Diels, Herakleitos von Ephesos. Griechisch und deutsch. Zweite Auflage. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. XVI u. 83 S. Lex.-8. 3,20 M.

26. R. Dietrich, Lateinische Sprüche. Rudolstadt 1909, Müllersche Hofbuchhandlung. 14 Hefte zu je 0,10 M.

27. Erzieher des preußischen Heeres. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling.

a) Band 8: Clausewitz von R. v. Caemmerer. Zweite Auflage. 123 S. geb.

b) Band 9: Prinz Friedrich Karl von W. Balck. 100 S. geb.

c) Band 10: Moltke von W. v. Blume. 127 S. geb.

28. A. Eulenburg, Schülerselbstmorde. Vortrag. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 30 S. gr. 8. 1 M. (S.-A. aus dem V. Jahrgang von „Der Säemann").

29. D. Fimmen, Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur. Mit einer synchronistischen Tabelle. Leipzig 1909, B. G. Teubner. VI u. 104 S. gr. 8. 3 M.

30. W. Fries und K. Menge, Lehrproben und Lehrgänge. Generalregister zu Heft 1—100. Halle a. S. 1909, Waisenhaus. 3 M.

31. L. Frost, Über den Verkehr mit erwachsenen Kindern. Berlin 1909, Trowitzsch & Sohn. 188 S. 2,40 M, geb. 3 M.

32. W. Gall und C. Müller, Lesebuch zur Geschichte des 19. Jahrhunderts für höhere Lehranstalten für beide Geschlechter. Frankfurt a. M. 1909, Moritz Diesterweg. VIII u. 309 S. geb. 3,20 M.

33. Fr. Gansberg, Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. Ein Lesebuch für Schule und Haus. Dritte Auflage. Leipzig 1909, B. G. Teubner. X u. 254 S. geb. 3,20 M.

34. Die Behandlung des sechsten Gebotes in der Prima höherer Lehranstalten in vierfacher Ausführung (von M. Gerhard, J. Hoh, H. Paßmann und Hoffmann). Köln 1909, J. P. Bachem. S.-A. aus „Monatsblätter für den katholischen Religionsunterricht" S. 162—253.

Digitized by Google

35. E. Geradaus, Burschenband und Bierzipfel am Gymnasium. Pennalmysterien. Zweite Auflage. Freiburg i. Br. 1909, Herdersche Verlagsbuchhandlung. VIII u. 32 S. 12. 0,40 M.

36. K. Gombel, Volkstum, Kultur und Volksbildung. Eine Abhandlung über Volkswohlfahrt. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. 32 S. gr. 8. 0,60 M. (No. 9 der „Volkskultur", herausgegeben von G. Volk, Subskriptionspreis 0,50 M.)

37. Graetzin-Licht für Schulbeleuchtung.

38. Goethe, Faust. Erläutert von H. Düntzer. Siebente Auflage von S. M. Prem. Leipzig 1909, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe). 240 S. 2 M. (Düntzers Erläuterungen zu den Klassikern 19. Bändchen, a und b).

39. Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende. Erläutert von F. Vieth. Paderborn 1908, F. Schöningh. 146 S. geb.

40. P. Gruhn, Mathematische Formelsammlung. Hannover 1909, Dr. Max Jänecke. 62 S. geb. 1,20 M.

41. L. Gurlitt, Pflege des Heimatsinnes. („Führer ins Leben", eine Sammlung von Schriften zur Einführung in eine tiefgründige, verständnisvolle Erziehung der Jugend, herausgegeben von Wilhelmine Mohr). Berlin 1909, Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag. 160 S. 2 M, geb. 2,80 M.

42. A. Hartl, Auf zur Spracheinheit! oder Lehrbuch der Perfektsprache. Ein Vorschlag, um auf Grund der lateinischen Sprache und mit Berücksichtigung der romanischen, der englischen, deutschen und anderer Sprachen zu einer allgemeinen Weltsprache zu gelangen. Linz 1909, Zentraldruckerei Linz a. D. 100 S. 1,50 M.

43. M. Hartmann, Der akademisch-gebildete Lehrerstand Deutschlands und die moderne Alkoholforschung. Hamburg 20, Eppendorferlandstraße 39, Deutschlands Großloge II des J. O. G. T. 26 S. gr. 8. 0,30 M.

44. Heinichens Lateinisches Schulwörterbuch 2. Teil: Deutsch-lateinisches Schulwörterbuch mit synonymischen und stilistischen, insbesondere antibarbaristischen Bemerkungen. Sechste Auflage von C. Wagener. Leipzig 1909, B. G. Teubner. VIII u. 883 S. Lex.-8. 5,75 M, geb. 7 M.

45. H. Heinrichs und E. Pfusch, Frisch gesungen! Sammlung von gemischten Chören und einstimmigen Liedern. Hannover 1909, C. Meyer (G. Prior). XX u. 420 S. u. 4 S. Liederanfänge. geb. 3 M.

46. E. Hühn, Die fünf Bücher Moses und das Buch Josua (der Hexateuch). Tübingen 1909, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). IV und 96 S. 0,80 M.

47. C. N. Jackson, Aristophanes' Apology. 73 S. S.-A. aus Harward Studies in classical philology XX (1909).

48. D. Jones, Intonation Curves. A collection of phonetic texts usw. Leipzig 1909, B. G. Teubner. XVI u. 80 S. 2,60 M.

49. F. W. Juxicus, Der lustige Lateiner. Frankfurt a. M. o. J., Hans Lüstenröder. III u. 72 S. Sehr amüsant.

50. O. Kaemmel, Geschichte des Leipziger Schulwesens vom Anfange des 13. bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts (1214—1846). Mit 6 Bildnissen. Leipzig 1909, B. G. Teubner. XXV und 634 S. Lex.-8. 14 M, geb. 18 M. (Aus den Schriften der Kgl. Sächsischen Kommission für Geschichte).

51. L. Karow, Neun Jahre in Marokkanischen Diensten. Mit 60 Abbildungen und 1 Karte. Berlin 1909, Wilhelm Weicher. 267 S.

52. J. Kleiber und P. Siepert, Elementar-Physik mit Chemie für höhere Mädchenschulen in 3 Teilen. München 1909, R. Oldenbourg. Teil 1 für die 3. Klasse mit 82 Figuren. VI u. 94 S. geb. 1 M. — Teil 2 für die 2. Klasse mit 82 Figuren. IV u. 92 S. geb. 1 M. — Teil 3 für die 1. Klasse mit 94 Figuren. IV u. 90 S. geb. 1 M.

53. R. Kittel, Geschichte des Volkes Israel, 2. Band. Das

Digitized by Google

Volk in Kanaan. Quellenkunde und Geschichte der Zeit bis zum babylonischen Exil. Zweite Auflage. Gotha 1909, F. A. Perthes. XVI u. 590 S. 12 M. (Die 2. Auflage des 1. Bandes wird folgen).

54. H. Kron, Zur Gestaltung des französischen Klassenunterrichts an der Hand der Lehrbücher von Kühn und Diehl. Progr. Oberrealschule I in Kiel 1909. 24 S. 4.

55. F. Kropatschek, Biblische Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten. Groß-Lichterfelde 1909, Edwin Runge.

a) H. Preuß, Der Antichrist. (Serie 5, Heft 4). 45 S. 0,50 M.

b) H. Jordan, Jesus und die modernen Jesusbilder. (Serie 5, Heft 5—6). 115 S. 1,50 M.

56. R. C. Kukula, Aphorismen über metrisches Lesen. Graz 1909. 16 S. (S.-A. aus der Grazer Festgabe zur 50. Philologenversammlung).

57. Lebensbilder unserer Klassiker. Mit Porträts. Berlin, Verlagshaus Bong & Co. 96 S.

58. L. Leimbach, Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten. Neu bearbeitet von P. B. Schmidt. Vorstufe. Ausgewählte Biblische Geschichten des Alten und Neuen Testaments für die Vorschule, sowie in Sexta und Quinta. Zweite Auflage. Ausgabe B (für die Provinz Schlesien). Hannover 1909, Carl Meyer (G. Prior). XI u. 164 S. geb. 1,25 M.

59. G. Leuchtenberger, Aus dem Leben der höheren Schule. Schulreden. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. VII und 135 S. 2,50 M.

60. E. Librecht, Das Buch der Frau. Frauenberufe. Berlin 1909, Modern-Pädagogischer und psychologischer Verlag. 123 S. 1,20 M, geb. 2 M.

61. A. Liebing, Gesundheitsgemäßes und phonetisch richtiges Sprechen. Zur Aufklärung für Stimmleidende und Freunde einer rationellen Ausbildung der Stimme in Sprache und Gesang. Im Auftrage des „Vereins zur Verbreitung der Stimmbildungslehre Professor Engel's“ verfaßt. Dresden 1909, in Kommission bei Holze & Pahl. 44 S. 1,20 M.

62. R. Mahler, Länderkunde auf heuristischer Grundlage. Zweite Auflage von E. Hözels Übungen im Kartenlesen. 2. Heft: Europa ohne die germanische Mitte. Leipzig 1909, G. Wagner und E. Debes. IV und 94 S. 0,90 M.

63. P. Mehlhorn, Johann Calvin, eine eiserne Säule im Bau der protestantischen Welt. Gedächtnispredigt. Leipzig 1909, J. A. Barth. 15 S. 0,40 M.

64. P. Mehlhorn, Die Bibel, ihr Inhalt und geschichtlicher Boden. Siebente Auflage. Leipzig 1909, Johann Ambrosius Barth. 96 S. geb. 1 M.

65. P. Mehlhorn, Grundriß der Protestantischen Religionslehre. Sechste Auflage. Leipzig 1909, Johann Ambrosius Barth. 88 S. gec. 1 M.

66. Fr. Meyer, Grammatisches Wörterbuch der englischen Sprache. Hannover 1909, Carl Meyer (G. Prior). IV u. 185 S. kl. 8. geb. 1,50 M.

67. G. Michaelis, Lateinisches Übungsbuch, zunächst für Mädchenstudienanstalten. Teil I: Lesestücke, Wortkunde, Grammatik. Mit 3 Karten. Leipzig 1909, B. G. Teubner. VI u. 242 S. geb. 2,80 M.

68. J. St. Mill, On Education. Reformausgabe (mit Einleitung und Anmerkungen in englischer Sprache) von A. Knobbe. Mit einem Bildnis. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 98 S. geb. 1,20 M.

69. Theodore Roosevelt. The North-American Wilderness and its game. Ausgewählt von M. Kullnick. Mit 1 Porträt. Autorisierte Ausgabe. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 126 S. geb. 1,40 M

70. Th. H. Morgan, Experimentelle Zoologie. Unter verantwortlicher Mitredaktion von L. Rhumbler. Übersetzt von Helene Rhumbler. Vom Verfasser autorisierte und von ihm mit Zusätzen und

Digitized by Google

Verbesserungen versehene deutsche Ausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig 1909, B. G. Teubner. X u. 570 S. gr. 8. 11 ℳ, geb. 12 ℳ.

71. E. Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag. Herausgegeben von L. Hornung. Mit 1 Titelbild. Leipzig 1910, G. Freytag. 116 S. geb. 0,70 ℳ.

72. Victor Mortet, Lexicographie archéologique. Le sens ancien du mot Abside. Paris 1908, Picard & fils. 9 S.

73. Victor Mortet, Recherches critiques sur Vitruve et son oeuvre. Paris 1909, C. Klincksieck. I 20 S., II 23 S., III 15 S., 8 S., IV 8 S., V 4 S., VI 32 S. (Extraits de la Revue Archéologique Band IV—XI, 1904—1908).

74. H. Müller und M. Kutnewsky, Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik, Trigonometrie und Stereometrie. Zweiter Teil, Ausgabe A für Gymnasien. Dritte Auflage. Leipzig 1909, B. G. Teubner. X u. 267 S. gr. 8. geb. 2,80 ℳ.

75. J. Müller, 12 Unterrichtsblätter (Anleitung) zur raschen und leichten Erlernung der Gabelsbergerschen Schnellschrift (Verkehrsschrift). 48 S. Hierzu 9 Aufgabeblätter und eine Abbildung des Gabelsberger Denkmals in München. Barmen, Elberfelderstr. 1, J. Müller. 0,75 ℳ.

76. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1909, B. G. Teubner. Jedes Bändchen 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

a) P. Thomsen, Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt. Mit 36 Abbildungen. 108 S.

b) O. Neurath, Antike Wirtschaftsgeschichte. 156 S.

c) O. Weber, 1848. Sechs Vorträge. 2. Auflage. 136 S.

d) Th. Ziegler, Allgemeine Pädagogik. Dritte Auflage. 148 S.

e) J. Unold, Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Dritte Auflage. 142 S.

f) E. Sulger-Gebing, Gerhart Hauptmann. Mit einem Bildnis. 141 S.

g) H. Reishauer, Die Alpen. Mit 26 Bildern und Alpenkarten. 140 S.

h) A. Stein, Die Lehre von der Energie. Mit 13 Figuren. 137 S.

i) Th. Ziegler, Schiller. Mit einem Bildnis. Zweite Auflage. 117 S.

k) A. H. Braasch, Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Zweite Auflage. 140 S.

l) L. Busse, Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Vierte Auflage von R. Falkenberg. 156 S.

m) K. Lampert, Die Welt der Organismen. Mit 52 Figuren. 138 S.

n) J. E. Mayer, Heizung und Lüftung. Mit 40 Abbildungen. 112 S.

o) F. Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Zweite Auflage, mit einem Geleitworte von W. Münch. 192 S.

77. F. Nüchter, Albrecht Dürer. Sein Leben und eine Auswahl seiner Werke. Mit Erläuterungen zu den einzelnen Blättern. Im Auftrage der „Lehrervereinigung für Kunsterziehung, Nürnberg“ und mit Unterstützung der Stadt Nürnberg herausgegeben. Mit 50 Tafeln und einem Farbendruck. Ansbach 1909, Fr. Seybolds Buchhandlung. 81 S. 27×37,5 cm. 1,80 ℳ.

78. A. Papaček, Moderne Zeichenvorlagen. Für Volks- und Bürgerschulen und die untersten Klassen der Mittelschulen und Mädchenlyceen. Prag 1909, B. Koči. 66 S.

79. Fritz Pistorius, Von Jungen, die werden. Neue Geschichten von Dr. Fuchs. Berlin 1909, Trowitzsch & Sohn. 235 S. 3 ℳ.

80. C. Plini Caecili Secundi epistulae selectae, edidit

Digitized by Google

R. C. Kukula. Editio minor duabus tabulis instructa. Vindobonae 1909, in aedibus Caroli Graeser et consortis. 95 S.

Briefe des jüngeren Plinius. Herausgegeben von R. C. Kukula. Zweite Auflage. Wien 1909, K. Graeser & Cie. I. Einleitung und Text. XLI u. 95 S. 1,20 K. II. Kommentar. 127 S. 1,20 K.

81. 100 Poems for children. Collected and phonetically transcribed by G. Noël-Armfield. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 106 S. 2 M.

82. R. v. Pöhlmann, Grundriß der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde. Vierte Auflage. München 1909, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 334 S. gr. 8. 3,80 M, in Halbfranz 7,50 M.

83. Ed. Prigge, W. Jordans Nibelungen. Zweites Lied: Hildebrandts Heimkehr. Frankfurt a. M. und Berlin 1909, M. Diesterweg. IV u. 150 S. kl. 8. geb. 1 M.

84. H. Raydt und F. Eckardt, Das Wandern. Anleitung zur Wanderung und Turnfahrt in Schule und Verein. Leipzig 1909, B. G. Teubner. Zweite Auflage. VIII u. 160 S. kart. 1,20 M.

85. W. Reinhardt und H. H. Müller, Aufgaben für den Rechenunterricht im dritten Schuljahre. Im Anschluß an die Aufgabensammlungen für den Rechenunterricht von J. C. Becker und K. Paul. Frankfurt a. M 1909, Franz Benjamin Auffarth. IV u. 28 S. kart.

86. K. Reisert, Kleiner Liederschatz. Enthaltend 132 unserer schönsten Lieder (mit Melodien). Fünfte Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. XI u. 176 S. 12. 1 M.

87. Religionsgeschichtliche Volksbücher. Tübingen 1909, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

a) III. Reihe, 11. Heft. Richard Bürkner, Altar und Kanzel, Geschichte des Gotteshauses. 48 S. 0,50 M.

b) IV. Reihe, 10. Heft. G. Anrich, Der moderne Ultramontanismus in seiner Entstehung und Entwicklung. 48 S. 0,50 M.

88. J. Richter, Die Entwicklung des kunsterzieherischen Gedankens. Ein Kulturproblem der Gegenwart. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. VII u. 271 S. 4 M, geb. 4,60 M.

89. K. Roller, Der Gesundheitskatechismus Dr. B. Chr. Fausts. Ein Beitrag zur Geschichte des Unterrichtswesens um die Wende des 18. u. 19. Jahrhunderts. Leipzig 1909, B. G. Teubner. VIII u. 204 S. 3 M.

90. J. J. Rousseau, Sophie ou la Femme. Extraits choisis et annotés par H. Bornecque et G. Lefèvre. Berlin 1909, Librairie Weidmann. 179 S. geb. 1,80 M.

91. Fénelon, Traité de l'Éducation des Filles avec Introduction et Notes par H. Bornecque et G. Lefèvre. Berlin 1909, Librairie Weidmann. 139 S. geb. 1,60 M.

92. B. Runge unter Mitarbeit von K. Gast und A. Gusinde, Singefibel mit methodisch geordneten Stimmbildungs- und Treffübungen. Lehrerausgabe. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 36 S. 0,40 M.

93. Dieselben, Dasselbe. Schülerausgabe. Ebendaselbst. 32 S. 0,25 M.

94. Dieselben, Liederbuch. Ebendaselbst. Erster Teil (Mittelstufe). 82 S. 0,40 M. — Zweiter Teil (Oberstufe). 178 S. 0,60 M.

95. E. v. Sallwürk, Die didaktischen Normalstufen. Vierte Auflage. Frankfurt a. M. 1909, Moritz Diesterweg. IV u. 178 S. 2 M, geb. 2,60 M.

96. G. Sand, La petite Fadette. Herausgegeben von E. Roth. Leipzig 1910, G. Freytag. 111 S. geb. 1,20 M. Hierzu Wörterbuch. 20 S. geb. 0,30 M.

97. P. Schäfer, Geländespiele. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 56 S. 0,80 M. (Kleine Schriften des Zentral-Ausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland).

98. K. Scheid, Leitfaden der Chemie. Oberstufe. Leipzig

Digitized by Google

1909, Quelle & Meyer. VIII u. 278 S., nebst organischer Chemie. 74 S. gr. 8. geb. 3,80 M.

99. J. J. Schlicher, The Temporal *Cum*-Clause and its Rivals. S.-A. aus Classical philology IV (1909) S. 256—275.

100. O. Schmeil, Leitfaden der Zoologie. Mit 24 farbigen Tafeln und mit zahlreichen Textbildern. 327 u. 69 S. Vierundzwanzigste Auflage. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. geb. 3,40 M.

101. O. Schmeil, Leitfaden der Botanik. Mit 20 mehrfarbigen und 8 schwarzen Tafeln, sowie mit zahlreichen Textbildern. 360 S. Zweiundzwanzigste Auflage. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. geb. 3,20 M.

102. Chr. G. Schumann, Grundzüge der Pädagogik. Neu bearbeitet von H. Wolsemann. Erster Band. Erster Teil. Achte Auflage. VIII u. 178 S. Zweiter Teil. Achte Auflage. II u. 175 S. Hannover 1909, Carl Meyer (G. Prior). Zusammen 3,50 M, geb. 4 M.

103. K. Schwab, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie. 1. Teil. Ausgabe A, für die mittleren Klassen der Realanstalten. Mit 257 Figuren. Leipzig 1910, G. Freytag. 290 S. 4 M.

104. K. Sell, Wilhelm von Humboldt in seinen Briefen, ausgewählt und eingeleitet. Leipzig 1909, B. G. Teubner. V u. 164 S. geb. 2 M.

105. Th. K. Sidey, The participle in Plautus, Petronius and Apuleius. Diss. Chicago 1909. 69 S. gr. 8. 83 c.

106. E. Stier, Stoffe für den deutschen Sprachunterricht in den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. Zweite Abteilung (Quarta und Tertia). Vierte Auflage. Braunschweig 1909, E. Appelhans & Comp. 125 S. kart. 1,40 M.

107. Stati Silvae. Varietatem lectionis selectam exhibuit Gr. Saenger. Petropoli 1909, ex officina senatus. VIII u. 232 S.

108. H. L. Strack, Vollständiges Wörterbuch zu Xenophons Anabasis. Zehnte Auflage. Hannover und Leipzig 1909, Hahnsche Buchhandlung. IV u. 161 S. 1,50 M.

109. R. Strecker, Erziehung zur Gemeinschaft. Darmstadt 1909, Eduard Roether. 114 S.

110. B. v. Suttner, Rüstung und Überrüstung. Berlin, Hesperus-Verlag. 71 S. 0,70 M.

111. Ernst Freiherr Stromer v. Reichenbach, Lehrbuch der Paläozoologie. Teil I: Wirbellose Tiere. Mit 398 Abbildungen. Leipzig 1908, B. G. Teubner. X u. 342 S. geb. 10 M.

112. W. Tesdorpf, Leitfaden für den kunstgeschichtlichen Unterricht in der höheren Mädchenschule. Eßlingen a. N. 1909, Paul Neff (Max Schreiber). 83 S.

113. K. Ulbricht, Grundzüge der Alten Geschichte. I. Griechische Geschichte. Vierte Auflage. Neu bearbeitet von W. Becher. Meißen 1909, H. W. Schlimpert. VIII u. 99 S. geb. 1,50 M.

114. Verhandlungen des ersten deutschen Jugendgerichtstages. Herausgegeben von der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge. Leipzig 1909, B. G. Teubner. IV u. 154 S. Lex.-8.

115. Peter Vogt, Stundenbilder der philosophischen Propädeutik. Erster Band: Psychologie. Freiburg 1909, Herdersche Verlagshandlung. XVIII u. 476 S. gr. 8. 7 M, geb. in Leinw. 7,60 M. — Zweiter (Schluß-) Band: Logik. XII u. 282 S. gr. 8. 4 M, geb. in Leinw. 4,50 M.

116. Voltaire, Le siècle de Louis XIV. Herausgegeben von O. Kähler. Leipzig 1909, G. Freytag. 142 S. geb. 1,40 M.

117. C. H. Vosen und F. Kaulen, Kurze Anleitung zum Erlernen der hebräischen Sprache. Neunzehnte Auflage von J. Schumacher. Freiburg i. Br. 1909, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 164 S. 2 M, geb. 2,50 M.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Über Euripides' Bakchen[1]).

Euripides' Bakchen sind eine erstaunlich jugendfrische Schöpfung des fast fünfundsiebzigjährigen Dichters, dem am Makedonischen Königshofe und in den Makedonischen Bergen zu guter Letzt noch ein tiefes Aufatmen vergönnt war von den gerade auch für ihn immer trostloser werdenden athenischen Erlebnissen während des Peloponnesischen Krieges.

Bei dem eigentümlichen Inhalt des Stückes ist eine kurze religionsgeschichtliche Bemerkung nicht zu umgehen.

Der bakchische Kult, der im Bereich delphischer, namentlich aber attischer Religionsübung einen verhältnismäßig zahmen Charakter angenommen hatte, während er freilich in der Phantasie der Dichter und Künstler, besonders hellenistischer Zeit, die üppigsten Blüten trieb, geht in seinem Ursprunge zurück auf den krassesten Aberglauben roher Barbaren. Man darf sich nicht scheuen, die ganze Leiter der Gefühle, vom rituellen Menschenfressen bis zu der Inbrunst heulender Derwische mehrfach auf- und niederzusteigen, wenn man dem Sinne des bakchischen Wahnsinns einigermaßen gerecht werden will.

Die vorgriechische Bevölkerung Mittelgriechenlands und die auf der selben Stufe stehngebliebenen Makedonen und Thraker, das sind die Hauptträger des wild orgiastischen Kultes. In jedem zweiten Jahr, zur Zeit der sommerlichen Sonnenwende, nachts bei Fackelschein und unter dem betäubenden Schall phrygischer Flöten und dröhnender Handpauken, durchziehen Frauen, in der Rolle der *Διωνύσοιο τιϑῆναι*, Wälder und Gebirge, in wildestem Lauf, das Haupt in den Nacken geworfen, den Thyrsos schwingend

[1]) Vortrag, gehalten bei der Feier des 40. Stiftungsfestes des Philologischen Vereins zu Berlin am 11. Dezember 1909.

Digitized by Google

mit ἰώ und εὖ οἶ, bis sie ermattet umsinken. Nach kurzer Rast geht es weiter, dem Wilde nach, deren Jungen sie einfangen, um sie zu säugen, dann zu zerreißen und roh zu verzehren, alles in der Vorstellung einer mystischen Vereinigung mit dem in Waldesnacht und in den wilden Tieren und in der eigenen künstlich gesteigerten Wildheit und Sinnlosigkeit wohnenden Gotte, trunken, auch ohne Wein. Natürlich wird hier von Anfang an, mit seiner geheimnisvollen Wirkung, auch der Wein eine Rolle gespielt haben — waren doch die Thraker in diesem Punkte Sachkenner —; aber Horazens *Sithoniis non levis Euhius* scheint gerade innerhalb des Dionysoskultes auf eine Gegenströmung zu deuten. Und Vertreter des Weinrausches sind, erst im eigentlichen Griechenland, die Satyrn geworden, die zu jedem Unfug aufgelegten Völler, die dann die freischaltende Kunst vielfach in eine höchst fragwürdige Verbindung gebracht hat mit den mehr und mehr entarteten Bakchen. Denn die Bakche ist, wie nicht scharf genug betont werden kann, von Natur und am ausgesprochensten in erotischer Beziehung, Asketin.

Vielleicht tun wir jetzt gut, einen Blick in die beigegebnen Bilder zu werfen. Wir sehen auf Tafel I wiedergegeben die Außenhälften einer Trinkschale. Auf dem einen der Henkel steht deutlich lesbar HIEPON EΓOE≤EN. Wir haben also eine Musterschale vor uns, der vorpolygnotischen Epoche. Elf weibliche Gestalten mädchenhafter Bildung, in langen Gewändern, Nachbildungen vermutlich der rituellen *βασσάραι*, von denen die *βασσαρίδες* den Namen haben, umkreisen in freien Tanzbewegungen einen niedrigen Altar, den ein Palmettenakroterion krönt, und neben dem eine reichbehangene und bekränzte bärtige Dionysosherme steht; zur Seite des Gottes eine Flötenspielerin. Auf der andern Hälfte der Schale in der Mitte eine Bakche, die in hocherhobener Linken ein Rehkalb schwingt; links von ihr eine andere, mit den bakchischen Klappern, der *κρόταλα Βάκχια*, rechts eine mit einer Trinkschale — entweder ist sie oder sie stellt sich berauscht; steht doch, unter dem einen der Henkel, auch ein bekränzter Mischkrug bereit. Von den übrigen schwingt ein Teil den Thyrsus oder richtiger den mit einem Epheubüschel umwundenen Narthex, während die übrigen ihren Tanz mit Handbewegungen begleiten, die einer modernen Tänzerin Ehre machen würden.

Auf der II. Tafel finden sich zusammengestellt Skizzen von acht in alle Welt verstreuten Reliefs einer Rundbasis, deren Anordnung sich aber aus einer späteren Nachbildung auf einer vierseitigen Basis des Museo Chiaramonti wiederherstellen läßt. Mehr schreitend als tanzend — nur zwei, die vorletzte oben und letzte unten, schweben zehengängerisch — bewegen sich hier der Bakchen oder Thyiaden acht, in zwei Halbchöre geteilt, auf einen Mittelpunkt hin.

Einem besondern Glücksfall verdanken wir es, daß wir die

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Schönste der Schönen, die Führerin des oberen (des rechten) Halbchors, im kapitolinischen Museum in einem Relief bewundern können, das wohl einige Verletzungen, aber keine Abarbeitung erfahren hat, wie die andern von der Rundbasis erhaltenen Originale; wer vollends dies Relief mit den zahlreichen, unter dem Namen der *Βάκχη χιμαιροφόνος* bekannten Nachbildungen vergleicht, der spürt wohl in der kräftig geistreichen Behandlung der Draperie und in der innigen Körperhaltung namentlich in Nacken und Brust einen Hauch aus der allerbesten Zeit griechischer Plastik. Merkwürdig ist nun, und für uns wichtig, daß die Bakchen der späten Replik auf eine Aphrodite mit Erosknaben zuschreiten, während die Gottheit, der sie auf der Rundbasis huldigte, nicht erhalten ist. Es leidet indes keinen Zweifel, daß Franz Winter, dessen Aufsatze im 50. Berliner Winckelmannsprogramm unsere Bilder entnommen sind, das Richtige getroffen hat mit der Vermutung, die Gottheit auf der Rundbasis sei nicht Aphrodite gewesen, sondern, wie auf der Hieronschale, Dionysos. Wohl mag es in Klein-Asien und auf Kypros von Anfang an und dann im hellenistischen Griechenland keine Dionysien gegeben haben ohne Aphrodite, für das perikleische Athen, wohin ihrem Stile nach die Rundbasis gehören muß, haben die späteren Zeugnisse, wie z. B. die Genealogie der Chariten als Kinder des Dionysos und der Aphrodite, keine größere Gewähr, als des pseudorömischen Elegikers:

Aber nach Bacchus, dem weichen, dem träumenden, hebet Kythere
Blicke der süßen Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.

In der noch unverfeinerten, aber auch unverfälschten Gestalt *eines* mystischen Naturdienstes hat Euripides den bakchischen Kultus in Makedonien kennen gelernt während seines Aufenthaltes am Hofe des Königs Archelaos. Erfahren wir doch aus Plutarch, daß des großen Alexander leidenschaftliche Mutter Olympias wilder noch (*βαρβαρικώτερον*) als die andern makedonischen Frauen den bakchischen Orgien nach Art der Edonerinnen und der Balkanweiber gehuldigt und dadurch ihren Gatten Philippos sich geradezu entfremdet hat: *Καὶ τοῦτο μάλιστα τοῦ Φιλίππου τὸν ἔρωτα καὶ τὰς φιλοφροσύνας ἀμαυρῶσαι λέγουσιν.*

Aber, so fragt man sich, was konnte dem hochgebildeten Athener, dem Schüler des Anaxagoras, des Heraklit und des Xenophanes, den wüsten bakchischen Taumel gerade in der blutrünstigen Gestalt der Pentheustragödie anziehend machen? War es das Verlangen des Neurasthenikers nach einer Sensation? war es der Rückfall des Skeptikers in die Mystik? oder war es gar, wie man lange gemeint hat, der bekannte Übergang vom jugendlich frechen Sünder zur marklosen Betschwester?

Der einzige für uns gangbare Weg, auf diese Fragen zu einer

sicher begründeten Antwort zu gelangen, ist natürlich, daß wir, ohne Voreingenommenheit, seien es auch nur einige hundert Verse des Dramas rein auf uns wirken lassen. Doch außer scharfem Aufmerken auf das, was der Dichter sagt oder seine Personen sagen läßt, wird es, um auch das zu sehen, was er nicht sagt, wohl aber zu verstehen gibt, unter anderm einiger Lebenskenntnis bedürfen. Wem das Leben wenig zu sagen gehabt hat, dem werden auch die Kunstwerke, die Denkmale hochgesteigerten Lebens, nicht viel sagen.

Zur Sache! Dionysos tritt auf, in Menschengestalt, als ein vornehmer Lyder, Führer des lydischen Bakchenchors, jugendlich schön (*ὡς ἐς γυναῖκας* meint Pentheus), etwas weichlich, langgelockt, blond, salbenduftend, schneeweißer Haut und rotwangig (*θηλύμορφος* nach Pentheus) und meldet in einem kurzen Monolog, daß er nach Theben gekommen sei, der Heimat seiner Mutter Semele, um hier zuerst unter allen Griechenstädten seine Orgien einzuführen; zwangsweise, da man hier, böswilligen Reden des Vaters und der Schwestern seiner Mutter Gehör leihend, seine göttliche Abkunft und wunderbare Geburt leugne.

Es folgt, als Parodos, ein dionysischer Hymnus, ein Dithyrambus also, mit einer Anleihe scheint es bei eleusinischen Hymnen,

ὦ μάκαρ, ὅστις εὐδαί-
μων τελετὰς θεῶν εἰ-
δὼς βιοτὰν ἁγιστεύει,

mit vernehmlichem Anklang an das *ὄλβιος ὃς τάδ' ὄπωπε* des Demeterhymnus, an *ὄλβιος ὅστις ἰδὼν κεῖν' εἶσ' ὑπὸ χθόνα* bei Pindar und dergleichen.

Teiresias tritt auf, die aus König Oedipus und den Phoenissen allen vertraute, ehrwürdige Sehergestalt, diesmal ohne Führer und in munterster Laune; er läßt den alten Kadmos herausrufen, mit dem er beschlossen hat, den Thyrsos zu nehmen und Hirschfell und Epheukranz. Kadmos erscheint auch sofort, angetan bereits mit dem bakchischen Kostüm, und fragt in affektierter Tanzlust:

ποῖ δεῖ χορεύειν, ποῖ καθιστάναι πόδα
καὶ κρᾶτα σεῖσαι πολιόν;

Auch Teiresias fühlt sich jugendlich erschüttert:

κἀγὼ γὰρ ἡβῶ κἀπιχειρήσω χοροῖς.

Bei dem Gedanken an die Reise zu den Bakchen hinaus, ins Gebirge, wird dem Kadmos doch etwas bange, er erkundigt sich nach einem Wagen, läßt sich aber von Teiresias vertrösten auf die Hilfe des Gottes. Ein anderes Bedenken kommt dem Teiresias, dem trotz seiner Sinnesänderung doch noch nicht aller Sinn für das Wohlanständige verloren gegangen ist:

ἐρεῖ τις ὡς τὸ γῆρας οὐκ αἰσχύνομαι.

Da erscheint Pentheus, der junge König, höchst schneidig, an der

Digitized by Google

der Spitze einer Kriegerschar, voll Zorns über den während seines Fernseins in Theben aufgekommenen bakchischen Unfug. Man hat ihm gemeldet, daß dies bakchische Treiben nur ein Deckmantel sei für aphrodisische Orgien. Dem gedenkt er nun mit Waffengewalt ein Ende zu machen. Plötzlich erblickt er die beiden Alten:

τὸν τερασκόπον
ἐν ποικίλαισι νεβρίσι Τειρεσίαν ὁρῶ
πατέρα τε μητρὸς τῆς ἐμῆς, πολὺν γέλων,
νάρθηκι βακχεύοντε.

Er muß nun ein wohlgesetztes, von Anfang bis zu Ende sophistisches Plaidoyer des Teiresias anhören zugunsten der neuen Religion, wieder mit einem Hinweis auf die *πολιὰ ξυνωρίς*, das graue Tänzerpaar, darnach einen Überredungsversuch des alten Hallunken Kadmos:

κεὶ μὴ γὰρ ἔστιν ὁ θεὸς οὗτος, ὡς σὺ φής,
παρὰ σοὶ λεγέσθω, καὶ καταψεύδου καλῶς...

Pentheus bleibt fest, befiehlt aber eine sinnlose Schikane gegen Teiresias, dessen Sehersitz er zerstören läßt, sinnlos, weil ja damit Apollon, nicht Dionysos getroffen wird, und Schikane:

μάλιστα γάρ νιν δήξομαι δράσας τάδε.

Darauf gehen die beiden Alten ab, doch nicht im bakchischen Tanzschritt: *πειρῶ*, bittet Teiresias,

πειρῶ δ' ἀνορθοῦν σῶμ' ἐμόν, κἀγὼ τὸ σόν,
γέροντε δ' αἰσχρὸν δύο πεσεῖν· ἴτω δ' ὅμως.

Halten wir hier einen Augenblick inne. Der Gott, der seine Religion zur Strafe verhängt für den Unglauben, die beiden aus lauter „Frömmigkeit" kindisch gewordnen Alten, der aufgeregte junge König, sind das nicht Figuren wie aus der Komödie? Und hört man es denn nicht aus des Dichters Worten heraus, *πολὺν γέλων*[1]). Aber freilich, dies Lachen ist kein derb-aristophanisches, wie denn auch unser vornehmer Lyder sich merklich unterscheidet von dem Dionysos der Frösche. Dies Lachen ist feiner und — schmerzlicher: wir werden darauf zurückkommen.

Gehen wir zunächst dem Wesen und Verhalten des Pentheus weiter nach! Als Pentheus ausführlichere Meldung erhält von dem gewalttätigen Treiben der Bakchen am Kithaeron und in den Dörfern der Umgegend, beschließt er abermals einen Heereszug; doch gelingt es dem schlauen Lyder, der, von ihm gebunden und eingesperrt, dem Gefängnis und den Fesseln auf wunderbare

---

[1]) Zuerst richtig beurteilt von Claes Lindskog, Studien zum antiken Drama, Lund 1897, S. 24. Zu ähnlichen Ansichten bekenne sich auch, wie ich nachträglich aus einer Besprechung in der Berl. philol. Wochenschr. (1909, 1585 ff.) ersehe, P. Girard (Rev. des ét. gr. 1904, 191) und G. Dalmeyda (in s. Ausg. d. Bakchen).


Digitized by Google

Weise entschlüpft ist, ihn davon abzubringen; heimlich soll er die Bakchen belauschen, und zwar, die Lächerlichkeit der beiden Alten zu überbieten, er selber, der junge König, in Weiberkleidung.

Diese Weiberkleidung, um das hier einzuschalten, hat ein englischer Mythologe[1]), einer, der an der bei Mythologen gar nicht seltnen Krankheit leidet, die ich einmal den Seelenvogel nennen will, zum Ausgangspunkt einer Untersuchung über Ursprung und Heimat des Dionysoskultes gemacht und aus ihr auf ein sehr hohes Alter und auf echt griechischen Ursprung geschlossen, weil — die Weiberkleidung auf eine weibliche Ackerbaugottheit deute, wie ja auch noch heut überall bei gewissen ländlichen Festen Strohpuppen in weiblicher Vermummung eine Rolle spielten. Und wenn nun gar Pentheus in dieser Weiberkleidung durch die Straßen Thebens geführt werden soll, kein Zweifel, es ist das Abbild uralter Ernte- und Frühjahrsumzüge! Der Wert solcher über Raum und Zeit und über jede Form unterscheidenden Denkens erhabnen Methode tritt nun auch für das ungeübteste Auge sofort in das rechte Licht, wenn sich die Vermummung des Pentheus herausstellt als eine Neuerung des Euripides, und zwar eine, auf die er erst während der Arbeit gekommen ist, wie der treffliche Herausgeber der Bakchen, Ewald Bruhn, zuerst, denk ich, bemerkt hat. Nach den Worten, die der Dichter im Prolog (52) dem Dionysos in den Mund legt, scheint er anfangs die bei Aeschylus (Eum. 25) vorliegende Form der Sage ins Auge gefaßt zu haben, wonach *Βάκχαις ἐστρατήγησεν θεός*, in offnem Kampf versteht sich gegen eine Heeresmacht des Pentheus. Das Verkleidungs- also wie das Lauschmotiv sind Erfindungen des Euripides, und nach dem vorhin Bemerkten, da beides Komödienmotive sind, echt euripideische Erfindungen, des Dichters würdig, den vielleicht gerade diese Fähigkeit, das Lachen in den unmittelbaren Dienst der Tragik zu zu stellen, in den Augen des Aristoteles zum *τραγικώτατος* machte.

Aber wenn wir denn einmal auf die Ururform des Mythus zurückgehn sollen, so ließe sich wohl darüber reden, ob der von den Bakchen zerrißne Pentheus, wie das von ihnen zerrißne und verschlungene Wild und der von ihnen genoßne Wein, nicht am Ende der Gott selber sei, durch dessen Aufnahme in ihren Leib die Bakche auch seines Geistes teilhaft zu werden meinte. Doch was geht das schließlich den Euripides an? Wohl war Euripides eine durchaus religiös angelegte Natur, und wohl verraten in den Liedern der Bakchen, wie für den, der zu hören versteht, in allen seinen Dichtungen, von der Alkestis und der Medea abwärts, manche Töne ein tiefes Verlangen nach einem

[1]) Journal of Hellenic Studies XIV 1894, 244 ff.

Frieden, der höher ist als alle menschliche Vernunft; und wie sollten dem Dichter, der in Euripides schließlich doch den Denker überwog, der Schwung und der reiche und auch edle Stimmungsgehalt in dem Dionysoskult nicht sympathisch gewesen sein? Aber als Religion kam für ihn ein Treiben, das Jung und Alt und Hoch und Niedrig um allen Sinn und Verstand brachte, während der Arbeit an dem Drama schon nicht mehr in betracht, dazu war denn doch sein Denken zu klar und sein Empfindungsleben zu reif.

Es ist wahr, er hat die Gestalt des Dionysos selbst äußerlich würdig und vornehm gehalten. Aber das war notwendig, wenn die faszinierende Wirkung, die dieser auf Gläubige und auf Gegner ausübte, begreiflich werden sollte, und entspricht wohl auch zum Teil der Wirkung, die alles was hinreißend und über das Alltägliche hinaushebend ist, auf ein Dichtergemüt auszuüben vermag; ich darf wohl im Vorbeigehn erinnern an Schillers angeblichen „Katholizismus“ und an Goethes „Heidentum“. Aber ein Gott war dieser im grunde doch seelenlose und seine Grausamkeiten nur in höhrem Auftrag (1349) vollführende Zauberer nach den hochgespannten ethischen Forderungen des Euripides keineswegs:

οὐδένα γὰρ οἶμαι δαιμόνων εἶναι κακόν.

Die religiöse Ausbeute des Dramas war also für ihn, wie sie es für uns ist, überwiegend negativ. Wir schauen hier wie überall bei Euripides in ein tief zerrissenes Gemüt, das an der überstark empfundenen Spannung zwischen dem Ideal, das er heißer ersehnte als andere, und der Wirklichkeit, die er schärfer sah als andre, zugrunde gegangen wäre, wenn ihm nicht ein Gott gegeben hätte, zu sagen, was er leidet.

Euripides war ein Götzenzertrümmerer wie er ein Heroenentzauberer war. Denn um noch einmal zu Pentheus zurückzukehren: dieser feige, eitle, lüsterne Prahlhans, der in Weiberkleidung die Orgien belauschen will, weil er sich darauf freut, im Gebüsch versteckte Liebespärchen zu überraschen:

καὶ μὴν δοκῶ σφᾶς ἐν λόχμοις, ὄρνιθας ὥς,
λέκτρων ἔχεσθαι φιλτάτοις ἐν ἕρκεσιν,

er gehört durchaus in eine Reihe mit dem Jason der Medea oder dem Menelaos des euripideischen Orest. Nicht als überzeugter Gegner der dionysischen Religion, wohl aber als erbärmlicher Mensch und vollends als Mysterienschänder hat er in den Augen des attischen Publikums das unmenschliche Schicksal, bei lebendigem Leibe von der eigenen Mutter in Stücke gerissen zu werden, verdient. Der Dichter läßt es in tragischer Ironie ihn selber aussprechen (970): *φερόμενος ἥξεις*, sagt grausam zweideutig Δ(ΙΟΝΥϹΟϹ); darauf Π(ЄΝΘЄΥϹ) falsch deutend: *ἁβρότητ' ἐμὴν λέγεις*, ‘Welche Wonne für mich!’ Δ: *ἐν χερσὶ μητρός.* Darauf Π: *καὶ τρυφᾶν μ' ἀναγκάσεις*, ‘Ich soll wohl

ganz üppig werden!' Δ: τρυφάς γε τοιάσδ'. — Π fällt ihm ins Wort: ἀξίων μὲν ἅπτομαι, 'Freilich, wie ich die verdient!'

Wenn dann, nach Pentheus' Sturz, Dionysos triumphiert und von Sieg zu Siegen fortzuschreiten verspricht, so bedeutet das nach allem Vorangegangnen, derb ausgedrückt, nichts anderes als: 'Unsinn, du siegst!' Die letzten Worte der endlich zur Besinnung gekommnen, unfreiwillig zur Mörderin ihres Sohnes gewordnen Mutter lauten denn auch: 'Hinweg von hier! den Thyrsos mögen andre schwingen!'

Gerne verweilten wir wohl noch bei den Chorliedern des Stücks, die fast durchweg von hoher Schönheit sind, im Gegensatz zu den wäßrigen Liedern der gleichfalls, für Athen wenigstens, postumen aulischen Iphigenie. Zwei kurze Bemerkungen müssen uns für heute genügen.

Der Bakchenchor ist, wenn auch nicht gerade mithandelnde, so doch lebhaft mitbeteiligte Person. Als offizielles Organ sozusagen des Gottes hat er Anspruch auf besondre Beachtung. Da ist nun in einem Liede aufgefallen, daß, bei der für Bakchen pflichtmäßigen und durch den authentischen Bericht des Boten auch für die thebischen Bakchen bezeugten erotischen Enthaltung der Chor doch aus der Rolle zu fallen scheint. Es ist das Lied Ὁσία, πότνα θεῶν (370ff.). 'Heiliges Recht, hörst du des Pentheus unheilige Vermessenheit? Zügelloser Mund schafft Unheil. Ein Sterblicher, der klügelnd zu hoch hinausstrebt, bringt sich um den Genuß des Lebens. Toll und unklug nenn ich das'. Damit schließt das erste Strophenpaar. Dann heißt es weiter in der zweiten Strophe: 'Auf Kypros möcht ich sein, der Insel Aphrodites, wo die sinnberückenden Eroten weilen, und in Paphos (τε) mit seinen reichbewässerten Wiesengründen, in Pieriens Musenwohnung (δὲ), an des Olympos Bergeshalde! Dahin führe mich Bromios, da sind Chariten, da ist Pothos, da dürfen die Bakchen schwärmen!'

Merkwürdig in der Tat: die Bakche, solange sie sich ihren Orgien hingibt, weiß nichts von Liebe — der Dichter läßt darüber keinen Zweifel, und daß Pentheus fälschlich das Gegenteil annimmt, das gerade wird ihm zum Verderben, und hier redet der Bakchenchor selber unzweideutig genug von sinnberückenden Eroten, von Chariten und Pothos! Ein unlängst gemachter Versuch[1]), durch veränderte Interpunktion am Schluß des vorhergehenden Strophenpaares (401/2) und einen logischen Salto mortale — 'toll und unklug wäre solch ein Verlangen! doch nach Pierien' usf. — den Anstoß aus der Welt zu schaffen, verdient keine Widerlegung. Es fragt sich nur, ob wirklich ein ernster Anstoß vorliegt, ob der Dichter jene erotischen Verdächtigungen so ernst genommen sehn wollte, daß in einer lyrischen Einlage diese ge-

[1]) Class. rev. VIII 1894, 88.

Digitized by Google

meinplatzartigen Exemplifikationen der Lebensfreude mit Eroten und Musen und Liebreiz und Verlangen sofort als Verdachtsmoment gegen die Reinheit des Bakchosdienstes ins Gewicht fallen mußten. Die Sache ist, mein ich, kaum der Rede wert, den Kern des Dramas berührt es nicht, an dem Gesamteindruck der oft genug sich komisch anlassenden, schließlich allemal furchtbar ernsten dramatischen Vorgänge ändert es nichts, dem Eindruck der absoluten Ungöttlichkeit des unheimlichen mächtigen Fremdlings.

Aber mächtig ist dieser angebliche Gott, das ist wahr. Er hat Macht über die Seelen der Menschen, kann rasenden Weibern Riesenkräfte verleihen, er hat Macht, wenigstens in der Vorstellung der Gläubigen[1]), auch über die Elemente, sendet Erdbeben und Feuersbrunst. Ein Duett zwischen Dionysos und Chor schildert, wie auf des Gottes Geheiß das Gebälk des Palastes erkracht und aus Semeles Grab die wabernde Lohe aufflammt, und mit diesem Duett, einem Kleinod des Periodenbaues, behalte der Dichter für heute das letzte Wort.

Dionysos, den der König in den Pferdestall hatte einsperren lassen, ruft aus der Tiefe des Hauses, die Bakchen erschrecken, horchen, erkennen die Stimme ihres Herrn. Dionysos ruft wieder, die Bakchen laden ihn zu sich in ihren Thiasos. Aber Dionysos gebietet der hehren Enosis, der Sondergottheit des Erdbebens; der Chor oder die Chorführerin sieht die Wände des Palastes wanken und betet den an, der solches vermag, die Anbetung (σέβεσθαι) markiert vermutlich durch den griechischen Gebetsgestus. Damit schließt der Stollen des unstrophisch gebauten Liedes, der wie der Gegenstollen, in sich dreiteilig, nur in verschiedner Anordnung und Abgrenzung der Teile, aus Stollenpaar und Abgesang besteht. Jetzt ertönt, immer noch hinter der Szene, Zorn- und Triumphgeschrei des Dionysos, man sieht die Architrave bersten. Dionysos treibt sich selber an, so scheint es; in Wahrheit — und die abgerissenen Daktylen, σύμφλεγε, σύμφλεγε, klingen ganz nach einer alten Beschwörungsformel — in Wahrheit, mein ich, ist wiederum die Enosis angeredet, oder, elliptisch, eine ihr verschwisterte Sondergottheit, die er nun auffordert, den im Grabe der Mutter Semele noch nicht erstorbenen Blitz des Zeus zu entzünden. Hoch lodert die Flamme, der Chor wirft sich, an allen Gliedern zitternd zu Boden, aber nicht in der Reflexbewegung eines natürlichen Gestus, sondern auf ein Kommando der Chorführerin, also rituell, höchst ungriechisch, wie man gut bemerkt hat: durch das in den Grundfesten erschütterte Haus schreitet 'der Herr', 'der Sohn des Zeus'.

---

[1]) Daß sich das Erdbeben und der Einsturz der Palastwände nur in der Phantasie des Bakchenchors vollziehe, scheint auch die Ansicht von Gilb. Norwood zu sein (*The riddle of the Bacchae* 1908). Auf die spätere Wiederverwendung des Palastes, als ob nichts vorgefallen wäre, haben bereits andere hingewiesen.


Digitized by Google

Euripides Bacch. 576—603

Δ(ΙΟΝΥϹΟϹ) Χ(ΟΡΟϹ) Κ(ΟΡΥΦΑΙΑ)

Δ *ἰὼ ⟨ἰώ⟩,* 4
κλύετ' ἐμᾶς κλύετ' αὐδᾶς, 4
ἰὼ Βάκχαι, 4
ἰὼ Βάκχαι. 4
Χ *τίς ὅδε τίς πόθεν ὁ κέλαδος* 4
ἀνά μ' ἐκάλεσεν Εὐίου; 4 24
Δ *ἰὼ ἰώ, πάλιν αὐδῶ,* 4
ὁ Σεμέλας ὁ Διὸς παῖς. 4
Χ *ἰὼ ἰώ, δέσποτα δέσποτα,* [2] + 3
μόλε νυν ἡμέτερον 3
ἐς θίασον, ὦ Βρόμιε Βρόμιε — 4
Δ *⟨σεῖε⟩ πέδον χθονός, Ἔνοσι πότνια.* 4 24
Κ *ἆ ἆ·* [2]
τάχα τὰ Πενθέως μέλαθρα διατι- 4
νάξεται πεσήμασιν. 4
ὁ Διόνυσος ἀνὰ μέλαθρα· 4
σέβετέ νιν. Χ *σέβομεν ὤ.* 4 [18]

66

Δ *⟨ἰὼ ἰώ.⟩* 4
Κ *⟨ε⟩ἴδετε λάϊνα κίοσιν ἔμβολα* 4
διάδρομα τάδε; Βρόμι- 3
ος ἀλαλάζεται στέγας ἔσω. 3 + [2]
Δ *ἅπτε κεραύνιον αἴθοπα λαμπάδα,* 4
σύμφλεγε σύμφλεγε δώματα Πενθέως. 4 [24]

Κ *ἆ ἆ·* [2]
πῦρ οὐ λεύσσεις 4
οὐδ' αὐγάζῃ, 4
⟨τὸν⟩ Σεμέλας ἱερὸν [3]
ἀμφὶ τάφον, ἅν ποτε κε- 4
ραυνοβόλος ἔλιπε φλόγα 4 21

Δίου βροντᾶς; 4
δίκετε πεδόσε δίκετε τρομερὰ 4
σώματα Μαινάδες· [3]
ὁ γὰρ ἄναξ ἄνω κάτω τι- 4
θεὶς ἔπεισι [2]
μέλαθρα τάδε Διὸς γόνος. 4 21

66

Berlin. O. Schroeder.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

O. Heinemann, Handbuch über die Organisation und Verwaltung der öffentlichen preußischen Unterrichtsanstalten. In lexikalischer Form bearbeitet. Potsdam 1909, A. Steins Verlagsbuchhandlung. 2 Bände. 1779 S. geb. je 22 *M.*

Die ersten zehn Lieferungen dieses Werkes sind hier schon Jhgg. 61 S. 747 und Jhgg. 62 S. 645 angezeigt worden. Was an diesen Stellen Anerkennendes über die Anfänge gesagt worden ist, kann bei der vorläufigen Vollendung aufrecht erhalten werden. Es bietet in der Tat ein reichhaltiges Material für die Orientierung über alle Fragen, die irgend einmal den Verwaltungsbeamten im Schulfach interessieren können. Allerdings wird er neben dem Werk immer noch eine Reihe der verschiedenen Verordnungsblätter zur Hand haben müssen, um immer sofort die Entscheidung treffen zu können. Denn natürlich kann selbst ein so umfangreiches Werk nicht alle Verfügungen abdrucken. Vielleicht hätte freilich zugunsten solcher Abdrücke die Mitteilung mancher, inbezug auf das Zahlenmaterial doch bald veraltender Übersichten wegbleiben können. Die Überfüllung mit Stoff hat denn auch die Folge gehabt, daß auch dieser zweite Band das Werk noch nicht beschließt. Ein dritter Band soll die Bestimmungen der preußischen Beamtengesetzgebung bringen, die ursprünglich als Anhang für den zweiten Band in Aussicht genommen waren. Die starke Steigerung der Beschaffunsgkosten dürfte doch vielleicht der Verbreitung des Buches hinderlich sein, was man in Anbetracht seiner Nützlichkeit bedauern müßte.

Pankow. Max Nath.

Digitized by Google

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Begründet von **Karl Kehrbach.** XIX. Jahrgang. 1., 2. u. 3. Heft. Berlin 1909. Weidmannsche Buchhandlung. 268 S. 8. 6 *M*.

Edwin Habel eröffnet den 19. Jahrgang der Mitteilungen, die sich längst einen ansehnlichen Platz unter den periodischen Veröffentlichungen nicht nur bei der pädagogischen Lesewelt gesichert haben, mit einer höchst lesenswerten Studie über Johannes de Garlandia, deren Schluß das zweite Heft bringt. Der überwiegenden Mehrzahl seiner Leser vermittelt er gewiß eine ganz neue Bekanntschaft, aber eine höcht interessante Bekanntschaft. Je mehr man sich mit dem geistigen Leben des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts beschäftigt, desto entschiedener muß das Vorurteil gegen das finstere Mittelalter weichen, das wohl die meisten der Zeitgenossen erst mühsam abstreifen müssen, nachdem es ihnen als die vorherrschende Ansicht der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Schule und Leben suggeriert worden ist. Zunächst stellt uns Habel seinen Helden vor und erweist ihn als Engländer, der freilich in Paris den größten und wichtigsten Teil seines Lebens zugebracht hat. Darauf folgt eine kritische Musterung der unter Garlandias Namen gehenden Schriften, von denen ihm nicht wenige abgesprochen werden. Es ist natürlich, daß die dem sprachlichen Schulunterrichte dienenden Lehrbücher, die noch bis auf Erasmus' Jugendzeiten ihre Geltung behauptet haben, das Hauptinteresse beanspruchen. Sie gestatten einen höchst lehrreichen Einblick in den Unterrichtsbetrieb des späteren Mittelalters. Man kann Habels Urteile über den Menschen und Gelehrten Garlandia nur zustimmen, wenn er ihn gegen manche abschätzige Bemerkung namentlich Hauréaus in Schutz nimmt. Der von Habel mit dieser Hinlenkung des Interesses auf Garlandia zwar nicht völlig neu erschlossene, aber immerhin erneut und mit so viel Wärme empfohlene Stoff zeigt an einem glücklichen Beispiele, daß noch weite Studiengebiete der heranwachsenden Philologen- und Historiker-Generationen harren. Die Erforschung der Kultur des hochmittelalterlichen Abendlandes verspricht noch die reizvolle Aufdeckung überraschender Zusammenhänge.

Wesentlich auf Grund von Hansens Rheinischen Akten zur Geschichte des Jesuitenordens bespricht Meier auf S. 35 u. ff. den Unterrichtsbetrieb auf dem Jesuitengymnasium in Köln. Diese Darstellung der folgerichtig durchgeführten Unterordnung des inzwischen neubelebten Wissenschaftsbetriebes unter die alten Zwecke der Kirche und des namentlich in der Unterweisung der Jugend praktisch erfolgreich versuchten Komprommisses mit dem Humanismus ist äußert lesenswert. — Gleichsam als eine Einleitung zu der geplanten großen Ausgabe der Werke Fröbels für die Monumenta Germaniae Paedagogica gibt Prüfer auf S. 131 ff. eine vielfach auf dem handschriftlichen Nachlasse des Meisters auf-

gebaute Darstellung seiner pädagogischen Bestrebungen in den Jahren 1836—1842, die sich grundsätzlich mit anderen Auffassungen auseinandersetzt. Beigefügt ist (S. 185 ff.) eine überaus fleißige Zusammenstellung des handschriftlichen und gedruckten Nachlasses und einer reichen Literatur über Fröbel, der uns trotz alledem reichlich überschätzt erscheint. Der Dorpater Forscher Kvačala gibt (S. 194 ff.), wohl als Nebenertrag seiner Comeniusforschungen, Kunde von dem interessanten Grammatiker Schopp (Scioppius), der im Zeitalter der Gegenreformation im Streite mit den auf Aristoteles schwörenden Jesuiten der katholichen Kirche das Rüstzeug der Wissenschaften auf seine Art sichern wollte. Indem wie Lührs Nachträge zu seinen älteren Mitteilungen über Jesuitendramen aus der littauischen Ordensprovinz, Stachs bewegliche Bilder von Lehrerelend aus dem Zeitalter der Aufklärung und Müllers wesentlich die wissenschaftlichen Gelegenheitsschriften registrierenden Aufsatz über die Fünfjahrhundertfeier der Universität Leipzig streifen, wenden wir uns zu dem Aufsatze Max Schneiders in Gotha, um an ihn die Frage zu richten, weshalb er in seiner Schlußaufzählung der in Gotha am Gymnasium illustre im 18. Jahrhundert gehaltenen und sehr ausgiebig erläuterten Redeübungen einem Urteile über ihren Wert aus dem Wege geht. Freilich muß ich gestehen, daß ich die beiden ersten Teile dieser Mitteilungen im 17. und 18. Jahrgange der Zeitschrift nicht gelesen habe, aber ich hätte doch zuguterletzt gern ein abschließendes Wort gehört. Denn wozu dienen diese massenhaften Stoffanhäufungen, wie sie die mannigfachen Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte bieten und in unabsehbarer Fülle noch in Aussicht stellen, wenn nur der ungewertete Stoff dargebracht wird. Wohl auf keinem Gebiete ist das Verhältnis von Soll- und Istbild zweifelhafter und schwankender als auf dem der Pädagogik, man kann ruhig sagen, in allen Beziehungen, in jedem Betracht. Darum droht keiner geschichtlichen Darstellung so sehr die Gefahr der Abweichung von der Wirklichkeit als der Erziehungsgeschichte. Es geht gewiß über den engen Rahmen der Besprechung der „Mitteilungen" hinaus, aber das Bekenntnis ist ehrlich, daß uns die von Kvačala auf Seite 256 ff. in den Einzelheiten des Planes angekündigte dreißigbändige Comeniusausgabe eine publicistische Ungeheuerlichkeit zu sein scheint. Aber auch die Pläne der Gesellschaft für Erziehungs- und Schulgeschichte, von denen wir auf S. 260 ff. hören, scheinen dermaßen ins Weite und Breite zu gehen, daß wir uns keine verhältnismäßige Förderung der Wissenschaft von der Ausführung versprechen können.

Blankenburg a. H. Karl Mollenhauer.

Digitized by Google

H. Selter und K. Roller, Verhandlungen der IX. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege vom 9. bis 11. Juni 1908 in Darmstadt. Ergänzungsheft zu: Gesunde Jugend, Zeitschrift für Gesundheitspflege in Schule und Haus, Organ des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, VIII. Jahrgang. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. IV und 364 S. gr. 8. 5 ℳ.

Über die 9. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, deren Verhandlungen in diesem umfangreichen Bande von 364 Seiten vor uns liegen, haben wir bereits in der Z. f. Schulgesundheitspflege 1908 S. 429 ff. und 501 ff von einem Mitgliede des Vereins, dem Schularzt Dr. Kraft-Zürich, einen sehr eingehenden und lesenswerten Bericht, der strenge Sachlichkeit mit berechtigt scharfer Kritik verbindet. Wir sind daher gegen die Versuchung gefeit, unsererseits über die Bestrebungen jenes im Zeichen einseitiger Gymnasialreform gegründeten Vereins näher zu sprechen, dem durch den in ihm gepflegten Personenkultus (vgl. auf S. 5 die Ansprache von Dr. Herz-Kopenhagen) noch ein ganz besonderer Stempel aufgedrückt worden ist, so daß Referent nicht so ohne weiteres von ihm behaupten möchte, daß er „zweifellos eine verdienstvolle Pionierarbeit leistet" (S. 3). Wenn wir somit aus den 17 (!) Begrüßungsansprachen (S. 1—10) die immerhin interessante Tatsache festgestellt haben, daß „als Vertreter der hauptsächlichst interessierten preußischen Ministerien" (S. 5) ein Geheimer Oberbaurat erschienen war, dessen Tätigkeitsfeld mit den zur Verhandlung stehenden Themen wohl in engerer Beziehung stehen muß, als Referent sich zu ergründen getraut, können wir uns sogleich den Vorträgen selbst zuwenden.

„Die Hygiene der höheren Mädchenschulen einschl. der Privatschulen", ein gerade damals, kurz vor dem Erscheinen der neuen Lehrpläne für die höheren Mädchenschulen recht zeitgemäßes Thema, füllte den Vormittag des ersten Tages. Ein pädagogischer und zwei ärztliche Berichterstatter behandelten die Frage; gegen die Leitsätze des nach Inhalt und Form vortrefflichen Vortrages von Dr. Wehrmann-Krefeld (S. 10—54) erhob sich kein Widerspruch. Wenn übrigens W. bei Besprechung der Skoliose als Mittel dagegen, daß der Körper sich beim Schreiben so leicht gewohnheitsmäßig verbiegt, die Steilschrift empfiehlt (S. 23), und wenn Griesbach (S. 266 ff.) diktatorisch entscheidet: „Es gebührt der Steilschrift von der Schrägschrift der Vorzug", weil für diese näheres Sehen erforderlich ist, Nahesehen aber gefährlich ist, da das Auge beim Kinde noch wenig Widerstand besitzt, so scheint trotz seiner Autorität das letzte Wort in dieser Frage noch nicht gesprochen zu sein. Zwar will ich keinen Wert darauf legen, daß die Nürnberger Stadtschulen, nachdem sie sieben Jahre lang Steilschrift hatten treiben lassen, wieder zur Schrägschrift sich bekehrt haben, da dafür nur der rein äußere Grund

Digitized by Google

angeführt wird, die so ausgebildeten jungen Leute könnten keine Anstellung finden; auch mag das kein besonderes Gewicht beanspruchen, daß die Schrägschrift eine größere Geschwindigkeit gestattet, aber nachdenklicher stimmen doch die Ergebnisse, zu denen vor kurzem in Frankreich die „Liga für nationale Schrift“ gekommen ist. Die von ihr zur Untersuchung beider Systeme gebildete Kommission von Ärzten, Chirurgen, Orthopäden, Augenärzten, Schulinspektoren hat einstimmig der Schrägschrift den Vorzug gegeben, gerade weil bei der Steilschrift der Schüler keine normale Haltung bewahren kann; denn der rechte Arm verschiebt sich beständig und dadurch entsteht eine Muskelermüdung, die bei denen, die bereits eine Anlage zur schlechten Haltung haben, diese Disposition verstärken muß. Die Gefahr der Kurzsichtigkeit aber ist bei der Schrägschrift durchaus nicht größer als bei der Steilschrift. Die Gründe der Kurzsichtigkeit liegen überhaupt auf ganz anderem Gebiete als auf dem der Schrift; sonst würde der höchste Prozentsatz an Kurzsichtigen nicht gerade in den Oberklassen höherer Lehranstalten sich finden, in denen nicht eben viel geschrieben wird (vgl. auch Monatschrift für höhere Schulen 1909. S. 350 ff.). Hervorheben möchte ich aus W.'s Vortrag noch die Schilderung des Schulgebäudes, das Krefeld für seine höheren Töchter mit einem Kostenaufwand von $1^1/_4$ Millionen Mark augenblicklich errichtet (S. 15/16); hoffentlich beschert auch staatliche Fürsorge unserer Schuljugend bald ähnlich eingerichtete Anstalten von 10174 qm Bodenfläche, von der 7100 qm ganz freibleiben und ein Schulhof von 5500 qm mehr als 6 qm Bewegungsraum für den einzelnen Zögling gibt. — Für die Vorträge der ärztlichen Berichterstatter verweist Ref. auf die sehr zutreffende Kritik von Kraft a. a. O. S. 436 f.

S. 64—98 bieten die drei Nachmittagsvorträge „Über Vorzüge und Nachteile der Internate“. Prof. Dr. Boeßer, Studienrat des Königl. Kadettenkorps in Karlsruhe, hält die Internatserziehung trotz großer Vorteile und der Möglichkeit, ihre Nachteile durch sorgfältige Auswahl des Erzieherpersonals auf ein Mindestmaß zurückzuführen, nur für einen Notbehelf gegenüber der Erziehung innerhalb gesunder Familienverhältnisse; ähnlich urteilt Seminaroberlehrer Dr. Friedrich-Schneeberg, während der ärztliche Berichterstatter, Obermedizinalrat Dr. Erler-Meißen, die Vorzüge der Internatserziehung als überwiegend ansieht. Feiner und gründlicher wie hier ist über diese Frage, worauf Ref. hier hinweisen möchte, gesprochen worden in W. Münchs „Zukunftspädagogik“ in dem in der 2. Aufl. (1908) neu hinzugekommenen Aufsatz über Familienerziehung und Erziehungsanstalten.

Der Vormittag des folgenden Tages gehörte dem Vorsitzenden ganz allein zu seinem Vortrage „Einheitliche Gestaltung des höheren Unterrichts von physiologischen und hygienischen Gesichtspunkten aus betrachtet“. Vestigia non terruerunt. Das 1907

Digitized by Google

von drei Berichterstattern behandelte Thema: Inwieweit ist von pädagogischen, kulturellen, hygienischen und sozialen Gesichtspunkten aus eine einheitliche Gestaltung des höheren Schulwesens (Einheitsschule) möglich? erlebte trotz der hohen Meisterschaft, mit der besonders Hüppe-Prag gerade das humanistische Gymnasium in völliger Verständnislosigkeit anriß (vgl. Z. f. Schulgesundheitspflege 1907 S. 488 f.) nicht einmal ein Begräbnis erster Klasse. Man kann wohl sagen, die Frage wurde ad kalendas Graecas vertagt dadurch, daß der sehr geschickte, fast humoristisch zu nennende Vorschlag von Bösche-Lippstadt durchging: „Der Vorstand möge durch Verhandlung mit einer willigen Stadtvertretung und Schulverwaltung vorbereitende Schritte tun zur Errichtung einer auf spezifisch physiologisch-hygienischen Grundlagen und Forderungen aufzubauenden höheren Lehranstalt" (vgl. dazu „Das humanist. Gymnasium" 1907 S. 175). Damit war denn aber Griesbachs Streben nach Gymnasialreform in seinem Sinne doch nicht gedient; dieser Abschluß sah, wie er hinterher erst gemerkt zu haben scheint, doch gar zu sehr nach Überrumpelung aus, und so galt es, jetzt selbst in die Bresche zu springen und die gefährdete Festung zu verteidigen. Das hat er mit allem Fleiß und Eifer versucht, und wo sonst drei πρόμαχοι nötig waren, hat er allein jetzt auf dem Plan gestanden, dazu befähigt durch die seltene Vereinigung aller jener Eigenschaften und Kenntnisse in seiner einzigen Person, die er S. 106 hervorzuheben nicht versäumt. So läßt denn der stattliche Umfang seines Vortrages (S. 103—313) auf eine Fülle von Belehrung hoffen, selbst wenn man die 130 Seiten abzieht, die durch Tabellen ausgefüllt sind. Freilich die Hoffnung, um es gleich hier zu sagen, ist trügerisch; es ist die wohlbekannte alte Weise. Im ersten Teile beklagt Gr. den Mangel an Einheitlichkeit in der Organisation des heutigen Unterrichts in bezug auf das Maß der Unterrichtszeit (S. 106—135), besonders für die Sprachen (S. 107), aber auch für das mathematisch-naturwissenschaftliche Gebiet, in bezug auf die öffentlichen (S. 135) und Versetzungsprüfungen, die Extemporalien (S. 136), die Verschiedenartigkeit der Lehrpläne, der Reifeprüfung (S. 140), der Bemessung der häuslichen Schularbeiten. Dieses Steckenpferd reitet er auf S. 146—224 vor! Mangel an Einheitlichkeit weist sich aber auch in der Verteilung des Unterrichts auf Tag und Jahr, in der höchsten zulässigen Schülerzahl, der fehlenden völligen Gleichberechtigung der „drei höheren Lehranstalten (sic S. 225!) im Deutschen Reiche" —. Zunächst ist an den zahlreichen beigegebenen Tabellen auszusetzen, daß Griesbach „als Quelle die Schulprogramme von 1907 und 1908 bezw. die amtlichen Vorschriften benutzt" hat (S. 106). Ref. kann dieses Verfahren als einwandfrei nicht bezeichnen; sollte sich ein wirklich getreues Bild der organischen, nicht der oft durch rein äußerliche Zufälle herbeigeführten Verschiedenheiten ergeben, so mußte von den

Digitized by Google

einzelnen Jahresberichten völlig abgesehen werden, und Gr. hätte es sich nach Rollers Beispiel in dessen Buch „Hausaufgaben und höhere Schulen" nicht verdrießen lassen sollen, die amtlichen Lehrpläne und Lehraufgaben sämtlicher deutscher Staaten als Unterlage für seine Aufstellungen einzusehen. Eine Fülle von teilweise naiven Mißverständnissen und Unrichtigkeiten, auf die hier näher einzugehen der Raum verbietet, wäre ihm dabei erspart geblieben. Gänzlich ohne Beweiskraft sind ferner die S. 146—224 gegebenen Tabellen über das Maß der Hausarbeit (vgl. Z. f. G.W. 1907 S. 537 ff.); wenn man soeben erst über die Verschiedenheit der Organisation und damit auch der Anforderungen geklagt hat, ist es doch wohl klar, daß man nicht auf so kümmerliches Material, das nur aus Schüleraufzeichnungen vom Gymnasium und der Oberrealschule in Mühlhausen und einem einzigen preußischen Gymnasium (Wetzlar) besteht, die Anklage erheben kann oder auch nur den Eindruck zu erwecken wünschen darf, allgemein im Deutschen Reiche sei das Maß der Hausarbeit zu hoch und überschreite vielfach die amtlich gestattete Dauer. Diesen Erleichterungseifer nennt G. Uhlig mit Recht eine ὑπερβολὴ μανιάς (Das hum. Gymn. 1907 S. 177), und er weist richtig darauf hin, daß Eltern, angesehene Ärzte, Abgeordnete von Erfahrung vielfach geradezu eine Unterbürdung der Schüler feststellen, daß die akademische Jugend, über ihre Schulerfahrungen befragt, meist ganz entschieden gegen die Meinung protestiere, sie sei auf der Schulbank überlastet gewesen. Über die teilweise geradezu erschreckenden Zahlen, wie sie für Wetzlar S. 196 ff. gegeben werden, wobei die unkontrollierbare mündliche Arbeitszeit die schriftliche weit überwiegt, wird man sich vielleicht von berufenerer Seite mit Gr. auseinandersetzen; über das Maß von innerer Teilnahme des einen der aufzeichnenden Schüler an dem Unterricht und seinen Aufgaben und über seine Reife orientiert hinlänglich der Schlußvermerk seiner Aufzeichnungen (S. 201): „Am Montag nachmittag war Konferenz, und da wir wußten, daß man jetzt entweder versetzt oder sitzen geblieben war, so haben wir (?) von da ab (16.—27. März 1907!) nichts mehr gearbeitet".

Doch die Tabellen sind Nebensache; Hauptsache bleibt, daß wir in der ganzen Frage in so grundsätzlichem Gegensatze zu Gr. stehen, daß eine weitere Erörterung überflüssig erscheint. Wir freuen uns dieser Mannigfaltigkeit der Organisation nicht nur in den verschiedenen Staaten Deutschlands, sondern auch innerhalb der Einzelstaaten und in ihnen wieder selbst innerhalb der einzelnen Schulgattung, weil wir uns den Sinn für das historisch Gewordene nicht zerstören lassen und Bewährtes weiter pflegen und ausbauen wollen; wir sind fest überzeugt, daß der Geist der Lehrpläne, gerade weil er frei ist und frei aufgefaßt werden darf, eine gedeihliche Entwickelung unserer höheren Schulbildung

Digitized by Google

gewährleistet. Wir lehnen jede öde Gleichmacherei ab, die schließlich dazu führen müßte, daß sogar für jede Schule dieselbe Schriftstellerlektüre nach Umfang und Methode vorgeschrieben oder in ganz Deutschland ein einheitlicher Stundenplan eingeführt würde. Wenn auch nur die leiseste Hoffnung vorläge, die Reformer überzeugen zu können, so würden wir sie auf Hugo Müller („Die Gefahren der Einheitsschule für unsere nationale Erziehung". Gießen, Töpelmann) hinweisen, der besonders die praktischen Erfahrungen mit der Einheitsschule im Ausland und Inland bespricht und zeigt, wie wenig sie zur Nachfolge ermutigen können, wir würden sie auf G. Uhligs Schrift über die Einheitsschule aufmerksam machen und auf seine zahlreichen Ausführungen dazu im „Humanist. Gymnasium" (z. B. 1907 S. 178 ff.), auf P. Cauers Vortrag „Die Einheitsschule und ihre Gefahren", aber doch nur mit dem Erfolg, daß alle diese Warner ähnlich falsch beurteilt werden würden, wie H. Müllers eben erwähntes Buch von A. Grube auf der 8. Jahresversammlung des Vereins, der uns hier beschäftigt, in Karlsruhe oder von Griesbach S. 280; daß diesem ein Buch wie Ludwig von Sybels Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache besonders unverstanden bleibt (S. 281), ist nur natürlich.

Der zweite Teil von Gr.'s Vortrag „betritt physiologische und hygienische Wege, ohne deren Beachtung die Pädagogik Stückwerk bleibt" (S. 225) und fährt damit Gr.'s schwerstes Geschütz gegen die heutige Schulorganisation auf. Nach einer allgemeinen Auseinandersetzung über die Beziehungen zwischen Pädagogik und Hirnphysiologie und den aus ihnen sich ergebenden Forderungen der Verhütung von Schädigung des Organismus, vor allem der im Sprachunterricht besonders stark beanspruchten linken Hemisphäre des Gehirns, durch Erzeugung von Ermüdungstoxinen wirft er der Schule vor, daß sie die Hirnphysiologie völlig unberücksichtigt lasse (S. 229 f.) und sich ebenso zu den Funktionen der vegetativen Organe und der Körpermechanik stelle. Darauf sucht er durch das Experiment, durch das Ergebnis der nach den verschiedenen Methoden veranstalteten Untersuchungen über die Ermüdung nachzuweisen, daß der heutige Schulbetrieb in der Tat die Schüler außerordentlich übermüde. Aber weder Burgersteins Additions- und Multiplikations-, noch die Kombinationsmethode von Ebbinghaus, noch Noikows physiologische oder Clavières und Moßos dynamometrische und ergographische Methode, noch die von Griesbach als alleinseligmachende gepriesene der Messung der Hautsensibilität mit seinem Aesthesiometer sind bisher so einwandfrei, daß sich unwiderlegliche Schlüsse aus ihnen ziehen ließen, trotz der Tabellen, die Gr. auf S. 234—265 dazu verwendet, auf ihnen seine Feststellungen von der Unzweckmäßigkeit der heutigen Unterrichtsorganisation aufzubauen. Keine dieser Methoden gestattet nämlich eine rein objektive Messung. Der praktische Arzt Dr. Alexander-Breslau hat jüngst in einem Buche „Die Methoden

Digitized by Google

zur Messung der geistigen Ermüdung der Schulkinder" nur die Kombinationsmethode von Ebbinghaus als relativ gutes Maß für die Ermüdung bezeichnen können; seine eigenen Versuche mit Gr.'s Aesthesiometer haben ihn zur völligen Ablehnung der Methode geführt (vgl. Z. f. Schulgesundheitspflege 1908 S. 283). Ebenso energisch lehnt Fr. Lorentz-Berlin in seinem Aufsatz „Über die Ermüdung der Schüler und deren Ermittlung" (ebenda S. 331 ff.) diese Methode ab, wie es schon Altschul-Prag auf dem II. Internat. Kongreß f. Schulhygiene in London getan hat.

Wenn daher zum Schluß dieses zweiten Teiles (S. 266 ff.) Gr. einen Entwurf zu einer einheitlichen Gestaltung des höheren Unterrichts nach physiologisch-hygienischen Gesichtspunkten unterbreitet — und zwar in Anlehnung an die Organisation des Kgl. preußischen Realgymnasiums in Osnabrück (S. 288) —, so kann dieser Versuch trotz Gr.'s Nachweis (S. 273), daß er allein eigentlich als Dr. med. und phil. zugleich für ein solches Unternehmen als Sachverständiger übrigbleibe, keine größere Berechtigung für seine Verwirklichung beanspruchen als die der anderen jetzt wohl schon nach Hunderten zählenden Schulreformer, die alle gleichfalls den Stein der Weisen gefunden zu haben vermeinen. Für uns ist sein Normallehrplan für die höhere Einheitsschule (s. S. 278) mit dem erst im Oberbau (O II) gleichzeitig beginnenden Unterricht in Latein und Griechisch, der einseitigen Verstärkung des Unterrichts in der Muttersprache, Naturkunde und im Turnen, mit dem Beginn des Englischen als erster Fremdsprache in V und des übertrieben mit Stunden ausgestatteten Französischen in U III nur eine Kuriosität mehr in unserem Schulmuseum, die durch manchen ganz besonders neckischen Einfall erheitert, so z. B. wenn Gr. auf S. 267 den Fortbestand der Vorschulen befürwortet, weil höhere und niedere Intelligenz sich nach der Zugehörigkeit zu den höheren und niederen Ständen „zweifellos" (d. h. nach G.'s ästhesiometrischen Untersuchungen) unterscheide; also ist die Essener Einteilung in Coetus A und B „wissenschaftlich" durch Gr. völlig gerechtfertigt! — Ebenso erübrigt es sich, auf den letzten Teil der pädagogischen Phantasien Gr.'s, auf die „näheren Beziehungen der Schule zur Hochschule und die Ausbildung der Lehrer" einzugehen; wer sich für diesen zukünftigen Studiengang besonders interessiert, findet ihn auf S. 295 in extenso. Eine Zusammenfassung des ganzen Vortrags bieten die Seiten 299—301.

Die Diskussion ergab manch kräftiges Wörtlein des Widerspruchs; Ref. verweist z. B. auf die Ausführungen von Doblin-Hagen S. 303 f.: „wenn unsere Kultur weiter kommen soll, muß die Volksbildung wachsen, aber nicht zurückgehen, das letztere würden wir aber durch die vorgeschlagene Einheitsschule erreichen". Den praktischen Erfolg des Vortrages kann man kaum schärfer ironisieren als Kraft a. a. O. S. 503: „Der Vortrag und die Diskussion liefen hinaus auf den üblichen Vertagungsbeschluß

Digitized by Google

in heiklen Dingen; es sei eine Spezialkommission einzusetzen, welche die Reformfrage permanent verfolge. Was diese Kommission tun wird, wissen die Götter; einen Vorteil kann sie schon haben, nämlich den, daß im Verein für einige Zeit diese unfruchtbaren Diskussionen sistiert werden und die stille, fruchtbare praktische Arbeit einsetzt". Nachdem inzwischen der Vorsitzende, Prof. Dr. med. et phil. Griesbach, aus dem Verein ausgetreten ist, steht zu erwarten, daß diese Hoffnung sich glänzend erfüllt und daß manche Kreise, die sich bisher ferngehalten haben, dem Verein ihr reges Interesse zuwenden werden.

Die Seiten 314—339 enthalten sehr lehrreiche Vorträge von Prof. Janßen-Straßburg über Zahnpflege und Schule und von G. Schröder-Kassel über Mundatmung der Schulkinder und deren orthopädische Behandlung in der Schulzahnklinik. Der dritte Verhandlungstag (S. 399 ff.) war der Tagung der Schularzt-Vereinigung gewidmet.

Saarbrücken. Hans Koenigsbeck.

Otto Willmann, Aristoteles als Pädagog und Didaktiker. Berlin 1909, Reuther & Reichard. 216 S. 8. 3 *M*.

Das vorliegende Buch bildet den zweiten Band des von Rudolf Lehmann herausgegebenen Sammelwerkes: „Die großen Erzieher. Ihre Persönlichkeit und ihre Systeme". Die Einleitung weist auf die Bedeutung des Aristoteles als Pädagogen und Didaktikers für die Gegenwart hin und betont die historische Tragweite seiner Lehren. Die zwölf Kapitel behandeln Aristoteles' Lehrjahre, Aristoteles als Erzieher und Lehrer, die Erziehung als Thema der praktischen Philosophie und als Charakterbildung, Erziehung und Gesellschaft, Erziehung und Gemeinwesen, die Geistestugenden und die Paideia, Lernen und Lehren, die daktischen Weisungen der Logik, das Lehrgut und die Bildungswerte, Methodenlehre. Eine reich besetzte Tafel, wie man sieht. Wer aber glaubt, nur geschwinde zugreifen und abschöpfen zu können, was dem augenblicklichen Genusse und dem unmittelbaren Nutzen dient, der irrt sich. Willmann entwickelt die Erziehungs- und Unterrichtslehre des Aristoteles aus dem Ganzen, der Tiefe und Weite seines Philosophierens. Wer diese Philosophie noch nicht kennt, wird Mühe haben zu folgen, seine Mühe aber auch reichlich belohnt finden.

Wie von dem Verfasser der Geschichte des Idealismus zu erwarten war, werden die religiösen Elemente, die Theologik in der Spekulation des Aristoteles besonders hervorgehoben. Aber Willmann weiß so gut wie einer, welche Schwierigkeiten der Gottesbegriff bei Aristoteles in sich birgt und wie wenig im Grunde die aristotelische Theologie mit der christlichen gemein hat. Der Schein täuscht und hat die Scholastiker alter und neuer Zeit getäuscht. Aber soviel halte ich für richtig und erkenne ich freudig

Digitized by Google

an, daß die Kontemplation, das Erkennen und Schauen Gottes nach Aristoteles wie nach Platon das höchste Lehrgut (*μέγιστον μάθημα*) ist und daß, was wir heute als Bildungsgehalt der Philosophie bezeichnen, nicht daranreicht: „wir müssen den der Theologie und die geistig und sittlich vervollkommnende Macht der Religion hinzunehmen, um an den diesem Lehrgute zugesprochenen Wert heranzureichen".

Wo Willmann die Musik und die Poesie als Bildungsfaktoren erwähnt, kommt er auch auf die kathartische Wirkung dieser Künste zu sprechen. Er führt aus, daß diejenigen Kompositionen berechtigt sind, die entweder sittlich wirken oder die Tatkraft erhöhen oder Begeisterung wecken: *ἠθικά, πρακτικά, ἐνθουσιαστικά.* „Sie sollen Läuterung (*κάθαρσις*) gewähren, indem sie von den Affekten (*πάθη*) befreien, was auch für die Tragödie gilt; das Läutern ist aber auch ein Heilen". „Wir sehen, wie so manche, die von Affekten beherrscht wurden, unter Einwirkung heiliger Gesänge besänftigt werden und zu sich kommen, als hätten sie eine Heilung und Läuterung durchgemacht". Genauer lautet die Stelle aus Pol. VIII 7 (1342a 7—11) so: *καὶ γὰρ ὑπὸ ταύτης τῆς κινήσεως κατακώχιμοί τινές εἰσιν. ἐκ δὲ τῶν ἱερῶν μελῶν ὁρῶμεν τούτους, ἐὰν χρήσωνται τοῖς ἐξοργιάζουσι τὴν ψυχὴν μέλεσι, καθισταμένους ὥσπερ ἰατρείας τυχόντας καὶ καθάρσεως.* Unter dieser *κίνησις* aber ist zu verstehen das *πάθος ὃ περὶ ἐνίας συμβαίνει ψυχὰς ἰσχυρῶς . . . οἷον ἔλεος καὶ φόβος, ἔτι δ' ἐνθουσιασμός* (5—7). In einem andern Abschnitt betont Willmann die sittliche Wirkung der musischen Künste: „Wenn diese Künste uns Affekte vorführen, so nehmen sie ihnen das Selbstische und Kleinliche; das eigene Leid wird zum Mitleid, das eigene Bangen zum Mitgefühl für fremde Gefährdung, und damit wird eine Läuterung der Seele (*κάθαρσις*) bewirkt".

Ich will darüber nicht rechten. Wenn aber Willmann meint, der vielerörterte Ausdruck könne nur dem Mysterienwesen entlehnt sein, in dem er die erste Weihe bezeichnete, so muß ich das stark bezweifeln. Ist wirklich das weltliche Drama aus dem mystischen erwachsen? Auch das *καθαρεύειν* und *καθαρῶς εἰδέναι*, die „Umwandlung" (*περιαγωγή, μεταστροφή*) des Innenlebens bei Platon hat meines Erachtens mit der tragischen Katharsis nichts zu tun. Willmann behauptet es und schreibt: „So ist auch die Katharsis bei Aristoteles ein Abwenden von dem unsere Seele bewältigenden Affekte, der dabei nicht abgestumpft wird, sondern in das Element der Beschönung eingerückt (wird) und uns zur Menschenliebe, *φιλάνθρωπον*, bildet". Das halte ich nun entschieden für unrichtig. Denn *φιλάνθρωπον* ist nicht „Menschenliebe". Was es bedeutet, ergibt sich aus der Poetik 13 (Vgl. diese Zeitschr. Jahrg. 1880 S. 223).

Ob die Darstellung Willmanns sonst noch Anlaß zu Bedenken gibt, mögen andere sehen. Ich möchte noch zweierlei bemerken.

Digitized by Google

Willmann sagt sehr richtig, bei der Verschränkung der aristotelischen Unterrichtslehre mit der Logik und selbst der Metaphysik sei es nicht so einfach, das Didaktische aus jenen größeren Zusammenhängen herauszulösen. Daher kommt es, daß in unserem Buche die pädagogischen Grundsätze, die Weisungen der Unterrichtstheorie und Lehrkunst des „Weltenlehrers“ öfter zwischen den philosophischen Erörterungen etwas versteckt sind; sie herauszulösen und in steter Fühlung mit den Aufgaben der Gegenwart zu behandeln, wäre eine verdienstliche Arbeit. Viel umfassender würde die Aufgabe sein, den Einfluß und die Bedeutung der aristotelischen Erziehungs- und Unterrichtslehre in der Geschichte des Erziehungs- und Bildungswesens zusammenhängend und gründlich aufzuzeigen und darzulegen. Wer sie löste, würde sich ein Verdienst um die Wissenschaft der Pädagogik und Didaktik erwerben. „Denn Aristoteles ist, wenn einer, für einen Lehrer des Menschengeschlechts anzusehen; sein Begriff ist in alle Sphären des Bewußtseins eingedrungen, enthält in jeder Sphäre die tiefsten, richtigsten Gedanken. Aristoteles ist daher viele Jahrhunderte lang ununterbrochen der Träger der Bildung des Denkens gewesen“ (Hegel). Zu den Vorarbeiten gehören dieses Buch und andere Schriften von Willmann, der seinerseits pietätvoll an seinen Lehrer Trendelenburg erinnert und dessen *elementa logices Aristoteleae* zugleich ein Lehrmittel und eine elementare Methodenlehre nennt.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

---

1) C. Töwe, Leitfaden der Kirchengeschichte für höhere Schulen. Halle a. d. S. 1909, Buchhandlung des Waisenhauses. 43 S. 8. 0,50 *M*.

Der Leitfaden faßt die Hauptsachen aus dem Unterricht in möglichster Kürze zusammen und läßt auf eine reiche didaktische Erfahrung des Verfassers schließen. Mehr als in andern Schulbüchern wird die religiöse Kunst berücksichtigt. Es liegt in der Natur der Sache, daß mancher einzelnes vermissen, anderes für überflüssig halten wird. So könnte vielleicht § 1, der auf die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Kirche“ hinweist, fehlen, dagegen § 11 als Ursache, warum der römische Bischof die Oberhoheit über die ganze Kirche erlangte, auch der Umstand angeführt werden, daß Rom schon in den ersten Jahrhunderten besonders tüchtige Bischöfe hatte.

2) R. Knopf, Paulus. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. 123 S. 8. geh. 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

Dieses Bändchen, zur Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ gehörig, gibt ein treffendes und lebensvolles Bild von dem Wirken, Charakter und der Bedeutung des großen Apostels und ist wohl geeignet, Fachleuten als ein zuverlässiger Führer zu

Digitized by Google

dienen, aber auch nicht theologisch gebildete Leser in ein hochinteressantes Kapitel der Kirchengeschichte einzuführen. Wie packend ist der Übergang des Christentums vom jüdischen Boden in die allgemeine Weltgeschichte S. 6 gezeichnet, wenn es heißt: „Er schneidet die neue Religion von der alten los, er führt das Christentum, das bis dahin eine jüdische Sekte war, in die Weltgeschichte ein, verpflanzt es zu Heiden — Orientalen, Griechen, Römern —, wo es nun eintreten mußte in den Kampf der Religionen, in das bewegte Gemenge der Kulte und Genossenschaften, die sich damals im Zeitalter des Synkretismus im Osten und auch im Westen durcheinanderschlangen". Ebenso lebendig ist die Schilderung von Tarsus (S. 10), von Athen und Korinth in ihrer Verschiedenheit (S. 36 und 37), sowie die von Ephesus des „Tores von Asien". Zu loben ist auch die Vorsicht in der Quellenkritik, die aber in den allgemeinen wissenschaftlichen Gesetzen ihre Grenzen hat. Wie meisterhaft der Verfasser den Stoff beherrscht, zeigt besonders die lichtvolle Darstellung der Theologie und Frömmigkeit des Paulus.

3) G. Rothstein, Leitfaden zum Unterricht im alten Testament für reifere Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten. Halle a. d. S. 1909, Buchhandlung des Waisenhauses. VI u. 82 S. 8. 0,80 *M.*

Der Leitfaden ist auf Grund der sicheren Ergebnisse der alttestamentlichen Forschungen bearbeitet und stellt die Religion Israels in ihrer geschichtlichen, das Christentum vorbereitenden Entwickelung dar. Die Urgeschichte, „Träger der tiefsten und höchsten religiösen Gedanken über Gott und Menschheit", wird mit der babylonischen Darstellung verglichen und dabei mit Recht auf die Überlegenheit der israelitischen Auffassung hingewiesen. Die Grundlage des Gesetzes hält der Verfasser für mosaisch. Die Bedeutung des Werkes von Mose, das Wesen der Prophetie und ihre Entwickelung sowie die messianische Hoffnung werden treffend vorgeführt. Überall, so auch bei den Ausführungen über die Psalmen und das Buch Hiob, merkt man das löbliche Streben des Verfassers, auch in der Religionsstunde den geschichtlichen Sinn zu schärfen und die zu Grunde liegenden Ideen hervorzuheben. Das Buch kann bestens empfohlen werden.

Görlitz. A. Bienwald.

Wilhelm Kapelle, Deutsche Charakterköpfe. Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften. Band IV. Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet. Aus der Hakenschen Ausgabe in Auswahl herausgegeben von Max Schmitt-Hartlieb. Mit 15 Abbildungen im Text und 8 Tafeln. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner, VI u. 151 S. 8. geb. 2 *M.*

Der Herausgabe von Nettelbecks Selbstbiographie sind die vier Auflagen der Hakenschen Ausgabe zu Grunde gelegt, die im

Digitized by Google

wesentlichen unverändert gelassen ist, so daß nur offenbare Fehler eine Verbesserung erfahren haben. Die beiden ersten Bändchen von Haken sind in dem ersten Buche der neuen Ausgabe unter dem Titel: Der Seemann zusammengefaßt, das dritte Bändchen liegt dem zweiten Buche zu Grunde, das die Überschrift trägt: Der exemplarische Bürger. Jenes umfaßt die Zeit von 1738—1783, dieses die von 1783 bis zum Todestages Nettelbecks, dem 29. Januar 1824. In dem ersten Buche wird die Bildung von Nettelbecks Charakter, im zweiten besonders sein Anteil an der ruhmreichen Verteidigung seiner Vaterstadt in den Jahren 1806 und 1807 zur Darstellung gebracht.

Nettelbecks Entwicklungsperiode in den ersten 45 Jahren seines Lebens ist infolge seiner seemännischen Tätigkeit reich an allerlei Abenteuern. Bald zeigt sie uns ihn auf dem Wege zu einem leidlichen Wohlstande, bald geht ihm wieder das mühsam Erworbene in Wetter und Sturm verloren; aber niemals läßt sich der Held entmutigen. Immer wieder zimmert er sich mit unverdrossenem Mute sein Lebensglück aufs neue, bis er endlich aus einem Seemann ein ansässiger Bürger seiner Vaterstadt und ein ruhiger Geschäftsmann wird. Aber auch dann hängt noch sein Herz an seinem Seemannsberufe, wie er durch die Begründung der Steuermannsschule in Kolberg und durch seine Bereitwilligkeit, noch in hohem Alter zur Anknüpfung überseeischer Handelsverbindungen und wohl gar zur Begründung deutscher Kolonien in fremden Erdteilen über das Meer hinauszuziehen, deutlich beweist. In diesen Kämpfen und Gefahren erwirbt er ein gesundes Selbstgefühl, das aber frei ist von jeder Überhebung, vor allem aber bewahrt er sich bei allem Herumschweifen in der Ferne die heiße Liebe zu seiner Heimat, zu seinem Vaterlande und seinem angestammten Herrscherhause, die er dann in seinem unerschrockenen und aufopferungsvollen Wirken für die Rettung Kolbergs in den traurigen Jahren 1806 und 1807 so herrlich bewährt hat. Seine Beschreibung der berühmten Verteidigung Kolbergs ist mit einer so großen Anschaulichkeit und Lebendigkeit abgefaßt, daß es eine wahre Freude ist sie zu lesen. Rührend ist seine Verehrung für Gneisenau, dessen überragender Persönlichkeit er sich trotz aller eigener Leistung bei der Verteidigung willig unterordnet. Ebenso ergreifend weiß er seiner Liebe und Verehrung für den schwer geprüften König Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin, die Königin Luise, Ausdruck zu geben, und die Beschreibungen seines persönlichen Zusammentreffens mit dem Herrscherpaare sind Höhepunkte seiner Selbstbiographie.

So ist das Buch eine treffliche Lektüre, besonders für unsere männliche Jugend, und es sollte in alle unsere Schülerbibliotheken eingereiht werden. Die Ausstattung ist, wie sich das bei dem berühmten Verlage von selbst versteht, musterhaft, der Preis mäßig.

Halle a. S. O. Genest.

Digitized by Google

H. Spieß, Prosalesebuch. 6. Teil für Ober-Sekunda, 7. Teil für Prima. Dritte, umgearbeitete Auflage. Dresden 1909, L. Ehlermann. 204 S. geb. 2 *M.*, bezw. 418 S. geb. 3 *M.*

Ich habe mit großem Interesse die in wesentlich veränderter Gestalt erschienenen Prosalesebücher des Ehlermannschen Verlags für höhere Schulen in ihrer neuen Bearbeitung von Prof. Dr. Spieß gelesen und möchte nicht unterlassen, die Kollegen auf dieses inhaltlich so reichhaltige Lesebuch, das schon in einer großen Anzahl von Gymnasien Preußens eingeführt ist, aufmerksam zu machen. Freilich wer auf dem Standpunkt steht, daß ein deutsches Lesebuch für die Oberklassen einer höheren Lehranstalt überhaupt überflüssig ist, wird für ein neues wenig Interesse zeigen; wer aber wie Referent es für wünschenswert erachtet, daß dem Schüler aus den Gebieten, in denen er seit Jahren heimisch zu werden bestrebt ist, von Zeit zu Zeit auch mustergiltige Prosabücher geboten werden, die eine fruchtbare Verknüpfung des in den verschiedenen Unterrichtsfächern erworbenen Wissens gestatten, an denen er gleichzeitig seinen eigenen Stil bilden kann, der wird ein Lesebuch, das solchen Gesichtspunkten Rechnung trägt, freudig begrüßen. Und ein solches mit feinem pädagogischem Tact zusammengestelltes und gleichzeitig von großer Belesenheit des Verf. zeugendes Buch ist das vorliegende.

Im Vergleich zu der ersten Auflage, die manchen Aufsatz enthielt, die dem Verständnis des Durchschnittsschülers zu hoch war, hat der Verf. eine durchgreifende Änderung eintreten lassen und Aufsätze aufgenommen, die allgemeine Billigung und den Beifall des Lehrers finden werden. Daß in der Ausgabe für Ober-Sekunda dem römischen Altertum eine größere Berücksichtigung zu teil geworden ist, halte ich für selbstverständlich. Den schönen Aufsatz von Curtius über den Hermes des Praxiteles würde ich lieber in der Ausgabe für Prima sehen, desgl. auch den Aufsatz „Die Kunst der Hellenen“ und „Die Skulpturen des Parthenon“; mit der Lektüre der Verrinen — spez. des Buches de signis —, die der Prima zufällt, lassen sich diese schönen Aufsätze aus dem Gebiet der Archäologie in fruchtbarer Weise leicht verknüpfen. Aber sie werden auch in der IIa wie alle übrigen der Vertiefung und Erweiterung des im altsprachlichen und geschichtlichen Unterricht Erlernten zweckdienlich sein. Die 2. Abteilung umfaßt eine Anzahl von Aufsätzen, die Erörterungen über Märchen, Sage, Mythus, Volkspoesie enthalten, also über Begriffe, über die gewiß schon auf dieser Stufe einige Aufklärung erwünscht ist. Die Aufsätze der 3. Abteilung — zur älteren deutschen Sprache und Dichtung — dienen unmittelbar dem Zwecke des deutschen Unterrichts. Vielleicht bringt eine spätere Auflage noch A. W. v. Schlegels Abhandlung über Goethes Hermann

Digitized by Google

und Dorothea, die nach vorausgegangener Lektüre die Dichtung in die rechte Beleuchtung zu rücken geeignet ist. Die Musteraufsätze aus dem Gebiet der Lektüre — gehört nr. 45 nicht auch besser in das Lesebuch der Prima? — sind vortrefflich geeignet, den eigenen Produktionen des Schülers die Richtung und Wegeweisung zu geben.

Außerordentlich reichhaltig ist das Lesebuch für Prima; den weitesten Raum nehmen hier die auf die menschliche Kultur bezüglichen Lesestücke ein. Neben Aufsätzen von U. von Wilamowitz-Möllendorf, L. Ranke, Harnack, Paulsen, Rhode, die schöne, gehaltvolle Bilder der politischen und geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts geben, finden wir solche über die menschliche Kultur nach ihrer idealen Seite, wie sie in Religion und Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst ihren Ausdruck findet. Gewundert habe ich mich, daß der schöne Aufsatz von Moltkes „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben", der noch in der 2. Auflage stand, in der neuen weggelassen ist. Weshalb wohl?

Die Aufsätze des Lesebuchs sind aber nicht nur literarhistorisch und kulturhistorisch, sie sind auch den Forderungen entsprechend, die man an ein solches Lesebuch stellen muß, philosophisch. Grade diese philosophischen Aufsätze, die den 2. Teil des Buchs bilden und Ausführungen einiger allgemeiner Themata und Entwicklungen interessanter philosophischer Probleme in allgemein verständlicher Sprache enthalten, sollen dem jugendlichen Geist gleichzeitig eine Vorübung im philosophischen Denken geben. Die Aufsätze über Klopstocks literarhistorische Bedeutung, über Johann Winckelmann sind an ihrem Platze.

Im übrigen ging des Herausgebers Bestreben dahin, möglichst die großen Autoren unsrer deutschen Literaturgeschichte selbst zu Worte kommen zu lassen. Als Anhang sind einige Reden beigegeben, die durch politische Ereignisse der letzten Jahrzehnte veranlaßt sind. Es ist die berühmte Rede Bismarcks vom 6. Febr. 1888, die Ansprache des Fürsten Bismarck an die deutschen Studenten, gehalten am 1. April 1895 und die Rede des Grafen Bülow bei der Enthüllung des Nationaldenkmals für den Fürsten Bismarck am 16. Juni 1901. Hierdurch ist, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, dem unvergeßlichen Führer unseres Volks in seiner nationalen Entwicklung der verdiente Platz eingeräumt. Nicht aufgenommen sind, und auch damit wird man einverstanden sein, Aufsätze, deren Besprechung naturwissenschaftliche Spezialkenntnisse voraussetzt. Aufsätze über Tiefseekabel, dynamo-elektrische Maschinen, meint der Herausgeber, machen dem Lehrer des Deutschen, der nicht zugleich Physiker ist, nur Pein.

Wir haben ohne Zweifel in dem Lesebuch von Spieß in seiner neuen, umgearbeiteten Auflage ein außerordentlich reich-

Digitized by Google

haltiges, das Interesse der Schüler nach den verschiedensten Richtungen hin anregendes Buch vor uns, dessen Einführung in die höheren Lehranstalten wir bestens empfehlen können.

Bensheim. Rudolf Glaser.

Hans Eichentopf, Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung. Marburg 1908, Elwertsche Verlagsbuchhandlung. (Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte, herausgegeben von Ernst Elster, Nr. 11.) VI u. 62 S. gr. 8. 1,60 *M*.

Die Dissertation behandelt nach einer sehr knapp gehaltenen Einleitung: 1. Storms Verhältnis zu literarischen Vorbildern (Lyrikern und Romantikern und anderen Literaturströmungen), 2. Storms persönliche Erfahrungen (in ihrem Einfluß auf den Stoff und die Technik), 3. Storms Lyrik als Faktor für die Entstehung seiner Novellen, 4. Storms Arbeitsweise, 5. Storms Entwickelung als erzählender Dichter. Das Ergebnis ist der Nachweis, daß Storm eine durchaus selbständige Größe gewesen sei und mit Recht bekannt habe: „Poetische Muster, nach welchen ich absichtlich gearbeitet, habe ich nie gekannt; es ist dies alles unwillkürlich bei mir gewesen". — Die einzelnen Abschnitte der Dissertation, die sich nicht überall klar voneinander abgrenzen, tragen den Charakter des Skizzenhaften; auch die vorhandenen Hilfsmittel sind weder erschöpfend noch vollständig benutzt worden (vgl. m. Anz. von Schütze Lit. Echo X. S. 305 f.). So bedürfte die Arbeit in vielen Punkten der Ergänzung und Vertiefung; doch bewegt sich der Verfasser auf den richtigen Bahnen.

Neuwied a. Rh. Alfred Biese.

E. Schönfelder, Literaturgeschichtliches Lesebuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Frankfurt a. M. 1909, M. Diesterweg. IV u. 177 S. 8. geb. 1,80 *M*.

Fast nichts macht auf der Oberstufe im deutschen Unterrichte so viel Schwierigkeiten, als die nötige Zeit für den Unterricht in der Literaturgeschichte zu gewinnen; daher wird an manchen Anstalten von einer systematischen Darstellung in Prima fast ganz abgesehen, und die Schüler müssen sich über die Zeit seit Luther, von den Dichterheroen abgesehen, oft mit recht dürftigen Bemerkungen begnügen; von der neusten Literatur ist an vielen Schulen erst recht keine Rede. Daß es aber dringend wünschenswert ist, daß unsere Jugend sich von der Entwicklung unseres Schriftwesens vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart klare Vorstellungen macht, ergibt sich schon daraus, daß es sich um nichts Geringeres als die Geschichte des deutschen Geisteslebens handelt,

Digitized by Google

um die im deutschen Volke nacheinander auftretenden geistigen Strömungen, ohne deren Kenntnis auch die Bestrebungen der Gegenwart den Schülern unverständlich bleiben müssen. Der Geschichtsunterricht und der deutsche Unterricht müssen sich auf diesem Gebiete ergänzend die Hand reichen.

Im allgemeinen wird nun, da zu ausführlicheren Vorträgen des Lehrers ganz und gar die Zeit fehlt, aushilfsweise zu einem kleineren Leitfaden der Literaturgeschichte gegriffen, der den Schülern das Notwendigste bietet, oder man gibt ihnen etwa eine Übersicht in die Hand, wie sie z. B. Oberlehrer Dr. Heinze in dem Programm des Wilhelmsgymnasiums in Cassel Ostern 1908 zusammengestellt hat. Doch ist das nur ein Notbehelf. Das vorliegende Buch Schönfelders sucht die Schwierigkeiten in anderer Weise zu überwinden. Es bietet über alle wichtigen Epochen der Literaturgeschichte, sowie über die hervorragenden Einzelerscheinungen kurze Aufsätze, die guten literaturgeschichtlichen Werken entnommen sind, in ähnlicher Weise, wie sie viele in den Oberklassen eingeführte deutsche Lesebücher — diese natürlich in recht beschränktem Maße — geben. Schönfelder führt ein reiches Material, nur aus guten Quellen, vor. So werden z. B. der Heliand und Otfried nach Bieses Literaturgeschichte charakterisiert, Walther v. d. Vogelweide nach Scherer, Goethe nach Bielschowsky, Schiller nach Berger, Lessing nach Treitschke usw. Auf diese Weise lernen die Schüler zugleich die wichtigsten literaturgeschichtlichen Bücher kennen und werden durch die anregenden und belehrenden Aufsätze zu weiteren Studien, vor allen auch in den Originalwerken der Dichter selbst, angespornt. Diese Methode ist jedenfalls viel geistvoller als z. B. die in dem früher weitverbreiteten Lesebuch von Hopf und Paulsiek für Prima befolgte (herausgegeben von Foß bei E. S. Mittler & Sohn), in dem der den einzelnen Literaturproben vorausgeschickte Text über eine trockene Aufzählung nicht herauskam; ob aber dadurch ein Leitfaden der Literaturgeschichte ersetzt wird, muß zweifelhaft erscheinen. Aus diesem Grunde hat der Verfasser am Schlusse des Buches S. 160—177 chronologische Paralleltabellen beigefügt, in denen ungefähr in der Weise der oben angeführten Heinzeschen Programmbeilage die allerwichtigsten Daten den Schülern geboten werden. Diese Tabellen berücksichtigen auch in sehr dankenswerter Weise die hervorragenden literarischen Erscheinungen des Auslandes, Frankreichs, Englands, Italiens, Amerikas usw., und es ist sehr belehrend, das Nebeneinanderwirken der bedeutendsten Geister so vor das Auge geführt zu sehen, während die graphische Darstellung von Goethes und Schillers Leben S. 159 mir mehr als Spielerei erscheint. Recht interessant ist wiederum die Tafel des literarischen Deutschland im Xenienjahre 1796/97. — Auf S. 176 finden sich in der neusten deutschen Literatur, die übrigens auch in den Aufsätzen nach Stern, Bartels und Weitbrecht die

Digitized by Google

verdiente Berücksichtigung erfährt, eine ganze Anzahl Namen, die dem Schüler besser unbekannt bleiben; ein solches Zuviel verwirrt und führt nur zur Kritiklosigkeit.

Erst wenn das Buch praktische Verwendung gefunden hat, wird es sich entscheiden, ob der eingeschlagene Weg zum Ziele führt; unter Leitung eines geschickten Lehrers ist es wohl denkbar. Jedenfalls verdient die rührige Tätigkeit des Verfassers, die sich auch in seinem „Hifsbuch für den deutschen Unterricht" in erfreulicher Weise zeigt, warme Anerkennung.

Dillenburg. K. Endemann.

H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. Teil II: Abbildungen zur Deutschen Geschichte. Dritte Auflage. München und Berlin 1909, Oldenbourg. 96 S. 4. 1,50 *M*, geb. 1,80 *M*.

Nachdem 1903 die erste und 1906 die zweite Auflage der vorliegenden Abbildungen erschienen war, hat sich nach einem Zeitraume von wieder drei Jahren die dritte Auflage als nötig erwiesen, ein Beweis, daß die Bestrebungen Luckenbachs, auch für die Deutsche Geschichte ein brauchbares Handbuch mit Abbildungen zur Verfügung zu stellen, immer mehr Anerkennung finden. Wenn nun auch die schnelle Aufeinanderfolge einzelner, nicht unwesentlich von einander abweichender Auflagen manchen Nachteil für den Unterricht mit sich bringt, so läßt sich das nicht vermeiden bei einem Unternehmen, für das so wenig Erfahrungen vorlagen und das sich an der Hand des Unterrichts erst allmählich aufbauen mußte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die nächste Auflage in wenigen Jahren wieder ein stark verändertes Gesicht zeigt; allmählich wird aber auch hier ein gewisser Zustand der Ruhe eintreten, wie jetzt mit den Abbildungen zur Alten Geschichte nach langen Schwankungen mit der siebenten Auflage ein vorläufiger Abschluß erreicht zu sein scheint.

In der Tat unterscheidet sich die neue Auflage ganz bedeutend von der vorigen, wenn auch der Verfasser im Vorwort meint, es sei „nicht wesentlich" der Fall. Für den flüchtigen Beobachter mag ja der Unterschied nicht groß sein; denn beim Durchblättern des Buches findet er in der Hauptsache dieselben Abbildungen, denselben Text, ja genau dieselbe Seitenzahl; und doch welch ungeheure Veränderung ergibt sich schon daraus, daß, zur größten Freude des Berichterstatters und gewiß der meisten Freunde der Luckenbachschen Bestrebungen überhaupt, der fremden Kunst noch mehr als in der zweiten Auflage Rechnung getragen ist. Die Deutsche Geschichte kann nicht, am allerwenigsten in Prima, gänzlich losgelöst von der übrigen Kulturwelt betrachtet werden, und deshalb können wir auch die wichtigsten Kunsterzeugnisse der Völker, mit denen Deutschland besonders in Berührung kommt, nicht entbehren. So ist denn in der neueu Auflage die italienische und niederländische Malerei des 16. und 17.

Digitized by Google

Jahrhunderts mit einer ganzen Reihe von Bildern vertreten, während in der Architektur der Barockstil mehr zu seinem Rechte kommt; dafür sei dem Verfasser herzlich gedankt, das Buch wird dadurch ohne Zweifel gegen früher noch viel brauchbarer. Freilich mußte nun, um den Umfang der Abbildungen nicht allzusehr anschwellen zu lassen, unter den bisherigen Bildern, von denen sich gewiß manche im Laufe der Zeit als überflüssig erwiesen hatten, stark gesichtet werden. Eine Zusammenstellung des Aufgegebenen sowie des Aufgenommenen wird am besten die Unterschiede beider Auflagen hervorheben. Ausgeschieden sind: Einzelne Abbildungen von Fig. 2 (Metallzeit), Fig. 3 (La Tène- Zeit), Fig. 4 (Römische Kaiserzeit), Fig. 8 und 9 (Merowinger und Wikinger Zeit), Fig. 48 (Atrium der alten Peterskirche), Fig. 51 (San Apollinare in Classe), Fig. 52—56 (ein Muster der romanischen Kirche), Fig. 65 (zweite Ansicht vom Dome zu Speyer), Fig. 66 (Münster zu Bonn), Fig. 72 (sechs romanische Kirchen in Vogelschau), Fig. 88 und 89 (Refektorium und Kapitelsaal von Maulbronn), Fig 109, 111—113, 116—117 (Heidelberger Schloß); diese Auslassungen betreffen also fast nur solche Gegenstände, für die mehrere Abbildungen vorhanden waren, so daß man in der Tat vieles davon nicht vermißt. Besonders gilt das für die Abbildungen von Maulbronn, die man ja bei der wichtigeren Marienburg später in ganz ähnlicher Weise wiederfindet, und vom Heidelberger Schloß; denn bei aller Bedeutung, die diesem wunderbaren Werke in künstlerischer und nationaler Hinsicht zukommt, es war des Guten bisher etwas zu viel getan, und der Lokalpatriotismus hatte stark mitgesprochen; ich kann mich also mit diesen Kürzungen wohl einverstanden erklären. Ihnen gegenüber stehen nun folgende Neuaufnahmen: Fig. 4 (noch ein zweites Bild vom Grabmal Theoderichs, beide verschieden von der bisherigen Darstellung), Fig. 99 (Schloßhof und Renaissanceecke vom Heidelberger Schloß), Fig. 110 (Versailles), Fig. 112 u. 113 (Mittelbau und Treppenhaus der Residenz zu Würzburg), Fig. 116 u. 117 (Zwinger zu Dresden), Fig. 130 (Abendmahl von Lionardo), Fig. 131 (Himmlische und irdische Liebe von Tizian), Fig. 132 (Erschaffung Adams von Michel Angelo), Fig. 133 (Madonna mit dem heiligen Hieronymus von Correggio), Fig. 142 und 143 (Kreuzigung und Ruhe auf der Flucht von Cranach), Fig. 144 und 145 (Kreuztragung und Auferstehung von Grünewald), Fig. 150 (Faust von Rembrandt), Fig. 151 (Köchin von Gerard Dou), Fig. 152 (Lesende Frau von Pieter de Hooch), Fig. 153 (Hieronymus von Rubens), Fig. 154 und 155 (Windmühle und Frische Brise von Ruysdael). Ob Luckenbach mit dieser Auswahl überall Zustimmung findet, wage ich zu bezweifeln; ich wenigstens hätte auf die neu eingefügte Abbildung vom Heidelberger Schlosse (99) gern verzichtet; denn außer dem Brunnenhause und dem Ottheinrichsbau ist nichts deutlich zu erkennen;

Digitized by Google

ebenso auf das für Correggios Kunst gewählte Beispiel ohne Hieronymus, der für den Blick und die Bewegung des Kindes unentbehrlich ist, noch vielmehr aber auf Tizians himmlische und irdische Liebe, während mir die Bilder Grünewalds wegen ihrer vortrefflichen Lichteffekte gut gewählt scheinen. Indes, andere denken vielleicht anders, und eine Einigung auf einen bestimmten Kanon soll ja gar nicht erzielt werden, auch wäre es ganz falsch, Bild für Bild zu betrachten und zu besprechen; vielmehr soll nur eine Materialsammlung geboten werden, woraus für den Unterricht eine Auswahl getroffen wird, die von den verschiedensten Einflüssen abhängig ist und deshalb auch jedes Jahr anders sein kann. Im allgemeinen will ich also auch dieser Auswahl meine Zustimmung nicht versagen, nur muß ich wiederum bedauernd hervorheben, daß Adam Krafft und Peter Vischer noch immer unbeachtet geblieben sind.

Neben der Auswahl hat auch die Anordnung der Bilder die ändernde Hand des Verfassers erfahren: ich weise z. B. auf die vier Krieger Fig. 78—81 hin, die früher den Burgen und Schlössern angehängt, jetzt an deren Anfang gestellt sind; vielleicht, weil S. 39 frei geworden war?

Endlich ist der Text einer durchgehenden Revision unterzogen worden, wie man freilich nur bei genauer Vergleichung bemerkt: manchmal verkürzt, zuweilen vermehrt resp. ergänzt, hier und da neu hinzugefügt. Ich kann die textlichen Änderungen durchweg für Verbesserungen erklären, z. B. die Hinzufügung der Erklärung von Risalit (S. 53), vermisse aber leider noch immer eine kurze Zusammenfassung der charakteristischen Merkmale der Baustile der Renaissance, des Barock und des Rokoko; was beim romanischen und gotischen Baustile für richtig und ausführbar erkannt wurde, sollte doch auch hier versucht werden. Dankenswert dagegen ist der fortgesetzte Hinweis auf die Seemannschen Wandbilder, auf deren Unterstützung ja die vorliegenden Abbildungen, wenn sie richtig und zweckdienlich benutzt werden, in erster Linie angewiesen sind.

Ich hatte zur Zeit in dieser Zeitschrift (1907 S. 468 ff.) die zweite Auflage der Abbildungen besprochen und dabei verschiedene Wünsche geäußert; ich freue mich, daß der Verfasser in der neuen Auflage meist darauf eingegangen ist, und spreche ihm dafür meinen herzlichen Dank aus; vielleicht einigen wir uns im Laufe der Zeit auch noch über die andern Punkte. Aber auch so bedeutet für mich und ich denke für jeden, der die Entwickelung der Abbildungen mit Verständnis verfolgt und sie im Unterricht erprobt hat, die dritte Auflage einen bedeutenden Schritt vorwärts und wird dem bewährten Werke gewiß neue Freunde verschaffen; ich kann mir wenigstens gar nicht denken, wie man heute noch ohne dieses Hilfsmittel beim Geschichtsunterricht auskommt.

Zerbst. G. Reinhardt.

Digitized by Google

1. **Karl Ernst Georges, Kleines lateinisch-deutsches Handwörterbuch.** Neunte, verbesserte und vermehrte Auflage von Heinrich Georges. Hannover und Leipzig 1909, Hahnsche Buchhandlung. VIII S. u. 3022 Spalten. Lex. 8. geb. 9 *M*.
2. **Heinichens lateinisches Schulwörterbuch. I. Teil: Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch.** Achte Auflage, neubearbeitet von Heinrich Blase und Wilhelm Reeb. Mit einem Abriß der lateinischen Laut-, Formen- und Wortbildungslehre von E. Hermann, der Bedeutungslehre und Stilistik von K. Reissinger, sowie einem Abriß der römischen Literaturgeschichte. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. LXVI u. 921 S. Lex. 8. geb. 8 *M*.
3. **E. Kraetsch und A. Mittag, Lateinisches Wörterbuch.** Berlin o. J. (Vorr. Aug. 1908.) Verlag von Neufeld & Henius. XII und 829 + 89 S. Taschenformat. geb. 3 *M*.

Die drei Wörterbücher, die hier vorliegen, sind von ihren Herausgebern und Verfassern mit außerordentlichem Fleiße und großer Gewissenhaftigkeit bearbeitet worden und werden sich für die Zwecke, denen sie dienen sollen, als durchaus brauchbar erweisen.

1. Was das Georgessche „Kleine Handwörterbuch" betrifft, so befindet sich dies in seinen früheren Auflagen in gar vielen Händen, und manchem hat es über die Schulzeit hinaus gute Dienste geleistet. Der Umfang des Wortschatzes ist ein ziemlich großer; doch von Plautus, Varro l. l., Vitruvius, Plinius n. h. sind auch in dieser Auflage nur die weniger seltenen Ausdrücke und Redensarten aufgenommen, so daß Wörter wie *contechnari, conticinium, resecrare* und ähnliche fehlen. Dagegen wird man für die eigentlichen Klassiker, für die Historiker, für die Dichter der augusteischen Epoche, außerdem auch für Terentius und Lucretius wohl nirgends im Stich gelassen werden. Regelmäßig werden die Schriftsteller genannt, oft Stellen zitiert. In sachlicher Hinsicht sind gar manche Artikel vervollständigt, namentlich sind noch Eigennamen zu denen der früheren Auflagen hinzugekommen. Die Quantität der langen Silben ist überall angegeben, wo nicht die Länge durch den Diphthong oder durch Position an sich ersichtlich ist. Die Dehnung des Vokales vor *gm, gn, nf, ns* (*īnsula, īnferior, īgnis, tēgmen*) wird nicht angegeben. Dieser besonders aus den Inschriften sich ergebende Gebrauch ist jetzt bereits von manchen Schulgrammatiken als Regel aufgenommen, z. B. von Schmalz-Wagener (1898) § 4, von Harre (1899) § 3, eingehend besprochen schon von K. Heraeus (1885) § 101; so wäre es angezeigt, daß auch die Schulwörterbücher hierauf Rücksicht nähmen. Die Vorsilbe *re* wird vor folgendem *s* mit einem anderen Konsonanten (*c p t*) stets als lang bezeichnet (*rēscisco, rēstituo* usw.). Die Zuverlässigkeit der Angaben hat sich übrigens durch eine große Anzahl von Stichproben bestätigen lassen, und nur sehr vereinzelt scheint ein Versehen stehen geblieben zu sein oder begegnet eine Unklarheit. *Contiguus* wird (gleich Georges „Ausführlichem Handwörterbuch") 1. aktivisch gefaßt: „anstoßend, benach-

Digitized by Google

bart, ganz nahe"; 2. passivisch: „erreichbar" (mit Berufung auf die einzige Stelle Verg. Aen. X 457 *contiguum missae hastae*); die leichte Übertragung wäre wohl eher als „poetisch" zu bezeichnen. Der Name *Libo*, Beiname der gens Scribonia (Hor. Ep. I, 19, 8) fehlt, auch *restillare* (Cic. Att. IX 7, 1); *Zōster* ist zu verbessern, ebenso *distringo* in *dīstringo*, weil ein Konsonant ausgefallen ist. Daß unter *applaudo* nicht die Bedeutung steht, in der das Wort heute noch bei uns gebraucht wird, hat seinen Grund wohl darin, daß es in diesem Sinne nur bei Plautus, allerdings wiederholt vorkommt. Wie gesagt, es sind wenig und unbedeutende Ausstellungen, die man machen könnte, und diese vielleicht kaum als solche zu bezeichnen. Das Wörterbuch hat in seiner neuen Auflage auch äußerlich gewonnen: es ist um 9 Bogen erweitert (bei äußerst geringer Preiserhöhung), der Druck ist weitläufiger (69 Zeilen) und für das schnelle Suchen übersichtlicher, welchem Bedürfnis auch das Herausrücken der Stichwörter dient. Wir sind überzeugt, daß das „Kleine Handwörterbuch" auch in seiner neuen Gestalt den klassischen Studien auf der Schule und darüber hinaus treffliche Dienste leisten wird; nimmt es doch auch auf Etymologie, Phraseologie und Stilistik sorgfältig Rücksicht; nicht minder sind die Realien, namentlich Staatsaltertümer, eingehend behandelt.

2. Das Heinichensche Wörterbuch hatte in seinen beiden vorhergehenden Auflagen in C. Wagener einen vortrefflichen Bearbeiter gefunden. Auch die beiden Herausgeber dieser 8. Auflage wissen das Werk, das gleich dem vorhin besprochenen zu den verbreitetsten Schulwörterbüchern gehört, auf der Höhe seiner Bedeutung zu erhalten, so daß es auch fernerhin als besonders geeignet und praktisch für seine Zwecke erscheinen wird, die nicht bloß auf die Schule im engsten Sinne sich beschränken. Denn wenn auch aus dem Kreise der in den früheren Auflagen berücksichtigten Schriftsteller Aurelius Victor und Eutrop ausgeschaltet sind, so bleibt doch eine ganze Reihe übrig von denen, die über die gewöhnliche Schullektüre hinausgehen, wie Justin, Plautus, Properz; außerdem ist der Wortvorrat der Abschnitte aus Schriftstellern der sogenannten silbernen Latinität, die Th. Opitz und Alfr. Weinhold in ihrer Chrestomathie zusammengestellt haben, neu in das Wörterbuch hineingearbeitet worden. Die Belege aus Cicero und Caesar sind ohne besondere Bezeichnung gelassen, während den Stellen aus den übrigen Schriftstellern gewöhnlich eine kurze Angabe des Ursprunges hinzugefügt ist. Man wird kaum ein Wort aus den in Betracht gezogenen Schriftstellern vermissen; *contestatio* ist vielleicht mit Bedacht ausgelassen, ebenso *erugo 3*, doch hätte unter „*eructo* frequent. von ungew. *erugo*" lieber stehen sollen *erugere*. Viele Artikel haben eine Umarbeitung erfahren, wobei die Verfasser besonders auf die Bedeutungsentwicklung und auf die Unterscheidung des eigentlichen und über-

Digitized by Google

tragenen Gebrauches Gewicht gelegt haben. Die Quantität ist sorgfältig angegeben, nicht bei den kurzen und positionslangen Silben, wohl aber, wenn die Aussprache des Vokals lang wird (vor *gm, gn, ns, nf,* ein Gebrauch, der in dem vorangeschickten Abriß der Lautlehre zu erwähnen gewesen wäre); also wird richtig geschrieben *cōgnōscō* aber *colligō*, *insciēns* aber *inscendō*, *cōntiō* aber *continuus*, *respōnsum* aber *respondeō*, wie denn durchweg in dieser Hinsicht Genauigkeit herrscht. Was Realien betrifft, so war schon von dem Begründer des Wörterbuches wie von seinen späteren Bearbeitern, namentlich Wagener, auf diese Seite des Inhaltes Gewicht gelegt; auch die jetzigen Herausgeber haben den Angaben über Mythologie, Geschichte, Geographie, Altertümer ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt, so daß der Schüler nach wie vor in seinem Heinichen ein ausreichendes und zuverlässiges Reallexikon besitzt.

Von den vorausgeschickten Abschnitten über Laut-, Wortbildungs- und Formenlehre, (S. VI—XLII), in denen der Verfasser bei der Sprachvergleichung den Blick bis auf das Urindogermanische, wenigstens das Uritalische, lenkt, ist besonders das Kapitel „Wortbildungslehre" eingehend behandelt, und die Darstellung ist in einer Weise durchgeführt, daß sie auch einem strebsamen und denkenden Schüler verständlich ist und wohl geeignet, ihm Interesse für die geschichtliche Betrachtung der lateinischen Sprache zu wecken. Auch die Erörterungen über Bedeutungswandel (S. XLII—LII), gleichfalls nur Skizze, wollen zu sprachlichen Beobachtungen Anregung geben, und so wird an einer größeren Reihe von Beispielen nicht nur die Tatsache des Bedeutungswandels und seine mannigfachen Erscheinungen dargetan, sondern auch auf den logischen Vorgang und die verschiedenen Ursachen hingewiesen. Besonders lesenswert ist die Abhandlung über die Eigenart der lateinischen Sprache (S. LII ff.), die in großen Zügen mit Beibringung zahlreicher charakteristischer Beispiele das Wesen der Sprache, namentlich im Gegensatz zur griechischen und zu modernen Sprachen, in einem auch dem Anfänger verständlichen Gedankengange und in übersichtlicher Gruppierung entwickelt. Die eigentliche Stilistik, die Eigentümlichkeiten im Gebrauch einzelner Redeteile, die der Bearbeiter der beiden vorhergehenden Auflagen des Heinichenschen Wörterbuches etwas ausführlicher behandelt hatte, wird hier kürzer abgetan, dafür aber ein Überblick über die geschichtliche Entwicklung des lateinischen Stiles von der archaischen Periode an bis zum Mittelalter angefügt. Eine drei Seiten umfassende Übersicht über die römische Literatur, die im ganzen C. Wageners „Abriß" aus der 6. Auflage bringt, schließt die zusammenhängenden Vorbemerkungen ab. Man möchte wünschen, daß in dem Lexikon von den beiden Bearbeitern öfters Verweisungen auf die in den Vorbemerkungen niedergelegten Ergebnisse gebracht wären; das würde

Digitized by Google

dem das Wörterbuch benutzenden Schüler in hohem Maße nützen und ihn wieder und wieder auf wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache hinweisen; das würde auch einen gelegentlichen Widerspruch zwischen Vorbemerkungen und Lexikon haben vermeiden lassen, wie er z. B. S. LIII Sp. 2 o. und S. 273 sich zeigt, indem *emolumentum* das eine Mal mit *mŏlere*, das andere Mal mit *mōliri* zusammengebracht wird; die Stelle bei Juv. 3, 21 *artibus honestis Nullus in urbe locus, nulla emolumenta laborum* läßt die Ableitung von *molere* als richtig erkennen.

3. Auch das „Lateinische Wörterbuch" von Kraetsch und Mittag, das die Reihe der Neufeldschen fremdsprachlichen Taschenwörterbücher erweitert, ist als ein brauchbares, für die Schulzwecke und wohl darüber hinaus ausreichendes, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Hilfsmittel zu bezeichnen; und wenn auch Format und — dem entsprechend — Druck (Nonpareilleschrift) für Hand und Auge manchem unbequem erscheinen mag, so steht diesem äußeren Mangel der niedrige Preis ausgleichend gegenüber. Das Wörterbuch zeichnet sich durch Zuverlässigkeit und (trotz des engeren Rahmens) Vollständigkeit aus, wenn man auch hier und da eine weniger knappe Angabe wünschte (z. B. *applaudo* „anschlagen" ist für sich allein nicht deutlich genug; *tensa* „Götterwagen" bedurfte eines erklärenden Zusatzes); die weitaus meisten Artikel sind so ausführlich, daß dadurch dem sich vorbereitenden Schüler die nötigen Hilfen gegeben werden. Und dies bestätigt sich nicht bloß, wenn man Ausdrücke wie *ius* nachschlägt, sondern auch z. B. unter *continere*, *iungere* wird recht viel geboten. Dabei ist auf Stilistik und Synonymik, wo nötig, Rücksicht genommen, auch manche gute grammatische Bemerkung eingefügt (z. B. unter *num*, wenn ein *an* danach folgt, die Warnung: „nicht etwa Doppelfrage!"). Auch die Mitteilungen über Realien können als ausreichend bezeichnet werden. Die Quantität der Vokale ist sorgfältig angegeben (es werden nur die von Natur langen Silben bezeichnet) nach denselben Grundsätzen wie in der oben besprochenen Auflage des Heinichenschen Wörterbuches. Ein Hauptvorzug auch dieses Buches besteht aber darin, daß streng geschieden wird zwischen klassischem und nichtklassischem Gebrauche, indem der letztere stets als solcher oder insonderheit als altlateinisch, vulgärlateinisch, spätlateinisch oder poetisch angedeutet ist. So erkennt der Benutzer des Wörterbuches stets, was durch Caesar und Cicero belegt ist, und der klassische Sprachgebrauch kommt ihm überall zum Bewußtsein. Am Schlusse des Wörterbuches ist auf 89 Seiten ein Namenverzeichnis angefügt. Es fragt sich, ob es für den Handgebrauch nicht bequemer sein würde, wenn dies in das Wörterbuch selbst hineingearbeitet wäre. Jedenfalls unpraktisch aber ist es, daß „Nachträge und Berichtigungen" zwischen Wörterbuch und Namenverzeichnis auf S. 827—829 eingeschaltet sind; sollten solche in einer etwaigen 2. Auflage nötig

Digitized by Google

werden, so würden die Verfasser besser tun, sie an den Anfang zu stellen. Auch ließen sich wohl trotz des kleinen Formates an den Kopf jeder Seite die Stichworte setzen.

Hanau. O. Wackermann.

Paul Jörss, Einführung ins Französische auf lateinischer Grundlage. Leipzig 1909, Quelle u. Meyer. 168 S. 8 geb. 2 *M.*

Im Vorworte spricht sich der Verfasser darüber aus, daß er durch sein Buch die Quartaner der Gymnasien und Realgymnasien planmäßig anleiten will, im französischen Anfangsunterrichte durch den stetigen Vergleich mit dem bekannten lateinischen Stoffe die Grundlage für besseres Verständnis des Neuen zu gewinnen. Das Nachwort legt näher dar, daß die 1880 aufgezählten lateinischen Wörter schon im Sommerhalbjahre als französische Vokabeln eingeprägt und in schriftlichen Übungen verwertet werden sollen; „dem zweiten Halbjahre fällt dann als wichtigste Aufgabe die Aneignung und Befestigung der Nominal- und Verbalflexion zu, soweit sie zum Quarta-Pensum gehört“. Der mit großem Fleiße zusammengetragene Wortschatz wird jedem Lehrer des Französischen sehr willkommen sein. Ob das Buch in den Händen der Schüler, an die es sich direkt wendet, wirklich den Nutzen stiften kann, den sich der Verfasser in liebenswürdigem Optimismus verspricht, ist aus manchen Gründen zu bezweifeln. Eine solche Fülle von Vokabeln — in jeder Stunde je nach der Schulgattung 19 oder 24 — aus der Lektüre dieses als Lesebuch gedachten Werkes in einem Sommerhalbjahre zu bewältigen, wird um so schwieriger sein, weil sie gar nicht in irgend welchem sachlichen Zusammenhange untereinander stehen und demnach auch zur Einübung in Sätzen wenig geeignet sind. Was sie verbindet, ist nur, daß sie auf Wörter derselben Endung im Lateinischen zurückzuführen sind. Nun versichert zwar der Verfasser, von diesen seien nur etwa 175 dem Quartaner unbekannt; ich möchte glauben, daß, wenn man nur die nach 2jährigem Latein-Unterrichte sicher bekannten Wörter und Wortformen rechnet, jene Zahl erheblich wachsen wird; ist wirklich darauf zu zählen, daß ein angehender Quartaner agnellus, anellus, consobrinus, cultellus, denarius, iuncus, pilus, porcus, rastellus, truncus, puteus, respectus, tractus, cerebellum, corium, faenum, flagellum, stannum, rudimentum kennt? Und diese 19 Wörter begegnen allein schon auf Seite 9 bis 15. Ist es richtig, der Etymologie zu Liebe statt der üblichen Formen agnus, anulus, culter, cerebrum u. a. die Deminutiva einzuprägen? Auch deckt sich ja gar nicht überall die Bedeutung so ohne weiteres: respectus ist nicht gleich le respect, copia nicht gleich la copie, exsistere nicht gleich exister, consistere nicht gleich consister. Nicht selten ist das französische Wort lautlich so sehr verändert, daß seine Identität mit

Digitized by Google

dem lateinischen gerade nachdenklicheren Schülern schwer plausibel zu machen sein wird; man vergleiche le cheveu mit capillus, le baume mit balsamum, le chanvre mit cannabis u. a. m. Vielleicht sollen derartige Erörterungen auch in dem auf S. 167 empfohlenen Diarium niedergeschrieben werden; dieses müßte aber dann nicht „von Zeit zu Zeit“, sondern, was überhaupt wohl unerläßlich ist, stündlich vom Lehrer korrigiert werden. Ebenso wie eine große Zahl der hier beigebrachten Wörter dem Schüler weder aus dem Lateinischen bekannt noch überhaupt für ihn wissenswert sind, muß man auch sehr viele französische Vokabeln mindestens für das erste Schuljahr als überflüssig bezeichnen; bei der knappen Zeit, in der schon so vielerlei gelernt, geübt und wieder geübt werden muß, werden wir das Gedächtnis nicht auch noch mit Wörtern wie l'aune, le buis, le genièvre, la sangle u. ä. belasten; wir werden auch nicht Muße haben, etymologische Zusammenhänge wie ecce hic = ici, de post = depuis, de ab ante = devant u. ä. zu erläutern. So ließen sich noch leicht eine ganze Anzahl von Bedenken gegen die praktische Verwendbarkeit des Buches geltend machen; gerade der vom Verfasser vorangestellte Grundsatz, den Beginn eines neuen Lehrstoffes womöglich stets an Bekanntes anzuknüpfen, wird hier, wo so oft Unbekanntes, kaum Bekanntes, Entlegenes, halb Zutreffendes herbeigeholt wird, vielfach illusorisch, wie ja denn gleich die ersten Sätze (S. 3) die Schüler auf die ihnen noch nicht bekannte Geschichte Caesars hinweisen.

Trotz aller Wärme, mit der der Verfasser für seine Methode eintritt, sie wird in dem von ihm gewünschten Umfange schwerlich Nachahmung finden; aber der Lehrer wird überall reiche Anregung aus seinem Buche schöpfen.

Sondershausen. A. Funck.

Georg Karl Wolf, Ein Semester in Frankreich. Mit einem Geleitwort von K. A. Martin Hartmann. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. XII u. 177 S. 8. 3 M.

Eine lehrreiche und flott geschriebene Schilderung eines Studienurlaubs in Frankreich! — Der Verf., ein sächsischer Neuphilologe, der unter dem Pseudonym Dr. Wolf schreibt, hat den größten Teil seines Urlaubs in dem schönen Nancy verlebt. Der Bericht von dem, was er dort in der Pension, in den Kollegs und in der Stadt beobachtet und erlebt hat, bildet den Hauptinhalt des vorliegenden Buches. Neben Schilderungen allgemeiner Art, die nicht nur Neuphilologen interessieren werden, gibt der Verf. auch mancherlei nützliche Beobachtungen aus dem sprachlichen Gebiet. So finden wir bei Wolf viele gute Bemerkungen über Betonung und Bindung in Sprechgruppen und in Sätzen und eine große Anzahl eigenartige Redensarten aus der Umgangssprache der

Digitized by Google

Studenten und der guten bürgerlichen Gesellschaft. Reich an solchen sprachlichen Angaben sind besonders die Abschnitte IV Universität, V Beginn der Kurse, VI die Teilnehmer, VII Besuche und Oper, VIII Fortgang der Kurse und XIX Wiederbeginn der Kurse; allgemein interessieren werden besonders die Abschnitte XX, die französischen Soldaten, und ferner die Abschnitte XXVII und XXVIII, die von den Schulen und den innerpolitischen Verhältnissen Frankreichs handeln. Auch die Schilderung eines vierwöchentlichen Aufenthalts in der Sommerfrische Bussang wird die Leser anregen. Wolf hat seine Umgebung scharf beobachtet und muß sorgfältig Tagebuch geführt haben. Diese Sorgfalt hat seinem Buche in gewisser Hinsicht geschadet: er hätte unter seinen niedergeschriebenen Beobachtungen, scheint mir, etwas mehr sichten können. Es kümmert uns z. B. das Aussehen und die Charaktereigentümlichkeit aller acht Tischgenossen des Verf.s doch zu wenig. Auch sind solche Charakteristiken nicht unbedenklich. So sagt W. von 'Mme Veber, einer älteren Dame aus Bar-le-Duc, sie habe auf den ersten Blick den Eindruck höchster kleinstädtischer Bürgerlichkeit gemacht, einen Eindruck, den die nähere Bekanntschaft bestätigt habe'; von M. Steinwede aus Westfalen heißt es, 'er sei ein gutmütiger Koloß mit knabenhaftem Gesichtsausdruck und entsprechenden französischen Kenntnissen', und von der Mutter eines französischen Mitpensionärs, des M. Masson, sagt W., 'sie machte etwas den Eindruck einer Parvenue'. Ich halte Schilderungen dieser Art in neuphilologischen Reiseberichten, wie bemerkt, für bedenklich; sie rufen leicht Verstimmungen hervor und schaden uns Neuphilologen bei unserm Studienaufenthalt im Ausland, selbst dann auch, wenn, wie es vielleicht bei Wolf der Fall ist, fingierte Namen benutzt werden. Vestigia terrent! Ich denke hierbei an Erfahrungen, die ich in Genf gemacht habe. Vgl. Progr. 110, 1899 'Auf Studienurlaub in Genf.' Das „Auslassen“ ist ja freilich bei der Abfassung von Reiseberichten die schwierigste Kunst, und ein Meister in dieser Kunst ist selten. Vielleicht beachtet der Verfasser bei einer Neuauflage, die ich seinem lehrreichen Buche wünsche, meine obigen Bemerkungen über ein 'Zuviel' an Stoff. Im übrigen schließe ich mich trotz der soeben gemachten Ausstellungen dem an, was Prof. Martin Hartmann, der ausgezeichnete Kenner französischer Zustände und Einrichtungen, in seinem Geleitwort über „Ein Semester in Frankreich“ sagt: „Es baut sich vor unsern Blicken an der Hand eines sorgfältig beobachtenden und dabei zugleich im angenehmen Plaudertone, gelegentlich mit einem Anfluge liebenswürdigen Humors erzählenden Führers, wie Dr. Wolf es ist, allmählich ein Bild des französischen Lebens auf, das zwar noch nicht vollständig ist und den Umständen nach nicht vollständig sein kann, das aber doch jedenfalls trefflich geeignet ist, die Augen des jungen Neuphilologen für die Eigenart unserer

Digitized by Google

Nachbarn zu schärfen und ihm zu zeigen, wie man drüben sein Leben dem Zwecke des Aufenthalts entsprechend gestalten kann".

Landsberg a. W. Heinrich Truelsen.

E. Stutzer, Lehrbuch zur Deutschen Staatskunde. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. (Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von J. Ziehen, No. 48.) Leipzig, Dresden, Berlin [o. J.], L. Ehlermann. 176 S. 8. 1,20 ℳ.

Stutzer steht mit in der vordersten Linie derer, die, veranlaßt durch die erschreckende Unkenntnis, die selbst in den gebildeten Kreisen unseres Volks über die Entstehung und Entwicklung unserer innerpolitischen Verhältnisse und auch über die jetzt bei uns bestehenden verfassungsmäßigen Zustände herrscht (vgl. seine Anzeige von Zorn, Die deutsche Reichsverfassung, in der Monatschrift für höhere Schulen, VIII 12, S. 687 f.), unermüdlich dafür kämpfen, daß hier Besserung eintrete. Diesem eifrigen Streben verdankt auch sein Lehrbuch zur deutschen Staatskunde seine Entstehung, dessen erste Auflage in dieser Zeitschrift (LXII S. 694 f., wo aber ebenso wie im Inhaltsverzeichnis statt Lehrbuch: Lesebuch zu lesen ist) von F. Kuntze kurz angezeigt und warm empfohlen worden ist. Daß schon jetzt eine neue Auflage nötig geworden ist, beweist, daß die ausgestreute Saat Frucht zu bringen beginnt, daß sich allmählich ein immer wachsendes Interesse für das Gebiet der Staatskunde regt, und daß die staatsbürgerliche Erziehung unserer Jugend immer mehr als notwendig anerkannt wird.

Die zweite Auflage bringt eine ganze Anzahl recht erfreulicher Bereicherungen. Zum allgemeinen Teil (A) ist eine Vorbemerkung hinzugefügt, die über die Geschichte des Wortes „Staat" kurz und gut berichtet, und die Vorbemerkung zu Teil B („Das deutsche Reich") ist etwas erweitert. Dabei wäre zu erwähnen, daß der gleich im Anfang (S. 42) hinzugefügte Satz: „Die Stammesherzoge waren von Haus aus gar keine Beamte", sich allzu deutlich als späteres Einschiebsel zeigt und in seine Umgebung nicht recht passen will. Ähnlich ist es mit dem etwas weiter unten (S. 43) neu hinzugekommenen Satz: „Mit ihnen (den Fürsten) versuchte Friedrich Wilhelm IV. vergeblich eine „Union" zustande zu bringen unter Ausschluß Österreichs". Dieser Satz würde zum Folgenden viel besser überleiten, wenn er etwa so gefaßt wäre: „Mit ihnen versuchte nun Friedrich Wilhelm IV. — ebenfalls unter Ausschluß Österreichs — eine Union zustande zu bringen. Auch das war vergeblich: Deutschland blieb" usw.

Als recht praktisch muß es bezeichnet werden, daß am Schluß des aus Bluntschlis Deutscher Staatslehre für Gebildete verkürzt übernommenen Aufsatzes „Deutsche Grundrechte und Pflichten" auf S. 69 die wichtigsten Bestimmungen des Reichsvereinsgesetzes vom 19. April 1908 angeführt sind.

Wesentlicher ist es, daß zwei ganz neue Aufsätze hinzu-

Digitized by Google

gekommen sind: Nr. 20 „Kirche und Schule“ aus J. Rehms Allgemeiner Staatslehre, Leipzig Göschen 1907, und Nr. 21 „Die Entstehung des Staatsministeriums“ aus O. Hintzes Entstehung der modernen Staatsministerien, H. Z., Band 100, 1907. Beide Aufsätze sind, wie viele andere auch, gekürzt. Die Aufnahme beider ist dankenswert, wenn auch der erste (gleich im Anfang fällt der nicht mehr zeitgemäße Ausdruck „Untertanen“ auf) hinter dem Hintzeschen in Bezug auf Inhalt und Form merklich zurücksteht. Dieser aber ist ganz vortrefflich; ein so ausgezeichneter Kenner der Entwicklung des preußischen Staats, wie es Hintze ist, sollte, meine ich, sogar noch mehr zu Worte kommen als nur mit diesem einen Abschnitt, zumal er seinen oft recht spröden Stoff mit großer Klarheit zu meistern versteht. Die vier Bände seiner Historischen und Politischen Aufsätze, die in der noch immer nicht genug gewürdigten Deutschen Bücherei erschienen sind und die zum Besten gehören, was dort geboten wird, enthalten vieles, was sich auch für unser Lesebuch trefflich eignet.

Neu hinzugekommen sind ferner in der zweiten Auflage eine Reihe recht guter erläuternder Anmerkungen. So werden z. B. auf S. 28 die Bezeichnungen liberal und konservativ näher erklärt; auf S. 95 wird über Bismarcks Beweggründe zur Einführung des allgemeinen Stimmrechts und über seine Stellung zum preußischen Dreiklassen-Wahlrecht gehandelt; auf S. 118 wird der moderne Imperialismus besprochen, auf S. 130 und 131 das Verhältnis der Gesetzgebung Steins zu der der französischen Revolution und der Napoleonischen Zeit erläutert. Auch zu den im Anhang abgedruckten Artikeln der Verfassung des Deutschen Reichs ist eine Reihe dankenswerter Anmerkungen neu hinzugekommen.

Anfechtbar erscheint mir unter allen neuen Zusätzen kaum einer; nur mit der Erklärung des Ausdrucks Weltpolitik auf S. 116, Anm. kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären. Es wird dort zu der Überschrift „Deutschland als Staat der Weltpolitik“ hinzugesetzt: „d. h. nicht des Strebens nach Weltherrschaft, sondern des Strebens nach Gleichgewicht der Macht in dem System der Weltstaaten“. Diese Erklärung ist aus Hintzes Aufsatz „Imperialismus und Weltpolitik“ (Band IV der oben erwähnten Historischen und Politischen Aufsätze, S. 159) übernommen. Während Hintze aber so den Sinn der jetzigen deutschen Weltpolitik erklärt, müssen wir in der Fassung des Lesebuchs, wenn das auch vielleicht nicht die Absicht des Herausgebers war, doch eine Erklärung der Weltpolitik als solcher sehen. Dann aber ist schon der Ausdruck „Gleichgewicht der Macht“ nicht einwandsfrei, und ferner muß betont werden, daß es doch den Staaten, die Weltpolitik treiben, vielmehr darauf ankommt, daß sie eine Rolle — und zwar eine möglichst bedeutende — in der Weltpolitik spielen, als darauf, daß ein wirkliches Gleichgewicht unter allen Weltmächten herrscht. Das gilt vor allem für England, das, mag es

Digitized by Google

auch offiziell eine andere Ansicht vertreten, doch ganz gewiß nicht gewillt ist, eine wirkliche Gleichberechtigung anderer Staaten in der Weltpolitik neben sich anzuerkennen. Auch Hintze gibt das zu, wenn er auch schonend nur hervorhebt, daß „in den Köpfen mancher englischer Politiker und Patrioten eine derartige Weltherrschaft der angelsächsischen Rasse als das eigentliche Ziel der imperialistischen Bestrebungen der Gegenwart erscheint".

Ein trefflicher Ausspruch Treitschkes ziert als Geleitwort auch die neue Auflage. „Wir werden nicht eher zu freier menschlicher Bildung noch zu einem kräftigen Nationalstolz gelangen, als bis wir begriffen haben, daß beim liebevollen Verstehen und Erklären der vaterländischen Vergangenheit schließlich mehr herauskommt als beim Bemängeln". Zu solchem liebevollen Verstehen will Stutzers Lesebuch führen. Möchte es seinem Herausgeber noch viele Freude machen und soviel Nutzen stiften, soviel Belehrung verbreiten, wie er es erstrebt und hofft.

Berlin. Rudolf Lange.

---

1) F. Schultz, Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Neu bearbeitet von Gotthold Klee. I. Abteilung: Griechische Geschichte. Dritte Auflage. Dresden 1907, L. Ehlermann. VIII u. 98 S. 8. geb. 1,60 ℳ.

2) F. Schultz, Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Neu bearbeitet von Gotthold Klee. II. Abteilung: Römische Geschichte. Dritte Auflage. Dresden 1907, L. Ehlermann. IV u. 127 S. 8. geb. 1,80 ℳ.

Das seit dem Tode des rührigen und vielbeschäftigten Verfassers verwaiste Lehrbuch der Geschichte von Schultz hat nun auch für die Oberstufe einen neuen Bearbeiter in Gotthold Klee gefunden und liegt in dieser Bearbeitung für Obersekunda als 3. Auflage seit dem Jahre 1907 vor. Gern hätte ich den alten Bekannten im neuen Gewande schon früher angezeigt, andere Arbeiten dringendster Art hinderten mich daran.

Als ich die 2. Auflage in dieser Zeitschrift (1897 S. 620 ff.) einer sehr eingehenden Besprechung unterzogen hatte, in der ich unter Anerkennung der großen Vorzüge der Schultzschen Geschichtsbücher, von denen die geschickte Anordnung und Verarbeitung des Stoffes, sowie die eingehende Berücksichtigung der Kulturgeschichte besonders lobend hervorgehoben wurde, rückhaltlos auch auf die zahlreichen Mängel hinwies, die dem Werke noch anhafteten, da schrieb mir der verehrte Verf. einen langen Brief, in dem er einen großen Teil dieser Ausstellungen als berechtigt anerkannte und, soweit irgend angängig, in einer neuen Auflage Abhilfe versprach. Er starb leider darüber hin, und ich war begierig zu erfahren, wie sich der Fortsetzer der Arbeit zu den gemachten Vorschlägen stellen würde. Da kann ich denn zu meiner Freude gestehen, daß viele davon berücksichtigt sind und infolge-

Digitized by Google

dessen dem Buche eine größere Brauchbarkeit verliehen ist, manche sind freilich, wie ich meine, zum Schaden des Buches unbeachtet gelassen.

In erster Linie muß man sich wundern, daß die Art der Darstellung und des Ausdrucks nicht einer durchgreifenden Revision unterzogen ist. Zwar sind hier und da Ansätze dazu gemacht und den Sätzen vielfach Verben gegeben, wo sie bisher entweder ganz fehlten oder durch Substantiva ersetzt waren, trotzdem herrscht der sogenannte Depeschenstil noch immer vor, der nicht streng genug verdammt werden kann in einem Schulbuche, das, wie das Schultzsche, keine Tabelle sein soll, sondern zusammenhängende Darstellung bietet, für die der beste Ausdruck gerade gut genug ist. So lange hier nicht gründlich Wandel geschaffen wird, wird das Buch keine großen Eroberungen machen und schwerlich den verlorenen Boden wieder gewinnen. Man vergleiche z. B., um nur eins anzuführen, I S. 3 Abs. 3: „Ölbaum in Attika, Wein ebenda und im Peloponnes, wo auch Palmen und Feigen". Klingt das nicht gräßlich? — Ein anderer Fehler war, daß Schultz, von dem an und für sich wohl zu billigenden Bestreben geleitet, gewisse Erscheinungen zu erklären, Parallelen anzubringen und Verwandtes heranzuziehen, sowohl im Text, mit Klammern versehen, als auch in Anmerkungen eine Menge Stoff und Notizen anhäufte, die weit über das Ziel hinausschossen und durchaus im Widerspruch standen mit seinem sonstigen Bestreben, den Stoff zu vereinfachen. Manches davon verdient gewiß dem Schüler mitgeteilt zu werden, aber wozu ist denn der Vortrag des Lehrers da? Der soll doch eine sehr wichtige Stellung im Geschichtsunterrichte einnehmen und sich nicht etwa auf eine Reproduktion des im Buche Gebotenen beschränken. Ohne Zweifel ist auch hier manches gebessert; so fehlt jetzt z. B. I S. 17 Abs. 3 die Bemerkung, daß einer von den spartanischen Königen vielleicht achäischer Abkunft gewesen sei, I S. 88 Abs. 6 bei der Verbrennung der persischen Tempel und Paläste der Hinweis auf Drydens Ode zum Cäcilientage, II S. 24 die Anmerkung über das Verhältnis des Hausherrn zu seinen Angehörigen, II S. 29 oben die Anekdote über Regulus u. a. m. In dieser Beziehung hätte noch mehr geschehen, auch sonst der Stoff verkürzt werden können; soll sich der Schüler z. B. die Namen des Spintharus und des Theodorus als der Erbauer der Tempel zu Delphi und Ephesus merken (I S. 27 Abs. 3)? Die konnten ruhig wegbleiben, ebenso wie die Namen der 7 Weisen mit den ihnen zugeschriebenen Sinnsprüchen; da hätten die Sprüche Solons und etwa Cheilons genügt (I S. 9 Anm.). Auch bei der Darstellung des griechischen Geisteslebens der 3. und auch der 4. Periode sind noch viel zu viel Namen, wie Eupompus, Pamphilus, Pausias (I S. 83 Abs. 1), oder Sosos, Herondas, Aristides v. Milet (I S. 94) angegeben: sie können dem Schüler nur ein leerer Schall sein. Dagegen hätte

Digitized by Google

sehr wohl bei der Kennzeichnung des Verhältnisses von Athen und Sparta vor dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges der Hinweis auf Österreich und Preußen aus der früheren Auflage stehen bleiben können (I S. 49 Abs. 3), und der Bund, den Philipp zu Korinth mit den Griechen schloß und Alexander erneuerte, hätte einen Vergleich mit dem norddeutschen Bunde wohl vertragen (I S. 85 Abs. 2).

Wie Schultz, ist auch der Neubearbeiter mit Erfolg bestrebt, die neuesten Forschungen zu verarbeiten, wovon manche Änderung, bestehend aus Hinzufügung, Weglassung, Überarbeitung, Zeugnis ablegt. Ich erwähne die Anmerkung (I S. 12) über die vorgeschichtlichen Kulturperioden der Griechen, die sich namentlich in Troja II und VI präsentieren, den Absatz über den Friedensschluß nach Mantinea 362 (I S. 76 oben), die Anführung der Sumerier und Hammurabis (I S. 34 oben), die Beseitigung des 1. Samnitischen Krieges (II. S. 18 f.), die Würdigung Hannibals auch als Staatsmann (II S. 31). Bei besonders wichtigen Gelegenheiten werden jetzt die Ergebnisse noch einmal kurz zusammengefaßt, was ich als einen bedeutsamen Fortschritt bezeichne; so bei Caesar (II S. 85 Abs. 2) und bei Sulla (II S. 65 unten). Gut ist auch bei der Darstellung des römischen Geisteslebens der mehrfache Hinweis auf diejenigen Gebiete, worin die Römer wirklich Großes und Dauerndes geschaffen haben: Rechtswissenschaft (II S. 48 unten und S. 100 oben) und Baukunst (Kanäle und Straßen S. 49 unten).

Ob die Änderungen in der Anordnung des Stoffes sämtlich nötig waren, kann man bezweifeln; am einleuchtendsten erscheint die Überführung von Namen wie Apelles, Lysippus, Aristoteles aus der Zeit des Hellenismus in den vorhergehenden Abschnitt des griechischen Geisteslebens (I S. 82 ff.); wenn aber einmal bei Philipp II. von Makedonien und beim 3. Punischen Kriege die Gruppierung eine andere wurde, so durften dabei keine Irrtümer in der Numerierung der Abschnitte entstehen: wo ist dort Abschnitt III, hier Abschnitt II geblieben (I S. 77 ff. u. II S. 39 f.)? — In der Anführung von Zitaten war Schultz sehr flüchtig; auch hier erkenne ich eine Besserung, wie I S. 9 unten „quem deus perdere vult ....“ oder II S. 56 Anm. „o urbem venalem ....“ beweisen; andere sind überhaupt weggelassen. — Die bei Schultz zu häufig vorkommenden Fremdwörter sind vermindert, ebenso die früher sehr zahlreichen Druckfehler; nur verstehe ich nicht, warum II S. 112 Abs. 3 noch immer „graß“ steht und Gnaeus mit „Gn.“ abgekürzt wird (II S. 46 Abs. 5, S. 49 Abs. 1, S. 69 Anm. 1; richtig dagegen II S. 66 Abs. 2). — In welchem Verhältnisse die am Rande und im Texte stehenden zu den in der Tabelle aufgeführten Zahlen stehen, ist mir nicht klar geworden; am richtigsten wäre es, sowohl im Texte als in der Tabelle nur die Zahlen zu bringen, die zu lernen sind; das ist hier nicht der

Digitized by Google

Fall, im Texte stehen viel mehr als in der Tabelle und dabei auch ganz andere; als Beispiel greife ich die Zahlen für Latiner- und Samnitenkriege heraus (I S. 18 ff.). Für die Latinerkriege steht vorn im Text — nicht am Rande. — nur 340, hinten in der Merktafel 340—338; für die Samnitenkriege wieder im Text 326—304, 321, 311, 305, 299—280, 295, 290, 285, in der Merktafel 326—290, 321, 295, 280; sapienti sat.

Wenn sich nun auch der Verf. in der Auffassung und Beurteilung einzelner Vorgänge und Einrichtungen vielfach meinem Vorschlage angeschlossen hat, so hält er anderwärts noch an der alten Darstellung fest; ich erwähne in dieser Beziehung die Schlacht bei Marathon (I S. 40), den Ausdruck „patres auctores fiunt" (II S. 8 unten), die Entstehung der Plebs (II S. 2 unten); ich will darüber nicht mit ihm rechten, man kann ja, namentlich in der älteren römischen Geschichte, über manches verschiedener Ansicht sein; vielleicht bringt eine neue Auflage auch hier noch Zugeständnisse. Bis dahin dürften auch die neuen Untersuchungen über die Servianische Mauer sich Geltung verschafft haben, so daß die heute noch vorhandenen Reste — zum Teil wenigstens — doch der Königszeit zuzuschreiben sind (vgl. Graffunder im Arch. Anzeiger 1908 S. 442 f.), wonach dann die zweifelnde Bemerkung (II S. 5 Abs. 2) zu berichtigen wäre.

Fasse ich das Resultat der Besprechung noch einmal kurz zusammen: der neue Herausgeber ist in jeder Beziehung bemüht, die früher an Schultz' Lehrbuch gerügten Mängel abzustellen; darum bedeutet die neue Ausgabe einen gewaltigen Schritt vorwärts; besonders aber die Darstellung bedarf noch weiterer Verbesserung, um das Buch unter die besten Lehrbücher für den Geschichtsunterricht zu versetzen.

3) Oskar Jäger, Deutsche Geschichte in zwei Bänden. Erster Band bis zum westfälischen Frieden. Mit 114 Abbildungen und 7 Karten. München 1909, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. XII und 668 S. geb. 7,50 *M.*

Ein offenkundiges Zeichen göttlicher Gnade ist es, wenn einem Manne, der schon längst die Schwelle des Greisenalters überschritten hat, vergönnt ist, den so zahlreichen, bedeutungsvollen literarischen Erzeugnissen eines rüstig schaffenden Mannesalters die vorliegende Frucht seines unermüdlichen Geistes hinzuzufügen. Ist auch an und für sich die Frage nicht unberechtigt, ob bei den vorhandenen guten Darstellungen deutscher Geschichte eine Neubearbeitung nötig war, so darf man an eine Veröffentlichung Jägers von vornherein mit dem durch zahlreiche Erfolge gerechtfertigten Vertrauen herangehen, daß dieselbe nicht überflüssig ist, sondern einem Bedürfnis entgegenkommt. Daß dies auch wirklich der Fall ist, zeigt schon ein Blick auf die ganze Anlage sowie die Lektüre weniger Seiten, und mit Recht

Digitized by Google

kann man das vorliegende Werk „Jägers Vermächtnis an das Deutsche Volk nennen, die reifste Frucht seines reich gesegneten Lebens, die er nach lange vorher gefaßtem Entschluß als Ergebnis einer nochmaligen, von abgeklärtestem Urteil unterstützten Wanderung durch die vaterländische Geschichte dem Deutschen Volke beschert hat". Hoffentlich gelingt es, auch den zweiten Band, der die deutsche Geschichte bis zur Gegenwart führen soll, bald zum Abschluß zu bringen, womit dann das Deutsche Volk eine Darstellung seiner Geschichte besitzt, die wohl verdient, den Bücherschrank jedes auch nur einigermaßen auf Bildung Anspruch Machenden zu zieren; dadurch würde dem greisen Gelehrten zugleich der beste Dank für sein patriotisches Unternehmen zuteil.

Ist das Werk also mit Recht für einen weiten Leserkreis bestimmt, so scheint es besonders geeignet für ältere Schüler und Studenten, aber auch für Lehrer, die sich an einer zwar knappen, doch alle Verhältnisse des Lebens durchaus berücksichtigenden Darstellung einen schnellen Überblick über die Entwickelung der deutschen Geschichte oder eines Teiles derselben verschaffen wollen. Unterstützt wird die Darstellung durch eine Ausdrucksweise, die, mag es sich auch um ödere Perioden oder um an und für sich langweiligere Dinge handeln, immer gleichmäßig interessiert und anregt, vor allem aber für jedermann verständlich ist. Wenn somit auch die Darstellung in gewissem Sinne populär genannt werden kann und es verschmäht, auf gelehrte Erörterungen bei Fragen einzugehen, die der Klärung noch bedürfen, so vermissen wir doch nirgends die Bekanntschaft des Verfassers mit dem wissenschaftlichen Material und dem Stande der neuesten Forschung, manchmal werden wir sogar zu den Quellen selbst hingeführt (vgl. S. 199, Abs. 2 „Das Leben Heinrichs"). Überaus wohltuend wirkt da das ruhige abgeklärte Urteil des Verfassers z. B. in der vielbehandelten Canossa-Frage (S. 187), die gewiß mit vollem Rechte zugunsten des Kaisers entschieden wird, der in Canossa keine Niederlage, sondern einen glänzenden Sieg über Papst und Fürsten davontrug, oder über den Tod Heinrichs VII. (S. 324), der ganz natürlich erfolgt sein dürfte, oder über Sigismund (S. 396), dessen Charakteristik zu den Glanzstellen des Buches gezählt werden kann, wie ja überhaupt mit vollem Rechte der Persönlichkeit in der Jägerschen Geschichtschreibung ein breiter Raum eingeräumt wird; wie maßvoll und verständig ist auch die Stellung des Verfassers in den vielumstrittenen Fragen der vertragsmäßigen Stellung Wallensteins zum Kaiser (S. 628 — indes durften Friedensbedingungen wohl nur nach vorher erteilter Instruktion geboten werden) und der Pläne und Absichten Gustav Adolfs auf Deutschland. Andere treffliche Muster sachlicher und gerade dadurch durchaus verständlicher Kürze sind der Überblick über die Entwickelung des Fürstentums (S. 279), über das Aufkommen der

Digitized by Google

Städte (S. 437), über die Verhältnisse zur Zeit des Interregnums bis zur Wahl Rudolfs (S. 300). Während naturgemäß der größte Raum den politischen Verhältnissen gewidmet ist, kommt doch auch die Schilderung der zuständlichen Dinge völlig zu ihrem Rechte, ja man kann sagen, daß diese Abschnitte mit zu den besten des Werkes gehören und in Jäger ihren Meister gefunden haben; am Ende größerer politischer Abschnitte eingefügt, bringen sie die Äußerungen des Geisteslebens auf den verschiedensten Gebieten zur Anschauung; dabei kommt dem Verfasser vor allem eine reiche Kenntnis der deutschen Literatur zustatten, von deren Erzeugnissen zahlreiche Proben eingestreut sind (vgl. S. 289 ff.).

Da endlich das Buch zum besseren Verständnis mit Karten, sowie zahlreichen guten Abbildungen besonders von Persönlichkeiten und interessanten Bauten ausgestattet und zur bequemen Benutzung mit einem Register versehen ist, auch rein äußerliche Sachen, wie Papier und Druck, alles Lob verdienen, so fügt sich eben alles zu einem harmonischen Ganzen und verschafft uns ein Werk, das vollauf des oben ausgesprochenen Urteils wert ist. Ich könnte deshalb mit ruhigem Gewissen meine Anzeige schließen; wenn ich trotzdem noch einige Bemerkungen mache und Wünsche ausspreche, so mag das nicht als Lust am Kritisieren aufgefaßt werden, sondern als Bestreben, dazu mitzuhelfen, dies treffliche Werk noch vollkommener zu gestalten.

So schlage ich denn zuerst vor, in Zukunft den Gebrauch der Fremdwörter zu beschränken, deren man gar zu viele findet, die durch gute deutsche Ausdrücke ersetzt werden können; ich erwähne „sich gerieren" (S. 168), „Coterien", „flagrant" (S. 172), „Approbation" (S. 175), „präsumptiv" (S. 176), „Prätention" (S. 179), „Allianz", „Omnipotenz" (S. 181), „Conspiration" (S. 184), „imperatorisch" (S. 241), „Imperialismus" (S. 242), „Konstellation" (S. 243), „permanent" (S. 247), „Elaborat", (S. 553), „Differenzierung" (S. 566), „die Massacre" (S. 568) und sonst vielfach. Zuweilen bedarf auch sonst der Ausdruck größerer Feile: S. 10 und sonst „ungeschmeidigt", S. 190 zweimal kurz hintereinander „noch einmal", S. 211 u. 551 „der letztere" statt „dieser", S. 310 „der nahe und nächst liegende Kandidat", S. 399 „aus Rand und Band kommen". So lobenswert ferner die ausführliche Behandlung der zuständlichen Erscheinungen ist, manchmal scheint der Verfasser des Guten zu viel zu tun: Darstellung der Reichsentwickelung (S. 439—445, 6 Seiten!), Vierklosterstreit, trotz seiner prinzipiellen Bedeutung S. 591 (wozu hier die Namen der Klöster?), Schilderung des Kunstlebens zu Anfang des 16. Jahrhunderts, S. 468 (viel zu viel Namen ohne Fleisch und Blut — ein paar Werke von Adam Krafft, Veit Stoß oder Peter Vischer zu nennen, war zweckdienlicher). Auch in der politischen Geschichte nehmen manche Ereignisse einen zu breiten Raum ein: Waldemars Vordringen, das

Digitized by Google

zum Zusammenstoß bei Bornhöved führt (S. 256 f.), Albrechts Ermordung durch Johannes Parricida (316—18), außerdeutsche Reformation (S. 564—574 d. h. 11 Seiten; das ist zu viel bei Befolgung des Grundsatzes, das die außerdeutsche Geschichte nur soweit herangezogen werden soll, als zum Verständnis der deutschen nötig ist). — Die verschiedenen Pluralbildungen „Ratsherren" (S. 390) und „Landherrn" (S. 392) wirken nicht schön nebeneinander, ebenso wenig wie die Genitivbildungen „Menschengeists" und „Mittelstands" (S. 578): da hätte die vollere Endung gewählt werden sollen. Nicht selten widerspricht die Weglassung des Kommas vor „und" und „oder" bei folgendem neuen Subjekt und Prädikat dem allgemeinen Brauche: S. 246 Z. 13, S. 572 Z. 8, S. 600 Z. 4 v. u.; ebenso vor „sondern": S. 612 Z. 8 v. u., während es Z. 3 v. u. richtig steht; dagegen ist das Komma überflüssig vor „und" S. 624 Z. 16. Druckfehler sind nicht häufig; ich habe notiert: „Konrad II. (1024—1056) S. 165, „sogenant" S. 218, „Kronprinz v. Brandenburg" S. 629 statt „Kurprinz".

In der Beurteilung einzelner Ereignisse wird sich nie völlige Übereinstimmung erzielen lassen: der eine legt mehr Gewicht auf diese Seite, der andere wünscht jene Seite mehr hervorgehoben zu sehen; dieser mißt der Nachricht einer Quelle große Wichtigkeit bei, die jener für gering erachtet usw.; auch kann einem bei der Fülle von Vorkommnissen, die zu schildern sind, leicht ein Versehen unterlaufen. So gibt es auch bei Jäger eine Reihe von Stellen, die vielleicht eine andere Auffassung vertragen. Mit der Bezeichnung des deutschen Königtums vor dem Interregnum als eines erblichen kann ich mich nicht einverstanden erklären (S. 165 u. 198); dem widerspricht die Tatsache, daß selbst unter den mächtigsten Herrschern, wo scheinbar ganz selbstverständlich der Sohn auf den Vater folgt, doch den Großen des Reiches eine gewisse Mitwirkung zusteht; der Verfasser gerät übrigens mit sich selbst in Widerspruch, wenn er z. B. S. 198 sagt „Heinrichs III. — also doch eines der mächtigsten Kaiser — Sohn Heinrich IV. wird von den Fürsten als Nachfolger anerkannt", oder wenn er Friedrich Barbarossas 9jährigen Sohn zum König gewählt werden läßt (S. 230), oder wenn er von der Absicht Heinrichs VI., das erbliche Königtum herzustellen, spricht (S. 244), oder wenn er Deutschland ein Wahlreich nennt (S. 253). — Bei der Schilderung Adalberts von Bremen (S. 177) wird eine wichtige Eigenschaft vermißt, bei aller Sittenstrenge eine Neigung zu einem prunkvollen, fürstlichen Leben, die doch für die Entwickelung des jungen Königs, der eben von dem asketischen Hofe Hannos kam, gewiß von großem Einfluß war. — Ob Heinrich IV. wirklich im Büßergewand und barfuß trotz strenger Kälte drei Tage zwischen den Ringmauern der Burg verweilte (S. 186), dürfte sehr die Frage sein; diese Schilderung stammt von den Feinden Heinrichs,

Digitized by Google

zu denen ohne Zweifel auch Lambert von Hersfeld zu rechnen ist. — Die Bestimmungen des Wormser Konkordats sind durchaus unklar vorgetragen (S. 205): danach könnte es scheinen, als ob die Investitur mit Ring und Stab zu den Rechten des Königs gehört habe. Überhaupt erscheint mir die Beurteilung von Worms für die kaiserliche Partei zu günstig (S. 206). — Eine wohl in Magdeburg selbst heute kaum noch gebräuchliche Bezeichnung hat Verf. für die Ruhestätte Ottos I. gewählt, wenn er sie die Moritzkirche nennt; gewiß heißt das von Otto gegründete Kloster „Moritzkloster“, also auch die Kirche „Moritzkirche;“ heute ist es der „Dom“ (S. 150). — Die Bulle „Clericis laicos“ stammt aus dem Jahre 1296 (nicht 1295, S. 318), und die babylonische Gefangenschaft der Kirche wird richtiger von 1309, wo Clemens V. seinen Wohnsitz nach Avignon verlegt, als von 1305 an, wo er die Tiara empfängt, gerechnet (S. 318). — Eicke von Repgowe stammt aus dem heute noch vorhandenen anhaltischen Dorfe Reppichau, nicht weit von der Elbe, und konnte ruhig als anhaltischer Schöffe bezeichnet werden, wie das auch sonst geschieht (S. 440). — Warum gebraucht er für den Orden, der Livland und Esthland unterwirft, nicht den gewöhnlichen Namen „Schwertritter“ statt „Schwanenritter“ (S. 435)? — Das Neue Testament Luthers erschien 1522 (nicht 1521, S. 579). — Worauf sich der 29. Oktober als Gedenktag für den Friedensschluß zu Münster gründet (S. 639), ist mir unbekannt, früher nahm man dafür den 24. Oktober an.

Diese Stellen mögen genügen, dem Verfasser nahezulegen, bei einem Neudruck das Werk einer nochmaligen Durchsicht zu unterziehen und vielleicht diesen oder jenen Vorschlag anzunehmen. Damit könnte das Werk nur gewinnen und seinen Leserkreis vergrößern. Freilich ein Teil der Bevölkerung unseres Vaterlandes — und das soll zum Schluß nicht als ein Tadel, sondern als Lob für Jäger angeführt werden — wird auch dann noch die Lektüre des Werkes verschmähen, nämlich die katholische resp. die ultramontan gesinnte; denn die kommt nicht auf ihre Kosten, da Jäger mit bewundernswertem Mannesmut aus seiner antiklerikalen und romfeindlichen Gesinnung nirgends ein Hehl in dem Buche macht, sondern dieselbe an zahlreichen Stellen, die sich ja bei einer Behandlung besonders der mittelalterlichen und Reformationsgeschichte Deutschlands mühelos boten, zum Ausdruck bringt; gerade das sollte aber ein Ansporn sein für die überwiegende Mehrzahl der Deutschen, die nicht ihre Blicke über die Berge hinüber richten, sondern in erster Linie ihr Vaterland liebhaben, dem Buche ihre Teilnahme zu schenken.

4) Oskar Jäger, Geschichte der Griechen. Mit 153 Abbildungen, 2 Chromolithographien und 2 Karten. Achte Auflage. C. Bertelsmann. Gütersloh 1910, XV u. 696 S. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Hochbetagt ist der Verfasser dieses Buches Anfang März

Digitized by Google

heimgegangen. Die vorliegende achte Auflage hat er noch selbst durchgesehen. Das alterprobte Buch, für unsere Jugend wie für die gebildete Laienwelt im gleichen Maße wertvoll, bedarf keiner Empfehlung mehr. Mit Recht hat man das Buch ein Meisterwerk populärer Geschichtschreibung genannt. Das gleiche gilt von Jägers „Geschichte der Römer“, bereits in neunter Auflage vorliegend.

Zerbst. G. Reinhardt.

Schwannsche Wandkarte zur brandenburgisch-preußischen Geschichte (Schwannsche Schulwandkarte Nr. 11), entworfen von C. Porschke. Sechste Auflage, vollständig neu bearbeitet von A. Bludau. Maßstab 1:625 000 — 4 Blatt — 16 Farben — 142×220 cm. Schwann, Düsseldorf. Aufgezogen mit Stäben. 16,50 ℳ.

Der große Vorzug dieser Wandkarte beruht in ihrer Übersichtlichkeit, die einmal erzielt ist durch die Sparsamkeit in Farben, die es vorzieht Teilstücke einer Landschaft, die ja nach Ermessen eine besondere Farbe bekommen könnten, nur durch eine Linie abzusondern und mit einer Jahreszahl zu bezeichnen. Sodann ist die Territorialgeschichte der einzelnen Landschaften vor ihrer Angliederung an Preußen nicht berücksichtigt und damit eine Menge von Farbenschattierungen erspart worden, die bei vielen Genossinen dieser Karte, die des Guten allzu reichlich bieten, das Lesen oft recht erschwert. Ferner wird die Übersichtlichkeit der Karte dadurch gefördert, daß beim Eintragen von Ortschaften mit großer Sparsamkeit vorgegangen ist, indessen ergeben Stichproben, daß doch nicht viel von dem zu fehlen scheint, was billigen Ansprüchen der Schulpraxis als geschichtlich wichtig gelten darf. Orte wie Bornhöved, durch dessen Schlacht i. J. 1227 die Verhältnisse des Nordens so erheblich beeinflußt wurden, Hemmingstedt, den Platz des Bauernsieges von 1500, und die Stelle des Überganges nach Alsen bei Satrupholz i. J. 1864 wird freilich mancher ungern vermissen. Eine eigenartige Bereicherung erfährt der Anschauungsstoff durch ein Stück Eisenbahngeschichte. Die Bahnen, die bis 1850 gebaut wurden, sind durch rote Linien bezeichnet, und es mag ja eine ganz nützliche Tätigkeit sein, zu untersuchen, wie ein so seltsames rotes Bändchen, das Heilbronn mit Stuttgart verbindet, damit aber abreißt, weitergesponnen werden konnte und in Wirklichkeit fortgesetzt worden ist. Dann kommen in gelben Linien die Bahnen, die zwischen 1850 und 1870 gebaut worden sind, aber diesmal leider nur die „wichtigsten“, während es doch hier alle hätten sein müssen, denn sonst fällt der Nutzen jener Übung fort. Auch von Kanälen sind ein paar eingetragen, der Dortmund-Emshäfen-Kanal nicht ganz vollständig, Rhein-Leine-Kanal mit der Legende „1909 im Bau“. Hingegen fehlt der „Großschiffahrtsweg“ Berlin—Stettin, an dem stark gearbeitet wird.

Digitized by Google

Sodann noch ein paar Einzelheiten. Während Kiel, Kopenhagen und Wilhelmshaven mit gutem Grunde hätten als Festungen bezeichnet werden können, werden die Festungszacken zu Unrecht angefügt bei Düppel, Fredericia, Glatz, Landau, Kolberg, Königgrätz, Minden, Olmütz, Neisse, Rastatt, Stralsund und Würzburg. Es mag vielleicht hier der Gedanke obgewaltet haben, daß diese Orte in der Kriegsgeschichte gerade als Festungen eine Rolle gespielt haben, wenn sie es auch heute nicht mehr sind, aber dann hätten auch andere Orte Festungszacken erhalten müssen, so Stade und vor allem Schweidnitz, um das sich ein gutes Stück des Siebenjährigen Krieges bewegt hat. Der Bearbeiter scheint kein Freund des C als Anfangsbuchstabens von Orten zu sein, aber wenn es nun einmal verordnet ist, muß sich eine Schulkarte wohl oder übel darin fügen. Bad Nauheim ist irrtümlich als zu Preußen gehörig eingetragen, während es doch zur Entschädigung für andere Verluste an das Großherzogtum Hessen abgetreten ist. Das alte Dannewerk schwebt mit seinem westlichen Flügel rätselhaft in der Luft, denn seine Deckung durch Wasser ist nicht mit eingetragen. Zu loben ist, daß die Bedeutung der Orte, wie bei Schlachtplätzen durch die gekreuzten Schwerter, so bei andern durch V. = Vertrag oder Fr. = Friedensschluß mit der Jahreszahl gekennzeichnet wird.

Hannover-Linden. E. Oehlmann.

---

1) Victor Steinecke, Landeskunde der Rheinprovinz mit 9 Abbildungen, 3 Kärtchen und einer Karte. Leipzig 1907, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 0,80 ℳ.

Das Buch ist in der bekannten „Sammlung Göschen" erschienen und reiht sich den früher erschienenen Landeskunden in durchaus würdiger Weise an. Der Verfasser ist Direktor des Realgymnasiums in Essen, also in der Provinz tätig, die er zum Gegenstand seiner Darstellung gewählt hat. Dies sowohl als der Umstand, daß das Büchlein in der „Sammlung Göschen" verlegt ist, dürfte es von vornherein empfehlen.

Der Verfasser bespricht nach wenigen einleitenden Worten die Lage, die Grenzen und die Größe der Rheinprovinz. Dann behandelt er eingehend die Entstehung der Gebirge, die Talbildung, die Ebenen; die geologischen Verhältnisse werden mit großer Gründlichkeit in höchst ansprechender Form geschildert. Sodann geht er über zu den Flüssen und Tälern. Hieran schließt sich eine eingehende Besprechung über die Entwicklung der Rheinschiffahrt. Es folgt eine Schilderung der klimatischen Verhältnisse, und dann wird die Pflanzen- und Tierwelt der Rheinprovinz besprochen. Die geschichtliche Entwicklung der Rheinprovinz wird mit außerordentlicher Sachkenntnis behandelt, und die einzelnen Siedlungen werden

Digitized by Google

aufgeführt. Mit besonderer Freude möchte ich es begrüßen, daß der Verfasser sich bemüht, die Namen der Städte und Ortschaften zu erklären. Zum Schluß gibt er in Tabellenform eine kurze Übersicht über die Größe und die Bevölkerung, über die Bodenbenutzung, über den Gewerbebetrieb und den Güterverkehr der größeren Rheinhäfen.

Große Gründlichkeit und hervorragende Sachkenntnis zeichnet das ganze Bnch aus. Es genügt nicht, das Buch zu lesen, sondern es muß eingehend studiert werden. Wer dies tut, wird von ihm den größten Nutzen haben. Ich bekam das Buch gerade zu Gesicht, als ich eine Rheinreise zu machen im Begriffe stand. Es ist mir ein zuverlässiger Führer gewesen und hat mir für viele Dinge die Augen geöffnet und ein lebhaftes Interesse erweckt. Ich habe es dann später gewissenhaft durchgearbeitet und mich immer mehr von der Gediegenheit desselben überzeugt. Geradezu bewundert habe ich den Verfasser wegen seiner außerordentlichen Kenntnis auf allen Gebieten, in der Geologie, in den orographischen und hydrographischen Verhältnissen. Auch was er über die Geschichte des Landes sagt, zeugt von großer Belesenheit; nur an einer Stelle scheint ein kleiner Irrtum vorzuliegen. Auf Seite 99 sagt er: „Das Frankenreich folgte, nachdem Chlodwig die Alemannen bei Tolbiacum 496 unterworfen hatte, dem Eindringen der Franken bald nach, und zugleich das Christentum". Nach meiner Kenntnis fand diese Alemannenschlacht, wie die Forschungen ergeben haben, nicht bei Tolbiacum statt; wo die Schlacht geschlagen wurde, ist bis heute noch ungewiß.

Jeder Lehrer der Erdkunde wird für den Unterricht sehr viel Material aus dem vorzüglichen Buch entnehmen können, aber nicht nur für den Lehrer wird das Buch außerordentlich nutzbringend sein, sondern jeder, der sich mit der Landeskunde der Rheinprovinz, der schönsten und am meisten besuchten Provinz unseres Vaterlandes beschäftigen will, wird in ihm eine gründliche Belehrung finden. Ich kann es daher nach jeder Richtung nur bestens empfehlen; in erster Linie den Bewohnern der Rheinprovinz und allen denen, die diese Provinz aufsuchen. Die beigegebene Karte ist ganz vorzüglich. Auch die einzelnen Abbildungen tragen erheblich zum Verständnis des Gesagten bei.

2) Hermann Klaje, Graf Reinhold von Krockow. Ein Lebensbild aus der Franzosenzeit. Mit einer Karte. Kolberg 1908, Kommissionsverlag von Dietz und Maxerath. 112 S. 8. 1,50 ℳ.

Der Verfasser ist Oberlehrer am Königlichen Dom- und Realgymnasium in Kolberg, das im vergangenen Jahre vom 27. bis 29. September sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte. Die vorliegende Schrift ist ein Sonderabdruck aus der Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der erwähnten Doppelanstalt. Im Jahre

1907 erschien von demselben Verfasser gelegentlich der Zentenarfeier der ruhmreichen Verteidigung Kolbergs in demselben Verlage eine Festschrift unter dem Titel „Waldenfels und seine Grenadiere. Ein Beitrag zur Geschichte der Belagerung Kolbergs im Jahre 1807", die von mir in dieser Zeitschrift angezeigt worden ist und allgemeine Anerkennung gefunden hat. Klaje hat sich schon früher mit der Familiengeschichte der Grafen von Krockow beschäftigt. So veröffentlichte er im Jahre 1901 in „den Pommerschen Jahrbüchern" einen Ergänzungsband betitelt: „Der Einfall des Kaiserlichen General-Wachtmeisters Joachim Ernst von Krockow in Hinterpommern im Jahre 1643".

Die vorliegende Schrift behandelt den Grafen Reinhold v. Krockow, der uns als ein Repräsentant des pommerschen Adels während der Franzosenzeit erscheint. Er ist ein alt eingesessener Pommerscher Edelmann, dessen Ahnen bis ins 13. Jahrhundert nachgewiesen sind. Längere Zeit hatte er bei den Stolper Husaren als Offizier gedient und sich dann der Bewirtschaftung seiner Güter gewidmet. Bei Ausbruch des Krieges im Jahre 1806 war er bereits verabschiedet und wohnte auf seiner Besitzung Peest bei Schlawe, die noch bis vor Jahresfrist in dem Besitz der Familie des Grafen v. Krockow war. Als aber die Trauerkunde von der Schlacht bei Jena und Auerstädt und von dem unaufhaltsamen Vordringen der Franzosen nach Peest kam, da hielt es die feurige Husarennatur auf seinem Landgut nicht aus. Er eilte zu seinem König Friedrich Wilhelm III., um ihm seine Hilfe in schwer bedrängter Zeit anzubieten. Er erbot sich, ein Freikorps zu bilden, und erhielt von seinem unglücklichen Landesvater die heißersehnte Erlaubnis zu seinem von echter Vaterlandsliebe zeugenden Vorhaben. Sobald er diese erhalten, ging er mit großem Eifer ans Werk, und es dauerte nicht lange, so hatte er eine ansehnliche Schar zusammen, von vielen unterstützt, vornehmlich von Hans Jürgen von Kleist-Retzow, dem Vater des späteren Oberpräsidenten der Rheinprovinz. Dieser stellte ihm seine ganze Gewehrsammlung bereitwilligst zur Verfügung. Auch Kolberg und mehrere andere pommersche Städte unterstützten den kühnen Mann nach Möglichkeit mit Geldmitteln. Von allen Seiten eilten Ranzionierte und Eximierte herbei, aus letzteren wählte er vorzugsweise seine Offiziere. In kurzer Zeit hatte Graf Krockow ein Freikorps von über 1000 Mann zusammen, und bald hatte er auch ein Gefecht mit polnischen Insurgenten, die Stolp, das von Truppen entblößt war, bedrohten. Obwohl diese Stadt mit der größten Tapferkeit verteidigt wurde, mußte man zuletzt doch der Überzahl der Feinde weichen und ihnen die Stadt überlassen. Graf Krockow selbst hatte an dem Gefecht nicht teilgenommen, er befand sich bereits auf dem Wege nach Danzig, da

Digitized by Google

es ihm vor allen Dingen darauf ankam, eine Verbindung zwischen Kolberg und Danzig herzustellen, zwei Festungen, die noch in den Händen der Preußen waren. Leider gelang es ihm nicht, diese Verbindung aufrecht zu erhalten; denn die Franzosen hatten bereits die ganze Westseite von Danzig umschlossen, und dem Grafen Krockow blieb nichts anderes übrig, als mit seinem Freikorps in der Festung Schutz zu suchen. Die Verbindung mit Kolberg zu Lande war damit unterbrochen, und der Wunsch des Grafen, seiner engeren Heimat ein Beschützer zu werden, endgültig zu seinem größten Schmerz vereitelt. Er hatte gehofft, dereinst mit Schill zusammen zu operieren; daran war jetzt nicht mehr zu denken; derselben Meinung war auch der König gewesen. Graf Krockow erhielt nun von dem Gouverneur von Danzig, dem Grafen von Kalckreuth, die ehrenvolle Aufgabe, Neufahrwasser zu decken und damit die Verbindung Danzigs mit Kolberg wenigstens zur See aufrecht zu erhalten. Hierbei hatte er zu seiner größten Freude hinreichend Gelegenheit, seine und des Freikorps Tapferkeit und Mut zu zeigen, und erntete dafür von seinem Vorgesetzten uneingeschränktes Lob. Trotz der größten Vorsicht gelang es aber den Franzosen, zum größten Leidwesen Krockows, die Danziger Nehrung zu besetzen. Noch mehr mußte es Krockow kränken, daß ihm von mehreren Seiten der Vowurf gemacht wurde, daß er an diesem Mißgeschick nicht ohne Schuld sei. Der Verfasser nimmt hier seinen Helden in Schutz, weist diesen Vorwurf in überzeugender Weise zurück und mißt die Schuld allein dem Grafen von Kalckreuth zu, der Krockow nicht genügend unterstützt hätte. Dieser setzte es jedoch bei dem Gouverneur durch, daß er zunächst noch mit einem Teil seiner reitenden Feldjäger in Neufahrwasser zurück bleiben durfte, während die anderen Berittenen in die Festung gezogen wurden. Als dann aber der Gouverneur Graf Kalckreuth am 26. März 1807 einen Ausfall machte, den Krockow von Neufahrwasser aus unterstützen sollte, geriet dieser in französische Gefangenschaft. Verhandlungen über seine Auslieferung führten nicht zum Ziel, er wurde als französischer Kriegsgefangener auf die Festung Thorn geschickt. Dies war für das Freikorps von den schwerwiegendsten Folgen. Niemand wollte die Führung des Freikorps gerne übernehmen, da es nicht leicht war, die Leute zusammen zu halten. Das Korps hatte durch die Gefangennahme Krockows gleichsam seinen Vater verloren, der es allein verstand, es richtig zu behandeln, und so spielte es in der Folgezeit keine Rolle mehr.

Als Danzig sich den Franzosen ergeben mußte, schiffte sich das Krockowsche Freikorps nach Pillau ein, von wo es nach Königsberg gezogen und dem General Rüchel unterstellt wurde. Nach dem Tilsiter Frieden wurde es aufgelöst und fand so nach manchen tüchtigen Leistungen einen traurigen Ausgang. Sein

Digitized by Google

Schicksal ist dem Schillschen Korps in mancher Hinsicht ähnlich, es hat aber nie eine solche Berühmtheit erlangt wie dieses.

Krockow selbst erhielt durch den Tilsiter Friedensschluß seine Freiheit wieder; er begab sich sofort nach Königsberg, wurde vom König aufs huldvollste empfangen und erhielt zu seiner größten Freude von diesem die Erlaubnis, im Fall eines neuen Krieges wieder ein Freikorps bilden zu dürfen. Darauf zog er sich wieder in sein stilles Landleben auf seine Besitzung Peest bei Schlawe i. P. zurück. Aber bald sollte er in diesem gestört werden; er wurde nämlich in zwei Schriften heftig angegriffen, in denen ihm zum Vorwurf gemacht wurde, daß er seine Gefangennahme vor den Wäldern von Danzig selbst verschuldet habe, da er betrunken gewesen sei. Es ist das Verdienst Klajes, daß er diese schwere Anschuldigung als ungerecht nachweist und seinen Helden von jeder Schuld bei diesem Mißgeschick reinigt.

Im Jahre 1808 trat Krockow in den bekannten „Tugendbund" ein. Die Erhebung in Österreich und in Spanien verfolgte er mit dem größten Interesse. Die fortwährenden Demütigungen Preußens durch Napoleon brachten bei ihm den Gedanken zur Reife, abermals ein Freikorps zu bilden, und er erhielt von dem König, den er wiederum aufsuchte, die gewüuschte Erlaubnis. Obwohl er bei den Werbungen mit großer Vorsicht vorging, so blieben diese doch nicht geheim, da überall französische Späher waren. Durch einen unbesonnenen und heruntergekommenen Werbeoffizier von Pannwitz wurde der ganze Plan verraten und dadurch die Bildung des Freikorps unmöglich gemacht. Ja es wurde ihm sogar vorgeworfen, daß er den König vom Throne stoßen und durch den Prinzen Wilhelm ersetzen wollte, ein Vorwurf, der von Klaje mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen wird, da jeder Beweis dafür fehlt. Ein Oberförster Namens Trost reiste nach Königsberg und machte den Generaladjutanten des Königs, v. Köckeritz, von dem verwegenen Plane, um den selbst Gneisenau wissen sollte, Mitteilung. Der König nahm die Sache äußerst ernst und glaubte auch in den Werbungen des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels ähnliche Bestrebungen erblicken zu müssen; denn auch der König Gustav der IV. von Schweden, der Verbündete Preußens vom Jahre 1807, hatte durch eine Militärrevolution seine Krone verloren. Ähnliches fürchtete Friedrich Wilhelm III. auch für sich, zumal auch der Graf Goltz, der Minister des Auswärtigen, aus Berlin gerade jetzt sehr bedenkliche Berichte über gefährliche Symptome einer gewaltigen Aufregung, die durch das preußische Volk gehe, an den König sandte. Dieser befahl deshalb, die Werber des Herzogs von Braunschweig in Schlesien auf die Festung zu schicken, hinter Krockow wurde auf Grund der Trostschen Denunziation ein Steckbrief erlassen, da er flüchtig geworden war, und die Be-

Digitized by Google

schlagnahme seiner Güter in die Wege geleitet. Die mit der größten Sorgfalt eingeleitete Voruntersuchung ergab nun, daß Krockow dem „Tugendbund" angehört und ein Freikorps habe gründen wollen, also nichts Nachteiliges für ihn, aber das volle Vertrauen seines Königs erhielt er nie wieder. Krockow geriet dann auf seiner weiteren Flucht durch Polen nach Prag in die größte Geldverlegenheit, so daß er an seine Frau, welche sich in Peest aufhielt, schreiben mußte, sie möchte ihm Geld schicken, wozu diese aber nicht in der Lage war. Daß ihm sogar Hochverrat zur Last gelegt wurde und ein Steckbrief gegen ihn erlassen war, davon wußte er zunächst nichts; er glaubte vielmehr, daß er ein politisches Opfer geworden sei aus Rücksicht auf den allgewaltigen Napoleon und daß man ihm absichtlich Zeit zur Flucht gelassen habe. Als er dann durch die Zeitungen von dem gegen ihn erlassenen Steckbrief erfuhr, war er sofort bereit, sich zur Verantwortung zu stellen. Er reiste unverzüglich in seine Heimat zurück und stellte sich freiwillig dem Hofgericht in Coeslin, von dem er in Untersuchungshaft genommen wurde. Auch sein früherer Werbeoffizier v. Pannwitz war in Untersuchung in Kolberg gezogen worden; die Verhandlungen gegen ihn ergaben, daß die Werbung eines Freikorps, wovon der König ja Kenntnis hatte, nur zu dem Zweck erfolgt sei, um den Landesvater im Fall eines Krieges zu dienen, aber keineswegs, um etwas gegen den König und die bestehende Staatsordnung zu unternehmen. Trotzdem aber nahm die Untersuchung gegen Krockow nicht nur wegen der Bildung eines Freikorps, sondern auch wegen Hochverrats in Kolberg ihren Fortgang. Die letztere Anschuldigung gründete sich einzig und allein auf angebliche Äußerungen Krockows zu seinem Vetter, der freilich bei seiner eidlichen Vernehmung in Kolberg zugeben mußte, daß er sich geirrt haben könne. Deshalb wurde Krockow betreffs des Hochverrats freigesprochen, wegen der heimlichen Werbung eines Freikorps aber mit drei Monaten Festung bestraft. Aber mit dieser allzu gelinden Strafe war der König nicht zufrieden, in zweiter Instanz wurde Krockow zu zehnjähriger Festungshaft, zum Verlust des Charakters Major und für unfähig zur Bekleidung öffentlicher Ämter im Staat erklärt. Dieses Urteil bestätigte der König sofort, stellte jedoch auf den Rat des Großkanzlers Beyme dem Grafen Krockow die weitere Verteidigung frei. Dieser erwählte zu seinem Verteidiger den Justizkommissarius beim Kammergericht von Nappard, welcher in überzeugender Weise nachwies, daß sein Klient die Werbung eines Freikorps in bester Absicht unternommen habe und eine so schwere Strafe, wie sie über ihn verhängt sei, nicht verdiene. Darauf hin milderte das Kammergericht das Urteil und hielt eine Geldstrafe von 1000 Talern für ausreichend. Der Nachfolger Beymes, der bisherige Kammergerichts-Präsident Kircheisen, überreichte dem König das

Digitized by Google

Urteil, aber dieser wollte es nicht bestätigen, weil es ihm zu milde erschien, und wollte noch ein zweites Gutachten einholen; dieses war derselben Ansicht, nur verlangte es statt der Geldstrafe ein Jahr Festungshaft. Aber auch jetzt noch zögerte der König fünf volle Wochen mit der Bestätigung, erst am 15. Oktober 1810 wurde Krockow das definitive Urteil mitgeteilt. Zu seinem größten Schmerz war sein ehrlicher Name nicht wieder hergestellt und der Steckbrief nicht öffentlich zurückgenommen. Sein Verteidiger v. Nappard reichte noch ein Gnadengesuch beim König ein, aber dies wurde abschlägig beschieden. Auffallend ist die Hartherzigkeit Friedrich Wilhelms; es erklärt sich wohl daraus, wie Klaje richtig annimmt, daß er ein eigenmächtiges Handeln seinem Diener nicht verzieh, vielleicht aber spielte auch der durch nichts bewiesene Vorwurf, Krockow habe einen Thronwechsel herbeiführen wollen, hierbei eine Rolle.

Nachdem Krockow seine Festungsstrafe verbüßt hatte, kehrte er Anfangs 1811 in seine Heimat zurück. Mit ganz besonderem Schmerz berührte es ihn, daß Preußen 1812 im Bund mit Napoleon gegen Rußland zog. Um so mehr erfreute ihn Yorks Konvention zu Tauroggen und die Erhebung des preußischen Volkes 1813. Da in diesem Jahre die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, so war damit die Zeit zur Bildung von Freikorps für immer vorbei. Es wurde daher allen, die sich erboten, ein Freikorps zu bilden, die Erlaubnis vom König verweigert, unter diesen befand sich auch der Graf v. Krockow. Nur dem Major von Lützow, dem Hauptmann v. Reiche und dem Oberstleutnant v. Neuß wurde gestattet, Freikorps zu formieren, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Werbungen außerhalb der preußischen Landesteile stattfinden sollten. Außerdem wurde nur die Errichtung von National-Kavallerie-Regimentern in Preußen, Pommern und Schlesien gestattet.

Der Graf von Krockow mußte also zu Hause bleiben, sein sehnlichster Wunsch, gegen Napoleon, den er leidenschaftlich haßte, zu kämpfen, blieb unerfüllt. Eine kleine Entschädigung fand er darin, daß wenigstens sein ältester Sohn als Blücherhusar mit ins Feld ziehen durfte. Erst die Siege im Herbst und im Winter und vor allem der herrliche Ausgang des Krieges, der Einzug in Paris und der Sturz Napoleons brachten ihm vollen Trost für seine Nichtteilnahme am Kriege.

Seine Mußestunden wandte der feurige Mann, wie einst in den Tagen der Jugend, der Dichtkunst zu. Sein Vorbild war Gleim. Er besang den König, die Königin Luise, Stein, Hardenberg, Blücher, Gneisenau und andere Generale. Dichterischen Wert haben die Gedichte nach Klajes Meinung nur an wenigen Stellen, aber sie zeugen von echter vaterländischer Begeisterung. Die Freude über den Sieg seines Volkes, sagt Klaje, war größer als der Zorn und der Schmerz über seine Kränkung.

Digitized by Google

Diese konnte er freilich nicht vergessen, aber er klagte niemand an, sondern nur das Schicksal. Bald nach Napoleon starb der leidenschaftliche, vom Schicksal schwer geprüfte Mann.

Dies ist kurz der Inhalt des Klajeschen Buchs. Ich beabsichtige nicht, mit dieser Inhaltsangabe die Klajesche Schrift zu ersetzen, sondern wünsche nur damit das Interesse für sie zu wecken. Ich bin fest überzeugt, daß jeder, der das Buch liest, seine Freude an ihm haben wird; denn es beruht auf gründlichen und gediegenen historischen Studien. Der Verfasser gibt nicht nur ein interessantes Lebensbild seines Helden, sondern zieht auch die allgemeine Lage der damaligen Verhältnisse in Betracht. Manche Einzelheit, die im Zusammenhange mit der damaligen Weltlage steht, erfahren wir durch Klaje. Vor allen Dingen ist der Verfasser in seinem Urteil über seinen Helden durchaus gerecht. Vorzüge und Fehler werden gründlich abgewogen. Klaje wünscht den Grafen v. Krockow der Vergessenheit zu entziehen; ich bin fest überzeugt, daß ihm dieser Wunsch im vollsten Maße gelungen ist. Wer einen so gediegenen und gründlichen Biographen gefunden hat, wie Klaje, der ist der Vergessenheit für alle Zeiten entrückt. Ich möchte daher dieses Buch namentlich auch zur Anschaffung für Schülerbibliotheken empfehlen. Der Inhalt ist für Schüler durchaus verständlich, die Darstellung ist mustergültige Prosa, Druck und Papier sind gut.

Belgard, Persante. J. Heling.

---

1) E. Grimsehl, Lehrbuch der Physik zum Gebrauche beim Unterricht, bei akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium. Mit 1091 Figuren im Text, 2 farbigen Tafeln und einem Anhange, enthaltend Tabellen physikalischer Konstanten und Zahlentabellen. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. XII und 1052 S. 8. geb. 16 M.

Wenn ein hervorragender Führer auf dem Gebiete der Unterrichtspraxis wie Grimsehl das Ergebnis seiner langjährigen Erfahrungen in einem umfassenden Werke niederlegt, so darf dies als ein bedeutsames Ereignis in der physikalischen Schulliteratur angesehen werden. Das Lehrbuch geht weit über den Rahmen des Unterrichts am Gymnasium hinaus, ja selbst an Oberrealschulen wird man nur einen Teil des hier musterhaft dargebotenen Stoffes erledigen können. Damit ist seine Stellung in der Schule gegeben. Nicht in der Hand des Durchschnittschülers wird es gute Dienste leisten, sondern in selteneren Fällen werden es die begabtesten Schüler in Gebrauch nehmen können, um über die Grenzen des Schulunterrichtes hinnauszugehen; aber den Physikstudierenden kann das Werk warm empfohlen werden, auch wird jeder Lehrer hier zuverlässige Vorbilder für den eigenen Unterrichtsbetrieb finden.

Digitized by Google

Das Buch zeichnet sich durch sorfältigste Auswahl geeigneter Versuchsanordnungen, sowie durch klare und anschauliche Entwickelung der physikalischen Begriffe und Zusammenhänge aus. Überall erkennt man die selbständige, originelle Arbeit des Verfassers, durch welche eine erfreuliche Vereinfachung der oft schwierigen Untersuchungen herbeigeführt wird. Im Hinblick auf denselben Zweck schien es auch angemessen, von den einfachsten Begriffen und Regeln der Differential- und Integralrechnung Gebrauch zu machen, was ja mit den gegenwärtigen Bestrebungen, jenen Zweig der Mathematik in den Schulunterricht einzuführen, im Einklange steht. Die sehr zahlreichen, fast durchweg deutlichen Figuren und die beigefügten Tabellen sind zweckmäßig ausgewählt und zuverlässig. Die Ausstattung des Werkes ist durchaus gediegen.

2) E. Hoppe, Freiwillige Schülerübungen in der Physik im humanistischen Gymnasium. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. 36 S. 8. geh. 0,80 *M*.

Der Leser findet hier einen interessanten Bericht über freiwillige Schülerübungen am Wilhelms-Gymnasium in Hamburg, wie sie ein arbeitsfreudiger und für diesen jetzt immer mehr als notwendig anerkannten Unterrichtsbetrieb begeisterter Lehrer unter nicht sonderlich günstigen Verhältnissen durchgeführt hat. Zunächst sucht der Verfasser die Notwendigkeit solcher Übungen an humanistischen Anstalten aus den Beziehungen der physikalischen Wissenschaft zur antiken Kultur abzuleiten und somit auch dem Verständnis der philologischen Amtsgenossen näher zu bringen. Sodann untersucht er die Frage, wie die Übungen in den Lehrplan sich einfügen lassen, und zeigt, daß ihre Einführung einen einmaligen, geringen Betrag erforderte, der auch nicht annähernd die von Bohnert angegebenen 500 *M* erreichte, und ihre Durchführung keine nennenswerte Belastung des Etats ergab, daß also finanztechnische Bedenken gegen die Einführung freiwilliger Übungen nicht geltend gemacht werden sollten. Der nun folgende, ungeschminkte Bericht über die aus allen Gebieten der Physik angestellten Übungen und Messungen mit ihren Resultaten zeigt, mit wie geringem Grade der Annäherung man sich begnügen muß, und wie doch wertvolle Erkenntnisse aus den Ergebnissen gewonnen werden können. Schließlich ist auch der Hinweis auf die erhebliche Arbeitslast, die dem Leiter solcher Übungen erwachsen, insofern wichtig, als sich die Notwendigkeit ergibt, diese freiwilligen Übungsstunden auf die Zahl der Pflichtstunden der Lehrer in Anrechnung zu bringen.

Berlin. R. Schiel.

Digitized by Google

Entgegnung.

In dem vorletzten Heft dieser Zeitschrift (Seite 54—60) werden meine Arbeiten in einer Weise besprochen, die mich einerseits sehr erfreut, andererseits meinen Widerspruch herausfordert. Ich will nicht eingehen auf Ansichtsverschiedenheiten, aber es bedarf der Besprechung einiger Stellen, wo das Referat (ohne Absicht des Referenten) mir Ansichten unterschiebt, die mir fremd sind und die ich niemals ausgesprochen habe.

1. Seite 55, eingeklammerte Bemerkung in Zeile 14. — Ich habe niemals behauptet, alle früheren botanischen Schulbücher entbehrten einer gründlichen allgemeinen Botanik.

2. Seite 56, oben. — Ich habe niemals behauptet, „Einzelbeschreibungen im Lehrbuch“ seien ungeeignet. Warum ich gewisse Bücher für ungeeignet halte, habe ich ausführlich dargelegt.

3. Seite 56-57. — Der Referent bespricht meine an gewissen Büchern geübte Kritik. Dabei redet er von der Verkennung von Schwierigkeiten und von der „Absicht des Verfassers“ in einer Weise, die nur bedeuten kann, als hätte ich in einigen Fällen leichtfertig, etwa aus Nörgelsucht oder aus persönlichen Gründen, Schriftstellern in unbegründeter Weise Fehler vorgeworfen. Von den vielen Mängeln, die ich gewissen Büchern vorgeworfen habe, bespricht der Referent zur Begründung seiner Behauptung nur drei.

a) Ich behaupte im Gegensatze zu dem betreffenden Schriftsteller, das Buschwindröschen ist keine „Schattenpflanze“, und begründe diese Ansicht ausführlich. Der Referent widerspricht mir mit der Begründung, der Begriff der Schattenpflanze sei unbestimmt.

b) Ich übe Kritik an der Aufzählung von „bodensteten“ Pflanzen und behaupte dabei unter anderem, Vaccinium uliginosum sei nicht auf Moore beschränkt. Der Referent meint aber irrtümlich, ich beanstande die Bezeichnung „Moorpflanze“ für dieses Gewächs.

c) Ich behaupte, Ledum palustre sei kein „kennzeichnender Begleiter der norddeutschen Kiefernwälder“. Der Referent verteidigt diese Ausdrucksweise, ersetzt jene Bezeichnung aber durch „Kiefernbegleiter“.

Ich überlasse es den Lesern, sich über diese drei kleinen Streitfragen ein Urteil zu bilden, sowie zu entscheiden, ob des Referenten Tadel durch diese Beispiele begründet ist.

4. Seite 57 unten. — Ich habe niemals behauptet, ein Buch liefern zu wollen, „das nur Stoff bringen will, den die Schüler selbsttätig erarbeiten können“.

5. Seite 59. — Ich behaupte nicht, Stellaria nemorum sei „charakteristisch für Sumpfwälder“, sondern daß sie in solchen Wäldern „zuweilen“ erscheine, und wer meine Schilderung im

Digitized by Google

Zusammenhange liest, der ersieht, daß es sich hier um nach der Verwandtschaft geordnete Pflanzen handelt, „wie wir sie teils in feuchten Laubwälder, teils in Tiefmooren antreffen".

6. Desgleichen. — Aus dem Referate empfängt der unbefangene Leser die Vorstellung, als ob ich gewisse Gewächse, z. B. Comarum palustre, den Wasserschierling und das Ruchgras, als eigentliche, typische Hochmoorpflanzen schildere. Dies ist aber nicht der Fall, vielmehr betone ich überall, daß es sich um bestimmte Örtlichkeiten in mehr oder weniger stark abgeänderten Mooren handelt. Außerdem habe ich nicht „alle Pflanzen" „registriert", die ich in den betreffenden Formationen „entdeckt" habe, sondern es handelt sich um Gewächse, die nach meinen Literaturstudien und eigenen Beobachtungen an den betreffenden Örtlichkeiten in manchen Mooren häufig auftreten, ja z. T. an vielen Stellen mehr ins Auge fallen, als die noch übrig gebliebenen Gewächse des urwüchsigen Hochmoores.

Hannover. A. Voigt.

Bemerkungen zu obiger Entgegnung.

Zu des Verfassers Einwänden 1 und 2 muß ich die Leser bitten, selber die Geleitschriften zu vergleichen, z. B. die durch fetten Druck hervorgehobene Stelle I S. 4: „darum halte ich das(!) methodische Lehrbuch in der Pflanzenkunde für ungeeignet, desgleichen alle anderen Werke, welche in der eingehenden Beschreibung verhältnismäßig weniger Arten ihre Hauptaufgabe erblicken". Es ist gewiß erklärlich, daß in dieser Bemerkung und anderen (z. B. über „lange Einzelbeschreibungen, aber verhältnismäßig wenig Inhalt", S. 5) Referent mehr erblickt hat, als nur einen Vorwurf gegen einige (vom Verfasser nirgends genannte) Bücher. — In Nr. 3 meint Verfasser, ich wollte ihm „Nörgelsucht" oder „persönliche Gründe" vorwerfen. Ich verstehe nicht, wie man das aus meiner Besprechung herauslesen kann, wo ich doch ausdrücklich (S. 57) hervorhebe, was die drei aus den Geleitschriften ausgewählten Beispiele zeigen wollen: die Unbestimmtheit oder Mehrdeutigkeit und Diskutierbarkeit der Begriffe der Ökologie.

Hier mache ich auch schon eine Hindeutung, wie nach meiner Meinung der pflanzengeographische Lehrstoff der Heimat im Unterricht dargeboten werden sollte, was ich dann S. 59 an einem Beispiele etwas weiter ausführe. Eben das „urwüchsige Hochmoor" (vgl. des Verf. Bem. 6) soll zur klaren Auffassung kommen. Die „mehr oder weniger stark abgeänderten Moore" sind für den Schulunterricht, der scharfer und dabei anschaulicher Begriffe bedarf, eben nicht mehr Hochmoore. Also gehören jene Pflanzen auch — NB. immer im Schulbuch! — nicht in

Digitized by Google

die „Übersicht der beachtenswertesten Hochmoorpflanzen" (Voigt Lehrbuch III § 43). Es sind vielmehr Sumpfpflanzen, die ein abgeändertes Hochmoor besiedeln, bezw. entsprechendes d. A. Diese meine Ansicht wollte ich aussprechen; was Verfasser herausgelesen hat, habe ich weder gesagt, noch gemeint.

Was nun noch Einzelheiten anlangt, so habe ich S. 56 mehrere gewichtige, übrigens leicht zu vermehrende Gründe für meine Ansicht über die ökologische Natur von Anemone nemorosa angeführt, nicht nur gesagt, der Begriff Schattenpflanze sei „unbestimmt", wie des Verf. Bem. 3a mir unterstellt. — Ich bin auf die Verbreitung von Ledum palustre (s. 3c!) so weit eingegangen, wie man im Rahmen eines Referats nur irgend kann, ohne allerdings zwischen „kennzeichnenden" Kiefernbegleitern und Kiefernbegleitern schlechthin zu unterscheiden. Ich „verteidige" diesen Ausdruck aber auch nicht, gebe im Gegenteil ausdrücklich dem Verfasser „sachlich recht" (S. 57), halte jene Bezeichnung nur nicht für schlechthin fehlerhaft. — Stellaria nemorum (s. Bem. 5) wird nach Ausweis des Registers nur einmal in des Verfassers Buch erwähnt, eben für den Sumpfwald, ich suchte auch lange und wiederholt im Buche selbst vergebens an den Stellen, wo ich ihre Aufführung erwartete. — Daß Vaccinium uliginosum als Moorpflanze nicht „bodenstet" ist (s. Bem. 3b), ist wohl richtig, ob man diesen Ausdruck aber ohne weiteres auf phanerogame Moorpflanzen anwenden kann, möchte ich bezweifeln.

Doch mit diesen Dingen kommen wir wieder auf Streifragen, die nicht in diese Zeitschrift gehören, von denen ich außerdem selbst betont habe, daß es Streitfragen sind. — Was ich mit allen meinen „Ausstellungen, besser Vorschlägen für Änderungen" (Ref. S. 59) bezweckte, hätte den Verf. m. E. der ganze Ton meiner Besprechung sagen müssen. Andererseits wird man zugeben (vgl. Voigts Bem. 4), daß es der Bezeichnung im Titel „für die erste selbständige Fortbildung usw." gar nicht bedurft hätte, um der Kritik das Recht zu geben, Anpassung an die Altersreife von einem Schulbuch zu verlangen.

Königsberg i. Pr. B. Landsberg.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Das Bodnerland. Mit zahlreichen Illustrationen. Herausgegeben vom Badischen Landesverband zur Hebung des Fremdenverkehrs in Karlsruhe. 64 S.

2. Bibliotheca Romanica. 2. Bibliothèque française. Théatre de Molière: Les femmes savantes. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 75 S. 12. 50 *cent.*

3. É. Borel, Die Elemente der Mathematik. Vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe von P. Stäckel. Zweiter Band: Geometrie. Mit 403 Textfiguren. Leipzig 1909, B. G. Teubner. XII u. 324 S. gr. 8. geb. 6,40 *M.*

4. Johanna Bube, Englisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. I. Teil: 7. und 8. Schuljahr. Mit 28 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig 1910, G. Freytag. 219 S. geb. 2,80 *M.*

5. E. Buchholz, Anthologie aus den Lyrikern der Griechen. Zweites Bändchen: III. Melische und chorische Dichter. Fünfte Auflage von J. Sitzler. Leipzig 1909, B. G. Teubner. VI u. 218 S. 2,10 *M.*, geb. 2,60 *M.*

6. E. Burgaß, Winterliche Leibesübungen in freier Luft. Eine Anleitung zu ihrem Betriebe und zu ihrer weiteren Verbreitung in Schule und Volk. Zweite Auflage mit 68 Abbildungen. Leipzig 1910, B. G. Teubner. X u. 152 S. kart. 1 *M.*

7) O. Dähnhardt, Deutsches Märchenbuch. I. Bändchen. Zweite Auflage. Leipzig 1910, B. G. Teubner. V u. 153 S. mit zahlreichen Abbildungen, geb. 2,20 *M.*

8. H. Dütschke, Ravennatische Studien. Beiträge zur Geschichte der späteren Antike. Mit 116 Abbildungen und 1 Hilfstafel. Leipzig 1909, Wilhelm Engelmann. X u. 187 S. gr. 4. 12 *M.*, geb. 13,50 *M.*

9. E. Engel, Kurzgefaßte Deutsche Literaturgeschischte. Ein Volksbuch. Mit 33 Bildnissen und 14 Handschriften. Leipzig 1909, G. Freytag. 370 S. geb. 4 *M.*

10. A. Gänger, Deutsche Dichtung. Eine Auswahl für den Schul- und Unterrichtsgebrauch. Mit 18 Bildnissen und 6 Handschriften. Leipzig 1909, G. Freytag. XVI u. 390 S. geb.

11. K. Fecht und J. Sitzler, Griechisches Übungsbuch für Ober-Tertia. Dritte Auflage. Freiburg i. Br. 1909, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 175 S. 2,20 *M.*, geb. 2,60 *M.*

12. K. Fricke, Biologische Heimatkunde in der Schule. Ein Beitrag zur Methode des naturgeschichtlichen Unterrichts in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. 68 S. gr. 8. 1,20 *M.*

13. Mein und Ferdinand Goebel, Im Märchenlande der Kinder. Ein Buch für Kinder und Kinderfreunde. Berlin 1909, Schwert-Verlag. 63 S.

14. Sammlung Göschen. Leipzig 1909, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Jedes Bändchen geb, 0,80 *M.*

a) K. Weller, Württembergische Geschichte. 176 S.

b) G. Jäger, Theoresche Physik II. Licht und Wärme. Mit 47 Figuren. Vierte Auflage. 153 S.

Digitized by Google

15. E. Haase, Die Erdrinde. Einführung in die Geologie. Mit 3 Tafeln und zahlreichen Abbildungen. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. VII u. 140 u. Anhang 84 S. geb. 2,80 *M*.

16. I. Henrici und P. Treutlein, Lehrbuch der Elementar-Geometrie. Erster Teil: Gleichheit der Gebilde in einer Ebene und deren Abbildung ohne Maßänderung (nebst einer Aufgabensammlung). Mit 192 Figuren. Vierte Auflage. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VIII u. 139 S. geb. 2,90 *M*.

16. W. Killing und H. Hovestadt, Handbuch des mathematischen Unterrichts I. Mit 32 Figuren. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VIII u. 456 S. gr. 8. geb. 10 *M*.

17. V. Kommerell und K. Kommerell, Allgemeine Theorie der Raumkurven und Flächen. I. Band, mit 19 Figuren. Zweite Auflage. Leipzig 1909, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. VIII u. 172 S. geb. 4,80 *M*. (Sammlung Schubert XXIX).

18) Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen. Herausgegeben von A Weldler-Steinberg. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. XIII u. 284 S. mit Abbildungen, geb. 3,80 *M*.

19. K. Liewald, Die Anschaulichkeit im geometrischen Anfangsunterricht. Mit 17 Figuren. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 33 S. gr. 8. 0,80 *M*. (S.-L. aus dem 40. Jahrgange der Zeitschrift für Mathematik und naturwissenschaftlichen Unterricht.)

20. O. Lyon und W. Scheel, Aufgabenbuch zur Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung. Zweite Auflage. Leipzig 1909, B. G. Teubner. VIII u. 154 S. geb. 1,60 *M*.

21. Chr. Muff, Drei Vorträge. Berlin 1909, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 115 S. 1,20 *M*. (1. Sophokles in der Schule; 2. Friedrich der Große und die deusche Literatur; 3. "Dennoch".)

22. Franz Müller, Eine Schulschrift von 1611. Zugleich Nachtrag zu der Schrift: Ein Stück Demminer Lateinschulgeschichte aus der Schwedenzeit. Demmin 1909, W. Gesellius. 54 S.

23. H. Müller, Die Bedeutung der Gymnasial-Alumnate für die Entwickelung unseres höheren Schulwesens. Progr. Laubach 1909. 24 S.

24. H. Müller, Die Mathematik auf den Gymnasien und Realschulen. Zweiter Teil: Die Oberstufe. Ausgabe A: Für Gymnasien. Dritte Auflage. Leipzig 1909, B. G. Teubner. XIV u. 306 S. gr. 8. geb. 3,40 *M*.

25. B. Niese, Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. Vierte Auflage. München 1910, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. VIII u. 453 S. 8 *M*, geb. 9,80 *M*.

26. W. Reinhardt und H. H. Müller, Arithmetik und Algebra für die oberen Klassen der höheren Mädchenschulen, Real- und Mädchenschulen. Mit 10 Figuren. Frankfurt a. M. 1909, Franz Benjamin Auffarth. VII u. 120 S. geb. 1,60 *M*.

27. W. Reinhardt und H. H. Müller, Aufgaben für den Rechenunterricht im zweiten Schuljahre. Im Anschluß an die Aufgabensammlung für den Rechenunterricht von I. C. Becker und K. Paul. Frankfurt a. M. 1909, Franz Benjamin Auffarth. IV u. 28 S. kart. 0,30 *M*.

28. W. Reinhardt und H. H. Müller, Geometrie für die oberen Klassen der höheren Mädchenschulen, Real- und Mittelschulen. Mit 262 Figuren. Frankfurt a. M. 1909, Franz Benjamin Auffarth. VII u. 136 S. geb. 1,80 *M*.

29. R. Waltz, Seneca de otio! Édition accompagnée de notes critiques et d'un commentaire explicatif. Paris 1909, Hachette et Cie. 39 S. gr. 8.

30. O. Weise, Ästhetik der deutschen Sprache. Dritte Auflage. Leipzig 1909. B. G. Teubner. VIII u. 318 S. geb. 3 *M*.

Digitized by Google

31. O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Siebente Auflage. Leipzig 1909, B. G. Teubner. VIII u. 278 S. geb. 2,80 M.

32. O. Werner, Kraft und Stoff. Bewußtsein und Leben. Drei Aufsätze, gestützt auf fremde und eigene Experimente. Stuttgart 1909, Max Kielmann. 131 S. 2,40 M.

33. A. Wilms, Der Hauptfeldzug des Germanicus im Jahre 15 n. Chr. Die Teutoburger Schlacht, der Kampf auf den „Langen Brücken". Mit 1 Karte und 1 Abbildung. Hamburg 1909, Heroldsche Buchhandlung. 83 S. 1,25 M. S.-A. aus den „Hamburger Nachrichten".

34. Wissenschaft und Bildung. Leipzig 1909/10, Quelle & Meyer. Jedes Bändchen 1 M, geb. 1,25 M.

a) P. Graebner, Pflanzengeographie. 165 S.

b) H. Meinhold, Sabbat und Sonntag. 120 S.

c) F. Rosen, Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt. 155 S.

d) F. Kluge, Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze. Zweite Auflage. 152 S.

e) W. Rein, Grundlagen der Pädagogik und Didaktik. 140 S. und 1 Tafel.

f) E. Diehl, Das alte Rom, sein Werden, Blühen und Vergehen. 126 S.

g) A. Byhan, Die Polarvölker. Mit 16 Tafeln u. 2 Karten. 146 S.

35. O. Wünsche, Die Pflanzen Deutschlands, eine Anleitung zu ihrer Kenntnis. Die höheren Pflanzen. Neunte Auflage von J. Abromeit. Mit einem Bildnis Wünsches. Leipzig 1909, B. G. Teubner. XXIX u. 689 S. kl. 8. geb. 5 M.

36. Xenophontis Expeditio Cyri. Iterum recensuit W. Gemoll. Editio maior. Lipsiae 1909 in aedibus B. G. Teubneri. X u. 329 S. 2,40 M, geb. 3 M.

37. R. Zacher, Aristophanis Pax. Praefatus est O. Bachmann. Leipzig 1909, B. G. Teubner. XXXII u. 127 S. Lex.-8. 5 M.

38. A. Zeehe, Fr. Heiderich, J. Grunzel, Österreichische Vaterlandskunde für die oberste Klasse der Mittelschulen. Dritte, um die Bürgerkunde erweiterte Auflage. Laibach 1909, Ig. v. Kleinmayr & F. Bamberg. VIII u. 248 S. geb. 3 K 40 h.

39. Th. Ziegler, Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen. Dritte Auflage. München 1909, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. X u. 416 S. Lex.-8. (A. Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, Band I, Abteilung 1).

40. W. Zimmermann, Die Photographie. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig 1909, Quelle & Meyer, 164 S. geb. 1,80 M.

41. P. Vogt, Stundenbilder der philosophischen Propädeutik. Zweiter (Schluß-) Band: Logik. XII u. 282 S. gr. 8. 4 M. geb. in Leinw. 4,50 M.

42. Voltaire, Le siècle de Louis XIV. Herausgegeben von O. Kähler. Leipzig 1909, G. Freytag. 142 S. geb. 1,40 M.

43. C. H. Vosen und F. Kaulen, Kurze Anleitung zum Erlernen der Hebräischen Sprache. Neunzehnte Auflage von J. Schumacher. Freiburg i. Br. 1909, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 164 S. 2 M, geb. 2,50 M.

44. Wissenschaftliche Festschrift zur Einweihung des neuen Schulgebäudes in Leer am 27. September 1909. Enthält 3 Abhandlungen von 34 S., 44 S. u. 78 S.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Simmias und Kebes in Platons Phaidon.

Wenngleich sich Platons Erklärer der Würdigung seiner Sprache, seiner Darstellungs- und Charakterisierungskunst, je mit mehr oder weniger Ausführlichkeit und Interesse, nicht entzogen haben, so harrt doch die künstlerische Seite der Schriftstellerei des Philosophen noch immer der zusammenfassenden Behandlung. Und das ist um so mehr zu bedauern, als nicht nur der Zauber der Form, in die der Schöpfer der Zweiweltentheorie seine Gedanken gießt, schon im Altertum manchen vorwiegend zur Beschäftigung mit ihm lockte (vgl. z. B. Gell. N. A. I 9,10) und noch heute für die Schüler einen Hauptreiz der Platonlektüre bildet, sondern Form und Inhalt bei diesem Dichter und Denker so ineinander fließen, daß jene nicht selten mit Nutzen zur Erklärung dieses herangezogen werden kann. Wie mit Rücksicht darauf die Interpretation in der Klasse etwa verfahren muß, hat ja Schmelzer in seiner meiner Erfahrung nach viel zu wenig gewürdigten Ausgabe gezeigt. Es trifft sich glücklich, daß gerade in den auch unsern Schülern zugänglichen Dialogen Platon eine Reihe von Personen so scharf und zugleich unterhaltend charakterisiert, daß auch der junge Ästhet auf seine Rechnung kommt. Aus einer wertvollen Vorarbeit für einen ästhetischen Platonkommentar, dem schönen und liebenswürdigen Essay Taines: Les jeunes gens de Platon, den er als Siebenundzwanzigjähriger (1855) verfaßt hat, schreibe ich dieses aus: „Quoique philosophe, il fut poète, je veux dire créateur de formes vivantes. Il mit ses syllogismes en conversations, il fit de ses théories une peinture de mœurs. Il est le seul parmi les philosophes qui ait su donner la vie à ses dissertations. Les Théotime de Malebranche, les Philalète de Leibnitz, sont des abstractions sous des noms d'hommes. Le dialogue n'est là qu'un ornement d'emprunt,

ouajté après coup, par un effort d'imagination, pour cacher la sécheresse du sujet et ne pas effaroucher le lecteur. Au contraire, si Platon représente des personnages, c'est qu'il les copie; s'il écrit des dialogues, c'est qu'il les écoute. Il trouve le beau en peignant le vrai, et, parce qu'il est historien, il est poète: car la philosophie naquit en Grèce non comme chez nous dans un cabinet et parmi les paperasses, mais en plein air, au soleil, lorsque, fatigués de la palestre et appuyés contre une colonne du gymnase, les jeunes gens conversaient avec Socrate sur le bien et sur le vrai". Und dann läßt der Verfasser eine Reihe von Knaben, Jünglingen und jungen Männern der Dialoge vor uns Revue passieren, die die ganze Anmut und Heiterkeit, aber auch wohl Übermut und selbstgefällige Afterweisheit des Sokratischen Kreises widerspiegeln. Daß auch der Schüler die Personen sehe, wie sie Platon gesehen, das Gespräch höre, wie es Platon gehört hat, sollte man, wenn auch als opus supererogatorium, bei der Lektüre zu erstreben nicht unterlassen. Mit welcher Kunst der Philosoph selbst Personen, die für den Gang der Unterredung und die Entwicklung philosophischer Gedanken nur scheinbar maßgebend sind, zu zeichnen versteht, lehrt unter anderen das Beispiel des Simmias und Kebes, von denen bei Taine nicht die Rede ist; die wesentlichsten Unterschiede in dem Charakter der beiden Personen sind natürlich den Interpreten, unter denen ich nur Steinhart und Schmelzer nenne, nicht entgangen. Daß übrigens liber ille divinus de immortalitate animae, wie ihn Gellius (II 18) nennt, eine empfängliche Schülergeneration und ein geschickter Lehrer vorausgesetzt, unverkürzt in der Klasse gelesen werde, halte ich für keine Ungeheuerlichkeit: die wichtigsten Fragen der platonischen Philosophie kommen in dem Dialog zur Sprache oder können zwanglos daran angeknüpft werden.

Belehrt durch das Leben, wie es ist, hat sich die griechische Tragödie nicht gescheut den Schuldlosen untergehen zu lassen. Das ecce moritur iustus ist auch das — von Platon an das Ende des Dialogs gestellte — Motto des tragischen Ausgangs des Sokrates, den eine mißtrauische und blöde Demokratie autoritätsfeindlicher Tendenzen beschuldigte. Ohnmächtig und fassungslos steht die Schar der Jünger dem Justizmord, der sich vor ihren Augen begibt, gegenüber, stark und heiter nur der, der den Giftbecher an die Lippen setzt τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενος. Das nach menschlichem Ermessen Furchtbare, das ihm bevorsteht, drängt ihn nicht aus dem seelischen Gleichgewichte, stört ihn nicht in der philosophischen Gedankenarbeit und läßt ihn hier wie sonst Pfadfinder und Wegweiser der Unterhaltung bleiben. Als treuer Freund steht ihm der praktische Kriton zur Seite, dem er die Ausführung seines letzten Willens überträgt, der ihm die letzten Handreichungen tut, auch das traurige Geschäft des mitleidigen ὑπηρέτης τῶν ἕνδεκα überwacht und dem Freunde die

Digitized by Google

gebrochenen Augen zudrückt. Zu den Füßen des Meisters sitzt Phaidon, der Berichterstatter, der schöne und stattliche (102 B) Jüngling, in dessen Locken Sokrates' Hand spielt, eine innig empfangende Johannesnatur, lange nach des Lehrers Tode imstande getreu wiederzugeben, was er in jenen denkwürdigen Stunden erlebte. Unter den stummen Personen bekommt das schärfste Relief der leidenschaftliche Apollodoros, der mit seinen Schmerzensausbrüchen alle erschüttert und sich von des Sterbenden ἐν εὐφημίᾳ χρὴ τελευτᾶν an die Majestät der Todesstunde erinnern lassen muß.

In diesem Kreise steht nun auch das thebanische Freundespaar Simmias und Kebes, uns schon aus dem Prozeß des Sokrates als opferwillige Verehrer des Angeklagten bekannt (Krit. 45 B), beide trotz ihrer Jugend (89 A) nicht unberührt von dem Ernst des Tages (84 C D), aber als rechte Sokratesschüler (Mem. I 2, 48; II 11, 17; Phaid. 72 E) selbst jetzt so zu hören und zu lernen begierig, daß sie über der Lust zu philosophieren Ort und Zeit vergessen und geradezu in Lachen ausbrechen können (62 A; 64 A; 101 B — die νεανίσκοι!), kritische Köpfe, deren Bedenken und Einwürfe Sokrates ἡδέως καὶ εὐμενῶς καὶ ἀγαμένως aufnimmt, als die Unzertrennlichen (73 D E) von ihm scherzend mit dem Gründerpaar Thebens in Parallele gestellt (95 A), die einzigen Mitunterredner des philosophierenden Meisters. Daß Platon gerade sie dazu ausersehen, ist ein feiner Zug; bei aller Anhänglichkeit an Sokrates und Anteilnahme an seinem Schicksal standen sie als Nichtathener und — wie man annehmen darf — vor nicht allzu langer Zeit zu ihm in Beziehungen getretene Hörer, noch jung und etwas nüchtern veranlagt, dem tragischen Falle, dessen Zeugen sie wurden, doch nicht mit gleich starker seelischer Erschütterung gegenüber wie die andern Alten oder Landsleute des Verurteilten, denen unter den obwaltenden Umständen die für ein zum Teil rein metaphysische Probleme behandelndes Gespräch nötige Ruhe und Klarheit des Geistes gefehlt hätte. Jedenfalls zu einer aktiven Teilnahme am Gespräch wären diese weniger fähig gewesen. Die beiden Thebaner gehen ganz in der Sache auf; sind sie doch, trotz ihrer Jugend, schon philosophisch gut geschult; ehe sie sich in Athen Sokrates anschlossen, hatten sie in Theben Philolaus gehört (61 D), der sich dort niedergelassen hatte, als infolge politischer Umwälzungen in den unteritalischen Griechenstädten der pythagoreische Bund zersprengt worden war. Ein anerkennenswerter Erkenntnisdrang zeigt sich darin, daß sie dem αὐτὸς ἔφα zum Trotz den berühmten Lehrer mit dem Erfinder der Begriffsphilosophie und Schöpfer einer auf dieser sicher fundierten Ethik vertauschen.

Aber das par amabile amicorum besteht keineswegs aus zwei gleichen Teilen. Ist das schon nach einer Platonstelle (Phaidr. 242 B; vgl. Diog. Laert. II 124 f.) historisch unwahr-

Digitized by Google

scheinlich, so hätte es auch dem Künstler Platon nicht genügt. Halten wir es doch für keinen geringen Vorzug, ja für ein Erfordernis eines literarischen Kunstwerkes, daß auch nebensächliche Personen ausreichend charakterisiert sind und Fleisch und Blut zeigen, — wie etwa, um ganz geläufige Beispiele anzuführen, in Schillers Jungfrau von Orleans die Schwestern der Heldin und im Tell die beiden Hutwächter.

So trägt auch jeder dieser pythagoreischen Freunde sein individuelles Gepräge. Kebes ist der feinere, konsequentere, scharfsinnigere, auch schärfere, von beiden. Als er in Sokrates' an Euenos gerichteter Aufforderung ihm möglichst bald zu folgen und dessen Verwerfung des Selbstmordes einen Widerspruch zu finden glaubt, freut sich Sokrates über seine *πραγματεία*, seinen Eifer, seine den Einfluß der Sokratischen Schulung verratende Subtilität, und erinnert daran, daß er immer den Dingen auf den Grund gehe und sich den Behauptungen des andern nicht so ohne weiteres ergebe (63 A; vgl. 103 C), und ähnlich charakterisiert ihn der Freund als einen, der hartnäckig wie keiner in der Diskussion Mißtrauen zeige (77 A). Hat er in seinem Drang, den Lehrer philosophische Probleme erörtern zu hören, die Bemerkung, die Sokrates über seine poetischen Versuche macht, aufgegriffen und so das Gespräch über die *μελέτη θανάτου* in Gang gebracht (61 CD), so veranlaßt er auch das des zweiten Teils mit den Unsterblichkeitsbeweisen, indem er (69 E) findet, daß der bisherigen ethischen Darlegung des Sokrates noch die logische Grundlage fehle. Wie aufmerksam er der bisherigen Unterweisung durch den neuen Lehrer gefolgt ist und wie schlagfertig er ihre Einzelergebnisse zu verbinden und zu gegenseitiger Stütze zu verwenden weiß, zeigt er, als Sokrates aus dem Naturgesetze des Werdens aus Entgegengesetzten die Präexistenz der Seele bewiesen hat, indem er der Beweisführung sofort durch die Sokratische Lehre von der *ἀνάμνησις* zu Hilfe kommt. Seinem sichern Wissen entspricht die knappe und klare Art, in der er auf Simmias' Wunsch rekapituliert (73 A); wir haben da in drei kurzen Sätzen die Inhaltsangabe des Menon. So gibt er immer, in der Beistimmung vorsichtig (72 E: *εἰ ἀληθές ἐστιν*; 79 B: *ὑπ' ἀνθρώπων γε*), seine Bedenken bestimmt, fast schroff (86 E: *λέγω δή*); sein Einwurf an dieser Stelle, es sei zwar eine längere Dauer der Seele im Vergleiche zum Körper bewiesen, aber nicht ihre ewige Dauer, da sie zwar in viele Körper eingehen, aber vom letzten möglicherweise überdauert werden könne — dieser Einwurf macht nicht nur durch seinen Inhalt, sondern durch den scharfen, absprechenden, beinahe gereizten Ton auf die Zuhörer — Sokrates ausgenommen — einen vom Berichterstatter zu einer ganzen Episode ausgesponnenen peinlichen Eindruck. Wie ein Reif ist der zweifelsüchtige Angriff auf die Betrachtungen des Schicksals der Seele nach dem Tode gefallen,

Digitized by Google

mit denen der Meister den Hörerkreis in seinen Bann gezogen hatte (88 C ff.; vgl. 84 B C). Und nachdem Sokrates mit Scherzen und weiser Warnung von der *μισολογία* zur Wiederaufnahme der Untersuchung ermuntert hat und mit freundlicher Gelassenheit des gelehrigen und wißbegierigen Schülers Meinung zu prüfen unternimmt, da wird diese für die philosophische These insofern wieder von Bedeutung, als Sokrates jetzt, um den Angriff indirekt abzuschlagen, seinen Trumpf ausspielt und auf Grund der Ideenlehre die Unsterblichkeit der Seele in unbedingtem Sinne beweist. Es ist zu beachten, daß die zum Teil schwierige Untersuchung über die logischen Grundsätze des Widerspruchs und des mittelbaren Widerspruchs fast ausschließlich zwischen Sokrates und Kebes statthat. Dieser erklärt sich endlich für überzeugt (107 A — die Worte *οὐδέ πῃ ἀπιστεῖν τοῖς λόγοις* spricht er offenbar, als Anspielung auf 77 A, lächelnd), kann es aber doch nicht unterlassen, mit hier fast verletzendem Interesse an der Sache, die Anwesenden zur Äußerung etwaiger Zweifel aufzuzufordern, da man keine Gelegenheit über solche Dinge zu reden und zu hören mehr haben werde. Das ist die rauhe Gradheit dieses Verstandesmenschen, die ihm auch (62 A) die böotische Beteuerungsformel entschlüpfen läßt.

Eine weniger kühle und verstandesmäßige, weniger folgerichtige und weichere Natur ist Simmias. Nicht als ob er kritiklos auf des Meisters Worte schwüre; auch er will die Diskussion erst nach vollständiger Prüfung geschlossen wissen (85 C), bringt seine Bedenken freimütig vor (85 D: *οὐδ' ἐμαυτὸν αἰτιάσομαι ἐν ὑστέρῳ χρόνῳ, ὅτι νῦν οὐκ εἶπον ἅ μοι δοκεῖ*), erhält auch (86 D) von Sokrates das Lob, daß er keinen verächtlichen Angriff auf dessen Argumentation mache, — aber er erhebt seinen Einwand von der Seele als der Harmonie des Körpers (85 C ff.) doch recht zögernd und umständlich, mit breiter, entschuldigender Einleitung, vielen potentialen Optativen, in langen Satzungetümen, um mit dem vorsichtigen *ὅρα οὖν πρὸς τοῦτον τὸν λόγον τί φήσομαν* zu schließen (86 D). Allerdings wünscht er die Beweise für Sokrates' Lehre von der *ἀνάμνησις* (73 A), — aber sie sollten ihm, wie sie es dem Freunde sind, eigentlich gegenwärtig sein; sagt doch Kebes von diesem *λόγος* des Lehrers ausdrücklich: *ὃν σὺ εἴωθας θαμὰ λέγειν* (72 E)! Ja einmal macht er geradezu einen dialektischen faux pas, den er nach Sokrates' schneller Korrektur mit liebenswürdiger Naivetät eingesteht (76 D: *ἔλαθον ἐμαυτὸν οὐδὲν εἰπών*), und mit gleicher Naivetät erwartet er, wißbegierig wie er nun einmal ist, auf eine leicht hingeworfene Bemerkung des Sokrates von diesem die Wahrheit über die Gestalt unseres Weltkörpers (108 D), die der Meister aber als menschliches Vermögen übersteigend zu geben ablehnt; und als dieser dann sein beschränkteres Vorhaben präzisiert hat, sagt der Thebaner mit köstlicher Selbstbescheidung

Digitized by Google

(108 E): ἀλλὰ καὶ ταῦτα ἀρκεῖ. Seine Einfalt läßt sich ja gern gewinnen — weiß er doch, daß es unmöglich oder doch überaus schwierig ist, in diesem Erdenleben zu einem klaren Wissen zu gelangen, ja daß es uns oft nur göttliche Offenbarung vermitteln kann (85 C D) —, er verwehrt sich lebhaft gegen Zweifel, wenn er sie nicht hegt (73 B), gibt seine Beistimmung enthusiastisch (74 B) und ist schon nach dem ersten der drei Gründe, mit denen Sokrates die Vergleichung der Seele mit einer Harmonie zurückweist, davon überzeugt, daß er vorher nur einer bestechenden Wahrscheinlichkeit zum Opfer gefallen und erst jetzt durch eine Beweisführung eines Bessern belehrt sei (92 C ff.) — auch hier mit stark rhetorischer Färbung (s. die oben erwähnte Phaidrosstelle). Daß Simmias eine mehr empfindende Natur ist, zeigt sich einmal da, wo nach Sokrates' wirkungsvollen Ausführungen über das Leben der Seele nach dem Tode ein langes Stillschweigen eintritt, Sokrates und die meisten andern das Gesagte und Gehörte noch innerlich weiterspinnen, während die beiden Freunde sich flüsternd ihre Bedenken mitteilen und einer den andern zum Fragen drängt; erst nach Sokrates' ausdrücklicher Aufforderung kommt er mit rührendem Zartgefühl und schonendem Hinweis auf das bevorstehende Unglück (84 D: μή σοι ἀηδὲς ᾖ διὰ τὴν παροῦσαν συμφοράν) mit der Sprache heraus, — wobei es wieder eine wohlüberlegte Kunst des Schriftstellers verrät, daß er nicht den aus gröberem Holze geschnitzten Kebes das Wort nehmen läßt. Auffallen könnte zunächst die andere Stelle, als Simmias, trotzdem sich der zweifelsüchtige Freund den Gründen des Sokrates für die Fortexistenz der Seele nach dem Tode bedingungslos ergibt, noch Zweifel zu hegen erklärt (107 A). Aber er offenbart nur seine Natur, wenn er sagt: οὐδ' αὐτὸς ἔχω ἔτι ὅπῃ ἀπιστῶ ἔκ γε τῶν λεγομένων, d. h. dialektisch kann auch er gegen die Beweisführung nicht ankommen, indessen fortfährt: ὑπὸ τοῦ μεγέθους περὶ ὧν οἱ λόγοι εἰσὶ καὶ τὴν ἀνθρωπίνην ἀσθένειαν ἀτιμάζων ἀναγκάζομαι ἀπιστίαν ἔτι ἔχειν παρ' ἐμαυτῷ περὶ τῶν εἰρημένων, d. h. er steht dem großen eben behandelten Problem mehr empfindend gegenüber, — wie wir es ja schließlich alle in letzter Linie nicht mit der Schärfe der Urteilskraft, sondern nach den Bedürfnissen des Herzens lösen.

Ich kann mir nicht versagen die Charakteristik beider Männer mit den treffenden Worten Steinharts zu schließen: „Durch den Umgang mit Sokrates sind beide durch ein gleiches Streben verbundene und doch innerlich verschiedene Geister zu jener Harmonie ihrer geistigen Kräfte gelangt, ohne welche der eine leicht zum Skeptizismus, der andere zu einer oberflächlichen, sich mit Worten begnügenden Halbheit hätte gelangen können. So erscheint hier die vollendete Philosophie als die Kraft, einseitige Geistesrichtungen mit den ihnen entgegenstehenden zu schöner Harmonie zu verknüpfen, ohne dadurch die Eigentümlichkeit der einzelnen zu

Digitized by Google

vernichten". „Ein Philosoph, dem es gelang, in seinen Zuhörern einen so kräftigen und männlichen Wahrheitssinn zu wecken, wie ihn die beiden wackern Thebaner wiederholt aussprechen, hat in der Tat das Höchste erreicht, was ein Weisheitslehrer erreichen kann; sein irdisches Tagewerk ist abgeschlossen, und ruhig kann er in die Welt des reinen Geistes hinübergehen, zu deren Ahnung er so viele erhoben hat".

Bei der Lektüre eines Dialogs in der Klasse so die einzelnen Züge der auftretenden Personen zu sammeln und schließlich zu Charakteristiken zusammenzufassen, ist eine in mehr als einer Hinsicht lohnende und die Schüler gewiß interessierende Aufgabe.

Berlin E. Grünwald.

Ein Dichter als Dolmetscher einer Ballade.

Wer unsere neuere pädagogische Literatur zur Erläuterung von Gedichten verfolgt hat, kann sich nicht verhehlen, daß die Fähigkeit, ein Gedicht als Erlebnis aufzufassen und nachlebend darzubieten, so daß es auch den Schülern zum Erlebnis wird, im Vergleich zu der früher vielbeliebten, schematischen Art bedeutend gewonnen hat. Der Impressionismus, der nicht bloß in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft seinen Einfluß geltend macht, zeigt sich auch in der Pädagogik, in dem von allen grauen Theorien und Formalstufen freien, ganz persönlichen Nacherleben eines Kunstwerkes, wie es doch auch die kürzeste Ballade ist. Ich nenne nur die ganz meisterhaften Erläuterungen von Peper und Weber („Der Kunstschatz des Lesebuchs". Leipzig, Teubner). In beiden steckt ein Dichter, und so wissen sie mit tiefer Sympathie sich in jedes einzelne Gedicht hineinzuleben, den Stoff zu beseelen und nachdichtend die Dichtung vor uns entstehen zu lassen.

In unserer Literatur ist es seit dem „Wilhelm Meister" sowohl in den Romanen der Romantiker und Jungdeutschen, wie auch in denen der Lebenden (wie z. B. Heyse und Wilbrandt) sehr beliebt, längere Erörterungen über Kunst und Künstler und Kunstwerke einzuflechten. Auch über einzelne Gedichte.. Im 3. Buch von „Wilhelm Meister" lesen wir von Mignon und ihrem Liede der Sehnsucht: „Sie fing jeden Vers feierlich und prächtig an, als ob sie auf etwas Sonderbares aufmerksam machen, als ob sie etwas Wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Gesang dumpfer und düsterer; das: Kennst du es wohl? drückte sie geheimnisvoll und bedächtig aus; in dem: Dahin! dahin! lag eine unwiderstehliche Sehnsucht, und ihr: Lass uns ziehen! wußte sie bei jeder Wiederholung dergestalt zu motivieren, daß es bald bittend und dringend, bald treibend und vielversprechend war".

Digitized by Google

Hieran wurde ich errinnert, als ich jüngst den neuen Roman des schnell, und mit Recht, berühmt gewordenen Österreichers Hans Rudolf Bartsch, „Elisabeth Kött“ las. Dieser junge Dichter verfügt über Gedankenfülle und eine geradezu prickelnd lebendige, ja hinreißende Darstellungsweise. („Die Zwölf aus der Steiermark“. „Die Haindlkinder“. „Aus dem sinkenden Rokoko“). In dem neuesten Roman verdolmetscht er uns die grausige schottische Ballade „Edward“, die wohl kein Lehrer seinen Obersekundanern vorenthalten wird; denn sie ist ein Typus. Es dürfte daher von pädagogischem Interesse sein, was Hans Rudolf Bartsch aus dieser Ballade macht.

Die junge, neuentdeckte Schauspielerin, Elisabeth Kött, soll eine Probe ihres Könnens geben, indem sie dies Volkslied nacherlebend wiedergibt. „Und sie begann, eilig, flüsternd, mit dem Durchzittern gepeinigter Neugier, als käme sie hinter einem Hausflur hervor, wo sie schon lange gelauert:

„Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot?“

Und sie zischelte, sie stieß wie ein geängstigter Mensch, der bei Nacht den Schlafkameraden anflüstert, ob er was Schauerliches höre, den Refrain hervor:

„Edward, Edward!“

Dann faßte sie sich und sagte scheinheilig und teilnahmsvoll:

„Dein Schwert, wie ists von Blut so rot,
Und gehst so traurig her? — O!“

Nun kam eine müde, abweisende, tief ekelvolle Stimme:

„O ich hab' geschlagen meinen Falken tot,
Mutter, Mutter!
O ich hab geschlagen meinen Falken tot,
Und keinen hab ich wie er — O!“

Dieses letzte O! war voll Abscheu, voll Unwille; ein Abreißen und Wegschleudern.

Da begann die erste Stimme wieder dringlicher, innerlich jauchzend, schmeichelnd und voll verruchten Hoffnungsjubels:

Dein's Geiers Blut ist nicht so rot“,
(Voll Prickeln) „Edward, Edward!“
„Dein's Geiers Blut ist nicht so rot“.

Und die ganze Leidenschaft offenkundig ausbrechender, gestillter Rachsucht brach schamlos sieghaft hervor:

„Mein Sohn, bekenn' mir frei — O!“

Dieses O! war eine Spannung, eine Erwartung, ein Offenstehen ohnegleichen.

Aber trotzig, kopfschüttelnd, verneinend und wie lauernd und ausforschend ging die tiefe traurige Stimme zurück:

„O ich hab geschlagen mein Rotroß tot,
Mutter, (unwillig) Mutter!
O ich hab geschlagen mein Rotroß tot“.

Digitized by Google

Und nun kam es langsam, in halber Bedeutung, in unsicherem Weh und Vorwurf:

„Und's war so stolz und treu — — O!"

Und dieses O klang wie mit den herabfallenden Armen eines Resignierten: „Ich bin am Ende".

Wieder kam eine Frauenstimme, aber diesmal eilig, unwillig, drängend, wie um der Komödie ein kurzes Ende zu machen:

Dein Roß war alt und hast's nicht not!
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und hast's nicht not",

und frech hervor klangen die Worte:

„Dich drückt ein anderer Schmerz. O!"

Dieses O klang wie ein herausforderndes He!?

Unbeschreiblich aber war nun das Herausbrüllen, das gleichsam mit den Füßen um sich stieß, vor lauter Verzweiflung:

„O ich hab geschlagen meinen Vater tot,
Mutter, Mutter!
O, ich hab geschlagen meinen Vater tot,
Und weh, weh ist mein Herz — O!"

Und dieses O währte fünf, sechs Sekunden. Es klaffte aus prallvoller Lunge in furchtbar dröhnendem Aufschrei heraus, zerpreßte sich dann, wand sich und winselte und schloß wie das leise Wimmern eines fiebernden Kindes.

Was soll man weiter erzählen von der eiligen Bußfertigkeit, von dem ängstlichen Fragen des Weibes, dem anwachsenden Abwehren des Sohnes, dessen Stimme sich zu entfernen schien bis zu der verlogenen Heuchelfrage, die mit dem ganzen singenden Jammern der Verstellung gesprochen wurde:

„Und was willst du lassen deiner Mutter teuer?
(weinerlich) Edward, Edward!"

Dieses Nachdrängen aber prallte in dem einen — O! zurück, als wäre ihr der Sohn, plötzlich umkehrend, vors Gesicht gesprungen wie der Schwertengel des Weltgerichts.

Und ein kurzes Zucken des Atems, ein Momentlein zwischen Blitz und Donner, dann schmetterte eine metallne Posaunenstimme, wie niemand sie je an dem jungen Weibe gehört hatte, mit furchtbarer Gewalt los:

„Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feuer
Mutter, Mutter!"

Die beiden Worte waren wie auf Erz gehämmert.

„Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feuer,
Denn Ihr, Ihr rietets mir! — O!"

Und dieser letzte gellende Schrei, den sie ein wenig ins „Ah" hallen ließ, war der mächtigste. Er klang wie jubelnde Wut, wie verzweifelte Erleichterung und drohender Hohn. Er war eine triumphierende Abrechnung und klang, als sei ein Stein vom

Digitized by Google

gequälten Herzen gerollt. Voll zorniger, wildschmerzlicher Erlöstheit: „So! Nun ist es heraus!"

„Es war zu Ende. Die Kött ließ die Arme sinken, stand wie eine demütige Siegerin und atmete tief".

Ebenso fesselnd sind in folgenden Kapiteln die Gedanken über Shakespeares „Macbeth".

Neuwied a. Rh. Alfred Biese.

Die Silbenlänge im Griechischen und Lateinischen.

Bei den alten Griechen und Römern galt eine gewöhnliche lange Silbe der Zeit nach das Doppelte einer gewöhnlichen kurzen. Wenn also das Sprechen einer kurzen Silbe eine einfache Zeit oder Grundzeit erforderte, so muß man für eine lange Silbe zwei solcher Zeiten gebraucht haben.

Theoretisch ist uns dieser Unterschied sehr geläufig; praktisch jedoch scheint er für uns gar nicht vorhanden. Es gibt nichts, wobei wir ungenauer und nachlässiger sind, nichts, wobei mehr Fehler gemacht werden, als wenn wir die eben genannte Regel vom doppelten Zeitunterschiede der langen Silben im Verhältnis zu den kurzen anwenden sollen.

Uns ist es schon genug, wenn wir beim Sprechen griechischer und lateinischer Wörter die Verschiedenheit der Silbenlänge durch verschiedenen Klang zum Ausdruck bringen. So wird in *ἔτηκον* der Vokal der zweiten Silbe geschlossen, in *ἔτεκον* offen gesprochen; „pōpulus die Pappel" sprechen wir mit geschlossenem o, „pŏpulus das Volk" mit offenem. Das ist aber auch alles. Der Zeit nach machen wir keinen Unterschied. Die Dauer der zweiten Silbe in *ἔτηκον* ist meist genau dieselbe wie in *ἔτεκον*, die Dauer der ersten in „pōpulus" dieselbe wie in „pŏpulus". Wir verweilen nich ohne weiteres zwei Grundzeiten bei den langen Silben, sondern sprechen die langen ebenso wie die kurzen Silben in nur je einer Zeit. Der Grund dafür ist offenbar der, daß wir im Deutschen keine von Natur langen Silben haben, daß wir die Gewohnheit, unsere deutschen Silben im allgemeinen kurz zu sprechen, auf das Griechische und Lateinische übertragen. Daher unsere beständige Verkürzung der langen Vokale in diesen Sprachen.

Es gibt ein einfaches Mittel, um der Silbenlänge im Griechischen und Lateinischen gerecht zu werden. Es ist ähnlich dem, dessen sich der römische Dichter L. Accius bediente, da er die Länge von Vokalen durch ihre Verdoppelung bezeichnete. Da wir gewohnt sind, die langen Silben einzeitig wie die kurzen zu sprechen, so werden wir das Richtige treffen, wenn wir jede der Silben, die wir wirklich lang, nämlich zweizeitig, sprechen wollen, künstlich in zwei einzeitige verwandeln. Man zerlege also das *η* von

Digitized by Google

ἔτηχον in zwei *ε* : *ἔτε-εχον*, das ō von pōpulus in zwei ŏ:po-opulus. So gesprochen wird jedes der beiden Wörter im ganzen vier Grundzeiten dauern; zwei Zeiten wird man für jede der auseinandergezogenen Silben gebrauchen. Es empfiehlt sich, letztere zunächst noch unverbunden zu lassen, um sich die Zeit, die sie beim Sprechen erfordern, im Gedächtnis einzuprägen. Erst allmählich möge man dazu übergehen, sie mit einander zu verschmelzen, sie ineinander klingen zu lassen, also *ἔτε-εχον*, po-opulus. Jedoch hüte man sich, daß dabei die Zeit verkürzt werde. Die Länge der Silbe wird auf diese Weise in ihrer zweizeitigen Dauer deutlich hervortreten, so daß auch für das weniger geübte Ohr der Unterschied zwischen einer langen und einer kurzen Silbe ohne weiteres zu erkennen ist.

Wörter, in denen so die ursprüngliche Silbenlänge wiederhergestellt ist, klingen ganz anders, als wie wir sie zu sprechen pflegen, namentlich solche, in denen mehrere Längen vertreten sind. Es ist nicht nur der Zeitunterschied, der dabei ins Gewicht fällt, sondern dieser wirkt wiederum auf den Wortakzent ein, der durch die Silbenlänge stark verändert wird[1]). Man vergleiche nur zum Beispiel *ἀθανάτοισιν*, nach unserer Art entsprechend den fünf Silben in fünf Zeiten gesprochen, mit einem sieben Zeiten dauernden *ἀ-αθανάτο-ισιν* oder ein viersilbiges, in vier Zeiten gesprochenes Wort wie caelicolis mit demselben, jedoch sechszeitigen ca-elicoli-is.

Der Klang der Wörter, bei denen die zweizeitige Silbenlänge zum Ausdruck kommt, ist uns freilich ungewohnt und fremdartig. Um so mehr müssen wir uns mit dieser genaueren Art zu sprechen zu befreunden suchen. Sicher ist sie richtiger als unsere fortwährende Silbenverkürzung.

Von allergrößter Wichtigkeit ist die zweizeitige Dauer der langen Silben für die Verse der alten Griechen und Römer. Sie ist die Grundlage für den alten Versrhythmus. Durch sie ist die Möglichkeit gegeben, die Taktteile und dadurch auch die ganzen Takte auseinanderzuhalten. Liest man zum Beispiel *ἐποιχομένην* = *ἐπο-ιχομένε-εν*, oder aetherio = a-etherio-o, so hebt sich deutlich die Arsis von der Thesis ab. Dabei ist es ganz gleichgültig, welche Silbe des Versfußes den Akzent trägt. Die Länge zeichnet sich unter allen Umständen vor der Kürze aus, auch wenn diese stärker, jene schwächer betont ist.

Dagegen ist leicht ersichtlich, welche unheilvollen Folgen es haben muß, wenn man lange Silben im Verse verkürzt, sie nicht zweizeitig, sondern einzeitig wie die kurzen spricht. So werden zum Beispiel aus den drei sich durch die Zeit ihrer Dauer von einander abhebenden Silben des Daktylus, der langen und den

[1]) S. darüber meine Schrift „Alter und neuer Versrhythmus". Leipzig-Gohlis 1909, Bruno Volger. S. 26 ff.

Digitized by Google

beiden kurzen Silben, drei kurze, die sich der Zeit nach nicht von einander unterscheiden. Da ist es denn notwendig, damit sich die erste Silbe von den beiden andern abhebe, jene mit einem stärkeren Tone, mit einem Iktus, zu versehen. Aus der alten Form – ◡ ◡ wird also die neue ◡́ ◡ ◡. Man sieht, daß der Rhythmus ein ganz anderer geworden ist.

Der Versiktus hat nun aber wieder zur Folge, daß der Wortakzent wegfallen muß. Dieser muß unterdrückt werden, damit jener hervortrete und selbst bemerkbar werde. Was bleibt also vom Ursprünglichen noch viel übrig? Kein Wunder, wenn die Angaben und Regeln der alten Metriker, nachdem die Verse der Alten so von uns mißhandelt und in eine ganz andere Form gepreßt worden sind, oft so wenig stimmen wollen.

Wie Blinde über die Farbe, so urteilen wir über die Art der griechischen und lateinischen Verse, wenn wir nicht in ihnen die Silbenlänge genau wiedergeben. Geschieht das aber, dann stellen sich diese in einem für uns ganz neuen Lichte dar.

Zunächst brauchen wir in ihnen keine Versikten mehr, da jetzt die Taktteile wegen des Zeitunterschiedes langer und kurzer Silben von einander unterschieden werden können. Wir haben also nicht mehr nötig, selbst solche Silben im Verse stärker zu betonen, die wegen des Sinnes eine stärkere Betonung gar nicht vertragen. Das bedeutet aber einen großen Vorzug in Hinblick auf das bessere und leichtere Verständnis des Vorgetragenen.

Ferner ist es uns jetzt möglich, in griechischen und lateinischen Versen jedesmal die Wortakzente hören zu lassen. Auch das ist von außerordentlicher Bedeutung. Entschieden muß eine Poesie gewinnen, in der die Wörter, statt durch fremde Betonung verunstaltet zu werden, ihren natürlichen Klang bewahren. Wie wir unsere deutschen Verse mit natürlicher Wortbetonung sprechen, so werden sicherlich auch die Griechen und die Römer die ihrigen mit natürlicher Wortbetonung, aber freilich unter genauer Beobachtung der Silbenquantität gesprochen haben. Bei uns stellt sich, gleichsam von selbst, der Rhythmus durch den Wechsel von stark- und schwachbetonten Silben ein. Bei den Alten mußte er sich durch den Wechsel von langen und kurzen Silben einstellen. Ein anderer Klang der Wörter in der gebundenen und in der schlichten Rede braucht bei ihnen nicht angenommen zu werden.

Wenn wir also in den Versen der Griechen und Römer den Wechsel von langen und kurzen Silben durch strenge Beobachtung des Zeitunterschiedes jedesmal zum Ausdruck bringen, geben wir jenen damit gleichzeitig den ursprünglichen, von uns stark veränderten Rhythmus wieder. Der Daktylus ist beispielsweise bei uns infolge Verkürzung seiner ersten Silbe ein dreizeitiger Fuß geworden, dessen Rhythmus dem eines $^3/_8$-Taktes von der Form ♪ ♪ ♪ ähnlich ist. Wird jedoch die erste Silbe wirklich lang, näm-

Digitized by Google

lich zweizeitig, gesprochen, so erhält man den Rhythmus wieder, den er haben soll und bei den Alten sicher gehabt hat, den eines vierzeitigen Fußes, dem musikalisch ein $^2/_4$-Takt von der Form ♩♪♪ entspricht. Ebenso wird der Anapäst wieder vierzeitig, während er sich bei uns in einen dreizeitigen Takt verwandelt hat. Umgekehrt steht es mit dem Jambus und dem Trochäus, die bei uns zweizeilig geworden sind. Jetzt erhalten sie ihren dreizeitigen Rhythmus zurück.

Mit der Wiederherstellung des alten Rhythmus muß auch der ursprüngliche Charakter der Versfüße der Griechen und Römer zum Vorschein kommen. Im Daktylus und im Anapäst drückte sich ehemals, wie wir aus den Angaben alter Metriker wissen, feierliche Würde aus. Diese ist denn auch zum Beispiel den im daktylischen Versmaß verfaßten Heldenepen durchaus angemessen. Bei uns sind die Daktylen und Anapäste durch ihren dreizeitigen Rhythmus leicht beschwingte, schnell dahineilende Takte geworden. Der Jambus wiederum und der Trochäus galten bei den Alten als Versfüße von lebhaftem Tanzrhythmus. Bei uns schreiten sie in gerader, ruhigerer Gangart einher.

Es wäre sehr zu wünschen, wenn wir endlich anfingen, auf die Silbenquantität im Griechischen und Lateinischen streng acht zu geben und die langen Silben in diesen Sprachen wirklich lang, das heißt zweizeitig, zu sprechen. Es mag unbequem für uns sein, gegen unsere Gewohnheit der Silbenverkürzung anzukämpfen. Aber man möge die damit verbundene Mühe nicht scheuen; sie wird reich belohnt werden.

Ratibor. M. v. Kobilinski.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1.) **W. Schütz-Westerfeld, Meine Schulbuben beim Selbstschaffen. Eine Aufsatzernte, die neue Wege weist. Leipzig und Frankfort a. M. 1909, Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer). XVI u. 124 S. 8. 2,20 M.**

Was der Verfasser will, sagt ein poetisches Geleitswort, das uns anweist, dafür zu sorgen, daß alles in der Schule auf Frohsinn gestellt sei, daß die Kinder ihre Kräfte erstarkend im Selbsttun gebrauchen lernen. Nicht Worte, nein Erziehungs**tat** sei Erziehungs**saat**, die das Kind zur **Persönlichkeit** wandelt. Mit leuchtendem Auge soll der Erzieher an den Herzen der Jugend seines Amtes walten. Von diesen Gesichtspunkten aus wird über den herkömmlichen Aufsatzunterricht ein strenges, für ihn nicht günstiges Gericht gehalten. Er ist nach der Meinung des Verfassers unnatürlich. Die Wahl der Themen entspricht nicht dem Blickfelde und Erfahrungskreise der Kinder, da nur die Anschauungen und Kenntnisse des Lehrers maßgebend sind. Der Schüler, der nachspricht und nachschreibt, bleibt dabei hilflos, statt aus dem eigenen zu schöpfen und so etwas Nennenswertes vor sich zu bringen. Sch.-W. gedenkt dabei des Verdienstes von Scharrelmann-Bremen, dessen Buch: Aus Heimat und Kindheit er seinen Schülern in der Klasse vorgelesen hat. Weitere Anregung gaben Baierlein, Korolenko u. a. Bemerkt sei, daß es sich nur um den Aufsatzunterricht in den **ersten** Schuljahren handelt. In diesem sei auch bezüglich der an die Art und Korrektheit der schriftlichen Darstellung gestellten Forderungen viel gesündigt worden. Nur nicht so pedantisch exakt! Nur keine Erziehung zur Schablone! Das Kind erzählt nun einmal sprunghaft und unvermittelt; es weiß nichts von Schema und Rubrik. Nur gelegentlich mögen ihm kleine Winke gegeben werden; denn natürlich soll es nicht dauernd ohne Ordnung seiner Ge-

Digitized by Google

danken bleiben. Das darf aber nicht zum Rezept und zur Dressur führen, wie sie die Schularistokraten empfehlen mit ihrem Drill nach Großvaters Manier, die die Persönlichkeit sich nicht frei entfalten läßt. Die vorgelegten Schülerarbeiten sind, abgesehen von Rechtschreib- und Satzzeichenfehlern durch die Hand des Verfassers unberührt; ja nicht einmal die Themen hat er gestellt. Als Referenten ist mir von dem Verfasser, der mit den Produkten der freien Erfindung seiner Schüler glaubt zufrieden sein zu können, auferlegt, mit meinem Urteile noch zurückzuhalten, da es mir nicht möglich gewesen ist, alle Arbeiten ohne Ausnahme genau durchzusehen. Im allgemeinen habe ich den Eindruck, daß man in der Tat von zwölfjährigen Schülern viel mehr nicht wird verlangen können. Allerdings ist nur der dritte Teil, das Beste, ausgewählt worden; wie also die fehlenden zwei Drittel beschaffen sind, entzieht sich unserm Urteil. Somit läßt sich, und das fällt schwer ins Gewicht, über die angewandte Methode von vornherein nichts Endgültiges sagen, es sei denn, daß wir uns damit begnügen, bei einem Drittel der Schüler es, in welchem Lehrfache auch immer, zu befriedigenden Ergebnissen zu bringen. Der Verfasser deutet freilich an, daß auch die übrigen Arbeiten das Licht des Tages nicht zu scheuen brauchten.

Wer zumal selber Kinder hat, wird sich den Ausführungen des Verfassers nicht ganz verschließen können. Es gibt Fälle, wo wir fähig sein müssen, den schulmeisterlichen Ton aufzugeben und die Stelzen hübsch bei Seite zu legen. Unmöglich aber können wir auf fortschreitende, gleich anfangs einsetzende Methode im Aufsatzunterricht verzichten, eine Auffassung, die auch mich bei der Ausarbeitung meiner Übungsstücke zur deutschen Rechtschreibung (3. Aufl. Berlin 1903, Weidmannsche Buchhandlung) geleitet hat. Dabei ist das Schütz-Westerfeldsche Buch auch noch in anderer Hinsicht — wie der Verfasser selber zugibt — nur mit Vorsicht zu benutzen. Es wäre vom Übel, wenn man den in ihm vorgelegten Aufsätzen „seiner" Schulbuben einen irgendwie mustergültigen Charakter beimessen wollte. Denn alles wiederholt sich zwar im Leben, auch in dem der jungen Generationen; aber auch diese beobachten und erfahren im einzelnen Verschiedenes oder das Gleiche auf verschiedene Weise. Auch das persönliche Verfahren des Frankfurter Kollegen möchte ich nicht ohne weiteres zur Nachahmung empfehlen. Es gehört viel Takt und eine gefestigte Lehrerpersönlichkeit dazu, geflissentlich auch in die eigenen Unarten früherer Tage die Zöglinge Einblick nehmen zu lassen, ohne dafs man seinem Ansehen vor der Klasse schadet. Man kann in der Fernhaltung „moralischer Nebengedanken" des Guten auch zu viel tun und die „selbstschöpferischen und ästhetischen Anregungen" zu stark betonen. Zudem gibt die Art, in der diese stattfanden, einigen Anlaß zu Bedenken, wenn mit 12jährigen Jungen folgende Verhandlungen für angebracht erachtet wurden.

Digitized by Google

„Neue Gedanken erfordern naturgemäß neue Mittel der Darstellung: sucht also nach recht viel neuen Gedanken! Das sind immer solche, von denen ihr annehmt, daß sie ein anderer Schüler nicht schreiben würde oder nicht schreiben könnte. Schreibt mir auch recht viel scheinbar Nebensächliches! Das gibt eurer Erzählung vielleicht ungewöhnliche Reize und Vorzüge. Gute Schriftsteller sind groß in der Heranziehung und Ausmalung solcher Details. Geht aber allen Plattheiten und Alltäglichkeiten aus dem Wege!" Weiter heißt es: „Beim Lesen wertvoller Jugendschriften wurde immer hingewiesen auf die Feinheiten der Form und auf die künstlerischen Besonderheiten der Komposition. Nicht jeder Schüler mag mich bei diesen Belehrungen ganz verstanden haben" — s. hierzu des Referenten Ausführung in der Beilage zum Jahresbericht des Lessinggymnasiums zu Berlin (1895): Zur Behandlung deutscher Gedichte in unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten S. 30 —, „aber manch einer hat doch Lehre angenommen, das darf ich sagen. Meines Erachtens genügt es schon, wenn das Kind ahnend fühlt (was nun freilich nach des Referenten Meinung etwas anderes ist) und begreift, auf welche Mittel der dichterischen Darstellung es ankommt, um diese oder jene ästhetische Wirkung zu erzielen".

Man braucht sich nicht gerade, sei es mit Ellen Key, sei es ohne sie, zu der heute vielfach üblichen Bewunderung des Kindes hingerissen zu fühlen und kann doch im Anschluß etwa an Schriften wie die von H. Wolgast: Vom Kinderbuch (1906 bei Teubner in Leipzig) mit Interesse von dem Kenntnis nehmen, was in einem bestimmten Teile des deutschen Unterrichtes ein Amtsgenosse bei seinen Schülern mit eigenartiger Methode erzielt zu haben glaubt. Die im Anhange stehenden kleinen Erzählungen, die er selbst diesen dargeboten hat, sind bei der Durchsicht des Buches besonders zu berücksichtigen. Im übrigen gibt es in ihm: „Die Buben unter sich", Erlebnisse und Beobachtungen, Märchen und Geschichten, Merkwürdige Erzähler, Festtagsgeschichten und Gespräche.

2) Heinrich Spiero, Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Aus Natur und Geisteswelt 254. Bändchen. Leipzig 1909, B. G. Teubner. II u. 158 S. 8. geb. 1,25 ℳ

Das nicht Schulzwecken dienende, sondern sich an einen größeren Leserkreis wendende Buch, das die der deutschen Literaturgeschichte gewidmeten Bände der Sammlung in willkommener Weise ergänzt — namentlich sind Walzels und Istels beachtenswerte Arbeiten über die deutsche Romantik und ihre musikalische Seite in den sie behandelnden Abschnitten mit heranzuziehen —, darf gleichwohl auch an dieser Stelle zur Anzeige gelangen. Denn nicht nur der Lehrer des Deutschen, sondern auch der reifere Schüler wird dem kleinen Werke vielfache Anregung ent-

Digitized by Google

nehmen. Auch ihm gilt „die Botschaft großer Feierzeit", die der Poet allen denen sendet, deren Ohr sich ihr nicht in Stumpfheit verschließt. Sie in unser Inneres eingehen zu lassen, ist das Büchlein wohl geeignet, das es überall vermeidet, zu einem bloßen Nomenklator herabzusinken; vielmehr sollen die großen und maßgebenden Persönlichkeiten breit heraustreten und von den kleineren die wichtigsten wenigstens eine so helle Beleuchtung erfahren, daß das Bild einer lückenlosen Entwickelung gewonnen wird. Das ist dem Verfasser nach meiner Meinung ausgezeichnet gelungen, und ein von seiner Schwester sorgfältig hergestelltes Register ermöglicht es dem, der das Buch zunächst im Zusammenhange gelesen hat, für seine etwaigen besonderen Zwecke sich jederzeit im einzelnen Rats zu erholen. Mit den zur Verfügung stehenden und in ihrer Brauchbarkeit erprobten grofsen Literaturgeschichten kann und will es keinen Wettkampf wagen, und Anthologien, wie wir sie vielfach in größerer oder geringerer Güte besitzen, soll es ebenfalls nicht ersetzen. Immerhin sind die zur Charakteristik der einzelnen Erscheinungen ausgewählten Proben der vor allem auf Lesbarkeit abzielenden Darstellung so eingefügt, daß die Betrachtungen des Verfassers durch sie die nötigen Stützen empfangen.

Die Einleitung bespricht das lyrische Kunstwerk im allgemeinen. Dann läßt uns „Die Rückkehr zur Natur und der Klassizismus" von Claudius bis zum Gefolge der Klassiker wandern. An die Romantik nebst der aus ihr geborenen Lyrik der Befreiungskriege, zumal an Eichendorff und Uhland mit ihrer unverwüstlichen Kraft, schließt sich die „Herrschaft der Tendenz" bei dem „geschlossener Persönlichkeit und unbeirrter deutscher Natur entbehrenden" und von den Deutschen nach Treitschke oft zu ernst genommenen Heine, bei den politischen Dichtern und bei dem am Eingange der wieder hervortretenden absoluten Dichtung stehenden Lenau. Den Kreis des „Realismus und der Formfreude" eröffnen die drei großen Einsamen, die Droste und Hebbel, die zunächst lange Zeit vergessenen, sowie Keller, um von den nach Städten und landschaftlicher Zugehörigkeit geordneten Vertretern dieser Richtung abgelöst zu werden. Das letzte Kapitel ist dem Impressionismus und neben den sonstigen hier in Betracht kommenden Dichtern der neuesten Zeit, insbesondere v. Liliencron, den gleichzeitig mit Nietzsche und nach ihm sich Bahn brechenden „großen Stilisten", Carl Spitteler und Richard Dehmel, gewidmet. Der Schlußabschnitt zeigt den Rückgang des Naturalismus und das Aufkommen eines neuen, höheren Stils, der sich in den Dienst des Bemühens stellt, „dem Augenblick impressionistisch Dauer zu verleihen". So entstehen die neue Ballade und das neue Landschaftsbild, in dem jeden noch so persönlichen Ton immer wieder der Anschluß an die engere Heimat durchzieht, ohne daß darüber der Zusammenhang mit dem gesamten Volke und dem großen Vaterlande verloren geht. Ist so

die Lyrik in ihrer Vollendung im höchsten Sinne national, so sollte gerade auch die Schule ein Buch sich nicht entgehen lassen, das diese ihre Eigenart, die ihr letztes nie in fremde Sprachen übersetzbar macht und selbst die Größten unter den Fremden, einen Byron und Carducci, im Grunde unwirksam bleiben ließ, in so klarer und ansprechender Weise hervorhebt, wie es geschieht. Das Wort des Franzosen: on parle allemand à Dieu darf sich nach der Schlußmahnung des Verfassers das Volk, das die größte Lyrik hervorgebracht hat, mit Stolz und frohen Herzens aneignen.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Ernst Müsebeck, E. M. Arndts Stellung zu den Reformen des studentischen Lebens (1815, 1841/43). München 1909, J. F. Lehmann. 86 S. gr. 8. 2 M.

Zunächst berichtet der Verfasser über Arndts Schrift: „Über den deutschen Studentenstaat“ aus dem Jahre 1815, die heute noch nicht Geschichte geworden ist, sondern in der Gegenwart der akademischen Jugend lebt und noch mehr in ihren Gemeinschaften leben sollte; ihre sittliche Höhe harrt noch heute der Erfüllung (S. 16). Arndt spricht über die akademische Freiheit und die akademischen Genossenschaften, den großen Segen, aber auch die Schattenseiten der akademischen Freiheit, die Mängel der Orden und Landsmannschaften und die schweren Folgen ihrer Gegensätze. Gegenüber all den Schäden und Mängeln erörtert er dann die Mittel, die diese Übel heilen sollen. Alles sehr lesens- und beherzigenswert.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den Reformversuchen des Senates der Universität Bonn in den vierziger Jahren. Durch ein Gesetz vom 7. Jan. 1838 wurden in Preußen alle Verbindungen verboten, in der Tat aber bestanden sie unter den Augen der akademischen und staatlichen Behörden fort. Praktische Vorschläge zu einer Neugestaltung des akademischen Korporationslebens machte dann der Senat der Universität Bonn, als er in einem besonderen Falle Stellung nehmen mußte. Man wollte das studentische Gemeinschaftsleben auf eine gesündere Basis stellen; es wurde eine Kommission gewählt, bestehend aus E. M. Arndt, dem klassischen Philologen F. Ritschl und dem Juristen Walter, und diese sandten am 9. Januar 1843 ihren gutachtlichen Bericht zur Hebung der auf den Universitäten bestehenden Gebrechen dem Rektor ein, Ritschl und Arndt legten zwei Sondergutachten über das akademische Verbindungswesen bei. Alle drei Aktenstücke sind vollständig aus den Akten des Universitätsarchivs in Bonn am Schluß beigefügt. Der gemeinsame Bericht sieht die Gebrechen des Studentenlebens in vier Dingen begründet, dem Verbindungswesen, den Duellen, der Trinksucht und den Gelagen, der geringen Wirksamkeit der akademischen Disziplin. Er sucht

Digitized by Google

Abhilfe in einer verständigen Reform; und wertvolle Ergänzungen zu dieser Grundlage bilden die beiden Sondergutachten Arndts und Ritschls, zugleich charakteristisch für die Individualität ihrer Verfasser und für ihre Auffassung des studentischen Gemeinschaftslebens. Wer aber sollte sich nicht gern damit bekannt machen; wer, der mit mir als Philologe zu den Veteranen aus Ritschls Bonner Zeit zählt, sollte nicht in hohem Grade durch diese seine Ausführungen gefesselt werden? Seine Kollegen wies Ritschl in einem Schlußwort der Verhandlungen auf das schärfste hin auf ihre sittliche Pflicht. „Und das ist das Große an diesen Vorschlägen, daß diese sittliche Pflicht aus allen strahlend hervorleuchtet, daß ihre Urheber sich des Verantwortlichkeitsgefühls bewußt sind, das ihre eigenartige Stellung als Erzieher der gebildeten Jugend des ganzen Volkes ihnen gibt. Es ist ihr Stolz, daß sie mit ihr eine ideale Einheit bilden, daß die universitas litterarum sich nicht auf die Erziehung zu Wissenschaftlichkeit beschränkt, sondern den ganzen Menschen für sich in Anspruch nimmt, nicht allein den Verstand, sondern das ganze Leben eigenartig formen will. Von hier aus führen starke Verbindungslinien zu jenem Ideal zurück, das Arndt einst in seinem „Studentenstaat“ aufgerichtet hatte“ (S. 26). In einer zweiten Kommission, der Ritschl wieder angehörte, wurde die Sache noch einmal beraten und dann eine Eingabe an das Ministerium gesandt. Aber das Ministerium hatte kein Verständnis dafür, insbesondere wurden alle Studentenverbindungen von neuem verboten. Ein großer freier Zug ging durch die Bonner Professorenschaft, Ängstlichkeit war das charakteristische Zeichen, unter dem der Minister Eichhorn das entscheidende Wort gesprochen, man fürchtete die Maßnahmen geistiger Selbständigkeit und zog es vor, weiter mit Zwangsmaßregeln zu regieren. Der Versuch, die Regierung zu einer grundsätzlichen Änderung ihres Verhaltens gegenüber den studentischen Korporationen zu bestimmen und sie alle zu Trägern großer, sittlicher, starker Ideen zu machen, war gescheitert.

Im dritten Teil erörtert der Verfasser, welchen Verlauf etwa ähnliche Bewegungen nahmen, die im Kreise der Studentenschaft selbst, nicht ihrer Lehrer, ihren Ursprung hatten. Zunächst zeigt er, daß das Streben der sogen. Progreßverbindungen, eine alle Studenten umfassende Gemeinschaft zu gründen, wie dies an verschiedenen Universitäten in den vierziger Jahren versucht wurde, scheiterte und Arndt mit seiner Warnung recht behalten hatte, nicht ein radikales Heilmittel zu versuchen, sondern auf der gegebenen Basis weiter zu bauen an dem gesunden Kern, der den Korporationen zu grunde lag. „Einen solchen Weg wollte eine andere Reformbewegung gehen, die in jenen Jahren der inneren Gärung ihren Anfang nahm, der Wingolf“. Indem Verfasser in der geschichtlichen Entwickelung

Digitized by Google

dieser Verbindung auf den verschiedenen Universitäten auch die Abwege zeigt, auf die sie geraten ist, betont er, selbst Wingolfit, daß sie vollkommener als die Burschenschaften den Arndtschen Gedanken wieder aufgenommen habe, das persönliche und das korporative Leben der studentischen Jugend von innen heraus zu versittlichen; daß der Wingolf den Gedanken ganz im Geiste Arndts vervollständigte, wenn er hinzusetzte: durch das Christentum, denn nur durch dessen Größe sei ja nach Arndt die akademische Freiheit überhaupt möglich geworden (S. 56). „Der Wingolf übernahm das historisch gegebene Studententum, um es durch das Christentum zu versittlichen, und zu seiner ursprünglichen Idee gehört jene sittliche Reform in der tiefgehenden Art, wie sie von dem Alten am Rhein gefordert war". So schien der Studentenstaat, den Arndt 1815 geschaut hatte, zur Tat geworden; aber der Wingolf ging bald einen anderen Weg, einen Weg, der ihn in den Bannkreis einer bestimmten kirchlich-theologischen Anschauung führte. Seine Aufgaben stellt der Verfasser auf Seite 63 zusammen und schließt mit den Worten: „So sind diese Ausführungen ein freudiges Ja zu den Reformen, wie sie E. M. Arndt für die deutsche Studentenwelt vorschwebten und wie sie der Wingolf als christliche Studentenverbindung verwirklichen kann". Dazu mag man stehen wie man will; jedenfalls bietet das Buch des Interessanten und Belehrenden viel, und man wird es nicht ohne Befriedigung lesen.

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Karl Bauer, Schiller. Künstlerischer Wandschmuck. Deutsche Künstlersteinzeichnungen No. 31. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig; Druck von Klein & Volbert, München. 3 ℳ.

Karl Bauer, in weiteren Kreisen bekannt durch seine eingehende Beschäftigung mit dem Bilde Goethes und durch sein treffliches Buch „Goethes Kopf und Gestalt" hat sein bewährtes Können auch in den Dienst der Schillerverehrung gestellt und sich uns durch mehrere Porträtstudien: Schiller in jüngeren Jahren, Schiller Profil, Schiller in kranken Tagen, Schiller in der letzten Lebenszeit zu Danke verpflichtet.

Vorliegendes Kunstblatt, Bildgröße 50×60 cm, in Farbe und Zeichnung gewissenhaft ausgeführt, gibt uns die charakteristischen Züge des Dichters scharf und treffend wieder. Unwillkürlich werden wir im Anschauen des Bildnisses in die Stimmung und Empfindung versetzt, die der Epilog zur Glocke in uns auslöst. „Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut" so klagt sein großer Freund; er weiß uns aber auch davon zu erzählen, wie noch des kranken Dichters „Wange glühte von jener Jugend, die uns nie entfliegt, von jenem Mut, der, früher oder später, den Widerstand der stumpfen Welt besiegt".

Digitized by Google

Seinen Schiller liebt das deutsche Volk in sinniger Weise gerade als den leidenden, über die schwächliche Natur triumphierenden Geisteshelden; als solchen hat ihn Karl Bauer mit den Augen des Künstlers geschaut und dargestellt.

Möge seine Schöpfung in Schule und Haus freundliche Aufnahme finden und an ihrem Teile dazu beitragen, daß das Wort des großen Pädagogen Diesterweg immer mehr wahr werde: Schiller für immer!

2) **Wilhelm Tesdorpf, Bilderatlas zur Einführung in die Kunstgeschichte.** 76 Tafeln mit 324 Abbildungen in Schwarz- und Farbendruck. Esslingen a. N. 1909, Paul Neff (Max Schreiber). 76 S, 3 *M*.

Vorliegender Atlas, zunächst als Schulbuch gedacht, soll im Zusammenhang mit des Verfassers Leitfaden für den kunstgeschichtlichen Unterricht in den höheren Mädchenschulen die Schülerinnen instand setzen, die in der Schule durch Lichtbilder erhaltenen Kunsteindrücke zu Hause zu befestigen und zu vertiefen.

Im Einklang mit den Ausführungsbestimmungen für die Mädchenschulreform vom 12. Dezember 1908 ist das reiche Abbildungsmaterial nach den üblichen Gesichtspunkten gegliedert: Die alte Kunst des Orients (Ägypten, Babylonien, Assyrien und Kleinasien), die klassische Kunst (Griechenland. Etruskische und römische Kunst), die altchristliche Kunst, die romanische und islamitische Kunst, die gotische Kunst, die Renaissance, die Kunst der Barockzeit und die Kunst des 19. Jahrhunderts. Eine jede dieser Perioden ist durch Reproduktionen der besten für sie charakteristischen Werke illustriert, wobei den verschiedenen Zweigen der bildenden Kunst in sinngemäßer Weise Rechnung getragen wird. So werden uns, um nur auf eine Epoche näher einzugehen, die edelsten Erzeugnisse der klassischen Plastik und Skulptur in dem Hermes des Praxiteles, dem Apoxyomenos, dem Apoll von Belvedere, der Aphrodite von Melos, der Laokoongruppe, dem sterbenden Gallier u. a. vorgeführt. Die Meisterwerke der Architektur lernen wir u. a. in der Akropolis und der Königsburg von Pergamon bewundern, deren Verständnis uns durch mannigfache Abbildungen — Ansichten im gegenwärtigen Zustande und in Rekonstruktion, Pläne, Grundrisse, Säulen der verschiedenen Ordnungen, Reliefschmuck, zum Teil polychrom u. ä. — vermittelt wird. Die Blüte der Malerei vergegenwärtigen uns u. a. die sogenannte Aldobrandinische Hochzeit, die Opferung der Iphigenie und Proben pompejanischer Wanddekoration, letztere in farbiger Ausführung.

Die Abbildungen an sich verdienen uneingeschränktes Lob. Klar und deutlich in der Technik geben sie, was für ein Schulbuch die Hauptsache ist, das Charakteristische des Objekts ge-

Digitized by Google

treu wieder; einige, wie z. B. der Früchtekranz von Rubens und Böcklins Vita somnium breve, sind geradezu kleine Kunstwerke zu nennen und machen dem bewährten Verlag P. Neffs alle Ehre.

Angesichts dieser vielen inneren und äußeren Vorzüge muß der Wunsch des Verfassers, daß sein Atlas nicht nur als Schulbuch, sondern auch als kunstgeschichtliches Hausbuch freundliche Aufnahme finden möge, sehr wohl berechtigt erscheinen. Indem wir diesen Wunsch gern unterstützen, empfehlen wir Tesdorpfs Bilderatlas allen, die Freude am Genuß der bildenden Kunst haben, aufs angelegentlichste.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

---

1) Georg Hoffmann, Fort mit dem griechischen Sprachunterricht. Dresden-Blasewitz 1909, R. von Grumbkow, Hof-Verlag. 40 S. 8. 0,75 *M.*

Gegen Schriften, denen ein empfehlender Prospekt von der Verlagsbuchhandlung mitgegeben wird, habe ich ein gewisses Mißtrauen. Hier fand ich es bei der Lektüre bestätigt. Es handelt sich um eine Schrift, in der viel von Logik die Rede, aber wenig davon zu spüren ist. Der Verf. will beweisen, daß das heutige humanistische Gymnasium auch nach den sogenannten Reformen in keiner Weise eine geeignete Vorstufe zur Erwerbung einer wirklichen Allgemeinbildung ist, daß es im Gegenteil nur eine einseitige formale Bildung bringt, unselbständiges Denken. Dogmen- und Autoritätsglauben, einseitiges Spezialistentum; daß es größtenteils nur ein in gelehrt-tuerischen Ausdrücken schwelgendes Scheingelehrtentum erzeugt. „Durch die alten Sprachen wird nur Gelehrteneitelkeit großgezogen". „Die Vernachlässigung der Naturwissenschaften, der Physik und Chemie und der sich auf sie gründenden Biologie bringt eben unlogische Handlungen, krasses Spezialistentum, blinden Autoritätsglauben — und die zahlreichen Mißerfolge hervor".

Die wunderlichen Gedankengänge Hoffmanns aufzudecken und seine Ansichten zu widerlegen ist hier weder möglich noch nötig, Hoffmann und Genossen zu überzeugen ist verlorene Liebesmüh, wir würden damit auch den Anschein erwecken, als messen wir der Schrift eine Bedeutung bei, die sie tatsächlich nicht hat. Es genügt, den Geist der Schrift zu kennzeichnen, z. B. durch folgende Stelle S. 33: „Wer in Griechisch, Latein oder höherer Mathematik nicht mit fortkommt, ist eben nicht „reif" fürs praktische Leben, denn — der Jurist hat mit Hilfe der „Integralrechnung" die Größe der Schriftsätze, mit Hilfe der „Logarithmen" die Höhe der Strafe, Gerichtskosten, der Anwaltsgebühren zu berechnen; der Arzt hat mit Hilfe der „Differentialrechnung" die Unterschiede der Systole und Diastole (des Herzschlags) zu berechnen und die —

Digitized by Google

Vermögenslage des Patienten zu beurteilen, damit er seine Rechnungen (ärztlich: Liquidationen) danach einrichten kann! Der Theologe braucht ganz besonders notwendig die „höhere“ Mathematik, denn je höher er darin aufgestiegen, desto höher wird die Kirchturmspitze in den Himmel ragen“. Genügts? Wo nicht, lese man die Schrift selber! Man hat dann noch einen zweiten Genuß, nämlich die köstliche Logik Hoffmanns zu bewundern. Davon nur eine ganz kurze Probe! S. 15 spricht H. von den weißen Blutkörperchen, dem sichersten Schutzmittel gegen alle schädlichen Ansteckungskeime; der Arzt müßte auf die natürlichen Lebensbedingungen unserer natürlichen, so vorzüglichen Schutztruppen Rücksicht nehmen. „Was tut aber der durch griechische Grammatik zur „Logik“ erzogene Mediziner?“ Noch glänzender zeigt sich Hoffmanns „Logik“ in seinem Kapitel über die „Logik der Juristen“.

Wer nach Tisch zur Verdauung herzlich lachen will, der nehme diese Schrift zur Hand, und er wird eine ergötzlichere Lektüre nicht finden können. Denn ernst ist die Broschüre nach ihrem ganzen Charakter nicht zu nehmen. Ich würde sie auch nicht für gefährlich halten, auch wenn wir Altphilologen am Schluß nicht von H. selber getröstet würden: „Ehe sie (die Altphilologen) aus der höheren Schule verschwinden sollen, sind die jetzt lebenden längst nicht mehr und ihre Witwen und Waisen beziehen Pensionen. Morgen oder übermorgen „steht die Pension noch nicht vor der Tür!“

Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Ausführungen Hoffmanns und die Kühnheit, mit der er seine „logischen“ Gedankenreihen vorbringt, oder über die Anerkennung, die nach dem Prospekt H. von mehreren bedeutenden Männern gezollt worden ist, zu denen ich natürlich weder „den bekannten Organisator“ Scherl noch den nichtgenannten Lehrer rechne, der da meint: „Alle Wetter! Sie rücken den Herren mächtig zu Leibe. Es ist aber alles Wahrheit, was Sie schreiben, das muß Ihnen der Feind zugeben“. Wer sich so jedes Urteils bar zeigt, tut gut, seinen Namen nicht zu nennen.

2) Wilhelm Oswald, Wider das Schulelend. Ein Notruf. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft. 48 S. 8. 1 *M.*

Der Verf. nennt sich auf dem Titelblatt: Emer. Professor, Mitglied der Akademieen und Gesellschaften der Wissenschaften zu St. Petersburg, Christiania, Stockholm und mindestens noch 16 andern Städten. Ich mußte an die Stelle in Reuters Stromtid denken, wo Bräsig und Habermann sich Liebigs Buch: „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ vorlesen lassen. „„Holt““ rep Braesig, „„Gott Du bewohr uns, Korl, was is der Kerl all!““. Ist es ein Wunder, wenn dem Vortrag eines so bedeutenden Mannes mehr als 2000 Zuhörer „warmen, zuweilen

Digitized by Google

stürmischen Beifall“ zollten? Mußte nicht der Vortrag gedruckt werden und in weiten Kreisen Anteil und Zustimmung finden? O. ist von Beruf Chemiker, auf pädagogischem Gebiet aber auch kein Neuling mehr, allein urteilsfähige Leute werden zugeben, daß er hier mehr Fiasco gemacht hat, als für seinen Ruhm nötig war. Seine Gedanken verkündet er hier nicht zum ersten Mal, nur die Fassung ist ab und zu neu. Eine Auseinandersetzung mit seinen Anschauungen verbietet sich von selbst. Ich erkenne jede sachliche Kritik an, aber O. nimmt einen Standpunkt ein, der jede sachliche Auseinandersetzung von vornherein unmöglich macht. Darum seien hier nur des Verf. Ansichten kurz durch einige Zitate gekennzeichnet. In unserm Schulwesen ist eigentlich alles faul; nur nicht der Fröbelsche Kindergarten und die Universität. Die Zwischenstufen taugen nichts, die Elementarschule nichts und noch viel weniger die Mittelschule, d. h. Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen; wohlgemerkt nicht bloß die Gymnasien. „Die Schule krankt an Haupt und Gliedern, an der Methode und ihrem Inhalte“. „Das antike Bildungsideal ist verwerflich wegen der Verachtung der Arbeit“, „Quietisten und Pessimisten werden von unsern höhern Schulen hervorgebracht“. „Fast alle Männer, die später die geistigen Führer der Menschheit geworden sind, haben sich in mehr oder minder heftigem Konflikt mit der humanistischen Mittelschule befunden“. „Fast mit mathematischer Sicherheit kann man sagen: aus einem Schulmeisterknaben wird hernach sicherlich nichts Besonderes“. Die Annahme, daß die Sprache ein Bildungsmittel sei, ist ein Irrtum, sie ist es so wenig wie die Eisenbahn, sie ist vielmehr ein Verkehrsmittel. „Ich will nicht so weit gehen, den Satz zu verteidigen, daß — jemand, der viel Sprachen erlernt, umso ungebildeter und unfähiger zu wichtiger Arbeit wird“. Früher in Wien (Dez. 1907) hatte der Verf. mit beneidenswerter Offenheit erklärt, daß er durch das Erlernen fremder Sprachen nur immer dümmer geworden sei. Das legt die Annahme nahe, daß O. in der letzten Zeit das Erlernen fremder Sprachen absichtlich gelassen hat. Sonst könnten wir nicht so hohe und kühne Gedanken von ihm erwarten. Also fort mit dem zwecklosen und unverständigen Sprachenlernen: dann wird die Hälfte der Schulzeit für andere notwendige Fäche gewonnen. Aber die Mittelschule „muß von Grund aus umgestaltet werden“, sie muß von 9 Jahren — „auf diese Zeit hat der gefräßige Humanismus sie geschraubt“ — auf 5, höchstens 6 beschränkt werden. Ihr Zweck ist nicht harmonische Bildung, das ist ein Unsinn, nicht Ausbildung einer harmonischen Persönlichkeit, das ist ein Denkfehler, sondern „der Mensch mit stark entwickeltem natürlichen Schwerpunkt, um den sich seine andern Kenntnisse harmonisch entwickelt haben“. Besonderen Ingrimm hegt O. gegen das Abiturientenexamen, „die unglückseligste und zweckwidrigste aller Schuleinrichtungen“, die geeignet ist „das kostbarste Gut eines

Digitized by Google

jeden Volkes, Selbständigkeit des Denkens und Freudigkeit der Arbeit bei der Jugend am sichersten und gründlichsten zu vernichtet".

Doch genug! Wir sind vernichtet und stehen betrübt an dem Grabe, das der große Prophet dem Humanismus — nein, der ganzen auf Sprachbildung begründeten Erziehung gegraben hat. Alles was die großen Pädagogen über den Wert der sprachlichen Bildung gesagt haben, hat sich als falsch erwiesen, auch die größten Pädagogen haben im Dunkel herumgetappt, endlich ist es Licht geworden durch O., dem glücklicherweise keine Sprache auf die Dauer etwas hat antun können. Und wie geschickt er den Beweis geliefert hat! Rasch, mit zwei geschickten Griffen! Heil, daß uns dieser O. lebt! Nun wittern wir Morgenluft, nun beginnt es zu tagen, die Nacht des Scholastizismus ist dahin, wir werden dank O. — man störe ihn ja nicht! — bald eine Schule haben, in der sich jeder Schüler „der Führung eines selbstgewählten Lehrers in erster Linie anvertraut", wohlgemerkt, Schüler von 9—15 Jahren; denn länger darf sie die Mittelschule ohne „schwere Belastung des nationalen geistigen Kapitals" nicht behalten. Mir summt ein Lied in den Ohren, das ich einst hörte: „O, Napoleon — wärst Du geblieben auf Frankreichs Thron!"

Elbing. Paul Tietz.

Siegmund Simonyi, Die ungarische Sprache. Geschichte und Charakteristik. Straßburg 1909, Karl F. Trübner. VIII u. 443 S. gr. 8. geh. 9,50 M, geb. 10 M.

Vorweg sei betont, Verf. hat mit glücklichem Geschick ein Werk geschaffen, das nicht nur den Anforderungen des Fachmannes, vielmehr dem gebildeten Publikum, wofür es eigentlich geschrieben, zu genügen imstande ist. Ersterem wird es gerecht, indem nach jedem Kapitel die gesamte einschlägige Literatur in knapper Würdigung registriert wird; letzterem kommt es aufs freundlichste entgegen, zumal es gleich wie eine fesselnde Lektüre eine Fülle genehmer kulturgeschichtlicher Kenntnisse mitteilt. Die Einleitung ist naturgemäß der Geschichte der Sprachwissenschaft im allgemeinen, vorzüglich aber der der uralaltaischen gewidmet. Die Verwandtschaft der finnischen Sprache mit der magyarischen hat ein hamburgischer Arzt, namens Martin Fogel, angeregt durch ungarische Vorarbeiten seiner Zeit, bereits 1669 festgestellt. Die vaterländische Forschung betreffend, genügt Georg von der Gabelenz anzuführen, wie folgt: „Das patriotisch-wissenschaftliche Streben in der Ferne nach sprachverwandten Völkern zu suchen, ist bekanntlich bei den Ungarn viele Jahrhunderte alt, und Sajnovics und Gyarmathy sind die Ahnen unserer vergleichenden Sprachwissenschaft geworden". Diese sind Fr. Bopp um ein ganzes Menschenalter zuvorgekommen.

An erster Stelle werden in weitaus sachlicher Beschränkung der Ursprung und die Verwandtschaftsverhältnisse der Ahnen be-

Digitized by Google

leuchtet. Der finnugrische bzw. uralaltaische Sprachstamm wird bislang bei oberflächlicher Betrachtung als unterordnet bezeichnet; jedoch E. Setälä beweist, daß bereits die Grundsprache Biegungsfähigkeit besaß, ja selbst eine Art starken und schwachen Wechsel kannte, daher zu den ausgebildeten Sprachen gehörte. Überhaupt prangert Verf. jedwede Behauptung für eine pure Scheingelehrtheit, die eine gewisse Sprache kraft ihrer Uranlagen oder Beschaffenheit höher schätzt als eine andere; denn jegliche enthält Schönheiten und Geistesreichtümer, in denen die menschliche Seele ganz wunderbar sich offenbart.

Es folgen die verschiedentlichen Berührungen mit fremden Sprachen, wobei besonders die kulturhistorischen Standpunkte mit erwogen werden. Der Einfluß der Deutschen dauert seit jeher, insonderheit deutsche Kolonisierungen wirkten bereits in der Arpádenzeit ein, und so bürgerten deutsche, zumeist mittelfränkische Wörter allmählich sich ein. Im Wege der Reformation vermehrten sich nur die Verbindungen. Später haben die mannigfachen Gewerbe zahlreiches Material vermittelt, und nicht zuletzt hat auch das Militär eigene Begriffe verstreut.

Speziell heimischen Wert bekunden die gründlich zusammengestellten Denkmäler. Wir beschränken uns hierorts auf eines der ältesten, das „Königsberger Bruchstück", um wenigstens eine Quelle des XII. Jahrhunderts zu erwähnen, wo der griechische Historiker Kinnamos einer abgelauschten ungarischen Form sich bedient. In der Schriftsprache fällt das Bestreben auf, näher an das gesellschaftliche Sprechen sich anzulehnen. Eine willkürliche Umgestaltung entäußert sich im Magyarischen in den sogenannten Euphemismen, gleich wie in anderen Sprachen. Die Sprachneuerung hat überall weite Wogen geworfen, fast allenthalben heilbringende Ergebnisse gezeitigt.

Mit vollends überzeugend ungefälschter Wissenschaft prüft Verf. die ungarische Lautgeschichte und Orthographie. Als nicht minder zuverlässiger Führer bewährt er sich durch die verschlungenen Pfade auf dem strüppigen Gebiete der Bedeutungslehre, sowie der Zusammensetzung und Stammbildung, und unserer eigentümlichen Konjugation und Deklination. Zuletzt verweilt er in der Lichtung des Satzbaues; da zeigt sich der Meister, zumal er über diese Themata bereits vor drei Jahrzehnten mehrere preisgekrönte Werke ins Leben rief. Großartig ist die gleichsam mysteriös entfaltete Rüstungskammer der ungarischen Empfindungswelt: die Wortfolge klargelegt; wie überhaupt alles, was aus der gediegenen Feder dieses weithin berühmten Sprachforschers stammt. Jedermann, der wahres Interesse für den, obgleich manchem Laien nahezu exotisch scheinenden, Schatz des magyarischen Sprachgeistes hat, wird sich von der Ehrlichkeit meiner Behauptung durch die Lektüre des vorgelegten Werkes selbst überzeugen.

Budapest. K. G. Szidon.

Digitized by Google

Adalbert Wahl, Vorgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch. Zweiter Band. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). IX u. 416 S. gr. 8. 8 ℳ.

In dem Vorwort dieses zweiten und letzten Bandes seines interessanten Werkes weist Wahl „die von einer oberflächlichen Auffassung von Schuld und Strafe in der Weltgeschichte erfüllte Anschauung über das alte Frankreich und die Revolution“ zurück, nach der „durch ein starres Festhalten am Alten der verdiente Untergang“ gekommen sein soll. Und ich bemerke im voraus: unwiderleglich hat Wahl die alte Legende von der Reformfeindlichkeit des ancien régime zerstört. Es wäre dringend zu wünschen, daß die Verfasser unserer Weltgeschichten und geschichtlichen Lehrbücher die Kapitel über die Ursachen der französischen Revolution auf Grund der Wahlschen Forschung einer eingehenden Revision unterzögen und das Märchen von dem verrotteten ancien régime, dem verarmten, wirtschaftlich ruinierten Frankreich am Beginn der Revolution und viele, viele andere Legenden der Wahrheit zur Ehre für immer einsargten. Der Gedanke, gegenüber der leider so festgewurzelten und zählebigen Lüge vielleicht durch die Anzeige dieses hervorragenden Werkes der Wahrheit in etwas mit zum Siege zu verhelfen, war für den Referenten ein besonders wirksamer Antrieb und mag erklären und rechtfertigen, daß die Besprechung etwas ausführlicher als die meisten Bücheranzeigen in dieser Zeitschrift gehalten ist. Es wird doch wirklich auch Zeit, mit den Entstellungen der historischen Tatsachen aufzuräumen, die eine fast lediglich konstruierende Geschichtschreibung mit unglaublichem Erfolge in die Bücher der Geschichte in einer ihrer wichtigsten Epochen eingeschmuggelt hat, zumal schon längst der ausgezeichnete Historiker Tocqueville zu ganz ähnlichen Resultaten wie Wahl gekommen war [1]).

Der ganze zweite Band unseres Werkes umfaßt nur die Zeit vom Januar 1787 bis Mai 1789 und beginnt mit der Berufung der Notabelnversammlung durch den bisher vielfach verkannten genialen Calonne, der gegenüber den widerspenstigen Parlamenten eine Stütze an der Notabelnversammlung suchte, um seine großartigen Reformprojekte durchsetzen zu können und die Sanierung der Finanzen zu erreichen. Das Staatswesen sollte von Grund aus umgestaltet werden. Stärkung der Staatsgewalt, Vereinheitlichung der Verwaltung, gerechtere Steuerverteilung, möglichste Beseitigung der Standesunterschiede, Aufhebung der Zollschranken innerhalb des Königreiches, Erziehung der Bürger zur Mitarbeit an den Aufgaben des Staates sind die Grundideen des großen Reformwerkes, das aus dem Geiste Turgots geboren ist, aber kühn noch über diesen hinausschreitet. Wie eigen mutet es uns an, wenn wir hören, daß der gutherzige König, wie er selbst erzählte, in der

[1]) Wahl betont die Selbständigkeit seiner Forschung gegenüber dem französischen Historiker gewiß mit Recht.

Digitized by Google

Nacht, nachdem er diese großzügigen Reformpläne gebilligt hatte, vor Freude nicht schlafen konnte! Wie übel sollten ihm dereinst seine guten Absichten belohnt werden!

Wenn man sich nun von der landläufigen Wertschätzung der französischen Revolution freimacht, freimacht von der Suggestion, die eine jahrhundertalte Phrase geschaffen hat, so wird man doch wohl sagen dürfen, daß bei der Durchführung dieser geplanten Reformen die sogenannten „großen Ideen der französischen Revolution", die, wie ich in der Besprechung des 1. Bandes dieses Werkes gezeigt habe, nicht der französischen Revolution entstammten — das alte Frankreich ohne gewaltsame blutige Umwälzung mit neuem Leben hätten erfüllen können. Eine allmähliche Reform von oben wäre durch die Ausführung dieser Ideen angebahnt worden, und wer möchte leugnen, daß sie möglich gewesen wäre[2]), — wenn nicht Mißgeschick über Mißgeschick sie verhindert hätte und der König der Ratgeber beraubt worden wäre, die geeignet waren, sie durchzuführen! Jedenfalls steht aber das fest: die großen befreienden Reformgedanken gingen vom ancien régime aus. Das ergibt sich unwiderleglich aus Wahls Forschungen, aber trotzdem bleibt selbst Wahl noch viel zu sehr im Banne der die Revolution überschätzenden Auffassung. Doch wie viele Legenden über sie hat er endgültig zerstört! So auch in diesem Bande die von der Selbstsucht der Notabeln, die nicht zur Steuer hätten herangezogen werden wollen. Nicht das war der Grund ihrer Opposition, sondern sie sahen, wie damals das ganze Volk, in den Privilegien Bollwerke der Freiheit gegenüber dem Absolutismus. Sie glaubten für die Freiheit zu kämpfen, und die Geldverlegenheit der Regierung sollte zur Erringung eines Anteils an der Macht benutzt werden. Wiederholt erklärten sie aber, auf die Steuerfreiheit verzichten zu wollen. Wahl sagt mit Recht, daß sie eine Opferfähigkeit bewiesen hätten, „wie es selten von seiten solcher geschieht, die im Besitze altererbter wirtschaftlicher Vorteile" sind. Die gegenteilige herrschende Ansicht gehört zu den vielen Revolutionslügen. Sehr richtig weist der Verfasser darauf hin, daß diese Opferwilligkeit „der liebenswürdigen Menschenklasse" mit ihrer Schwäche und Weichheit zusammenhing, die sie schließlich ins Verderben und aufs Schaffot brachte. Diese Weichherzigkeit habe ich ja in der Anzeige des ersten Bandes genügend hervorgehoben. Sie tritt auch verhängnisvoll bei dem Könige hervor; aus Schwachmütigkeit läßt er den genialen Calonne fallen, den die Notabeln in dem ganz unbegründeten Verdacht der Unterschlagung haben, da sie noch

[2]) Es soll damit nicht behauptet werden, daß alle 18 Reformvorschläge genau, wie sie von Calonne gedacht waren, zur praktischen Durchführung kommen konnten. Manches war in ihnen zu radikal, und zu optimistisch war die Meinung Calonnes, daß alles mit einem Schlage gebessert werden könnte.

Digitized by Google

an die von dem „tugendhaften" Necker frei erfundene glänzende Finanzlage glaubten und sich das nun der Wahrheit gemäß von Calonne eingestandene Defizit nur durch eine maßlos leichtfertige Verschwendung und Veruntreuung des Ministers erklären konnten. So bekämpften sie ihn, und die Lüge Neckers stürzte Colonne. Freilich trug dieser auch selbst zu seinem Sturze bei. Er wurde infolge der Opposition ungeduldig und appellierte an das Volk, das aber damals noch — auch entgegengesetzt der bisherigen Auffassung! — ganz auf seiten der Notabeln stand und in ihnen seine Vorkämpfer, ja seine Vertreter sah. Da Calonne nun auch am Könige keinen festen Rückhalt fand, mußte er weichen — 9. April 1787. Eine Säule der Monarchie stürzt nach der anderen, je nachgiebiger aber der schwache König ist, um so kühner wird die Opposition. Schon damals empfing die Krone, wie Joseph II. ganz richtig urteilte, einen schweren Stoß. Die Unfähigkeit des nun folgenden Ministers Brienne erschüttert ihre Autorität, wenn man von einer solchen noch reden darf, darauf noch weiter. Waren nun auch manche richtige Reformen — nach dem Vorschlag der Regierung resp. Calonnes — durch die Notabeln angebahnt worden, so war doch im ganzen der Versuch mit der Notabelnversammlung zu einem negativen Resultate für die Monarchie ausgeschlagen. Sie hatte keine Stütze an ihr in dem Kampfe gegen die Parlamente gefunden, sondern war in ihr ebenfalls auf Opposition gestoßen, und diese Opposition nahmen nun nach Auflösung der Notabelnversammlung die Parlamente wieder um so kecker und zuversichtlicher gegen die geplanten neuen Steuern auf. Drohende, ja ganz revolutionäre Töne werden schon angeschlagen. Der Krone gegenüber fast unverschämt, buhlen sie um die Volksgunst, aber nur um sich selbst Macht zu verschaffen. Nun rafft sich zwar die Krone noch einmal zu einem Akt der Energie auf und befiehlt durch eine Kissensitzung die Einregistrierung neuer Steuern, aber es ist zu spät. Die Opposition fühlt zu sehr ihre Kraft und die Schwäche der Regierung. Ein Protest gegen den lit de justice erfolgte, und die Einregistrierung wurde für nichtig und ungesetzlich erklärt, ja es wurde geradezu vom Parlament zum Widerstand gegen die Steuererhebung aufgefordert! Erst nach den Darlegungen Wahls im 1. Bande, in dem er eben nachweist, daß nicht Despotie sondern Anarchie in Frankreich herrschte, kann man recht verstehen, wie es zu solchem Vorgehen seitens des Parlamentes kommen konnte. Man hatte sich eben seit langer Zeit in den Ungehorsam gegenüber der schwachen Regierung eingelebt. Es kommen jetzt schon recht nette Pöbelszenen vor, und im Hinblick auf sie führt uns Wahl zu Gemüte, was es mit der Revolutionslüge oder sagen wir lieber mit der Beschönigung schönrednerischer und optimistischer Geschichtschreiber auf sich hat, die behaupten, daß die Volkshaufen von Paris, wenn ihre Äußerungen auch noch so häßlich und wild

Digitized by Google

gewesen, doch „von einem sicheren politischen Instinkt geleitet gewesen seien, daß sie Reaktionsgelüste geahnt hätten" usw. War das hier ein richtiger Instinkt? Der gutherzige König will das erbärmliche Steuersystem aufheben, die Steuerprivilegien beseitigen, will zu Gunsten des armen Volkes die reichen Rentner heranziehen — und dem Parlamente, das hiergegen opponiert, aus Selbstsucht und Machtkitzel opponiert, jubeln die Massen zu und revoltieren! Welcher wüste Unverstand! Die Worte Wahls sind hier so bezeichnend, daß ich sie nicht übergehen kann: „Uns dünkt, man kann bei diesen Vorgängen der französischen Revolution bis ins Herz sehen! Die Reform, die Verbesserung der Zustände ist ihr von Anfang bis zu Ende mehr oder weniger gleichgültig! Anderes bewegt und treibt sie an: bei ihren Führern (hier den Parlamenten, dort der Nationalversammlung) ist es neben persönlichen Motiven des Ehrgeizes das starke Verlangen nach Beschränkung der Monarchie, der Wunsch, verfassungsmäßige Freiheit herbeizuführen, bei dem „Volk" ist es in erster Linie wilder Radikalismus, ist es die Zügellosigkeit eines verwöhnten Pöbels, der keine starke Hand über sich fühlt, der sich daran gewöhnt hat, daß seine Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung nicht nur ungestraft bleiben, sondern geflissentlich gelobt werden: bei beiden aber ein Durst nach Macht und ihrer Ausübung, von dem es in unseren matteren Zeiten schwer ist, sich eine Vorstellung zu machen". Ich möchte für die Bewunderer der französischen Revolution hinzufügen: hier bietet diese wie dann später noch in stärkerem Grade das Schauspiel, daß die Bestie, die im Menschen schlummert, sich aufbäumt, daß die häßlichsten Triebe geweckt werden und die schändlichsten Menschen die besseren vergewaltigen. Daher wandten sich dann auch, als die Revolution immer unverhüllter ihr wahres Antlitz zeigte, alle edleren Charaktere entsetzt von ihr ab, und es blieb einer späteren Zeit vorbehalten, wieder mit Begeisterung in ihrem eklen Kehricht zu wühlen, um einige Perlen aufzufinden, die von ihm verschüttet worden waren. Gewiß, die Perlen waren vorhanden, sie entstammten aber nicht der französischen Revolution, sondern waren Eigentum germanischen Geistes.

Die Anwandlung der Energie bei der Regierung dauerte nicht lange. Merkwürdigerweise kam diesmal der Anstoß zu ihrer Niederlage durch die auswärtige Politik, durch das bekannte energische Vorgehen Preußens in Holland, dem gegenüber — aus unglaublicher Angst vor dem gefürchteten preußischen Heere — sich die französische Diplomatie gründlich blamierte. Es ist erbaulich zu lesen, wie sich die sogenannte öffentliche Meinung, „dieser größte Machtfaktor im damaligen Frankreich", bei der Gelegenheit mit dem Ruhme der Torheit bedeckte. Sie unterband, sagt Wahl, der Regierung die Machtmittel, mit der sie die Sache

Digitized by Google

Frankreichs führen konnte, und dann entrüstete sie sich im höchsten Grade, als die schwere diplomatische Niederlage erfolgte. Diese preußische Aktion und die drohende Verwicklung mit England, das offenbar hinter Preußen stand, bestimmte die Krone, den inneren Frieden durch Nachgiebigkeit herzustellen, und so folgte nach der energischen Aufwallung ein kläglicher Rückzug, — ein folgenschwerer Fehler, dieses neue Zeichen der Schwäche! Zaghaft gegenüber Preußen, war man dagegen in dieser Zeit (1787—88), wie Wahl im Widerspruch zu der bisherigen Ansicht, es sei gegen Britannien nur zum Scheine gerüstet worden, zu beweisen sucht, ernstlich eine Zeitlang zum Kriege gegen England entschlossen. Die Rüstungen scheinen 50 Millionen verschlungen zu haben, — und dann trat die schwache Regierung auch diesem Feinde gegenüber den Rückzug an. Dieses schmachvolle Zurückweichen schädigte das Ansehen Frankreichs nach außen auf das empfindlichste, noch weit schlimmer aber waren die Folgen im Inneren. Denn diese diplomatische Niederlage — Wahl nennt sie das Faschoda des 18. Jahrhunderts — hat die Mißachtung und die Erbitterung gegen den Hof im französischen Volke ungemein vermehrt. Bis zum leidenschaftlichen Schmerze steigerte sich das Gefühl der Schmach, das in dem ganzen Volke über diese Schwäche der Krone herrschte, und gewiß mit vollem Rechte sah Napoleon später in dieser schimpflichen Affaire einen der drei Hauptgründe für den Zusammenbruch des ancien régime. Die Monarchie war in den Augen eines jeden national empfindenden Franzosen verächtlich geworden. Daß die öffentliche Meinung, wie oben gezeigt wurde, selbst einen großen, vielleicht den größten Teil der Schuld an dieser Schmach trug, das wurde natürlich vergessen. Der hauptsächlichste Grund aber für das Zurückweichen lag für die Regierung offenbar in der Zerrüttung der Finanzen und in dem schlechten Zustande des Heeres. Wie konnte man mit einem solchen Heere dem gefürchteten Preußen und mit solcher Schuldenlast dem mächtigen England entgegentreten? Heer und Finanzen zu bessern, war nun das ernstliche Bestreben der Krone. Aber gleich der erste Schritt in dieser Richtung, Beschränkung der übermäßigen Pensionen, erzeugte von neuem große Erbitterung gegen sie. Geld aber mußte beschafft werden: die Kassen waren leer, die Schulden unerträglich. Bessere einträglichere Steuern waren jedoch dank dem Widerstand des Parlamentes[3]) nicht zu haben; da blieb nur übrig, von neuem Anleihen zu machen! Das konnte aber Brienne nicht ohne Berufung der Generalstände wagen, nach denen das Verlangen überhaupt immer lauter geworden war. Nun wandte sich allmählich auch die Regierung in ihrer Zwangslage dem Gedanken zu, sie einzuberufen. Sie hatte dabei zugleich die — freilich sehr

[3]) Wenn von dem Parlamente gesprochen wird, so ist natürlich an das Pariser, das mächtigste und führende, zu denken.

Digitized by Google

verkehrte — Hoffnung, an diesen Etats généraux ein Gegengewicht gegen die Parlamente zu finden. Gegen die Absicht dieser wollte sie nämlich die Generalstände zu einer dauernden oder wenigstens periodisch wiederkehrenden Institution machen, freilich nur als beratende Korporation. An eine konstitutionelle Regierungsform dachte man nicht. Weil nun überhaupt die Art der Zusammensetzung dieser seit 1614 nicht berufenen Generalstände eine sehr unklare war und die schwierigsten Fragen heraufbeschwor, zögerte sich die Ausführung des Gedankens noch längere Zeit hin. Aber wie muß man wieder über die weitgehenden Reformpläne der Krone staunen, wie sie in der denkwürdigen Parlamentssitzung am 19. November 1787 enthüllt wurden! Man muß Wahl vollkommen recht geben, wenn er betont, daß „auch hier das alte Frankreich sich als die Werkstätte der Ideen erweist, die später ins Leben hinübergeführt wurden".

In dem Kampfe mit den Parlamenten — die Parlamente in den Provinzen ahmen das Beispiel des widerspenstigen Pariser Parlamentes eifrig nach — entfaltet der König jetzt eine ungewohnte Energie. Aber noch energischer ist der Widerstand, auf den er stößt. So droht z. B. das Parlament von Bordeaux, jeden strafrechtlich zu verfolgen, der an einer vom Könige befohlenen Versammlung teilnehmen würde! Auch anderwärts kam es zu unverschämten und rebellischen Kundgebungen der Parlamente. Und das geschah alles gegenüber den berechtigten und gutgemeinten Steuerreformen des Königs. Ganz zutreffend bemerkt Wahl, daß damals schon keine gesunde und normale Stimmung geherrscht habe, daß die wilde Erregung schon die Blicke getrübt und die Geister umnachtet hätte. Schon beteiligten sich außer den Parlamenten auch zahlreiche Untergerichte an dem erhitzten Streite.

Maßvoller und ersprießlicher dagegen war im ganzen die Opposition der damals eingeführten Provinzialversammlungen, besonders zeichneten sich die Verhandlungen in der Provinzialversammlung der trefflich verwalteten Isle-de-France durch Besonnenheit und Entgegenkommen aus. Wäre man überall so vernünftig vorgegangen und hätte ebenso erfolgreich gearbeitet wie hier, so wäre es gewiß nicht zu einer Revolution gekommen. Wir begegnen übrigens hier schon recht verheißungsvollen Anfängen der Selbstverwaltung, ja sogar auf den Gedanken der Altersversorgung durch den Staat ist das alte Frankreich schon gekommen. Sehr eingehend sind vornehmlich die Überlegungen und Anweisungen, wie der Landwirtschaft aufzuhelfen sei. In mehreren Versammlungen werden Ernte- und andere Versicherungen in Angriff genommen. Man sieht hier den Einfluß der physiokratischen Ideen. Bis ins einzelnste wird alles beraten, um den Ackerbau zu fördern. Es ist interessant zu sehen, wie hier positive Arbeit geleistet wurde und wie human man die Sache angriff. „Auch auf diesem Ge-

Digitized by Google

biete“, sagt Wahl, „mußte man die Erfahrung machen, wie energisch und erfolgreich durch die aufgeklärte und eifrige königliche Verwaltung vorgearbeitet worden war“. Nicht alle Provinzialversammlungen zeigten jedoch die Besonnenheit und Tüchtigkeit wie die der Isle-de-France. Manche benahmen sich recht unverständig, ja frech gegenüber den königlichen maßvollen und verständigen Vorschlägen. Bezeichnend ist es übrigens, daß öfter die Bemerkungen, die den üblichen Klagen dieser Provinzialversammlungen vorausgehen, deutlich erkennen lassen, daß tatsächlich auf vielen Gebieten eine hohe Blüte in den Provinzen vorhanden war. Schon an sich sind die ziemlich ausführlich mitgeteilten Verhandlungen dieser Versammlungen sehr interessant; denn man gewinnt durch sie ein klares Bild von den Verhältnissen des Landes und von den Wünschen und Ideen der Bevölkerung, sie gewinnen aber noch ein besonderes Interesse dadurch, daß in ihnen schon die Männer hervortraten, die später die größten Rollen spielten, wie z. B. La Fayette, der Abbé Sieyès usw. In einigen Versammlungen war man nicht einmal so liberal und fortschrittlich wie die Regierung, im allgemeinen wurde aber tüchtige Arbeit geleistet. Hier und da ging man auch noch über die Vorlagen der Regierung hinaus und verhandelte z. B. über das Erziehungswesen, über Einführung progressiver Steuersätze und über anderes. Fast durchweg wurde der Wunsch ausgedrückt, daß künftig die Mitglieder der Provinzialversammlungen durch freie Wahl aus dem Volke bestimmt werden sollten, und auch betreffs des aktiven und passiven Wahlrechtes zu den Gemeindeversammlungen ging man vielfach über das von der Regierung eingebrachte Gesetz in demokratischem Sinne hinaus. Wie erklärlich drang man sehr auf die Ausdehnung der den Provinzialversammlungen zugedachten Rechte. Eine Erscheinung ist durchgehends zu bemerken: obwohl die Versammlungen ihren Ursprung in Ernennungen des Königs hatten, lag ihnen nichts ferner als höfische Gesinnung. Man könnte sich vielmehr über ihre Respektlosigkeit gegen die Krone wundern, wenn man sich nicht erinnerte, wie sehr die Achtung vor der Monarchie in Frankreich gesunken war. Nebenher lernt man noch in mancher Beziehung die Verhältnisse der Bevölkerung aus diesen Verhandlungen kennen, über die man hier keine Aufschlüsse erwartet. So sehen wir recht deutlich, wie sehr der Adel in manchen Landschaften verarmt war. Für Poitou wird z. B. die Gründung einer Militärschule erbeten, da zahlreiche Adelige Poitous so arm seien, daß sie, auch wenn sie für ihre Söhne Stellen in den bestehenden Militärschulen erhalten hätten, aus Armut sie nicht dorthin reisen lassen könnten. Und dennoch verzichtet fast ausnahmslos überall der Adel auf seine Vorrechte!

In mehreren Generalitäten verhinderten die Parlamente überhaupt den Zusammentritt der Nationalversammlungen, obwohl sie

vom Könige angeordnet waren, so in Bordeaux, Limousin und in der Franche-Comté. Welche anarchischen Zustände!

Wenn nun auch der Verfasser bescheiden von einem knappen und unvollständigen Überblick über die Provinzialversammlungen am Schlusse seiner Berichte spricht, so wird man doch wohl anerkennen müssen, daß wir durch sie einen Einblick in die französischen Zustände im Jahre 1787, also vor der Pforte der Revolution, gewinnen, der äußerst wertvoll ist. Auch die Verhandlungen einer der Departementsversammlungen, die den Provinzialversammlungen untergeordnet waren, führt uns Wahl vor, und wir sehen, daß auch in dieser mit großem Eifer gearbeitet wurde. Nach allen diesen Studien glaubt der Verfasser ein Recht zu haben, die alte Ansicht, daß sich die Selbstverwaltungsorgane der Dörfer, die neuen Munizipalitäten, im allgemeinen nicht vor der Revolution gebildet hätten, zurückweisen zu dürfen. Indem er dann die Resultate der neuen Selbstverwaltungsorgane (S. 162—167) zusammenfaßt, erkennt Wahl zwar an, daß sich mancherlei Mängel zeigten und daß in nicht wenigen Gegenden ihre Verhandlungen die revolutionäre Stimmung verschärften, hebt aber mit Recht hervor, wie man staunen müsse, daß sich so viele tüchtige Kräfte, besonders auch unter den zwei ersten Ständen, regten, die sich mit leidenschaftlichem Eifer den öffentlichen Aufgaben unterzogen. Und nicht bloß der Feuereifer, auch die Leistungen sind anzuerkennen. Vornehmlich der Adel setzt uns in Staunen. Die schwierigsten und umfassendsten Fragen werden in Angriff genommen und in eindringender, öfter geistvoller Weise bearbeitet. Das wichtigste Resultat aber, das nach meinem Erachten Wahl mit Recht zieht, ist, daß diese Verhandlungen den Beweis für die Unrichtigkeit der Behauptung liefern, es sei an ein Zusammenwirken der drei Stände nicht zu denken gewesen, und der dritte Stand habe also moralisch das Recht gehabt, die zwei ersten Stände niederzutreten. Es zeigt sich, abgesehen von einem einzigen Falle, vielmehr 1787 noch eine vollkommene Einigkeit unter den drei Ständen. Und so schließt der Verfasser dieses Kapitel mit der beachtenswerten Bemerkung: „Nach alledem wird das übliche Urteil über die zwei ersten Stände des alten Frankreich nicht aufrecht zu erhalten sein. Es ist ein erfreuliches Bild in allem Wesentlichen, das sich uns hier bietet. Wo wir nach der Schilderung der Agitatoren und leider auch fast aller Historiker Reaktion, Trägheit, Stillstand, und Absterben finden müßten, sehen wir in Wirklichkeit Freimut, frische Tätigkeit und pulsierendes Leben“.

Das 4. Kapitel gibt gewissermaßen noch einmal einen Rückblick. Es behandelt die öffentliche Meinung im Jahre 1787, die öffentliche Meinung, die man ja damals für unfehlbar hielt und die eine ungeheure Macht besaß. In einem Punkte ist sie einmütig: Einschränkung der Monarchie, was so viel wie Freiheit bedeutete.

Digitized by Google

Und weil die Parlamente diese Monarchie einschränkten, begeisterte man sich blindlings für sie, und die unfehlbare öffentliche Meinung erkennt nicht, daß sie gegen die Interessen der Nation, gegen alle wohlgemeinten Reformen der Regierung kämpft. Auch die Notabeln galten, weil sie Front gegen die verhaßte und verachtete Regierung machten, als Vorkämpfer der Freiheit. Alles, was gegen die Monarchie geschieht, mag es auch noch so sinnlos sein, findet den jubelnden Beifall der Massen. Selbst als das Pariser Parlament für die Steuerprivilegien eintrat, stand die gesamte öffentliche Meinung leidenschaftlich auf seiner Seite, und das Volk der Straße griff in wüsten Aktionen zu Gunsten der Privilegien ein. Ja es sind Glanzleistungen des Goetheschen „dummen Herrn Omnes“, die uns die französische Revolution schon im Jahre 1787 vorführt, und das „vox populi vox dei“ findet auch in ihm eine großartige Illustration. Von einem Haß der Stände gegen einander aber, das ist besonders auffallend, war 1787 noch keine Rede. Der Haß gegen die Regierung eint sie noch alle. Dies nachgewiesen zu haben, ist eins der Verdienste Wahls. Er führt zu dem Zwecke unter anderem den Inhalt einer Menge von Broschüren jener Zeit an, unter denen sich auch eine sehr interessante Mirabeaus befindet. Auch aus diesen Broschüren klingt es vornehmlich heraus, daß Frankreich damals ein blühendes Land war. In einer Broschüre wird es geradezu als „das blühendste Reich des Weltalls“ bezeichnet. Die Regierung sei zwar verschuldet, könne aber leicht durch Reformen die reichste werden. Ganz richtig wird auch in einer Broschüre anerkannt, daß schon Ludwig XV. Reformversuche gemacht habe und daß das Ende seiner Regierung „eine Zeit des Aufschwunges für Ackerbau und Handel gewesen sei“. Ich erinnere an meine Besprechung des 1. Bandes.

Der im ganzen noch recht maßvolle Ton dieser Broschüren wird schon gegen Ende des Jahres etwas erregter, doch sind immerhin die Reformvorschläge gegenüber den Forderungen des folgenden Jahres sehr besonnen. Unverschämt ist nur der Ton in den Kundgebungen der Parlamente. Daß diese, die nach dem Verbot der Regierung gar nicht veröffentlicht werden durften, in Massen erschienen, zeugt wieder von den anarchischen Zuständen zur Zeit dieser „despotischen“ Regierung. Leider war der Absatz und der Einfluß dieser Parlamentsschimpfereien größer als der der maßvolleren Broschüren und Zeitungen. Es ist eben charakteristisch für die Zustände des ausgehenden ancien régime, daß die schwache Regierung am heftigsten von ihrer eigenen Beamtenschaft bekämpft wurde.

Einen Rückblick gibt auch das kurze 5. Kapitel. Es gibt so trefflich das Fazit des Jahres 1787, daß ich es am liebsten ganz zitierte. Es betont, welch ein lebensvolles Jahr 1787 war, wie viel zukunftreiche Gedanken zum ersten Male in ihm ernstlich

Digitized by Google

um Verwirklichung rangen, welch ein frisches Leben sich in den neuen Verwaltungskörperschaften entfaltete, „mit welcher Leidenschaft, welcher Opferfreudigkeit, mit welchem Fleiß und Geschick" sich alle Stände an der Lösung der ihnen anvertrauten schwierigen Aufgaben mühten. „Es muß eine Freude gewesen sein, in diesem Jahre in Frankreich zu leben, zu wirken, zu denken. Und wir wissen auch, daß dies vielfach in leidenschaftlicher Weise so empfunden wurde. Wo sind die Spuren dumpfer Verzweiflung, welche eine rein konstruierende Historiographie als die Grundstimmung Frankreichs vor 1789 hinzustellen liebte?" Eins freilich erregt Bedenken. Die Menschen jener Zeit — Wahl denkt bei dieser Schilderung gewiß nur an die gebildeteren Klassen — sind von zu weichlicher Gemütsverfassung, Stimmungsmenschen mit schnellem Wechsel „von unendlicher Liebe und blindem Haß", keine Männer für besonnene Politik. Selbst Mirabeau, der Schlaue und Hartgesottene, wie schwankend und vag ist er in seinem politischen Denken! Wie schwärmerische Jünglinge kommen uns die Menschen vor, Jünglinge, die in ihren Gefühlen, auch denen des Schmerzes, gern schwelgen, Jünglinge, die auch leicht, berauscht von ihren Erfolgen, maßlos vorwärts stürmen. Und diesen Menschen steht nun eine Regierung gegenüber, die durch ihre Niederlagen in der äußeren und in der inneren Politik gedemütigt und noch mehr in der Achtung gesunken ist als bisher. Das gibt eine sorgenvolle Perspektive für die Zukunft!

Im 6. Kapitel wird uns der Kampf mit den Parlamenten im Jahre 1788 geschildert. Nachdem im Januar durch „ein leidliches Zusammenwirken der Krone und des Parlamentes" ein bedeutendes Gesetz, nämlich das Toleranzedikt zu Gunsten der Protestanten, zustande gekommen war, durch das die Aufhebung des Edikts von Nantes im ganzen wieder gutgemacht wurde, begann wieder der Kampf zwischen beiden Machtfaktoren, in dem das Parlament schließlich geradezu zum Aufruhr reizte. Aus Popularitätshascherei wird seine Sprache immer unverschämter und aufrührerischer. Man muß alle Sympathie dem maßvollen Verhalten des gütigen Königs zuwenden, der in der übelsten Lage ist. Denn jedes energische Vorgehen gegen den Machtkitzel der selbstsüchtigen Parlamente entfesselt einen Sturm der Entrüstung bei dem törichten Publikum, das für die demagogischen Beamten schwärmt, die sogar mit einer Dynastie Orléans zu drohen wagen, mit dem Orléans, der sich später als Egalité mit solcher Schande bedeckt hat. Wir wollen aber immerhin den Parlamenten nicht alle Überzeugungstreue absprechen: sie zeigen eine recht menschliche Verquickung von Eigennutz und Rechtsbewußtsein. Verächtlich dagegen ohne jede Zubilligung mildernder Umstände erscheint die blöde Borniertheit der Menge, die alles Urteils bar eine Beute der Phrase ist.

Digitized by Google

Der Verfasser zeigt uns dann weiter, wie die Regierung „ganz bewußt einen der großen Gedanken der Zukunft ergriffen hat, der meist irrtümlicherweise der Revolution zugute geschrieben wird, der Turgotsche und durch Turgot ohne Zweifel Brienne übermittelte Gedanke der Vereinheitlichung des Reiches durch Aufhebung der provinziellen Unterschiede in Rechtsprechung und Gesetzgebung". Zugleich bot sie „eine gründliche Reform des französischen Justizwesens, so tiefgreifend und großzügig, wie sie selten in einem Staatswesen auf einen Schlag versucht worden ist". Aber was halfen alle diese großartigen Geschenke der Krone an die Nation, die verblendet war und kein Verständnis für diese Gaben hatte. Es kommt zu einer drastischen Szene im Kampf zwischen Monarchie und Parlaments-Aristokratie, als zwei Parlamentsmitglieder wegen aufrührerischer Haltung verhaftet werden sollen. Man fühlt sich bei der Lektüre dieser Parlamentssitzung, die 30 Stunden dauerte, schon ganz in die tollsten Zeiten der Revolution versetzt, und man sieht deutlich: diese Parlamente haben wesentlich die Revolution entzündet. Eine wunderbare Gesellschaft diese Leute von damals nach unserem Empfinden! Diese Rührseligkeit neben der Frechheit! Wiederholt brachen die Parlamentsmitglieder im Verlauf dieser dramatischen Sitzung „auf allen Seiten in Tränen aus". Obwohl nun die Regierung die erwünschtesten Reformen bot: Vereinfachung, Verbilligung, Beschleunigung der Rechtspflege, Trennung von Justiz und Verwaltung, Milderung des Strafprozesses, so erweckten diese Reformen, die allerdings auch auf die Zertrümmerung der Parlamentsmacht hinausliefen, dennoch „einen Sturm der Kritik, die z. T. noch heutzutage von den Historikern aufrecht erhalten wird", obwohl sie glänzend widerlegt worden ist. Eine wilde Flut von revolutionären Flugschriften brach herein, und überall stieß die Durchführung der neuen Gesetze auf Widerstand. So erklärte der le Châtelet genannte Gerichtshof, daß er nach den neuen Gesetzen nicht arbeiten werde. Die Rechtsprechung stockte bald in der Hauptstadt und in großen Teilen des ganzen Landes, in mehreren Provinzen kam es zu offenen Erhebungen, zu blutigen Revolten, vor denen die schwache Regierung schließlich zurückweicht. Die Provinzen widerstreben der Unifizierung, der beabsichtigten Einigung Frankreichs, sie kämpfen für ihre Sonderrechte und Sonderstellung, so daß es endlich eine Zeitlang so aussieht, als wollte sich ganz Frankreich in Provinzstaaten auflösen. Die Revolution ist also von Haus aus auf nichts weniger als auf eine Zentralisation des Landes ausgegangen. „So wenig kann man aus dem, was die Revolution vollbracht hat, schließen, daß sie um dessentwillen herbeigeführt worden sei oder um dessentwillen habe kommen müssen".

Nun kommt noch eine weitere Verschlimmerung der Lage für die Krone: ihr vielhundertjähriger Bundesgenosse, der franzö-

sische Klerus, geht „mit fliegenden Fahnen ins Lager des Gegners über". Eine außerordentliche Versammlung des Klerus verweigert der „despotischen" Regierung die Steuern, will ihr das Besteuerungsrecht nicht mehr zugestehen, obgleich vor zwei Monaten eine Versammlung der Deputierten des Klerus in bündiger Form den Verzicht auf die Steuerprivilegien ausgesprochen hatte. Wie ist dieser Umschwung zu erklären? Die ganze Entwicklung der Ereignisse vor der Revolution wie der Verlauf der Revolution selbst geben eine Bestätigung für die Richtigkeit der Comteschen Lehre von der Macht der Geistesströmungen. Der Freiheitsrausch und der Haß gegen die Regierungsgewalt bemächtigen sich immer mehr der Geister. Wie eine epidemische Krankheit um sich greift und immer mehr Menschen infiziert, so, ja noch viel schlimmer wirken geistige Krankheitserscheinungen. Ein wahrer „revolutionärer Taumel" erfaßte die Mehrzahl der Menschen, eine Lust an der Opposition um ihrer selbst willen. Fast niemand kann sich ganz dieser suggestiv wirkenden Geistesströmung entziehen; Bürger, Bauern, Adel, Geistlichkeit werden in ihren Bann gezogen, die treuesten Stützen des Thrones geraten ins Wanken. Kann man sich da noch wundern, wenn die Regierung wieder das Feld räumt und schließlich alles zurücknimmt, was sie vorher angeordnet hat?

Ich will das Schauspiel, das sich noch öfter wiederholt: das immer dreistere, leidenschaftlichere Anstürmen der Opposition, das schwankende, schwächliche Verhalten der fast von allen verlassenen Staatsregierung, die immer mehr unterliegt, nicht weiter im einzelnen verfolgen, nachdem ich wohl glauben darf, ein einigermaßen genügendes Bild von dem Geiste des Wahlschen Buches und von des Verfassers eindringender, mühsamer Forschung entworfen zu haben; sein Werk baut sich, wie wir sahen, auf Tatsachen und nicht wie die Werke der meisten Geschichtschreiber jener Zeiten auf Konstruktion und Spekulation auf.

War nun auch die Leidenschaft bis zur Siedehitze gestiegen, wankte auch alles um die bedrohte Krone herum, eins hätte sie noch retten können, — das Heer. War es noch treu und zuverlässig? Auch diese Stütze versagte. Vergebens bemühte sich die Regierung in den Jahren 1787 und 1788 manche Schäden in der Armee zu tilgen, indem man vielfach den bewunderten preußischen Einrichtungen nachzuahmen strebte. Der Zeitgeist hatte auch die Disziplin gelockert und unterwühlt, im Offizierkorps und unter der Mannschaft. Gewiß hätte wohl eine rücksichtslos durchgreifende Energie die wankende Disziplin wieder herstellen können, — aber wer konnte von dieser Regierung ein konsequentes, tatkräftiges Vorgehen erwarten!

Die drängende Finanznot veranlaßte nun Brienne zu dem Erlaß vom 8. August 1788, in dem die Berufung der Generalstände zum 1. Mai 1789 versprochen wurde. Der drohende Staatsbanke-

Digitized by Google

rott stürzte ihn trotzdem. Nur einer schien diesen noch abwenden zu können: Necker. Und trotz anfänglichen Sträubens des klarer sehenden Königs setzte die öffentliche Meinung seine Wiederberufung unter Beihilfe der Königin durch. So einig sind noch jetzt alle drei Stände, daß auch der Adel und der Klerus für den offenkundigen Anhänger des dritten Standes eintreten. Necker ist ja für Beschränkung der Monarchie, das ist die Hauptsache, er wird also Rettung aus der Finanznot, und er wird Freiheit bringen. Leider machen sich jetzt obenein die Folgen der mangelhaften Ernte und des für mehrere Landschaften recht ungünstigen Handelsvertrages mit England immer mehr geltend. Es war also keine leichte Aufgabe, die den neuen Minister erwartete. Wenn wir nun auch dem Verfasser zugeben, daß der „mit unbeschreiblichem Jubel begrüßte" Necker ein „salbungsvoller Optimist", ein Mann ohne die erforderliche Energie, ohne Initiative, ein Knecht der öffentlichen Meinung, daß er ohne Mut und ohne politisches Verständnis und vor allem ein eitler Egoist war, so scheint es doch, daß Wahl seinem Geschick, die ganz verzweifelte finanzielle Lage wenigstens für die nächste Zeit zu bessern, nicht ganz gerecht wird. Er brachte doch das Kunststück fertig, den schon ausgebrochenen Staatsbankerott wieder rückgängig und die versiegten königlichen Kassen wieder zahlungsfähig zu machen. Im übrigen war sein schwächliches Benehmen allerdings nur dazu angetan, die Monarchie noch mehr zu demütigen. Da die öffentliche Meinung die Magnetnadel war, nach der er das Staatsschiff unbedenklich steuerte, so kam es schließlich, wie es kommen mußte: die Regierung kapitulierte vollständig vor dieser! Fast alle Reformen wurden bedingungslos zurückgenommen, den Parlamenten alle ihre Machtbefugnisse zurückgegeben, die gefangenen Rebellen wieder in Freiheit gesetzt. Der Durst nach Macht („der wichtigste und gewaltigste Faktor in der Weltgeschichte"), der die ganze französische Nation ergriffen hatte, feierte einen großen Triumpf, aber gestillt war er noch nicht. Und jetzt trat etwas ganz Neues in die Erscheinung, es kommt ein Wendepunkt in der Geschichte der Revolution.

Waren bisher die Stände fast ausnahmslos in größter Eintracht im Kampfe gegen die Krone vorgegangen, so bricht nun der Kampf zwischen ihnen aus: der Adel, der in Wahrheit die Revolution begonnen hat, wird nun samt dem Klerus, der sich ihm angeschlossen hatte, vom Tiers-Etat immer leidenschaftlicher angegriffen. Wie kam es zu diesem Umschwung, der Ende des September in jäher Weise eintrat? Wahl findet den Hauptgrund in der jetzt vollständigen Niederlage der Regierung. „Gegen diesen Feind galt es nicht mehr zu siegen; er war besiegt. . . . Es begann nun unter den bisherigen Genossen in aller Form der Kampf um die Beute". Jedenfalls hat der Verfasser nachgewiesen, daß die vielverbreitete Ansicht, der Streit der Stände wäre der eigentliche

Digitized by Google

Ausgangspunkt der Revolution gewesen, durchaus irrig ist. Erst jetzt, fast unvermittelt, bricht der Kampf unter den bisherigen Bundesgenossen aus. Ein wenig hat ihn sogar die Regierung mit ins Leben gerufen. Sie hatte nach dem Grundsatz divide et impera versucht, die Gegner zu trennen und sich nach der Methode der Kapetinger auf den dritten Stand zu stützen. Schon vor Neckers Wiedereintritt hatte die Regierung solche Versuche gemacht. Die Veranlassung gab aber jetzt zu dem plötzlichen Ausbruch des Zwistes ein unüberlegter Schritt des Parlamentes, das, kaum, von ungeheurem Jubel begrüßt, zurückgekehrt, den Beschluß faßte, daß die Generalstände genau in den Formen von 1614 berufen werden sollten. Wahrscheinlich fürchtete es, daß der dritte Stand in den Generalständen ihm über den Kopf wachsen könnte. Es sah gewiß überhaupt in den Etats généraux einen Rivalen betreffs der Volksgunst. Durch diesen törichten Erlaß verlor das Parlament unwiederbringlich seine bisherige große Popularität und entzündete den Kampf der Stände untereinander. Denn natürlich wollte der dritte Stand die ausschlaggebende Stellung in den Generalständen haben, aber nicht die bescheidene Stellung, wie sie ihm früher eingeräumt gewesen war. Necker, der grundsätzlich selbst nichts entscheiden mochte, da er es mit keinem verderben wollte, berief deshalb eine zweite Notabelnversammlung, die bezüglich der Art der Berufung der Generalstände beschließen oder wenigstens die Initiative ergreifen sollte.

Welche Erregung, welche unglaubliche Leidenschaft tobte inzwischen in der Flut der Broschüren, durch die die Publizisten eine Zeitlang eine ganz hervorragende Bedeutung erhielten! Im Oktober 1788 brach diese „Broschüren-Krise" aus. Ein Liebhaber sammelte in kurzer Zeit 2500, gab aber dann den Gedanken, eine vollständige Sammlung zu erzielen, auf. Der Verfasser versucht ein anschauliches Bild von dieser Flut der Schmähungen und Verhetzungen zu geben, indem er eine ganze Reihe besonders berühmter und wirksamer Flugschriften in ihrem Hauptinhalt vorführt. Die Raserei hat alle Stände ergriffen, selbst Offiziere und Grafen fordern in maßloser Weise zum Aufruhr auf. Wahl übertreibt nicht, wenn er meint, es käme uns so vor, als ob die Menschen im Fieber oder Delirium ohne jede Rücksicht auf die Wirklichkeit redeten. Die bekannteste dieser Broschüren ist die des Grafen Sieyès Qu'est-ce-que le Tiers Etat?, die ebenso niederträchtig wie unwahr ist. Neben der Forderung der Freiheit tritt nun mehr und mehr die der Gleichheit in den Vordergrund. Außer den Broschüren gab es noch eine Menge Adressen und Petitionen, die aus den einzelnen Provinzen, Städten usw. herbeiströmten und alle veröffentlicht wurden. In den Provinzen ging es z. T. schon recht bunt zu, in einigen herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung. Indem Wahl uns dieses tolle Treiben, den ganzen Wirrwarr vor die Augen führt, zeigt er, daß man

Digitized by Google

doch zu einem wesentlich anderen Urteile gelangen muß, als es bisher fast ausnahmslos gefällt worden ist. Es kann nach ihm kein Zweifel sein, daß der dritte Stand „fast durchaus und allein der Angreifer ist“. Bei aller Roheit und Leidenschaft geht er aber taktisch so geschickt vor, daß er den Gegner ins Unrecht zu setzen versteht, und indem er über Vergewaltigung lamentiert, schreitet er von einer Forderung zur andern fort. Mit Entschiedenheit betont Wahl, wie ganz anders die Revolution hätte verlaufen können, so daß nicht Neid und Haß zu Haupttriebfedern des politischen Lebens und die Vergewaltigung von Minoritäten zu einer fast regelmäßigen Institution wurde, sondern daß wie in England ein Zusammenwirken der Stände möglich gewesen wäre. Und mit Recht weist er das übliche Urteil zurück, als hätte sich ein Unterdrückter, dem man hartnäckig sein Recht verweigerte, gezwungen gesehen, dies Recht sich mit Gewalt zu nehmen. Gewiß, zu den Unterdrückten gehört die führende Schicht des dritten Standes durchaus nicht.

Wenn nun Necker gehofft hatte, die zweite Notabelnversammlung würde ihm die lästige Entscheidung über alle Fragen, die die Berufung der Generalstände mit sich brachte, abnehmen und sich dafür aussprechen, daß die Zahl der zu wählenden Abgeordneten des dritten Standes erhöht werden sollte, so daß sie denen der beiden anderen Stände gleichkam, so hatte er sich freilich getäuscht. Die wütenden Angriffe auf die beiden ersten Stände in der Presse, auf der Straße und in den Provinzen übten doch erklärlicherweise ihren Einfluß auf die Stimmung der Notabeln und bewirkten, daß die Mehrzahl keine Lust verspürte, dem gefährlichen Feinde, der sich nun im Tiers Etat entpuppt hatte, die Macht dadurch in die Hände zu geben, daß man seine Abgeordnetenzahl verdoppelte. Im übrigen besteht auch diese Notabelnversammlung nicht aus blinden Reaktionären, auch sie verzichtet freiwillig auf die Steuerprivilegien, dehnt das Wahlrecht weiter aus und zieht z. B. die ländliche Bevölkerung, die früher bei den Wahlen kaum eine Rolle gespielt hatte, im weitesten Umfang heran. Ihre Vorschläge entfernen sich nur wenig vom allgemeinen Wahlrecht! Nur in der Frage der Abgeordnetenzahl des dritten Standes entschied die Mehrheit gegen die öffentliche Meinung. Sie will sogar dem ganzen dritten Stande nur eine Stimme gegenüber den zwei Stimmen der beiden anderen Stände zuerkennen. Trotzdem meint der Verfasser, daß auch diese zweite Notabelnversammlung die drohende Gefahr noch sehr unterschätzt und von Optimismus erfüllt noch immer wie Necker auf das „gute“ Volk gebaut habe. Jedenfalls kann man diesen Vorwurf den Prinzen königlichen Geblütes nicht machen. Fünf von ihnen reichten dem Könige eine schriftliche Vorstellung ein, in der sie ihm zuriefen: „Sire, der Staat ist in

Digitized by Google

Gefahr". Diese lettre des princes hatte aber natürlich nur die Folge, daß sie die Aufregung der Massen noch steigerte.

Da ihm die Notabeln nun nicht den Gefallen getan hatten, die Abgeordnetenzahl des Tiers zu bestimmen resp. wenigstens die Initiative im Vorschlag zu nehmen, so mußte Necker wohl oder übel dies nun selbst tun. Es ist bezeichnend für ihn, wie er es tat. Er wußte doch die Sache so anzugreifen, daß eigentlich nichts entschieden wurde. Dem dritten Stand wurde zwar die Verdoppelung seiner Abgeordneten zugestanden, aber die Frage, ob nach Köpfen oder nach Ständen abgestimmt werden sollte, stellte er der Entscheidung der Generalstände anheim. Eine ganz törichte, widerspruchsvolle Bestimmung, durch die aus lauter Feigheit sofort den Etats généraux eine gefährliche Initiative eingeräumt wurde. In der Tat „es ist wenig erstaunlich, daß eine Monarchie, die in so schweren Zeiten einem solchen Minister folgte, zu Grunde ging".

Es wurde den Notabeln aber auch ein umfassendes Verfassungs- und Reformprogramm vorgelegt, das große Zugeständnisse machte, indem es z. B. den Generalständen, die in regelmäßigen Zwischenräumen einberufen werden sollten, das Steuerbewilligungsrecht zugesteht, Provinzialstände vorsieht, die in organischer Verbindung mit den Generalständen wirken sollen usw. Man muß anerkennen, daß dieses Programm eine tüchtige Leistung war, und es wäre mit ihm vielleicht noch eine Rettung des Staates möglich gewesen, wenn Necker — nicht Necker, sondern ein Mann von Energie und Stätigkeit gewesen wäre. Jedenfalls machten die großen Gaben, die wieder die Krone dem Volke bot, diesmal doch einen tiefen Eindruck. Ein wahrer Freudentaumel ergriff die Pariser. Gerührt fiel man sich auf der Straße in die Arme, beglückwünschte sich und segnete Ludwig den XVI. Aber das Fieber, das den Volkskörper ergriffen hatte, war nur augenblicklich gemäßigt und durchschüttelte ihn bald wieder um so heftiger. Schließlich sah man doch nur einen neuen Sieg über die ersten Stände und über die schwache Monarchie in dieser Kundgebung, und das Siegesgefühl erzeugte neuen Machthunger und spornte zu größeren Forderungen an. Was konnte man nicht von einer Regierung ertrotzen, die ohne den geringsten Versuch einer Gegenwehr sich immermehr von allen Seiten öffentlich verlästern und verhöhnen ließ! Zu spät merkte nun Necker, daß er durch seine allzugroße Nachgiebigkeit eine große Gefahr heraufbeschworen und es doch mit allen Parteien verdorben hatte.

Im letzten Kapitel bespricht der Verfasser die Wahlen zu den Generalständen und zeigt, daß in den Provinzen auch jetzt noch öfter die größte Einigkeit unter den drei Ständen herrscht, ja zuweilen geradezu rührende Eintracht. Die Wühlarbeit ging offenbar von Paris aus. Übrigens sind keineswegs die beiden ersten Stände völlig einig untereinander. Dann kommt Wahl auf

Digitized by Google

die berühmten Cahiers zu sprechen und zeigt in überzeugender Weise, daß noch Vorarbeiten von Generationen erforderlich sind, bis man über das ungeheure Material ein sicheres Urteil gewinnen kann. Daß die Unzufriedenheit unter den Bauern schon seit langer Zeit bestanden habe, bestreitet der Verfasser auf das entschiedenste. Die Agitation soll erst die Aufregung hervorgerufen haben, die insofern auf guten Boden fiel, als in letzter Zeit einige Mißernten die Stimmung beeinflußt hatten. Er will überhaupt nichts davon wissen, daß die „damalige glänzende Gesellschaft auf einem Vulkane gelebt" hätte. Selbst der spätere Brand der Schlösser soll auf Pariser Agitation veranstaltet worden sein. Zweifellos hat das Bauernvolk Cahiersmodelle geliefert bekommen, und in allen Cahiers scheint die Phrase eine große Rolle zu spielen. Im ganzen liefen die in ihnen niedergelegten Wünsche weniger auf Reformierung des Staates als auf seine Schwächung zu Gunsten des Individuums hinaus. Vielfach sehen wir auch Partikularismus, nirgends finden wir aber, soweit die Cahiers durchforscht sind, den Wunsch auf Abschaffung der Monarchie, öfter begegnet vielmehr die Versicherung der Loyalität gegen den „guten, liebenswerten König", dem freilich sehr wenig Macht gelassen werden soll. Dennoch mag Wahl recht haben, wenn er meint, daß im dritten Stande innerlich doch viele Bürger für die Republik gewonnen waren. Übrigens tritt Unklarheit und Unreife in den politischen Anschauungen recht deutlich zu Tage. Auch Klerus und Adel leben in demselben naiven Individualismus, „der in letzter Linie den Staat knechten möchte" und für sein Wesen und seine Bedürfnisse fast kein Verständnis hat. Der Verfasser weist sodann auf die Unhaltbarkeit einer allgemein verbreiteten Ansicht hin. „Die Cahiers der zwei ersten Stände beweisen unwiderlediglich die Verkehrtheit der (aus der Historiographie kaum ausrottbaren) Auffassung, wonach die Beseitigung von Adel und Klerus deswegen eine historische Notwendigkeit gewesen, weil ohne sie[1]) eine ersprießliche Beschränkung des Absolutismus nicht hätte erreicht werden können". Er zeigt, daß sich in ihnen[2]) auch nicht eine einzige Stimme für die bestehende Regierungsform erhob, daß sie teilweise sogar mit ihren Forderungen über alles vernünftige Maß hinausgehen und jedenfalls mit dem Verlangen auf Beschränkung der Monarchie durchaus nicht hinter dem dritten Stand zurückbleiben. Auch die Behauptung Taines, daß der Adel wesentlich unter Montesquieus Einfluß gestanden, der Tiers dagegen im Banne Rousseaus, sucht Wahl als unberechtigt zu beweisen. Deutlich tritt ferner

[1]) Das „sie" bezieht sich auf „die Beseitigung". Der Stil Wahls ist ansprechend, oft markig und schön, bisweilen aber nicht frei von Unebenheit und Sonderbarkeit.

[2]) Die Zahl der Cahiers der ersteren zwei Stände ist natürlich nicht so groß wie die des dritten Standes und leicht zu übersehen.

Digitized by Google

in den den Abgeordneten der zwei ersten Stände von ihren Wählern mitgegebenen Cahiers hervor, daß trotz aller Verhetzungen und Beschimpfungen die zwei ersten Stände dem dritten noch immer weit entgegenkommen. Die erdrückende Mehrzahl dieser Cahiers spricht wieder den Verzicht auf die Steuerprivilegien aus, und auch in der Hauptfrage, ob Abstimmung nach Ständen oder Köpfen, ist die Mehrzahl der Privilegierten nachgiebig. Aber was half alles Entgegenkommen? Die Leidenschaft des Tiers Etat, seine Begehrlichkeit und sein Machthunger waren zu groß; er schwankt zwischen „trunkener Siegesgewißheit“ und fast hysterischer Furcht vor Gefahren, die nicht vorhanden waren“. Auch die gemäßigteren Elemente werden von der geistigen Epidemie infiziert. „Niedrig vom Staate denkend und doch sich erkühnend, ihn neu zu erbauen, mit begehrlicher Hand und ungläubigem Sinn Heiliges berührend, rissen diese unkundigen Baumeister die alten ungleichen und rohen Mauern nieder, von denen gewiß mehrere morsch und alterschwach geworden waren, andere aber noch Jahrhunderte überdauert hätten; aber mehr noch: sie zerstörten auch die alten Fundamente. Dann errichteten sie ihren neuen, symmetrischen, luftigen Prachtbau; sie gaben ihm aber überhaupt keine Fundamente. denn man hatte sie gelehrt, daß Worte und Prinzipien die Stelle einnehmen könnten von alter Tradition, von überliefertem Ehrbegriff, von Regierungskunst, Sachkenntnis und Arbeit“. So brach der Bau nach drei Jahren „wie ein Kartenhaus zusammen, die Baumeister unter seinen Trümmern begrabend und die chryselephantine Statue der Freiheit, die sie in ihm errichtet hatten“.

Sehr gut vergleicht der Verfasser diesen Phantastenbau mit dem Steins, „dessen Parole war: zugleich Einführung der Freiheit und Selbstverwaltung und Stärkung der Staatsgewalt, ja Freiheit, damit der Staat stärker werde! Die Konstituante schrie nach Freiheit, damit die Zentralgewalt vernichtet werde“. Daher der Rückschlag im Jahre 1793 durch Einführung einer Zentralgewalt so furchtbar, wie sie Frankreich wohl nie gesehen hatte. „Aber mehr noch: das, was jener (der Konstituante) an ihrer Arbeit das Wichtigste war, die Freiheit, auch sie wurde durch diese furchtbare Reaktion verschlungen, und Frankreich harrt noch heute zahlreicher Freiheitsrechte und vor allem freiheitlicher Gebräuche bei Ausübung der Regierungsgewalt, welche glücklichere Staaten genießen, deren Bürger sich nie erkühnen durften, den Staat mit Füßen zu treten“.

Auf den Inhalt der sechs Exkurse einzugehen, die den 2. Band schließen, würde wohl hier nicht am Platze sein. Er ist teils erklärender, teils polemischer Natur. Natürlich erheben die Anhänger der alten Richtung, die die französische Revolution zu glorifizieren pflegen und die ihre Ursachen ganz anders

Digitized by Google

konstruierten, gegenüber den Resultaten der Wahlschen Forschung Widerspruch, aber sie werden die sicheren Fundamente, auf denen sie aufgebaut ist, nicht zu zerstören vermögen, und ich glaube zuversichtlich, daß die Ergebnisse der fleißigen Arbeit Wahls im ganzen das Feld behaupten werden, wenn auch vielleicht im einzelnen einiges fallen sollte.

Sangerhausen. J. Froboese.

---

1) D. Detlefsen, Die Anordnung der geographischen Bücher des Plinius und ihre Quellen. Heft 18 der „Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie". Herausgegeben von W. Sieglin. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. VI und 171 S. gr. 8. 6 *M*.

Der Verfasser hat sich durch jahrzehntelange Studien, deren Ergebnisse in einer großen Zahl von Einzeluntersuchungen vorliegen, um die Pliniusforschung, insonderheit was die geographischen Bücher der Naturalis Historia (III—VI) betrifft, außerordentliche Verdienste erworben und darf mit Recht als eine Autorität auf diesem Gebiete gelten. Die genannten Bücher des Werkes des Plinius haben auch in Sieglin's „Quellen und Forschungen" mehrfach Bearbeitung erfahren, und nicht von Detlefsen allein. In gewissem Sinne bietet das vorliegende Buch eine Zusammenfassung und einen Abschluß der Untersuchungen, wie Verf. denn gleich im Anfange seine hauptsächlichsten Arbeiten zusammenstellt und kurz kennzeichnet. So hat er in diesem Buche gar oftmals Veranlassung sich selbst zu zitieren.

Die Hauptaufgabe, die Detlefsen sich stellt, ist die dem Gange der plinianischen Länderbeschreibung folgende Untersuchung der (als zweifellos oder wenigstens wahrscheinlich sich ergebenden) Quellen des Schriftstellers, Fragen, die in ähnlicher Weise schon Alfred Klotz im 11. Hefte der „Quellen und Forschungen" behandelte (von uns besprochen in dieser Zeitschr. 1907 S. 388 ff.); Verf. weicht von dessen Ergebnissen vielfach ab, kann jedoch gar manche Einzelheiten von ihm anerkennen. Diesen Einzeluntersuchungen schickt Verf. erst einige Voruntersuchungen allgemeinerer Art voraus. Nachdem er im 1. Abschnitte die geographischen Grundanschauungen des Plinius dargelegt und hierbei nachgewiesen hat, daß es dem Schriftsteller zunächst darauf ankam, einen durch Vollständigkeit möglichst nutzbaren Stoff zu geben, daß er dabei aber auch den patriotischen Gesichtspunkt festhielt (Europa nimmt unter den Erdteilen den ersten Rang ein, die Beschreibung der Länder des römischen Reiches ist ihm Hauptaufgabe), weist er im zweiten Abschnitte nach, daß sich seine Darstellung in ihrem Aufbau und in ihren Einzelheiten wesentlich auf römische Quellen stützt. Dabei ergibt sich als zweifellos, daß die Erdkarte des Agrippa, des kriegsberühmten Eidams und Vertrauten des Augustus, die sich überhaupt eines allgemeinen

Digitized by Google

Ansehns erfreute, auch für Plinius eine wichtige Autorität bildete, und zwar besonders in ihren Maßangaben. Die Anordnung seines geographischen Werkes verdankt Plinius zum wesentlichen Teile einem Werke Varros, das von den Meeren, ihrer Gestaltung und ihrem Zusammenhange untereinander gehandelt haben muß, also wieder eine römische Quelle, wenn diese auch vielfach aus den griechischen Geographen abgeleitet ist. Verf. deckt mehrfach die Schwierigkeiten auf, die sich dem Plinius insofern ergeben mußten, als die Provinzen des römischen Reiches, die er als Unterabteilungen in seiner Erdbeschreibung festhielt, in ihren Abgrenzungen sich nicht immer an die natürliche Gestaltung der Meere, der vier Sinus des Mittelmeeres, anschlossen. Die dritte Hauptquelle des Plinius, wenigstens für das imperium Romanum, zumal in statistischen Angaben, waren jedenfalls die formulae provinciarum, die als Verwaltungsordnungen oder Aufzeichnungen in den Kanzleien der erobernden Heerführer oder der Oberbeamten entstanden und als solche dem Schriftsteller zuverlässiges Material für die politische Geographie boten, wie Verf. schon in Heft 14 der „Quellen und Forschungen“ dargetan (vgl. unsre Besprechung in dieser Zeitschrift 1909 S. 53 f.). Verf. ist sich dabei wohl bewußt, daß die Feststellung der einzelnen formulae der Forschung noch manche Aufgabe läßt. Was nun die indices für die vier geographischen Bücher betrifft und die darin namentlich aufgeführten auctores, so will Plinius hier nicht die von ihm benutzten Gewährsmänner aufzählen, sondern vielmehr den Entwurf einer Bibliotheca geographica geben; denn obwohl er neben 75 griechischen nur 28 lateinische Schriftsteller nennt, so hat er sich doch durchgehends der letzteren als Hauptstützen bedient, wie schon die Häufigkeit der Zitate aus ihnen im Texte ergibt.

In den folgenden, umfangreicheren Abschnitten 6—9 (S. 38 bis 147) sind die eingehenden Einzelforschungen nach den Quellen niedergelegt. Verf. folgt bei der Besprechung im ganzen, wie schon gesagt, der Anordnung des Plinius, doch, was dieser wie z. B. bei der Beschreibung Italiens zerrissen hat, zusammenfügend. So kommen zur Behandlung die Länder Europas, die Mittelmeerländer Afrikas und Asiens, die Inseln, die Länder Asiens am Pontus, am Ozean und im Innern sowie die Äthiopiens. Indem Verf. dabei für jede einzelne Provinz des Reiches und jedes Land die nachweisbaren Quellen feststellt, ergibt sich, daß von Plinius durch den ganzen Bereich seiner Erdbeschreibung im durchgehenden Zusammenhange nur Agrippas Erdkarte, Varros Darstellung der Meere und die formulae provinciarum benutzt worden sind; wo ihm diese nicht ausreichten, zieht er andere, auch Griechen heran. Nur für Italien läßt sich erkennen, daß außer den genannten auch Catos Origines und eine geographische Schrift des Nepos benutzt sind,

Digitized by Google

, während die Heranziehung griechischer Quellen für dieses Gebiet geradezu verschmäht wird. Bei den Mitteilungen über die Gegenden außerhalb des imperium Romanum folgt Plinius naturgemäß auch anderen Quellen, so für Ägypten und Arabien dem Juba, für Asien, bei dem er, soweit es römisch ist, die politischen Verhältnisse genau berücksichtigt, dem Isidor, dem Zeitgenossen des Augustus, und anderen Griechen; doch verwertet er auch hier, wenn möglich, römische Berichte, wie Mitteilungen des Kaisers Claudius, die acta triumphatorum, für Aethiopien die Berichte der exploratores des Kaisers Nero (der einen äthiopischen Krieg beabsichtigt hatte) u. a. Die Mitteilungen über Indien werden ausdrücklich griechischen Schriftstellern entlehnt. Die Inseln werden von Plinius regelmäßig jedesmal im Anschluß an das Festland, dem sie vorgelagert sind, besprochen und sind somit über alle 4 Bücher verteilt; der Verf. betrachtet sie im Zusammenhange im 8. Abschnitte und kommt zu dem Schlusse, daß die Angaben des Plinius zum größten Teile auf ein „Inselbuch" zurückzuführen sind, das er, wenn ein solches auch nirgends ausdrücklich erwähnt wird, ebenfalls dem Isidor aus Charax glaubt zuschreiben zu sollen. Mit diesem „Inselbuche" rechnet Verf. fast wie mit einem gegebenen Faktor. Mit den der äthiopischen Küste vorgelagerten Inseln wird bei Plinius die Einzelbeschreibung des Erdreiches abgeschlossen. Der kurzen Übersicht der segmenta mundi, der Parallelzonen der Erde, die noch folgt, (wobei Plinius den sonst in den geographischen Büchern nicht vorkommenden Nigidius Figulus als sein Vorbild nennt) legt der Schriftsteller selbst keine weitere Bedeutung bei; er teilt sie nur mit, ut nihil desit in spectando terrarum situ.

Nachdem uns der Verf. in eingehender Untersuchung durch das ganze Gebiet der plinianischen Mitteilungen hindurchgeführt und mit besonnener Schlußfolgerung und scharfsinniger Kombination auf die Quellen der einzelnen Abschnitte hingewiesen hat, läßt sich nunmehr ein interessanter Einblick in die Arbeitsweise des Plinius tun, und diesen eröffnet uns der Verfasser im 10. Abschnitte seines Buches. Wie Plinius seinen Stoff aus Büchern sammelte, wissen wir aus der anschaulichen Schilderung seines Neffen; was die Auswahl seiner Quellen betrifft, so läßt sich erkennen, daß er zur Beschreibung der westlichen, lateinischen Provinzen fast ausschließlich lateinische Schriftquellen heranzieht, je weiter er sich aber von Rom und Italien entfernt, um so mehr an griechische Überlieferungen sich anschließt; der Text bekommt etwas Mosaikartiges, indem in eine Angabe eine andere eingefügt oder daneben gesetzt oder beide ineinander verflochten sind. Plinius kannte aber die meisten der von ihm genannten Schriftsteller nur durch Zwischenberichte, nur wenige lagen ihm im Original vor.

Digitized by Google

Diese stellt nun der Verf. zum Schlusse seines gehaltvollen Buches zusammen und zwar so, daß er nach den vorangegangenen Einzeluntersuchungen unter jedem Namen die Stellen aus der N. H. angibt, die mit Sicherheit (oder Wahrscheinlichkeit) auf ihn zurückzuführen sind. Es sind von lateinischen Schriftstellern Varro, Cornelius Nepos, Cato, Kaiser Claudius, Domitius Corbulo, Licinius Mucianus, von griechischen Eratosthenes, Artemidorus, Isidorus, Juba, wahrscheinlich Demodamas und Megasthenes, jedenfalls Polybius und Posidonius; nicht wenige Erkundungen hat Plinius selbst gemacht über Verhältnisse der neuesten Zeit. So führt uns der Verf. vor Augen, ein wie vollständiges Bild des orbis terrarum der gewaltige Sammeleifer des Plinius schuf, dessen Hauptwert in der Darstellung der politschen Geographie des römischen Ländergebietes beruht. Der Wert der Arbeit aber, die der Verfasser in dem vorliegenden Buche niedergelegt hat, steht außer Frage. Denn, wie der Verfasser mit Recht sagt, „soll einmal eine Ausgabe der geographischen Bücher der N. H. des Plinius gemacht werden, die auf die Quellen hinwiese, so ist die kaum anders denkbar, als daß zu den einzelnen Abschnitten durchweg im Anschluß an die in den indices gegebene Einteilung nach Art der obigen Forschungen die sicheren oder mutmaßlichen Quellen verzeichnet werden".

Ein Versehen ist stehengeblieben: S. 137 Z. 13 v. o. ist statt „C. Cäsar, den älteren Sohn des Augustus" zu schreiben: Enkel.

2) **Franz Braun, Die Entwicklung der spanischen Provinzialgrenzen in römischer Zeit.** Heft 17 der „Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie". Herausgegeben von W. Sieglin. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 139 S. gr. 8. 5 M.

Der Gegenstand, dem dies Buch gewidmet ist, ist bisher von den Forschern wohl gestreift, auch in dieser und jener Einzelheit eingehender besprochen, aber noch nicht in dem Umfange wie in dieser Sonderschrift behandelt worden. Dem Verfasser ist es darum zu tun zunächst zu bestimmen, wann die ursprünglichen zwei Provinzen Spanien, Hispania citerior und ulterior, in drei umgewandelt sind, also wann die Absonderung Lusitaniens von Hispania ulterior stattgefunden hat, und sodann die Grenzen der Provinzen gegen einander und ihre Veränderung im Anfange der Kaiserzeit festzustellen. Da die Beantwortung der hier in Betracht kommenden Fragen wesentlich auf der richtigen Beurteilung der von Agrippa in seiner Weltkarte gebrachten Angaben beruht, so hat der Verfasser recht, wenn er bei seiner Untersuchung von den Fragmenten und den Quellen des Agrippa ausgeht, um zu dem — gleich hier vorweg anzugebenden — Resultate zu kommen, daß die Agrippakarte die Dreiteilung Spaniens hat. Verfasser teilt die Fragmente Agrippas in direkte und indirekte. Die ersteren

Digitized by Google

bestehen nur in den Entferungszahlen, die Plinius an einigen Stellen überliefert; aus ihnen aber läßt sich schon erkennen, daß Lusitanien als besondere Provinz betrachtet wird, also daß die Dreiteilung zugrunde liegt. Weit zahlreicher sind die indirekten Fragmente bei Schriftstellern, die, ohne Agrippa ausdrücklich zu zitieren, doch auf seine Karte sich stützen. Als solche zieht Verf. zunächst in Betracht zwei Schulbücher aus dem Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts, die Divisio und Dimensuratio, die, von einander unabhängig, im letzten Grunde auf die Agrippakarte zurückgehen und jedenfalls Lusitania und Baetica als selbständige Provinzen kennen. Zeitlich steht dem Agrippa am nächsten Strabo, unter dessen *χωρογραφικὸς πίναξ* die Agrippakarte zu verstehen ist, die er zum Vergleiche und zur Ergänzung seiner Angaben benutzt hat; Verf. macht durchaus wahrscheinlich, daß er Lusitanien als besondere Provinz kennt. Auch in Mela erblickt Braun einen bedeutsamen Zeugen für die Agrippaeinteilung Spaniens, während ihm Detlefsen (Heft 13 der „Quellen und Forschungen") jede Benutzung der Agrippakarte absprach, auch Klotz (Heft 11) eine vollständige Abweichung des Mela von Agrippa hinsichtlich der Ausdehnung Lusitaniens annimmt. Verf. stellt hierbei die wichtigsten Vorsprünge an der Küste Lusitaniens: das Promunturium Sacrum als Kap Espichel, Cuneus als Kap Vincent, Promunturium Magnum als Kap Roca fest. Diese Lokalisierung der Hauptvorgebirge wird in einem längeren Exkurse, der zugleich die Entwicklung der kartographischen Ansichten von Spanien darlegt, näher begründet, wobei manchen bisherigen Ansichten entgegengetreten wird. Hier versucht Verf. aus den wenigen Spuren über Eratosthenes dessen Kartenbild zu erläutern; besser ist dies möglich für Polybius, dessen Kartenbild von Spanien der Verf. S. 52 in einer Skizze wiederzugeben versucht. Wenn sich bei den Schriftstellern in der Ansetzung der Seitenlänge Spaniens große Abweichungen zeigen, so erklärt Verf. das entweder aus der verschiedenen Ansetzung des Westpunktes (bald Säulen des Herakles, bald Heiliges Vorgebirge) oder aus der verschiedenen Lokalisierung der Vorgebirge.

Was Plinius betrifft, so zeigen sich zwar bei ihm recht bedeutsame Fragmente des Agrippa, indessen hat er dessen Karte nur gelegentlich benutzt, während sie für Mela die Grundlage seiner Beschreibung Spaniens abgegeben hat. — In sehr eingehender Untersuchung, bei der viel Einzelberechnungen vorgenommen werden, kommt Verf. mit besonnenen Schlußfolgerungen zu dem Ergebnis, daß die Agrippakarte die drei Gebiete Hispania citerior (Tarraconensis), Lusitania und Baetica als gesonderte Verwaltungsbezirke zeigt. Die auf S. 79 für Strabos Entfernungsangabe *μυρίων καὶ τρισχιλίων σταδίων* — eine allerdings dort unmögliche Zahl — gemachte Konjektur *τετρακισχιλίων* macht zwar palaeographisch Schwierigkeit; indessen da sie mit der

Digitized by Google

a. a. O. auf anderem Wege gefundenen Zahl (4000) übereinstimmt, dürfte sie wohl das Richtige treffen. Vielleicht erscheint es nicht ganz korrekt, daß Verf. die römische Meile (m. p.) bald zu $8^1/_2$, bald zu 8, auch zu $8^1/_3$ Stadien ansetzt, um eine Übereinstimmung der verschiedenen Maßzahlen der griechischen und der römischen Geographen herauszurechnen; indessen sind die dadurch sich ergebenden Abweichungen doch nur gering, zumal wenn man in Betracht zieht, daß bei den Itineraren, auf die man sich stützte, an absolute Genauigkeit nicht zu denken ist, überdies die großen Zahlen (der Stadien) immer etwas abgerundet sind.

Es folgt nach den vorausgegangenen grundlegenden Feststellungen die Besprechung der Grenzen. Diese waren zwischen Ulterior und Citerior in republikanischer Zeit festgelegt worden; da sich, wie Verf. mit Recht bemerkt, kein Grund finden läßt, warum man, als Baetica von Lusitania getrennt wurde, die schon bestehenden Grenzen nach Citerior hätte ändern sollen, so lassen sich die Grenzen im einzelnen oft aus der Überlieferung der republikanischen Zeit ergänzen; dieser ist denn der folgende Abschnitt in dem Buche gewidmet. In dieser Zeit, seit Artemidor, war Karthago die Hauptstadt von Citerior und ist es auch später geblieben. Der Festsetzung der Quellen des Baetis, die in der Überlieferung für die Grenzangabe von Wichtigkeit ist, wird eine besondere Untersuchung zugewandt und dabei auf Strabo, Aristoteles, Polybius, Ptolemäus zurückgegangen, auch der Epigrammendichter Metrodor (aus der Zeit des Constantin [?]) wird herangezogen, der in einem Epigramme die Heerstraße von Gades nach Rom, in einzelne Abschnitte zerlegt, angibt, genau den Itineraren entsprechend. Aus alledem ergibt sich, daß der Baetis bei Mentesa im Gebiete der Oretaner auf dem Saltus Castulonensis (Sierra Morena) entspringt, der die Grenze zwischen Citerior und Ulterior bildete. Die wichtige Völkerschaft der Vaccaeer machte schon zur Zeit der Zweiteilung in der Republik einen Teil der Provinz Hispania citerior aus; so blieb es in der Agrippaeinteilung und der späteren augusteischen Zeit. Das Ergebnis der ganzen Untersuchung ist, daß die von Agrippa herbeigeführte Änderung in der Provinzeinteilung nur darin bestand, daß er Ulterior in zwei Provinzen zerlegte, daß ihre Grenzen gegen Hispania citerior aber die alten blieben. Erfolgt ist diese Dreiteilung nach Appians und Dios bestimmter Überlieferung im Jahre 27 v. Chr., wobei Baetica an den Senat, Lusitania und Citerior unter kaiserliche Verwaltung kam. Die endgültige augusteische Einteilung fällt in die Jahre 7—2 v. Chr. Bei der hierüber angestellten Untersuchung teilt Verf. auch nach Möglichkeit die in den einzelnen Provinzen stehenden Legionen mit; und ihre Zugehörigkeit gibt nicht selten für die Abgrenzung der Provinzen Fingerzeige.

Der vierte Abschnitt bringt dann die Grenzen der augusteischen Zeit im einzelnen, die Verf. in der Weise genau zu bestimmen

Digitized by Google

sucht, daß er (hauptsächlich nach Plinius und Ptolemäus, die in allem Wesentlichen übereinstimmen) jedesmal die auf beiden Seiten der Grenze zunächst gelegenen Orte festzulegen sucht, so daß eine Linie zwischen den so gefundenen Punkten entlang die Provinzgrenze darstellt. Zwischen Baetica und Lusitania läuft sie im ganzen den Anasfluß entlang. Diese mit eingehender Begründung durchgeführte Feststellung läßt allerdings bei dem gegenwärtigen Stande unserer Überlieferung auch jetzt noch manches unsicher.

Über Veränderungen der Grenzen in der Kaiserzeit ist das Quellenmaterial weniger reichlich, doch lassen sich Neuordnungen, namentlich die Einrichtung von Asturien und Gallaecien aus der Zeit des Caracalla und — genauer — die Einrichtungen des Diokletian von 297 erkennen. Zu der Diözese Hispania gehörten dann später auch als selbständige Provinzen Mauritania Tingitana (deren Verbindung mit Baetica näher lag als mit Mauretanien) und die insulae Baleares.

So hat Verf. seine Aufgabe, soweit es der Bestand der Quellen zurzeit zuläßt, gewissenhaft zu Ende geführt, zugleich manche Feststellung anderer Forscher im einzelnen berichtigt. Dankenswert ist es dabei, daß er an sehr zahlreichen Stellen die Örtlichkeiten nach der gegenwärtigen Geographie bestimmt.

S. 81 Z. 3 v. u. muß es statt Baetica heißen: Citerior.

Hanau. O. Wackermann.

Joh. Kleiber, Zur Erinnerung der physikalischen Schülerübungen auf der Unterstufe. Erfahrungen, gesammelt und zum Besten der Schulen mitgeteilt. Mit 12 Abbildungen im Text. München und Berlin 1909, R. Oldenbourg. 49 S. 8. geh. 1 *M*.

Diese kleine Broschüre ist aus mehrfachen Gründen für eine erste Beurteilung derjenigen Fragen, die bei einer beabsichtigten Einführung von Schülerübungen an den Physiklehrer herantreten, als geeignetes Material zu empfehlen. Sie beginnt mit einem kurzen Überblick über die Entwickelung dieses Unterrichtsbetriebes in Deutschland, geht dann zur Beschreibung des Übungsraumes und seiner Einrichtung an der städtischen Handelsschule in München über und skizziert kurz die durchgenommenen Aufgaben ohne Angabe der erzielten Resultate, aber mit Bezeichnung der benutzten Hilfsmittel. Zum Schlusse findet man eine Zusammenstellung der zum Betriebe notwendigen Apparate und Hilfsmittel, sowie deren Anschaffungskosten und Bezugsquellen, wobei sich auch hier herausstellt, daß die Kosten nicht erheblich sind und ein par hundert Mark nicht überschreiten. Mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit einer physikalischen Handbibliothek, für welche die wichtigsten Werke genannt werden, schließt die empfehlenswerte, kleine Schrift.

Berlin. R. Schiel.

Digitized by Google

1) Lloyd Morgan, Instinkt und Gewohnheit. Autorisierte deutsche Übersetzung von Maria Semon. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. VII u. 396 S. 8. 5.— *M*, geb. 6.— *M*.

Zwölf Jahre sind verstrichen, seitdem das in Fachkreisen bekannte und geschätzte englische Werk von C. Lloyd Morgan F. R. S., Professor der Zoologie am University College in Bristol, geschrieben worden ist. In der deutschen Literatur befindet sich zwar auch manches Buch über die tierische Psyche, aber ein dem Morganschen entsprechendes fehlt ganz und gar. Deshalb werden die deutschen Zoologen und Naturfreunde es freudig und dankbar begrüßen, daß endlich von jenem Werk eine Übersetzung in deutscher Sprache erschienen ist. Die vorliegende Ausgabe gibt es in derselben Form wieder, in der es einst die Hände des Verfassers verlassen hat. Die Übersetzerin, Frau Maria Semon, hat ihre Aufgabe mit Geschick durchgeführt, für die genaue und gewandte Übersetzung gebührt ihr volle Anerkennung.

Eine wichtige Aufgabe der Naturwissenschaften ist die Erforschung der engen Beziehungen zwischen physiologischer und psychologischer Entwickelung. Zur Feststellung solcher Beziehungen will Morgan in seinem Werke beitragen. Sein Standpunkt dabei ist kurz folgender. Die Erscheinungen und Äußerungen des Instinkts bilden die biologische Grundlage der physiologischen Entwickelung. Das im Gefolge der Instinkttätigkeit auftretende Bewußtsein liefert dem Organismus dasjenige, was als Grundgewebe der Erfahrung bezeichnet werden könnte. Weiterhin fällt der Intelligenz die Aufgabe zu, die erblich gegebene Grundlage des Verhaltens zu ändern, zu erweitern und zweckmäßig zu gestalten. Dies aber geschieht durch die Ausbildung von Gewohnheiten und ist von den höheren Funktionen des Cerebralsystems abhängig.

Der Inhalt des Werkes ist über fünfzehn Kapitel verteilt. Im ersten finden sich „einleitende Definitionen und Beispiele". Der Verfasser hält es für nötig, die Wörter „Gewohnheit, Instinkt, Reflex, erblich, erworben und andere", die er als technische Ausdrücke verwenden will, begrifflich schärfer zu umgrenzen, als wir es im täglichen Leben zu tun pflegen. Allerdings büßen sie dann viel von ihrer Modulationsfähigkeit ein, aber im Rahmen der exakten Wissenschaften bedürfen sie solcher Fesseln. So will Morgan „Gewohnheit" nur zur Bezeichnung einer auf Grund häufiger Wiederholung im Laufe des individuellen Lebens entstandenen Handlung gebrauchen. Was den Begriff „Instinkt" betrifft, der sich sowohl auf beobachtbare Tätigkeiten wie auf als vorhanden angenommene geistige Fähigkeiten anwenden läßt, so hält er es für die Pflicht eines Forschers, zunächst die der Beobachtung vorliegenden Tatsachen zu behandeln, dann erst die psychologischen Folgerungen, vorausgesetzt, daß es angängig ist, das Vorhandensein eines besonderen Bewußtseinsvorgangs „Instinkt" aus den Tatsachen, die uns die Beobachtung von Tätigkeiten liefert, schließen zu dürfen. Eine Umgrenzung dieses Begriffes findet der

Digitized by Google

Verfasser bei der Betrachtung des Verhältnisses zwischen instinktiven Handlungen und Reflextätigkeiten; „Instinkte" sind mehr zusammengesetzte Handlungsweisen eines Tieres, während „Reflexe" örtlich begrenzte Reaktionen auf spezialisierte Reize darstellen. Obgleich jene mit dem Organismus aufs engste verknüpft sind, lassen sie sich nicht ohne weiteres aus der anatomischen und morphologischen Untersuchung des Körperbaues ableiten. Wohl aber sind sie den gleichartigen Gliedern einer bestimmten Tiergruppe gemeinsam und werden von ihnen in äußerst ähnlicher, typischer Weise ausgeführt. Die echten Instinkthandlungen zeichnen sich durch eine gewisse Regelmäßigkeit des Ablaufs aus, die erblich ist, im Gegensatz zu den Gewohnheiten, die als Ergebnis individueller Erfahrung erworben sind. Da ferner ein Tier nur diejenigen Fähigkeiten erwerben kann, für deren Erwerbung es eine Anlage mit auf die Welt bringt, so haben wir bei allem Vererbten wieder zwischen „angeborenen Handlungsweisen" und „angeborenen Fähigkeiten" zu unterscheiden. Zu den ersteren rechnet der Verfasser die Anlagen, die das Tier in den Stand setzen, sofort auf häufig wiederkehrende Verhältnisse seiner Umgebung in bestimmter Weise zu reagieren, zu den letzteren das Vermögen, besonderen vereinzelt vorkommenden Verhältnissen zu begegnen. Nach seiner Überzeugung ist es vom biologischen Standpunkte aus richtiger, nicht wie Wundt die Instinkte in ererbte und erworbene zu teilen, sondern unter „instinktiven Tätigkeiten" nur die angeborenen Handlungsweisen zu verstehen, die mit einer gewissen erblichen Vollendung auftreten. In diesem Sinne wird der Ausdruck von ihm auch nur gebraucht. Weitere Betrachtungen über die Begriffe „erblich und erworben" führen ihn zu der vielumstrittenen, interessanten biologischen Frage, die er in seinem Werke auf Grund vieler Beobachtungen und Versuche zu beantworten sucht: „Können individuell erworbene Lebensgewohnheiten in Gestalt angeborener Instinkte vererbt werden?"

Das zweite Kapitel bringt „einige Instinkte und Gewohnheiten junger Vögel". Ausdrücklich betont der Verfasser, daß er zunächst nur eine Anzahl gewissenhaft beobachteter Beispiele vorführen und die Beobachtung der Tatsachen von der Frage nach den Ursachen ganz getrennt haben will. Erst nach Beschreibung verschiedener Fälle möchte er sich der Frage zuwenden, ob die ausgebildet ererbte Tätigkeit durch natürliche Zuchtwahl aus kleinen, ebenfalls erblich bedingten Variationen entstanden oder ob sie auf die Vererbung einer individuell erworbenen Anpassung zurückzuführen ist. Er wählt das Material zuerst aus dem Gebiete der Geflügelwelt, weil sich die jungen Vögel leicht in einem Brutapparat ausbrüten lassen, so daß der mütterliche Einfluß ausgeschaltet werden kann, ferner weil sich die meisten schon gleich nach der Geburt recht lebhaft betätigen und außerdem bei der

Digitized by Google

Aufzucht keine besonderen Schwierigkeiten bieten. Die von ihm angeführten Beobachtungen und Versuche hat er teils selbst gemacht, teils von anderen Forschern übernommen. In fesselnder Weise erzählen sie uns z. B. von dem Verhalten der jungen Vögel vor, bei und nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei und bei ihrer ersten Nahrungsaufnahme, von ihrer Angst vor großen Gegenständen, von ihren ersten Erfahrungen, die sie mit schlecht schmeckenden und gefährlichen Insekten machen. Im folgenden Kapitel: „Ortsbewegungen bei jungen Vögeln" hören wir unter anderem von den ersten Kletterübungen kleiner Teichhühnchen, den Tauch- und Schwimmversuchen junger Entenvögel und von den ersten Übungen junger Schwalben im Fliegen. In den vorliegenden Fällen besteht das Ererbte in einer angeborenen Koordination der Bewegungsreaktionen unter einer entsprechenden Einwirkung von Reizen. Außer einem Organ mit seinen Muskeln wird auch das zugehörige Nervensystem vererbt. So nur ist es denkbar, daß ohne vorhergegangene Übung und Erfahrung sich die verwickeltesten Bewegungen in genauer Anordnung vollziehen.

Die bei der Nahrungsaufnahme gemachten Beobachtungen aber lassen die Bevorzugung oder Zurückweisung einer gewissen Art von Gegenständen als Ergebnis individueller Erfahrung erscheinen. Um diese Ansicht zu erhärten oder zu widerlegen, sind weitere Beweise instinktiver Reaktion nötig. Deshalb führt Morgan im vierten Kapitel: „Weitere Beobachtungen an jungen Vögeln" hauptsächlich Beispiele instinktiver Furcht vor bestimmten Tieren oder Dingen an. Er schildert ihre Zutraulichkeit gegen Hund und Mensch, ihre Äußerungen der Furcht, beschäftigt sich mit der Frage, ob der junge Vogel seine Feinde kennt, und geht dann zu den von den jungen Vögeln geäußerten Lauten und ererbten Eigentümlichkeiten über. Im nächsten Kapitel stellt er „Beobachtungen an jungen Säugetieren" an. Versuchstiere sind Pampas-Schafe und -Lämmer, Schweinchen, Kätzchen, Meerschweinchen, Kaninchen, Eichkätzchen. Seine Beobachtungen erstrecken sich auf Gehen, Benehmen, erste Gesichts- und Gehörswahrnehmungen, erste Äußerungen des Geruchssinnes. Vieles hat der Verfasser, wie er sagt, aus den Arbeiten Mills verwendet, auf den er häufig Bezug nimmt. Er ist mit ihm darin eins, daß der fundamentale Unterschied zwischen dem Instinktiven und Angeborenen auf der einen Seite und dem durch individuelle Erfahrung Erworbenen auf der anderen bestehen bleibt, wenn auch bei einem geistig höher stehenden Tiere nach einer bestimmten Zeit von seinen Instinkten fast gar keine übrig bleiben, da das als Instinkt Mitgeborene allmählich durch Erfahrung verändert wird. „Die instinktive Handlung geht der Erfahrung voran, die erworbene oder erlernte Handlung geht aus Erfahrung hervor. Und dieser Unterschied steht fest, so schwer es auch im einzelnen

Digitized by Google

Falle sein mag zu entscheiden, ob eine Tätigkeit im wesentlichen instinktiv oder im wesentlichen erworben sei".

„Die Beziehung des Bewußtseins zur Instinkthandlung" ist das sechste Kapitel betitelt. Der Verfasser erörtert hier zunächst das erste Auftauchen des Bewußtseins. Bei der Frage, welches die Beziehung zwischen einer automatischen Handlung und der Ausübung instinktiver Tätigkeit ist, entscheidet er sich für die letzte der drei von ihm aufgestellten Kombinationsmöglichkeiten zwischen automatischer und vom Bewußtsein geleiteter Tätigkeit: „Ein Tier kann automatisch handeln, seine automatische Reaktion kann aber die Erweckung des Bewußtseins zur Folge haben, so daß der weitere Verlauf der Tätigkeit durch dieses geleitet und kontrolliert wird". Nach einer weiteren Betrachtung vom physiologischen Standpunkt aus kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß eine angeborene Tätigkeit nur bei ihrem ersten Auftreten sich in unverfälscht instinktiver Form zeigt. Später wird sie durch die Einflüsse individueller Erfahrung so verändert, daß sie gleichzeitig erworbene und instinktive Elemente umschließt, weshalb sie Morgan „instinktive Gewohnheit" nennen will. Ihr Zustandekommen aber liegt der Intelligenz ob, von der im folgenden Kapitel „Intelligenz und die Erwerbung von Gewohnheiten" die Rede ist. Die Grundlagen tierischer Intelligenz ruhen auf der individuellen Wahlhandlung, die wiederum von der angeborenen Gabe der Assoziation und der damit verknüpften Suggestion abhängt. Auf dem bewußten Wahlvorgang beruhen in all ihrer Ausdehnung die erworbenen Tätigkeiten im Gegensatz zu den angeborenen. Ein reichhaltiges Material für nützliche Assoziationen bietet die Intelligenz, die Energie und Hartnäckigkeit, der jugendliche Übermut und Spieltrieb. Ein äußerst wichtiger Faktor bei der Entwickelung der Gewohnheit ist die „Nachahmung", der das folgende Kapitel gewidmet ist. Gewöhnlich versteht man unter Nachahmung einen ausgesprochenen, unter der Leitung des Verstandes ausgeführten Willensakt. Doch pflegt man einige Formen auch als instinktiv zu bezeichnen. Die instinktive Nachahmung ist jedenfalls als eine von der Erfahrung unabhängige Reaktion anzusehen, während intelligente, unter der Leitung des Oberbewußtseins erfolgende Nachahmung das Ergebnis von Erfahrung ist und auf dem angeborenen Lustgefühl beruht, das den reproduktiven Akt der Nachahmung zu begleiten pflegt. Von der Nachahmung zu unterscheiden ist die „Mimikry" und „Kopie", von denen die letztere nur die Ergebnisse der Handlung eines andern wiedergibt. Als Beispiele von Nachahmung führt der Verfasser die Spottdrossel und andere Spötter und die Dompfaffen an. Nachahmung ist auch ein sehr wichtiger Faktor bei der Annahme fremden und Festhaltung ererbten Gesanges, von großer Bedeutung ist sie im Dienste der Zuchtwahl. So werden durch die Nachahmung viele Tätigkeiten geweckt, die auf instinktiver Grund-

Digitized by Google

lage beruhen; durch fortwährende Wiederholung unter Nutzbarmachung individueller Erfahrung entwickeln sie sich dann zu einer bestimmten Gewohnheit von ausgebildetem Charakter.

Im neunten Kapitel behandelt Morgan „die Gefühle und Affekte in ihren Beziehungen zum Instinkt". Er legt seinen Betrachtungen das Verhalten seines Foxterriers einem Pudel und Fleischerhund gegenüber zugrunde und sucht die Erscheinungen zunächst mit den Affekt-Theorien von W. James und Rutgers Marschall zu erklären. Schließlich kommt er unter Verwerfung der Ansicht von James zu folgenden Schlüssen über die Beziehung zwischen Instinkt und Affekt. Mit einigen der instinktiven Tätigkeiten, die, wie schon erwähnt, unter bestimmten inneren Bedingungen erfolgenden Antworten des Organismus auf bestimmte äußere Reize sind und dem Bewußtsein durch Rückstoß gewisse motorische Eindrücke liefern, sind die viszeralen Reaktionen eng verbunden, die ebenso wie jene eine Folge zentrifugaler Impulse der niederen Gehirnzentren sind und dem Bewußtsein gewisse Eindrücke übermitteln. Diese bilden nun die Grundlage für die sogenannten Affekte. Die angeborenen Elemente des Affektes sind also gleichen Wesens mit den angeborenen Elementen der Instinkttätigkeit, nämlich geschlossene Gruppen zentripetaler Impulse. Ergibt sich aber die charakteristischste Eigenschaft der Affekte aus den viszeralen Veränderungen, so muß auch die Äußerung der Affekte in charakteristischen Haltungen und Handlungen mit den Gefühlen aufs engste verknüpft sein. Häufig verschmelzen bei diesen Affektzuständen die viszeralen und motorischen Empfindungselemente so stark, daß ein scheinbar homogener Bewußtseinszustand erreicht wird. Vom Standpunkt der Vererbung aus kann hier eine ererbte Organisation innerhalb des Zentralnervensystems angenommen werden, von der aus koordinierte zentrifugale Impulse gleichzeitig nach den viszeralen Teilen und den bei den Gefühlsäußerungen beteiligten Organen gesandt werden. Daraus folgt aber wiederum eine Wechselwirkung zwischen den zentripetalen Impulsen beider Organsysteme, die allerdings eine Sache individueller Erwerbung ist. Im folgenden Kapitel: „Einige Gewohnheiten und Instinkte der Paarungszeit" weist der Verfasser im besonderen auf die Gefühlsäußerungen hin, die bei der geschlechtlichen Zuchtwahl eine bedeutende Rolle spielen, wie Kampfsucht, Gesang, Liebestänze in der Luft und auf dem Boden, auffallendes Gefieder. Als Äußerungen geschlechtlicher Erregung angesehen besitzen diese sehr wahrscheinlich suggestiven Wert und dienen dazu, ähnliche Affekte hervorzurufen. Es bleibt sich aber gleich, ob die geschlechtliche Zuchtwahl durch Wahlpaarung als eine der Ursachen dieser eigenartigen Tätigkeiten betrachtet wird oder nicht, aus den beobachteten Tatsachen folgt, daß sie zeitlich mit dem höchsten Stande des Paarungstriebes zusammenfallen. Aber in dieser Lebensperiode treten noch andere Tätigkeiten auf, denen

Digitized by Google

kaum suggestive Bedeutung zugesprochen werden kann. Diese sind „Nestbau, Brutpflege und Wandertrieb“, von denen der Verfasser im nächsten Kapitel spricht. Es handelt sich wieder um die Frage: sind diese Tätigkeiten Instinkte oder durch verständige Nachahmung erworbene Gewohnheiten, werden sie also vererbt oder durch Überlieferung weitergegeben? Im Gegensatz zu Wallace gewinnt Morgan aus seinen Beobachtungen die feste Überzeugung, daß der Nestbau ein echter Instinkt ist. Erst durch individuelle Erfahrung wird diese Handlung zur Gewohnheit. Vielleicht löst der Anblick des zum Bau erforderlichen Materials den inneren Impuls aus, der die Ausübung jener Tätigkeit veranlaßt. Im Anschluß an den Nestbau geht der Verfasser noch auf die sonderbaren und abnormen Gepflogenheiten des Kuckucks, des nordamerikanischen Kuhvogels und anderer Schmarotzer-Vögel und auf die Komödien mancher Vögel, wie der Kiebitz- und Entenmutter ein. Auch die Brutpflege wie den Wandertrieb, das größte Geheimnis des Tierlebens, hält er für Instinkthandlungen. Allerdings liefern uns auch diese Beispiele von Instinkten wie viele andere keine abschließenden Beweise, auch sind die Elemente der Überlieferung bei diesen Handlungen stark beteiligt.

Hatte der Verfasser bisher nur die physiologischen Tätigkeiten betrachtet und eine geistige Entwicklung als Folge der physiologischen angenommen, so macht er es sich im zwölften Kapitel zur Aufgabe, „die Beziehungen zwischen physischer und psychischer Entwicklung“ festzustellen. Vorausgesetzt wird, daß auf irgendeiner Stufe der physischen Entwicklung das Bewußtsein anfängt, sich als eingreifender Faktor beim Entwicklungsprozeß zu beteiligen. Das Unterscheidungsmerkmal, das uns erkennen läßt, wann das Bewußtsein in Wirksamkeit tritt, ist die Ausübung einer Wahlhandlung, bei der die Erfahrungen ausgenutzt werden. Denn sollen die Ereignisse für die Kontrolle zur Verwendung kommen, so müssen sie sich im Bewußtsein niederschlagen. Die Erfahrung selbst ist also als ein psychisches Produkt anzusehen. Zum Verständnis der psychischen Entwicklung empfiehlt der Verfasser folgende Wahrheit voll und ganz zu würdigen: „Auf dem ganzen psychischen Gebiet, vom ersten Schimmer bewußten Empfindens bis zu den höchsten Produkten des menschlichen Idealismus, wirkt die Umwelt ihrerseits nur insofern bei der psychischen Entwicklung mit, als sie selbst zu einem Objekt der Psyche wird“. Da die psychische Entwicklung ganz im Dienste der materiellen Bedürfnisse steht, so ist sie mit der physischen aufs engste verbunden. Es ist daher nicht leicht zu verstehen, daß trotzdem die psychische Entwicklung ihre eigenen Gesetze hat und welche Rolle das Bewußtsein in der physischen Entwicklung spielt. In dieser stellen wir als Vererbungsmoment fest eine angeborene Bestimmtheit der anatomischen Struktur und der instinktiven Reaktionen und eine angeborene Plastizität, welche Abänderungen

Digitized by Google

der Struktur und des Wachstums und damit Anpassung an die Umgebung ermöglicht. Diese individuelle Anpassungsfähigkeit zu erweitern, ist nun die Aufgabe des Bewußtseins und wird durch ein besonderes Oberleitungsorgan vermittelt, das mit dem Erfahrungsschatz in Verbindung steht. Wie die Erfahrung, auf die sich die Leitung stützt, und die Assoziation, die diese Erfahrung ermöglicht, eine individuelle Angelegenheit ist, so ist die intellektuelle Fähigkeit, die es ermöglicht, das Verhalten den in dem Symbol der Erfahrung zusammengefaßten Verhältnissen anzupassen, als angeboren zu bezeichnen. Für diese Auffassung von Bewußtsein und seiner Rolle in der Entwicklung ist die Frage: „Werden erworbene Eigenschaften vererbt?“ von Wichtigkeit. Sie sucht daher der Verfasser im folgenden Kapitel in ihrer Beziehung zu Instinkt und Gewohnheit zu erörtern. An Beispielen von Henne mit Kücken- und Entenbruten, vom brasilianischen Motmot, von der Hausschwalbe und anderen Vögeln prüft er die Theorien der Anhänger und Gegner der Übertragung erworbener Eigenschaften und kommt zu dem Ergebnis, daß Fälle für diese, andere für jene zu sprechen scheinen, daß das vorliegende Material für eine feste Grundlage zu spärlich ist, und daß die Biologen zur Lösung einer so wichtigen Frage von der rein beobachtenden zur experimentellen Methode übergehen müssen. Seine eigene Ansicht geht dahin, daß in manchen Fällen, wenn auch die vorliegenden Beweise ungenügend sind, die Tatsachen auf einen gewissen Zusammenhang zwischen der ererbten Variation und der angepaßten Modifikation vorzuliegen scheint. Viele Instinkte ließen sich statt mit der natürlichen Zuchtwahl bedeutend einfacher dadurch erklären, daß die angepaßten Modifikationen den erblichen Variationen die Wege gewiesen haben. Bei dem heutigen Stande der Wissenschaft hält er es ferner fürs Ratsamste, die Züge, die nur einem indirekten Einfluß der natürlichen Zuchtwahl zugeschrieben werden dürfen, bis auf weiteres als indirekte Folgen dieser anzusehen. Im vierzehnten Kapitel „Modifikation und Variation“ beleuchtet der Verfasser denselben Gegenstand von einem neuen Gesichtspunkt aus und stellt eine Hypothese auf, nach der die erworbene Modifikation der erblichen Variation den Weg bereitet. Dabei ist es nicht nötig, von der Annahme einer direkten Übertragung der erworbenen Eigenschaften Gebrauch zu machen. Er knüpft zunächst an die vor den meisten der jetzt lebenden Biologen gebilligten Theorie Weismanns an. Auch dessen „Germinalselektion“ kann ihn nicht überzeugen, ebensowenig der Beweisgrund, daß deshalb keine Gebrauchsvererbung bestehe, weil in bestimmten Fällen Gebrauch und Nichtgebrauch keine Rolle gespielt haben. Vielmehr hält er es für möglich, „daß eine sich viele Generationen hindurch wiederholende Modifikation, selbst ohne auf den Keim übertragen zu werden, doch die Anregung zu germinaler Variation gleichen Charakters liefert, und daß die Modifikation als solche

Digitized by Google

nicht vererbt wird, wohl aber die Bedingung bildet, welche angeborene Variationen begünstigt und ihnen Gelegenheit bietet, sich im Organismus einzubürgern und so nach und nach ein hohes adoptives Niveau zu erreichen". Zum Schluß legt er die Hauptlinien der in diesem Kapitel entwickelten Gedankengänge in einer Reihe von Leitsätzen fest und fügt noch einige Worte über ihre Beziehungen zum Hauptthema „Instinkt und Gewohnheit" hinzu.

Schließlich liegt noch die Frage nahe, ob die in den bisherigen Abschnitten entwickelten Schlußfolgerungen bei der Deutung der Erscheinungen des menschlichen Lebens von Nutzen sein können. Zu dem Zwecke schließt der Verfasser seine Betrachtungen mit dem sehr interessanten Kapitel über „Erblichkeit beim Menschen". Nach einer Zusammenstellung der wichtigsten Schlußfolgerungen des ganzen Werkes in zwanzig kurzgefaßten Abschnitten kommt er unter Heranziehung der verschiedensten Äufserungen namhafter Gelehrter zu folgendem Ergebnis: „Es liegt wenig oder kein Zeugnis dafür vor, daß individuell erworbene Gewohnheiten des Menschen durch Vererbung instinktiv werden. Die natürliche Zuchtwahl wird in der sozialen Entwicklung der zivilisierten Menschheit auf eine mehr und mehr untergeordnete Stellung herabgedrückt; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß mit diesem verminderten Einfluß der natürlichen Zuchtwahl eine gewisse Abnahme der natürlichen menschlichen Fähigkeiten Hand in Hand geht. Wir haben demnach keine oder nur sehr schwache Zeugnisse für die erbliche Übertragung einer durch dauernde und fortgesetzte Übung gesteigerten Fähigkeit gefunden, und somit hat unsere Erörterung über die Vererbung beim Menschen die Folgerungen bestätigt, die wir schon zuvor aus unseren Untersuchungen der Gewohnheiten und Instinkte einiger Tiere gezogen hatten".

Wie wir sehen, hat der Verfasser in seinem Werke hochinteressante Fragen erörtert auf Grund gewissenhafter Prüfung der Ansichten anderer Forscher und vorzüglicher, zum großen Teil selbst gemachter Beobachtungen an den verschiedensten Lebewesen. Das Werk ist mit einer außerordentlichen Klarheit geschrieben für jeden, der nicht die Mühe scheut, dem Verfasser auf dem dornigen Pfade scharfsinniger Überlegungen zu folgen. Aber er macht es seinem Leser leicht, indem er möglichst wenig voraussetzend die schon erörterten Begriffe, Definitionen und Schlußfolgerungen mit anderen Worten und in anderem Zusammenhange ihm immer wieder ins Gedächtnis ruft und durch solch vielfache Wiederholung zum Verständnis bringt. Zur schnellen Orientierung beim Nachschlagen ist am Ende des Buches ein Sach- und außerdem ein Autorenregister angebracht, am Anfang eine sehr genaue Inhaltsübersicht. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß in Fußnoten der genaue Titel der Schriften und Werke angegeben ist, auf die der Verfasser Bezug nimmt. Der Preis des Werkes ist dem Inhalt durchaus angemessen.

Digitized by Google

So möchte ich zum Schluß das Morgansche Werk über „Instinkt und Gewohnheit" allen denen, die sich für derartige Fragen interessieren, aufs wärmste empfehlen. Ein Genuß ist sicher.

2) P. G. Buekers, Die Abstammungslehre. Eine gemeinverständliche Darstellung und kritische Übersicht der verschiedenen Theorien mit besonderer Berücksichtigung der Mutationstheorie. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. XI u. 354 S. 8. 4,40 *M*, geb. 5 *M*.

Das vorliegende Werk wendet sich an die gebildeten Laien mit der Absicht, sie mit der Abstammungslehre und den zu ihrer Erklärung entwickelten Theorien bekannt zu machen und auf Grund einer kritischen Behandlung derselben zu befähigen, den verschiedenen Erklärungsversuchen mit eigenem Urteil entgegenzutreten. Nicht will es seinen Lesern eine wissenschaftliche Lösung des Problems von der Entstehung der jetzigen Lebewelt geben. So erklärt es sich, daß der Verfasser sehr viel aus den Werken bekannter Forscher anführt, wie er auch selbst in seiner Vorrede sagt. Der Grundgedanke seiner Kritik liegt in den von ihm angeführten Worten Huxleys: „In der Wissenschaft ist jede Behauptung, die über das durch Tatsachen Beweisbare hinausgeht, nicht nur ein Fehler, sondern geradezu ein Verbrechen". Demzufolge kann sich der Verfasser nicht mit solchen Theorien befreunden, bei deren Aufstellung die Forscher den für die Naturwissenschaften allein sicheren Boden der vorurteilsfreien Beobachtung verlassen haben. Daß dies mehr oder weniger alle Biologen bis auf de Vries getan haben, sucht er an Beispielen nachzuweisen unter Heranziehung kritischer Bemerkungen anderer Autoren. Die Hilfshypothesen der Selektionstheorie sind nach seiner Meinung schon deshalb zu verwerfen, weil sie unter der Voraussetzung ersonnen sind, daß die Selektion selbst von vornherein als bewiesen angesehen wird. Ein Beweis für ihre Unantastbarkeit ist aber bis jetzt noch nicht geliefert worden, weil keine Beobachtung dahin geht, daß durch Selektion neue Arten entstanden sind; ja Verfasser führt Fälle an, bei denen von Selektion und Anpassung gar keine Rede sein kann. Dagegen hat man durch Mutation neue Arten entstehen sehen. Deshalb erkennt Verfasser die von de Vries aufgestellte Mutationslehre als einzig richtige an. Ihr großer Vorzug den anderen Theorien gegenüber liegt darin, daß sie aus der exakten und unmittelbaren Beobachtung hervorgegangen ist und die Abstammungslehre der unmittelbaren Erfahrung und dem Experiment zugänglich macht, ferner darin, daß sich vieles einfacher und leichter durch sie erklären läßt als durch irgend eine andere Theorie. Nach Vergleichung der Mutation mit der Selektion hebt der Verfasser am Schluß seines Werkes in einer „Zusammenfassung" noch einmal die Unzugänglichkeit der Selektionstheorie gegenüber den Vorzügen der Mutationstheorie hervor.

Digitized by Google

Den Stoff bietet er uns nach einer kurzen Einleitung über „Glaube und Wissen“ in folgenden 14 Kapiteln: Geschichtliches, Fortpflanzung, Systematik, Variabilität, Zweckmäßigkeit und Anpassung, Natürliche und künstliche Zuchtwahl, Unzweckmäßigkeiten, Hilfshypothesen, Kritik der Adaptionstheorie, Die geschlechtliche Vermehrung und das Sterben vor Alter, Beschränkte Wirkung der Selektion, Die Mutationstheorie, Selektion oder Mutation, Ein Blick auf die Entwicklungsgeschichte der lebenden Natur. In einem der Ausführung vorangestellten Inhaltsverzeichnis gibt er durch Stichwörter den Inhalt der einzelnen Kapitel noch genauer an. Als Hilfshypothesen behandelt er die fünf wichtigsten: die sexuelle Zuchtwahl, die korrelativen Variationen, die Nägelische Vervollkommnungstheorie, die Beseelungslehre und die Germinalselektion. Vielleicht hätte noch die Migrationstheorie von Wagner und bei der Beseelungslehre August Pauly erwähnt werden können.

Als Unzweckmäßigkeit führt der Verfasser auf Seite 127 die rote Farbe junger Blätter an. Zwei Erklärungen werden als nicht stichhaltig zurückgewiesen. Da möchte ich an eine dritte von Schmeil gegebene erinnern. Die rote Farbschicht ist wegen der Absorption eines Teiles des grellen Sonnenlichtes für den grünen Farbstoff in den darunter liegenden Zellen des Assimilationsgewebes ein natürlicher Schutz. Ich glaube, daß gegen diese Erklärung nichts eingewendet werden kann.

Erwähnt soll noch werden, daß 55 Figuren den Text des Werkes begleiten und sich am Ende ein Sachregister befindet. Für die nächste Auflage wäre eine konsequentere Durchführung der Zeichensetzung und die Beseitigung der in nicht geringer Zahl auftretenden Druckfehler zu wünschen. Da mir der Preis des Buches für einen Laien etwas hoch vorkommt, so wäre eine geringe Preisverminderung im Interesse einer recht starken Verbreitung des ausführlichen und belehrenden Werkes nicht unzweckmäßig. Im übrigen kann ich das Buch jedem, der sich über die Abstammungslehre und die mit ihr zusammenhängenden Fragen unterrichten will, nur empfehlen. Es wird ihm gewiß viel Freude machen.

3) W. Schurig, Biologische Experimente nebst einem Anhang: Mikroskopische Technik. Ein Hilfsbuch für den biologischen Unterricht, insbesondere für die Hand des Lehrers, Studierenden und Naturfreundes. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. X u. 180 S. 8. 2,40 *M*, geb. 2,80 *M*.

In einer Zeit, in der man anfängt, im biologischen Unterrichte zu experimentieren, heißt man jedes Buch, das biologische Versuche enthält, herzlich willkommen; möchte es doch dem Lehrer der Naturwissenschaften bei der Auswahl der wichtigsten für den Schulunterricht in Betracht kommenden biologischen Experimente helfen. In dem vorliegenden Buche, das auf Vollständigkeit keinen

Digitized by Google

Anspruch erhebt, hat der Verfasser aus einer großen Zahl biologischer Werke, die er in einem besonderen Literaturverzeichnis anführt, die einfachsten und wichtigsten biologischen Versuche zusammengestellt. Im ersten Teil behandelt er die Pflanzenbiologie in 48, im zweiten die Tierbiologie in 25, im dritten die mikroskopische Technik in 33 Paragraphen. Dieser Teil ist wegen der vielen praktisch erprobten Konservierungs- und Färbmethoden besonders beachtenswert. Ein langwieriges Nachschlagen in größeren Werken erübrigt sich damit. Die einzelnen Experimente und Apparate sind sorgfältig beschrieben, die Darstellung ist kurz und einfach. Bei vielen Experimenten geht der Beschreibung des eigentlichen Versuchs erst ein allgemeiner Teil, in dem das Wesentlichste deutlich hervorgehoben ist, zur kurzen Orientierung für die vorauf, welche die Lebenserscheinungen der Tier- und Pflanzenwelt aus eigener Anschauung kennen lernen wollen. Zum Verständnis tragen auch die zahlreichen Abbildungen bei, die in guter Ausführung den Wert des Werkes erhöhen. Bei gewissenhafter Beobachtung aller Vorschriften darf man auf ein sicheres Gelingen der Versuche rechnen. Dem Lehrer der Naturwissenschaften bietet das Buch nicht nur eine große Zahl auch im Schulunterricht leicht anzustellender Versuche, sondern regt zugleich zum selbständigen Studium der Lebensprozesse, die sich im Pflanzen- wie im Tierreiche abspielen, an. Daß sich einige Versuche zur allgemeinen Vorführung nicht eignen, betont schon der Verfasser im Vorwort. Sie sind nur für Studierende der Zoologie von Interesse. Selbstverständlich findet auch jeder andere Naturfreund in dem Buche seine Befriedigung. Mit dem Wunsche, daß das Buch Studierenden und Lehrern der Naturwissenschaften bald zu einem unentbehrlichen Ratgeber und Führer werde, empfehle ich es aufs wärmste.

Torgau. Bernhard Lippold.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. „Mikrokosmos", Zeitschrift für die praktische Betätigung aller Naturfreunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von Adolf Reitz. Jährlich erscheinen 12 Hefte und 3 bis 4 Buchbeigaben. Abonnementspreis jährlich 4 M. 3. Jahrg. 8.—10. Heft.

2. Natur und Erziehung. Monatschrift zur Verbreitung und Pflege der Naturwissenschaften in Schule und Haus. Mit der Beilage „In meinen Mußestunden", Anregungen und Mitteilungen für unsere Jugend. Herausgegeben von Fr. Dannemann und K. Smalian. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1909/10. Heft 3 und 4. Halbjährlicher Bezugspreis 4 M.

3. Natur und Kultur. VII (1910) 7—10. Preis pro Quartal 2 M.

4. Monatschrift für den elementaren naturwissenschaftlichen Unterricht. In Verbindung mit Kienitz-Gerloff herausgegeben vom Hamburgischen Lehrerverein für Naturkunde. Redakteur: J. F. Herding. 1909/10. Zweites bis viertes Heft. Stuttgart, Franck'sche Buchhandlung.

5. F. Aly, Vademecum für Kandidaten des höheren Lehramts. Marburg 1910, N. G. Elwert. 49 S.

6. Beiträge zur Österreichichen Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausgegeben von der österreichichen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, XI. Heft. Wien und Leipzig 1909. Carl Fromme. XI u. 244 S. (F. Maurer, Das Kollegium zum heiligen Nikolaus an der Universität in Wien; J. Simon, Ein Blick ins Brünner Gymnasialwesen (1780 bis 1821); J. Wallner, Das Großsche Projekt einer Mittelstandschule und dessen Behandlung in der Steiermark; K. Schiffmann, Katalog einer schulhistorischen Sammlung für das Erzherzogtum Österreich ob der Enns II; J. Schmut, Erstes Eingreifen des Staates zur Hebung des niederen Schulwesens in Steiermark unter Maria Theresia.)

7. C. Berg, Johann Wolfgang Goethe, Lebensbild eines großen Menschen. Der reiferen Jugend dargestellt. Mit 1 Titelbild und 28 Textbildern. Gotha, 1910, F. A. Perthes. VI u. 204 S. geb.

8. E. Riemer, Die Schulpflichten im häuslichen Leben unserer Töchterschülerinnen. Eine statistische Untersuchung. Leipzig 1909, in Kommission bei H. Haessel Verlag. IV u. 57 S. (S.-A aus dem Jahresberichte der Hauptschule zu St. Petri.)

9. K. L. Roth, Griechische Geschichte, nach den Quellen erzählt. Fünfte Auflage von F. Stählin. Mit 55 Bildertafeln und 2 Karten. München 1910, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. XIII u. 484 S. geb. 6 M.

10. J. Rothfuchs, Beiträge zur Methodik des Unterrichtes an höheren Schulen. Pädagogisch-didaktische Aphorismen. Vierte Auflage. Marburg 1909, N. G. Elwert. VIII u. 238 S.

Digitized by Google

11. Schilling-Waeber-Seiwert, Kleine Schul-Naturgeschichte. Zweiundzwanzigste Auflage (Durchgesehener Neudruck), besorgt von J. Seiwert. I. Teil: Der Mensch und das Tierreich. Mit 316 Abbildungen und 9 Tafeln, 232 S. geh. 2 M.

12. J. Schmaus, Deutsche Prüfungsaufgaben an den humanistischen Gymnasien und Realgymnasien Bayerns. Zweite Auflage. Bamberg 1909, C. C. Buchners Verlag. 16 S. 0,20 M. (S.-A. aus den Aufsatzstoffen und Aufsatzproben für die Oberstufe des humanistischen Gymnasiums.)

13. Max C. P. Schmidt, Franz Junghuhn. Biographische Beiträge zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages gesammelt und bearbeitet. Leipzig 1909, Dürrsche Buchhandlung. XIV u. 374 S. gr. 8. 8,50 M, geb. 10 M.

14. J. Chr. G. Schumann, Grundzüge der Pädagogik, neu bearbeitet von H. Walsemann. Zweiter Band: Geschichte der Pädagogik. Neunte Auflage. Hannover 1909, Carl Meyer (G. Prior). VIII u. 366 S. 4 M, geb. 4,60 M.

15. K. Smalian, Naturwissenschaftliches Unterrichtswerk für höhere Mädchenschulen. Neu bearbeitet von K. Bernau. Mit 72 Abbildungen und 11 Farbentafeln. II. Teil: Lehrstoff der VI. Klasse. Leipzig 1910, G. Freytag. 80 S. gr. 8. geb. 1,80 M. — III. Teil: Lehrstoff der V. Klasse. Mit 161 Abbildungen und 10 Farbentabellen. 127 S. geb. 2,25 M.

16. Στρωματεῖς. Grazer Festgabe und 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Graz 1909, Leuschner & Lubensky. 172 S. 15 Abhandlungen.

17. W. Viëtor and F. Dörr, Englisches Lesebuch, Unterstufe, Part I. Phonetic transcription by E. R. Edwards. Second edition. Leipzig 1908, B. G. Teubner. X u. 76 S. geb. 2,20 M.

18. A. Weinel, Deutsche Dichtung und christliches Ideal in der Schule. Sechs Vorträge. Göttingen 1909, Vandenhoeck & Ruprecht. 98 S. 2 M, geb. 2,60 M. (Religionspädagogische Bibliothek, herausgegeben von H. Spanuth, Heft 2.)

19. Voigt, Das Erziehungsideal in Fichtes Reden an die deutsche Nation. Gotha 1909, C. F. Thienemann. 31 S. (S.-A. aus Beiträge zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung, herausgegeben von R. Muthesius, 44. Heft.)

20. F. O. Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache. Vierte Auflage. Leipzig 1909, B. G. Teubner. V u. 202 S. 3 M, geb. 3,60 M.

21. W. Wetekamp, Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht. Mit besonderer Berücksichtigung des ersten Schuljahres. Zweite Auflage. Mit einem Anhang: P. Borchert, Wie ich die Idee der Selbstbetätigung in 1½ jähriger Schularbeit durchzuführen suchte. Mit 16 Tafeln. Leipzig 1900, B. G. Teubner. IV u. 94 S. gr. 8. 1,80 M.

22. W. Wundt, Einleitung in die Philosophie. Fünfte Auflage. Mit einem Anhang tabellarischer Übersichten zur Geschichte der Philosophie und ihrer Hauptrichtungen. Leipzig 1909, Wilhelm Engelmann. XVIII u. 471 S. geb. 10 M.

23. P. Ziertmann, Die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen in Deutschland und Amerika. Vortrag. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. 34 S. 0,80 M. (S.-A. aus dem „Pädagogischen Archiv" 1909.)

24. Xenophons Griechische Geschichte, herausgegeben von B. Büchsenschütz. Erstes Heft: Buch I—IV. Siebente Auflage. Leipzig 1908, B. G. Teubner. 214 S. 2 M, geb. 2,40 M.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Über die Pflege der Turnfahrten an höheren Schulen.

Wenn man die Schulprogramme durchmustert, so findet man fast überall den Vermerk, daß an irgend einem Sommertage die Schule einen Ausflug unternahm, und zwar klassenweise unter Führung der Klassenlehrer. Das ist alles. Von 365 Tagen ist also nur ein einziger solchem kameradschaftlichen Zusammenleben der Jugend gewidmet, der Jugend, der vor jedem anderen Alter der Gemeinsamkeitstrieb innewohnt, der Jugend, der es in den Gliedern zuckt, wenn sie die Eisenbahn vorübersausen sieht, in der alles hinausstrebt in die unbekannte Ferne. Merkwürdig! Im Alter der größten Aufnahmefähigkeit und Aufnahmefreudigkeit wird dieser Drang zum Wandern so wenig unterstützt. Dazu sind die Ferien da, hörte ich schon rufen. Sehr gut; aber da fährt Hans mit seinen Eltern an die Nordsee, sein guter Freund Fritz ins Gebirge, Franz in die große Stadt. Freilich ist's schön, all das Fremde kennen zu lernen, das geben die Jungen gern zu; aber es wäre doch viel schöner, wenn sie ihre Spielkameraden da hätten. So sind sie auf fremde Genossen angewiesen, oder haben auch gar keine Gespielen. Wer weiß nicht aus eigner Jugendzeit sich an Tage zu erinnern, wo er, bei Erwachsenen zu Besuch, sich herumdrückte und gräßlich langweilte! Das Gefühl der Gemeinsamkeit wird also unterdrückt, der Geselligkeitstrieb nicht unterstützt. Das ist's, was ich bedaure. Gewiß sind die Ferien zum Wandern und Reisen da, aber gemeinsam, mit ihren guten Freunden soll die Jugend hinaus in die weite Welt. Knabenfreundschaften bilden sich vornehmlich in der Schule. Der moralische Wert solcher Knabenfreundschaften ist unbestreitbar, unbeschadet dessen, daß sie auf die Dauer nur selten Bestand haben. Es ist also natürlich, daß die Schulkameraden zusammen wandern. Daraus wieder folgt, daß die Schule die nächste dazu ist, solche Schülerwanderungen zu pflegen und zu leiten.

Leider hat die Schule — ich spreche im Folgenden nur von der höheren Schule — sich bisher fast völlig ablehnend verhalten und sich dadurch eines wertvollen Erziehungs- und Bildungsmittels entschlagen. Erst neuerdings regt es sich auch hier. Die Folge blieb nicht aus: das Publikum half sich selbst, und es entstanden die Vereinigungen, die unter dem Namen „Wandervogel“ bekannt sind, und deren größte der „Altwandervogel“ mit dem Sitze in Berlin ist[1]). Die Wirksamkeit des Wandervogels darf ich wohl im allgemeinen als bekannt voraussetzen[2]). Es fragt sich nun, ob der Wandervogel seiner Aufgabe völlig gerecht wird, völlig gerecht werden kann, ob durch ihn die Frage der Schülerturnfahrten als gelöst anzusehen ist.

Die Grundgedanken, von denen der Wandervogel ausgeht, enthalten unleugbare Fortschritte. Die Billigkeit des Reisens, die zum Grundsatz erhoben ist, bietet auch weniger bemittelten Eltern die Möglichkeit, ihren Kindern eine Sommerreise zu verschaffen. Die Kosten, die bei den Wandervogelfahrten herauskommen, sind geradezu erstaunlich niedrig. Das Essen kocht sich der Wandervogel selbst; geschlafen wird auf Heu oder Stroh. Das gewöhnt die Jungen daran, sich auf sich selbst zu stellen; das Leben von der praktischen Seite zu sehen, das gewöhnt sie an Anstelligkeit und Umsicht auch an Dingen, die ihnen sonst nicht nahe liegen. Alles zweifellos bedeutende pädagogische Vorzüge. Das billige Reisen ermöglicht ferner auch ausgedehntere Fahrten von längerer Dauer und weiterer Entfernung, wie sie beispielsweise nach England und nach Tirol unternommen worden sind. Ein eifriger Wandervogel kann während seiner Schulzeit den größten Teil Deutschlands bereisen. Die Geselligkeit wird, so weit es sich machen läßt, gepflegt; ich werde darüber noch weiter unten zu sprechen haben. Auch auf die Pflege vaterländischen Sinnes wird gehalten; alte Bräuche leben wieder auf, z. B. die Feier des Sonnenwendfestes durch Abbrennen eines mächtigen Holzstoßes. Das Wertvollste an den Bestrebungen des Wandervogels aber ist der Grundgedanke: Hinaus in die Ferne! Wer sein Vaterland lieben will, muß es kennen. Die Betonung dieses Gedankens, die Rührigkeit des Verbandes, mit der er den Gedanken der Schüler-

---

[1]) Ganz neuerdings hat sich in Berlin ein „Verein märkischer Jugendwanderer“ aufgetan, der, wie es scheint, gleiche Ziele verfolgt. Zu begrüßen ist, daß zu den Wanderungen dieses Vereins Schüler und Lehrlinge zugelassen werden, und zwar nach den neu vorliegenden Satzungen „in getrennten Gruppen“ wandern und spielen. Ob Schüler der höheren und der Volksschulen zusammengetan werden sollen, ist aus den Satzungen nicht ersichtlich.

[2]) Erinnern möchte ich noch an einen kurzen Aufsatz in einer der vorigen Nummern dieser Zeitschrift, wo einem abstinenten Wandervogelverein das Wort geredet wurde. Die Frage, ob abstinent oder nicht, scheint mir von untergeordneter Bedeutung; völlige Abstinenz wird sich vielleicht bei unseren heutigen Wirtshausverhältnissen schwer durchführen lassen.

Digitized by Google

turnfahrten in die große Menge trägt, das gibt dem Wandervogel seinen großen Wert.

Es ist aber andererseits nicht zu verkennen, daß diesen Vorzügen schwere Bedenken gegenüberstehen. Schon eingangs bemühte ich mich hervorzuheben, daß die gegebene Gesellschaft für Schüler die Schulkameraden sind. Das fällt im Wandervogel weg. Die Teilnehmer an den Fahrten sind bunt durcheinandergewürfelt. Die Jugend schließt sich ja schnell aneinander an; aber sie vergißt auch ebenso schnell. Sollte eine Reise, die gute Bekannte unternehmen, nicht wirksamer sein als eine solche, an der lauter sich gegenseitig Fremde teilnehmen? Die Schüler der oberen Klassen beteiligen sich tatsächlich nur spärlich an Wandervogelfahrten. Woran liegt das? An Mangel an Wanderlust sicher nicht; die ist in dem Alter besonders rege. Wohl aber sehe ich einen Grund für diese Erscheinung eben in dieser bunten Zusammensetzung. Junge Leute von 17 bis 19 Jahren schließen sich nicht mehr ohne weiteres aneinander an, wie es Kinder tun. Sie finden also keine Befriedigung mehr in Wandervogelfahrten. Seltsam berührt hat mich auch der harmlose Ton, der im Wandervogel herrscht. Harmlos? — Doch ein Vorteil! Gewiß, doch muß ich offen gestehen: der Wandervogel kommt mir zu harmlos vor, so seltsam das klingen mag. Ich habe dort das Gefühl einer gekünstelten Heiterkeit, die von Humor ziemlich weit entfernt ist. Wie kann auch echter Humor aufkommen? Der hat eben zur Voraussetzung, daß man sich gegenseitig kennt und versteht.

Noch andere Nachteile glaube ich im Wandervogel zu finden. Die Knaben treten oft schon mit 12 Jahren dem Verbande bei. Nun muß man nur sehen, wie diese kleinen Kerle sich mit einem Riesenrucksack schleppen, der meist ein ganz bedeutendes Gewicht hat; denn er enthält Schlafdecke, Kochgeschirr, Brod, allerhand Speisen, Wäsche, Waschzeug usw. Ich habe selbst gesehen, wie ein kleiner Quartaner sich mit einem Riesensack vorwärts schleppte; man mußte lachen, wenn man den Knirps sah, so leid er einem auch tat. Denn geklagt darf da natürlich nicht werden. Man könnte meinen, das sind Ausnahmefälle. In manchen Fällen gewiß, aber die Kräfte der einzelnen Teilnehmer sind doch verschieden. Es kommt darauf hinaus: es wird zuviel mitgenommen; das Gewicht dürfte nur so hoch sein, daß auch der Schwächste seinen Rucksack ohne große Anstrengung trägt. Das ist bei Kindern, die im Wachstum stehen, von Wichtigkeit. Ebenso schwere Bedenken erweckt die Ernährung auf dem Marsche. Im Wirtshaus zu essen, gilt einem echten Wandervogel als Schande. Es wird selbst abgekocht. Sehr schön! Aber jeden Tag? Ich bin so kühn, die Güte und den Nährwert dieser selbstbereiteten Mahlzeiten anzuzweifeln. Wer viel läuft und in frischer Luft ist, muß vor allem gut und ordentlich essen. Es wird gewiß keinem etwas schaden, wenn er sich sein Essen öfters selbst zubereiten

muß. Im Gegenteil! Aber das zum Prinzip zu erheben, erscheint mir als Verstiegenheit. Genau so verhält es sich mit der Unterkunft zur Nacht. Warum sollen unsere Jungen nicht öfters einmal mit Heu- oder Strohlager vorlieb nehmen! Das wird ihnen gewiß mehr nützen als schaden. Aber ich bin doch der Ansicht, daß der Schlaf in einem ordentlichen Bette wohltätiger ist, besonders für unentwickelte Körper. Da sollte man sich unser Militär zum Muster nehmen! Mehr als 2 Biwaks hintereinander kommen in einem gewöhnlichen Manöver nicht vor; die Felddienstordnung betont ausdrücklich, daß die schlechteste Unterkunft noch immer dem besten Biwak vorzuziehen ist. Und was das Biwak für den Soldaten, ist für den Knaben das Lager auf Heu oder Stroh. Den Grundsatz des möglichst billigen Reisens betont der Wandervogel übermäßig stark. Die Wandervögel möchten das alte Scholarentum wieder aufleben lassen. Aber die feinste Gesellschaft waren die Scholaren nicht gerade; und außerdem leben wir im Jahre 1910. Es ist auf Direktorenversammlungen und auch sonst öfters die Frage erwogen worden, wie dem steigenden Luxus der heranwachsenden Jugend abzuhelfen sei. Die Bestrebungen des Wandervogels bedeuten ein gutes Stück vorwärts in der Lösung dieser Frage, aber sie gehen viel zu weit. Die Wandervogelvereine beschränken — mit einer Ausnahme — ihre Tätigkeit auf Zöglinge der höheren Schulen. Da brauchte wohl nicht so stark darauf gedrungen zu werden, möglichst billig zu reisen. Umsonst ist nicht einmal der Tod, und das Leben noch viel weniger. Die Eltern unserer höheren Schüler werden zu einer kleinen Ausgabe für Ferienwanderungen zum größten Teil in der Lage sein. So billig, wie der Wandervogel will, braucht durchaus nicht gereist zu werden. Ich meine, unsere Jungen sollen sich auch auf Reisen als Angehörige der gebildeten Gesellschaftsschichten ausweisen, und dazu müssen sie selbstverständlich etwas mehr Geld auszugeben haben. Deswegen können sie ruhig 4. Klasse fahren. Ob eine Einheitsschule einmal kommen wird, das muß die Zukunft lehren, jedenfalls wird sie soziale Verschiedenheiten nicht aus der Welt schaffen. Unsere jungen Wandervögel suchen doch des öfteren etwas darin, in nachlässig-gleichgiltiger, bisweilen sogar komisch wirkender Weise ihren äußeren Anzug zu behandeln, auch ihr Verhalten in der Öffentlichkeit zeigt sie durchaus nicht immer von der vorteilhaftesten Seite. Sie sind deshalb auch keineswegs beim Publikum so beliebt, wie sie wohl glauben. Es ist nicht die echte Romantik, die sie hervorzuzaubern suchen. Ich möchte hierzu ausdrücklich bemerken, daß ich trotz dieser Mängel Mitglied des Eltern- und Freundesrats des Alt-Wandervogels bin, eben weil ich die Bedeutung, die der Bewegung als der Verbreiterin des heilsamen Wandergedankens zukommt, rückhaltlos anerkenne.

Somit hat sich ergeben, daß der Wandervogel eine Etappe

Digitized by Google

auf dem Wege bedeutet, aber noch keineswegs das Ziel. Dieses zu erreichen, muß Aufgabe der Schule sein. Diese hatte ihre Aufgabe nicht erkannt und hat lange der ganzen Bewegung interesselos gegenübergestanden. Sie hat jetzt die Verpflichtung das Versäumte nachzuholen und sich ein Gebiet zurückzuerobern, zu dessen Pflege sie in erster Linie berufen ist. Was aber hat sie zu tun?

Ehe ich die Frage zu beantworten suche, halte ich für gut, einen Blick nach rückwärts zu tun, um zu sehen, wie es bisher bei Ausflügen höherer Schulen gehandhabt wurde. Von der Konferenz wurde ein Tag für den Ausflug festgesetzt. Das Ziel bestimmten die Klassenlehrer; mochten sie auch gelegentlich Vorschläge ihrer Klasse entgegennehmen, so gaben sie doch bei der herrschenden Meinungsverschiedenheit der Schüler den Ausschlag. Eine innere Anteilnahme war also vor Beginn der Reise nur bei denen vorhanden, die entweder das Ziel schon kannten oder eifrig genug waren, sich darüber aus Büchern und Karten zu unterrichten. Der Klassenlehrer gab den Weg an, und getreulich folgte die Herde seinen Spuren. Oder wenn es ein überlegter Mann war, so blieb er hinten, um seine Schützlinge übersehen zu können und darauf zu achten, daß kein Unfug vorkäme. Meist war er allein; seine Schüler mieden ängstlich seine Nähe; denn er verkörperte ja die Autorität, und die ist nicht beliebt. Selbst bei beliebten Lehrern war das so. Ich erinnere mich aus meiner eignen Primanerzeit, wie bitter es mein damaliger Direktor empfand, daß alles von ihm abrückte, und doch war es der Besten einer und von uns hochverehrt. Das lag an dem ganzen System, das eine hohe Scheidewand zwischen Lehrer und Schüler zog. Jetzt ist das anders geworden, oder es wird wenigstens anders. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wird sichtlich besser. Wenn dies der Fall ist, so muß folgerichtig auch die Einrichtung von Schülerwanderungen auf eine andere Grundlage gestellt werden; auf welche, davon später. War die Schar am Ziel angekommen, so gab es wohl ein gemeinsames Mittagessen, bei dem der Ehrenplatz dem Lehrer vorbehalten blieb. Jeder freute sich, wenn er nicht neben dem Lehrer zu sitzen brauchte, und vielleicht war diesen auch nicht sehr wohl zu Mute. Unumgänglich war auch die übliche Dankesrede, gegen die sich ja auch wohl kaum etwas einwenden lassen wird; nur glaubten weder Lehrer noch Schüler, daß sie ehrlich gemeint war und aus dem Herzen kam. Ich bin keineswegs so optimistisch, daß ich glaube, man könne sich die Neigung des Schülers einigermaßen leicht erringen; der Gegensatz zwischen Lehrer und Schüler ist da und wird sich nicht aus der Welt schaffen lassen, was auch gar nicht nötig ist. Aber daß die Schüler den Lehrern mit weniger Mißtrauen begegnen, daß sich das erreichen läßt, glaube ich allerdings. Ein böser Krebsschaden der Klassenausflüge war

Digitized by Google

stets das Kneipen und Kommersieren. Es ist darüber schon genug gesagt und geklagt worden. Ich meine, einem Lehrer, der seiner Klasse Vertrauen entgegenbringt, das sich in harmlosem gegenseitigen Gedankenaustausch äußert, muß ein Leichtes sein, seine Schar anderweitig zu beschäftigen und zu interessieren.

Ideal waren also die Verhältnisse nicht. Wie soll sich also die Organisation solcher Schülerfahrten gestalten? Ich glaube, wir können hier viel vom Wandervogel lernen. Bevor ich aber mit praktischen Vorschlägen hervortrete, muß ich erst klarstellen, welches das Ziel und der Zweck solcher Schülerwanderungen überhaupt ist.

Ohne weiteres selbstverständlich sind ja die gesundheitlichen Vorzüge, die solche Wanderungen für unsere Schuljugend mit sich bringen. Einseitig ist dieser Sport natürlich, denn eine körperliche Ausbildung und Beeinflussung erstreckt sich doch hauptsächlich nur auf die Muskulatur von Ober- und Unterschenkel, sowie auf Ausbildung und Erweiterung der Lunge. Daß das Schulturnen und Spielen daneben nicht zu entbehren ist, ist selbstverständlich. Vor Übertreibungen muß dringend gewarnt werden; übermäßige Anstrengungen erreichen das Gegenteil des Gewollten. Auch das Nervensystem wird, wie jeder an sich selbst erfahren kann, aufs wohltätigste durch solche Wanderungen beeinflußt, doch gilt hier ebenso der Grundsatz: Maßhalten! Es ist freilich nicht immer leicht, für jedes Alter das richtige Maß zu finden. Jedenfalls ist es neben vielen anderen auch aus diesem Grunde nötig, zu Wanderungen nur ungefähr Gleichaltrige zusammenzunehmen.

Außer diesen selbstverständlichen gesundheitlichen Vorzügen ist zu beachten, daß der Wissenskreis der jugendlichen Wanderer auf solchen Fahrten aufs wohltätigste erweitert wird. Man erwarte nun beileibe nicht, daß ich hier mit allerhand guten Ratschlägen komme, wie man solche Fahrten pädagogisch nutzbar machen kann. Im Gegenteil! Die freie Natur Gottes ist keine Schulstube und soll es auch nie werden! Und trotzdem kann man von pädagogischer Belehrung dabei sprechen? So weit die Natur selbst, oder so weit sich die Knaben selbst belehren, gewiß! Der Lehrer wird es taktvoll vermeiden müssen, den Jungen mit Belehrungen zu kommen, was natürlich nicht ausschließt, daß er ab und zu ein hinweisendes oder aufklärendes Wort dazwischenwirft. Aber die Schüler haben ja selbst offene Augen, und was der eine nicht sieht, bemerkt der andere. So entsteht leicht ein Meinungsaustausch zwischen den Jungen, der ebenso anregend und belehrend wirkt wie bei Erwachsenen. Da wird natürlich der Lehrer auch oft mit Fragen angegangen werden, die er dann sorgfältig beantworten muß, aber um Gotteswillen nicht schulmeisterlich! Überhaupt wird d e r Lehrer der idealste Führer einer solchen Fahrt sein, der dabei ganz vergißt, daß er Lehrer

Digitized by Google

ist. In erster Linie wird das Verständnis der Natur und der Naturwissenschaften gefördert werden. Glücklich der Lehrer, dem die nötigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu Gebote stehen, die es ihm ermöglichen, den Schülern zur Hand zu gehen und ihre Fragen zu beantworten. Auch geographische Kenntnisse werden auf solchen Wanderungen vermittelt, und freudig ist es zu begrüßen, wenn auf solche Art unsere Jugend die engere Heimat genau kennen und umsomehr lieben lernt. Die Grundlagen der Astronomie können schon kleineren Schülern durch Beobachtung und gegenseitige Aussprache vermittelt werden. Ruinen, Ortschaften, Festungsanlagen u. v. a. sind geeignet, geschichtliche Erinnerungen wachzurufen und dauernd wachzuerhalten, und zwar besonders wertvoll, wo es sich um die Geschichte der engeren Heimat handelt. Auch die Beobachtung der Bewohner und ihrer Beschäftigung wird reichen Gewinn abwerfen. Der Städter wird die Landwirtschaft kennen lernen, wird sie in ihrer Wichtigkeit mehr als bisher schätzen lernen, industriereiche Gegenden geben Einblick in den Gewerbefleiß des Volkes und in die Bedingungen, unter denen sich die Großindustrie entwickeln kann, und in die Gründe, warum in dieser oder jener Gegend gerade eine bestimmte Industrie emporgeblüht ist.

Neben dieser Bereicherung des Wissens befördern solche Schülerfahrten unbewußt auch die Willensbildung und das Gefühlsleben. Aber nur nicht mit pädagogischer Routine dazwischenfahren! Alles macht sich von selbst! Voraussetzung ist dabei natürlich, daß alle die kleinen Mühwaltungen, die eine solche Schülerreise vor und während der Fahrt erfordert, von den Schülern übernommen werden und der Lehrer sich nur die Oberaufsicht vorbehält, die so wenig als möglich eingreift. Damit wird auch dem den Jungen innewohnenden Betätigungsdrange Genüge getan. Während des Marsches müssen z. B. die Schüler selbst den Weg finden; sie, nicht die Lehrer haben sich nach der Sonne oder der Karte zu orientieren. Sie sind selbst dafür verantwortlich, wenn das Quartier nicht nach Wunsch ausfällt oder der Marsch durch Landgegend geht. Das Gefühl, daß eine höhere Verantwortung auf dem Lehrer lastet, darf in ihnen gar nicht lebendig werden. Dadurch erziehen sie sich selbst nicht nur zur Selbständigkeit, sondern auch zur Entschlußfreudigkeit. Wie oft kommt nicht bloß die Schar in die Lage, an irgend einer Stelle sich zu entscheiden, welcher von mehreren Wegen besser einzuschlagen wäre, welches Wirtshaus vorzuziehen ist usw. Da gilt es eben sich auf sein gesundes Urteil verlassen, die Karte oder das Reisebuch nicht mechanisch, sondern verständnisvoll zu lesen verstehen. Oft wird das Ergebnis nicht nach Wunsch ausfallen. Manchmal wird man in Gegenden wandern, deren Bevölkerung nichts Besonderes an Küche und Keller zu bieten vermag, das Lager wird oft etwas hart und unbequem sein; solche

Digitized by Google

kleinen Unbequemlichkeiten müssen eben mit in Kauf genommen werden. So gewöhnt sich das jugendliche Gemüt an Einfachheit. Bei solchen strittigen Fragen, wie sie eben erwähnt werden hinsichtlich der Verpflegung, der Unterkunft, des Weges, wird natürlich ein Austausch der Meinungen stattfinden; jeder wird sich bemühen, das für das Ganze Vorteilhafteste vorzuschlagen, und das ist eine bedeutende Förderung des Kameradschaftsgefühls. Daß ferner die ästhetische Erziehung der Jugend durch Wanderungen unterstützt wird, ist kaum zu bezweifeln, wenn auch in allzu jugendlichem Alter der ästhetische Eindruck noch sehr gering sein wird. Aber häufiges Wandern in verschiedenen Gegenden fordert von selbst zu Vergleichungen verschiedener oder auch ähnlicher Landschaftsbilder heraus und lehrt so die Vorzüge des einen vor dem anderen erkennen. Schlummernde Begabungen werden da geweckt; der eine zeichnet Skizzen einer Landschaft, ein anderer photographiert, und wenn selbst ein Gedicht aus solcher ästhetischen Anregung hervorgehen sollte, so ist das auch kein Schade. Jedenfalls sollte ein photographischer Apparat bei keiner derartigen Fahrt fehlen. Es ließe sich auch überlegen, ob es nicht angezeigt wäre, die Aufnahmen, die eine Klasse auf ihren Fahrten gemacht hat, in einem Album zu vereinigen und als Klasseneigentum zu verwahren. Von hoher ethischer Bedeutung ist endlich für unsere Jugend das Verantwortlichkeitsgefühl, das den Führer der Schar, der natürlich nie der Lehrer, sondern stets ein Schüler sein muß (vgl. S 329), beseelt. Ebenso bedeutsam ist die Lebenserfahrung, die die Jungen dadurch frühzeitig eingeimpft bekommen, daß das Leben kein Spiel ist, daß man sich selbst helfen muß, daß man auf sich selbst gestellt ist, wenn man zum Ziele kommen will. Und nicht zuletzt ist es eine Tatsache von größter Wichtigkeit, daß unsere Jugend auf ihren Wanderungen durchs deutsche Vaterland dieses immer mehr schätzen lernt und so dem Vaterlandsgefühl mit zunehmendem Alter immer größeren Platz in ihrem Herzen gewährt.

Neben diesen das Willens- und Gefühlsleben der Jugend beeinflussenden Vorteilen bieten Schülerfahrten auch mancherlei praktische Vorzüge dar. Die Schüler lernen sich im Gelände zurechtfinden, eine wichtige Vorbereitung für den späteren Heeresdienst. Sie lernen ferner, wie sie sich beim Einkehren ins Gasthaus zu verhalten haben, lernen auch z. B. Preise mit dem Wirt abschließen (denn auch hierin sollen sie nach Möglichkeit selbständig handeln). Ferner lernen sie mit dem Volke umgehen, auf seine Sitten Rücksicht nehmen und ihm ihre Wünsche und Fragen verständlich vortragen. Wenn die Schar selbst abkocht, so ergibt sich daraus eine Fülle von praktischen Fertigkeiten und Handgriffen, die hier fast spielend erlernt werden und deren Kenntnis niemand schaden kann. Man muß sich halt zu helfen wissen, das ist die Losung. Und wenn der Weg einmal etwas

Digitized by Google

anstrengender wird, als man anfangs gemeint hatte, so muß das eben auch ertragen werden. So gewöhnt sich der jugendliche Körper an Ausdauer.

Welche praktischen Folgerungen ergeben sich also aus dem bisher Ausgeführten? Wie ist eine Schülerfahrt vorzubereiten, einzurichten und durchzuführen? Folgende Fragen scheinen mir da von Wichtigkeit zu sein:

I. Welche Schüler sollen gemeinsam wandern? Aus dem oben angeführten ergibt sich, daß die Schüler einander kennen und auch in gleichem Alter stehen sollen. Am geeignetsten sind dazu also Schüler derselben Klasse oder mindestens zweier Parallelklassen, nächstdem Schüler z. B. beider Tertien, aber wenigstens von derselben Schule. In den oberen Klassen ist eine so strenge Scheidung zwischen den einzelnen Oberklassen nicht mehr nötig. Unter- und Oberprimaner können getrost zusammen wandern, und ältere Obersekundaner können auch hinzugezogen werden. Sehr fruchtbringend können in den Oberklassen Wandervereine werden, die sich da besonders günstig entwickeln könnten, wo keine Rudervereine bestehen. Gibt es an einer Anstalt bereits einen Turnverein, so müßte diesem ohne weiteres die Aufgabe zufallen, die Wanderfahrten mit in sein Programm aufzunehmen. Eine Konkurrenz zwischen Wander- und Turnverein darf auf keinen Fall aufkommen, weil Wandern und Turnen zusammengehören. Schwer wird es allerdings sein, mit solchen Wanderbestrebungen da durchzudringen, wo ein Ruderverein besteht. Indessen wenn die leitenden Lehrer sich beiderseits der Wichtigkeit der von ihnen übernommenen Aufgabe bewußt sind, läßt sich doch wohl annehmen, daß eine Verständigung angebahnt werden kann.

II. Wer soll die Leitung übernehmen? Diese Frage erledigt sich nach dem Vorigen fast von selbst. In den unteren Klassen wird in erster Linie der Klassenlehrer dazu berufen sein, sofern er nur Talent und Neigung für derartige Unternehmungen hat. Außer ihm ist aber ebenso gut jeder andere Lehrer, der nicht gar zu wenig Unterrichtsstunden in der betreffenden Klasse hat, dazu geeignet, nicht zuletzt der Turnlehrer. Hauptsache ist überall jedoch Lust und Liebe zur Sache. Dabei muß aber stets der Grundsatz festgehalten werden, daß der Lehrer sich mit der Oberaufsicht begnügt, die Führung im einzelnen muß stets ein Schüler haben, der je nach der Alterstufe mehr oder weniger selbständig tätig ist. Bei mehrtägigen Wanderungen können sich die Schüler täglich in der Führung abwechseln. Verfügt eine Schule erst über längere Wanderpraxis, so können auch ältere Schüler selbständige Fahrten mit jüngeren unternehmen. Es können auch umfangreichere Wandervereine gebildet werden mit einzelnen Sektionen, denen immer nur jedesmal gleichaltrige Schüler angehören, und von denen dann die jüngeren Sektionen unter

Digitized by Google

Leitung älterer Schüler stehen. Unter solchen Umständen könnten sich Wandervereine bis in die mittleren und sogar unteren Klassen hinab erstrecken.

III. Wann sollen solche Wanderungen stattfinden? Der Winter wird für größere Wanderungen in der Regel auszuscheiden haben, wenigstens bei Schülern der Unter- und Mittelklassen, die den Witterungsverhältnissen bei der leicht angreifbaren kindlichen Gesundheit nicht immer standhalten dürften. Der überall sich weiter verbreitende Wintersport bietet ja auch eine Art Ersatz. Dagegen können Schüler der Oberklassen auch im Winter mehrtägige Fußreisen unternehmen. Frühling und Herbst kommen dagegen schon erheblicher in Betracht, allerdings mahnen die noch kurzen Tage zur Beschränkung und die kalten Abende und Nächte zur Vorsicht. Die geeignetste Zeit wird immer der Sommer bleiben. Innerhalb des Sommerhalbjahres bieten sich nun folgende Zeiten für solche Ausflüge dar: Pfingst- und Sommerferien, sowie der anfangs erwähnte Tag des Klassenausflugs, in Berlin kommen noch die Paradeferien hinzu. Außerdem könnten noch die Sonntage, der Himmelfahrtstag und im Herbst der Sedan- und der Bußtag in Frage kommen. Ich möchte jedoch niemals die Sonntage für solche von der Schule organisierten Fahrten in Vorschlag bringen — einzelne Fälle ausgenommen —; denn der Sonntag unserer Schüler gehört dem Hause, das ohnedies schon 6 Vormittage der Schule abtreten muß, und nicht der Schule. Über den Sonntag darf also die Schule nicht so ohne weiteres verfügen. Auch die kirchlichen Festtage, Himmelfahrt und Bußtag, halte ich nicht für geeignet. Obwohl ich persönlich der Ansicht bin, daß das Ergehen in Gottes freier Natur nicht der schlechteste Gottesdienst ist, kann ich doch niemand zumuten, hierüber derselben Meinung zu sein. Wie ich nun eingangs zu zeigen versuchte, fällt in erster Linie der Schule die Pflege solcher Schülerwanderungen zu. Da ist nun guter Rat teuer! Nur 2 Tage, Ausflugs- und Sedantag, stehen außer den Ferien zur Verfügung. Freilich können auch die Ferien herangezogen werden. Es ist ohne Frage ein großes Opfer, das die Schule dem Publikum bringt, wenn sie auch Ferientage dazu benutzt, und das Publikum wird das auch dankbar anerkennen müssen. Es ist keinem Lehrer zuzumuten, die Ferien ohne weiteres zum Teile zu opfern; doch werden sich wohl stets dafür interessierte Herren zu einer Turnfahrt bereitfinden lassen. Da wäre es praktisch, den einen Tag, der für den alljährlichen Klassenausflug bestimmt ist, an den Anfang oder Schluß der Ferien zu legen. Auch neben den Sedantag könnte er gelegt werden. Außerdem glaube ich nicht, daß sich die Schulbehörden dagegen sträuben würden, den letzten Schultag, der doch tatsächlich kein Schultag mehr ist, für eine Schülerfahrt herzugeben. Die Entscheidung liegt doch wohl hierin bei den Direktoren. Ich glaube, wenn ein Herr des Lehrerkollegiums die

Digitized by Google

freiwillige Mühe auf sich nimmt, eine Schülerfahrt zu unternehmen, so wird er wohl auf das Entgegenkommen seines Direktors rechnen dürfen. Am letzten Schultage findet doch meist eine kurze Abschiedsfeier und die Zeugnisverteilung statt. Die könnte doch aber genau so gut am Nachmittage des vorhergehenden Tages erfolgen. Die Unterrichtsstunden, die auch am letzten Schultage liegen, werden doch erfahrungsgemäß, wenigstens in Unter- und Mittelklassen, mit Vorlesen oder Geschichtenerzählen hingeschleppt. Wäre dieser Vormittag nicht viel besser angewandt, wenn sich die Klasse in der freien Natur bewegte und neue Eindrücke in sich aufnähme? Und dann können stets ein paar Ferientage mit hinzugenommen werden; natürlich muß die Teilnahme innerhalb der Ferientage stets freiwillig bleiben. Zu berücksichtigen ist auch, daß viele Familien schon am ersten Ferientage verreisen wollen; deshalb müßten solche Fahrten sehr zeitig bekannt gegeben werden. Gewiß werden sich noch mancherlei Schwierigkeiten ergeben, aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Es ist z. B. durchaus nicht nötig, daß alle Klassen, wie es jetzt meist üblich ist, zu gleicher Zeit ihren Ausflug unternehmen. Jedenfalls sollten solche Fahrten, soweit sie in die Schulzeit fallen (dazu gehört auch der letzte Schultag), für alle Schüler obligatorisch sein, in derselben Weise, wie es die bisherigen Klassenausflüge auch sind.

IV. Von wem und wie sollen Dauer und Ziel der Fahrten festgestellt werden? Soll innere Teilnahme, die sich nicht nur auf die eine Fahrt, sondern auf den Wandersport überhaupt erstreckt, hervorgerufen werden, so müssen die Schüler möglichst auch die Vorbereitungen allein treffen. Zuerst fragt man sich natürlich: Wohin soll es gehen? Man lasse doch ruhig die Schüler sich darüber einigen, welches Ziel gewählt werden soll. In den oberen Klassen wird das mühelos erreicht werden können, in den unteren und mittleren wird der Lehrer unterstützend eingreifen müssen, um allzu törichte Vorschläge zurückzuweisen. Sind Schülerfahrten gang und gäbe geworden, so kann man die Wahl ja einem von den Schülern selbst gewählten Ausschuß überlassen, der nicht nur das Ziel festsetzt, sondern auch die Reise im einzelnen ausarbeitet. Die Dauer der Fahrt wird sich nach der vorhandenen Zeit richten; dabei wird zu berücksichtigen sein, daß die Tagemärsche nicht zu umfangreich ausfallen, um Überanstrengungen des Körpers und des Geldbeutels zu vermeiden. Werden vielleicht anfangs die Schüler hierbei öfters übers Ziel hinausschießen, so daß der Lehrer ratend eingreifen muß, so werden sie sich mit zunehmender Wandererfahrung doch immer mehr zu bescheiden wissen.

Solche systematische Pflege der Wanderfahrten wird gleichzeitig zu selbständigen Fahrten der Schüler während der Ferien anregen, die ja durch die Einrichtung der Studenten- und Schülerherbergen in dankenswerter Weise unterstützt werden. Gleichzeitig

Digitized by Google

dienen sie zur Anregung und Vorbereitung größerer Fahrten, selbst solche größeren Stils, wie z. B. die Romfahrt des Geheimrats Richter vom Prinz-Heinrich-Gymnasium in Schöneberg. Daß die Anlage einer solchen großen Reise eine ganz andere sein muß, daß hier die Leiter eine viel größere Mitwirkung ausüben müssen, liegt auf der Hand.

V. Wie können Wanderfahrten von der Schule organisiert werden? Die erste wichtige Frage ist die, ob es sich ermöglichen läßt, Herren zu finden, die die Turnfahrten einer Klassengemeinschaft zu leiten bereit sind. Es ist gewiß nicht jedermanns Sache und auch nicht jedem zuzumuten; aber es brauchen ja, wie schon oben erwähnt, durchaus nicht immer die Ordinarien zu sein. Es steht doch zu hoffen, daß nach mehrjähriger Erprobung der Gedanke regelmäßiger Turnfahrten immer mehr Selbstverständlichkeit gewinnen wird, und daß viele Lehrer es als Ehrensache ansehen werden, sich einer solchen Mühe zu unterziehen. Diese Herren, die dazu bereit sind, müssen ihr Einverständnis damit am Anfange des Schuljahres erklären. Es können ja innerhalb mehrerer Schuljahre sich die Herren eines Kollegiums darin abwechseln. Wenn dann die Leiter für die Turnfahrten gefunden sind, so müssen am Anfang die Termine der Schülerfahrten mit Benutzung der zur Verfügung stehenden Zeit und der bereitliegenden Tage festgelegt werden. Natürlich unter der Voraussetzung, daß bei ungünstigem Wetter diese Termine verlegt werden können. Es wird sich kaum etwas dagegen einwenden lassen, daß z. B., wenn der Sedantag verregnet, statt dieses Tages der folgende Sonntag zu einer Turnfahrt hinzugenommen wird. Weiterhin wird auf ärmere Schüler Bedacht zu nehmen sein. Sie von Turnfahrten auszuschließen oder sich selbst ausschließen zu lassen, geht schon deswegen nicht an, weil die Fahrten möglichst obligatorischen Charakter tragen sollen. Die Kosten sollen sich überhaupt in mäßigen Grenzen halten, wenn auch nicht in so mäßigen, wie beim Wandervogel, und außerdem bestehen an vielen Anstalten Unterstützungskassen, die für solche Zwecke herangezogen werden müßten, und wo sie nicht bestehen, müssen sie gegründet werden. Endlich ist anzustreben, eine Versicherung der Lehrer und Schüler für solche Turnfahrten durchzuführen. Vorzunehmen wäre eine solche Versicherung von dem Unterhalter der Schule, also Staat oder Gemeinde. Die Eltern werden sich schwerlich sträuben, den geringen Versicherungsbeitrag zu zahlen. Das Beispiel der Stadt Charlottenburg, die ihre sämtlichen Schüler — höherer und niederer Schulen — versichert hat, beweist, daß so etwas keineswegs unmöglich ist. Es ist aber durchaus zu fordern, daß in diese Versicherung die Lehrer miteinbezogen werden, sowohl gegen eignen Unfall als auch gegen Haftpflicht. Denn daß auch bei freiwilliger Beteiligung seitens der Lehrer diesen eine Verpflichtung zur Haftung

Digitized by Google

erspart bleiben würde, ist bei unserer heutigen Rechtsprechung, wie Präzedenzfälle beweisen, nicht anzunehmen.

Ich habe mir hiermit einige Vorschläge zur praktischen Ausgestaltung der Turnfahrten zu machen erlaubt. Schwierigkeiten werden sich genug erheben. Eben deswegen bin ich nicht weiter ins Einzelne gegangen. Denn überall wird die Einzelorganisation sich den örtlichen Verhältnissen anpassen müssen. Nur anregen wollte ich durch die Zeilen zu einer Aufgabe, die im Interesse der Schule, des Hauses, der Jugend, und damit des Vaterlandes liegt.

Hersfeld. Victor Hirsch.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Gustav Wendt, Lebenserinnerungen eines Schulmanns. Berlin 1909, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 170 S. gr. 8. 3 *M.*

Unter den 13 namhaften Pädagogen, welche das goldene Buch des deutschen Volkes um die Jahrhundertwende uns in Bildern und kurzen Notizen vorführt, steht Gustav Wendt so ziemlich in der Mitte, zwischen Ludwig Wiese (geb. 1806) und Adolf Matthias (geb. 1847). Nach dem Beispiel von Schraders „Erfahrungen und Bekenntnisse" und Jägers „Erlebtes und Erstrebtes" bietet er uns in den „Lebenserinnerungen eines Schulmanns" die sehr willkommene Ergänzung zu den spärlichen Angaben des Goldenen Buches. Das übliche Bedenken und Schwanken aller Autobiographen, ob sie ihr Leben weiteren Kreisen erzählen und ihnen ihre Erfahrungen mitteilen sollen, ist bei Wendt besonders stark gewesen. Denn einleitend sagt er: „Es gehört zu den Schwächen des jetzt lebenden Geschlechts, daß allzu viele uns ihr Leben erzählen, die besser täten zu schweigen". Nun, um so lebhafter danken wir denen, die ihm erfolgreich zugeredet haben; denn kurz und gut, er bietet uns mit großer Gemütlichkeit und Behaglichkeit die Erinnerungen eines tüchtigen und erfahrenen Schulmanns, die jüngeren Berufsgenossen ein anregendes Vorbild sein werden, auch zu meinem ceterum censeo: Seid fröhlich!

Geboren ist W. am 24. Januar 1827 in Berlin, wo sein Vater nicht mehr, wie es S. 2 angegeben ist, Professor am Friedrich Wilhelms-Gymnasium, sondern seit 1825 am Grauen Kloster war. Dort ist Bismarck sein Schüler gewesen, „der sich in späteren Jahren mit warmer Anerkennung über seinen anregenden Unterrricht ausgesprochen hat, aber auch die Strenge seiner Disziplin bei einem Festessen hervorhob, ohne die, wie er hinzufügte, aus ihm nie etwas Tüchtiges geworden wäre. Im J. 1832 ward der Vater nach Soden versetzt, wo Gustav Ostern 1844 die

Digitized by Google

Reifeprüfung bestand. Zur Philologie konnte er sich nicht entschließen, da ihm die ganze Bedeutung der humanistischen Bildung „noch nicht aufgegangen war". Er studierte daher Jura in Berlin, mit Einwilligung seines Vaters. Mir ist ein umgekehrter Fall vorgekommen. Ich fand bei der Revision eines Gymnasiums einen Primaner, der mit Homer, Sophokles und Horaz sehr vertraut war. Auf meine Frage sagte er, er möchte gern Philologie studieren, aber sein Vater bestehe auf Jura. Zufällig ward ich abends mit dem Vater bekannt und sagte, wenn ein Jüngling eine so entschiedene Neigung und Befähigung für die Philologie hätte, sollte man ihn doch nicht hindern. Nach einem Jahre kam der Vater zu mir und sagte, der Sohn wolle durchaus nicht mehr beim juristischen Studium bleiben; ich möchte ihn denn nun weiter beraten. Das geschah, er machte ein gutes Examen, fand außerhalb Westpreußens eine baldige Anstellung und ist jetzt Gymnasialdirektor.

Wendt ging Ostern 1845 nach Bonn zu Welcker und Ritschl, dessen Lieblingsschüler er wurde. Gerade als W. nach Halle übersiedelte, Michaelis 1847, kam ich nach Bonn, blieb aber meinem Schömann treu. An Ritschl schätze ich den eleganten lateinischen Stil am höchsten. Ex ungue leonem! In dem Verzeichnis der Vorlesungen schrieb er einmal: F. Th. Welcker a venerabili senectute excusatus scholas non habere perget. Hübsch ist das a ('von wegen') und das Th. Der Vorname Gottlieb ist stillschweigend in Theophilus übersetzt, daher die Initiale. Aber die symmetrische Gliederung des Rezitativs ist mir noch heute ein Greuel, die da beruht auf dem Parallelismus der 7 Botenreden in den Sieben gegen Theben. Die strengere und konsequentere Durchführung dieses „Gesetzes" (so hieß es einmal in der Wiener Literaturzeitung) sei wünschenswert, um die Gegner desselben, die hier und da noch auftauchten, endlich zum Schweigen zu bringen. Dabei waren zur numerischen Ausgleichung eines einzigen der 7 Redepaare 26 Konjekturen nötig. Heutzutage redet ja niemand mehr von dem Unfug.

Ich muß aber bekennen, daß ich in Bonn anno 1848 mehr mit G. Kinkel und C. Schurz als mit Welcker und Ritschl zu tun hatte. Eines Tages war die Stadt in freudiger Aufregung über ein Kalb, das steuerfrei eingebracht war. Als ich in der abendlichen Bürgerversammlung sagte, man solle sich doch nicht so aufregen; morgen käme ein Bataillon aus Cöln, und es würde ruhig wieder Steuer gezahlt, drohte mir Schurz mit ausgestrecktem Zeigefinger und sagte: „Sie sind der erste, den wir hängen!" Und ein ander Mal, als er auf der Rednerbühne deklamierte: „Ich frage Euch, Kommilitonen, wer von Euch will sich der Bürgerwehr an die Seite stellen?", brachte mein Ruf „Ich" ihn in Verlegenheit; denn ich hatte im v. d. Tannschen Freikorps gekämpft und laut Abschied „tapfer und wirksam zur Vertreibung

Digitized by Google

der Dänen aus deutschen Landen beigetragen", was sich doch allenfalls mit den Leistungen der patriotischen Bürgerwehr vergleichen ließ. Nun, Wendt hat in Bonn erheblich mehr gelernt und geleistet als ich. In Halle fand er die Vorlesungen minder anregend und in den letzten Semestern tritt ja auch ihre Bedeutung etwas zurück gegen das Bestreben, durch eigene Arbeit auf dem Gebiete heimisch zu werden, das fortan der Hauptgegenstand des Interesses im selbstgewählten Beruf bilden soll. Das war für Wendt die altgriechische Literatur, vor allem Plato und Sophokles, besonders Zellers Geschichte der griechischen Philosophie hat ihm die Überzeugung bestätigt, „daß schließlich doch im Hellenentum die eigentlichen Wurzeln unserer Geistesbildung liegen". Dieser Auffassung entsprach seine Dissertation (den Titel gibt er nicht an), mit der er 1848 promovierte. Sie wurde ihm als fachwissenschaftliche Arbeit für die Staatsprüfung angerechnet, deren Ergebnis er zuerst am 18. März bei Trendelenburg erfuhr und dabei auf dem Rückwege mitten zwischen die Barrikaden geriet. Er trat dann sein Probejahr in Posen an, wo er bis 1851 verblieb und eine Quinta von 78 Schülern hatte. Inzwischen war sein Vater als Provinzial-Schulrat nach Stettin versetzt und der Sohn folgte ihm dorthin. Dann kam er nach Greifenberg, wo er neben Griechisch, Lateinisch und Deutsch auch Turn- und Gesangunterricht gab. Im J. 1856 ward ihm das Direktorat in Stolp angetragen, aber er mußte darauf verzichten; denn in Anbetracht seiner etwas freien Anschauungen in religiösen Dingen drohte Wiese mit Nichtbestätigung. Aber im folgenden Jahre, als es sich um Hamm handelte, scheinen die Bedenken nicht mehr obgewaltet zu haben; denn er ging dorthin, nachdem er das colloquium pro rectoratu in Greifswald unter Schömann erledigt hatte. Als ich einige Jahre später mich derselben Cerimonie unterzog, sagte Schömann: „Lieber Kruse, wenn wir beide uns über den Aeschylus unterhalten, das verstehen ja die anderen nicht; ich werde also verzichten". Und ein junger Professor fragte: „Sollen Sie mich oder ich Sie examinieren?" Die Idee, daß ein halbes Dutzend Professoren mit einem ihnen ganz unbekannten Schulmann über ihr Fach reden und danach entschieden wird, ob der Betreffende für eine Direktorstelle geeignet ist, darf man mit mildem Ausdruck naiv nennen. Später ward besagtes Colloquium an die Provinzialschulkollegien verlegt und im J. 1878 ward höheren Ortes ein solches in Danzig angeordnet. Ich fragte den Oberpräsidenten Achenbach, ob er vielleicht geneigt sei, ein solches abzuhalten; ich meinerseits könne doch nicht mit einem von mir vorgeschlagenen Schulmanne die Posse eines Examens veranstalten. Da der Oberpräsident gleichfalls dankte, ging es auch so, und ich habe seitdem, während der folgenden 22 Jahre meiner Amtsführung, von Colloquien nichts weiter gehört.

Wendt trat sein Amt in Hamm um Ostern 1857 an, ein

Digitized by Google

paar Wochen vor seinem 30. Geburtstag, und war als Direktor das jüngste Mitglied des ganzen Lehrerkollegiums. Besonders am Herzen lag ihm die Einführung seiner Schüler in die griechische und in die deutsche Literatur. Auf diesen beiden Gebieten haben sich Wendts Studien und seine didaktischen Schriften fortdauernd bewegt. Seine griechische Schulgrammatik hat 7 Auflagen erlebt; sie zeichnet sich aus durch das bewußte Streben, „recht passende und zugleich ansprechende Beispiele“ zu wählen. In diesem Punkte herrscht noch viel naive Geschmacklosigkeit. Der erste griechische Satz in Jacobs Lesebuch für Quarta lautete: *ἡ μέϑη μικρὰ μανία ἐστίν.* Schon früher hat er einen Grundriß der deutschen Satzlehre abgefaßt, der bereits in 29 Ausgaben erschienen ist. Dazu kommen drei Prosalesebücher, Aufgaben zu deutschen Aufsätzen aus dem klassischen Altertum, Reden aus der Schule und für die Schule u. a. m. Als Krone seiner Schriften darf man wohl die Übersetzung des Sophokles bezeichnen, die 1866 mit dem Aiax begonnen und 1884 beendigt worden ist.

In seinem Amte muß Wendt sich vorzüglich bewährt haben; denn nach kaum dreijähriger Tätigkeit in Hamm war der rheinische Provinzialschulrat Landfermann auf ihn aufmerksam gemacht und bot ihm, nachdem er seinem Unterricht in mehreren Stunden beigewohnt und wichtige Fragen des Schulwesens erörtert hatte, das Direktorat des Kölner Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums an. Aber freudig und einstimmig hielt ihn die Bürgerschaft durch Gehaltserhöhung fest. Ein paar Jahre später besuchte ihn der Hauptpastor Dr. Alt als Abgeordneter der Hamburger Schulverwaltung, um ihn für das Rektorat des dortigen Johanneums zu gewinnen. Aber trotz des erheblich höheren Einkommens konnte Wendt sich nicht sofort zu einer bindenden Entscheidung entschließen, und die Hamburger verhandelten dann nicht weiter mit ihm; denn Wiese hatte auf eine Anfrage dem Senat seine Berufung widerraten. Er hatte somit hinlänglich erfahren, „daß den Machthabern in Berlin eine strenge wundergläubige theologische Überzeugung mehr galt, als wissenschaftliches Streben und pädagogische Tüchtigkeit“. Nach solchen Erfahrungen war es eine glückliche Wendung, daß der Oberschulrat Dr. Deimling, nachdem er dem Abiturientenexamen zu Hamm als Zuhörer beigewohnt, ihm im Auftrag des Ministers Jolly die Direktion des Lyzeums in Karlsruhe anbot. Im badischen Schulwesen habe seit wenigen Jahren eine Umgestaltung begonnen. Allzusehr wäre bisher die Pflege der beiden alten Sprachen zurückgetreten, und es sollten die humanistischen Schulanstalten nach den in Norddeutschland geltenden Grundsätzten umgestaltet werden. Dazu bedürfe man aber auch der Heranziehung von Männern, die sich bereits praktisch bewährt hätten, und es handele sich nicht nur um die Leitung der einzigen humanistischen Anstalt der Haupt- und Residenzstadt, sondern auch um wichtigste Fragen des gesamten Schul-

wesens, für welche der Minister auf seine Mitwirkung rechne. Kurz und gut, Wendt ging 1867 nach Karlsruhe, ward alsbald ordentliches Mitglied des Oberschulrats und hatte alle 2 Jahre die meisten Gymnasien zu besuchen und darüber zu berichten. Er war also zu gleicher Zeit Direktor und Schulrat, ja es ward ihm sogar im J. 1875 von Falk angeboten, Nachfolger Wieses zu werden. Er blieb aber seinem Baden treu und hat dort 40 Jahre lang segensreich gewirkt. Einzelnes herauszugreifen geht nicht wohl an, aber die Leser seiner Lebenserinnerungen werden gleich mir den Eindruck gewinnen, daß ein Mann von Geist, Geschmack und Gemüt zu uns redet. So schlage ich denn nochmals das Titelblatt auf, wo sein lockenumwalltes freundliches Haupt abgebildet ist, und nicke ihm vergnüglich zu: „pulchre, bene, recte!"

Danzig. Carl Kruse.

H. Draheim, Schillers Metrik. Erklärung der Versmaße Schillers in seinen Gedichten und Dramen. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 101 S. 8. 2 *M*.

Der Verfasser verbreitet sich in Vorwort und Einleitung zunächst über die allgemeinen Gesichtspunkte, die bei Auffassung und Behandlung der äußeren Formen von Dichtungen festgehalten werden müssen. Es gehe hier nicht anders als bei der Baukunst und der Musik. Durch die Form dringe man in den Inhalt ein, — man darf hinzufügen, daß sie, genau besehen, ein unerläßlicher Teil des Inhaltes ist (F. Kern, Zur Methodik des deutschen Unterrichts S. 37 Anm.). Zur Erläuterung dessen, was gemeint ist, wird auf den heroischen Vers der altklassischen Epen und auf den Trimeter der griechischen Tragödie verwiesen. Auch Schiller kannte die Versmaße Ovids und etliche des Horaz nebst deren Nachbildung bei Klopstock; auch Wieland, Lessing, Goethe waren ihm Vorbilder, freilich nicht solche, bei denen er etwa stehen blieb. Voll Liebe für die Musik (Streicher, Körner!) und in jungen Jahren zumal von einer frommen Mutter nachhaltig beeinflußt, war er mit dem Gesangbuch-, wie auch dem weltlichen Liede wohl vertraut. Für seine Bekanntschaft mit dem volkstümlichen Liede erinnert Draheim daran, daß er auf der Militärakademie altenglische Balladen in Übersetzung las. So flossen für seine Kenntnis metrischer Formen mannigfaltige Elemente zusammen. Ihm galten regius und königlich noch als völlig gleich; denn die antike Metrik und die der ahd. und mhd. Dichtung waren damals noch nicht durchforscht. Die Schwierigkeit, Daktylus und Spondeus gegeneinander abzuwägen, wird vom Verf. innerhalb seiner Darlegungen S. 13 ff. behandelt. Er weist auch auf die Mißverständnisse hin, die durch Übertragung antiker Terminologie auf deutsche Versmaße und umgekehrt entstehen. Quantität und Betonung hätten nur relativen Wert, und Tonstärke und

Digitized by Google

Tonhöhe seien etwas voneinander Verschiedenes. Seine ganze Arbeit betrachtet er als einen „Versuch, die Absichten des Dichters zu ergründen", wobei er aus äußerem und innerem Anlaß die Gedichte und die Dramen getrennt behandelt. Das Zusammengestellte erscheint ihm nur als Grundlage für tiefer und weiter gehende Betrachtungen, die sich auch auf Schillers Prosa ausdehnen müßten, nicht in der Art der auf Demosthenes und Cicero gerichteten Bemühungen, aber doch unter Betonung des Gesichtspunktes, daß es sich in seiner Prosa um eine „gehobene" Rede handelt. Auch Versmaß und Strophenbau erfordern nach der Auffassung des Verfassers eine stilistische Würdigung, da Satzbau und Wortstellung in ihrem Verhältnis zum Versbau zu beleuchten seien. Daneben dürfe vor allem die ästhetische Würdigung nicht zu kurz kommen, die Charakter und Stimmungsgehalt der Versmaße und Strophen zu ermitteln habe. Manches darauf Bezügliche habe ich s. Z., zum Teil unter Bekundung mehr oder weniger leiser Zweifel, in meiner „Behandlung deutscher Gedichte in unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten" (Jahresbericht des Lessing-Gymnasiums, Berlin 1895) S. 21ff. zusammengetragen. Draheim hat bei der Darbietung seines kleinen Werkes in erster Linie doch wohl auch an dessen Benutzung seitens derer gedacht, die in der Schule auf diese Dinge naturgemäß zu sprechen kommen (auch die Weichersche Literaturgeschichte geht an ihnen nicht vorüber). So mag denn bei dieser Gelegenheit noch an Andreas Florin, Präparationen zur Behandlung lyrischer und epischer Gedichte, Davos 1893, S. 51. 56 und daran erinnert sein, daß nicht literarische Hypothesen die Absichten der Dichter überfluten dürfen (Rud. Lehmann in dieser Zeitschr. XXXIX S. 465). Denn gerade deren Persönlichkeit auch von dieser Seite aus gerecht zu werden, ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung (Draheim, Vorw. S. 5).

Nachdem sich Draheim über Vers, Versfuß, Strophe im allgemeinen ausgelassen hat, wird die Frage, wie Daktylus und Trochäus miteinander verbunden werden können, durch Hervorhebung ihrer gleichen Zeitdauer an dem musikalischen[1]) Notenwerte beantwortet, den die Silben haben, und der Begriff des Logaödischen an der Formel $8 + 4 = 6 + 3 + 3$ verdeutlicht. Verbindung von Jambus und Anapäst wird hier auch für Schiller abgewiesen, weil man sonst mit dem wechselnden Auftakt nicht

[1]) Überhaupt kommt das musikalisch Interessierende in Draheims Buch zu seinem Recht. Vgl. S. 45 den Anfang der Loeweschen Komposition zum Grafen v. Habsburg. Vom Reiterlied in Wallensteins Lager wird die Originalmelodie Chr. Jak. Zahns mitgeteilt, von der man sich im Laufe der Zeit manche Abweichung gestattet hat. Die Gesamtübersicht über Schillers Gedichte in Komposition S. 35ff. ist dankenswert, wozu S. 100f. noch wichtige die Dramen betreffende Vertonungen aufgezählt werden. Daß die Glocke kein Gedicht mit verteilten Rollen ist, hat jeder Musiker zu beachten (S. 46).

Digitized by Google

ins Reine komme. Anders gestaltet sich die Sache bei den Dramen. Zunächst geht Draheim die „Gedichte“ in der bekannten Einteilung durch, die sie durch Körner erfahren haben und in der sie in unsern Ausgaben meist stehen. Was sich dagegen sagen läßt, ergibt sich aus Bellermanns Bemerkung, Schillers Gedichte (Bibl. Institut) S. 8; die Zeit ihrer Entstehung ist gerade für die Frage, wie der Metriker Schiller sich allmählich entwickelte, nicht bedeutungslos. Lehrreich sind Draheims „Zusammenfassungen“. Die erste Periode zeigt noch Fehler und Härten und eine Bevorzugung des trochäischen Maßes; Asklepiadeen haben wir in der Größe der Welt und einigen nicht in die Sammlung aufgenommenen Gedichten, zumal solchen der Anthologie von 1782. Stärker ist der Jambus in der zweiten Periode vertreten, und das Wichtigste über die Vergilübersetzungen wird S. 17 zusammengefaßt. Mannigfaltigkeit und Freiheit der Maße herrscht in der dritten Periode. Schiller steht auch hierin auf der Höhe seines Schaffens. Zahlreiche Gedichte stellen sich uns in Distichen dar. Als Strophe ist die sechszeilige bevorzugt, teils halbiert, teils mit Auf- und halb so langem Abgesang. Auch in anders gearteten Strophen folgt dieser den Stollen.

Die Einleitung zu den Dramen belehrt uns über die fälschlich angesetzte Beziehung des fünffüßigen Jambus zum antiken Trimeter, den das Mittelalter nicht übernommen hat. Dem elfsilbigen jambischen Vers mit weiblichem Reim in Italien steht der reimlose männlichen Schlusses bei Marlowe, Shakespeare und den ihnen vorangehenden Surrey (S. 52 — Vergilübersetzung im Blankvers) und Sackville (Dramen) gegenüber. „So scheint aus dem elfsilbigen italienischen Vers der zehnsilbige englische entstanden zu sein“. Etwas anders stellt sich der geschichtliche Zusammenhang bei Fr. Kauffmann, Deutsche Metrik nach ihrer geschichtlichen Entwickelung S. 164 f. dar. In kurzer Übersicht werden wir bei Draheim vom Alexandriner bis zum fünffüßigen Jambus im Don Carlos geführt, dessen Verfasser mit Goethe — für den Eindruck auf das Publikum vielleicht nachhaltiger — um die Palme ringt (sein Semelefragment bereits aus dem Jahre 1781). Der Vers wurde dann auch durch die Shakespeareübersetzung Schlegels „der deutsche Vers“. S. 53 ff. wird er nebst dem jambischen Trimeter der Alten treffend charakterisiert. Daß (S. 54) ⏑̇ ⏑ ⏑ und –̇ ⏑ ⏑ im deutschen Verse auf eins hinauskommt, könnte etwa, wenn ich Draheim recht verstehe, an dem Beispiel: „rollendes Gestein“ bei Viehoff (Vorschule der Dichtkunst S. 76), den er auch sonst zitiert, verdeutlicht werden. Dabei ist der kurze Hinweis auf die Frage interessant, wie weit Schiller des Griechischen mächtig war. Gottfried Hermanns Handbuch der Metrik hat er gelesen, ist aber mit ihm nicht zurechtgekommen. Das S. 56 über Elision, Apokope, Synkope, Aphäresis Gesagte bildet eine willkommene Wiederholung zumal für den Anfänger. „Eine Besonderheit Schillers ist die

Digitized by Google

schwebende Betonung. Wenn ein zweisilbes Wort einen Jambus füllt, hat die erste Silbe zu viel Ton, die zweite zu wenig. Die Betonung muß also verteilt werden, so daß sie über beiden Silben schwebt. Diese Erscheinung war vereinzelt schon in den Gedichten zu beobachten". Das an Unregelmäßigkeiten bereits bei Ed. Belling, Die Metrik Schillers 1883, Zusammengestellte bietet unserm Verfasser gern benutzten Anlaß, sich seinerseits hier mit wenigen Beispielen zu begnügen.

Wie bei den Gedichten, so werden auch in dem den Dramen gewidmeten Teile des Buches diese der Reihe nach bezüglich ihrer äußeren Kunstform in dem Rahmen behandelt, in dem sich Draheims Darlegungen bewegen. Auch den Übersetzungen wird ihr Recht. Die fleißige Zusammentragung und die Beleuchtungen einzelner besonders ins Auge zu fassender Stellen wird zumal der Lehrer dankbar begrüßen, der die Dichtungen mit seinen Schülern zu erläutern hat. Den guten Hostowsky und seinesgleichen (A. Ludwig, Schiller und die deutsche Nachwelt S. 41) hat der Verfasser ja nicht mehr zu fürchten gehabt, Wir aber dürfen ihm Dank sagen für die in ihrer Weise stattliche Gabe zur Schillerfeier.

Pankow bei Berlin. Paul Wetzel.

C. Bardt, Römische Komödien. Deutsch. Erster Band. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. XXXII u. 320 S. 8. 6 ℳ.

Daß schon nach sechs Jahren eine neue Auflage der Bardtschen Übersetzung des Trinummus, der Menaechmi, der Andria und der Adelphi nötig geworden ist, darf man als ein erfreuliches Zeichen dafür ansehen, daß durch sie doch wohl auch über den Kreis der Fachgenossen hinaus das Interesse an diesen geistreichen Lustspielen neu belebt worden ist. Nun beschert uns Bardt in diesem Bande noch dazu den Eunuchus des Terenz; zu dem Dank für die neue schöne Gabe gesellt sich der Wunsch, daß ihm Zeit und Neigung bleibe, auch den zweiten Band bei einer Neuauflage mit weiteren Stücken des Plautus oder Terenz zu bereichern oder, noch besser, einen dritten Band hinzuzufügen. Er bezeichnet in der Vorrede dieses Buch als einen Neudruck; es wäre indes irrig, daraus zu entnehmen, daß die erste Auflage unverändert geblieben sei: nicht nur der Druck ist übersichtlicher gestaltet und unter jeder Seite auch der Titel des Stückes wiederholt; im einzelnen ist mit feinem Takte mancher Ausdruck treffender gewählt und der Rhythmus flüssiger geworden. Wer sich selbst an ähnlichen Aufgaben versucht hat, weiß die lange und ernste Arbeit zu würdigen, die sie erfordern; im Vorwort der ersten Auflage hatte Bardt gesagt, seine Übersetzung werde nur dann Freunde finden, wenn man ihr jene Arbeit nicht anmerke; der schöne Erfolg, den

Digitized by Google

er nun vor Augen hat, wird ihm die Gewißheit geben, daß er auch mit diesen Nachdichtungen den humanistischen Studien den besten Dienst geleistet hat.

Sondershausen. Anton Funck.

Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen von Bahlsen und Hengesbach.

George Sand, La Mare au Diable nach der Pariser Ausgabe (M. Lévy Frères, 1869), herausgegeben und erläutert von C. Sachs. Zweite Auflage. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. 137 S. 8. geb. 1,60 ℳ.

Schon einmal hatte ich in dieser Zeitschrift Gelegenheit, darauf hinzuweisen, wie dankenswert die Veranstaltung einer Schulausgabe von George Sands Dorfgeschichten sei. „Die schlichte Abwicklung der einfachen Vorgänge zwischen zwei für einander geschaffenen jungen oder doch jugendlich fühlenden Menschen, der schmucklose und doch harmonische Stil, die warmen, anschaulichen Naturschilderungen geben diesen Erzählungen ihren eignen Wert, und nur die übertriebene, den moralisierenden französischen Schriftstellern eigentümliche Idealisierung der hervortretenden Gestalten läßt es stellenweise rätlich erscheinen, unsern deutschen Schülern möglichst schnell durch diese Lektüre hindurchzuhelfen". Auf jeden Fall würde ich 'La Mare au Diable' lieber mit Mädchen lesen als mit Knaben, und vermutlich ist das Buch auf jene auch von dem Herausgeber hauptsächlich berechnet. Daß es in der hier vorliegenden Ausgabe seine Leser gefunden hat, zeigt der Umstand, daß davon nun schon eine zweite Auflage erforderlich geworden ist, wozu gewiß auch der dem Werke beigegebene Apparat verholfen hat: die ausführliche Biographie der Schriftstellerin (S. 1 bis 7), die sorgsame Zusammenstellung der zahlreichen Quellen über George Sand und ihre Werke (S. 8) und schließlich die außerordentlich willkommene Übersicht über die Schöpfungen, die Frankreich auf dem Gebiete des Dorfromans von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage aufzuweisen hat. Leider hat es das Schicksal dem allzufrüh dahingegangenen Herausgeber offenbar nicht vergönnt, die letzte Feile an seine Ausführungen zu legen, so daß darin der eine und der andere nur mühsam zu entziffernde Satz stehen geblieben ist. Ein bloßes Verschreiben scheint es zu sein, wenn er S. 5 Z. 9 von unten bemerkt, daß die Schriftstellerin sich nicht nur als Mitarbeiterin mehrerer Zeitungen beteiligte (statt betätigte), oder wenn er S. 9 von Boileau und seiner (statt seinem) Art poétique spricht, oder wenn er S. 12, Z. 13 von unten den Leser hinter Erckmann-Chatrian die Einzahl verfaßte (statt des Plurals verfaßten) ergänzen läßt. Als wirkliche Druckfehler sind dann noch zu nennen: S. 4 Z. 9 von oben Maltatentes (statt Maltalentes), S. 10 Z. 15 von unten nuture (statt nature) und etliche Zeilen weiter Tyrcis (statt Tircis),

Digitized by Google

endlich S. 12 Z. 6 von unten regionaliste (statt régionaliste). Doch tut das alles dem wertvollen Inhalte natürlich keinen Eintrag. Wertvoll sind noch in besonderem Maße die in einem Sonderheftchen von 31 Seiten gegebenen Bemerkungen und Erläuterungen zum Texte selbst, und daß da namentlich das Lexikalische überall auf der Höhe steht, braucht bei einem Lexikographen von Sachs' Bedeutung nicht erst ausdrücklich versichert zu werden.

Frankfurt a. M. Max Banner.

---

1) **Bernhard Meth, Schulgeschichten aus dem alten Görlitzer Kloster.** Berlin 1909, Trowitzsch & Sohn. XI u. 189 S. gr. 8. 4,50 *M*, geb. 5,50 *M*.

Der Herausgeber ist offenbar, obgleich er sich nirgends als Schulmann nennt, der Berliner Realgymnasialprofessor Dr. Meth, ein alter Görlitzer Schüler, der, wie die Schlußworte sagen, mit Liebe an seiner alten Schule und der „so hervorragend schönen und vornehmen Stadt" hängt. „Schulgeschichten" ist ein mehr lockender, nicht ganz zutreffender Titel. In der Hauptsache sind es „Primanerannalen" über die Zeit von 1809—1854, das halbe Jahrhundert, während dessen der verdiente Rektor Anton die Schule geleitet hat. Sein Lebenslauf ist in der Einleitung mitgeteilt, ein schönes Bild von ihm eröffnet den Band mit einem Faksimile seiner Handschrift: „Schmecke des Lebens Glück und standhaft ertrage die Mühen, Wirf den Blick auf Gott, und Freuden werden dir blühen. *Αἰὲν ἀληθεύειν.* K. G. Anton, Dr. th." Über die vorhergehende Zeit der ältesten, dann der evangelischen Schule und die der ersten 10 Rektoren des 1565 eröffneten Gymnasiums berichtet in der Hauptsache kurz und chronikenartig Meth selbst nach dem 1865 bei Gelegenheit der 300jährigen Jubelfeier des Gymnasiums erschienenen Programm. Zum Schluß sind aus den Annalen noch mitgeteilt die Trauerfeier für den Rektor Anton (1861) und die Schilderung der genannten 300jährigen Jubelfeier. Am Ende des Buches folgen Nachrichten über ehemalige Primaner des Gymnasiums von 1810 ab und von 1817 an besonders die Abiturienten bis O. 1860, zumeist dem von dem Direktor Anton 1856 veröffentlichten Verzeichnis entnommen. Auch die Primaner des Jubelsemesters 1865 werden mitgeteilt, die Namen der „Chorpräfekten" von 1735—1869, die Prätoren (= Primi) der I. Kl. von 1710—1876. Unter diesen letzteren sind die, welche die Annalen geführt, besonders bezeichnet und beigefügt die Nichtprätoren, die an den Annalen mitgearbeitet haben.

Beigegeben ist außer dem Bild des Rektors Anton ein Plan des alten Klosters, von einem Schüler Antons nach dem Gedächtnis entworfen, ein Bild der Prima des alten Klosters, auf einem Blatt kleine Bildnisse der Rektoren des Gymnasiums von dem ersten P. Vincentius (1565—69) bis zu Dir. Eitner (bis 1898),

Digitized by Google

dem Vorgänger des jetzigen Prof. Stutzer, ein Bild der Chargierten beim Jubelfest 1865 und ein Gedenkblatt zur Jahrhundertwende 1900 mit Abbildungen des alten Klosters und des jetzigen Gymnasiums.

Das Buch enthält freilich manches schöne und heitere Schulgeschichtchen, daneben aber auch recht häßliche Bilder aus der Zeit eines ausgebildeten Kneip- und Verbindungslebens. Die Annalen der älteren Zeit sind im ganzen ernster und würdiger gehalten als die späteren, und 1812 wird sogar eine seditio lateinisch berichtet, „ne barbari intelligant", meist wird noch von dem „Herren Rektor" gesprochen, während später von „Soff und Fraß" die Rede ist und der Rektor „Schuster, Sutor, unser guter Anton, der gute alte Gottlieb" heißt und sich oft in wenig schönen Worten über ihn und andere Lehrer aufgehalten wird. Trotz seiner oft maßlosen Grobheit, auch tätlicher Mißhandlung der Schüler, die sich dann rächten und den Rektor wie auch andere Lehrer mit Pochen und Trampeln zur Türe hinausbegleiteten, und trotz sonstiger Schwächen (man lese S. 56!) hingen die Schüler aber doch mit Liebe und Verehrung an A., denn er war ihnen doch stets ein liebevoller Vater gewesen, und man achtete ihn wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner Gewandtheit im Lateinsprechen.

Nun noch manche Einzelheiten. Zunächst die Inscriptio in prima classe super carcerem vom Rektor Funcke († 1695):

Hic locus odit, amat, punit, conservat, honorat
Nequitiam, pacem, crimina, iura, probos;

dann die Verse an einer Türe des alten Klosters:

Stet domus haec donec fluctus formica marinos
Ebibat et totum testudo perambulet orbem;

S. 63ff. einige schöne Chronosticha und ein Wortspiel des ersten Rektors Vincentius: honestis moribus non assuefactos a sue factos esse videri.

Mancher berühmte Mann ist als Lehrer dort gewesen oder aus dieser Schule hervorgegangen, so z. B. Trotzendorf, der berühmte Pädagoge. Sein Vater gab ihn 1506 auf die Görlitzer Schule, holte ihn aber bald zurück zur Feldarbeit. Doch die Mutter mahnte ihn: „Valten, bleib bei der Schulen!" So wurde aus ihm der Gelehrte.

Wir hören von der Bedeutung und den Folgen der Reformation, den Bedrängnissen des 30jährigen und 7jährigen Krieges für die Schule und wie sie mehreremal von der Pest schwer heimgesucht wurde. Sodann von dem Wittern nach Teilnehmern an burschenschaftlichen Verbindungen und demagogischen Umtrieben. S. 100 wird erzählt, daß ein 1832 verstorbener Student, damit festgestellt werde, ob er Burschenschafter gewesen, trotz des Flehens seiner Eltern, man möge ihrem Sohne doch im Grabe Ruhe lassen, ausgegraben wurde — und man fand auch richtig,

Digitized by Google

was man suchte, das schwarz-rot-goldene Band! Wir hören von der Einführung der Reifeprüfung (1816) und daß 1826 an zwei aufeinanderfolgenden Tagen je zwei große Arbeiten von 7—1 bzw. 8—1 und 2—8 geschrieben wurden! Wir erfahren von den Prüfungen für den einjährigen Dienst (von 1828 an), sonstigen Verordnungen, Revisionen, Schüleraufführungen, Themata von Reden und Reifeprüfungsarbeiten. Wir hören von den erbärmlichen Gehältern der Lehrer und daß 1704 der Kurator anerkannte: „Ihr Lehrer habt Pferdearbeit, aber Zeisings Futter". Von einem eigentümlichen Verkehrston wird aus dem 17. Jahrhundert berichtet, wo der Rektor im Beisein der Primaner einen Lehrer ohrfeigt und zwei Lehrer sich gegenseitig hinter die Ohren schlagen. Schultage werden freigegeben wegen der Abendmahlsfeier, dann damit die Primaner vom Ball ausschlafen können, und mehrere Tage hintereinander, damit die Lehrer gehörige Muße haben, um die schriftlichen Abiturientenarbeiten zu korrigieren.

Unter den Schülern herrscht ein zügelloses, oft das Studententum nachahmendes Leben. Fremde Schüler und Studenten besuchen Stunden der Lehrer, werden von den Schülern bewirtet und erhalten noch ein Viatikum. Schüler gehen (1591) „gassaten" (gassatim = ziehen mit verliebtem Mute nachts durch die Gassen), bringen Ständchen, schwänzen willkürlich die Stunden, spielen Hazard, trinken unmäßig, tragen Degen, beim Tode eines „sehr niedlichen, lustigen und hübschen Mädchens von 16 Jahren" veranstalten sie 1825 eine Trauerfreier, und zwei duellieren sich wegen eines adligen Fräuleins, sie trinken und rauchen bei der Reifeprüfung (1830 wird berichtet: „Bei der schriftlichen Prüfung ging es sehr lustig zu. Wein, Bier, Kümmel und Speisen waren in großer Menge vorhanden und Tabak wurde so sehr geschmaucht, daß man einander fast nicht sehen konnte!"), sie machen Schlittenfahrten mit Vorreiter in Wichs usw. Im Jahr 1822 wurde durch ein Konsistorialreskript den Gymnasiasten das Nachäffen des Burschenlebens auf den Hochschulen streng untersagt, aber es hat nicht viel geholfen.

Solche Einzelheiten könnte ich noch in Menge beibringen, oft empörend, oft recht ergötzlich (man lese noch S. 14 die Aufnahme eines jungen Grafen Einsiedel in die Schule und S. 125 den Spaziergang des Rektors Anton mit dem Oberlehrer Rösler). Darum und weil das Buch in kulturgeschichtlicher Hinsicht wichtig ist, wird es gewiß, wie es der Verf. wünscht, ebenso wie mir manchem einige genußreiche Stunden bereiten, besonders aber werden alte Görlitzer Schüler, für die das Buch auch in erster Linie geschrieben ist, sich mit Freude hineinversenken. Natürlich wird es auch in die Hand der auf der Schulbank sitzenden Schüler des dortigen Gymnasiums kommen und bei ihnen eine traditionelle Lektüre werden. Die werden darin auch „genußreiche Stunden" finden; aber wird das für sie, die zum „deteriora sequi" allzu geneigt sind, segensreich sein?

Digitized by Google

Der 3. Band der Annalen (1839—1853) ist verloren gegangen, und über diese Zeit wird nur einiges aus den Schulprogrammen nachgetragen. Sollte ein alter Görlitzer Schüler, der diese Zeilen liest, ihn haben, so sei er auch von mir eindringlich gemahnt, ihn an den Herausgeber der Schulgeschichten einzusenden und so sein Gewissen zu entlasten.

2) Deutsches Lesebuch für Vorschulen höherer Lehranstalten (zugleich Vorstufe zu Evers und Walz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten), herausgegeben von Alfred Kühne und Karl Vorwerk. 1. Teil (zweites Schuljahr). XI u. 180 S. Dazu Sprachschule 30 S. 2. Teil (drittes Schuljahr). VIII u. 210 S. Dazu Sprachschule 54 S. Beide Bände mit je drei farbigen Vollbildern und 24 bzw. 28 Abbildungen im Text von Paul Brockmüller. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. gr. 8. In Leinen gebunden I. Band 2 ℳ, II. Band 2,25 ℳ.

Zwei treffliche Bücher, an denen man so recht seine Freude haben kann, und es muß eine Lust sein, an der Hand dieser die kleinen sieben- und achtjährigen Buben zu unterrichten. Da möchte ich selbst noch einmal Vorschullehrer werden und denke mir die freudigen Mienen und leuchtenden Augen der Kinder, wenn ihnen zur rechten Zeit und in der rechten Stimmung ein Gedicht oder Lesestück daraus vorgeführt wird, und die alten Augen könnten sich an ihnen wieder jung sehen.

Die Bücher nennen sich „Vorstufe zum deutschen Lesebuch von Evers und Walz". Was sagten doch diese in dem Begleitwort zu den drei ersten Teilen ihres Lesebuchs? Sie sollen nicht nur auf den Verstand, sondern fast mehr noch auf Gefühl, Einbildungskraft und Gemüt wirken, sie sollen nicht nur die Bereicherung des Wissens, sondern in noch höherem Grade zur Veredelung des Herzens die Belebung der Phantasie, die Ausbildung des Natur- und Schönheitssinnes, die Stärkung des religiös-sittlichen Gefühls und der vaterländischen Gesinnung fördern. Dabei ist das Heimatliche zu betonen, der Auffassungskraft und Denkweise der Kinder sorgsam Rechnung zu tragen. Dazu sind leichtere und kürzere Lesestücke auszuwählen und erst allmählich vom Leichteren zum Schwierigeren, vom Kürzeren zum Längeren fortzuschreiten. Durch Abwechslung und Vielseitigkeit muß das Buch eine wohltuende Frische erhalten. Ein Hauptgrundsatz sei schlichte Einfachheit, Deutlichkeit, Verständlichkeit und Anschaulichkeit; darum ist auch durch reichliche Absätze und übersichtliche Gliederung das Verständnis zu erleichtern. Dem berechtigten Frohsinn unserer Jugend soll das Lesebuch auch mit Scherz und Humor, indem es herzlich Erfreuendes und fröhlich Erheiterndes reichlich bringt, noch mehr, als es sonst geschehen, entgegenkommen und ihr so das Lesebuch und den deutschen Unterricht lieb und wert machen. Dann wird das Buch den Kindern auch ein liebes Hausbuch werden, in dem sie auch außerhalb des

Digitized by Google

Unterrichts gern lesen und aus dem sie den Ihrigen freudig mitteilen.

Dem Vorstehenden entsprechen ganz die Grundsätze, die die Herausgeber dieser Lesebücher für die Vorschule befolgt haben. Um die zwei Welten des Kindes, das Leben innerhalb und außerhalb der Schule, in innige Verbindung zu bringen, ist der Stoff ganz besonders aus dem Leben des Alltags, vorab aus dem Leben der Stadt entnommen; denn für Stadtkinder, besonders der Großstadt, sind sie ja zunächst geschrieben. „Das junge Menschenkind soll die bunte Welt der Erscheinungen, die es täglich und stündlich in seiner Umgebung sieht, beobachten, verstehen und lieben lernen. Seine helle Freude am Schauen, sein naives Staunen und Fragen sollen benutzt werden als die wertvollsten Hilfsmittel (wir nennen es wissenschaftlich „Apperzeptionsstützen"), um die erwachenden geistigen Kräfte zu entfalten und auszubilden". Neben altbewährten, wertvollen Märchen, Geschichtchen und Gedichten, die wir ungern missen würden, sind reichlich die trefflichen Prosaarbeiten sowie die lebensvollen, echt klindlichen Gedichte neuerer Dichter und Schriftsteller — das Vorwort nennt die vorzüglichsten von ihnen — aufgenommen worden. Diese Blumen, auf verschiedenen Auen gewachsen, sind zu einem einheitlichen harmonischen Strauß schön verflochten.

Gerade Bücher wie diese machen uns so recht klar die schönen Worte Grillparzers: „Der Geist der Poesie ist zusammengesetzt aus dem Tiefsinn des Philosophen und der Freude des Kindes an bunten Bildern". Daran können auch junge Lehrer, die durch das Studium auf der Universität sich etwas verstiegen haben und gar zu gern den Unterricht in den unteren Klassen als ihrer unwürdig betrachten, lernen, wieder in das frische Leben zurückzukehren und Freude zu gewinnen an dem Unterrichte der Kleinen, die doch das sichtlich dankbarste Schülerpublikum sind. O. Frick und G. Lahmeyer suchten daher ihre Seminarkandidaten besonders auch mit dem Unterrichtsbetrieb der Vorschule bekannt zu machen. Auf die Kinder aber werden die Lesestücke, mit dem rechten pädagogischen Geschick behandelt, vertiefend und erhebend zugleich wirken und ihnen einen nachhaltigen Gewinn sichern.

Diese Lesebücher müssen eigentlich von dem Lehrer vor dem Gebrauch durchgearbeitet werden, wie ich sie jetzt Stück für Stück sorgfältig gelesen habe, und beim Gebrauche wird er dann immer mehr zu erfolgreicher Behandlung darin heimisch werden. Dann wird er mit Leichtigkeit die jeweilig passenden Stücke auswählen und damit die rechte Wirkung erzielen, dann werden auch in sorgfältiger Prüfung und Sichtung, den Herausgebern mitgeteilt, kleine Fehler und Unebenheiten bei folgenden Auflagen verschwinden und vielleicht einige weniger geeignete Stücke aus der reichlichen Auswahl beseitigt werden.

Es würde hier gar weit führen, wollte ich kleine Mängel und

Digitized by Google

Fehler in Interpunktion und Ausdruck zusammenstellen, angeben, wo Fremdwörter und für die Kinder schwer verständliche Wörter auszumerzen seien, mit Entwickelung der Gründe die wenigen Stücke aufführen, die mir nicht ganz geeignet scheinen, und eine Anzahl ganz besonders schöner und herzesfreunder hervorheben. Den Herausgebern würde ich auf Wunsch gern meine Aufzeichnungen mitteilen; hier gehören sie nicht her.

Der Bilderschmuck von Brockmüller, besonders auch die jedem Bande beigegebenen drei bunten Bilder, ist lobenswert, hilft auch das Interesse für die Lesestücke heben, fördert den Anschauungsunterricht und weckt den Sinn für die Schönheit bildlicher Darstellung. Einige Einzelheiten sind wohl nicht sorgfältig genug ausgeführt, und zuweilen hätten die Zeichnungen sich noch enger an den Text anschließen können. Denn die Kinder sind in der Beobachtung sehr kritisch und prüfen genau, ob „es stimmt".

Daß ein orthographischer und grammatischer Anhang, der ganz dem kindlichen Fassungsvermögen entspricht, beigegeben ist, freut mich. Denn neben der fesselnden, herzerquickenden Lektüre dürfen von früh auf die ernsten Aufgaben des Faches, Grammatik, Rechtschreibung, Zeichensetzung, Übung in Diktaten usw. nicht vernachlässigt werden, und zur Mahnung dessen für den Lehrer, daß er den Kindern nicht nur „crustula" bietet, ist die Sprachschule, die auch gesondert zu Ausgabe B zu haben ist, am besten (wie in Ausgabe A) mit dem Lesebuch zu einem Bande vereinigt.

Lateinischer und deutscher Druck, größere und kleinere Lettern wechseln angemessen ab, die ganze Ausstattung ist, wie es der Teubnersche Verlag erwarten läßt, nur zu loben.

So wünsche ich denn den Büchern reichen Erfolg; mögen sie vielen deutschen Buben und deutschen Lehrern Freude bringen und die Kinder daraus einen reichlichen Gewinn für Geist und Herz ziehen.

Kassel. Fr. Heußner.

A. Meillet, Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Vom Verfasser genehmigte und durchgesehene Übersetzung von Wilhelm Printz. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. XVIII u. 330 S. 8. 7 *M*, in Leinwand geb. 8 *M*.

Mit Freuden begrüßen wir es, daß die Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes, die in der kurzen Zeit seit 1903 schon die zweite Auflage erlebt hat, jetzt auch in deutschem Gewande auftritt. Wie alle Schriften Meillets, so hat auch dieses Werk zwei große Vorzüge: es ist reich an großen Gesichtspunkten und beruht auf solider Arbeit. Dazu besitzt diese Einführung noch einen Vorzug, um den es gerade Brugmanns ähn-

Digitized by Google

liches Werk (Kurze vergleichende Gramm. der indogerm. Sprachen, Straßburg 1904) übertrifft: es ist zur Lektüre geschrieben und meidet den Stil des Nachschlagewerkes.

Im Gegensatz zu Brugmanns Kurzer vergleichender Grammatik zieht Meillet auch das Baltische, Albanesische, Keltische und Armenische regelmäßig mit heran, letzteres sogar entschieden häufiger, als ihm seiner Bedeutung nach zukommt: im Wortregister werden daher 134 armenische gegen nur 186 gotische Wörter genannt. Auch das Slavische nimmt wohl einen zu breiten Raum ein (vgl. z. B. S. 34). Beide Eigentümlichkeiten finden allerdings darin ihre Erklärung, daß der Verf. auf den beiden bevorzugten Gebieten Spezialist ist. In Zusammenhang damit möchte ich noch auf ein anderes Mißverhältnis hinweisen, an dem aber vielleicht weniger der Verf. als der Übersetzer schuld ist. Deutsche Beispiele gibt es nach dem Wortregister nur 123. Für die französischen Leser mag das genügen; ein Buch aber, das deutsche Leser in die indogermanische Sprachwissenschaft einführen soll, darf, meine ich, das wertvolle Mittel, durch Anknüpfung an die Muttersprache Interesse zu wecken, nicht achtlos bei Seite lassen. Auf manchen Seiten, z. B. S. 41. 47, ist man geradezu verwundert, daß statt naheliegender deutscher Beispiele fast nur fremde gebraucht sind. Bei einer Neuauflage, die wir dem Werke für recht bald wünschen, nehmen Verfasser und Übersetzer vielleicht hierauf Rücksicht. Ich empfehle ihnen dann, um die Lektüre zu erleichtern, auch noch folgende Änderungen. An die Spitze der Auseinandersetzungen tritt am besten ein phonetisches Kapitel, damit der Leser der Mühe überhoben ist, mühsam dem Verständnis phonetischer Fachausdrücke nachzuspüren, die zum größeren Teil allerdings im Kapitel 'Lautlehre' verstreut ihre Erklärung finden. Häufig wäre auch durch eine kurze Bemerkung oder eine Verweisung dem Verständnis entgegenzukommen, ich erinnere z. B. an XIV, 7 Halbschlußlaute; 12, 4 *e*-Stufe, Nullstufe; 40 und 41 *kw*; 40, 11 u. *č*, *c*; 41, 11 u. *x*, *ƕ*, *xw*; 42 *gw*; 42, 6 u. *ž*, *dz*; 43, 9 u. bilabial; 45, 3 labiovelar; 51, 3 zweigipfliger geschliffener Diphthong, vgl. 51, 6; 76, 18 von Anfang an; 77, 12 Verallgemeinerung der Media im Griechischen; 85, 7 Agglutination; 91, 9 u. *darəγō* zweisilbig (ähnlich 50, 5 u. 73, 3 u.); 98, 21 *daddjan* wegen *ddj*; 105, 10 u. das auch als Vergangenheit dient; 116, 6 u. hatte nur Präsens und Perfektum, wegen ἦν lat. *eram*; 119, 12 aus *eweukwet*; 124, 13 *ēgĕrunt*, wegen der Kürze des *e*; 130, 12 Vokalstufe *ō*, da *ō* = idg. *ō*, *ā*.

Anstößig scheint mir ferner Folgendes zu sein: S. 4, 16 u. die Sprache ist keine soziale Institution; S. 7, 8 *mein* lautet im normalen Hochdeutsch nicht *main*, sondern *maen*; S. 9, 7 bei Aspiraten braucht der Verschluß nicht schwach zu sein; der Übergang von Aspirata zu Spirans im Germanischen erfolgte doch wohl über die Affrikata; die hier die seltene Bezeichnung Halbschlußlaut

trägt; 11, 11 u. die Analogien folgen nicht strengen Gesetzen, wie die Lautgesetze: zu *frage* hat man wohl nach *trage, trug* ein *frug* gebildet, aber weder ein *gefragen* noch ein *wug, gewagen*; 15, 11 u. die genannten Formen entsprechen einander durchaus nicht genau; 33, 4 zwei, nicht drei preuß. Katechismen; 54, 19 ein konsonantisches *n, m* usw. neigt nicht mehr zum Verschluß als ein vokalisches, der Unterschied zwischen beiden besteht nicht in der Artikulation, sondern in der Funktion; vgl. 68, 8 u.; 68, 1 u. fg. was hier über die Silben gesagt wird, bezieht sich nur auf die Sieverschen Schallsilben, für das Uridg. hat man aber vermutlich nicht Schall- sondern Drucksilben anzusetzen; 84 zwischen den nhd. und idg. Wurzeln besteht keine Wesensverschiedenheit; für unsere Sprachverhältnisse ist z. B. der sich weiter ausdehnende Umlaut etwas ganz Ähnliches wie der idg. Ablaut; ich erinnere da nur an die in Hamburg üblichen Plurale wie *Läger*; 251, 6 lat. *nasus* ist keine thematische Form von **nas-*, sondern mit *-s-* weitergebildet; 110, 10 u. der Genetiv ist nicht bloß Kasus des Attributs; 116, 20 *ἕστη* heißt nicht „er steht".

An manchen Stellen wird man über die Auffassung streiten können. Es wäre da vielleicht richtiger gewesen, entweder eine gegenteilige Ansicht mit zu erwähnen und doch darauf hinzuweisen, daß die vorgeführte Aufstellung nicht so ganz sicher ist. Das gilt z. B. S. 5 von der Bedeutung der Kindersprachentheorie; S. 29 und 257 von der Zusammenfassung des Italokeltischen; S. 106, 2 von dem Alter der Form *pepugerō*; 128 von der Beschaffenheit des in *icchāmi* steckenden *k*-Lautes, sowie von dem Alter der Inchoativa; 116, 16 und 130, 5 u. von der Länge des *e* in lat. *est*, wie ja Meillet selber 142, 22 andeutet; 145 von der Entstehung der Impersonalia; 153, 10 u. von der Wichtigkeit athematischer Stämme im Idg.; 170, 13 vom Fehlen eines Zeichens für Maskul. und Femin.; man wird nicht sagen, daß im Lat. die Zeichen fehlen; im Idg. war es nicht viel anders; 177, 8 von der Herleitung des *-em* in lat. *anguem*; 181, 9 u. vom Ablaut der *n*-Stämme, zu dem auch das Beispiel 182, 13 aus dem Armenischen nicht stimmt usw. Am allermeisten wäre eine gewisse Vorsicht bei den Ablautsverhältnissen geboten gewesen. Obwohl Meillet im Vorwort und sonst besonders betont, daß die Rekonstruktionen keinen andern als formelhaften Wert hätten, daß sein Buch keine Grammatik des Indogermanischen sei, spielt die Bestimmung des Ablauts in dem ganzen Buch eine ausschlaggebende Rolle, wie sie ihm z. B. in Brugmanns Handbüchern nicht zukommt. Ich möchte gleichwohl diese Teile des Buches als die Glanzpartien des Ganzen bezeichnen. Es ist für die Kenner der Verhältnisse ein Genuß, diese Darstellungen zu lesen. Der Anfänger in der Wissenschaft, für den das Buch eigentlich geschrieben ist, könnte allerdings von dem Betrieb in der Indogermanistik hierdurch leicht eine falsche Vorstellung gewinnen. Hier vertritt Meilett eben doch ganz offensichtlich einen

Digitized by Google

subjektiven Standpunkt, er sucht mit Konsequenz ein festes Gebäude zu errichten, so in der Lehre von *i*, *u* als Sonanten, in der Lehre von *ə*, in der Beurteilung des *a*, in der Lehre von den Wurzeln und der Stammbildung. Ich weiß übrigens nicht, wie man sich alle diese Dinge zurecht legen soll, ohne daß man die Rekonstruktionen als Sprachformen betrachtet. Es stecken in den Auseinandersetzungen ganz entschieden die K. Z. 41, 1 fg. gerügten Fehler. Meillet sieht sich sogar auch gelegentlich gezwungen, seinen Blick über das Uridg. hinaus zu richten, z. B. wenn er 89, 19 hinter **moin-* noch die Wurzel **moi-*, 184, 3 u. hinter **gʷōm* noch ein **gʷōum* aufstellt.

Die Übersetzung liest sich glatt, wenngleich bei genauerem Zusehen hie und da das französische Gewand durchschimmert. S. 7, 6 fg. durfte kein deutsches Beispiel für das Pariser eingesetzt werden; 76, 5 *er ist gekommen nach Rom*, auch hier mußte das französische Beispiel bleiben; 284, 15 u. je strenger die Verfahren wurden = à mesure que ces procédés devenaient plus rigoureux, vgl. 259, 6 u.; 91, 7 u. phonetisch statt lautgesetzlich gehört wohl auch hierin. Der so häufig gebrauchte Terminus praedesinentell ist besser zu meiden.

Von Druckfehlern habe ich mir aufgeschrieben: XV, 20 zweimal *i* erwähnt; 47, 4 *e* statt *ə*; 66, 3 *i*, *u* statt ī, ū; 94, 13 **wēr* statt **gʷēr*; 122, 1 erwachen statt wachen; 132, 16 πεποίθομεν statt πεποίθαμεν; 142, 15 u. von statt vor; 172, 16 *bharantī-* statt *bharanti*; 248, 17 *ancūlare* statt *anculāre*.

Trotz dieser Bemerkungen stehe ich nicht an, das Meilletsche Werk als eine wirklich vorzügliche Einführung in die indog. Sprachwissenschaft zu bezeichnen. Besonders hingewiesen sei noch darauf, daß der Verf. in der deutschen Ausgabe zwischen das 8. Kapitel, das einen sehr guten Überblick über den Wortschatz gibt, und den Anhang über die Entwicklung der vergleichenden Grammatik auch einige kurze, aber sehr interessante Betrachtungen über die Entwicklung der indogermanischen Dialekte eingeflochten hat.

So möchte ich denn das Meilletsche Buch den Freunden des Gymnasiums warm empfehlen und wünschen, daß recht viele Bibliotheken der Gymnasien es sich anschaffen. Es wird dann weiter dazu beitragen, die Bande zwischen der Sprachwissenschaft und den klassischen Philologen enger zu knüpfen, als sie es — leider — oft gewesen sind.

Bergedorf. Eduard Hermann.

---

1) Adolf Schwarzenberg, Übungsbücher für den Unterricht in der lateinischen Sprache an gymnasialen Anstalten mit lateinlosem Unterbau (Reform-Gymnasien, Reform-Realgymnasien). C. Sekunda und Prima. Zweite, mehrfach verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. VI u. 229 S. 8. geb. 2,80 *M*.

Nach mehr als neunjährigem Zwischenraum erscheint das

Digitized by Google

Buch in zweiter, wesentlich veränderter Auflage. Es enthält nunmehr den gesamten Übungsstoff für Sekunda und Prima im Anschluß an die Grammatik von Th. Vogel in erster und diejenigen von Stegmann und Ellendt-Seyffert in zweiter Linie. Die Übungsstücke verteilen sich so auf die einzelnen Klassen, daß der Untersekunda die Einzelsätze, den übrigen Klassen die zusammenhängenden Stücke zufallen, unter denen die freieren Aufgaben der Prima zugedacht sind, während die für die Obersekunda bestimmten zusammenhängenden Stücke denselben grammatischen Stoff voraussetzen wie die Einzelsätze.

Außer einer größeren Vertrautheit mit der lateinischen Sprache sollen die freieren Aufgaben die Kenntnis der römischen Literatur und ihrer hervorragendsten Vertreter anstreben. Indes erstreckt sich die Belehrung in Wirklichkeit nur auf Cicero, Tacitus und Sallust.

Hinsichtlich der Wahl der Übungsstoffe und des Gewandes, in dem sie erscheinen, scheint mir das für die Prima Dargebotene recht brauchbar zu sein, wenigstens für Gymnasien, auf die überhaupt das ganze Buch mehr zugeschnitten ist. Für das Realgymnasium kommen unter den freieren Aufgaben doch wohl nur die Übungsstücke in Betracht, die sich an Cicero (de imperio Cn. Pompei und pro Archia poeta) anschließen. Die anderen Stoffe verlassen zu sehr die dem Schüler zugängliche lateinische Unterlage. Die Sprache der freieren Aufgaben ist — ich darf wohl sagen — mustergültig. Wenn man dasselbe doch auch von den anderen Teilen des Buches, besonders den Einzelsätzen, sagen könnte! Hier jedoch finden sich häufig Satzgebilde, die ich nicht ohne Gewissensbisse heranreifenden jungen Deutschen als Musterproben ihrer Muttersprache vorlegen könnte. Mögen einige Beispiele für sich selber reden: „Da die Herzen vieler Senatoren die Furcht befallen hatte, sie möchten von Katilina ermordet werden, hätte man sehen können, eine wie große Zahl derselben, um sich zu retten, aus der Stadt Rom flüchtete“. 53, 8. — „Die Lazedämonier schickten zu den Athenern, von denen zu befürchten stand, daß sie sich der Vorherrschaft über Griechenland bemächtigen würden, Gesandte, welche jenen verbieten sollten, die Stadt Athen mit Mauern, die man bereits zu bauen begonnen hatte, zu umgeben“. 55, 9. — „Obwohl ich fürchte, daß ihr, wenn ihr jenen Berg ersteigt, euch großen Gefahren aussetzen werdet, so kann ich euch doch nicht überreden, von eurem Plane abzustehen, zumal da ich weiß, daß ihr, wenn ihr auf dem Gipfel des Berges angelangt seid, einen sehr schönen Fernblick auf das Meer haben werdet“. 19, 8. — „Wen unter den waffenfähigen Deutschen hättest du sehen mögen, der etc.“ 21, 7. Dazu nehme man die so häufig auftretende Wendung „wen gibt es, der“, und man wird mir zugestehen müssen, daß wir hier kein Deutsch, sondern eine Art „Missingsch“ vor uns haben. Ich gebe zu, die meisten latei-

Digitized by Google

nischen Übungsbücher leiden mehr oder weniger an demselben Fehler. Das ist schlimm genug. Solches Latein-Deutsch gibt leider zu schweren Vorwürfen Anlaß, die mit Recht gegen unsere Lateinschulen von vielen Seiten erhoben werden. Es ist klar, daß die Sprache unserer Übungsbücher durchaus einwandfrei sein muß. Und wäre es nicht möglich, die Übungssätze in tadellosem Deutsch darzubieten, so sollte man auf das Hinübersetzen lieber ganz verzichten, als damit die Pflege unserer Muttersprache in so gewissenloser Weise stören und hemmen. Wird doch schon beim Übersetzen ins Deutsche immer noch genug gesündigt. Vielleicht ließe sich für das Hinübersetzen — wenigstens auf der Unter- und Mittelstufe, wo für die Darbietung der Übungssätze in mustergültigem Deutsch die Schwierigkeiten größer zu sein scheinen als auf der Oberstufe — anderweitig passender Ersatz finden. Über das Wie ein anderes Mal.

Sollte Verfasser bei einer weiteren Auflage sich etwa veranlaßt sehen, das Buch in der angedeuteten Weise zu ändern, so wäre es vielleicht ratsam, gleichzeitig alle diejenigen Einzelsätze und zusammenhängenden Übungsstücke daraus zu entfernen, deren Inhalt der mittelalterlichen und neueren Geschichte, sowie dem allgemeinen Menschenleben entnommen ist. Der Ersatz dafür müßte sich auf die Geschichte und Kultur der alten Völker beschränken. Form und Inhalt werden sich so besser decken.

Noch eins. Der grammatische Stoff, nach dem die Übungsstoffe geordnet sind, erscheint nach Haupt- und Nebensatz gegliedert. Dem Hauptsatz ist: A. Der Behauptungssatz, B. Der Möglichkeitssatz, und zwar I. Coniunctivus potentialis etc. untergeordnet. Stellt denn letzterer nicht auch Behauptungs- bzw. Urteilssätze, wenn auch in bescheidener Form, dar?

2) E. Bruhn, Lateinische Formen- und Satzlehre für Reformanstalten. Ausgabe B der lateinischen Formenlehre von Perthes und der lateinischen Satzlehre von Reinhard. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 315 S. 8. geb. 3,40 *M*.

Die Umgestaltung des Wulffschen lateinischen Lesebuches für den Anfangsunterricht reiferer Schüler zu einer besonderen B-Ausgabe seitens J. Schmedes (vgl. meine Besprechung im 62. Jahrgange dieser Zeitschrift) machte infolge des engen Anschlusses der Reinhardtschen Satzlehre an das genannte Buch eine Neubearbeitung der Satzlehre nötig. Diese Gelegenheit benutzte der Herausgeber, die Reinhardtsche Satzlehre durch Voranstellung der Perthesschen Formenlehre zu einer vollständigen lateinischen Grammatik unter obigem Titel zu gestalten. Da neben der syntaktischen Unterweisung die Wiederholung der Formenlehre, namentlich des Verbs, beständig einhergehen muß, so erscheint die Zusammenfassung der beiden Bücher als sehr zweckdienlich.

Gegenüber der älteren Fassung bietet die neue Ausgabe

Digitized by Google

manche Änderung und Verbesserung. Enttäuscht werden allerdings diejenigen Kollegen sein, die eine weitgehende Kürzung und Vereinfachung der Grammatik erwartet hatten. Dem Bearbeiter kam es, wie er in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, nicht darauf an, in dieser Hinsicht den Rekord zu schlagen. Nur nach einer Richtung hat das Buch eine Kürzung erfahren, die jedoch nicht zu beklagen ist: Die Anmerkungen, die Wulff als Herausgeber der 2. Auflage aus inneren Bedürfnissen hinzugefügt hatte, sind als unnötiger Gelehrtenkram wieder gestrichen worden. Mit Recht. Müssen seltenere syntaktische Wendungen in der Schule vorgebracht werden, so können sie immer noch früh genug bei der Gelegenheit ihre Erklärung finden, wo erst das Bedürfnis dafür sich einstellt, also an der Hand der Lektüre.

Das den Anmerkungen zugewiesene Material sollte aber auch wirklich nur Nebensächliches darstellen. In dieser Beziehung scheint mir auch in der neuen Ausgabe noch nicht immer das Richtige getroffen zu sein. So berührt es eigentümlich, wenn man „einen an etwas erinnern" in einer kleingedruckten Anmerkung findet statt in der Hauptregel zusammen mit „sich erinnern und vergessen". Dies admonere aliquem alicuius rei und de aliqua re ist vollwertig mit den übrigen in der Hauptregel aufgeführten Verben. Da es mit dem Genitiv verbunden werden kann, gehört es noch eher in die Hauptregel als recordari de aliqua re. Man gebe ihm also den Platz, den es beanspruchen kann. So sollte es auch mit einer so häufig vorkommenden Redensart wie defendere ab aliquo sein, so mit afficere aliqua re usw. Merkwürdigerweise erscheint auch die ganze Regel über den Ablativ des Preises in kleinem Druck.

Was das Buch infolge der erwähnten Streichungen an Umfang eingebüßt hat, das hat die Vermehrung der Beispiele, die gleichzeitig auf Grund der Änderungen im lateinischen Lesebuch (Ausgabe B) neu gesichtet erscheinen, reichlich wieder eingebracht.

Auch an sprachgeschichtlichen Erklärungen hat das Buch eine Erweiterung erfahren. In diesem Punkte handelt Bearbeiter im Einklang mit Ziemer (Lat. Schulgr.) und Nissen (Lat. Satzlehre; vgl. meine Besprechung dieses trefflichen Buches im 62. Jahrgang dieser Zeitschrift). Außer den im Unterricht gelegentlich gebotenen etymologischen Hinweisen sind auch nach meiner Ansicht die Versuche, die syntaktischen Erscheinungen der Fremdsprache zu erklären, am besten dazu angetan, den Blick des Schülers zu vertiefen und das ursächliche Denken zu fördern.

Stellt die neue Ausgabe in den drei behandelten Punkten eine entschiedene Verbesserung dar, so gestaltet die ausgedehntere Anwendung des tabellarischen Druckes das Buch erst recht zu einem vortrefflichen Schulbuche.

Was die Formenlehre anlangt, so liegen ihre Vorzüge

Digitized by Google

m. A. hauptsächlich in der Behandlung des Verbs, die treffliches Material bietet für eine gründliche Wiederholung der Formen in Verbindung mit den an das Verb sich anschließenden syntaktischen Wendungen. Dem Zusatz zu § 144 „Hüte dich zu verwechseln“ könnte man unter anderem wohl auch consistere und constituere; parare, parēre, parĕre, parcere, sowie quaerere und queri hinzufügen. Unter den in der Syntax getroffenen Änderungen möchte ich besonders der Umstellung der Regeln über den Acc. c. i. Erwähnung tun.

Während früher die Verben des Wollens an erster Stelle genannt wurden, sind in der neuen Auflage die Verba der sinnlichen Wahrnehmung, der geistigen Tätigkeit und der Aussage in den Vordergrund gerückt worden und somit zu ihrem Rechte gekommen. Sind doch die Verben des Wollens, die mit dem Acc. c. i. verbunden werden, eigentlich nur Ausnahmen von denen des Begehrens, auf die der Regel nach ein Absichtssatz folgt.

Bezüglich der Darbietung der III. Deklination bin ich freilich anderer Ansicht als der Verfasser; ich darf den Herausgeber hier wohl auf meinen Aufsatz „Darstellung des Geschlechtes der III. Deklination“ in den „Lehrproben und Lehrgängen“, Juliheft 1909, verweisen.

Barmen. O. Vogt.

Hans Müller, Vokabular zu Cäsars Commentarii rerum in Gallia gestarum. Zweite Ausgabe. Hannover und Berlin 1910, Carl Meyer (G. Priorr). IV u. 76 S. kart. 0,80 *M*.

Das vorliegende Vokabular hat die Bestimmung, in erster Linie den Bedürfnissen des Realgymnasiums zu dienen, und soll den Schülern ein ungeteiltes, schärferes Aufmerken während des Unterrichts ermöglichen und die häusliche Beschäftigung mit dem Schriftsteller bequem machen. Es handelt sich nur darum, den Schülern eine unnütze Arbeit abzunehmen; dem Lehrer wird nirgends vorgegriffen. Zu Grunde gelegt ist der Text der Ausgabe von H. Meusel, von der jetzt auch die zweite Auflage benutzt werden konnte.

Charlottenburg. M. Goerne.

Palaeographia latina. Exempla codicum latinorum phototypice expressa scholarum maxime in usum edidit Maximilianus Ihm. Series I. Lipsiae 1909, in aedibus B. G. Teubneri. 5 *M*.

Diese ‚erste‘ Serie enthält in Lichtdrucken Faksimiles von 25 Seiten aus 22 Handschriften in Bamberg, Berlin, Erlangen, Florenz, Madrid, Paris, Wien und Wolfenbüttel, sämtlich in Originalgröße, dazu 16 Seiten „enarratio tabularum“. Sie ist schon deshalb, weil sie sich lediglich auf Buchschrift beschränkt, die Diplomschrift aber völlig bei Seite läßt, nur in wesentlich geringerem Grade zur Einführung in die Paläographie geeignet als

Digitized by Google

die bereits vorhandenen und allgemein geschätzten Werke von Arndt-Tangl und Steffens.

Die Auswahl dieser buchschriftlichen Vorlagen berücksichtigt nur Texte mit geringeren Abbreviaturen. So sehr dies die Übersicht über die Hauptarten der Schrift für den Anfänger auch erleichtern mag, so hätten doch auch einige schwierigere Texte beigegeben werden müssen. Es fehlt z. B. ein juristischer Text mit der in einem solchen üblichen Häufigkeit der Abkürzungen.

Die „enarratio tabularum" gibt Angaben, wo die betreffenden Texte gedruckt sind und was die modernen Gelehrten über das Alter der einzelnen Handschriften geurteilt haben. Für denjenigen, der den klassisch-philologischen Studien ferner steht, bietet die lateinische Sprache, die Ihm gewählt hat, eine ganz unnötige Erschwernis. Transskriptionen der Tafeln in die heutige Druckschrift hat Ihm nicht vorgelegt.

Referent hält dies für einen Mangel. Man hat früher gemeint, derartige Transskriptionen seien für den Lernenden verführerische Eselsbrücken. Allein wer Paläographie studiert, ist nicht nach dem Maßstab von Mittelschülern zu messen, die nur gezwungen einzelne Fächer treiben und verbotene Hilfsmittel benutzen. Für den ernsten Studenten sind jene Transskriptionen ungefährlich, für das Selbststudium aber, namentlich in Provinzialstädten, wo eine irgend wie ausreichende Bibliothek fehlt, unentbehrlich. Mit Recht haben daher Tangl, insbesondere in dem 3. Hefte der Arndt-Tanglschen Schrifttafeln, und Steffens Transskriptionen durchgeführt. Will man beiden Prinzipien gerecht werden, so gebe man die Transskriptionen nur teilweise.

Von einem paläographischen Tafelwerke kann in erster Linie verlangt werden, daß die paläographischen Einzelheiten der publizierten Tafeln nach allgemeinen Gesichtspunkten der Schriftentwicklung und nach speziellen Gepflogenheiten einzelner Schriftschulen und Kanzleigewohnheiten erläutert werden. Tangl und Steffens haben für solche Erklärungen vorzügliche Muster geschaffen. Ihm bietet absolut nichts Derartiges. Dieser große Mangel muß, wenn der Verlag den Ihmschen Tafeln einen der Sauberkeit der Reproduktion entsprechenden Absatz sichern will, durch eine Nachlieferung, womöglich in deutscher Sprache, ausgeglichen werden, wobei es sich, wie aus den vorstehenden Ausführungen erhellt, empfehlen würde, auch die Transskriptionen nachzuliefern.

Dresden. Eduard Heydenreich.

---

1) Molière, Le Bourgeois gentilhomme. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hans Platow. Mit einem Titelbilde. Leipzig und Wien 1908, Freytag & Tempsky. 109 S. 8. 1,20 *M*.

Ein sorgsamer, der Ausgabe von Despois und Mesnard entnommener Text, drei wertvolle Einleitungen: Molières Leben

Digitized by Google

(S. 3—6), Einleitung zum 'Bourgeois gentilhomme' (S. 6—9), Theater und Publikum zu Molières Zeit (S. 9 bis 11), sauberer, deutlicher Druck auf angenehmem Papier und die ganze sonstige Ausstattung empfehlen die vorliegende Ausgabe aufs beste. Nicht ganz so anstandslos zu loben sind die Anmerkungen auf S. 92—109, die vielfach den Eindruck erwecken, als ob sie den Gebrauch des Wörterbuchs erübrigen sollen, wie beispielsweise die Angaben auf S. 94 *s'accorder ensemble* sich in Einklang setzen, *conduite* Verhalten, *mauvais pas* falscher Schritt, auf S. 96 *bélître* Lump, *cuistre* Schulfuchs, *que faire?* was tun? und Ähnliches auf mehreren andren Seiten. Und doch dürfte, wer, darauf bauend, seinen Schülern die Befragung des Lexikons ersparen zu können glaubt, bald gewahr werden, daß diesem die nicht angegebenen Bedeutungen von *revers, bévues* und *manquement* auf S. 19 des Textes, von *languit* auf S. 20, von *sexe* auf S. 21 u. dgl. m. fremd sind. Hier also dürfte entweder gespart werden, oder aber — was als Neuerung gar nicht so übel wäre — es mußten wirklich alle für die in Aussicht genommenen Leser notwendig erscheinenden Verdeutschungen gegeben und das leidige zwiefache Nachschlagen damit beseitigt werden. Was an ausführlicheren Erklärungen geboten ist, ist durchaus annehmbar und mitunter, wie zu 23, 13; 29, 20; 30, 11; 56, 18 m. W. in Schulausgaben neu. Unerfindlich ist mir, was der Herausgeber mit Bemerkungen wie der zu 13, 14 bezweckt, wo es heißt: *vous l'allez entendre*; der heutige Gebrauch zieht *vous allez l'entendre* vor. Hier ist meines Erachtens nur die grundsätzliche Textänderung am Platze, damit das so fremdartige Gefüge dem jugendlichen Leser gar nicht erst zu Gesicht komme, bzw. zu Gehör gebracht werde. Ein nachträglicher Hinweis auf das Veraltete solcher Satzgebilde erscheint mir überflüssig und allenfalls dazu führend, diese erst recht dem Gedächtnis einzuprägen. Ähnlich wie hier verhält es sich mit den Bemerkungen zu 16, 3; 21, 14; 53, 22; 91, 21.

Das schöne Titelbild wird jeder Benutzer der Platowschen Ausgabe als eine willkommene Beigabe begrüßen.

2) Französische Gedichte und Lieder zum Gebrauche an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, Gymnasien und andern höheren Schulen. Herausgegeben von Paßmann und Voos. Hannover und Berlin 1909, Carl Meyer (G. Prior). 120 S. 8. Nebst Ergänzungsheft. 1,80 *M.*

Gegen diese Chrestomathie habe ich mancherlei einzuwenden, zuvörderst gegen das, was mit dem Wesen einer Chrestomathie verknüpft zu sein scheint, die eigentümliche Wertung der in der Auswahl vertretenen Schriftsteller. Daß ein *Béranger* mit 8, ein *Coppée* mit 5, ein *Hugo* mit 12 Gedichten darin vertreten ist, ist gewiß in der Ordnung; daß aber beispielsweise von *Theuriet* nur 2 und von *Baudelaire* und *Verlaine* gar nur 1 Gedicht mitgeteilt

Digitized by Google

ist, möchte schon weniger verstanden werden, zumal wenn daneben ein *Lemoyne* und ein *Soulary* ebenso gut bedacht werden. Wozu überhaupt solche Dichter fünften oder sechsten Ranges in einer Auswahl für deutsche Leser und warum andererseits von Dichtern ersten und zweiten Ranges nur 1 oder 2 Gedichte, aus denen doch ein Einblick in die Eigenheit des Autors kaum gewonnen werden kann? Und nun zu den Gedichten selbst! Mußte denn auch hier wieder das jene einfache Erzählung vom 'Müller von Sans-Souci' so unendlich ausspinnende Gedicht *Andrieux'* eine Stätte finden? Konnten die Verfasser von *Casimir Delavigne* nicht etwas für ihre Sammlung Geeigneteres als 'Le chien du Louvre' finden? Trafen sie unter den reizend-neckischen Gedichten *Ratisbonnes* nicht eines an, das sie uns neben den so ernsten ihrer Auswahl und noch besser anstatt des zweiten spenden konnten? Von den 16 abgedruckten Liedern, unter denen 4 von *Maurice Boucher* die ihnen gebührende Stelle einnehmen, hätte ich nur das letzte 'Ma Normandie' gern vermißt; die Verfasser können zur Rechtfertigung ihrer Wahl auf eine große Zahl von Vorgängern hinweisen, allein das ändert nichts an meiner Ansicht, daß wir die Einübung dieses Liedes jedenfalls bis zu dem Tage hinausschieben müssen, an dem wir hören, daß in französischen Schulen „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen wird.

In der recht brauchbaren Einführung in die Lehre vom französischen Vers (S. 1—8) hätte ich bei Besprechung des Hiatus die so bedeutsame Ausscheidung von *tu as, tu es, tu auras* u. dgl. m. und ihre Folge für die Sprache der französischen Poesie erwähnt. Neben die Feststellung der für den französischen Dichter bestehenden Licenz, bei *vois, dois, sais* das *s*, bei *encore* das *e* nach Bedarf zu unterdrücken, gehörte die Erwähnung der Möglichkeit, andererseits auch Silben zu gewinnen durch die Schreibung von *encores* sowie von *avecque* und sogar *avecques*. In einem für „Gymnasien und höhere Schulen" gearbeiteten Lehrbuch dürften übrigens Ausdrücke wie Selbstlaut, Mitlaut und Endmitlaut besser durch solche aus der lateinischen Terminologie ersetzt werden. Zu verbessern wäre ferner noch die Ausdrucksweise S. 91 'Kein Wunder, daß ihm für Racine das rechte Verständnis verborgen blieb', S. 92 'Süßigkeit der Empfindung' und S. 98 'Die pädagogische Bedeutung fremdsprachlicher Lieder', wo doch die Verff. sicherlich von der pädagogischen Bedeutung des Erlernens oder des Vortrags fremdsprachlicher Lieder reden wollen. Auch die Behauptung (S. 94), daß Victor Hugo der erste französische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, was nach dem ganzen Zusammenhang nur chronologisch gedeutet werden kann, wäre noch richtig zu stellen. Von Druckfehlern sind mir aufgefallen S. 1 dormer (statt dormir), S. 2 Patze (statt Platze), S. 61 pére (statt père), S. 66 prétents (statt prétends), S. 70 Jvres (statt

Digitized by Google

Ivres), S. 91 zweimal Pérame (statt Péronne). Anmerkungen und Wörterverzeichnis im „Ergänzungsheft" sind sehr sorgsam abgefaßt.

Frankfurt a. M. Max Banner.

---

1) Figures byzantines (Première et deuxième série) par M. Charles Diehl. Paris 1906 et 1908, Armand Colin. 342, VII 353 S. 2 volumes in 18 jésus je 3,50 *fr.*

2) Byzantinische Charakterköpfe von K. Dieterich. Mit 2 Bildnissen. (Aus Natur und Geisteswelt 244. Bändchen.) Leipzig 1909, B. G. Teubner. 146 S. geb. 1,25 *M.*

Im Geschichtsunterricht unserer höheren Schulen hat die byzantinische Geschichte leider keinen Raum finden können. Nur vorübergehend hören die Schüler von der Existenz eines griechischen Reiches in Byzanz. Dabei werden meist die sehr oberflächlichen herkömmlichen Urteile über den Charakter dieser Griechen gegeben, dann verschwindet es wieder vom Horizont, bis plötzlich die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken und die reichen Bücherschätze, die ins Abendland wandern, von sich reden machen. Von der großartigen Entwickelung des byzantinischen Staatswesens, der Stellung von Kirche und Staat und den diesbezüglichen Kämpfen, dem gewaltigen Kampf gegen die Welt des Islams und der Slaven, von den eigenartigen Charakteren der byzantinischen Welt, um nur einiges hervorzuheben, erfahren sie nichts. Auf denUniversitäten ist's meist nicht viel besser. Man liest türkische und russische Geschichte, nicht aber byzantinische, und doch kann jene nicht gut ohne diese verstanden werden. Kein Wunder, wenn man noch immer die verkehrtesten Anschauungen über Byzanz und Byzantinismus hört. Wir schwimmen eben noch allzusehr im gewohnten Fahrwasser, und die byzantinische Wissenschaft wird nur dann allgemeine Unterstützung finden, wenn es ihr gelingt, die Allgemeinheit für sich zu interessieren. Dann werden sich auch wieder mehr Dichter und bildende Künstler finden, die in der romantischen Geschichte von Byzanz, in dieser malerischen Welt voll Leben und psychologischer Rätsel Anregung suchen.

Dazu fehlte es aber bisher noch an populären Werken, die, bei aller Wissenschaftlichkeit, in Darstellung und Stoffgruppierung dem Bedürfnis des Laien entsprachen. Diesem Mangel hilft jetzt in Frankreich das Werk des Professors für byzantinische Geschichte an der Universität Paris, Charles Diehl, ab, der 2 Bände Figures byzantines geschrieben hat.

Da grade das Seelenleben der Frau leicht auf den Wechsel des Zeitgeists reagiert und in der byzantinischen Frau, ob Kaiserin oder Dame vom Adel oder Bürgersfrau, das eigenartige Gemisch von Übermenschentum und bigotter Frömmigkeit, von brennendem Ehrgeiz, Grausamkeit und Wollust am feinsten ausgeprägt ist, und

Digitized by Google

vielleicht in einer gewissen feuilletonistischen Absicht, den Leser zu interessieren und zu fesseln, führt uns Diehl mit besonderer Vorliebe byzantinische Frauengestalten vor, doch so, daß der Charakter der betreffenden Epoche, wie überhaupt die Zeitgeschichte dem einzelnen Lebensbild als Hintergrund dienen.

Diehl beginnt mit einer Schilderung des Hauptschauplatzes der Gesellschafts- und Thronkämpfe, des Kaiserpalastes und seiner Umgebung, und führt uns teilweise an Beispielen aus der Geschichte vor, wie sich das Leben einer byzantinischen Kaiserin abspielte. Scharf tritt die einflußreiche Stellung der Basilissa neben dem Basileus hervor, wir sehen das Gynaikeion als den Ort, wo die meisten Intriguen, Staatsstreiche und dergleichen sich anspinnen, als den Ort, der vielfach der Herd der Opposition gegen die offizielle kaiserliche Politik, der Sammelpunkt der Unzufriedenen ist. Im zweiten Kapitel finden wir das Lebensbild der Gemahlin des Kaisers Theodosius, Eudocia, die unter dem Namen Athenais in der noch sehr heidnischen Universitätsstadt Athen als Tochter eines Professors aufgewachsen ist und durch das Schicksal nach Konstantinopel und schließlich als Kaiserin an den bigotten Hof versetzt wird. In ihrem Leben spiegeln sich die letzten Kämpfe des untergehenden Heidentums gegen das Christentum wieder. Aus den Fragmenten ihres Gedichts über den heiligen Cyprianus sieht man, wie in den damaligen Christen noch die heidnischen Anschauungen Macht hatten und zu dem merkwürdigen Teufels-, Hexen- und Zauberglauben führten, der u. a. in der Faustsage, einem Abbild der Legende vom heiligen Cyprian, seinen Niederschlag gefunden hat.

In dem Aufsatz über die in Deutschland schon bisher so wohl bekannte, aber ebenso falsch beurteilte Theodora, Justinians Gemahlin, ist die würdigere, der Persönlichkeit gerechter werdende Beurteilung beachtenswert, die nicht zuletzt durch Charles Diehls eigene eingehende Studien [1]) neuerdings fast allgemein angenommen wird. Das Kapitel über Irene, die ehrgeizige Zeitgenossin Karls des Großen, die in ihren blutigen Instinkten an die Merovingerköniginnen erinnert, führt uns in die kulturkämpferische Epoche des Bildersturms. Diese wird abgeschlossen durch die noch jetzt in der orthodoxen Kirche gefeierte Wiederherstellerin der Orthodoxie, die selige Theodora, der das 6. Kapitel gewidmet ist. Der Darstellung des abenteuerlichen Aufstiegs des Kraftmenschen Basilius, des Gründers der makedonischen Dynastie, zur Kaiserwürde folgt weiter die der 4 Ehen des Kaisers Leo des Weisen, die wiederum Gelegenheit gibt, das neuerliche Verhältnis zwischen Kirche und Staat zu besprechen. Psychologisch reizvoll wie rätselhaft sind die Lebensbilder der Theophano (9. Kap.), „der

---

[1]) Vgl. Charles Diehl, Theodora, impératrice de Byzance. Paris 1904.

Digitized by Google

ehemaligen Schankwirtstochter Anastasia", und der purpurgeborenen Prinzessin Zoe (10. Kap.).

Während uns die gewöhnlichen byzantinischen Geschichtsquellen wenig oder gar keinen Einblick in das Volksleben in Byzanz gewähren, ist es Diehl gelungen, aus der übrigen Literatur uns ein Bild von dem Leben bürgerlicher Frauen zusammenzustellen. Wir sehen die Mutter des Abts Theodor von Studion im Haushalt schalten, ihre Kinder erziehen, dem Sohn beim Lernen helfen; wir sehen, wie sie, von dem Zuge ihrer Zeit zum klösterlichen Leben mitgerissen, sich von ihrer Familie trennt und den Schleier nimmt. Wir lernen die Mutter des Michael Psellos, ferner Anna Dalassena, „die Mutter der Komnenen", kennen, in denen mächtiger Ehrgeiz flammt.

Etwas einheitlicher ist der Inhalt des zweiten Bandes gruppiert. In ihm steht Byzanz im Zeichen der Kreuzzüge und unter der Einwirkung des Abendlandes.

Mit den Kreuzzügen ergoß sich ein Strom von Italienern, Franzosen und Deutschen, von Gesindel, Kaufleuten und Rittern in das schon stark orientalisierte, vom Westen isolierte byzantinische Reich. Es kam zu den Staatsgründungen in Syrien und Palästina, schließlich zu der 60jährigen Okkupation von Byzanz, dem sogenannten lateinischen Kaisertum. Byzanz war wieder in die allgemeine europäische Mächtekonstellation eingetreten, es wurde wieder ein Angelpunkt der europäischen Politik der Bündnisse. Hohenstaufen, Franzosen, Italiener gaben Prinzessinnen ihrer Fürstenhäuser byzantinischen Kaisersöhnen zu Gemahlinnen, man fand in Byzanz Geschmack an Turnieren (Manuel), an ritterlicher Minne und ritterlichen Abenteuern, man ahmte die abendländischen Ritterromane nach — und doch, der „Franke" blieb im Auge des stolzen Byzantiners ein Barbar, die abendländische Prinzessin, mochte sie sich noch so sehr als Byzantinerin fühlen, mußte sich den Schimpfnamen „die Fremde" gefallen lassen. Dem Volke, dem niedern Klerus, den Mönchen blieb die abendländische Kultur verhaßt, wenn nicht fremd; das blieb die — im kirchlichen wie nationalen Sinne — chauvinistisch erhitzte Masse, die mit Wollust ihren glühenden Haß im Blute der Lateiner kühlte (1186), die schließlich das Joch der türkischen Fremdherrschaft als das kleinere Übel der Union mit Rom vorzog, freilich, im Grunde genommen, zum größten Teil das Ergebnis der beispiellosen Anmaßung der Lateiner, der gierigen pekuniären Aussaugung und der Geldsackpolitik der Signorien von Genua und Venedig.

In diese Verhältnisse gewährt uns der zweite Band einen tiefen Einblick. Da ziehen Anna Komnena, die schriftstellernde Prinzessin, in ihrem unbefriedigten Ehrgeiz, Irene Dukas mit ihrer großartigen Klostergründung und dem bis ins einzelne von ihr verfaßten Typikon, dem Klosterstatut, an uns vorüber. Wie ein

Digitized by Google

abenteuerlicher Ritterroman erscheint uns der Abschnitt über den ebenso genialen wie verworfenen Andronikos Komnenos, den Cesare Borgia der Byzantiner. Daß der Humor nicht fehle, werden wir in das Haus des Hofpoeten Theodoros Prodromos geführt, in einem Abschnitt, der auch sonst kultur- und literarhistorisch von großem Interesse ist. Es folgen die Kapitel über die abendländischen Prinzessinnen am Hofe der Komnenen und Paläologen, eine Bertha von Sulzbach, Konrads III. Schwägerin, Agnes von Frankreich, Constanze von Hohenstaufen, Yolande von Montferrat, Anna von Savoyen usw., schließlich die literarhistorisch sehr interessanten Aufsätze über byzantinische Ritterromane (Digenis Akritis, Belthandros und Chrysantza, Lybistros und Rhodamne). In ihnen spiegelt sich bei aller Nachahmung der gleichartigen abendländischen Romane doch das griechische Leben am Hofe und in der Provinz so klar wieder, daß sie als wertvolle kulturhistorische Dokumente angesehen werden müssen.

So bietet das ganze Werk Diehls ein anziehendes Bild der byzantinischen Kultur in den wichtigsten Epochen von Justinian bis zum Untergang des Reiches. In leichter, flüssiger Sprache geschrieben, lesen sich manche Stellen fast wie ein Roman. Wir haben da eine Leistung vor uns, die bei allem wissenschaftlichen Ernst und wissenschaftlicher Beherrschung des Stoffes doch eine Darstellung gibt, die für den Laien wie für den Gelehrten eine im besten Sinne genußreiche Lektüre bildet.

Angeregt durch dieses Werk hat nun auch der Privatdozent für byzantinische Geschichte und Literatur an der Universität Leipzig, K. Dieterich, ein feines Büchlein in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" mit dem Titel „Byzantinische Charakterköpfe" veröffentlicht. Er gibt darin Charakterbilder von 4 Kaisern (Justinian, Leo III. dem Syrer, Basilios II. dem Makedonier und dem Komnenen Manuel), von dem gelehrten Patriarchen Photios, dem gelehrten Staatsmann Michael Psellos, dem berühmten Abt Theodor vom Kloster Studion, dem Hymnendichter Romanos und Auszüge aus der satirischen Dichtung des Timarion. Dazu treten noch drei Frauengestalten, die wohlbekannte Theodora, Justinians Gattin, Anna Komnena und die Nonne Kassia, die durch ihr eigenartiges Schicksal und durch ihre Tagebuchaufzeichnungen unser Interesse erweckt.

Die Einleitung des Bändchens verdient besonders hervorgehoben zu werden. In ihr gibt D. eine kurze Übersicht über die byzantinischen Studien in Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart, spricht über deren starke Vernachlässigung an unsern Universitäten, erkennt die Gründe dafür in der Unkenntnis und falschen Beurteilung des byzantinischen Menschen und gibt nun seinerseits einen feinsinnigen Versuch zu einer tieferen Erfassung des Byzantiners. Schließlich geht er in dankenswerter Weise den landläufigen falschen Anschauungen von Byzanz und Byzantinismus

Digitized by Google

energisch zu Leibe. Um der Sache willen ist es wohl erlaubt, hier die Worte Dieterichs anzuführen: „Wenn wir uns bemühen, die Byzantiner aus ihrer Zeit und ihrer Kultur heraus zu verstehen, so werden wir sogar noch inne werden, daß das, was wir Byzantinismus nennen, an ihnen gar nicht einmal so auffallend hervortritt, wie man in unserer Zeit häufig meint; vielmehr finden wir in ihnen einen stark demokratischen Zug, wie er im heutigen Mitteleuropa schon als bedenklich betrachtet werden würde. Die freimütige, oft selbst respektlose Art, wie viele byzantinische Historiker an der Persönlichkeit des Fürsten und seinen Handlungen Kritik üben, muß selbst ein demokratisches Gemüt von heute mit Bewunderung erfüllen. Opposition zu machen, war überhaupt dem byzantinischen Charakter ein Bedürfnis, und die bedingungslose Devotion, die korrekte Gesinnung war bei weitem nicht so häufig, wie man nach der offiziellen Zeremonienmeister-Literatur meinen könnte".

Im übrigen gibt Dieterich nur Charakterbilder, nicht wie Diehl malerische Schilderungen und Erzählungen. Diese kurzen Skizzen sind aber reich an geistvollen Beobachtungen und feinsinnigen Parallelen, und manches neue Schlaglicht fällt auf Personen und Ereignisse. Es gewährt nun einen eigenen Reiz, die beiden Arbeiten miteinander zu vergleichen, nach Diehl mit seiner feuilletonistischen Darstellungsweise, wie sie ja dem französischen Gelehrten von jeher mehr eigen ist als dem deutschen, Dieterichs Aufsätze im strengeren Stile zu lesen. Ich muß bekennen, daß mir für den zu Beginn meiner Besprechung skizzierten Zweck, den der ersten Einführung, die französische Art geeigneter erscheint, daß sich aber einem, der einmal Interesse am Gegenstande gefunden hat und gefesselt ist, die kurzumrissenen Charakterbilder Dieterichs tief einprägen und in ihm lebendig weiter wirken.

So möchte ich denn die Lektüre der beiden Werke den verehrten Kollegen, besonders den Historikern, die sich nicht dem eingehenderen Studium der byzantinischen Geschichte widmen können, sich aber eine eingehendere Kenntnis der geistigen Strömungen, der eigentümlichen Zustände der byzantinischen Gesellschaft auf angenehme Weise verschaffen wollen, angelegentlichst empfehlen.

Hildburghausen. A. Waechter.

Carl Mutzbauer, Die Grundbedeutung des Konjunktiv und Optativ und ihre Entwicklung im Griechischen. Ein Beitrag zur historischen Syntax der griechischen Sprache. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. X u. 262 S. geh. 8 ℳ., geb. 9 ℳ.

Wie die alte Philologie im allgemeinen, so verdankt die alte Grammatik den Philologen, die an Gymnasien wirkten und wirken, außerordentlich viel. Was sie geschaffen haben, kann sich den

Digitized by Google

Werken der berufenen Träger und Pfleger dieser Wissenschaft an den Universitäten würdig an die Seite stellen. Gegenüber eifersüchtigen Verkleinerern, an denen es nicht fehlt, muß dies immer wieder betont werden. Und zu denen, die die Gymnasialphilologie zu Ehren gebracht und sich selbst dadurch einen geachteten Namen geschaffen haben, gehört der Professor am Gymnasium zu Saarbrücken, Carl Mutzbauer. Er hat die griechische Tempuslehre auf eine wissenschaftliche Basis gestellt und schließt nun ein zweites gleich wichtiges Werk ab, die Untersuchung über das Wesen des Konjunktivs und Optativs im Griechischen.

Solche syntaktischen Fragen, auch wenn sie sich wie hier auf den Gebrauch der homerischen Sprache beschränken, können heutzutage nicht behandelt werden, ohne daß der Forscher mit dem eindringenden Blick des Psychologen an die Erscheinungen herantritt. Auf dem empirischen und logischen wie auf dem historischen Wege gelangt man zwar auch zur Erkenntnis und zur Aufstellung wichtiger sprachlicher Tatsachen und Gesetze, aber nur die psychologische Betrachtung führt in die Tiefe, in die innerste Seele und den Geist der Sprache. Und wenn man will, muß der Forscher auf dem Gebiete der Syntax auch mit einem Tropfen biologischen Öles gesalbt sein, um das feinere und mehr in der Tiefe verborgene Leben der Sätze im Zusammenhang der Rede und deren Lebensbedingungen zu erlauschen. Diese Gabe ist Mutzbauer ebenso eigen, wie die unermüdliche Geduld, mit der er die Grundlage für solche Betrachtungen herstellte, die endlose Kleinarbeit in der Sammlung und Ordnung des Stoffes.

Es ergab sich von selbst, daß M. die homerische Sprache mit ihrer reichen und vielgestaltigen Entwicklung des Modusgebrauchs zugrunde legte und es sich nicht verdrießen ließ, sämtliche vorhandenen Fundstellen zu sammeln und zu prüfen. Nur solche Vollständigkeit konnte gesicherte Ergebnisse verbürgen. Wenn andere Forscher zu abweichenden Resultaten gelangten, so lag es wohl hauptsächlich daran, daß sie nicht das vollsändige Material zu Rate zogen. Aber M. unterläßt nicht, auch auf die spätere griechische Sprache einen Blick zu werfen, und wenn er findet, daß auch noch hier die homerische Auffassung der beiden Modi zugrunde liegt, daß sie auch noch hier den früheren Charakter bewahrt haben, so spricht dies für die Sicherheit seiner Aufstellungen.

Und welches sind nun diese Grundbedeutungen? Gegen Delbrück, Jolly u. a. Forscher findet M. als Grundbedeutung des Konjunktivs die Vorstellung der Erwartung, des Optativs die des Wunsches. Im Zusammenhang damit schafft er zugleich Klarheit über Wesen und Bedeutung der vielbehandelten Partikeln *κεν* und *ἄν*. Aus der Prüfung des gesamten Materials ergibt sich: *κεν* beim Konjunktiv oder beim Optativ besagt, daß das

Subjekt eine Erwartung bezw. einen Wunsch für einen bestimmten Fall hegt; ἄν dagegen deutet an, daß es diese Vorstellungen für alle Fälle, also ganz allgemein hat.

Dies lehrt auch noch die Untersuchung der Sprache Herodots, des Thukydides und Plato; sie zeigen vielfach alte, den homerischen verwandte oder gleiche Gebrauchsweisen. Speziell dafür, daß der Konjunktiv der Modus der Erwartung ist, spricht außer anderem bei den genannten drei Schriftstellern und bei den Tragikern Sophokles und Euripides die Tatsache, daß häufig der bloße Konjunktiv in Zeitsätzen und vereinzelt auch in Relativsätzen wie bei Homer vorkommt. Nur die Annahme einer Grundbedeutung der Erwartung, nicht des Willens, gibt eine genügende Erklärung dafür.

Der leichteren Übersichtlichkeit wegen untersucht nun M. den Gebrauch in Haupt-, Frage- und Nebensätzen, obwohl außer dem adhortativen Konjunktiv die Verwendung im Nebensatze keine andere als im Hauptsatze ist. Die Intensität der Erwartung, auf deren größerer oder geringerer Stärke die Entwicklung des Modusgebrauchs beruht, gibt ein weiteres Einteilungsprinzip. Endlich ist beim Konjunktivgebrauch die Unterscheidung wichtig, ob der Redende die Erwartung von sich oder einem andern hegt, zweitens, ob der Erzähler oder Schriftsteller sie von jemand hat. So liegt die eigene Erwartung des Redenden vor in Stellen wie *Z* 459:

> καί ποτέ τις εἴπῃσιν ἰδὼν κατὰ δάκρυ χέουσαν,
> Ἕκτορος ἥδε γυνή, ... ὥς ποτέ τις ἐρέει.

Dies Beispiel ist überaus glücklich gewählt und lehrreich. Denn daß der Konj. εἴπῃσιν die Vorstellung der Erwartung enthält, zeigt außer der Partikel ποτέ die Wiederholung des gleichen Gedankens im Futurum, welches die Vorstellung in apodiktischer Form ausspricht und welches in der späteren Sprache überhaupt den Konjunktiv in diesem Sinne verdrängte.

Auf solche Konjunktive der reinen Erwartung läßt M. den Konjunktiv der beschränkten Erwartung folgen, z. B. A. 137:

> εἰ δέ κε μὴ δώωσιν, ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι,

wo κεν auf eine vorher durch εἴ κε mit Konj. ausgesprochene Bedingung hinweist, also daß die Erwartung nur für einen bestimmten Fall gehegt wird. Zugleich ist dieses Beispiel bezeichnend für die Ähnlichkeit des Konj. Aor. mit dem Indik. Futuri. — Es folgen weiter: der Konj. der futurischen Handlung, der sog. Konj. der Aufforderung, derselbe auch mit κεν, der Konj. der Erwartung in negativen Hauptsätzen, der Konj. mit μή als Abwehr einer Erwartung oder einer Befürchtung, nach Verben des Fürchtens, im „abhängigen“ Fragesatze, als negative Aufforderung, der Konj. in den verschiedenen Fragesätzen, Relativsätzen, finalen und temporalen Nebensätzen ohne oder mit κεν und ἄν und weitere Einzelfälle.

Digitized by Google

Ähnlich ist der Gang der Untersuchung beim Optativ. Er bezeichnet im Indogermanischen zweierlei: Wunsch und Möglichkeit; beide zu vermitteln, ist bisher nicht gelungen. Mutzbauer findet die einheitliche Grundbedeutung in der Vorstellung des Wunsches. Der Wunsch erstreckt sich auf Mögliches und Unmögliches, ob das Subjekt seinen Wunsch sich mehr oder minder erfüllbar denkt. Ist er erfüllbar, so tritt die Vorstellung der Möglichkeit in seinem Bewußtsein in den Vordergrund, und so wandelt sich die Wunschvorstellung in die Vorstellung der Möglichkeit; der Wunsch: „möge dies geschehen" wird zum Potentialis: „es ist möglich, daß dies geschieht". Für die potentiale Verwendung des bloßen Optativs liefern außer Homer noch Herodot, Plato und Sophokles deutliche Beispiele, vgl. § 407 *τάχιστά μοι ἔνδον ἑταῖροι εἶεν*, O. 197 *νιάσι βέλτερον εἴη* mit Plato Phaed. 96 B *ἐκ τουτων γίγνοιτο μνήμη καὶ δόξα*.

Bemerkenswert ist die Schärfe und Genauigkeit, mit der M. seine Belegstellen übersetzt. Um die verschiedenen Gebrauchstypen möglichst klar zu machen, wählt er die Übersetzung so, wie die Stelle richtig verstanden werden muß; so z. B. wird also *κεν* übersetzt „in diesem Falle", *ἄν* „auf jeden Fall" oder ähnlich, *εἰ* „angenommen daß". In den meisten Fällen gestaltet sich so die Übersetzung zu einer unzweideutigen Interpretation der Stelle.

Wer das ganze von M. untersuchte Material mit ihm durcharbeitet, wird den von ihm gefundenen Sprachgesetzen nicht anders als beistimmen können und die Grundbedeutungen der Erwartung für den Konjunktiv und des Wunsches für den Optativ als richtig anerkennen müssen. Und darin beirrt uns auch nicht eine andere hochbedeutende Schrift, die in derselben Zeit wie das vorliegende Buch von Mutzbauer geschrieben, aber ein Jahr früher herausgekommen ist; wir meinen J. M. Stahls Kritisch-historische Syntax des griechischen Verbums der klassischen Zeit, erschienen bei C. Winter in Heidelberg als 4. Band der Sammlung indogermanischer Lehr- und Handbücher. Stahl ist gleich Mutzbauer ein ernster, sachverständiger Forscher, der mit gleichem Geschick und gleichem Scharfsinn das griechische Verb in seiner geschichtlichen Entwicklung von Homer bis zur neueren attischen Komödie verfolgt. Ja seine Modussyntax ist fast noch eingehender und ausführlicher gehalten als die Mutzbauers, da sie gegen 380 Seiten einnimmt. Stahl untersucht S. 220 ff. ebenfalls die Grundbedeutung der beiden Modi, kommt aber zu abweichenden Ergebnissen, so daß man bedauern muß, daß beide Werke nicht zeitlich mehr getrennt erschienen sind. Hätten die Verfasser einer vom andern Kenntnis gehabt, so hätten sie sich wohl in dieser und anderen mehr untergeordneten Fragen auseinandergesetzt. Auch Stahl geht von dem ältesten Gebrauch der Modi in Hauptsätzen aus und gelangt zu dem Ergebnis, daß der Konjunktiv ein

Digitized by Google

Begehren, der Optattiv Wunsch und Vorstellung bezeichnen. Stahl findet damit den Beifall seines Kritikers Helbing in Wfkl. Ph. 1281. Derselbe meint, daß in der Tat alle Gebrauchsweisen in Haupt- und Nebensätzen in diese Definition sich einordnen lassen, und man müsse unbedingt an ihr festhalten. Wir sind nicht dieser Meinung. Man betrachte unbefangen den futuralen Gebrauch des Konjunktivs bei Homer — vgl. oben das Beispiel *Z* 459 und dazu die rein futurischen Verwendungen des Konj. in *I* 121 *ὑμῖν . . . δῶρ' ὀνομήνω*, *ζ* 201 *οὐκ ἔσθ' οὗτος ἀνὴρ διερὸς βροτὸς οὐδὲ γένηται* — Stellen derart, wie sie auch bei Stahl in den Vordergrund der Betrachtung treten und als Ausgangspunkt dienen, so wird man aus ihnen weniger ein Begehren, als die eigene oder zuversichtliche Erwartung einer zukünftigen Handlung herauslesen. Und so ist es in den meisten Fällen. Auch der älteste Konjunktiv der Aufforderung ist aus dem der Erwartung hervorgegangen, wie die homerischen Stellen es sämtlich verraten, so daß Mutzbauer meint, man dürfe bei Homer noch gar nicht von einem Konjunktiv der Aufforderung sprechen. Der psychologische Vorgang des Übergangs der Erwartung in die Vorstellung des Willens vollzieht sich leicht, aber viel schwerer lassen sich alle Gebrauchsentwicklungen auf der Basis des Begehrens erklären. — Auch in bezug auf die Bedeutung der Partikeln *ἄν* und *κεν* möchte ich Mutzbauer den Vorzug geben, zumal er sich nicht allzuweit von der allgemein herrschenden Ansicht entfernt, daß sie das Vorhandensein gewisser Umstände oder Bedingungen bezeichnen; vgl. Kühner-Gerth Syntax I 208, Delbrück Synt. Forsch. I 86. Stahl hingegen sagt S. 255: „Die Modalpartikel erhebt die Aussage zur Behauptung; ihr Wesen ist subjektive Affirmation". Dies sagt er von *ἄν*, aber abgesehen davon, daß Mutzbauers Definition mehr den Kern der Sache trifft, hat sie noch den Vorteil, daß sie *κεν* und *ἄν* zum ersten Male schärfer von einander scheidet als es bisher geschehen.

Und so können wir uns auch nicht damit befreunden, mit Stahl im Optativ den Modus des Wunsches und der Vorstellung zu sehen. Stahl kommt auf diesen Doppelsinn u. a. auch durch den Gebrauch des Optativs als Modus obliquus, aber wenn dieser Gebrauch in Nebensätzen für die Grundbedeutung des Modus mit ausschlaggebend sein soll, dann wäre es doch richtiger, den Optativ als Modus der abhängigen Aussage zu bezeichnen. Für die Feststellung der Grundbedeutung kann unseres Erachtens nur der Sprachgebrauch in Hauptsätzen in Frage kommen. Und wa die oratio obliqua mit der Wahl des Optativs betrifft, so ists zunächst klar, daß man hier von einer Modusverschiebung bei der ferner liegenden Vergangenheit trotz Stahl im Grunde nicht reden darf, denn Stellen wie Anab. II 1, 3: *ἔλεγον, ὅτι Κῦρος μὲν τέθνηκεν, Ἀριαῖος δὲ πεφευγὼς ἐν τῷ σταθμῷ εἴη* lehren unzweideutig, daß der Indikativ des unabhängigen Satzes beibehalten

Digitized by Google

wird, wo der Berichterstatter seine Aussage mit absoluter Sicherheit macht, der Optativ, wenn die Aussage als möglich oder wahrscheinlich bezeichnet wird. „Der Begriff der Möglichkeit ist aber in diesen Sätzen allmählich zur Wahrscheinlichkeit oder zur Ungewißheit abgeblaßt". Dies hat Mutzbauer S. 154 richtig erkannt, und wohl aus dem Grunde hat er von einer Behandlung des Optativs der indirekten Rede in einem besonderen Kapitel ganz abgesehen. Nur hätte ihn diese gelegentliche, sehr versteckte Erwähnung, auf die er sich beschränkt, veranlassen sollen, der Sache wenigstens im Sachregister S. 256 zu gedenken, da man die Erscheinung im Inhaltsverzeichnis vergeblich sucht.

Auf weitere Bemerkungen in Mutzbauers Darstellung möchte ich hier nicht eingehen, da die Anzeige ohnehin schon lang genug geraten ist. Es wäre sonst noch gar oft Gelegenheit dazu. Freilich nicht in dem Sinne, daß wir Mutzbauers Ausführungen bekämpfen müßten. Im Gegenteil lehrt gerade ein Vergleich seiner Betrachtungsweise mit der von Stahl, Delbrück, Jolly oder Kühner-Gerth, daß sie mehr in die Tiefe geht und das Wesen der Erscheinungen auf psychologischem Wege gründlicher erfaßt, als dies bei einer rein empirischen, logischen oder historischen Betrachtung möglich ist. Wir verstehen auf diesem Wege, wie neben dem mehr oder weniger regel- oder gewohnheitsmäßigem Gebrauche der freiere Sprachgebrauch sich entwickeln konnte, doch so, daß auch in ihm die ursprüngliche, die wurzelhafte Bedeutung noch erkennbar bleibt, daß also wohl von einem Bedeutungswandel, aber nicht von einem völligen Verlassen oder einer völlig anderen, neuen Bedeutung die Rede sein kann. Auch solche Sprachbiologie oder Psychologie lehrt Evolution, nicht Revolution. Und hiermit ist der Wert der Arbeit Mutzbauers genügend gekennzeichnet.

Kolberg. H. Ziemer (†).

Eduard Kammer, Ein ästhetischer Kommentar zu Aischylos' „Oresteia". Mit einem Lichtdruckbilde[1]). Paderborn 1909, Ferdinand Schöningh. IV u. 213 S. 8. 3 *M*.

Das Buch wendet sich nicht an diejenigen, die den großen Tragiker in seiner Sprache zu lesen vermögen und nun den Inhalt tiefer erfassen wollen, sondern an alle, „die in der griechischen Gedanken- und Geisteswelt heute noch den triebkräftigen Samen verspüren, der die Bildung und Gestaltung unserer religiösen Kultur mit beeinflußt hat". Um auch den der griechischen Sprache unkundigen Lesern einen Einblick in die Tragödien und in die Kunst des Dichters in allen Einzelheiten zu ermöglichen,

---

[1]) Aischylos-Büste im Museo Capitolino, Rom.

Digitized by Google

vermeidet er durchweg das griechische Wort und stützt sich auf eine früher von ihm herausgegebene Übersetzung der drei Dramen „Agamemnon", „Die Opferspenderinnen", „Die Eumeniden". Indem er aber von der Übersetzung recht reichlich Gebrauch macht, will er auch dem Fernerstehenden die Sprachgewalt und zugleich die Gedankenfülle des Aischylos nach Möglichkeit vermitteln. Darum sind auch die Chorlieder größtenteils ganz aufgenommen, um dann nach ihrem religiösen und ethischen Gedankengehalt eingehend gewürdigt zu werden. Ohne auf das Wesen der Trilogie und das Verhältnis der drei Dramen zu einander hinzuweisen — Unrecht, Verwicklung, Lösung —, geht Verf. gleich in medias vor: „Die Bühne zeigt im Hintergrunde des Atriden Schloß zu Argos"; so beginnt das Buch. Nach der Gedankenentwicklung des ganzen Dramas folgt bei jedem der drei Stücke die Charakteristik der einzelnen Personen und des Chores, der Verkörperung der Volksseele in ihrem religiösen, politischen und menschlichen Leben; diese Abschnitte — z. B. die Darstellung der Entwicklung des Charakters der Klytaimnestra, der gewaltigen, vor nichts zurückschreckenden Persönlichkeit mit dem männlichen Sinn, oder die Erläuterung, wie Orestes zu seiner Aufgabe heranreift — scheinen uns die am besten gelungenen Partien in dem Buche zu sein. Verf. legt Gewicht auf die Aufdeckung der Gedankenzusammenhänge im einzelnen wie der in den Szenen hervortretenden Stimmungen; mehrfach und eindringlich weist er auf die Kunst des Aischylos hin, die mit wenig Mitteln große Wirkungen erzielt und in ihrer großartigen Einfachheit weit über der rednerisch ausschmückenden, sophistischen Art seiner Nachahmer steht. Die reichen und tiefen Gedanken des Dichters sind gut herausgearbeitet, nur hätten im ganzen die Stufen der Handlung schärfer hervorgehoben werden sollen. Die Darstellungen lesen sich angenehm, wenn auch hier und da eine gesuchte Wortstellung oder ein ungewöhnlicher Ausdruck auffällt (z. B. *Unsal* — ein Lieblingswort des Verf. —, *männischer* Sinn; in der Übersetzung kommt vor: „Demut ist jetzt Parol'", „uns ist Vorteil Trumpf", „Bratentag" für κρεουργὸν ἦμαρ). Mit Recht wird gelegentlich auf den Unterschied der vokalreichen und schmiegsamen griechischen Sprache gegenüber der härteren deutschen aufmerksam gemacht; doch hätte sich zur Veranschaulichung wohl ein geeigneteres Beispiel als „vom Himmel her" und „uranothen" (so!) finden lassen; der deutsche Ausdruck mit seinen liquiden und Hauch-Lauten klingt gewiß nicht härter als das griechische Wort, hat auch nicht acht hörbare Konsonanten, die Verf. herauszählt.

Hanau. O. Wackermann.

Digitized by Google

W. Martens, Badische Geschichte. Karlsruhe 1909, Braunsche Hofbuchdruckerei. 314 S. 8. geb. 3 M.

Die vorliegende Badische Geschichte hat ihr Verfasser — jetzt Gymnasialdirektor in Donaueschingen — der sich durch seine Geschichtslehrbücher, seine Lebensbeschreibung des Großherzogs Friedrichs I. von Baden und seinen Johann Gutenberg schon rühmlich bekannt gemacht hat, aus der Überzeugung heraus geschrieben, daß die große Mehrheit der Badener selbst über die Geschichte ihrer Heimat durchaus unzureichend unterrichtet seien. Damit hat er wohl recht; gewiß entspricht das Buch einem Bedürfnis, und durch seine Abfassung hat sich Martens unzweifelhaft ein großes Verdienst erworben. Freilich, wenn er meint, es solle der Schule und der Familie dienen und durch angenehme Belehrung über die Vergangenheit zum Verständnis der gegenwärtigen Zustände beitragen, so fürchte ich, wird er diesen Zweck nicht ganz erreichen. Denn er hat wohl einen sehr reichhaltigen Stoff in der gründlichsten Weise durchgearbeitet und sich mit Bienenfleiß über alle, auch die ganz kleinen Teile des badischen Landes aufs eingehendste unterrichtet; aber die freilich recht schwierige Aufgabe hat er doch nicht ganz lösen können, den zum Teil sehr spröden Stoff völlig zu meistern und ihn in eine ebenmäßige, seinen eigenen Ansprüchen und denen der von ihm gewünschten Leser entsprechende Form zu gießen: in all dem Geäder der kleinen Flüsse und Bäche fehlt die mit Sicherheit gezeichnete Linie des beherrschenden Hauptstroms.

Der Verfasser ist übergewissenhaft gewesen und hat auch Dinge nicht übergehen zu dürfen gemeint, für die in einem kurzen Abriß der badischen Geschichte nun einmal kein Platz war. So wird z. B. in dem Abschnitt: „Ein Rundgang durch das neue Großherzogtum“ auf S. 219 die Zahl der Tunnel der Schwarzwaldbahn und ihre Gesamtlänge angegeben, und es wird uns auch mitgeteilt, daß sich die Wasserfälle der Gutach in sieben Absätzen etwa 150 m über gewaltige Granitmassen herabstürzen; auf S. 230 aber wird sogar erzählt, daß sich der Dichter des abenteuerlichen Simplicissimus, als er den Mummelsee aufsuchen wollte, im Waldesdickicht verirrte und daß müde Beine der einzige Lohn seiner Fahrt waren. Wahrlich: weniger wäre hier und an gar manchen Stellen mehr gewesen.

Weil nun der Verf. gar zu viel berichten und gar zu verschiedenartige Steine zu seinem Bau verwenden wollte, so ist es ihm nicht immer gelungen, die nötige enge Verbindung zwischen ihnen herzustellen. Auch die Überschriften wollen nicht immer gut zu alle dem passen, was sie decken; was ist — um nur ein Beispiel anzuführen — nicht alles im § 20 untergebracht, der überschrieben ist: „Karl Friedrich und Kaiser Napoleon“!

Nach dem Vorwort hat sich Martens die schöne Aufgabe gestellt, durch sein Buch auch zur Stärkung des vaterländischen

Digitized by Google

Empfindens beizutragen; auch diese Aufgabe zu lösen, wäre ihm leichter geworden und besser gelungen, wenn er sich mehr zu beschränken gewußt hätte. Dann würde sich viel weniger oft der trockene Ton des Lehrbuchs störend bemerkbar machen; die Darstellung würde lebhafter, packender sein. So aber werden nur selten wärmere Töne angeschlagen, so gegen Ende des Buchs, wo der Verf. schlicht und ohne jede Übertreibung, aber deshalb um so überzeugender, die vornehme und ehrfurchtgebietende Gestalt des Großherzogs Friedrich I. schildert. Weniger glücklich ist er in der Darstellung der Regierung und der Leistungen Karl Friedrichs (1738—1811). Hier suchen wir vergeblich — und das Buch ist doch zunächst mit für die Schule bestimmt — den guten Deutschen, der Martens doch durch und durch ist. Er ist bestrebt, das franzosenfreundliche Verhalten des Herrschers und seines „gewandten Reitzenstein“ viel mehr, als gut ist, zu rechtfertigen. Von dem schmählichen Treiben der Bevollmächtigten der deutschen Fürsten in Paris vor dem Reichsdeputationshauptschluß sagt er nur, sie seien „nicht eben immer in würdiger Weise“ verfahren (S. 203), und S. 206/7 meint er recht kühl, eine Folge der „unleugbaren großen materiellen Vorteile, welche für Karl Friedrich aus seiner Stellungnahme in den großen europäischen Verwicklungen der Napoleonischen Zeit entsprangen“, sei es gewesen, daß „der badische Fürst nicht in allen politischen Fragen so handeln konnte, wie es seinem Rechtsgefühl entsprochen hätte. Eine gewisse Abhängigkeit von Napoleon machte sich nicht nur auf dem Gebiete der äußeren Politik, sondern auch in inneren Staats-, sogar in Familienangelegenheiten unangenehm fühlbar“. — Baden hielt bekanntlich bis nach der Leipziger Schlacht an Napoleon fest. Auch das wird kühl und sachlich berichtet, und wie eine völlig selbstverständliche Sache wird es hingestellt (S. 248), daß Großherzog Karl sich nur langsam „mit dem Gedanken vertraut machte, daß Napoleons Stern endgültig im Niedergang begriffen sei“ und daß er sich zum Anschluß an die deutsche Sache erst entschloß, als „die Gefahr einer Plünderung durch die über den Rhein zurückfliehenden Franzosen geschwunden war“. Gewiß läßt sich das Verhalten Badens erklären und bis zu einem gewissen Grade auch entschuldigen, aber Martens geht hierin doch zu weit; er berücksichtigt mitunter gar zu sehr den lediglich badischen Standpunkt und sucht von ihm aus zu beschönigen, was nun einmal nicht schön war. Der Verfasser eines Buches, das „zur Stärkung des vaterländischen Empfindens beitragen“ möchte, mußte hier anders sprechen und konnte es um so eher, als Baden sich später als gut deutscher Staat so trefflich bewährt und lange Zeit unter einem Herrscher gestanden hat, dessen das seiner Einigung frohe Deutschland immer in treuer Dankbarkeit gedenken wird. — Etwas zu günstig scheint mir, wie hier bemerkt sein mag, auch das abschließende Urteil über den Markgrafen Wilhelm von Baden-

Digitized by Google

Baden (1622—1677) ausgefallen zu sein. Auf S. 139 u. wird von ihm erzählt: (Er) „ließ es sich angelegen sein, in kürzester Frist den Katholizismus wieder zur Herrschaft zu bringen. Die protestantischen Geistlichen mußten das Land räumen, und an ihre Stelle kamen die Jesuiten, die mit erstaunlicher Raschheit die Untertanen wieder dem katholischen Glauben zuführten", und S. 140 u. heißt es: „In der Markgrafschaft Baden-Baden kam wieder die katholische Kirche zur Alleinherrschaft, und wer in den letzten Jahren sich unvorsichtigerweise offen als Protestant bekannt hatte, mußte nun mit empfindlichen Geldstrafen seinen Glaubenseifer büßen". Trotzdem aber sagt Martens auf S. 141: „Bei aller Ergebenheit für die katholische Kirche zeigte er (Markgraf Wilhelm) sich frei von gehässiger Verfolgungssucht gegen Andersgläubige". Ebensowenig stimmt das Gesamturteil über den Großherzog Leopold auf S. 256 zu gar manchem, was auf den folgenden Seiten von seiner Regierung erzählt wird.

Daß unser Buch auf gründlichen Studien beruht und daß sein Verf. bemüht war, aus der Tiefe zu schöpfen, ist schon erwähnt, und wenn ich hier und da doch einige wenig bedeutende sachliche Einwendungen machen möchte, so soll das um so weniger einen Vorwurf bedeuten, als solche Stellen sehr selten und die Angaben des Verf. im allgemeinen sehr zuverlässig sind. Wenn auf S. 4 gesagt wird: „Das Wesen der Pfahlbauten besteht darin, daß der Fußboden der Wohnungen .... auf Pfählen, die in den Boden eingerammt sind, über den Grund erhöht ist", so müßte man streng genommen daraus — ebenso wie aus dem unmittelbar Folgenden — schließen, daß der Verf. der Ansicht wäre, daß Pfahlbauten nur am Rande von Seeen oder Flüssen, nicht auch, was doch sehr häufig war, in ihnen errichtet worden seien; erst später zeigt sichs, daß auch von solchen die Rede ist. Auf S. 26 wird Karl III. als „der Dicke" bezeichnet: er hat diesen Namen aber erst viel später — im 12. Jahrhundert — erhalten. Auf S. 83 spricht Martens von dem „Gesetz über die Erblichkeit der Lehen, das Kaiser Konrad II. im Jahre 1037 auf italienischem Boden erließ" — aber durch dieses Gesetz wurde doch nur für Italien und nur für die dritte und vierte Heerschildstufe eine beschränkte Erblichkeit eingeführt. Auf S. 269 wird berichtet, daß der Großherzog Friedrich I. im Mai 1861 „den Freiherrn von Roggenbach, einen feurigen Vertreter des Gedankens der Einheit unter preußischer Führung, an die Spitze des Ministeriums für das Auswärtige" berief, und auf S. 271 findet dann der überraschte Leser die Mitteilung, daß der Großherzog Ende Juli 1866 durch Berufung eines neuen Ministeriums (Karl Mathy), das für engen Anschluß an Preußen war, kundgegeben habe, „daß er in der Politik andre Bahnen einzuschlagen entschlossen war". Das muß völlig unverständlich bleiben, da dazwischen kein Wort von der 1865 erfolgten Verabschiedung Roggenbachs und von dem

Digitized by Google

österreichisch gesinnten Ministerium Edelsheim gesagt ist. Daß König Wilhelm I. von Preußen es ablehnte, zum Frankfurter Fürstentag zu kommnn (S. 269), ist ja richtig; aber daß er das nur unter dem wuchtigen Einfluß Bismarcks tat, wäre doch besser nicht unerwähnt geblieben. Endlich ist auf S. 273 als Erfolg der Schlacht an der Lisaine nur die Verhinderung des Entsatzes von Belfort erwähnt; es stand aber doch — und zumal für Baden! — sehr viel mehr auf dem Spiele. —

Warum sind in den — übrigens sehr dankenswerten — Stammtafeln nur so selten (so beim Markgrafen Ludwig Wilhelm auf Tafel II d) die Regierungsjahre genau angegeben? — Als Druckfehler ist mir nur aufgefallen Republick (S. 149 Z. 8).

Es ist eine bekannte und nicht unberechtigte Klage der Examinanden, daß in den ihnen ausgestellten Zeugnissen das, was sie nicht gewußt haben, viel mehr hervorgehoben wird, als ihre guten Leistungen, und daß die Zeugnisse deshalb einen viel zu ungünstigen Eindruck machen. Bei Rezensionen ist es oft nicht viel anders, und so scheint mir auch diese — ganz gegen meinen Willen — weniger anerkennend zu sein, als sie sein sollte. Darum betone ich zum Schluß nochmals ausdrücklich, daß Martens uns in seiner Badischen Geschichte ein im ganzen sehr zuverlässiges und zunächst kaum zu entbehrendes Buch geschenkt hat, das selbst dann ein treuer Führer bleibt und auf unsere Fragen eine Antwort hat, wenn wir uns von der Geschichte der Hauptgebiete des heutigen Großherzogtums Baden zu der der kleinen und kleinsten Ländchen wenden, die jetzt zu ihm gehören. Daß der Verf. dieses Buch geschrieben hat, ist ein um so größeres Verdienst, als er mit Recht darauf hinweisen kann, daß es an befriedigenden Vorarbeiten auf recht zahlreichen Gebieten der badischen Geschichte fehlte.

Druck und Ausstattung sind gut, und die beigegebene Karte (Baden 1771) erfüllt mit ihren Nebenkärtchen ihren Zweck vollständig.

Berlin. Rudolf Lange.

Das Athener Nationalmuseum. Phototypische Wiedergabe seiner Schätze. Mit erläuterndem Text von J. N. Svoronos. Deutsche Ausgabe, besorgt von W. Barth. Heft 10/11, d. i. Text S. 287—334 und Tafel CI—CXXI. Athen 1909.

Über diese heftweise erscheinende Veröffentlichung habe ich gelegentlich des Erscheinens des den ersten Band abschließenden Doppelheftes 9/10 in diesen Blättern LXIII S. 262 ff. berichtet. Es ist jetzt das erste Doppelheft des zweiten Bandes herausgekommen, enthaltend 20 weitere Tafeln in Lichtdruck, die den Schluß der Weihreliefs und die Reliefs auf öffentlichen Urkunden usw. bieten, und 48 Seiten Text, die sich auf die Tafeln XXXV—LIV (Weihreliefs, größtenteils aus dem Asklepieion zu Athen) beziehen. Da zu den hier gelieferten Tafeln der Text noch aussteht, beschränke

Digitized by Google

ich mich hier darauf, mit ein paar Worten auf den textlichen Inhalt des neuen Doppelheftes einzugehen. Wie gewöhnlich wird für jedes Relief das Ausmaß, der Erhaltungszustand, Fundort und Fundumstand angegeben, dann folgt eine auf Autopsie beruhende Beschreibung und anmerkungsweise ein sehr ausführlicher Literaturnachweis. Daran schließt sich die Interpretation, die sich bei no. 74 (Inventar no. 1377, Taf. XLVIII A. B) S. 294 ff. zu einer förmlichen Abhandlung erweitert über den „Knaben mit der Gans" und andere Figuren von Kindern und Mädchen, die mit Tieren (Hündchen, Hase, Taube usw.) spielen. Während die meisten Archäologen hierin Genrebilder erblicken, glaubt der Verf., daß es sich ursprünglich hier um Darstellungen der Söhnchen oder Töchter des Heilgottes Asklepios handelt, teils auch des Knäbleins Asklepios selbst. Den Namen des einen dieser Söhne, Ianiskos, will er bei Plinius *nat. hist.* 34,84 statt des im codex Bambergensis überlieferten *sexannis* einsetzen; die ganze Frage nach der Autorschaft jener Statuen (Boethos?) wird an der Hand der entscheidenden literarischen Belege (außer jener Pliniusstelle handelt es sich um Herondas Mimiambus IV und zwei Epigramme, Overbeck, Schriftquellen S. 302) neu aufgerollt. Unter den Erläuterungen zu den anderen Reliefs sei noch die zu no. 75 (Inventar no. 1378, Taf. XLVII) S. 324 ff. hervorgehoben, einem Relief mit Darstellung chirurgischer Instrumente, darunter zweier Schröpfköpfe, die in ihrer Bedeutung für die antike Medizin gewürdigt und auch auf anderen Monumenten nachgewiesen werden; ja Verf. möchte in Telesphoros, dem bekannten Begleiter des Asklepios, nichts anderes als die Personifikation dieses Instrumentes erblicken. — Diese Hinweise mögen genügen, um zu zeigen, daß auch das neue Doppelheft an fruchtbaren Ideen und neuen Anregungen reich ist. Zu wünschen bleibt nur, daß der Text recht bald die Tafeln einholt.

Charlottenburg. Kurt Regling.

---

1) **E. Leick, Die biologischen Schülerübungen. Eine Einführung in ihr Wesen, ihre Geschichte, ihre Bedeutung und ihre Handhabung. Mit 2 Bildertafeln. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. I u. 82 S. 8. 1,20 M.**

Immer lauteren Wiederhall findet die Forderung der Durchführung des biologischen Unterrichts bis in die oberen Klassen unserer höheren Schulen. Bietet doch der biologische Unterricht eine notwendige Ergänzung der Beschäftigung mit den sprachlich-historischen Wissenschaften, weil beide zu ihren Resultaten auf ganz verschiedenen Wegen gelangen. Da nun der Schwerpunkt des naturkundlichen Unterrichts in genauer sinnlicher Wahrnehmung und in kritischer Verarbeitung des Wahrgenommenen zu suchen ist, muß man jedes Mittel willkommen heißen, dieses Ziel in erhöhtem Maße zu erreichen. Ein solches Mittel ist die eigene Beobachtung des Schülers in der freien Natur und die

Digitized by Google

eigene Tätigkeit des Lernenden durch experimentelles Eingreifen. Mit der Bewegung für die Wiedereinführung der Biologie in die oberen Klassen ist daher die Forderung biologischer Schülerübungen aufs engste verknüpft. Das ist der Grundgedanke des ersten Kapitels der Leickschen Arbeit. Nach einem geschichtlichen Überblicke behandelt der Verfasser dann Ziel, Bedeutung und Umfang der biologischen Unterweisung auf der Oberstufe. Nicht im Stofflichen ist, so führt er aus, der Bildungswert der Naturwissenschaften zu erblicken, sondern in der bewußten Anwendung der nur ihnen eigentümlichen Arbeitsmethoden auf die Dingwelt, in der Schärfung und Verfeinerung unseres Wahrnehmungsvermögens, in der zuverlässigen Anleitung zur Begriffsbildung und zur logischen Verknüpfung der Erfahrungstatsachen, in der Erziehung zum vorurteilsfreien kritischen Denken. Ohne Biologie kein Verständnis der philosophischen Probleme und ihrer Lösungen. Der geistige Gewinn, den man aus der Durcharbeitung eines einzelnen prinzipiell wichtigen Problems ziehen kann, ist viel höher anzuschlagen, als ein durch kursorische Behandlung erzieltes Stoffwissen. Freiheit in der Stoffauswahl ist daher nötig, doch müssen gewisse vom Verfasser näher angeführte Gebiete mehr oder weniger eingehend zur Behandlung kommen. Eine ausschließlich theoretische Belehrung kann dabei niemals den hohen Anforderungen eines in Wahrheit fruchtbringenden Unterrichts genügen. Biologische Schülerübungen, das hebt Leick auch hier wieder hervor, müssen unter allen Umständen das Fundament bilden, auf dem das ganze Lehrgebäude ruht. Wie diese biologischen Übungen einzurichten und zu handhaben sind, zeigt Leick in allgemeinen Ausführungen und an einem praktischen Beispiel. Die Gesichtspunkte, die dabei besonders wertvoll erscheinen, faßt er in 24 Sätze zusammen, denen man durchaus zustimmen muß. Unterrichtsräume und Unterrichtsmittel erfordern die Bereitstellung nicht unerheblicher Geldsummen. Erfreulicherweise mehrt sich von Jahr zu Jahr die Zahl der höheren Schulen, die die Forderungen der Zeit in jeder Beziehung erfüllen. Was notwendig oder wünschenswert ist, weist Leick im einzelnen nach. Er kann dabei die Einrichtungen an verschiedenen Schulen anführen und besonders auf die seiner eigenen Anstalt, des Gymnasiums und der Realschule zu Greifswald, eingehen, die allen billigen Anforderungen durchaus entsprechen. Ein reichhaltiges Literaturverzeichnis erhöht den Wert der verdienstvollen Arbeit.

2) E. Gilg und R. Muschler, Phanerogamen. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. 172 S. 8. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

Der vorliegende 44. Band der Sammlung Wissenschaft und Bildung bringt zuerst einen kurzen Abschnitt über Geschlechtsverhältnisse, Befruchtung, Frucht- und Samenbildung bei den Blütenpflanzen und behandelt dann die verwandtschaftlichen

Digitized by Google

Beziehungen der Blütenpflanzen in ansprechender Form und durch brauchbare Abbildungen illustriert. Natürlich ist alles kurz gefaßt, und ein Studium der Blütenpflanzen wird sich nicht nach dem Buche betreiben lassen. Doch kann es als Nachschlagewerk dienen und wird dem Laien über viele Fragen Auskunft geben. Im einzelnen ist zu wünschen, daß die dankenswerte Erklärung der fremdsprachlichen Fachausdrücke, die sich nur am Anfange findet, durch das ganze Buch durchgeführt wird. Ausdrücke von Perisperm, Endosperm, apikale Mündung, Zelllumen sind nicht ohne weiteres verständlich. Zu erwägen wäre überhaupt, ob nicht für Leser ohne Fachkenntnisse, für die das Werkchen doch wohl in erster Linie bestimmt ist, im allgemeinen deutsche Bezeichnungen vorzuziehen sind.

S. 105 unten findet sich der Satz: Aus diesem Grunde hat man die Storchschnabelgrannen oft *zu Hygrometern, den sog. Feuchtigkeitsmessern* verwendet. Ich würde umgekehrt sagen *zu Feuchtigkeitsmessern, den sog. Hygrometern*. Ein Druckfehler ist Glyzyrrhiza S. 103 Mitte für Glycyrrhiza, wie es richtig im Sachregister heißt.

3) **K. Smalian, Leitfaden der Tierkunde für höhere Lehranstalten.** Vierter und fünfter Teil. Leipzig und Wien 1909, G. Freytag & F. Tempsky. 96 u. 64 S. 8. Jeder Teil geb. 1,80 *M.*

Den drei ersten Teilen von Smalians Leitfaden der Tierkunde nach Jahreskursen sind rasch die beiden letzten mit den Lehraufgaben für Unter- und Obertertia gefolgt. Die Beschreibungen sind wieder durchaus gut und durch prächtige Abbildungen und Farbentafeln illustriert. Besonders werden die zahlreichen Insektentafeln die Bekanntschaft mit den häufigeren oder durch auffällige Eigenschaften wichtigeren Vertretern dieser Tierklasse sehr fördern. Auch mit der Stoffauswahl bin ich einverstanden. Wo etwa ein wenig viel geboten wird, wie bei den Schmetterlingen, kann leicht bei der Benutzung gekürzt werden. Die inneren Organe der Insekten freilich werden schwer allen Schülern so genau gezeigt werden können, wie Verfasser sie beschreibt. Übersichten zur Wiederholung am Schlusse jedes Teils sind wie bei den früheren Teilen recht brauchbar, desgleichen die Abschnitte *„Aus der Geschichte des Tierreichs“* und *„Über die geographische Verbreitung der Tiere“* im 5. Teil.

Nicht verständlich ist mir die Beschreibung des Insektenflugs. Es heißt da: *Senkt sich der Flügel, so preſst nun die Luft von oben her die hintere Flügelfläche herab.* Das ist wohl nicht möglich. So kann der Luftdruck doch erst wirken, wenn der Flügel sich wieder aufwärts bewegt. Das Nesseln der Ohrenqualle ferner möchte ich auch aus eigener Erfahrung nicht als stark bezeichnen. Nur ein Druckfehler ist es wohl, wenn S. 214 das Schildchen der Insekten der Vorderbrust zugerechnet wird. Die

Digitized by Google

Betonung ist nicht immer richtig angegeben. *Rhizopóda, Amphipóda* findet sich z. B. neben dem richtigen *Brachiópoda.*

4) **M. Bach und L. Borgas, Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur. Vierter Band. Fünfte Auflage. Mit 71 Abbildungen. Cöln a. Rh. 1909, J. P. Bachem. VIII u. 336 S. 8. 3.50 M.**

Das Buch enthält gut geschriebene Lebensschilderungen aus dem Tier- und Pflanzenreich, die teils einzelne Arten, teils ganze Gruppen behandeln. Es bietet viel Interessantes und gibt mancherlei praktische Winke. Käfersammler z. B. finden gute Anleitung für ihre Liebhaberei, und der Gartenfreund erfährt, wie er die Blattläuse und die Afterraupen der Stachelbeerblattwespe vertreiben und vertilgen kann. An einzelnen Stellen tritt eine gewisse Bekämpfung der Entwickelungslehre, ferner eine teleologische Anschauung hervor, die zum Widerspruche herausfordern, so wenn die Notwendigkeit der Existenz der Blattläuse im wesentlichen damit begründet wird, daß sie mancherlei Vögeln zur Nahrung dienen sollen. Nicht ganz dem Schriftgebrauch entsprechend steht S. 115 Z. 6 v. o.: *ich vergafs ganz darauf.* S. 182 Z. 10 v. u. sind *Assimilation* und *Atmung* nicht unterschieden. Bei der Atmung nehmen die Pflanzen keine Kohlensäure auf, sondern geben sie gleich den Tieren ab. Nicht die *Samen* ferner des Löwenzahns (S. 221 Z. 12 v. u.) werden durch den Wind davongetragen, sondern die *Früchte.* S. 60 Z. 12 v. o. scheint *müssen* ein Druckfehler für *müsse* zu sein.

Seehausen in der Altmark. M. Paepper.

---

1) **F. G. Mehler, Hauptsätze der Elementar-Mathematik, bearbeitet von A. Schulte-Tigges. Ausgabe B. Berlin 1908—1909, Georg Reimer.**
   a) **Unterstufe (Planimetrie und Arithmetik nebst den Anfangsgründen der Trigonometrie und Stereometrie und drei Anhängen). X u. 204 S. geb. 2 ℳ.**
   b) **Oberstufe II (Arithmetik mit Einschluß der niederen Analysis, Trigonometrie und Stereometrie). VIII u. 169 S. geb. 1,50 ℳ.**
   c) **Oberstufe III (Grundzüge und Anwendungen der Differentialrechnung in engster Verbindung mit graphischer Darstellung und Analytischer Geometrie der Ebene). VIII u. 84 S. geb. 1,50 ℳ.**

Im Jahrgang LXII S. 138 ist die Oberstufe I dieser neuen Bearbeitung des bekannten Mehlerschen Lehrbuches angezeigt worden. Jetzt ist sie vollendet und zeigt sich als eine sehr geschickte Anpassung des alten bewährten Werkes an die veränderten Anforderungen der neuen Lehrpläne. Zugleich überschreitet sie die Grenzen an gewissen Stellen, wo voraussichtlich die nächste Zeit eine Ausdehnung derselben herbeiführen wird, und gibt zu dem Lehrstoff überall ein wohlgewähltes, ausreichendes Übungsmaterial, das nur noch durch eine Aufgabensammlung für die Arithmetik und Algebra ergänzt zu werden braucht.

Digitized by Google

Die Unterstufe ist trotz der grundsätzlichen Schonung des ursprünglichen Lehrganges und Textes doch überall durchgearbeitet und hat an Durchsichtigkeit sowohl wie an Verständlichkeit gewonnen. Eine wesentlich veränderte Darstellung hat die Dreieckslehre erhalten und auch in dem Abschnitte, der von Arithmetik und Algebra handelt, stößt man auf mancherlei Umänderungen, die als Verbesserungen anerkannt werden müssen. Zwei neue Abschnitte, die die Anfangsgründe der ebenen Trigonometrie und der Stereometrie erhalten, sind hinzugekommen. Von den drei Anhängen ist der letzte, „Grundzüge der graphischen Darstellung", in etwas anderer Form schon in der alten Bearbeitung enthalten gewesen, dagegen sind die beiden anderen: „Von der geometrischen Konstruktionsaufgabe" und „Anleitung zum perspektivischen Zeichnen räumlicher Gebilde" neu und in ihrer Beschränkung auf das durchaus Notwendige sehr dankenswert.

Der zweite Teil der Oberstufe lehnt sich nach der Einteilung des Stoffes gleichfalls an das ursprüngliche Werk an. Aber auch er ist durchsetzt mit Umarbeitungen einzelner Kapitel, Hinzufügungen und Umstellungen, wie sie durch die veränderten Zeitverhältnisse wünschenswert geworden sind. Eine Erweiterung hat z. B. der Abschnitt über die numerischen Gleichungen erfahren, neu hinzugekommen ist ein solcher über „Die Anwendung der Zinseszinsrechnung auf die Renten- und Lebensversicherung" und ein sehr eigenartiger und interessanter „Wiederholender Aufbau des arithmetischen Lehrgangs", sowie ein Kapitel über die „Anwendung der sphärischen Trigonometrie auf die mathematische Erd- und Himmelskunde". Fortgefallen ist in der Trigonometrie die Ableitung der Additionsformeln aus dem Ptolemäischen Lehrsatz, und an ihre Stelle ist die gewöhnliche Methode der Addition bzw. Subtraktion der Winkel getreten.

Der dritte Teil der Oberstufe gibt in seiner zweiten Hälfte eine in mäßigen Grenzen gehaltene, auf das Übliche in der üblichen Form sich beschränkende Darstellung der analytischen Geometrie der Ebene, die erste die Differentialrechnung behandelnde Hälfte bietet eine stellenweise recht originelle Einführung in die Vorstellungen der Disziplin, entwickelt darauf die Differentialquotienten der gebräuchlichen Funktionen und gibt Anwendungen auf die Lehren der Maxima und Minima, der unendlichen Reihen, der Ausrechnung von Quotienten und der Ermittelung von Wurzeln numerischer Gleichungen, der Ermittelung von Gleichungen von Kurventangenten, der Geschwindigkeit und Beschleunigung, der Krümmung der Kurven.

Gewiß wird diese neue Bearbeitung den ehrenvollen Platz, den das alte Buch in der Literatur der mathematischen Unterrichtswerke einnahm, ihm bewahren und wohl zu dessen weiterer Verbreitung führen. Der mathematische Unterricht wird dabei nicht schlecht fahren.

Digitized by Google

2) **E. Borel, Die Elemente der Mathematik. II. Geometrie.** Vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe von P. Stäckel. Leipzig 1909, B. G. Teubner. XII u. 324 S. geb. 5,60 ℳ.

Im letzten Jahrgange dieser Zeitschrift ist bereits der erste, die Arithmetik und Algebra behandelnde Teil der von P. Stäckel bearbeiteten Lehrbücher von E. Borel besprochen worden. Jetzt liegt der zweite, die Geometrie enthaltend, vor. Sein Inhalt entspricht dem von des Verfassers Géométrie, premier et second cycle. Die deutsche Ausgabe ist, wie schon die Person des Bearbeiters bezeugt, wirklich in der Überzeugung unternommen worden, ein Hilfsmittel zu schaffen, das die Gedanken, Wünsche und Vorschläge der Meraner Unterrichtskommission erläutern und ihre praktische Erprobung erleichtern könnte. Denn, wie auch der Verfasser in der der deutschen Ausgabe vorangestellten Vorrede es ausspricht, so notwendig vorläufig auch noch die Beibehaltung des Euklidischen Lehrsystemes ist, so sollen die Jungen es doch „erst dann kennen lernen, wenn sie reifer geworden sind und sich mit den Tatsachen der Geometrie leicht so weit vertraut gemacht haben, daß sie von der Trockenheit der Euklidischen Methode nicht abgestoßen werden". Für die Anfänger müsse eine Geometrie geschrieben werden, die der Wirklichkeit näher kommt, in der Überlegungen bevorzugt werden, bei denen man Bewegungen und Spiegelungen verwendet. Die dabei sich ergebenden Beweise seien einfacher und faßlicher als die Euklidischen. Nach diesen Gesichtspunkten aber ist das Buch bearbeitet. Ihm eigentümlich ist auch eine nicht bloß für den Anfang einsetzende, sondern den ganzen Lehrgang durchziehende, hauptsächlich aber im dritten Teil hervortretende gleichzeitige Berücksichtigung ebener und Raumverhältnisse. An vielen Stellen fallen eigenartige Betrachtungsweisen auf.

Wie der erste Teil, so wird auch der zweite bei der Ausführlichkeit der Darstellung auch für das Selbststudium und für die selbständige Wiederholung früher gelernter Pensen sich eignen. Die Sprache ist überall einfach und klar. Eine große Zahl von Aufgaben, die jedem der drei Hauptkapitel angehängt ist, gibt Gelegenheit zu genügender Übung des Gelernten.

Pankow b. Berlin. Max Nath.

J. Sonne, Praktischer Lehrgang der Arithmetik. Ein Hilfsbuch in ausführlicher Darstellung für Lehrende und Lernende. Mit vielen Figuren im Text. Berlin 1910, Otto Salle. 230 S. 8. 2,40 ℳ.

Der Verfasser entwickelt in dem vorliegenden Lehrgange nicht das Pensum bestimmter Klassen des Gymnasiums, sondern mit der Addition beginnend die Arithmetik und die Algebra in dem Umfange, wie sie auf dem Gymnasium im mathematischen Unterricht behandelt zu werden pflegen. Aufgaben zur Einübung des Gelernten sind nicht gegeben, die vorkommenden Aufgaben benutzt der Verfasser nur zur Erklärung der Operationen. Die ausführliche Darstellung geht gewöhnlich von dem Besonderen zum All-

Digitized by Google

gemeinen, in dem sie die für die Rechnung mit bestimmten Zahlen aufgestellten Regeln für die Herleitung der Regeln für das Rechnen mit allgemeinen Zahlen benutzt. Die Darstellung ist aber mehr als ausführlich, sie ist meistenteils in einer geradezu ermüdenden Breite gegeben, die die Klarheit nicht befördert, sondern verdunkelt. Dabei versäumt es aber der Verfasser auf gewisse Punkte aufmerksam zu machen, die der Rechner durchaus beachten muß. Als Beleg für diese meine Ansicht könnte ich recht viele Herleitungen hier anführen, ich beschränke mich auf eine, die Ausziehung der Quadratwurzel. Die ist hier ebenso umständlich wie unklar hergeleitet, der Verfasser braucht dazu nicht weniger als 12 Seiten, ohne daß es ihm meiner Ansicht nach gelingt, den Schüler zu einer durchaus übersichtlichen Rechnung zu führen. Man erwartet, daß er die überaus lange und umständliche Auseinandersetzung dazu benutzen wird. um schließlich zu der üblichen kurzen Ausrechnung zu kommen, das ist aber durchaus nicht der Fall: das Schema, das er zur Erklärung braucht, bleibt das Schema für die Ausziehung der Quadratwurzel. Als Beispiel hat er $\sqrt{625}$; da muß doch der Schüler das Resultat 25 sofort hinschreiben, denn er weiß doch wohl, daß $25^2 = 625$ ist, der Verfasser braucht aber zur Rechnung 16 Ziffern. Um $\sqrt{360240}$ auf 5 Dezimalstellen auszurechnen, sind 203 Ziffern hinzuschreiben, ich brauche bei meiner Art zu rechnen nur 82, trotzdem ist die Rechnung des Verfassers am Ende noch falsch.

Im Vergleich hierzu ist die Quadratwurzel aus einem Bruche nur nebenbei behandelt: der Verfasser macht nur darauf aufmerksam, daß $\sqrt{\frac{3}{7}} = \frac{1}{7}\sqrt{21}$ ist, spricht aber nicht davon, daß auch $\frac{3}{7}$ in einen Dezimalbruch entwickelt werden kann. Bei irrationalen Wurzeln fehlt die doch recht wichtige Beantwortung der Frage, ob die letzte Stelle etwa zu erhöhen ist, um den Fehler kleiner als eine halbe Einheit dieser Stelle zu machen. Auch davon ist keine Rede, wieweit man in einer Aufgabe wie $\sqrt{2-\sqrt{2}}$ die $\sqrt{2}$ zu berechnen hat, wenn der Ausdruck bis auf Tausendstel genau zu berechnen ist. Das sind doch Dinge, die ein Schüler wissen muß.

Nicht unerwähnt kann ich lassen, daß der Verfasser es mit der Korrektheit der Sprache nicht sehr genau nimmt. Er sagt z. B. „2 Größen von einander subtrahieren", „+ 5 und — 5 fallen gegeneinander fort, heben sich", bei der Division werden die Ziffern „heruntergeholt", „eine Reihe umdrehen und sie gedreht darunter schreiben". Auch im mathematischen Unterricht sollte streng auf richtigen Ausdruck in der Sprache geachtet werden.

Berlin. A. Kallius.

Digitized by Google

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen seit dem Jahre 1879. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung.

Neunundsiebzigster Band: 14. Direktoren-Versammlung in der Provinz Schlesien. 179 S. 4,40 ℳ.

I. Einrichtung und Wertung der schriftlichen Klassenarbeiten.
II. Wie wird eine zweckmäßige Verwendung der Anschauungsmittel im Unterrichte gesichert?
III. Die wissenschaftliche und praktische Fortbildung der Oberlehrer.
IV. Welche Schülervereinigungen sind zu fördern?

Digitized by Google

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. M. von Broecker, Kunstgeschichte im Grundriß. Siebente Auflage mit 139 Abbildungen von R Bürkner. Göttingen 1910, Vandenhoeck & Ruprecht. 288 S. geb.
2. O. Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen. I. Aus Marsch und Heide. Zweite Auflage. Leipzig 1910, B. G. Teubner. XX u. 176 S. geb. 2,60 *M*.
3. T. S. Denison, A Mexican-Aryan Comparative Vocabulary. Chicago 1909, T. S. Denison. 110 S.
4 A. Freiin v. Droste-Hülshoff, Die Judenküche. Herausgegeben von L. Hornung. Leipzig 1910, G. Freytag. 98 S. geb.
5. Eichendorff-Kalender für das Jahr 1910. Erster Jahrgang. Verlag von J. Hubbel. 164 S. mit 5 Bildern und 2 Faksimiles. geb. 1,20 *M*.
6. M. Ettlinger, Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. 8. Jahrgang. 1909, Verlag der J. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten, München. 191 S. gr. 8. 1 *M*.
7. R. G. Flickinger, Certain numerals in the greek dramatic hypotheses. S.-A. aus Classical philology 1910, S. 1—18.
8. Le Traducteur XVIII, Nr. 1.
9. The Translator VII, Nr. 1.
10. H. Kling, De Hilario Pictaviensi artis rhetoricae ipsiusque ut fertur institutionis oratoriae Quintilianeae studioso. Diss. Heidelberg. Freiburg 1909. 57 S.
11. S. Frankfurter, Verlauf und Ergebnisse der Mittelschulenquete des Unterrichtsministeriums 21.—25. Jänner 1908 und andere Beiträge zur Geschichte der österreichischen Mittelschulen. Wien 1910, Carl Fromme. XVII u. 217 S.
12. A. Gudeman, Grundriß zur Geschichte der klassischen Philologie. Zweite Auflage. Leipzig 1909, B. G. Teubner. VI u. 260 S. geb. 5 *M*.
13. A. W. Grube, Biographische Miniaturbilder. In neuer Bearbeitung herausgegeben von O. E. Schmidt. Erster Teil: Religion, Kunst, Wissenschaft. Zweiter Teil: Staat, Krieg, Gesellschaft. Achte Auflage. Mit Buchschmuck von Karl Bauer und 4 resp. 5 Bildnissen. Leipzig 1910, Fr. Brandstetter. VII u. 384 S. und 409 S. je 4,25 *M*, geb. 5,50 *M*.
14. Chr. Huelsen, Die neuesten Ausgrabungen auf dem Forum Romanum. Nachtrag zu dem Werke des Forum Romanum. Mit 1 Tafel und 20 Abbildungen. Rom 1910, Loescher & Co. (W. Regenberg). 29 S. 0,80 *M*.
15. E. Keller, B. Stehle, A. Thorbecke, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. Vierter Teil, zweite Abteilung (9. und 10. Schuljahr), bearbeitet von A. Thorbecke. Zweite Auflage. Leipzig 1910, G. Freytag. 412 S, geb. 3,80 *M*.

Digitized by Google

16. K. Kesseler, Kant und Schiller. Zwei deutsche Propheten des Wahren, Guten und Schönen. Bunzlau 1910, G. Kreuschmer. 37 S. 0,75 M.

17. Ph. E. Legrand, Daos. Tableau de la comédie Grecque pendant la période dite nouvelle (Κωμῳδία Νέα). Lyon 1910, A. Rey. 673 S. Lex.-8. (Annales de l'université de Lyon, nouvelle série. II. Droit, Lettres. Fascicule 22. Exemplaire Nr. 329.)

Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von F. M. Schiele. Tübingen 1909, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

18. 2. Reihe, 11. Heft. R. Lichtenhan, Buch Jeremia. 48 S. 0,50 M, geb. 0,80 M.

19. 4. Reihe, 11./12. Heft. F. Kattenbusch, Die Kirchen und Sekten des Christentums in der Gegenwart. 96 S. 1 M, geb. 1,30 M.

20. P. Kiene, Der unheilvolle Konflikt. Zur Reform des französischen Sprachunterrichts. München 1910, Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin. 73 S. 1,40 M.

21. A. Lehmen, Lehrbuch der Philosophie auf aristotalisch-scholastischer Grundlage. Vierter (Schluß-)Band: Moralphilosophie. Zweite Auflage. Freiburg i. Br. 1909, Herdersche Verlagshandlung. XIX u. 354 S. 4,40 M, in Halbfranz geb. 6,20 M.

22. W. Lietzmann, Stoff und Methode im mathematischen Unterricht der norddeutschen höheren Schüler auf Grund der vorhandenen Lehrbücher. Mit einem Einführungswort von F. Klein. Leipzig 1909, B. G. Teubner. XII u. 102 S. gr. 8. 2 M.

23. E. Neter, Das einzige Kind und seine Erziehung. Ein ernstes Mahnwort an Eltern und Erzieher. Mit einem Vorwort von A. Baginsky. Dritte und vierte Auflage. Verlag der ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München. 51 S. („Der Arzt als Erzieher" Heft 25.)

24. Sammlung Gemeinnütziger Vorträge. Prag.

a) R. Petsch, Einführung in Goethes Faust. 36 S.

b) J. Rambousek, Staub und Staubkrankheiten (Tuberkulose und Tuberkulosebekämpfung im Gewerbe). Mit 5 Abbildungen. 12 S.

25. P. Pochhammer, Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet. Leipzig 1910, B. G. Teubner. XV u. 400 S. 12. mit einer Tafel.

26. E. F. Pollard, For the Red Rose. Herausgegeben von K. Münster. Leipzig 1910, G. Freytag. 125 S. geb. 1,20 M. Wörterbuch 42 S. kart. 0,50 M.

27. F. Ratzel, Anthropogeographie. Teil I: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Dritte unveränderte Auflage. Stuttgart 1909, J. Engelhorn. XVI u. 400 S. 15 M.

28. C. Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. XXIII. Jahrgang (1908). Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung.

29. W. H. Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Mit zahlreichen Abbildungen. 61. Lieferung: Sandas-Satyros. Leipzig 1910, B. G. Teubner. Sp. 322—480.

30. Schenk-Koch, Lehrbuch der Geschichte. Teil II: Quinta. Erzählungen aus den Sagen des klassischen Altertums sowie aus der ältesten Geschichte der Griechen und Römer. Vierte Auflage von J. Koch. 63 S. geb. 0,80 M. — Teil VI: Untersekunda. Vom Regierungsantritt Friedrichs des Großen bis zur Gegenwart. Dritte Auflage von J. Koch. IV u. 147 S. geb. 1,80 M. Leipzig 1909/1910, B. G. Teubner.

31. R. Schulze, Das Institut des Leipziger Lehrervereins. Leipzig, B. G. Teubner. (S.-A. aus „Der Säemann" V 12.)

32. Veröffentlichungen zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im Albertinischen Sachsen. IV. Teil:

E. Schwabe, Beiträge zur Geschichte des sächsischen Gelehrtenschulwesens von 1760—1820. Beigegeben: Die Pförtner Schulordnung von 1808. Leipzig 1909, B. G. Teubner. VI u. 283 S. Lex.-8. 10 M.

Digitized by Google

33. K. Schwarzschild, Über das System der Fixsterne. Aus populären Vorträgen. Mit 13 Figuren. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 44 S. Lex.-8. 1 *M*.

34. E. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Erste Reihe. Fünf Vorträge. Dritte Auflage. Zweite Reihe. Fünf Vorträge. Leipzig 1910, B. G. Teubner. I.: VIII u. 128 S. II.: VI u. 136 S. je 2,20 *M*, geb. 2,80 *M*.

35. J. A. Scott, Odyssean Words found in But one Book of the Iliad. Classical Philology V (1910), S. 41—49.

36. P. Siebert, Kirchengeschichte für höhere Schulen. Dritte Auflage. 149 S. 1,60 *M*. Bibelkunde für höhere Schulen. Zweite Auflage. 48 S. 0,60 *M*. Glaubens- und Sittenlehre für höhere Schulen. 31 S. 0,60 *M*. Leipzig 1910, B. G. Teubner.

37. W. Soltau, Die Anordnung der Logia in Lukas 15—18. (S.-A. aus der Zeitschr. f. d. neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums, herausgegeben von E. Preuschen. 1909. S. 230—238.)

38. H. Stadlmann, Studien zur Geschichte der alexandrinischen Literatur. Progr. des städt. Gymn. in Wels. 1909. S. 3—29.

39. O. Stählin, Editionstechnik. Ratschläge für die Anlage textkritischer Ausgaben. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 45 S. Lex.-8. 1,60 *M*.

40. A. Steinwenter, Paedagogica Austriaca, Rückblicke eines alten Schulmannes. Graz 1910, U. Mosers Buchhandlung. 84 S.

41. W. M. Thackeray, Selections. Herausgegeben von R. Ackermann. Mit 1 Titelbild, 3 Abbildungen und 1 Karte von Irland. Leipzig 1910, G. Freytag. 157 S. geb. 1,60 *M*.

42. E. Thrändorf und H. Meltzer, Kirchengeschichtliches Lesebuch für Oberklassen. Teil II: Reformation und Gegenreformation von H. Meltzer. Zweite Auflage. Dresden-Blasewitz 1910, Bleyl & Kaemmerer (O. Schambach). VIII u. 217 S. 1,40 *M*, geb. 1,75 *M*.

43. E. Thrändorf und H. Meltzer, Kirchengeschichtliches Lesebuch. Kleine Ausgabe. Zweite Auflage. Ebenda. XII u. 328 S. 1,50 *M*, geb. 1,85 *M*.

44. A. de Tocqueville, L'ancien Régime et la révolution. Pages choisies et annotées par L. André. Frankfurt a. M. 1909, Moritz Diesterweg. XII u. 80 S. geb. 1,60 *M*. Annotations. 48 S.

45. Margarete Treuge, Bürgerkunde. Ein Lehrbuch für Frauenschulen. Leipzig 1910, B. G. Teubner. IV u. 123 S. geb. 1,40 *M*.

46. B. L. Ullmann, Hieremias de Montagnone and his citations from Catullus. Classical Philology V (1910), S. 66—82.

47. Die Volkschule. Herausgegeben von O. Stillich. Jahrg. 1909, H. 9.

48. C. Wachsmuth et O. Hense, Joannis Stobaei anthologium. Volumen quartum anthologii libri quarti partem priorem ab O. Hense editam continens. Berolini 1909, apud Weidmannos. XV u. 675 S. 20 *M*.

49. Weichers Kunstbücher. Verlag von Wilhelm Weicher in Berlin. Jedes Heft 0,80 *M*.

a) Nr. 26. Die Meisterbilder von Goya.
b) Nr. 27. Die Meisterbilder von Dürer.
c) Nr. 28. Die Meisterbilder von Gainsborough.
d) Nr. 30. Die Meisterbilder von Luini.
e) Nr. 31. Die Meisterbilder von Greuze.

50. R. Woerner, Henrik Ibsen. In zwei Bänden. Zweiter Band 1873—1906. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. VII u. 386 S. 9 *M*.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Höhere Schulen und Heimatschutz [1].

Wenn geistige Strömungen und Bewegungen sich durchsetzen wollen, fordern sie gar bald, die Schule müsse ihnen helfen. Das ehrt die Schule: man hat doch noch Vertrauen zu ihr, und sie kann nicht so in Grund und Boden schlecht sein, wie einseitige Reformer sie machen. Freilich zeigt sich ihre Güte erst, wenn sie den neuen Gedanken auch wirklich Raum geben, aus dem Reichtum der eigenen Bildungsstoffe und -mittel heraus auch wechselnden und neuen Bedürfnissen genügen kann und damit beweist, daß sie lebt und nicht erstarrt ist. Aus den vorhandenen Bildungsmitteln heraus — das ist wesentlich. Müßte gleich nach einem neuen Unterrichtsfach, einem neuen Lehrplan gerufen werden, sobald ein neues Bedürfnis sich zeigt, dann wäre die Schule schlecht gewesen, und der praktische Erfolg würde doch wohl ausbleiben. Auch die stetig fortschreitende Heimatschutzbewegung hat wiederholt und in verschiedenen Formen die Arbeit der Schule sich nutzbar zu machen gesucht, nicht nur der höheren, sondern der Schule in all ihren Arten und Abstufungen.

Alle Schulen sind ja darin gleichgestellt, daß das Verhältnis von Lehrern und Schülern zu tausendfachen Anregungen und Einwirkungen dienen kann. Auf sie im einzelnen einzugehen, liegt außerhalb meiner besonderen Aufgabe. Auch braucht's darum wohl nicht vieler Worte. Gewinnt nur die Persönlichkeit des Lehrers, dann ist alles gewonnen. Aber gelegentliche Hinweise, Mahnungen und Warnungen allein tun es nicht; soll die Förderung dauernd und tiefer gehend sein, dann muß schon eine innere Beziehung zwischen Schule und Heimatschutz walten. Darum ist jede Schulart gesondert zu betrachten. Und wenn ich mich auf die Frage beschränke: Kann die höhere Schüle für den Heimatschutz wirken?,

[1] Nach einem Vortrage des Verfassers auf dem 8. Niedersachsentage in Bremen am 4. Okt. 1909.

Digitized by Google

müßte ich entsprechend dem vorher Bemerkten antworten: Nein, wenn seine Forderungen dem Bildungsinhalt der höheren Schulen fremd, wirklich wesensfremd wären, denn sie kann nicht noch mehr Stoff vertragen, ja, wenn sie in innerem Zusammenhang mit den Gedankengängen der Schule selbst ständen. Um sich entscheiden zu können, kommt es deshalb zunächst auf die genaue Begriffsbestimmung an: was denn der Heimatschutz ist und will.

Der Heimatschutz ist, seine Aufgaben in der Reihenfolge genannt, wie sie nacheinander sich herausgebildet haben, nach meiner Auffassung einmal Denkmalschutz, das Wort Denkmal in dem weitesten Umfange genommen, daß es alle Einzelgegenstände einschließt, die Kunde geben von vergangener Zeit, z. B. Pfahlbauten, Bohlenwege, Grabstätten vor- und frühgeschichtlicher Zeit mit all ihren Fundstücken, Urkunden, Handschriften und Drucke, Waffen, Trachten und Schmuckstücke ebenso wie alle Schöpfungen der Malerei und Plastik, der kirchlichen und profanen Baukunst mit ihrer gesamten Ausstattung vom Dom und Rathaus bis zum einfachen Bürger- und Bauernhause. Er beschränkt also seine Fürsorge nicht, wie die staatliche Denkmalpflege, auf die im Eigentum von Körperschaften des öffentlichen Rechts stehenden Denkmäler, geht aber auch in seinen Forderungen für das Einzeldenkmal über die Denkmalpflege im alten Sinne hinaus in der richtigen Erkenntnis, daß ein Denkmal selbst ganz unberührt bleiben und doch die schwerste Einbuße erleiden kann, indem seine Umgebung sich ändert durch Freilegung, Neu- oder Umbauten oder wie auch immer es sei. Darum fordert er Erhaltung oder wenigstens verständige, rücksichtsvolle Pflege der Umgebung, wie sie durch das Zusammenwirken von Menschenhand und Natur im Laufe der Zeiten geworden ist. — Künstlerische Gesamtbilder, das Zusammenstimmen aller Einzelheiten zum Dorf- oder Stadtbild ist sein Ziel. Und er bleibt nicht beim sichtbaren Menschenwerk stehen, sondern umfaßt den Menschen selbst in allen Äußerungen seines Wesens, die einer bestimmten Landschaft eigentümlich sind, in seiner Sprache, seinen Sitten in Arbeit und Freude, seinen Festen und Spielen, Sagen und Liedern, mit anderen Worten das Heimatleben und die Heimatkunst. Und endlich reicht seine Sorge von den Toren der Städte, den Marken der Dörfer über das weite Reich der Kunstwerke, die die Natur ohne Zutun des Menschen geschaffen hat. „Naturdenkmäler“ hat Prof. Conwentz, der unermüdliche Vorkämpfer für ihren Schutz, freilich nicht ganz ohne Vorbild, sie getauft und alle „besonders charakteristischen Gebilde der heimatlichen Natur, vornehmlich solche, welche sich noch an ihrer ursprünglichen Stätte befinden, seien es Teile der Landschaft oder Gestaltungen des Erdbodens oder Reste der Pflanzen- und Tierwelt“, in diesen Begriff eingeschlossen. Aber auch hier erweitern sich die Aufgaben immer mehr vom Einzelding zum

Digitized by Google

Schutz der Landschaft als Ganzem in ihrer Bodengestalt, mit ihren Wasserläufen und Seen, mit den ihr eigenen Pflanzen- und Tiergemeinschaften. Und weshalb das alles? Ich möchte als Beweggründe des Heimatschutzes wissenschaftliche — besonders geschichtlich-volkskundliche und naturkundliche — und künstlerisch-ästhetische unterscheiden. Soll er aber wirksam werden und sein Ziel erreichen, stellt er greifbare Aufgaben; sie liegen kurz gesagt 1. im Erhalten des Überkommenen, soweit als möglich, 2. im Fernhalten alles entstellenden Neuen und 3. vor allem in der Sorge für gutes, dem Vorhandenen sich anpassendes Neue. Denn Erhalten und Abwehren kann die täglich neuen Bedürfnisse lebendiger Gegenwart nicht befriedigen, und die Schönheit unserer Heimat läßt sich oft nicht durch Fernhalten des Menschenwerkes, sondern nur durch seine Anpassung an die Natur der Landschaft erhalten.

In solch weitem Umfange genommen darf sich der Heimatschutz eine einheitliche Kulturbewegung nennen. Er will die geschichtlichen Grundlagen unserer Kultur, wie der Heimatboden sie trägt, bewahren und zu lebendiger Fortwirkung in der Gegenwart führen. Dazu bedarf er — das sieht er immer mehr ein, je mehr er ausreift — allseitiger Heimaterkenntnis auf Grund ernster Forschung. Die Heimatforschung ermöglicht aber ein Weltbild, wenn auch im Kleinen, doch im Ganzen, und damit eine Weltanschauung. Ein stolzer Anspruch; aber sie kann sich berufen auf Goethes Wort: „Die Welt, so ausgedehnt sie auch sei, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird genau besehen uns nicht mehr geben, als was der einheimische Boden auch verlieh". Was aber wollen die höheren Schulen anders? Wollen nicht auch sie zu selbständiger Lebensanschauung erziehen mit Hilfe der Bildungsmittel, die das Vertiefen in Menschenwesen und -schicksale und in die Naturgesetze bietet, auf dem Wege von Haus und Heimat zu Vaterland und Welt? Das Arbeitsgebiet oder, ich möchte sagen, der Rohstoff des Heimatschutzes ist somit dem der höheren Schulen gleich, sie können also — so beantworte ich jetzt die oben gestellte Frage — dem Heimatschutz dienen; denn er trägt nichts Fremdes in sie hinein. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß sie es wirklich tun. Heimatschutz und höhere Schulen können getrennt auf verschiedenen Wegen demselben Ziele zustreben; erst eine bewußte Methode muß sie miteinander verbinden. Von vornherein muß der Unterschied im Auge behalten werden, daß der Heimatschutz wirksam handelnd eingreifen will und muß, die Schule dagegen nicht selbst handelt, nur ihre Zöglinge zu späterem Handeln befähigen will. Die tatsächliche Mitarbeit an den drei oben genannten Aufgaben des Heimatschutzes wird daher nur sehr beschränkt sein, zumal wir keine Kritik in die Schule tragen und damit zu vorzeitigem Absprechen erziehen wollen. Ihre Sache ist es vielmehr, alles, was wir schützen wollen, so in den Gesichtskreis der Jugend zu rücken, daß es ihr lieb

Digitized by Google

und womöglich unentbehrlich wird, und so ein Geschlecht heranwächst, dem die Forderungen des Heimatschutzes selbstverständlich werden.

Der Bildungsweg der höheren Schulen geht ebenso wie der der Volksschulen von der Heimat aus, ob er nun weiter ins klassische Land oder in die moderne Welt tiefer hineinführt. Doch denke ich nicht nur an zusammenhängende Heimatkunde als eigenes Fach, sondern meine, es müssen möglichst alle Fächer zu ihr in nähere Beziehung treten und können es, mehr als bislang geschieht, auch ohne neue Schulreform. Da die Vorbildung der Oberlehrer nicht nach Heimatsbezirken erfolgt, und die Lehrbücher über ein größeres Gebiet hin Absatz suchen müssen und deshalb nicht wie die Volksschulbücher ein heimatliches Gepräge tragen können, ist die höhere Schule der Volksschule gegenüber, äußerlich betrachtet, zweifach im Nachteil. Alles hängt allein von der Person des Lehrers ab, der sich selbständig in eigener Arbeit zu seiner Aufgabe befähigen muß. Aber gerade dadurch wird wieder Frische und Unmittelbarkeit und, worauf es uns hier zunächst ankommt, eine wirkliche Beziehung zum Heimatschutz verbürgt. Denn nun kann nicht, wie nach einem Lehrbuch, über die Heimat gelehrt werden wie über einen toten Stoff, sondern sie selbst spricht und lehrt in all ihren Erscheinungsformen zu den Schülern wie vorher zum Lehrer.

Ein kurzer Rundgang durch einige Fächer möge deutlich machen, wie jedes dazu beitragen kann. Absichtlich lasse ich die Unterschiede der höheren Schularten unter einander beiseite, da von dem, was ich sagen möchte, vielleicht dies auf die eine, jenes auf die andere in höherem Grade aber doch nicht in dem Wesen nach verschiedener Art zutrifft.

Der Unterricht all unserer höheren Schulen ist zur einen Hälfte — ob zur größeren oder kleineren, ob zu viel oder zu wenig, steht hier nicht zur Frage — Sprachunterricht. Und ob nun neben der Muttersprache die alten oder die neueren Sprachen stärker betont sind, keine wird betrieben wegen des gemeinen Nutzens des Tages. Je mehr aber die Schule den bildenden Wert fremder Sprachen nicht nur in formaler, logischer Schulung findet, sondern im Sprachstudium zugleich Volkskunde, im Studium von Grammatik und Wörterbuch Kulturstudium sieht, da „jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Teiles der Menschheit enthält“[1]), um so weniger sollte sie sich die nächste und leichteste Gelegenheit entgehen lassen, durch eine doch in gewissem Sinne neue Sprache eine neue Welt kennen zu lernen, ich meine durch die Mundart der Heimat die den meisten fast fremd gewordene bäuerliche Welt. Natürlich soll sie nicht in systematischem Unterricht sprechen,

[1]) Otto Willmann, Didaktik als Bildungslehre Bd. 2, S. 109 f.

Digitized by Google

wohl aber als Ausdruck einer Eigenwelt würdigen lehren. Der Schüler muß lernen, in der Mundart den geistigen Reichtum seines Stammes zu belauschen. Von einer solchen Würdigung sind wir heute weit entfernt. Die meisten städtischen Schüler lachen oder lächeln, wenn sie Dialektproben hören; sie empfinden sie nur als komisch. So tief hat das Vorurteil gewirkt, das auf die Mundart als auf eine minderwertige Sprachform herabsah, sie als Zeichen der Unbildung oder auch von banausischem Nützlichkeitsstandpunkte aus als ein Hemmnis bekämpfte. Der Einwand, sie gefährde die Sprachsicherheit, ist nicht stichhaltig; jede fremde Sprache, das Latein vor allem, birgt diese Gefahr in sich. Der Lehrer muß ermessen, wann die Sprachsicherheit so gefestigt ist, daß sie Dialektproben vertragen kann; und sollten sie wirklich einmal einen grammatischen oder Wortbildungsschnitzer verschulden, dann macht die Auffrischung, die die Bildkraft lebendiger Mundart der papiernen Armseligkeit des Aufsatzdeutsch unserer Schüler bringen kann, diesen Schaden doppelt wett. Die Mundart ist immer ein Jungbrunnen für die Schriftsprache gewesen. Natürlich liegt der Gewinn der Mundart nicht nur in der Sprachform, auch in den in ihr niedergelegten Sagen, Volksüberlieferungen, literarischen Werken. Auch sie gehören in den deutschen Unterricht, wenn er deutsches Wesen allseitig erschließen will. Die nötige Zeit kann der oft noch immer zu breit behandelten, systematischen Literaturgeschichte abgezogen werden. Statt oder wenigstens neben das künstliche Gebäude deutscher, tatsächlich meist nordischer Mythologie stelle man die aus heimischen Landesbräuchen deutbaren Reste der heidnischen Vorzeit. Und auch der fremdsprachliche Unterricht sollte an den vielfachen Beziehungen zur Heimat nicht vorübergehen. Würde z. B. dem Primaner recht klar gemacht, wie Geist und Form des Altertums nicht nur zu allen Zeiten Geschichte, Kunst und Dichtung unseres Volkes beeinflußt haben bis hinab in die grauen Zeiten der Sage, wo die neuere Forschung immer mehr überraschende Abhängigkeit aufdeckt, wo man früher unverfälschte Eigenart sah, sondern wie sie auf Schritt und Tritt auch in der Heimat zu ihm sprechen aus den Inschriften der Fachwerkgiebel, aus Torbogen und Zollhäusern, aus den Epitaphien der Kirche, dem trauernden Genius der Kirchhofspforte, den Hochzeits- und Leichencarmina seiner Vorfahren, dann käme das nicht nur der Achtung vor all diesen Dingen zu gute, sondern gar sehr auch der Achtung vor dem Altertum selbst. Sein Fortleben in der eigenen Umgebung, wenn auch in kleinen Dingen, tritt dem Schüler greifbarer entgegen, als sein Anteil an der Bildung der Menschheit im großen, den er doch schwer ermißt und überschaut. So ist es hier wie m. E. überall: geht die Schule auf Bestrebungen des Heimatschutzes ein, tut sie es nicht einseitig diesem zuliebe, sondern vor allem zu eigenem Nutzen.

Der Sprachunterricht hat überwiegend mit rein geistigen

Digitized by Google

Äußerungen zu tun; der Sachunterricht muß in weiterem Umfang die sichtbare Erscheinungswelt der Heimat, Natur- und Menschenwerk, in den Gesichtskreis des Schülers rücken.

Eine besonders große Fülle von Aufgaben kann die Erdkunde lösen. Wenn überall der anschaulichste Unterricht der beste ist, dann keiner mehr als der geographische. Unmittelbare Anschauung aber, ohne Bild, Modell, Relief, Karte, die immer Notbehelf bleiben, gewährt nur die Heimat. Darum ist sie längst auch auf den höheren Schulen der Ausgangspunkt. Doch darf sie nicht nur ein abgeschlossener Unterrichtsstoff der Sexta sein. Sie muß einmal immer und immer wieder den Maßstab bieten für alle Formen der Fremde — nur durch ständige Vergleichung mit der Heimat kann eine annähernde Anschauung fremder Erdformen erzielt werden —, und zum andern muß das, was in der Heimat täglich und überall beobachtet werden kann, die immer tiefer zu begründenden und deshalb auf jeder Stufe neu zu behandelnden Grundbegriffe und Naturkräfte verdeutlichen, mit denen die Erdkunde zu tun hat.

Alexander von Humboldt spricht das plastisch in den Worten aus: „Die Natur ist in jedem Winkel der Erde ein Abglanz des Ganzen; in dem Gewitterbach kann man die Natur reißender Stromsysteme studieren — — — — in der Moosbekleidung auf Dächern und Wänden lernt man die Anfänge der Pflanzenwelt auf Berggipfeln verstehen". Wer aber so die Natur beobachten lernt, dem wird es von selbst klar, wie viel mehr die frei sprudelnde Quelle ihm sagt als die künstlich gefaßte, der natürliche Flußlauf als der regulierte, das ungestörte Gestein, an dem alle aufbauenden und zerstörenden Kräfte sich offenbaren, als das industriell ausgenutzte.

Diesen Grundsatz, durch Beobachtung zur Wertschätzung, durch Wertschätzung zur Schonung zu erziehen, kann der naturwissenschaftliche Unterricht für die Pflanzen- und Tierwelt im einzelnen durchführen. Die von vielen von uns noch erlebte Art von Naturlehre, die einen Haufen zusammengeschleppter, halb verwelkter Pflanzen zerpflückte und ihre Staubgefäße zählte, ist vorüber. Neben den systematischen Aufbau ist das Problem des Lebens getreten. Je mehr aber Pflanzen- und Tierkunde nicht das tote, sondern das lebende Wesen betrachten inmitten all der Bedingungen, die fördernd oder hemmend sein Dasein beeinflussen, mit anderen Worten, je mehr biologische Elemente der naturwissenschaftliche Unterricht aufnimmt, desto besser für den Naturschutz. Lernt der Knabe an Ort und Stelle zu beobachten, dann lernt er behutsam zu schonen statt zu zerstören und auszuraufen; denn er lernt, wie es in der dritten These der Hamburger Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte heißt, die 1901 den biologischen Unterricht zuerst wieder nachdrücklich forderte, „Achtung vor den Gebilden der organischen Welt, das Empfinden

Digitized by Google

der Schönheit und Vollkommenheit des Naturganzen". Die Natur auffassen als ein Ganzes, das kein Zerstückeln und Verzetteln verträgt, gerade das aber will der Heimatschutz auch.

Unleugbar drängt aber eine biologische Betrachtungsweise — diese Zwischenbemerkung sei gestattet — die Naturwissenschaft zu immer näherem Anschluß an die Erdkunde. Wenn irgendwo, wäre deshalb hier die wünschenswerte Konzentration des Unterrichts durch Zusammenschluß verwandter Fächer möglich. Erd- und Naturkunde sollten zusammenwachsen zu einer wirklichen Erderkenntnis, die ausgeht und ihr Beobachtungsmaterial schöpft aus der Heimat.

Mag aber die Erdkunde nach der einen Seite noch so sehr naturwissenschaftlich beeinflußt, ja geradezu selbst Naturwissenschaft sein, sie wird doch den von jeher ihr anhaftenden Dualismus nie abstreifen können, weil der Begriff Mensch und Erde, ihr vornehmstes Forschungsgebiet, sie immer wieder auch den geschichtlichen und Geisteswissenschaften nahe rückt. Von dieser Seite aus kann sie dem Schutz der Menschenwerke dienen. Wenn sie die tausend Wechselwirkungen verstehen lehrt zwischen Mensch und Erde, wie der Mensch zwar überall die Erde verändert, sie aus ihrem Naturzustand zum Kulturland umgeschaffen hat, wie er aber in den Formen, in denen das geschah, überall von der Erde abhängig blieb, dann kann sie auch begreifen lehren, wie seine Gebilde entarten und veröden mußten, wo dieser Zusammenhang zerstört oder aufgegeben wurde. Die Siedelungskunde tut nicht genug, wenn sie die Bedeutung der Lage für große Städte erörtert, sie muß auch die geographische Bedingtheit in Einzelheiten des Hausbaus und der Dorfformen, der Bodenbenutzung und Fluranlage erklären. Welch' erstaunliche Kraft hat nicht unser Volkstum in der Ausnutzung dieser Bedingtheit bewährt, so daß nun jeder Stamm, der Bayer, der Schwabe, der Hesse und Thüringer, der rheinische Franke, der Niedersachse, der Friese, in Einzelheiten noch wieder von Landschaft zu Landschaft gemodelt, sein eigentümliches Bauernhaus, seine eigentümliche Dorf- und Stadtanlage ausgebildet hat und jedes an seinem Platz und für seinen Zweck ein vollkommenes Kunstwerk darstellt, weil es überall aus den natürlichen Lebensbedingungen jeder Landschaft heraus, in ihren Baustoffen, für ihre eigentümlichen wirtschaftlichen Zwecke, für ihre besonderen Gewohnheiten geschaffen ist und in seinen Formen der Eigenart des Landschaftsbildes so sich einfügt, daß Menschenwerk und Natur verwächst zum einheitlichen Begriff einer bestimmten, der schwäbischen, fränkischen, sächsischen Kulturlandschaft! Gelingt es, dem Schüler das zu lebhafter Empfindung zu bringen, dann muß die Entstellung unseres Landes, die die überall gleiche Nüchternheitsschablone des Bauwesens der letzten Jahrzehnte in Stadt und Land hervorgerufen hat, und zugleich die zwingende Notwendigkeit und Heilkraft der neuen Losung „Heimat-

Digitized by Google

kunst", d. h. aus dem natürlich Gegebenen herausgewachsene Kunst, ihm klar werden. Damit aber ist im letzten Grunde das A und O des Heimatschutzes erreicht.

Indem die Geschichte das Wirken der Menschheit rückwärts durch die Jahrhunderte verfolgt, tritt sie der erdkundlichen Behandlung des Themas Mensch und Erde ergänzend und vertiefend zur Seite. Dem Heimatschutz dient sie am besten, wenn so viel wie möglich die Heimat als Spiegel der Weltbegebenheiten gewürdigt wird, die Geschicke der Heimat aber der eigenen Beobachtung sich erschließen. Stadtplan und Einzelgebäude, Denkmäler und Namen müssen dazu helfen. Nach meinen bisherigen mehr theoretischen Erörterungen möchte ich an einem Einzelbeispiel zeigen, wie ich das meine. Ich wähle dazu meine Vaterstadt Osnabrück.

Der Dom und seine Umgebung hilft uns, den Schülern und mir, nicht nur die Anfänge ihrer besonderen Geschichte, sondern zugleich die Christianisierung des Sachsenlandes und die Kultur der Karolingerzeit überhaupt verstehen. Wir finden in den jetzigen Plätzen und Gärten den Umfang des altsächsischen Bauernhofes wieder, der der jungen Stiftung den Unterhalt bieten sollte; auf einer Seite vom Fluß begrenzt, auf den anderen durch Gräben und Verhaue in der Richtung der jetzigen Straßen geschützt, war sie eine geistliche Festung im heidnischen Lande. Wir verfolgen im Wandel und Wachstum des Gotteshauses die zunehmende Bedeutung des Bistums; die umgebenden Gebäude erzählen von der ersten Schule unseres Landes im Umgang des Domes, vom gemeinsamen Leben des mittelalterlichen Klerus im Brüderhause, von seiner späteren Sonderung und Gliederung; der Name Domsfreiheit erinnert uns an das Wesen der geistlichen Immunität.

Einige Schritte weiter erzählt uns der Marktplatz vom Werden und Wachsen des städtischen Gemeinwesens. Hart an der Kirche haben sich Händler und Handwerker angesiedelt. Sie erbauen hinter den Wohnhäusern die uralten Steinwerke, Wahrzeichen der Stadt, die ihnen in Zeiten der Not mit ihrem Hab und Gut eine letzte Zuflucht bieten sollen. Bald aber umschließen sie auch die ganze Siedlung mit Mauer und Graben — wir spüren ihre Reste auf —; so entsteht die „Butenburg" — eine Wirtschaft bewahrt noch heute den Namen —, buten, d. h. draußen vor der Bischofsburg, die nun zur „Binnenburg" wird; eine Bürgerkirche wird erbaut, mit wachsendem Reichtum wird sie die prächtigste weitum im Lande; das Rathaus wird durch seinen quadergefügten Burgbau eine sprechende Verkörperung bürgerlichen Selbstgefühls; wir unterscheiden nach Straßennamen und Gildehäusern die Quartiere der Krämer, der Fleischhauer, der Gerber und Brauer und tun so einen Einblick in mittelalterliches Zunftwesen; die erhaltenen Grenzzeichen des Gebietes, das unter Marktschutz stand, erinnern an die Bedeutung des Marktwesens für die mittelalterliche Stadt; ein steinerner Löwe bezeichnet die Stelle des höchsten Gerichts;

Digitized by Google

Kirchen und Kapellen, Klöster und Siechenhäuser, Ritterkommenden und Beguinenhäuser erzählen vom religiösen und sozialen Geiste des Mittelalters. Epitaphien und lateinische Sprüche der Patrizierhäuser künden von Renaissance und Humanismus, die Trümmer eines verlassenen Klosters vom Eindringen der Kirchenneuerung. An Mauern und Türmen haften zahllose Erinnerungen an Kämpfe und Fehden Jahrhunderte hindurch bis in den Siebenjährigen Krieg hinein. In den Fachwerkhäusern des 16. und 17. Jahrhunderts mit ihren mächtigen Einfahrtstoren, weiten Dielen und hohen Speichern, die sicher in ihren Grundformen nur die Bauart vergangener Jahrhunderte fortsetzen, wird das Ackerbürgertum der Mittelstadt lebendig: das Bauernhaus ist in die Stadt versetzt; aber in der Stadt ist die Freude an der Schönheit reger geworden, in der Fülle des Schnitzwerks, der Gelehrsamkeit der Inschriften offenbart sie ihre höhere Kultur.

Das Schloß des 17. Jahrhunderts, die mit adligen Höfen besetzten Straßen, stattliche frühere Domherrenkurien, die bischöfliche Kanzlei verkörpern die kleinstaatliche Residenz des 17. und 18. Jahrhunderts; wohlhabende Kaufmannsgeschlechter errichten ihre stattlichen Häuser im Geschmack des Barock und Rokoko, und in den Seitenstraßen lebt die in Kriegsnöten bescheiden gewordene und doch behaglich gebliebene Welt der Kleinbürger fort in weißgetünchten, niedrigen Häuslein.

Die neue Zeit des Dampfes bricht an; um den jetzt außer Dienst gesetzten alten Bahnhof erwächst das erste neue Stadtviertel; die Industrie zieht ein, Arbeiterviertel und Fabriken, andrerseits moderne Villenstraßen vervollständigen das heutige Bild der Stadt.

Ich bin überzeugt, es gibt keinen Ort, an dem nicht in irgend einer Form alle Zeiten seit seinem Bestehen so ihre Spuren hinterlassen haben; irre ich, machts auch nichts; denn nicht darauf kommt es an, daß der Heimatort ein Lehrbuch der Geschichte lückenlos ersetze, sondern nur darauf, daß alles Vorhandene wirklich lebendig werde.

Ich habe das Erkenntnismäßige in den Vordergrund gestellt, weniger von Kunsterziehung gesprochen, als zurzeit Mode ist — doch nur scheinbar weniger. Denn auch ich hoffe, daß als Ergebnis der Schüler die Heimat als Kunstwerk auffasse; aber ich möchte das Gefühl des Schönen nicht durch Ästhetisieren über das Stimmungsvolle einer Landschaft oder das Malerische einer Siedelung wecken, sondern es erwachsen lassen aus der Erkenntnis des Sinnvollen, dem jedesmaligen Zweck Entsprechendsten.

Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: allen Versuchen und Bestrebungen, auch das rein künstlerische Empfinden zu wecken, bin ich herzlich zugetan, — den besten Erfolg scheint mir die Pflege eigener volkstümlich-künstlerischer Betätigung im Gesang, im turnerischen Reigen, in Handfertigkeit und Zeichnen zu versprechen; doch halte ich mich im einzelnen darüber zu

Digitized by Google

urteilen nicht für berufen. So fasse ich meinen Gedankengang zusammen: 'alles unmittelbare Belehren, Warnen oder Zureden der Schule in Sachen des Heimatschutzes ist nebensächlich und keine eigentliche Leistung der Schule. Sie muß mittelbar erziehend wirken. Je mehr sie der Forderung: weniger Worte, mehr Sachen — weniger Bücher, mehr Anschauung entspricht, desto besser. Das Ziel ist, eine, wenn auch begrenzte, doch klare Anschauung der Welt zu begründen, oder nach Herbart „ein Weltbild zu zeichnen, aus welchem die Grundverhältnisse des Schönen und Guten allenthalben den Geist ansprechen", — der einzige Weg dahin der Aufstieg vom Haus zur Heimat, zum Vaterland, zur Welt, also Heimatkunde als Grundlage der Weltkunde, diese Heimatkunde gewonnen aus eigener Anschauung durch sorgfältige Verwertung all ihrer Erscheinungsformen. Dadurch werden alle diese Erscheinungsformen in ihrer Notwendigkeit als Erkenntnismittel und in ihrer zweckvollen Schönheit und deshalb als schonungs- und schutzwürdig erkannt, vorausgesetzt, daß der Unterricht überhaupt als reifste Frucht die sittliche Vervollkommnung erreicht, daß, wie Herbart an der zitierten Stelle fortfährt, die durch die Grundverhältnisse des Guten und Schönen „wachgerufenen Urteile eine Macht in der Seele werden, stark genug, um dem Egoismus das Steuer zu entwinden". Ist das erreicht, dient die Schule am besten den Forderungen des Heimatschutzes; denn sein größter Feind ist der alle Dinge ausschließlich nach dem baren Vorteil von Groschen und Pfennigen bewertende Egoismus des Einzelnen.

Osnabrück. **Ludwig Schirmeyer.**

Das Gefecht der Manipulare im Engabstande.

Der Kampf mit geschlossenen Rotten und Gliedern, den Livius VIII 8 als letztes Stadium der Manipularschlacht schildert [1]), war auch sonst üblich, nur daß die Triarier dann nicht den Vortritt hatten. Beim Sturm auf Festungsanlagen veranschaulichen ihn die Bildwerke der Säulen des Trajan und Mark Aurel, und für sein gelegentliches Vorkommen in der statarischen Schlacht zeugen neben ersterem Denkmal [2]) einwandsfreie Schriftstellen. So erzählt Livius bezüglich eines Treffens, das der Legat Silanus im Jahre 207 den Spaniern Magos liefert, die Römer hätten mit gedichteten Schilden die Wurfgeschosse des Feindes aufgefangen [3]).

---

[1]) S. hierüber m. Abhandlung: Das reguläre Gefecht der Manipulare in der Zeitschrift für Gymnasialwesen 1910 S. 91 ff.

[2]) Cichorius: Die Reliefs der Trajansäule, Tafel 50, B. 2 S. 325 ff.

[3]) Liv. XXVIII 2: quae (tela) cum Romani, ut solent, densatis excepissent scutis". Die Worte „ut solent" bedeuten hier nicht die Regel schlechthin, sondern eine Gepflogenheit unter besonderen Umständen.

Digitized by Google

Ihr Rottenabstand kann also nicht mehr als Schildbreite, das heißt einen gewöhnlichen Schritt betragen haben; sie standen folglich in der densa acies. Dieselbe Formation setzt jene Stelle voraus, wo er berichtet, daß die Pfeile kretensischer Bogenschützen weder den Schild der Manipulare zu durchschlagen vermochten noch eine Lücke fanden, die ihnen als Ziel hätte dienen können [1]). Der Zweck ist klar; man verkürzte den Abstand, um zu verschilden und sich vor den Geschossen des Gegners zu schützen. Fraglich dagegen bleibt, auf welche Weise diese Rückbildung aus der acies laxata in die Grundstellung, welche bei Beginn des Gefechts durch Abstandnehmen aufgehoben war, sich vollzogen habe.

Von vornherein zu verwerfen ist auch hier das Seitwärtsschließen; denn es wäre, gleichviel ob nach der Mitte oder den Flügeln gerichtet, auf einer Tausende von Schritt breiten Front unausführbar gewesen und hätte durch Verkürzung der Gefechtslinie um die Hälfte den ganzen Bau der Schlachtordnung über den Haufen geworfen. Blieb aber das Manöver auf die Manipel als solche beschränkt, dann zerriß die Front des konsularischen Herres in 40 Stücke; mit anderen Worten, man hätte den Rahmen wiederhergestellt, der zur Gefechtsformation sich nicht eignete [2]). Nun konnte man freilich in das wieder geöffnete Intervall die Manipel der Prinzipes einrücken lassen [3]). Aber wie umständlich wäre das gewesen? In der Taktik ist „einfach und schnell“ oberstes Gesetz, jede Künstelei dagegen, alles Überflüssige, unnütz Zeitraubende vom Übel. Auch hätten dann die Intervalle der Hastaten noch die ursprüngliche Breite haben müssen, was nach Verkürzung der Manipelfront um die Hälfte schwerlich der Fall gewesen wäre. Paßten hier aber Raum und Füllung nicht auf das genaueste zu einander, dann waren Stoßen und Gedränge mit ihren übeln Folgen unvermeidlich. So gab es nur zwei Wege; entweder man ließ die Prinzipes ähnlich wie bei der Treffenablösung in die Rottenabstände der Hastaten einrücken, oder es traten die Rotten der geraden Glieder innerhalb ihres Treffens links neben den Vordermann, und alles schloß auf. Von diesen Möglichkeiten aber scheidet die erstere wiederum aus, da kaum

---

[1]) Liv. XXXI 39: Cretensium una cohors .... adversus scuta Romana nec ad traiciendum satis magnam vim habebat, nec aperte quicquam erat, quod peteret.

[2]) Anders urteilt Schmidt, der in seiner Abhandlung: Über die Organisation und Gefechtsweise des leichten römischen Fußvolks, Programm Bunzlau 1873, geltend macht, daß man die Manipelzwischenräume gebraucht habe, um die Veliten hindurchzulassen. Aber während ihres Vorgehens waren die Intervalle ja noch nicht geschlossen, und beim Rücktritt konnten sie den Rottenabstand benutzen. S. meine Abhandlung: Der Quincunx im römischen Heere zur Zeit der Manipularstellung im Philologus 1909 S. 260 ff.

[3]) Vgl. Guischardt: Mémoires militaires etc. S. 86 ff. und nach ihm R. Schneider: Phalanx und Manipularlegion S. 134 ff.

Digitized by Google

denkbar ist, daß man unmittelbar vor dem Feinde alle Verbände zerrissen und im Augenblick äußerster Gefahr den Centurionen ihre Leute aus der Hand genommen habe. Was noch heute grundsätzlich vermieden wird, hat gewiß auch schon der scharf ausgesprochene Sinn des Römers für Ordnung und Zweckmäßigkeit nicht zugelassen.

Das Durcheinandergeraten von Mannschaften verschiedener Truppenteile ist im Kriege zwar nicht gänzlich zu vermeiden. Bei einem konzentrischen Angriff insbesondere werden die Flügel der avanzierenden Kompagnieen und Bataillone sich stets mehr oder weniger kreuzen. Es liegt dem aber keine Absicht zu Grunde, und man beeilt sich, nach der Schlacht oder schon während der nächsten Gefechtspause das richtige Verhältnis wiederherzustellen. Wo es ferner gilt, eine nicht mehr gefechtsfähige Schützenlinie zu verstärken oder aufzunehmen, da wird der Ersatz mitten unter Leichen und Schwerverwundeten kaum Halt machen, sondern, wenn irgend tunlich, erst noch einen Sprung weiter vorgehen, was ihm überdies ermöglicht, sein Feuer näher an den Feind heranzutragen und es aus einer Entfernung zu eröffnen, auf welche der letztere sich noch nicht eingeschossen hatte. Ein Durcheinandergeraten verschiedener Abteilungen wäre hier somit ausgeschlossen.

Wurde die Verdichtung dagegen wie bei den Griechen durch Eindoppeln aus der Tiefe bewerkstelligt, so war das Verfahren leicht und schnell ausführbar; denn es nahm nur wenige Sekunden in Anspruch und ließ, da Manipel und Centurie ihren Platz nicht änderten, die Triarier aber zunächst aus dem Spiel blieben, den bisherigen Truppenverband unberührt. Sollte trotzdem in Rom unbekannt gewesen sein, was den Taktikern so geläufig war? Vielleicht gibt uns folgende Vegetiusstelle darüber Aufschluß[1]: „tirones sunt semper .... in aciem dirigendi ita, ut primo simplex extensa sit acies .... ut aequali legitimoque spatio miles distet a milite. Tunc praecipiendum, ut subito duplicent aciem ita, ut in ipso impetu is, ad quem respondere solent, ordo servaretur. Tertio praecipiendum, ut quadratam aciem repente constituant". Nun, wer erkennt in der acies simplex extensa nicht die gewöhnliche Gefechtslinie und in der duplicata die durch Eindoppeln daraus entwickelte densa? Zum Überfluß wird letztere mit den Worten „ad quem respondere solent" ausdrücklich als Grundstellung bezeichnet, wenn auch nur in dem Sinne, daß sie den nämlichen Rotten- und Gliederabstand hatte wie der Rahmen[2]). Dasselbe Manöver findet sich vielleicht auch in der bekannten

---

[1]) Veget. I 26.

[2]) S. m. Abhandlung: Der Quincunx im römischen Heere etc. a. a. O. S. 260 ff.

Digitized by Google

Stelle bei Sallust[1]): „ille festinat subsidiis principes angere et densere" angedeutet, die von Vegetius erwähnte Verdoppelung des im Gefecht begriffenen vorderen Treffens aus der Tiefe. Dann würde man hier freilich unter den subsidia die hinteren Glieder zu verstehen haben. So bleibt nur noch fraglich, was die acies quadrata des Vegetius gewesen sei, deren Bildung wohlgemerkt als ein constituere, nicht instituere bezeichnet wird. Indessen, wofern wir die anderen Formationen richtig gedeutet haben, kann auch über diese ein Zweifel kaum obwalten. Es ist die durch Aufrücken der Prinzipes, beziehungsweise der beiden hinteren Treffen unter Aufnahme der Richtung in Reih' und Glied[2]) wiederhergestellte Phalanx, wie bereits das letzte Stadium der Manipularschlacht sie uns zeigte, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt die Triarier nicht an der Spitze marschierten, sondern schlossen. Da sie jedoch mit ihrer Stoßlanze als letztes Glied ohne wesentlichen Nutzen und, eng aufgeschlossen, bei einem Rückenangriff im Gebrauch ihrer Waffe behindert gewesen wären, so haben sie in der Regel wohl nicht unmittelbar hinter den Prinzipes, sondern wie vorher durch einen Zwischenraum von ihnen getrennt gestanden. Die Schlachtordnung engeren Sinnes hätte also auch hier nur 4 Glieder gezählt. Denn die Veliten konnten wegen ihrer Unzulänglichkeit und des anders gestalteten sowie um einen halben Fuß breiteren Schildes in dieser Formation vollends nicht untergebracht werden und fanden, wofern sie nicht gänzlich zurückgenommen waren, ihren Platz wahrscheinlich auf dem geschützten Raum dazwischen. Die oben ermittelte Gliederzahl aber wird durch Livius bestätigt, der in seiner testudo primi, secundi, tertii, quarti und postremi unterscheidet; denn es ist immerhin möglich, daß die quarti und postremi hier ein und denselben Begriff ausmachen. Anderen Falles würden die aus dem Anschluß der Triarier resultierenden 5 Glieder gemeint sein. Um 4 oder 5 aber konnte es sich nur handeln; jene veranschaulicht das Denkmal des Mark Aurel, die Trajanssäule dagegen, welche 5 Glieder zeigt, von denen nur 4 beschildet sind, beide.

So entstand eine neue Schlachtordnung mittels Eindoppelns (duplicare) und Aufrückens (constituere). Das erstere entspricht wahrscheinlich dem livianischen comprimere, und für constituere sagte man sonst conferre, bei dessen Deutung zwischen den beiden

---

[1]) Sall. II fr. 1009. Fröhlich: Beiträge zur Geschichte der Kriegsführung und Kriegskunst der Römer S. 27 bezieht die Stelle auf die Wiederherstellung der geschlossenen Linie durch Dichten und Einrücken der Reserve in die somit wieder geöffneten Intervalle, ein während des Gefechts kaum ausführbares Manöver. Fröhlich hält es jedoch für möglich, da die Legionare auf das „signa sequi et servare ordines" trefflich eingeübt gewesen wären.

[2]) Daß dieses Verfahren auch dem Formieren der testudo voranging, lehrt Livius XLIV 9. Vgl. meine Schrift: Die Marschordnung etc. S. 33 ff.

Digitized by Google

Richtungen, welche in Frage kommen, nicht genügend unterschieden wird. Denn die häufigen Verbindungen mit Wörtern wie signa, arma, manus, pedem, gradum, agmen und ähnliche sprechen dafür, daß, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend die transversale, zur Front senkrecht stehende Linie gemeint ist, und wo ein darauf hinweisendes Objekt nicht vorhanden ist, ergibt sich diese Beziehung aus dem Zusammenhange. Wenn beispielsweise Livius schreibt: „cum Galli structis ante se scutis conferti stabant", so erscheint die Längsrichtung hier durch die Schilde bereits genügend gekennzeichnet, conferti kann also nur noch aufgeschlossen bedeuten[1]). Zu ähnlichem Ergebnis führen andere Stellen[2]); damit stimmt vor allem auch das bekannte: „confertas cohortes ante sua quamque signa" in dem livianischen Bericht über die Schlacht bei Zama[3]). Schon Salmasius erkannte, daß der Autor hier fälschlich die σπεῖραι des Polybius[4]) auf die Kohorten seiner Zeit bezogen habe[5]). Polybius meinte die Manipel und deren Intervalle, Livius die durch Zusammenziehen der Manipel gleicher Nummer gebildeten Kohorten und das Treffenintervall, für seine Befangenheit in militärischen Dingen ein klassisches Beispiel. Wurde nun die durch Eindoppeln und Aufschließen gebildete acies nach Rotte und Glied genau ausgerichtet, dann gewährte sie das Bild eines vierkantig und rechtwinklig zugehauenen Balkens, und so erklärt sich ihre Benennung als „quadrata"[6]).

Die Art des Gefechts dieser gedichteten Schlachtordnung ergibt sich aus dem bereits Gesagten. Einen Chok nach Art der mazedonischen Phalanx zu führen, was die Triarier, wenn sie vorn standen, immerhin versuchen konnten, war sie außer stande. Dazu fehlte ihr die geeignete Waffe, und ein Nachdrücken der hinteren Glieder war bei der Größe und Gestalt des Schildes, wenn man ihn wie gewöhnlich senkrecht trug, ausgeschlossen. Denn hielt man ihn auch schon so hoch, daß der obere Rand dicht unter den Augen lag, und so weit links, daß sein Buckel den Vordermann nicht behelligte, dann hätte er abwärts noch bis zum Knie gereicht und seinen Träger entweder am Gehen gehindert oder ihm mit der obern Kante bei jedem Schritt ins Antlitz geschlagen, ganz abgesehen von dem Umstande, daß er bei dieser Haltung weit über die Schulter hinausgeragt und den linksseitigen Nebenmann belästigt hätte. Also nicht einmal die mittelbare Beteiligung der hinteren Glieder am Gefecht wäre bei dieser Haltung des Schildes möglich gewesen. Da aber an dem Vorkommen der in Rede stehenden Formation nicht zu

---

1) Liv. X 29.
2) Liv. XXVIII 26; Caes. Bell. Gall. II 23; Tac. Ann. XXII 35.
3) Liv. XXX 33.
4) Pol. XV 9.
5) Salmasius, De re militari. S. 2.
6) Vgl. meine Schrift: Die Marschordnung etc. a. a. O.

Digitized by Google

zweifeln ist, so wird man sich für das Verfahren entscheiden müssen, welches Onosander für den Fall vorschreibt, daß der Feind an leichten Truppen überlegen sei[1]). Dann sollte das Skutum nur von dem ersten Gliede senkrecht getragen werden, von den anderen dagegen zu Häupten. Die Ausführung ist so zu denken, daß man mit beiden Händen den Griff erfaßte und den Schild derart emporwarf, daß der Buckel im Schwerpunkt über dem Nacken ruhte. So konnte man ihm die erforderliche Lage mitteilen und ihn eine Weile tragen, ohne zu ermüden; so schützte er vor den Geschossen des Gegners, und wenn es den Vormarsch zum Angriff galt, der selbstverständlich im Gleichschritt ausgeführt wurde[2]), schoben sich beim Aufrücken der hinteren Glieder die Schilde mit den Schmalrändern übereinander, und dem Chok an sich stand nichts mehr im Wege. Nur mußte das erste Glied den Schild nicht unmittelbar vor dem Leibe halten und beim Zusammenstoß, sobald der Widerstand des Gegners nachließ, achtgeben, daß es nicht zu Fall kam. Sonst stürzten wohl auch die Hintermänner, und der bereits weichende Gegner hatte gewonnen Spiel. Man sieht, wie unbeholfen und im allgemeinen auch ungefährlich beim Angriff diese Gefechtsformation gewesen sein muß. Gegen eine mit der Stoßlanze versehene Phalanx versagte sie gewiß so sicher, daß man ihre Leistungsfähigkeit gewiß nur äußerst selten auf die Probe gestellt hat. Angesichts eines mit Fernwaffen und dem Schwerte ausgerüsteten Feindes dagegen mochte sie unter Umständen von Nutzen sein. Dann stießen zuletzt in der Tat Schild auf Schild, nicht als ob man damit den Gegner verwunden wollte; die Absicht war vielmehr, ihn fortzudrängen oder, indem man seinen Schild zur Seite drückte, mit dem Schwert zu fassen. So mögen an der Trebia jene 10 000 Römer die Reihen der vom Kampf ermüdeten Punier durchbrochen haben, bevor sie „recto itinere“ nach Placentia gelangten[3]). Der bei Cannae unternommene Versuch dagegen schlug gänzlich fehl und führte, obwohl die Römer mit 76 000 Kombattanten dem Feinde um mehr als die Hälfte überlegen waren, zu einer Niederlage, wobei sie 63 % oder beinahe zwei Drittel ihres Effektivbestandes auf dem Kampfplatze ließen.

So mochte, aus der Entfernung gesehen, die Schlachtordnung nach dem Bilde Appians[4]) einer Belagerungsmaschine oder Walze ähneln, die man mühsam in Bewegung setzt, was Livius mit obniti oder coniti bezeichnet[5]). Hieraus jedoch zu folgern,

---

[1]) Onosander 20.

[2]) Vgl. meine Schrift: Die Marschordnung etc. S. 38 ff.

[3]) Liv. XXI 56.

[4]) App. Bell. civ. IV 128.

[5]) Liv. III 36: omnes conisi hostem averterunt; VIII 38: in suo quisquis gradu obnixi urgentes scutis sine respiratione ac respectu pugnabant; XXII 47: Romani diu et saepe conisi, aequa fronte acieque densa impulere hostium cuneum; XXXV 5: consul obtestabatur milites, ut paulum obniterentur .... omnes conisi tandem averterunt hostem.

Digitized by Google

daß die densa acies die reguläre Gefechtsstellung gewesen sei, ist verfehlt. Denn der livianische Ausdruck würde schließlich auch auf den Andrang und Kampf von Mann gegen Mann passen. Sie war vielmehr von Umständen abhängig und darum lediglich exzeptionell. Lehrreichen Aufschluß hierüber gewährt vielleicht der Livianische Bericht über den Verlauf der Schlacht bei Cannae. Hier waren Gallier und Iberer im Zentrum der punischen Schlachtordnung den Römern anfänglich gewachsen — ;„primo et viribus et animis parumper constabant ordines Gallis Hispanisque". Da dichteten die letzteren und warfen auf der ganzen Linie den nur locker gestellten und darum weniger widerstandsfähigen Gegner zurück — „tandem Romani, diu et saepe conisi, aequa fronte acieque densa impulere hostium cuneum nimis tenuem eoque parum validum". Es trat also die Dichtung, von der dahingestellt bleiben mag, ob sie geplant und befohlen oder nicht vielmehr die unbeabsichtigte Folge des Drängens der Flügel nach der Mitte war, erst im Laufe des Handgemenges ein, nachdem sich gezeigt hatte, daß mit der gewöhnlichen Gefechtsstellung die Entscheidung nicht herbeigeführt werden konnte. Die Gallier waren von Hannibal wie sein afrikanisches Fußvolk mit römischen Waffen versehen worden, daran es nach den Schlachten an der Trebia und am Trasimennus nicht gefehlt haben kann[1]), und in ihrem Gebrauch gewiß sorgfältig ausgebildet worden. Auch sie schützte fortan der Türschild, und so vermochten die Legionare im statarischen Kampf ihnen nicht viel anzuhaben. Dazu kam die ausgezeichnete Tapferkeit der für die Existenz kämpfenden Gegner. Daß schließlich auch die densa acies hier versagte, kommt nicht in Betracht; es darf aber die Vermutung ausgesprochen werden, daß regulär, sobald der Feind geworfen war, die laxata wiederhergestellt wurde, weil man noch nicht am Ende war, und nur so die Ablösung der Glieder und Treffen durchgeführt werden konnte. In dem erwähnten Falle freilich war die Lockerung nicht mehr möglich, da es bereits an dem dazu erforderlichen Raum fehlte.

Die densa acies liegt endlich der Verschildung engeren Sinnes (testudo)[2]) zu Grunde, die gleichfalls engen An- und Aufschluß, genaue Richtung und in der Bewegung den Gleichschritt verlangt[3]). Auch hier trugen die hinteren Glieder den Schild zu Häupten. Dagegen erstreckte sich die Formation nicht über die ganze Schlachtlinie, weshalb der Berichterstatter hinzufügt, daß ihre Flankenrotten die Skuta seitwärts geführt hätten. Andernfalls würde man sie auch schwerlich mit der Schildkröte verglichen und danach be-

---

[1]) Pol. III 114.

[2]) S. die Stellen bei Köchly und Rüstow, Griechische Kriegsschriftsteller II 2 S. 230 und Marquardt a. a. O. S. 412 A. 2.

[3]) S. meine Schrift: Die Marschordnung etc. S. 38.

Digitized by Google

nannt haben. Ihre Breitenerstreckung hing durchaus von den jeweiligen Umständen ab. Wo Livius schreibt: „dein partim testudine facta per adversos vadunt hostes“ und „sublatis deinde supra capita scutis continuatisque ita inter se, ut non modo ad caecos ictus sed ne ad inserendum quidem ex propinquo telum loci quicquam esset, testudine facta, subibant“[1]), ließen die Raumverhältnisse eine Entwickelung des ganzen Heeres nicht zu. Ihre Tiefe aber ist, da lediglich schwergerüstete Krieger in Betracht kommen, wie vorhin vier- oder, die Triarier mit eingerechnet, höchstens fünfgliedrig. So stellen sie, wie schon bemerkt, noch die Bildwerke auf den Säulen des Trajan und Marc Aurel dar, und damit stimmt Livius, wenn er die Glieder als primi, secundi, tertii, quarti und postremi bezeichnet[2]). Von einem wirksamen Gebrauch der Waffen aber konnte hier vollends nicht die Rede sein. Auch diese Formation war zunächst rein defensiv, was freilich wiederum nicht ausschließt, daß sie dem Feldherrn gelegentlich einmal als Mittel gedient hat, die feindliche Schlachtordnung wie mit einem Mauerbrecher zu durchstoßen. Dann war sie gleichbedeutend mit dem Keil (cuneus)[3]) in seiner eigentlichsten und ursprünglichen Bedeutung.

Beim Sturm auf Festungsanlagen endlich ist die testudo das Mittel, die Höhe des Kronwerks zu erreichen, eine Art Sturmleiter, breit genug, um zahlreiche Angreifer gleichzeitig zu tragen. Die rückwärts zunehmend gebückte Haltung der hinteren Glieder sollte ihnen dann die Mühe des Steigens erleichtern[4]).

Danzig. Th. Steinwender.

Delphi, Delos und Goethe.

In Goethes Iphigenie IV 4 sagt Pylades zur Heldin des Dramas:

Orest ist frei, geheilt! — Mit dem Befreiten
O führet uns hinüber, günstige Winde,
Zur Felseninsel, die der Gott bewohnt.

Mit dieser „Felseninsel“ kann hier nur Delphi gemeint sein — vgl. II 1: Und wohnen beide dann vereint zu Delphi —, und da bekanntlich Delphi keine Insel ist, so heißt es mit Recht in den

---

1) Liv. XXXIV 39.
2) Liv. XLIV 9.
3) Veget. III 16.
4) Sehr gut stellt Daniel: Histoire de la milice française I S. 30 die verschiedenen Arten der Testudo zusammen: 1. als Galerie zum Schutze des Sturmbocks; 2. Formation während der Schlacht; 3. Mittel zum Angriff auf Festungsanlagen (Agath. I 2; Amm. Marc. I 26; Tac. Hist. I 4; Cass. Dio I 49).

Digitized by Google

Anmerkungen zu diesem Verse: „Goethe hielt Delphi für eine Insel“.

Das ist jedenfalls sehr auffallend. Greift man nun, um sich aufzuklären, zu der ersten in Prosa geschriebenen Iphigenie, so findet man neuen Grund zur Verwunderung; denn an den drei Stellen, wo der Name vorkommt, liest man „Delphos“ statt „Delphi“. Diese Unform hat Goethe bei der poetischen Redaktion zweimal in „Delphi“ verbessert und an unserer Stelle durch „Felseninsel“ ersetzt.

Demnach ist zunächst zu fragen: Wie kam Goethe zu der falschen Endung der bekannten Orakelstätte? Schon in Straßburg war sie ihm geläufig. In seiner geistsprühenden Gedenkrede auf Shakespeare (1770) heißt es mit seltsamem Anklang an die Personen unseres Dramas: „Shakespeare, mein Freund, wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben als mit dir; wie gern wollt ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärest; lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos“. Nach meiner Überzeugung muß hier ein schon aus der Knabenzeit stammender Irrtum vorliegen, der, wie das ja öfter geschieht, auch dem Erwachsenen noch nachhängt. Goethe hat die beiden im Altertum gleichberühmten Kultstätten des Apoll, Delos und Delphi, verwechselt; in seiner Phantasie haben sie sich dann zu einer Einheit verdichtet, und auch im Jahre 1876 ist sich der Dichter über diesen Irrtum noch nicht klar geworden. Delos, die Insel, auf deren Felsen Kynthos die auf der Erde umherschweifende Leto das Zwillingspaar Apollo und Artemis gebar, hat ihm die Vorstellung, daß Delpi eine Insel sei, auf der Apollo und Diana vereint wohnen, gewissermaßen suggeriert. Auf diese Weise ist allerdings ein Irrtum nur durch einen anderen erklärt; aber diese Erklärung scheint mir etwas Psychologisch-Verständliches an sich zu haben.

Steglitz. Johannes Schmidt.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Wilhelm Münch, Gedanken über Fürstenerziehung aus alter und neuer Zeit. München 1909, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. VIII u. 325 S. gr. 8. 6,50 *M*.

Fürstenerziehung wird in erster Linie Menschenerziehung sein, Erziehung zu vollem und edlem Menschentum, wie jede andere Erziehung unserer aufwachsenden Jugend, aber in engerem Sinne werden sich doch von selbst besondere Gesichtspunkte ergeben; kein Wunder, wenn in fast allen Jahrhunderten die Erziehung in den fürstlichen Familien sorgfältiger erwogen und überwacht worden ist, als im Durchschnitt in den anderen, auch den höheren sozialen Schichten. Zum öfteren haben selbst solche Fürsten, deren Persönlichkeit und Leben das Rühmenswerte sehr vermissen ließ, die Erben ihres Blutes und Thrones auf den Pfad des Guten und Edlen geleitet sehen wollen, und fürstliche Mütter haben die Frage der Erziehung ihrer Prinzen auf sorgendem Herzen getragen. In diesem Bestreben wandte man sich an berufene Ratgeber, an Freunde und Verwandte, an angesehene Kleriker, Gelehrte, von denen man Grundsätze und Richtlinien erbat oder auch Aufstellung eines eingehenden Bildungsplanes. Neben diesen so Berufenen meldeten sich aber auch freie Idealisten zum Wort, optimistische Zukunftsschwärmer, Volks- und Menschenfreunde, Staatsmänner, Pädagogen von Fach. So bildeten die sogenannten Fürstenspiegel eine reichhaltige Literatur, alle bemüht, ein ideales Bild des Fürsten, wie er sein soll, zu bieten, und doch natürlich so verschieden nach den Konfessionen und Richtungen; da lösen sich ab scholastische Geistesart und humanistische, Nüchternheit und utopische Hoffnung, Aufklärung und mystischer Enthusiasmus und manche andere Gegensätze fehlen nicht. Doch ein sicherer Weg durch die rechte Erziehung zur rechten Gestaltung fürstlicher Charaktere wird nicht gefunden werden. Das sollte aber nicht hindern, immer wieder mit allem Ernste zu suchen. Ein Rückblick auf die einschlagende Literatur der vergangenen Zeiten wird für dieses wichtige Problem neues Interesse entzünden, es bedarf,

Digitized by Google

zumal die Lebensbedingungen immer verwickelter werden, steten neuen Anhebens, neuen Empordringens. — Dies die Gedankenreihe der Einleitung unseres anregenden, von gründlicher Gelehrsamkeit und Sachkenntnis zeugenden, mit feinem Urteil in schöner Sprache geschriebenen Buches, das den Freunden und Verehrern des Verf. eine neue willkommene Gabe sein wird.

Der erste größere Teil des Buches gibt einen Bericht über die hervorragenden Werke des Abendlandes, die sich mit Fürstenerziehung befaßt haben; keine lückenlose Geschichte, aber doch so reichhaltig, daß eine gründliche Einsicht in das durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende gehende Interesse für das wichtige Problem voll gewährt wird.

Verf. beginnt diesen historischen Teil mit der Besprechung des Briefes des Isokrates an Nikokles, Sohn des Tyrannen Euaphoras, geht dann über auf die Kyropädie des Xenophon, auf Platons Buch vom Staat, auf Aristoteles, Plutarch und Mark Aurel. Das Verfahren in diesen Berichten, wie in den folgenden ist im ganzen dasselbe, Hervorhebung der wesentlichen Gedanken des Literaturwerkes, seine geschichtliche Beziehung, Beurteilung des inneren Werkes auch für die Gegenwart. Mit der civitas des Augustin treten wir in die christliche Welt. Es folgt das Mittelalter: Gregor der Große, Ludwig der Heilige, Aegidius Colonna, Peraldus von Lyon. Mit dem Auftreten des Humanismus wächst die Zahl der Autoren ins kaum Übersehbare: Aeneas Sylvius Piccolomini, Wimpheling, Erasmus, Melanchthon, Lorichius, Macchiavelli; aus dem 17. Jahrhundert das „Königliche Geschenk" Jakobs I. von England, die Jesuiten Juan Mariana und Bellarmin, der Jansenist Nicole, weiter Fenelon, Ludwig XIV, Leibniz; aus dem 18. Jahrhundert Daniel Defoe, Friedrich der Große, Wieland, Basedow, Sintenis, die beiden Mirabeau, Engel, aus dem 19. Jahrhundert Bischof Sailer, Jean Paul, Arndt, Massenbach, Comte du Vaublanc und die „Stuttgarter Briefe".

Neuerdings erscheint der Strom der Theorien oder der systematischen Ratschläge für die Fürstenerziehung gestaut. Und das kann nicht Zufall sein. Die pädagogischen Grundanschauungen sind andere geworden, der Glaube an die Kraft der Belehrung als solcher ist den einsichtsvollen Pädagogen der Gegenwart ganz besonders verloren gegangen. Dazu hat sich das innere Verhältnis von Fürst und Volk gewandelt. Längst ist der Fürst nicht mehr Despot, nicht Patriarch, auch nicht mehr Landesvater; er ist Oberhaupt des Staates mit großen Vollmachten, aber mit einer durch Verfassung beschränkten Bewegungsfreiheit, das Regieren ist nach fürstlichem Ausspruch selbst „Dienst", Verpflichtung zum Dienst an der Gemeinschaft. — Die Fürstenspiegel oder die Erziehungspläne aus den früheren Zeiten stimmen darin überein, daß sie gern eine Reihe verschiedener Tugenden aufführen, die zu erwerben und zu bewähren dem Fürsten als solchem höchst

Digitized by Google

wünschenswert sei. Den normalen Fürsten hat man immer wieder als den vollkommenen Menschen gedacht und geschildert. Aber wir können jetzt nicht mehr daran denken, das Bild des „christlichen“ oder „tugendhaften“ oder „musterhaften“ Fürsten durch planvolle Erziehung zu verwirklichen; es kann immer nur eine Persönlichkeit von bestimmtem Werte erwartet werden, der andere mögliche Werteigenschaften fehlen werden. Mit der Sicherheit, womit der Gärtner Bäumchen okuliert, arbeitet kein Erzieher. Die Erkenntnis der natürlichen und der tatsächlichen Begrenzung der Macht der Erziehung ist eine wichtige Seite neuerer Pädagogik. Die erzieherische Einwirkung ist teils Gegenwirkung gegen die Lebensäußerungen des Zöglings, teils fördernde Unterstützung, das Imzaumhalten, Hemmen bildet den untergeordneten Teil der Aufgabe, das Anregen und Emporhelfen den höheren. Mit dem letzteren verbindet sich dann die Aufgabe der Übermittelung eines umfassenden Kulturinhaltes, der in keinem Fall eine geringe Zumutung an die Jugend bedeuten kann. Im weiteren entwickelt der Verf. seine Gedanken und Ratschläge zur Fürstenerziehung. Er beginnt mit der körperlichen Erziehung, fügt aber warnend hinzu, nur nicht zu meinen, daß jedes Maß von körperlicher Anstrengung auf den ganzen Organismus kräftigend wirke und jeder Sportbetrieb zum Heile diene. Das gelte auch für die Fürstenerziehung; empfehlenswert ist die Einführung in Handfertigkeit, doch nicht ohne Wahlfreiheit des Zöglings. Willensbildung ist selbstverständlich das wichtigste Stück aller Erziehung, trotzigen Willen zu brechen und starkes Wollen zu begünstigen; der Zögling muß angehalten werden, sich selbst bestimmte Ziele zu stecken. Eine freudige Grundstimmung ist eine wertvolle Mitgabe für eine fruchtbare Lebensführung. Dem naiv egoistischen Fühlen der Jugend ist möglichst früh ein Gegengewicht zu geben durch Weckung und Förderung sympathischen Fühlens, durch Einsicht in die sozialen Probleme der verschiedenen Bevölkerungsschichten, durch Erregung des Nationalgefühls, Vertrautheit mit der heimischen Kultur und den herrschenden Ideen. An einem Vielerlei ist da nicht vorbeizukommen, aber schon in der Frühzeit ist ein hervorbrechendes Interesse zu begrüßen und nicht durch gleichmäßig vielseitige Anforderungen zu ersticken. Vor allem gehört dazu, daß es nicht den Fachlehrern an der besten Lehrkunst fehle. Kleinmeisterei bleibt weit vom Ziele. Etwas Großzügiges gehört zu gutem Unterricht.

Verf. geht die einzelnen Unterrichtsgegenstände durch, Geschichte — „ein Hofgeschichtslehrer in einem spezifischen Sinne könnte die verderblichste Wirkung üben“ — Geographie, die Fremdsprachen, Religionslehre — „den Fürstensohn gegen jede psychologisch tiefer gehende Auffassung der Religion, ihrer Geschichte und ihrer Probleme einzunehmen, wäre große Kurzsichtigkeit und eins der wirksamsten Mittel, um den Fürsten

Digitized by Google

außerhalb jedes innigen Zusammenhanges mit den geistig führenden Schichten seiner Nation zu halten" —. Von großer Wichtigkeit ist weiter die Einführung in eine feste Lebensordnung, Fernhalten der Unruhe des Hoflebens, kein verfrühtes Reisen, Sorge für den Umgang, der nicht bloß aus hocharistokratischer Gesellschaftsschicht zu wählen ist, sondern auch aus gebildeten bürgerlichen Familien, nicht just von Beamten, aber von Künstlern mit ihrer größeren inneren Freiheit und dem eigentümlichen Gemütsinhalt.

Ob der Besuch einer vorhandenen höheren Schule zu raten, bleibt nach den gemachten Erfahrungen noch zweifelhaft. Die Einstellung des Prinzen nach Abschluß der Jugenderziehung in das Heer zu wirklicher Teilnahme am Dienst hat viele Vorzüge; würden nicht immer bestimmte Regimenter von besonderem Geist und Charakter gewählt, so wäre der Vorteil zweifelloser. Ein Universitätsbesuch von einigen Jahren mag ein schätzbares Gegengewicht dazu bilden, mag den fürstlichen Jüngling in eine freiere Luft eintauchen und ihn zum Verständnis des Lebens der Gebildeten in seinem Lande um so besser befähigen; nur darf sich, neben den ernsten Studien, die Berührung mit den Mitstudierenden nicht auf einen engen, höfischen Kreis beschränken mit künstlichen, studentischen Lebens- und Verkehrsformen, mit ihren Feierlichkeiten und Roheiten, die sich hoffentlich allmählich überleben und erfreulicheren Gepflogenheiten Platz machen werden: „mit einer Art Ehrfurcht sie zu betrachten und sie zu rühmen, heißt die Zeit und die nationale Zukunft nicht verstehn".

Die dem Schluß des Buches zugefügten Anmerkungen haben viele, wertvolle historische Zugaben. Münch hat dies inhaltreiche, bildende, sauber ausgestattete Buch dem Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen ehrfurchtsvoll gewidmet.

Stettin. Anton Jonas.

Gottlieb Leuchtenberger, Vademecum für junge Lehrer. Pädagogisch-didaktische Erfahrungen und Ratschläge. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 182 S. 8. geb. 3,50 ℳ.

Die vorliegende Schrift hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Oskar Jägers bekanntem Buche „Aus der Praxis", die sich auch hier und da auf den Ton und die Form der Darstellung erstreckt; doch ist sie eine völlig selbständige Leistung, wie das bei der Persönlichkeit des Verf. sich ja von selbst versteht. Höchst erfreulich ist an ihr die Einfachheit und Schlichtheit, mit der sie sagt, was sie zu sagen hat. Nirgends findet sich eine Spur von der Verstiegenheit in Ausdruck und Gedanken, die uns sonst in der pädagogisch-didaktischen Literatur so häufig begegnet. Überall merkt man, daß der Verf. aus einer reichen Erfahrung heraus spricht, daß er seinen Gegenstand völlig beherrscht, daß er aber auch mit vollem Herzen bei der Sache ist, die er behandelt. Und dieser letzte

Digitized by Google

Umstand gerade macht das Buch zu einer auch für den in Unterricht und Erziehung der Jugend ergrauten Mann so erfreulichen Lektüre, besonders da dem Verf. auch ein goldiger Humor eigen ist; für den jungen Amtsgenossen aber kann ich mir kaum ein besseres Buch als Wegweiser für seine Lehrtätigkeit denken: es gibt ihm mehr als manches dickleibige Werk. Immer wieder ist mir, wenn ich in ihm las und seinen unscheinbaren Umfang betrachtete, das Wort Luthers eingefallen, mit dem er seine Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen charakterisiert: ein kleines Büchlein, wenn man aufs Papier sieht; aber doch ist, wenn der Sinn verstanden wird, die ganze Summe der Unterrichtskunst darin enthalten.

Von dem Inhalte der Schrift will ich hier nur wenig sagen; denn diese Zeilen siud nicht geschrieben, um das Lesen des Buches zu ersparen, sondern es allen, die sie vor die Augen bekommen, dringend zur Lektüre zu empfehlen. Darum nur im großen den Gang der Erörterung. Vorangestellt ist dieser „der Kanon pädagogischer und didaktischer Grundregeln für Kandidaten und junge Lehrer“, den der Verfasser, als er noch Leiter des Königlichen Gymnasiums in Erfurt war, der Direktorenkonferenz der Provinz Sachsen unterbreitet hat, und der dort volle Anerkennung gefunden hat. Er enthält 80 Regeln, die sich mit allen Fragen des Unterrichts und der Erziehung der Jugend auf unsern höheren Schulen beschäftigen. Im Anschluß an diesen Kanon werden dann folgende Punkte besprochen: 1. Allgemeine Vorbereitung auf die Unterrichtserteilung; 2. Vorbereitung auf die einzelne Unterrichtsstunde; 3. In der Klasse; 4. Hausaufgaben und Klassenarbeiten der Schüler und entsprechende des Lehrers. Als Anhang folgen noch Themen für Seminar-Schlußarbeiten und für Referate im Seminar. Aus diesem Anhange wie aus dem Titel des Buches wie aus der Form der Darstellung geht hervor, daß der Verf. seine Ausführungen vor allem für den jungen Nachwuchs unseres Standes niedergeschrieben hat, als gute Ratschläge des erfahrenen Meisters der Unterrichts- und Erziehungskunst an einen jungen Freund, der sich dem höheren Lehrfache widmen will. Aber auch die Älteren unter uns werden von der Lektüre großen Nutzen haben, und ich bekenne gern, daß ich trotz fast dreißigjähriger Tätigkeit als Lehrer aus ihm noch viel gelernt habe. Das Größte und das Kleinste an unserer Arbeit wird mit gleicher Sorgfalt behandelt, und das Schöne daran ist, daß der Verf. es versteht, ohne je in Pedanterie zu verfallen, auch das Kleinste als etwas Großes und Wichtiges in der Uuterrichts- und Erziehungstätigkeit erscheinen zu lassen. Daß auch das äußere Gewand dieses Buches schön ist, versteht sich bei dem Verlage, in dem es erschienen ist, von selbst.

Nach dem Gesagten kann ich allen höheren Lehranstalten Anschaffung von Leuchtenbergers Schrift für die Lehrerbiblio-

Digitized by Google

theken nur aufs angelegentlichste empfehlen, unsern jungen Amtsgenossen aber rate ich dringend: nehmt und lest und erfüllt euch mit dem Geiste, der dieses schöne Buch durchweht.

Halle a. S. O. Genest.

F. W. Förster, Sexualethik und Sexualpädagogik. Zweite Auflage. Kempten und München 1909, Jos. Kösel. XV u. 236. 2,40 M, geb. 3 M.

Försters Sexualethik und Sexualpädagogik liegt in zweiter Auflage vor. Das Buch ist die Erweiterung eines Vortrages, den Förster in Mannheim auf dem Kongresse der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gehalten hat. Der Verfasser beleuchtet die modernen Tendenzen einer unabhängigen Ethik, die besonders auf sexuellem Gebiet die mannigfachsten Theorien gezeitigt haben. Er schildert mit eindringlichen Worten, wie die moderne Sexualpädagogik ihre erzieherischen Grundsätze loslöst vom Christentum und dem Grundproblem der Charakterbildung überhaupt, wie sie sich mit einer sexuellen Aufklärung begnügt, anstatt der jungen Generation eine unbeugsame Willensstärke und überzeugungstreue Charakterfestigkeit anzuerziehen. Alle, die es mit der Erziehung der Jugend ernst nehmen, seien auf Försters Buch hingewiesen; vor allem aber wird es Ärzten und Religionslehrern gute Dienste leisten, denen heute meistens die sexuelle Aufklärung in der Schule obliegt.

Unsere Zeit krankt an einem gefährlichen Materialismus, an einer übergroßen Pflege und Bedienung der materiellen Seite des Menschen. Daher auf allen Gebieten des moralischen Lebens Frühreife, Übersättigung und Schlaffheit. Die Grundsätze der „alten" Ethik, die auf gründlichster Kenntnis der menschlichen Natur beruhen und hohen sittlichen Ernst vom Menschen verlangen, sind als rudimentär und lästig beiseite geschoben, eine „neue" Ethik wird verkündet, die wohl die Umwertung aller Werte verspricht, bessere Erziehungsmittel anzugeben aber außerstande ist. Die Prinzipien dieser neuen Sexualsittlichkeit sind folgende. Die Religion der modernen Frau ist die Welt mit ihrer lebensteigernden Liebe; die Unterdrückung der physischen Geschlechtsgemeinschaft ist eine „gewaltsame Erdrosselung der natürlichen Triebe". Die Liebe, die daseinbejahende, ist „frei", darum müssen Liebe und Ehe identisch sein, das Recht auf Mutterschaft schließt die Treue in der jeweiligen Verbindung der Geschlechter aus, ja die Unterscheidung zwischen ehelicher und unehelicher Mutterschaft ist geradezu als unsittlich zu verdammen. — So erscheinen die Werte tatsächlich — sonderbarerweise meist durch Frauen — umgewertet. Was einst für Sünde galt, ist heute heiligstes Recht und höchste Sittlichkeit. Treffend bemerkt dazu der Verfasser: „Gesündigt wurde in allen Zeiten,

Digitized by Google

aber man machte bisher aus dem Bankerott keine neue Ethik, sondern empfand und bezeichnete jede Schuld auch als Schuld — unserer Zeit blieb es vorbehalten, aus der unbeherrschten Übermacht des Leichtsinnes und der Leidenschaft noch eine „neue Sittlichkeit“ zu machen und auf sexuellem Gebiete alle Unterschiede zwischen charaktervollem und charakterlosem Handeln zu verwischen“ (S. 26.)

Ungezügelte Kraft ist ein Zeichen von Schwäche. Das Sichausleben in der Venus vulgivaga bedeutet keineswegs Lebensbejahung und Steigerung der Lebensenergie, sondern führt zu Erschlaffung, Krankheit, körperlicher und geistiger Zerrüttung. Nicht die freie Liebe vergrößert den Menschen so, „daß er fühlt, das Leben der Menschheit werde durch ihn vergrößert“ (Ellen Key), sondern die gebundene Herzensgemeinschaft, jene einigende, fürsorgende und dienende Gewalt, die die Seele beherrscht und unendlich gehaltvoller ist als erotische Leidenschaft. Diese tiefe und beseligende Liebe findet ihre Vollendung und Freiheit in der monogamen unlöslichen Ehe, wie das Christentum sie gebietet.

Die Einehe wahrt den sittlichen Adel des Menschen. Sie läßt die menschliche Persönlichkeit nicht als bloßes erotisches Fragment, den Menschen nicht lediglich als erotischen Prozeß erscheinen, sondern verleiht ihm Einheit und Geschlossenheit als Individuum, adelt sein Tun als zweckdienliches durch Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeit. Das Kind hat ein natürliches Recht auf Vater und Mutter, es gehört beiden Eltern, wie die Eltern ihm gehören. Nicht in der staatlichen Erziehungsanstalt, dem Endresultat der freien Liebe, sondern im Schoß der Familie keimen und gedeihen die innigen Gefühle, die Eltern und Kinder zusammenhalten und den Bestand des Staates sichern; denn nur in der Familie entwickelt sich der Mensch in natürlichster Weise zur kraft- und gefühlvollen sittlichen Persönlichkeit.

Die monogame Ehe ist also nicht bloß eine vorübergehende Phase in der Kulturentwicklung, die etwa dem Zeitalter des Privateigentums (!) entspricht, sondern der bleibende Mittelpunkt der sittlichen Erziehung des Menschengeschlechts. Darum muß sie auch lebenslänglich und an sich unlöslich sein. „Man kann sagen: die lebenslängliche monogamische Ehe ist das Gewissen aller menschlichen Gemeinschaft . . . die große Erziehung zum Ernst in menschlichen Beziehungen“ (S. 50 f.). Alle losen und vorübergehenden Konnexe unter den Menschen erhalten durch sie Bedeutung, Würde und Verantwortlichkeit. Die unlösliche Ehe erzieht den Menschen zur Treue und Charakterfestigkeit, erhält seine physische Kraft, stählt sein moralisches Können und vertieft sein Gefühl. „Es gibt keine tiefe Liebe ohne schwere und freudige Opfer, und wer sich von solchen Opfern durch Polygamie dispensieren will, der dispensiert sich überhaupt von allem, was den

Digitized by Google

Menschen erst zum Menschen macht" (S. 67). So hat das Christentum nicht, wie Nietzsche meint, Eros den Giftbecher gereicht.

Gegen die Würde der Monogamie verstößt die Theorie des Prager Professors v. Ehrenfels, der den erwachsenen Mann von jeder sexuellen Ethik dispensiert. Die Sexualethik ist nach seiner Ansicht eine natürliche und eine künstliche. Die natürliche Geschlechtsmoral erhält die Menschenrasse bei Gesundheit und Lebenskraft, da die schwächeren männlichen Mitbewerber bei der sexuellen Auslese durch die stärkeren verdrängt werden. Sie herrschte bei den Griechen, Römern und den übrigen Völkern des Altertums. Da begann seit etwa zwei Jahrtausenden (lies: seit der Entstehung des Christentums) die künstliche, kulturelle Sexualethik, die die Zeugungskraft des Mannes an ein Weib binden will und ihn auf diese Weise zwingt, seine weitergehenden sexuellen Bedürfnisse anderweitig zu befriedigen. Ebenso setzen die Einehe herab Forel und Ellen Key, die jede Mutterschaft, ob ehelich oder unehelich, „heilig" nennen und von der Gemeinde Mutterschutz verlangen. Falsches Mitleid verwischt hier die Grenze zwischen Wahrheit und Irrtum, Sittlichkeit und Sünde. Hören wir, was eine deutsche Frau von Lebenserfahrung und sozialem Verständnis spricht: „Ob ein Weib in der Ehe oder außerhalb der Schutzschranke der Ehe Mutter wird, ist nicht gleich. Darum trennt die ehelichen und ledigen Mütter! Seien wir warmherzig-hilfbereit gegenüber der ledigen Mutter und ihrem Kinde, gründen wir ihnen Zufluchtstätten, aber seien wir auch barmherzig gegen unser Geschlecht im ganzen und rütteln wir nicht in verhängnisvoller Verblendung an den Schranken, die mit unsäglicher Mühe im Laufe der Kulturentwicklung zu seinem Schutze errichtet sind" (Elisabeth Gnauck-Kühne). Endlich widerstreitet dem Begriff der Ehe die Übung der Präventiv-Technik, die den Menschen nicht zum Herrn seiner sinnlichen Natur macht, sondern die sexuellen Triebe zu dämonischer Kraft entfaltet, Verstand und Willen in ihren Dienst stellt und dabei die Folgen ihrer Betätigung in raffinierter Weise auszuschalten sucht. Über dieses tieftraurige Kapitel im Menschheitsleben urteilt der Verfasser: „Die Situationen, die notwendig aus einer nicht an Beherrschung gewöhnten und nur auf den Genuß konzentrierten Männersinnlichkeit entspringen, lassen an Tragik, Würdelosigkeit und vergiftender Wirkung alles weit hinter sich, was die unbegrenzte Kindererzeugung jemals an Elend erzeugen kann" (S. 101).

Ein Wiener Arzt, Dr. Freud, vertritt seit einiger Zeit die Ansicht, daß die kulturelle Sexualethik die Gesundheit und Lebensenergie des Menschen schädige, da sie allzu viele und schwere Opfer verlange. Die wachsende Nervosität und die gesteigerte Anzahl von Verbrechen seien die Ersatzerscheinungen der sexuellen Triebunterdrückung. An dieser Theorie mag vieles wahr sein,

Digitized by Google

doch ist sie im allgemeinen nicht richtig. Bedeutende medizinische Autoritäten halten unentwegt daran fest, daß die sexuelle Abstinenz keineswegs gesundheitsschädliche Folgen nach sich ziehe (S. 114 ff.), daß sie im Gegenteil die leiblichen Kräfte des Menschen nach innen hin konzentriere. Nicht die Triebunterdrückung mehrt die Neurose, sondern die allgemeine Nervenzerrüttung führt umgekehrt zu moralischem Schwachsinn auch auf sexuellem Gebiet.

Die volle Aufrichtung des Menschen über die sinnliche Sphäre ist nur möglich durch eine allgemeine ernste Charakterbildung und vor allem durch religiöse asketische Erziehung „nicht als Verneinung und Ausrottung der Natur, sondern als große Übung im Siege über uns selbst" (S. 138). Die Askese ist nicht ein lebensfeindliches Element, sondern ein lebenstärkendes Gegengewicht gegen die Gewalt der ungebundenen Triebe. Darum muß die Askese, die Nacheiferung der „weltflüchtigen" Heiligen der Kirche, das Grundprinzip jeder Sexualpädagogik sein (S. 137 ff.). Jede moralische Handlung ist in gewissem Sinne asketisch, ein Verzicht auf das eigene Ich, eine Weltflucht im kleinen. Nur dem Weltüberwinder gehört die Welt, die Entsagung ist nicht Verneinung des Lebens, sondern Lebenskraft für sich und andere. In diesem Sinne sollen die Heiligen unsere Pädagogen sein in Weltflucht und Weltarbeit; sie veranschaulichen die Nachfolge Christi und vereinen sie mit den Pflichten des menschlichen Lebens. „Das Genie der Überwindung, der Heilige, mißachtet diese (Lebens-)Verhältnisse nicht, ja er kann selbst zeitweise oder ganz in ihnen stehen, so wie der König Ludwig der Heilige oder die heilige Elisabeth; aber er gelangt in jedem Fall zu einer übermenschlichen inneren Freiheit, die ihm nicht jeder nachmachen kann, die aber auch für das einfachere Leben eine unerschöpfliche Ermutigung und ein mahnendes Gewissen ist" (S. 147).

In unserer Zeit, wo das Laster in erschreckender Weise die Menschheit bedroht, beginnt man endlich der sexuellen Frage auch in den Schulen näherzutreten. Leider ist das Grundgesetz dieser an sich ernsten Sexualpädagogik, die sexuelle Aufklärung, als verfehlt anzusehen. Was bedeutet bloße intellektuelle Belehrung im Kampfe gegen Sinnlichkeit und Verführung? Nicht die mangelnde Belehrung über sexuelle Fragen ist schuld an der Überreizung und Verwilderung der heranwachsenden Jugend, sondern die Charakterschwäche, das Sichausleben und Genießen auf allen Gebieten. Erfahrene Pädagogen führen Klage darüber, daß unsere ganze höhere Bildung lediglich intellektuelle Schulung, zersplittertes Spezialwissen sei, wovon Gemüt und Wille unberührt bleiben, daß selbst der Religionsunterricht immer mehr zur Religionswissenschaft herabsinke[1]). Diejenige sexuelle Aufklärung ist die beste,

---

[1]) Dem Referenten ist ein Mahnwort eines erfahrenen Generalsuperintendenten an seine Religionslehrer bekannt, wonach vor obiger Schul-

Digitized by Google

die anstatt in biologischen Einzelheiten sich zu ergehen oder gar die Geschlechtskrankheiten einzeln aufzuführen, über sexuelle Dinge möglichst wenig sagt, Gedanken und Phantasie davon ablenkt, dagegen den Willen durch planmäßige Schulung stählt, der nahenden Versuchung auszuweichen, der Verführung nicht zu erliegen. Schon in frühester Jugend soll der Knabe zur Selbstbeherrschung und freiwilliger Entsagung angehalten werden; so wird „mancher mit 30 Jahren einem schönen Weibe gegenüber fest bleiben, weil er mit 5 oder 6 Jahren gelehrt worden ist, sich freiwillig ein Spielzeug oder ein Zuckerwerk zu versagen" (de Maistre).

Doch nicht der Wille allein soll über die Triebe herrschen, auch die Empfindungen edlerer Art, die das Erwachen des Geschlechtstriebes begleiten, müssen gegen ihn ins Feld geführt werden. Nicht immer treibt gleich der dumpfe Sexualtrieb zum anderen Geschlechte, bei unverdorbenen Menschen entscheidet sicherlich zunächst das Gefühl der Ritterlichkeit, des artigen Dienstes u. ähnl. Allmählich erst wird die Phantasie mit lüsternen Bildern bestürmt, und darum kommt's auf die Hygiene der Phantasie nicht minder wie auf die Willensbildung an. Womit die Phantasie sich füllt, das tyrannisiert den Willen, zwingt Leib und Seele in seinen Dienst und entscheidet über das Tun des Menschen. Der Kitzel der Phantasie ist aber die Nacktkultur, sind die Schönheitsabende in den Großstädten, die von den modernen kunstgebildeten Fortschrittsmenschen und allen, die es gerne sein möchten, als wirksamstes Mittel gegen Prüderie, als „Gottesdienst des Schönen" gepriesen werden.

Doch die größte sexualpädagogische Macht besitzt die Religion mit ihren übernatürlichen Vorbildern und Motiven, mit ihrem Ausblick ins Jenseits. Die Religion sagt uns, daß die Erde das Arbeitsfeld fürs ewige Leben ist, sie weist uns hin auf das absolute Endziel des Menschen, auf das eine „Notwendige", das „der beste Teil" ist. Ohne den Glauben an das Jenseits gibts auf die Dauer keinen wahren Lebensmut, keinen freigewollten Verzicht auf die Annehmlichkeiten der Welt, weder selbstlosen Opferwillen noch ausdauernde, nie ermüdende Liebe. „Die christliche Religion hat die Seele zum Himmel emporgehoben, sie hat sie mächtig über die Materie hinausgerissen; damit aber hat sie auch den Eros am unsterblichen Leben teilnehmen lassen und hat ihn durch die „himmlische Liebe" veredelt und erzogen" (S. 220).

Schrimm. Johannes Noryskiewicz.

---

methode eindringlich gewarnt wird. Wie reimt sich damit die Zensur mancher Gymnasialzeugnisse: Leistungen in Religions*lehre*? Vgl. übrigens die Verordnungen der Lehrpläne S. 10f. 16.

Fr. Schlee, Geschichte des Königl. Gymnasiums mit Realschule zu Landsberg a. W. 1859—1909 (I. Teil der Festschrift zur Feier des 50jährigen Jubiläums). 179 S. 8. 1,50 *M.*

Gelegenheitsschriften wie die vorliegende pflegen sich im wesentlichen auf statistische Mitteilungen und allenfalls auf die Darstellung des äußeren Verlaufs der Ereignisse zu beschränken. Des statistischen Materials bietet denn auch dieses Buch das Übliche, aber darüber hinaus, was ihr einen höheren Wert, Anspruch auf weitergehende Beachtung verleiht. Nicht nur die Persönlichkeiten der aufeinanderfolgenden Leiter der Anstalt, scharf in ihrer Eigenart umrissen, prägen sich in ihrer Tätigkeit für das Wohl der ihnen anvertrauten Schule dem Leser lebensvoll ein, auch die Wirkungen, die allgemeinere Verhältnisse, die wechselnden schulpolitischen Anschauungen der maßgebenden Kreise, die sich ablösenden offiziellen Lehrpläne, der Übergang aus städtischer in königliche Verwaltung auf Wachstum und Gedeihen des ganzen Organismus gehabt haben, treten anschaulich hervor. Im Kommen und Gehen der Lehrer, in den Mitteilungen über die ihnen zugeteilten Gehaltssätze, in dem Umstande, daß für offene Stellen es zu Zeiten nicht möglich war, geeignete Bewerber zu finden, spiegelt sich ein Stück Geschichte des höheren Lehrerstandes. Von Not und Mühe erfährt man, die das Angewiesensein auf unzureichende Räume, die die Beschaffung und Ausstattung neuer, sachgemäßer mit sich brachten. Das Buch ist, mit einem Wort, ein lehrreiches Beispiel für die Art der Entwicklung, die wohl manche höhere Lehranstalt in diesen Zeitläuften genommen hat.

Pankow b. Berlin. Max Nath.

---

1) **J. Paust, Zur Religion.** Ausgewählte Stücke aus der religiösen Literatur von Luther an bis zur Gegenwart für Schule und Haus. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. VI u. 144 S. 8. geb. 1,20 *M.*

Das vorliegende Büchlein, zur Sammlung „Aus deutscher Wissenschaft und Kunst" gehörig, „will durch Mitteilung von Proben zu eingehenderer Beschäftigung mit bedeutsamen religiösen Werken der älteren und neueren Zeit anregen". Im ersten Hauptteile sind Proben aus den religiösen Schriften der älteren Zeit, von Luther, Lessing, Schleiermacher. Daran schließen sich einige besonders wertvolle religiöse Lieder. Der zweite Teil führt uns in das religiöse Leben der Gegenwart ein. Am wichtigsten erscheinen mir folgende Abschnitte: „Der altisraelitische Prophetismus" (Bousset), „Stillfreitag" (Frenssen), „Paulus" (Harnack), „Die Reformation" (Sohm), „Die Größe des Christentums" (Eucken), „Fragen des Zweifels" (Harnack"), „Gebetserhörung" (Wohlfahrt), „Die Familie als Pflanzschule der Sittlichkeit" (Paulsen). Die angeführten Namen zeigen schon, daß Männer der verschiedensten Geistesrichtung zu Worte kommen. Den Schluß bilden kurze

Digitized by Google

biographische Notizen über die Verfasser, deren Hauptwerke genannt werden. Das Bändchen wird manchem, der sich für die unsere Zeit bewegenden Fragen interessiert, die erwünschte Aufklärung bieten und wird auch im Unterricht von Nutzen sein.

2) G. Rothstein, Lesebuch zum Unterricht im Alten Testament für reifere Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten. Halle a. S. 1909, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 114 S. 8. 1,20 M.

Das Lesebuch soll die Vollbibel nicht verdrängen, sondern in diese einführen. Der Text erscheint, von ganz wenigen Stellen abgesehen, nach der revidierten Ausgabe der Lutherschen Übersetzung. Die Auswahl ist durchaus zu billigen. Das Lesebuch ist besonders wegen der kurzen und klaren Anmerkungen empfehlenswert.

3) R. Thiele, Die Augsburgische Konfession zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten, für Studierende und Kandidaten der Theologie. Halle a. S. 1909, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. VIII u. 162 S. 8. 2 M.

Die Einleitung behandelt die ursprünglichen Grundlagen des christlichen Glaubens, die ökumenischen Symbole, die Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche der deutschen Reformation und sehr genau die Entstehung der Augsburgischen Konfession. Der erste Hauptteil enthält den lateinischen Text der Augsburgischen Konfession und einen Anhang, der sich mit ihrer Form und Einteilung beschäftigt. Darauf folgt im zweiten Hauptteile, dem eine wertvolle, reiche pädagogische Erfahrung bekundende Einleitung vorangeht, die Darlegung der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre nach der Augsburgischen Konfession. Die hier gegebene Einteilung ist der gekünstelten von Zöckler vorzuziehen, und die gebotenen Erklärungen werden dem Studierenden der Theologie wie auch dem Religionslehrer willkommen sein. Ein Anhang enthält den deutschen Text der Augsburgischen Konfession. Die ganze Schrift verrät gewissenhafte und sorgfältige Studien.

4) H. Halfmann und J. Köster, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht an den höheren Lehranstalten. III. Teil, Ausgabe B, 2 Bändchen. Berlin 1909, Reuther und Reichard. X u. 168, VIII u. 48 S. 8. geb. Band I: 1,80 M. Band II: 0,80 M.

Das 1. Bändchen enthält die Kirchengeschichte nebst einer kurzen Bibelkunde. Um den Wünschen derjenigen entgegenzukommen, denen in der bisherigen Ausgabe einzelne Kapitel zu ausführlich erscheinen, so daß dem Lehrer vorgegriffen wird, hat Halfmann diese Ausgabe veranstaltet. Die bisherige Ausgabe bleibt daneben bestehen. In Ausgabe B ist die Einteilung nach Klassenpensen aufgegeben, wie überhaupt eine gänzliche Neu-

Digitized by Google

bearbeitung vorliegt, die als wesentliche Besserung anzusehen ist. Besonders gilt dies von den Abschnitten über den Pietismus und die Aufklärung, wo mit Recht dem Philosophen Kant, Schleiermacher und den klassischen Dichtern eine eingehendere Behandlung gewidmet ist. Auch wird das Wesen der verschiedenen theologischen Richtungen S. 82 und 83 kurz nnd treffend gezeichnet. Anhang I enthält die Bekenntnisse der evangelischen Kirche mit den notwendigsten historischen Bemerkungen, Anhang II mit der Überschrift „Das Gotteshaus" eine klare Übersicht über die kirchliche Baukunst mit gut ausgewählten Abbildungen, so daß auf diese Weise auch die Religionsstunde für die Kunstgeschichte nutzbar gemacht wird. — In der Bibelkunde sind die gesicherten Ergebnisse der biblischen Forschung verwertet, und besonders ist die Prophetie in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung recht geschickt dargestellt. Das 2. Bändchen führt in die Weltanschauungsprobleme ein und zeigt, daß einerseits die auf die Naturwissenschaften sich aufbauenden Weltanschauungen nur Hypothesen sind, anderseits die religiöse Weltanschauung nicht in einem unüberbrückbaren Gegensatze zur modernen Wissenschaft steht. Die Schüler sollen sehen, „daß wir auch als moderne, wissenschaftlich gebildete Menschen noch fromme Menschen sein können". Es wird mit Recht darauf hingewiesen, daß Werturteile, ohne die das Menschenleben undenkbar ist, mit der naturalistischen Weltanschauung nicht zu vereinigen sind. Eine naturalistische Ethik ist ein Widerspruch. Nachdem so die Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, die dem Primaner so häufig „den Weg zur Religion, zum Christentum versperren", folgt eine objektive Darlegung der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre. — Die neue Ausgabe bedeutet entschieden einen Fortschritt und wird die zahlreichen Freunde dieses Lehrbuches sicher noch vermehren.

5) B. Fritschi, B. Schremmer und H. Holzinger, Biblisches Lesebuch. Mit Zeittafeln und 8 Karten. Tübingen 1909, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 670 S. gr. 8. geb. 1,80 ℳ.

Zwei Sätze sind für die Verf. besonders maßgebend gewesen. Der erste stammt von Klaus Harms, der 1817 in seinen 95 Thesen zum Reformationsjubiläum sagt: „Eine Übersetzung in eine lebende Sprache muß alle hundert Jahre revidiert werden, damit sie am Leben bleibe". Der zweite Satz ist Weizsäckers Vorwort zu seiner Übersetzung des Neuen Testaments entnommen, wo über Luthers Bibelübersetzung folgendermaßen geurteilt wird: Sie „ist zu einem Volksbuch im wahren Sinne geworden", „hat damit ein wohlbegründetes Recht an den kirchlichen Gebrauch und ist mit dem ganzen Dasein der deutschen evangelischen Kirche verwachsen. Wir können uns nicht denken, daß sie in der Kraft der Erbauung

Digitized by Google

durch eine neue Arbeit übertroffen und ersetzt würde". Bei der Stoffauswahl ist man im Alten Testamente von dem durchaus richtigen Gesichtspunkte ausgegangen, vor allen Dingen zeitlose Worte mit Ewigkeitswert, dann aber auch solche Stücke aufzunehmen, welche die Vorstufen der christlichen Religion in das richtige Licht stellen und ihr geschichtliches Verständnis vorbereiten. Das Neue Testament ist ganz wiedergegeben. In den Evangelien ist der geläufige Luthertext möglichst unberührt gelassen worden, in den Briefen waren stärkere Änderungen nötig. Dabei sind die Übersetzungen von Kautzsch und Weizsäcker vorzugsweise benutzt. Die Zeittafeln und Karten werden zur geschichtlichen und geographischen Orientierung sehr willkommen sein.

Das Lesebuch ist ebenso nach der wissenschaftlichen wie nach der pädagogischen Seite wohl durchdacht und darf des Beifalls sicher sein.

Görlitz. A. Bienwald.

Karl L. Leimbach, Leitfaden für den Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten. Neu bearbeitet und herausgegeben von Paul Berthold Schmidt. Hannover-Berlin 1909, Verlag von C. Meyer (G. Prior).

1) Vorstufe. Biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments für die Vorschule, sowie in Sexta und Quinta. Mit einer Karte von Palästina und einer Abbildung des Salomonischen Tempels. 1,25 M. (Früher: Ausgewählte biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments von Leimbach.) 164 S. 8.

2) 1. Teil. Unter- und Mittelstufe. Sechste, verbesserte Auflage. Ausgabe B (für die Provinz Schlesien). Mit 4 Karten und 12 Tafeln Abbildungen. 353 S. 2,80 M.

Das bekannte Unterrichtsbuch des verstorbenen Provinzial-Schulrats Leimbach wird uns hier in neuer stark überarbeiteter Gestalt geboten. Es fehlt noch der dritte Teil für die Oberstufe, der aber, wie der Verfasser uns mitteilt, bald zu erwarten steht. Den Grundsätzen, welche der Verfasser im ersten Teil der biblischen Geschichten des Alten und Neuen Testaments befolgt hat, kann man durchweg zustimmen. Er gibt die Geschichten wesentlich in der Sprache Luthers, trägt aber kein Bedenken, Änderungen da vorzunehmen, wo es die bessere Verständlichkeit für das kindliche Gemüt erfordert. Ungewöhnliche Ausdrücke, seltene Redewendungen und Konstruktionen sind beseitigt, erklärende kurze Bemerkungen hinzugefügt. Die Verteilung des gesamten Lehrstoffs auf die drei Vorschulklassen sowie auf Sexta und Quinta ist klar durchgeführt und erleichtert dem Lehrer die Behandlung. Jede Geschichte ist, wie in der Volksschule längst üblich, zergliedert und unterstützt dadurch den Vortrag des Lehrers und das Verständnis des Kindes. Hier und da ist wohl in der Modernisierung der Sprache etwas zu weit gegangen. Wir Älteren haben in

Digitized by Google

unserer Jugend mit dem Verständnis der Sprache Luthers keine Not gehabt. So wird es auch jetzt noch stehen.

Die zu jeder Geschichte hinzugefügten Sprüche, Lieder und Katechismusstellen — je nach dem Standpunkt der Klasse — sind sorgfältig ausgewählt. Sie sind nicht dazu bestimmt, alle gelernt zu werden, sondern sollen dem Lehrer als schätzbares Material dienen.

Der Anhang enthält das Katechismuspensum der unteren Klassen und einige Gebete und Lieder, welche durchweg unsere Zustimmung finden. Dasselbe gilt von der Karte Palästinas und einer Abbildung des Salomonischen Tempels. Das Buch wird nach unserer Überzeugung dem Lehrer sehr gute Dienste tun.

Der zweite Teil des Werkes, welcher der Unter- und Mittelstufe dienen soll, ist ein stattlicher Band von 353 Seiten. Die Pensen der verschiedenen Klassen sind sehr eingehend und übersichtlich behandelt, so daß dem Lehrer und Schüler viel Handreichung geboten wird. Das Buch soll offenbar nicht nur ein Lern-, sondern auch ein Lesebuch sein, aus dem der Schüler selbsttätig allerlei Belehrung schöpfen soll. S. 1—41 wird der Katechismusstoff für Sexta und Quinta behandelt. Es scheint uns, daß dieser Stoff am besten dem biblischen Geschichtenbuch für VI und V angehängt wäre; denn zwei Lehrbücher zugleich in der Hand unserer Schüler ist viel. Da es nun in den Lehrplänen der IV heißt „Wiederholung der Lehraufgaben von VI und VII, so scheint es mir das Richtige zu sein, erst dem Quartaner diesen Teil in die Hand zu geben; denn die Erklärungen Schmidts zu den Geboten und den drei Artikeln des Glaubens setzen bereits einen denkenden Knaben voraus. Rezensent hat früher selbst oft in Quarta mit der Katechismusbehandlung begonnen und dabei gute Erfahrungen gemacht. Die Spruchauswahl ist reichhaltig und enthält den amtlich festgestellten Lernstoff, von Breslauer Religionslehrern auf die einzelnen Klassen verteilt. Das Lehrpensum der Quarta ist zweckmäßig behandelt. Die Auswahl von Lebensbildern großer Männer des Alten Testaments mit den gegebenen Erläuterungen ist brauchbar, ebenso auch der Auszug von wichtigen Stellen des Lukasevangeliums zur Gewinnung eines Lebensbildes des Herrn aus der Bibel. Die Bilder aus der Apostelgeschichte würde ich auf die Begebenheiten der Kap. 1—9 der AG. beschränken. Die Behandlung der Lehraufgabe „Reich Gottes im Alten Testament" (UIII) spricht an. Dem fleißigen Schüler ist Gelegenheit geboten, durch eigene Lektüre sich ein Bild von der inneren religiösen Geschichte des Volkes Israel zu verschaffen. Die Psalmenauswahl S. 130 und 131 sagt uns zu, doch hätten einige prophetische Stellen hinzugefügt werden können. Bezüglich der Gottesdienstordnung S. 136—139 bemerke ich, daß sie wohl der in Schlesien üblichen entsprechen mag, aber sonst keineswegs die normale in der preußischen Landeskirche ist.

Die Erläuterungen zum 4. und 5. Hauptstück sind wieder

sehr eingehend. Auf 10 Seiten wird nochmals das erste Hauptstück zur Wiederholung behandelt. Was sodann das Pensum der OIII betrifft, so gibt der Verfasser zunächst nach Matthäus und Marcus eine Darstellung des Reiches Gottes im Neuen Testamente unter ausgiebiger Behandlung der Bergpredigt und Gleichnisse. Das Lebensbild Luthers ist durch ein solches von Zwingli und Kalvin, den Begründern der reformierten Kirche, ergänzt. Der Überblick über das deutsche evangelische Kirchenlied enthält fast zu viel Stoff, und könnte etwas beschränkt werden. In den Händen eines Primaners würde er gute Dienste tun. Eine vertiefende wiederholende Betrachtung des zweiten Hauptstückes ist sodann auf 10 Seiten angegeben.

Breit und eingehend behandelt für UII der Verfasser die alttestamentliche Prophetie S. 242—285. Dem Untersekundaner wird Denken und Urteil zugemutet und unter der Leitung eines verständigen Lehrers wird er zweifellos viel Nutzen von diesem Abschnitte haben können. Im einzelnen sei bemerkt: die babylonische Gesandtschaft erschien 701, nicht 601 in Jerusalem. Warum mehrere Stellen in Jes. 52 und 53 (S. 263 und 264) ausgelassen sind, ist nicht ersichtlich. Der Zusammenhang erfordert es nicht. Bei der Behandlung der poetischen Bücher des Alten Testaments wird den Psalmen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die messianischen Psalmen werden eingehend gewürdigt, eine Zusammenfassung des in Untertertia Gelernten wäre hier am Platze gewesen; denn später ist für die Behandlung der Psalmen kein Raum mehr da.

Für die Behandlung des Lukasevangeliums in UII gibt der Verfasser sodann Fingerzeige, indem er den Lektürestoff nach großen Gesichtspunkten ordnet. Wir sind persönlich auch kein Freund der Theorie, daß ein Evangelium, wenn es gelesen wird, ganz gelesen werden soll. Was Schmidt hier bietet, wird der häuslichen Lektüre der Schüler zur Ergänzung des in der Schule Gebotenen dienen können. Der Schwerpunkt wird hier wie sonst auch immer in der mündlichen Behandlung des Stoffes durch den Lehrer liegen. Die Darlegung der inneren Gliederung des Katechismus, welche Schmidt mit einer Unterscheidungslehre der christlichen Bekenntnisse verbindet, hat L. Schulze in seinen „Katechetischen Bausteinen" trefflich und vorbildlich gegeben. Unter dem Gesichtspunkte: Ziel, Weg zum Ziel und Mittel zum Ziel lassen sich die 5 Hauptstücke besser gruppieren als es hier geschieht. Auch auf Kaftans Behandlung des lutherischen Katechismus möchte ich hier hinweisen. Der Anhang von 56 Kirchenliedern ist wohl speziell für Schlesien berechnet. In den Provinzen mit eigenen Provinzial-Gesangbüchern wird man ihn gut entbehren können. Die beigefügten Karten und Abbildungen geben eine wertvolle Ergänzung des Textes. Die Ausstattung des Buches ist in jeder Hinsicht zu loben. Wir zweifeln nicht, daß das Buch in dieser

Digitized by Google

verjüngten Gestalt dem Religionsunterrichte unserer höheren Schulen gute Dienste tun und auch für das spätere Leben ein brauchbarer Führer sein wird. Sein reicher Inhalt zeigt an, daß es nicht nur, wie wir oben sagten, ein Lern- sondern auch ein Lesebuch sein will.

Hamm in Westf. H. Eickhoff.

---

1) W. Capitaine, Lehrbuch der katholischen Religion für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Cöln 1909, Bachem. 2. Teil: Kirchengeschichte. 296 S. 8. geb. 2,80 *M.* 3. Teil: Dogmatik. 186 S. 8. geb. 2,40 *M.* 4. Teil. 164 S. 8. 2 *M.*

2) Al. Baldus, Lehrbuch der Kirchengeschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Cöln 1909, Bachem. IV u. 160 S. 8. geb. 2 *M.*

Capitaines Lehrbuch ist nun vollendet. Man wird allen vier Teilen zugestehen müssen, daß sie sich eng an die Bestimmungen der preußischen Lehrpläne halten. Unter den vorhandenen Lehrbüchern zeichnet sich das von Capitaine schon äußerlich durch seinen größeren Umfang aus; seine Kirchengeschichte hat z. B. 296 Seiten, die von Baldus 160, die von Rauschen 137 und die von König gar nur 118. Nun hat König in seinem Lehrbuch schon mehr geboten, als die zu Gebote stehende Zeit zu bewältigen gestattet. Für Capitaine war maßgebend, dem Schüler zur eignen Fortbildung mehr zu bieten als der Unterricht das kann. Das ist ja ein sehr beachtenswerter Gesichtspunkt; aber vielfach wird da Stoff geboten, mit dem der Schüler allein nicht fertig werden kann, so daß der Unterricht dadurch noch mehr belastet wird; besonders oft wird das in der Sittenlehre der Fall sein, und dort liegt die Sache für den Religionslehrer wegen der notwendigen Wiederholung der früheren Stoffe besonders ungünstig. Ausstattung und Druck sind vorzüglich, die Übersichtlichkeit kann nicht leicht überboten werden. Die Sprache entspricht den Forderungen, die an ein Lehrbuch zu stellen sind; nur können in späteren Auflagen eine Reihe entbehrlicher Fremdwörter durch deutsche Worte ersetzt werden. Der 3. Teil soll z. B. statt Dogmatik den Titel Glaubenslehre tragen.

Ob der 4. Teil mit Recht statt „Sittenlehre“ „Sittengeschichte“ zu betiteln war? Es ist ein Vorzug dieses Teiles, daß die geschichtliche Entwicklung der Sittlichkeit im alten und neuen Bunde immer wieder dargestellt, und daß die einst und jetzt erfolgte Bekämpfung christlicher und kirchlicher Sittenlehre volle Berücksichtigung findet. Die Einteilung des Stoffes ist glücklich getroffen. Ich finde es nicht ebenmäßig, daß mehr als die Hälfte des Ganzen der allgemeinen Sittenlehre gewidmet ist; Rauschen räumt ihr zwei Fünftel, König ein Drittel ein. Die Darstellungsweise trifft im allgemeinen das Richtige; gelegentlich finde ich zu viel Theologie, manchmal auch unangebrachte Kasuistik. Die empfohlene Bibellektüre ist etwas dürftig; 1. Joh. z. B. vermisse ich in diesem

Digitized by Google

Kanon ungern. Bei den empfohlenen Büchern waren Strehlers Schriften (Gänge durch die katholische Moral, 2. Auflage, Breslau 1909. Das Ideal der katholischen Sittlichkeit, Breslau 1907) als die für Primaner und Studenten geeignetsten nicht zu vergessen. Die Literaturangaben sind reichlich, gelegentlich wird ein Werk zu Unrecht genannt; denn die Anführung im Lehrbuch ist doch Empfehlung. Bei Bibelzitaten sollte stets der Fundort angegeben werden; er fehlt z. B. S. 65, 71, 72, 144. S. 17 fehlt Sailer; dort muß es Linsenmann heißen, S. 103 muß Carbonari stehen. S. 21 ist der lateinische Grundsatz unrichtig angegeben. Was S. 30 Nr. 4 vom Allgemeinwohl gesagt wird, ist bedenklich und wird manchen Schüler zum Widerspruch reizen; wir haben Schüler in unsrer Prima, deren Väter verschiedenen politischen Parteien angehören, deren Söhne darum auch Zeitungen verschiedener politischer Richtung lesen werden. Die Bemerkung über die 7 Gaben des heiligen Geistes (Jes. 11, 2) wird mancher Schüler als Spielerei empfinden. S. 21 habe ich gelernt, was „Doppelgesetze" sind. Die Pönalgesetze würde ich in einem Schulbuche mit Freuden vermissen; erfreulicherweise nimmt Verf. Steuer- und Zollgesetze davon ausdrücklich aus. Aber die Schüler werden doch finden, daß die Merkmale der Pönalgesetze vor allem den Schulgesetzen anhaften. Die Angaben über den Probabilismus kann ich nicht Wort für Wort billigen und in einem Schulbuch empfehlen. S. 74 steht eine Ungenauigkeit über den Umfang der Beichtpflicht. Die Erklärung des Unterschiedes zwischen Todsünde und läßlicher Sünde geschieht ziemlich äußerlich. Vom Index können auch andere Priester als der Bischof dispensieren. S. 85 ist der Inhalt des fünften Gebotes einseitig angegeben, die Darstellung des Gebotes ist aber vollständig. Was S. 93 vom Abfall vom Glauben gesagt ist, ist übertrieben und widerspruchsvoll. Ein besonderer Vorzug der Sittenlehre ist ihr aktueller, moderner Charakter. Die zeitgemäßen Irrtümer, Angriffe, Fragen sind mit Vorliebe und Geschick behandelt, ich verweise auf die Eröterung über Autonomie und Heteronomie der Moral, Hypnotismus, Spiritismus, Hexenverfolgung, 6. Gebot, Aufklärung u. a. Es fällt bei dieser Modernität geradezu auf, daß die Alkoholfrage so kurz weggekommen ist.

Auch Teil 3, die Glaubenslehre, hat Anteil an diesem Vorzug der Modernität, vgl. Modernismus, Buddhismus, Darwinismus. Das Urteil über letzteren ist durch seine Gerechtigkeit und Klugheit vorbildlich; umsomehr fällt die Darstellung der Deszendenz S. 48 auf, wogegen der Jesuit Wasmann sicherlich protestieren würde. Lateinische Zitate müssen stets übersetzt werden, um dem Buche nicht seine Brauchbarkeit für lateinlose Schulen zu nehmen; noch mehr gilt das für die italienischen Zitate aus Dante. An Stelle der Dantestellen sähe ich freilich solche aus den alten und den deutschen Klassikern lieber. Das Bibelzitat S. 27 steht nicht Joh. 15, 26 sondern 5, 21. Die Synode, die das Filioque dem

Digitized by Google

Symbolum einfügte, tagte 589. Die Ausführung S. 68 unten halte für überflüssig. Gelegentlich trifft man sprachliche oder sachliche Ungenauigkeiten, z. B. S. 74: „Das Geburtsdatum Jesu wurde auf den 25. Dezember gefeiert". S. 120 ist die Reihenfolge der Priesterkleider ungenau angegeben. Das, was der unschöne und nur lokal gebräuchliche Ausdruck „Cura = Instrument" bedeutet, ist anzugeben. Die Bedingungen für Erlaubtheit der Mischehe sind nicht richtig angegeben. Der Ausdruck „Ehenerklärung" ist nicht zu billigen, ich würde auch das „Fegfeuer" des Katechismus dem „Fegefeuer" vorziehen. Die Taufe durch Untertauchen war viel länger üblich, als Verf. glaubt, noch am Beginn des XVI. Jahrhunderts ist die Taufe durch Aufgießen etwas Neues, wie aus der Mainzer Agende zu ersehen ist, die eine Aufklärung der Leute vor jeder Taufe verlangt, dahingehend, daß die Taufe per aspersionem der per submersiomem gleichwertig ist. Im § 21 muß das Fortwirken Christi und seiner Ämter in der Kirche besprochen werden. Die Art und Weise, wie das Comma Johanneum erwähnt wird, ist sehr gut. Durchaus unbefriedigend ist der Abschnitt über die Schöpfung; mit solcher Konkordanztheorie schafft man beim Schüler keine Überzeugung, sondern läßt die Zweifel bestehen. Verf. findet alles in Harmonie mit der Naturwissenschaft, sogar die Ordnung der Schöpfungswerke, und den Schwierigkeiten gegenüber erlaubt er sich nur eine Verdächtigung der Ergebnisse der Naturwissenschaften wegen ihrer geringen Dauerhaftigkeit. Ich weise nur darauf hin, daß das heliozentrische Weltsystem, das dem im Alten und Neuen Testament vorausgesetzten im Widerspruch steht, also auch zur ersten und zweiten Schöpfungserzählnng der Genesis, schon 350 Jahre etwa dauert.

Die Kirchengeschichte macht den Eindruck, als sei ihre Fertigstellung sehr eilig gewesen, vielleicht hat die Konkurrenz mit Rauschens Unterrichtswerk manche Flüchtigkeit verschuldet; an solchen ist gerade die Kirchengeschichte reich. Im Historischen Jahrbuch ist eine lange Liste von Ungenauigkeiten veröffentlicht, die sich leicht vermehren ließe. Einige füge ich noch an. Dreimal wird das Papstwahldekret Nikolaus II. angeführt, zweimal die Verlegung der kaiserlichen Residenz von Rom nach Byzanz. Solche ungerechtfertigten Wiederholungen finden sich mehrfach. Bei Alexander VI., der sehr gut behandelt ist, finden sich bezüglich seines Lebens als Papst Widersprüche. Der erste christliche Apologet heißt Minucius Felix. Merkwürdigerweise wird der eigentliche Name des hl. Bonifatius nicht genannt (Winfrid-Vynfreth). S. 86 steht eine falsche Angabe über das Fronleichnamsfest, das 1. Konzil von Lyon hat damit nichts zu tun. Die Ursachen der Christenverfolgungen sind S. 27 einseitig und unvollständig angegeben. Den neuesten Forschungen entspricht die Darstellung der Dezianischen Christenverfolgung nicht. S. 118 ist Dombrowka zu lesen, S. 11 Kirsch-Luksch, die Hedschra war 622,

Digitized by Google

unsere Zeitrechnung beginnt 753 a. u. c., S. 13 ist noch das Jahr 33 als Christis Todesjahr angegeben. S. 59 heißt Konstantin d. Gr. zu Unrecht „ein durchaus edler Mensch", das Folgende hebt dieses Urteil auch auf. Das Konzil von Chalzedon ist nicht im Auftrage des Papstes einberufen. Nicht das 6. allgemeine Konzil (das 3. zu Konstantinopel) heißt die Trullanische Synode, sondern die Synode von 692. Die Erklärung der Bezeichnungen „Kirchenväter" und „Kirchenlehrer" ist nicht richtig. Martin von Tours starb 401, nicht 397. Benedikts Hauptkloster heißt Montecassino. *Μύω*, wovon Mystik abgeleitet ist, heißt die Augen schließen, nicht öffnen. Mit der Einteilung (das kirchliche Altertum bis 768, bis Karl d. Gr. gerechnet) kann ich mich nicht befreunden.

Sonst vereinigt das Buch aber eine große Reihe von Vorzügen, z. B. Reichhaltigkeit, eine 18 S. umfassende synchronistische Übersicht der Kirchen-, Welt-, Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte, gerechtes Urteil, frei von aller Schönfärberei und Verheimlichungspolitik; er gibt Schäden und Mißstände offen zu, ohne zu vertuschen. Auch dieser Band ist modern und zeitgemäß, insofern als er die modernen Angriffe in den Kreis der Betrachtung zieht; dadurch gewinnt das Buch auch einen apologetischen Charakter. Als besonders gelungen in dieser Beziehung möchte ich hervorheben die Besprechung der „romfreien" Kirche Schottlands, Karls d. Gr. Sittlichkeit, die Bedeutung des Islam, die Fälschung der pseudoisidorischen Dekretalen, die Darstellung des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum im Mittelalter.

Meine Ausstellungen an dem Lehrbuch entspringen meinem Interesse an dem Werke, sie lassen sich alle in den folgenden Auflagen, die nicht ausbleiben werden, beseitigen. Im ganzen und großen ist das Buch eine erfreuliche Bereicherung unserer Lehrbücher für den katholischen Religionsunterricht, ein ebenbürtiger Konkurrent neben den Werken von König, Rauschen u. a.

Es war zu wünschen, daß Baldus seinen rasch beliebt gewordenen „kirchengeschichtlichen Charakterbildern" eine Kirchengeschichte für die Oberstufe folgen ließ, die vor allem dort, wo die Charakterbilder in Tertia eingeführt sind, benutzt zu werden verdient. Denn das Lernen wird doch sehr erleichtert, und ebenso die Arbeit des Lehrers, durch die Einheitlichkeit der Lehrbücher: Zeitgewinnung und Stoffverringerung sind die beiden großen Vorteile dabei. Das neue Lehrbuch hat nach Möglichkeit die Form der Lebensbilder beibehalten und hält so die Mitte zwischen kirchengeschichtlichem Lesebuch und einem Abriß der Kirchengeschichte. Als einen Vorzug des Buches betrachte ich es, daß Baldus das berühmte Einteilungsschema aller sonstigen Lehrbücher der Kirchengeschichte, das für alle 6 Perioden sich wiederholte, aufgegeben hat. Dadurch ist Eintönigkeit und Langweiligkeit vermieden und besonders einem sonst unvermeidlichen Zerreißen des Stoffes vorgebeugt. Auch an Baldus habe ich einige Wünsche für

Digitized by Google

eine Neubearbeitung. Ist die Zeittafel bei Capitaine vielleicht allzureichlich, bei Baldus ist sie entschieden zu dürftig. Die zehn Christenverfolgungen zu unterscheiden und zu lernen ist weder historisch noch sachlich gerechtfertigt. Wenn von den Kreuzzügen nur zwei besprochen werden, so ist das doch zu wenig. Den Kampf Johann XXII. mit Ludwig dem Bayern und den Kurverein zu Rense vermißt man ungern. Wir wünschen dem Verf. den gleichen Erfolg mit seinem neuen Werke wie mit seinen „Charakterbildern".

Breslau. Hermann Hoffmann.

---

1) Hermann Fischer, Grundzüge der deutschen Altertumskunde. 40. Bändchen von „Wissenschaft und Bildung". Leipzig 1908, Quelle & Meyer. V u. 135 S. 8. geh. 1 M, geb. 1,25 M.

Ein vortreffliches Büchlein. Auf engem Raum wird die deutsche Altertumskunde, von den ältesten Zeiten bis zum Mittelalter, gedrängt, klar und übersichtlich behandelt. Ein besonderer Vorzug ist die große Vorsicht der Darstellung: es wird nichts als Tatsache mitgeteilt, was nur Vermutung ist; in strittigen Fällen werden die überlieferten Tatsachen berichtet, und der Leser behält die Freiheit, wenn er will, einen andern Schluß daraus zu ziehen, als der Verfasser es tut.

Hier und da wird die Darstellung zu knapp. So wird auf S. 111 gesagt: „Auch Totenorakel kennt das germanische Altertum", und auf S. 115 wird darauf Bezug genommen mit den Worten: „Von Totenorakeln war schon die Rede". Derartige Mitteilungen sind für den gewöhnlichen Leser selbstverständlich wertlos. — Auf S. 116 heißt es: „Die Sachsen mußten sich 785 bei Todesstrafe taufen lassen". Das klingt, als wenn das ganze Volk auf einmal getauft worden wäre. — Der mehrfach vorkommende Ausdruck „tauschieren" bedarf wohl für die meisten Leser einer kurzen Erklärung. Auf S. 19 liegt ein Versehen vor. Das ostgotische Reich brach endgiltig 555 zusammen. Nur zu dieser Zahl paßt die Angabe „einundzwanzig Jahre". Doch muß es statt „später" „früher" heißen; denn es handelt sich um Ereignisse nach Christi Geburt. — Der Druck ist sehr sorgfältig. Ein einziger Druckfehler ist mir aufgefallen: auf S. 7 La Téne. Nicht als solcher ist wohl zu rechnen der Ausdruck auf S. 109: Christliche Institutionen gehören nicht her. Es liegt da wohl eine süddeutsche Eigentümlichkeit vor, wie auch an andern Stellen des Buches.

Das Register (deutsch: Sachweiser) dürfte etwas reichhaltiger sein. Beispielsweise würde es zweckmäßig sein, auf Erklärungen von Ausdrücken wie Feldwaldwirtschaft und Feldgraswirtschaft hinzuweisen.

Was ich aber ganz besonders empfehlen möchte, das ist die Hinzufügung einiger Skizzen und Abbildungen, z. B. des Grund-

Digitized by Google

risses eines Gewanndorfes, eines Kelts und anderer Dinge. Was ein Spinnwirtel ist, dürfte den meisten Benutzern des Buches unbekannt sein, und selbst die Beschreibung eines Spießes auf S. 125 würde durch eine Abbildung zweifellos gewinnen. In den Schulen stehen ja beim Unterricht solche Abbildungen zur Verfügung, aber doch nicht all den andern Lesern dieser vorzüglichen Sammlung.

2) Wilhelm Paszkowski, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes. Vierte Auflage. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 304 S. 8. geb. 3,60 ℳ.

Im Jahre 1904 durfte ich die erste Auflage dieses Buches besprechen, jetzt schon die vierte: gewiß ein vollgiltiger Beweis für seine Güte und Brauchbarkeit. Da mir die 2. und die 3. Auflage nicht bekannt sind, so beschränke ich mich darauf, die Vorzüge zu nennen, die die 4. vor der 1. hat.

Drei Aufsätze sind weggefallen, dafür sind 10 neue hinzugekommen, außerdem zwei Briefe Bismarcks an seine Gattin und 46 Seiten erklärender Anmerkungen. Auf diese Weise ist das Buch von 196 auf 304 Seiten angewachsen. Ich nenne auch das einen Vorzug. Wenn die Auswahl wirklich in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens einführen soll, so ist eine gewisse Fülle unerläßlich. Und die neuaufgenommenen Stücke sind vortrefflich ausgewählt.

Auch die Zeilenzählung am Rande und die genauere Betitelung einiger Stücke verdienen erwähnt zu werden, nicht minder der sorgfältige Druck.

Die erklärenden Anmerkungen genau durchzuprüfen, konnte nicht meine Aufgabe sein. Ich habe mich begnügt, die zu den neuen Stücken durchzusehen. Nur ein paar Kleinigkeiten merke ich an. 7, 15: Das fruchtbare Land der Elb- und Wesermarschen ist in erster Linie den Flüssen, nicht dem Meere zu danken. 10, 10: Franz II. legte die deutsche Kaiserkrone 1806, nicht 1805 nieder. 11, 26: Die bessere Form ist Hanse. 240, 28: Gesellin steht hier wohl nicht für Gefährtin, Genossin, sondern für Mädchen und Frau. 242, 16: Krume bezeichnet die lockere (nicht nur die locker gemachte) Erdschicht (Humus) im Gegensatz zu dem harten Fels darunter, wie beim Brot das lockere Innere im Gegensatz zu der harten Rinde.

Für die 5. Auflage möchte ich empfehlen, die in Nr. 44 genannten Pflanzen durch die lateinischen Namen zu erklären. Das würde den Ausländern jedenfalls sehr willkommen sein, vielleicht auch manchem Landsmanne.

Alles in allem ist Paszkowskis Lesebuch ein vortreffliches Werk, das auch von Deutschen fleißig gelesen zu werden verdient.

Digitized by Google

3) **Fritz Lienhard, Das klassische Weimar.** 35. Bändchen von „Wissenschaft und Bildung". Leipzig 1909, Quelle & Meyer. 161 S. 8. geh. 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

Daß dieses Bändchen ganz dem Zweck der Sammlung entspricht, den Leser schnell und mühelos in wissenschaftliche Fragen einzuführen und auch dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre zu bieten, das möchte ich bezweifeln. Wer etwa eine anschauliche, übersichtliche Schilderung der Lebensverhältnisse in Weimar zur Zeit Goethes erwartet, der würde sicherlich enttäuscht sein. Dieses Bändchen setzt doch einige Kenntnisse voraus, und mit Recht, bietet dann aber auch weit mehr: eine geistvolle Darstellung aller der geistigen Zusammenhänge, die in dem klassischen Weimar ihr Ziel und ihren Mittelpunkt hatten. Durch das ganze geistige Leben Deutschlands führt uns der Verfasser hindurch, um uns in immer enger werdenden Kreisen schließlich nach Weimar zu geleiten. Er selbst steht hoch über seinem Stoffe, er durchdringt ihn mit dichterischem Feingefühl und weiß ihn mit der sichern Hand des Sprachkünstlers zu gestalten.

Ein Beispiel seiner feinen Darstellungsweise möchte ich geben. Den Unterschied zwischen sentimentalischen und naiven Dichtern — und Künstlern überhaupt — faßt er so: „Jene Sentimentalischen gestalten ihr Ideal ringend und mühsam, diese anschauungsstillen und fein horchenden Genies formen es mühelos; jene haben Furchen auf der Stirne, diese ein Lächeln; jene suchen, diese sind; jene Gedankenarbeiter sind im Panzer, diese ruhig Schauenden gehen im Feiertagsgewand und wandeln im Lande der Erfüllung". Von den 12 Abschnitten befriedigt mich der über Goethe am wenigsten. Doch liegt das zum Teil daran, daß natürlich im ganze Buche von Goethe die Rede ist und Wiederholungen vermieden werden mußten.

Mein Gesamturteil ist dieses: wir haben hier ein schönes, gehaltvolles Buch, das keiner ungelesen lassen sollte, der volle Klarheit über die Entwicklung unseres deutschen Schrifttums wünscht.

Darf man nun an einem solchen Buche auch Kleinigkeiten rügen? Ich denke doch. Je bedeutender der Verfasser ist, desto höhere Anforderungen darf man an ihn stellen.

Die Sprache ist selbstverständlich gewandt und geschmackvoll. Um so überflüssiger sind einige Fremdwörter, die der Verfasser zu lieben scheint, während er sonst zu fremden Ausdrücken anderer die Verdeutschung hinzufügt. So gebraucht er wiederholt „sich polarisieren" für „das Gegenstück, den Gegenpol bilden". „Esoterisch" wird mehrfach in dem üblichen Sinne gebraucht; an einer Stelle aber (S. 22) ist es mir nicht klar, was damit gegemeint ist. Was heißt „esoterische Ruhe" im Gegensatz zu politischer Unruhe? Ruhe der wenigen Berufenen? Oder Ruhe der innerlichen Ausbildung? Oder nichts als innere Ruhe? Ich

Digitized by Google

meine: unsere gute deutsche Muttersprache ist doch immer das beste und sicherste Mittel, einem Gedanken klaren, für alle Leser oder Hörer gleich verständlichen Ausdruck zu geben. Auf S. 87 ist die Rede von einem „Reformanden- und Weltbeglückungsdrang“. Wenn es durchaus ein Fremdwort sein soll, so darf es füglich nur Reformantendrang heißen.

Eine Eigentümlichkeit des Verfassers ist es, von zwei auf gleicher Stufe stehenden Eigenschaftswörtern das eine stark, das andere schwach zu beugen, z. B. auf sachlichem, historischen Boden (S. 7), mit Goethes auch bedeutsam fleißigem, aber reich ausgebreiteten Aufenthalt (S. 101). Ich muß gestehen: es tut mir in der Seele weh, wenn ich eine sonst so geschmackvolle Darstellung in solcher Gesellschaft sehe. Ebenso mißfällt mir die Verwendung des ungebeugten Eigenschaftsworts in nicht gehobener Sprache. Ein wirksam Mittel (S. 97) mag angehn, aber „körperlich Wohlbehagen“ (S. 93) bereitet mir körperliches Mißbehagen.

Von Druckfehlern und andern Versehen merke ich folgende an: verwickelsten (S. 24), starcke (S. 32), Universitätsstädte, auf denen (S. 67), philantropisch (ebendort), Bocaccio (S. 114), Zierrat (S. 128), Karrikatur (S. 135), Rhytmus (S. 136/7) und zu Eckermann schreiben (S. 137).

Lüdenscheid. Richard Jahnke.

Goethes Werke, Vollständige Ausgabe in 40 Teilen = 20 Bänden. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Gesamtregister versehen von Karl Alt in Verbindung mit Emil Ermatinger, S. Kalischer, Wilhelm Niemeyer, Rudolf Pechel, Robert Riemann, Eduard Scheidemantel und Christian Waas. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Ohne Jahr. Jeder Band brosch. 1,50 M, geb. 2 M.

Durch den glücklichen Fund des Wilhelm Meister in Urform ist die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt wieder einmal auf Goethe gelenkt worden. Um so mehr kann eine neue und in mancher Hinsicht eigenartige Ausgabe seiner Werke, die nicht ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken dient, auf allgemeines Interesse rechnen. Drei Bände liegen bis jetzt vor; sie umfassen die Teile 5 bis 10, 27, 28 und enthalten u. a. Götz, Clavigo, Egmont, Iphigenie, Tasso, Faust, die drei Schweizer Reisen sowie die an den Rhein, Main und Neckar.

Die Einleitungen fassen nicht nur die bisherigen Ergebnisse der Forschung übersichtlich zusammen, sondern enthalten auch eigene Studien der Herausgeber; dies gilt besonders von der Einleitung zum Faust, die Karl Alt verfaßt hat.

Der Text ist nach neuen Grundsätzen revidiert worden. Er hält nämlich die Mitte zwischen der Weimarer Ausgabe, die bekanntlich auch die Fehler der Ausgabe letzter Hand enthält, und der Cottaschen Jubiläumsausgabe, die immer auf die ursprünglichen

Digitized by Google

Fassungen zurückgeht und daher manche wohlbegründete Änderungen Eckermanns und anderer Gewährsmänner wieder beseitigt.

Außer drei Bildern sind auch zwei Karten mit farbiger Einzeichnung der Reisewege dem elften Bande beigegeben.

Alles in allem machen die drei Bände den besten Eindruck, und nach meiner Ansicht gibt es keine Goethe-Ausgabe, die bei solcher innerlichen und äußerlichen Gediegenheit so wohlfeil ist. Sie liegt voraussichtlich Ende 1912 abgeschlossen vor. Anmerkungen und Gesamtregister sollen am Schluß in besonderen Bänden erscheinen; das Register wird, nach der Ankündigung des Verlages, ein Personen- und Sachregister zu sämtlichen Werken darstellen, „wie es in dieser Vollständigkeit bisher noch nirgends versucht worden ist"; es soll sechs Unterabteilungen umfassen und kann für die Forschung außerordentlich wertvoll werden.

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) Das Nibelungenlied. Übersetzt von Karl Simrock, herausgegeben von Georg Holz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig u. Wien 1909, Bibliographisches Institut (Meyers Klassikerausgaben). 45 u. 360 S. 8. 2 ℳ.

Nachdem Simrocks Werke freigeworden sind, ist eine billige Gesamtausgabe, von G. Klee besorgt, im Hesseschen Verlage erschienen. Sie ist im wesentlichen nur ein Neudruck und daher lediglich als Geschäftsunternehmen zu betrachten. Anders steht es mit der vorliegenden Neuausgabe der Nibelungenübersetzung von G. Holz. Hier ist Simrocks Einleitung vollständig durch eine neue, den neuesten Stand der Nibelungenkritik verarbeitende, ersetzt worden; außerdem ist der Text mit Worterklärungen in Fußnoten versehen und in ausführlichen, angehängten Anmerkungen kritisch beleuchtet worden; also Simrocks Übersetzung nach der letzten Ausgabe von 1906 (übrigens unter Heranziehung auch der früheren Auflagen, besonders der von 1859) mit allen für tieferes Verständnis nötigen wissenschaftlichen Beigaben auf Grund des jetzigen Standes der Forschung. Auch eine Textprobe aus der Handschrift C ist beigegeben.

Die Einleitung orientiert zunächst im allgemeinen über die Entstehung der Volksepen durch die fahrenden Sänger und verbreitet sich in einem zweiten Abschnitt über die Quellen der Nibelungensage. Die deutsche und die nordische Überlieferung sind zwei Versionen, die sich frühzeitig voneinander getrennt und dann selbständig weiter entwickelt haben. Die nordische Version in der Edda und der Völsungensage wird zunächst beleuchtet. Von Interesse ist die Feststellung einer doppelten Schicht: die eine hat Sigurd als einen Helden niederer Abkunft, die andere als Herrschersohn; erstere, die ältere, erklärt nach Holz die immer wieder auftretende dienstbare Stellung Siegfrieds, besonders bei der Werbung um Brynhild, bei der Hochzeit und dem Streite der

Digitized by Google

Frauen; sogar Sigurds Auszug von Brynhild, nachdem er sich mit ihr verlobt hat, will Holz hierdurch erklären: Brynhild habe ihn, den niedrig Geborenen, ausgesandt, sich erst ein Reich zu erobern, und mit diesem Verlangen sei er eben zu Gjucki gekommen, sowie Siegfried im deutschen Nibelungenliede nach Worms. Die andere Version, in der Sigurds Sohn Sigmunds und der Hjördis ist und am Hofe des Dänenkönigs Alf aufwächst, dann aber unmotiviert von Regin erzogen wird, der ihm die Geschichte vom Zwerg Andvari, dem Hort, Fafnir und dem Ringe erzählt, ferner der Drachenkampf, die Vogelsprache, die Auffindung Brynhilds und ihre Einführung als bestrafte Walküre, kennzeichne sich als jüngere Erweiterungsdichtung, wie denn überhaupt alles persönliche Eingreifen von Göttern immer als spätere Erfindung zu betrachten sei. Man kann nicht leugnen, daß diese Auffassung etwas sehr Bestechendes hat und gar manches Problem erklärt oder doch sehr vereinfacht, besonders den Umstand, daß diese ganze Geschichte in der deutschen Version fehlt, während die Grundzüge jener älteren Schicht sich deutlich auch in dieser wiedererkennen lassen. Aber dennoch geht es schwer an, zu glauben, jener ganze mythische Apparat sei willkürliche, phantastische Erfindung eines oder mehrerer Dichter.

Von den deutschen Versionen wird alsdann noch die Thidreksage dargestellt, soweit sie zum Nibelungenliede Beziehung hat. Es erhellt, daß diese die Nibelungensage in einer unserm Liede nahe verwandten Fassung verarbeitet hat.

Das dritte Kapitel behandelt die geschichtlichen Grundlagen der Sage. Hier tritt, möchte man sagen, der grundsätzlich antimythische Standpunkt des Verfs. deutlich hervor und fordert zum Widerspruch heraus. Die fränkische Königsgeschichte des 6. Jahrhunderts ist allerdings schon öfter zur Erklärung herangezogen worden, doch nur in der Weise, daß mythische Überlieferungen an historischen Persönlichkeiten und Vorgängen, die verwandte Situationen boten, Gestalt gewannen; hier aber wird die fränkische Geschichte von Chilperich und Sigebert, Brunichild und Fredegunde als vollkommen ausreichende, lediglich geschichtliche Grundlage der Siegfriedsage hingestellt. Welche Gewaltsamkeiten dabei nötig werden, mag nur folgender Satz zeigen (S. 24): „Eine wesentliche und nicht leicht zu durchschauende Verschiebung entsteht noch durch die Beseitigung des Chilperich; dieser ist gewissermaßen in der Gestalt seines Gegners Sigebert mit aufgegangen; dadurch sind die beiden feindlichen Frauen zu Gattinnen desselben Mannes geworden, und das hat augenscheinlich dazu geführt, Brunhild als die von Haus aus rechtmäßige Gattin (verlobte Braut) des Siegfried anzusehen, die durch die Ränke der Chrimhild aus ihren Rechten verdrängt worden ist“. Sigebert, Siegfried, Sigurd gehen nach Holz leicht ineinander über, da die zweiten Glieder der Komposita sehr nahe klangverwandt sind („sie bestehen alle drei

Digitized by Google

aus Labial, Vokal mit r, Dental")! Der Drachenkampf sei eine Übertragung aus einer ursprünglich ganz selbständigen Siegmundsage; die Namensähnlichkeit habe den Findling Siegfried zum nachgebornen Sohne Siegmunds gemacht. Dies ist offenbar für die Frage nach einem mythischen Hintergrunde ganz gleichgiltig. Das Waltharilied kennt die Verbindung der Siegfriedsage mit der Attila-Burgundengeschichte noch nicht, und Hagen erscheint dort lediglich als treuer Lehensmann. In der Siegfriedgeschichte sei er dagegen nur Ausführer des Mordes gewesen, die Lehenstreue sei dann in der späteren Verbindung zum Motiv des Mordes gemacht worden. Den Namen „Nibelung" führt Holz — was übrigens schon Müller (Mythologie der deutschen Heldensage, S. 57 ff.) geltend gemacht hatte — auf einen Seitenzweig der Karlinger zurück, von dem er als Geschlechtsname auf das burgundische Königshaus übertragen sei; er verhalte sich zu diesem wie etwa „Amelung" zu „Gothen". Das ist an sich nicht unmöglich, aber Tatsache ist, daß die Burgunden eben nur in Sage und Dichtung Nibelungen genannt werden, und mindestens sehr möglich ist, daß für jenen Karling der Name eben aus der Sage genommen ist. Gegen die Möglichkeit der Übertragung mythischer, an den Namen Nibelung geknüpfter Vorstellungen auf die Burgunden kann aus dem geschichtlichen Vorkommen des Namens offenbar nichts gefolgert werden.

Es würde hier zu weit führen, den Ausführungen des Verf.s im einzelnen nachzugehen. Er gibt schließlich ein Bild der Sage, wie sie etwa um 800 gestaltet sein mochte, als sie nach dem Norden überführt wurde, dessen wesentliche Punkte sind, daß Siegfried, Siegmunds nachgelassener Sohn, von einem Schmiede unerkannt erzogen, einen Drachen tötet, dadurch den Schatz gewinnt, um die Königstochter Brynhild wirbt und deren Hand um den Preis eines Königreiches, das er sich erobern muß, erhalten soll. Um ein solches zu gewinnen, geht Siegfried zu den Burgundern, wird aber von diesen als Freund und dann als Familienglied aufgenommen, indem man ihm die Hand der Chrimhild gibt. Siegfried hilft nun Gunther zur Gewinnung Brynhilds, die, um sich für Siegfried zu bewahren, allen Freiern Bedingungen stellt, deren Lösungen eben nur Siegfried bekannt sind. Vermeintlich vom mächtigen König Gunther gewonnen, spielt sie die Hochmütige gegenüber Chrimhild, der Findlingsgattin. So entsteht der Streit der Königinnen und dessen Folge, die Ermordung Siegfrieds durch Hagen, Versöhnung Chrimhilds mit den Brüdern durch Wehrgeld, deren Vermählung mit Attila, Attilas Anschlag, den Brüdern den Hort abzunehmen, und schließlich Chrimhilds Rache an Atli. Man sieht, es sind mit Plan und Absicht alle mythischen Beziehungen, ja auch jeder tiefere psychologische Gehalt ausgemerzt. Gegen die erschreckende Niedrigkeit der Gesinnung Siegfrieds und Brynhilds und gegen den Gedanken, daß diese den wesentlichsten Bestandteil einer das

Digitized by Google

idealistische Germanenvolk ganz erfüllenden Sage gebildet haben soll, sträubt sich jedes gesunde Gefühl. Aber auch hier konnte ein mythisches Element, der Drache als Schatzhüter, nicht beseitigt werden. Warum soll denn ein weiterer mythischer Hintergrund unmöglich sein? Gegen die Annahme, daß historische Persönlichkeiten zu Trägern mythischer Vorstellungen geworden sind in dem Sinne, daß mythische Vorstellungen, vor allem die vom Untergange des Frühlingsgottes durch die kalten, dämonischen Mächte der Unterwelt, der an historische Vorgänge sich anschließenden Heldensage wesentliche Züge gespendet hat, scheint mir in keiner Weise widerlegt und auch nicht widerlegbar. Die Geschichte allein reicht zur Erklärung der großartigen Typen Hagens und Siegfrieds, der Nibelungen und des Nibelungenhortes nicht aus.

In Bezug auf die Textgeschichte unseres Liedes, der der 4. Abschnitt gewidmet ist, stellt Holz folgende Ansicht auf. Nachdem im 10. Jahrhundert die am Niederrhein heimische Nibelungensage nach Süddeutschland verpflanzt und der Dietrichsage einverleibt ist, entsteht um die Mitte des 12. Jahrhunderts eine Ballade vom Untergange der Nibelungen, das alte Gedicht von der „Nibelunge Not“. Dies hat mit Benutzung noch anderer alter Quellen etwa unter Herzog Leopold I. von Österreich ein Dichter für ein ritterliches Publikum zu unserm Epos erweitert (Grundlage für Hs. B). Eine neue Bearbeitung erfolgte um 1190 durch den Dichter der „Klage“. „Es hat nun den Zustand, der für uns durch Vergleichung der beiden Texte (B und C) noch erreichbar ist“. Um 1200 entsteht dann eine glättende und verfeinernde Bearbeitung, die den Titel „Der Nibelunge Lied“ (C) erhält, und um die Mitte des 13. Jahrh. geriet ein wesentlich niedriger stehender Mann wieder auf den alten Text, modernisierte ihn ein wenig und schuf auf diese Weise die uns erhaltene „Nibelunge Not“ (B). Letztere ist also zwar jünger als C, aber durch die Benutzung der alten Dichtung trotzdem altertümlicher. Dieses Handschriftenverhältnis hat für weitere Kreise weniger Interesse; bemerkt sei aber, daß auch hier die neuerdings zum Siege gelangte Ansicht festgehalten wird, daß unser Nibelungentext das einheitliche Werk eines Dichters sei, der allerdings alte Quellen, darunter sicher die alte Ballade vom Untergang der Nibelungen, hineingearbeitet hat.

Zum Schluß beleuchtet Verf. die Simrocksche Übersetzung, deren Mängel er anerkennt. Merkwürdigerweise aber meint er, daß dem Zwecke, den Urtext dem gebildeten Laien nahe zu bringen, eine sklavische Übersetzung, wie es die Simrocks ist, entschieden besser diene, als eine freie Nachdichtung des alten Werkes. Gibt es denn nicht das tertium, eine wirklich neuhochdeutsche Übertragung, wie sie mit Erfolg von Freytag, Kamp u. a. versucht ist? Simrocks Werk braucht schließlich eine solche

Digitized by Google

Verteidigung nicht. Es hat seine geschichtliche Bedeutung und verdient eben deshalb erhalten zu werden. Daß es nun den nötigen Kommentar empfangen hat, ist durchaus dankenswert.

Die Anmerkungen S. 337—360, sagen- und textkritischer Art, bilden im wesentlichen die Ergänzung zur Einleitung und beleuchten besonders die Arbeitsweise des Dichters.

2) Wilhelm Meisters theatralische Sendung von Goethe. Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren von Gustav Billeter. Zürich 1910, Rascher & Co. 111 S. 1,60 *M*.

Über die Entstehungsgeschichte des „Wilhelm Meister" sind wir durch Aufzeichnungen und Briefe Goethes und seiner Freunde hinlänglich unterrichtet. Es war auch bekannt, daß die ersten sechs Bücher, die von 1777 bis 1785 entstanden, eine ganz andere Gestalt hatten als die ersten Bücher der Umarbeitung, die Goethe ernstlich seit 1794 in Angriff nahm und 1795 vollendete. Eine Äußerung Herders, der mit der Umarbeitung sehr unzufrieden war, zeigte sogar, worin der wesentliche Unterschied zwischen Umarbeitung und der ursprünglichen Gestalt bestand. Er bezeichnet es als deren Vorzug, „daß man den jungen Menschen (Meister) von Kindheit auf kennen lernte, sich für ihn allmählich interessierte und an ihm Teil nahm, auch da er sich verirrte", während er in der Umarbeitung gleich da erscheine, wo wir ihn nicht sehen möchten, und wir könnten uns seine Verirrungen nur durch den Verstand erklären. Was diese Andeutung Herders in sich schloß, konnte man natürlich nicht ahnen, man legte nicht viel Gewicht darauf und war überzeugt, daß hier eben nur Entwürfe vorgelegen hätten, die erst später ein Kunstwerk geworden seien, hatte daher auch keinen besonderen Anlaß zur Klage, daß dieser Entwurf nicht mehr vorhanden war. Hatte doch Goethe selbst ihn 1794 bei der Umarbeitung eine „Pseudokonfession" genannt, die ihm nun von Herzen und Hals kommen solle, und war doch Schiller des begeisterten Lobes voll für die unter seinem freundlichen Drängen vollendeten „Lehrjahre". Nun ist der „Urmeister", d. h. die von 1777 bis 1785 geschriebenen sechs Bücher, deren Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" lautete, durch einen glücklichen Zufall wiedergefunden worden, und zahlreiche Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften haben dargetan, daß hier ein Werk vorliegt, das für das Verständnis des jungen Goethe dieselbe Bedeutung hat wie der Werther und Urfaust und nach Form und Inhalt weit höher steht als die drei ersten Bücher der „Lehrjahre", denen sie etwa entsprechen. Dieses Urteil beruht allerdings noch nicht auf der vollständigen Kenntnis des Fundes, sondern nur auf den Proben, die der glückliche Entdecker, Dr. Gustav

Digitized by Google

Billeter, Gymnasialprofessor und Privatdozent für klassische Philologie Zürich, unter dem oben genannten Titel veröffentlicht hat, aber daß es das Richtige trifft, ist nach diesen Mitteilungen Billeters nicht zweifelhaft.

Über die glückliche Fügung, die zur Entdeckung führten, hier zu berichten, dürfte unnötig sein, da die Tatsachen aus den Zeitungen wohl allgemein bekannt sind. Billeter spricht in seiner Einleitung eingehend darüber; er läßt uns seine Entdeckung, seine Überraschung, Erregung, seine Stimmungen mit erleben und gibt eine allgemeine Würdigung des Werkes, seiner Entstehung und seiner Bedeutung für Goethes Entwicklung. Zugleich rechtfertigt er sein Verfahren, vorläufig nur Proben der Handschrift zu geben und die Auswahl aus diesen. Die Herausgabe des Ganzen hat noch gewisse im Autorenrecht begründete Schwierigkeiten; wir können dem Herausgeber also nur dankbar sein, daß er uns einen vorläufigen Einblick gewährt, und daß er dazu den interessantesten und wichtigsten Teil, die ersten vier Kapitel des ersten Buches, vollständig und von den übrigen Kapiteln des 1. und 2. und 4. Buches die abweichenden Stücke gewählt hat. Den drei andern Büchern stehen die „Lehrjahre“ ziemlich nahe. So gewinnen wir schon hier den vollen Eindruck der Frische, Unmittelbarkeit und Plastik, mit der die Kindheit Meisters und das Erlebnis des Puppentheaters erzählt ist, und ihm gegenüber erscheint nun die Umarbeitung, die das alles Wilhelm seiner Geliebten aus der Erinnerung in endloser höchst gezwungen eingeführter Unterhaltungseinlage berichten läßt, wirklich als das, was sie ist: eine entschiedene Verschlechterung, die Goethe eigentlich unbewußt schon selbst richtet, indem er Mariane bei Wilhelms Erzählung einschlafen läßt. Wer hätte nicht an diesem ungeschickten Einschiebsel im jetzigen Meister — er sei denn völlig kritikloser Enthusiast — schon Anstoß genommen? Jetzt ist die Lösung da, es ist eine aus rein theoretischen, wahrscheinlich an Wielands Agathon gebildeten Erwägungen vorgenommene Umformung, die die Fühlung mit Geist und Art des ersten Wurfs völlig verloren hatte. Die „Lehrjahre“ wurden ein Bildungsroman, für den Wilhelms „theatralische Sendung“ nur der Ausgangspunkt war.

Die Lektüre der Mitteilungen Billeters ist insofern nicht leicht, als er, außer beim 2.—4. Kapitel des 1. Buches, bei den Partien, die im wesentlichen mit Stücken der Lehrjahre identisch sind, auf diese verweist, so daß man, wenn man den rechten Eindruck haben will, die Lehrjahre daneben haben und daraus ergänzen muß. Es wird jedoch nicht mehr lange dauern, dann liegt der vollständige Neudruck, wahrscheinlich von Prof. Maync in Zürich besorgt, vor, und die Goethe-Ausgaben müssen künftig den Meister in doppelter Gestalt bringen, wie auch den Götz.

Digitized by Google

3) Freiligraths Werke. Sechs Teile in zwei Bänden. Herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Julius Schwering. Berlin, Leipzig etc., Bong & Co. (Goldene Klassiker-Bibliothek). 4 *M*.

Mit der Herausgabe von Freiligraths Werken durch J. Schwering hat sich die Goldene Klassiker-Bibliothek ein besonderes Verdienst erworben. Schwering hat zum ersten Male Freiligraths handschriftlichen Nachlaß im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar benutzt. Der Text ist an der Hand der Urschriften sorgfältig geprüft, an vielen Stellen berichtigt, für die Entstehung mancher Gedichte sind sichere Datierungen gewonnen, und zahlreiche Lesarten konnten in den Anmerkungen mitgeteilt werden. Für das ausführliche Lebensbild Freiligraths, das dem ersten Teile vorangeschickt ist, konnten ungedruckte Briefe Levin Schückings, Geibels, Kinckels, Dingelstets u. a., ebenso mancherlei bisher unbekannte Aufzeichnungen aus alten Zeitschriften, Taschenbüchern und Tagesblättern benutzt werden. Selbstverständlich ist die gesamte Literatur über Freiligraths Leben und Dichten herangezogen. Die Anmerkungen am Schluß des zweiten Teiles geben wertvolle Nachweise sowohl zum Lebensbild als für Entstehung, Veröffentlichung und Textgeschichte der Gedichte. In der Anordnung ist der Herausgeber im wesentlichen dem Dichter selbst gefolgt, doch hat er die Übersetzungen sämtlich in den zweiten Band (Teil 4—6) verwiesen, so daß nun der erste Band (Teil 1 bis 3) sämtliche Originaldichtungen enthält, der zweite die Übersetzungen und einen Anhang von ausgewählten Briefen. Im ersten Bande enthält der erste Teil die Gedichte von 1838 und die Nachlese von 1849 „Zwischen den Garben“, der zweite „Ein Glaubensbekenntnis“ (1844), „Ça ira“ (1846), „Neuere politische und soziale Gedichte“ (1849, 1851), „Zwei poetische Episteln“ (1852); der dritte „Neueres und Neuestes“ (1840—1870), „Jugenddichtungen“ (1826—1834) und „Gedichte und Fragmente aus dem Nachlaß“ (1833—1849).

Das Jahr 1810 bringt uns die 100jährige Wiederkehr des Geburtstages Freiligraths. Seine Bedeutung als malender und stimmungsvoll beschreibender Dichter ist noch heute unbestritten und ungeschmälert. Schwerings Lebensbild charakterisiert ihn nach dieser Seite hin vortrefflich. Aber auch dem Menschen Freiligrath wird es in vollem Maße gerecht, seiner deutschen Treue, seinem Pflichtgefühl, seinem Irren aus edlen Motiven, ohne in wohlfeile Lobrednerei zu verfallen. Die Ausgabe ist ein würdiges Denkmal für das Geburtstagsjubiläum des Dichters.

Berlin. Gotthold Boetticher.

Digitized by Google

Heinrich v. Kleists Werke in 6 Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Hermann Gilow, Willi Manthey, Wilhelm Waetzoldt. Zweite, revidierte Ausgabe. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 2 Bände. geb. 3,50 ℳ.

Die Ausgabe gehört zur Goldenen Klassiker-Bibliothek. An ihrer Spitze steht als biographische Einleitung die Adolf Wilbrandtsche Monographie; doch hat diese durch wichtige Zusätze aus den Arbeiten von Brahm, Servais, Steig und Rahmer Ergänzungen erfahren, mit denen die Anmerkungen zum ersten Teile des Ganzen eröffnet werden. Sie geben deutliche Richtlinien für die Erkenntnis der eigenartigen und schwer verständlichen Persönlichkeit unsers Kleist. Auch den andern fünf Teilen sind erläuternde Anmerkungen beigefügt, die wir mit den erstgenannten am Schlusse des zweiten Bandes vereinigt sehen. Den ersten Teil füllen die lyrischen Gedichte — Lyrik im eigensten Sinne des Wortes hat Kleist nicht vorzuweisen — mit einer lesenswerten Einleitung von Waetzoldt. Der zweite Teil enthält die Familie Schroffenstein, Robert Guiskard, Amphitryon, den zerbrochenen Krug und Penthesilea. In ihren Einleitungen spricht sich Manthey über die Handlung der Stücke, die Hauptcharaktere, Entstehung, geschichtliche Verhältnisse, Quellen, Kunstform und Bewertung aus. Aus seiner Feder stammen auch die dazu gehörigen Anmerkungen, wie desgleichen die zum Käthchen von Heilbronn im dritten Teile, einem Stücke, über das uns die von ihm geschriebene Einleitung erläuternde Aufschlüsse gibt. Außerdem umfaßt dieser Teil die Hermannsschlacht und den Prinzen von Homburg mit Anmerkungen und Einleitungen von Gilow, die vor allem auch der inneren Bedeutung der Dramen gerecht zu werden suchen. Der vierte Teil bietet die Erzählungen mit der Waezoldtschen Kommentierung, vermischte Aufsätze der fünfte, von demselben redigierte Teil, während dem sechsten die Briefe — auch diese mit der Einführung und den Auslegungen Waetzoldts — zugewiesen sind. Überall werden über die Grundlage des Textes die nötigen Notizen gegeben; im allgemeinen beruht er auf der durch Erich Schmidt, Reinhold Steig und G. Minde-Pouet für die Ausgabe des Bibliographischen Instituts geschaffenen Fassung. Dem ersten Bande ist ein Bildnis des Dichters, dem zweiten das Faksimile eines an seine Schwester Ulrike gerichteten Briefes vorgeheftet.

Zumal in Anbetracht des billigen Preises kann man diese auch höheren Ansprüchen genügende Ausgabe des allmählich immer mehr zu seinem Rechte gekommenen Dichters willkommen heißen. Man wird sie auch nach ihrer äußeren Ausstattung gern seiner Bücherei einverleiben. Liebhaber können in dieser Beziehung durch Wahl eines vornehmeren Einbandes je nach Geschmack und Bedürfnis ein übriges tun. Die Hauptsache aber ist, daß in der Ausgabe eine Veröffentlichung vorliegt, die zuverlässige Führung

Digitized by Google

solchen Lesern gewährt, die sich in die Werke des Dichters einleben wollen. Durch Druck und Papier sind auch ihre Augen in Obhut genommen. So mögen denn auch Lehrer und Schüler zur Benutzung des hier Gebotenen eingeladen sein.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

---

1) A. E. Schönbach, Walther von der Vogelweide. Ein Dichterleben, mit zwei Abbildungen. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin 1910, Ernst Hofmann & Co. 233 S. 2,40 *M*, geb. 3,20 *M*. („Geisteshelden", eine Sammlung von Biographien, begründet von A. Bettelheim, herausgegeben von Ernst Hofmann. Band I.)

Daß dieses Buch, welches „dazu bestimmt ist, ein knappes und in sich zusammenhängendes Bild von dem Leben und der Dichtung Walthers von der Vogelweide zu geben, und zwar gemäß dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Forschung", in 10 Jahren die dritte Auflage erlebt hat, ist ein erfreuliches Zeichen für die Teilnahme, die selbst ein größeres (gebildetes) Publikum unserm alten Dichter entgegenbringt. Freilich werden die Leser bei diesem weiteren Kreise nicht allein zu suchen sein. Denn der gelehrte Verfasser, der bekannte germanistische Professor an der Universität Graz, welcher hier gewissermaßen den Extrakt seiner Waltherforschung, den Ertrag seiner Lebensarbeit, freilich ohne alles gelehrte Beiwerk, ohne Begründung im einzelnen dargelegt, mußte naturgemäß auch die Kenner wie die Lernenden anregen, von dem Buche Kenntnis zu nehmen. Wer Einzelfragen lösen und ihre Untersuchungen kennen lernen will, muß natürlich noch immer zu Wilmanns' Leben Walthers greifen und seine kommentierte Ausgabe in die Hand nehmen, Werke, die bedauerlicherweise unsere Kandidaten des höheren Lehramts oft kaum dem Namen nach kennen. Hier aber haben wir es mit einer zusammenhängenden Erzählung zu tun, in welcher die Lieder und Sprüche des Dichters in Übertragung eingefügt sind, so daß auch der bequem einen Einblick in die Dichtungen selbst gewinnt, der sie nicht im Urtext lesen kann und dem sie auch in einer Übersetzung ohne Kommentar ein Buch mit sieben Siegeln bleiben würden.

Die neue Auflage unterscheidet sich nun darin von ihren beiden Vorgängern, daß der Verf. statt der Übersetzung Sambabers eigene, meist wohl gelungene Übertragungen gegeben und K. Burdachs Untersuchungen berücksichtigt hat. Schlimm ist freilich in der Übersetzung von '*Ir sult sprechen willekommen*' die Stelle: „Deutsche Art bleibt doch voran in allem", und: „daß hier ein Weib mir lieber ist als anderwärts die Frauen" u. a. Wünschenswert wäre es gewesen, daß das Buch auch stilistisch eine Überarbeitung erfahren hätte. Besonders die Einleitung über die Verhältnisse des Mittelalters ist zu schwerfällig und schwer verständlich, und das wird selbst literarisch gebildete Laien leicht abschrecken.

Digitized by Google

Aber auch sonst tritt das hervor. Ich will nur ein Beispiel anführen. S. 23 heißt es: „Mit dem Entwickeln der alten Landaufteilung an die Eroberer zu der geschlossenen Organisation des Lehenswesens, vermittelt von dem wichtigen Bindegliede der Verleihung von Benefizien hauptsächlich aus geistlichem Besitz, durch die Einführung der Erblichkeit gefestigt und begrenzt, ist natürlich auch die lehenspflichtige Gesellschaft selbst verändert und bestimmt gegliedert worden“.

Bei der Anlage seines Buches war der Verf. natürlich gezwungen, auch die Minnelieder Walthers zeitlich zu ordnen, und dies war nur möglich, wenn er, wie Wilmanns in der ersten Auflage seiner Ausgabe und dem Textabdruck versucht hat, die Gedichte auf wirkliche Erlebnisse und Verhältnisse bezog. Wir sind heute darin mehr und mehr Skeptiker geworden, besonders wenn es sich darum handelt, ganze Zyklen zusammenzustellen und sie auf die Entwicklung eines bestimmten Liebesverhältnisses zu beziehen. Wir pflegen jetzt mehr der Erwägung Raum zu geben, daß der berufsmäßige Sänger, den wir durchaus von dem adligen Gelegenheitsdichter unterscheiden müssen, lediglich oder vorzugsweise darauf ausging, die höfische Gesellschaft durch seine Lieder angenehm und reizvoll zu unterhalten. Sein Minnedienst mochte also häufig wechseln, ja oft werden die Beziehungen gar nur fingiert gewesen sein. Wenn wir diese Möglichkeit zugeben, dann wird es bedenklich, aus den Liedern allzu weite Schlüsse zu ziehen und durchweg von Liebesverhältnissen zu reden, die auf Realisierung drängten und deshalb z. B. den Sänger nötigten, den Merkern und Aufpassern das Feld zu räumen und öfter den Ort seiner Kunstübung zu wechseln. Das geschah vermutlich häufiger aus dem Grunde, weil ein Sänger, der nicht sehr erfindungsreich war, der Gesellschaft langweilig wurde, oder daß ein weniger kunstfreudiger Herr die Lust verlor, den Hungrigen zu erhalten und zu kleiden.

Die Entscheidung dieser Fragen hängt natürlich mit den Vorstellungen von dem höfischen Leben jener Zeit aufs engste zusammen, und hierin ist es m. E. dem Verf. nicht gelungen, ein vollständig klares Bild zu entwerfen. Es ist sehr zweifelhaft, „daß anfangs nur der junge unvermählte Ritter und das Mädchen einander gegenübertraten (?) und der minnigliche Lehensdienst mit dem Ehebündnis abgeschlossen wurde“. Man muß doch wohl davon ausgehen, daß der Minnedienst als Nachahmung des Ritterdienstes mit Werbung und Eheschließung gar nichts zu tun hat. Der Ausdruck Lehensdienst ist dafür überhaupt nicht passend. Beide Worte kommen ja im Mittelalter gar nicht vor, dürfen aber nicht für dieselbe Sache gebraucht, also nicht gleichgestellt werden. Der Dienst des Lehensmannes ist etwas anderes als der des Ritters. Diese sind unfreie Diener ihres Herrn. Aus ihrem Kreise ging diese ritterliche Dichtung hervor, aus ihm der Minnesang und

Digitized by Google

der Minnedienst. Ist das so, so handelt es sich dabei sicher nicht um Liebeserklärungen, welche zur Ehe führen sollten. Denn die „Frauen“ am Hofe waren adlige Damen, eine Ehe mit ihnen für den Ritter ausgeschlossen. Das führt auch Schönbach im Folgenden klar aus. Aber er scheidet nicht deutlich die Ritter von den Adligen, ja Walther und Wolfram, Veldeke und Morungen u. a. sind ihm Glieder edler Geschlechter.

Reinmar etwa auch? Davon ist nichts gesagt. Aber die Gestalt dieses Mannes, der Walthers Lehrer war, ist bedeutsam. Denn er ist wie sein ritterlicher Schüler Sänger von Beruf und hat als solcher den Edlen gegenüber am Hofe („in der Welt“) oft einen schweren Stand (vgl. Minnesangs Frühl. 164, 3; 165, 14). Die Leute, das sind die Edlen am Hofe, spotten über seine ewigen Liebesklagen *mit zühtelôser vrâge* (167, 21). Der Frau legt er die Worte in den Mund, sie denke an nichts weiter, als wie sie sich vor dem Haß und Schelten der Leute bewahre, die sie zwingen wollen, den Ritter zu meiden (196 10). Das sind doch wohl ihre Standesgenossen, die sie davor bewahren wollen, einen Unedlen, Unfreien, einen Ritter zu lieben. Und 203, 10 sagt die Frau, sie wolle dem Ritter, der ihr das Leben lieb gemacht habe, holder sein als irgend einem ihrer Verwandten. Das braucht nun natürlich nicht wirklich geschehen zu sein. In dem Liede spricht sich nur der Wunsch des Dichters aus, daß es so sein möchte. Aber das Verhältnis des unfreien Ritters zur Edelfrau geht mit voller Deutlichkeit daraus hervor.

Wie konnte der Verf. solchen und vielen andern Tatsachen gegenüber sagen, Walther gehörte s i c h e r einem edlen Geschlechte an? Wie paßt dazu die Schilderung, die er S. 60 und 61 von dem armen fahrenden Mann entwirft? Es ist recht unerfreulich zu sehen, wie große Unsicherheit in dieser Hinsicht in unserer germanistischen Wissenschaft herrscht. Schönbach hält Walther für einen verarmten Edelmann, der sich der Kunst gewidmet hat und zum Fahrenden geworden ist — sein Landsmann Wallner für einen unfreien, rechtlosen fahrenden Sänger, der sich in die höfische Gesellschaft eindrängt und seine Liebeslieder an edle Frauen zu richten wagt. Größere Gegensätze sind nicht zu denken. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen, wie ich in dieser Zeitschrift Bd. LXIII (1909) S. 636 f. ausführlich dargelegt habe.

Auch in anderen Fragen weiche ich von dem Verf. ab. Ich will nur noch eine erwähnen. Die Kürnberglieder sind nach Schönbach nicht von einem Herrn von Kürnberg verfaßt, sondern sie sind eine Sammlung von Liedern verschiedener Männer und Frauen. Über das Erstere läßt sich ja bekanntlich streiten, aber das Letztere ist doch ganz unglaublich. Die Dichter-Individualität, die uns deutlich erkennbar in diesen reizenden Liebesspielen entgegentritt, von denen doch sicher wenigstens einige Strophen als

Digitized by Google

Rede und Antwort zusammengehören, müßte man dann einem Sammler zuweisen, der unter vorhandenen Liedern eine so feine Auswahl getroffen und so glücklich zusammengestellt hätte. Kein anderer Minnesänger vor Walther zeigt eine solche Eigenart wie dieser Verf. der dem Kürnberg (doch schon im 13. Jahrhundert) zugewiesenen Strophen.

2) P. Gizewski, Bildende Kunst und Literatur. Ein Hilfsbuch für die Behandlung der bildenden Kunst im Anschlusse an die deutsche Literaturgeschichte. Mit 155 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig 1910, Velhagen & Klasing. VIII u. 124 S. gr. 8. geb. 3 ℳ.

Der Titel läßt etwas andres erwarten, als das Buch gibt. Von der (deutschen) Literatur ist in ihm nicht die Rede, und „ein Hilfsbuch für die Behandlung“ etc. müßte doch darüber Auskunft geben, wie und wo man die Geschichte der bildenden Kunst an die der Literatur anzuknüpfen hat. Statt dessen gibt der Verf. ein Kompendium der gesamten Kunstgeschichte. Es ist tatsächlich ein Leitfaden, wie es viele gibt, nur die guten Abbildungen unterscheiden ihn von manchen anderen. Die sollen für die Klassenbesprechung bestimmt sein, der Text aber als Privatlektüre den Schülern dienen, die an der Sache besonderen Anteil nehmen und das Wenige, das der Lehrer bietet, im Zusammenhange durchzuarbeiten geneigt sind. „Die Besonderheit dieses Buches“, sagt die Vorrede, „liegt darin, daß es dem Schüler hilft, die in der deutschen Stunde begonnenen Gedankengänge weiterzuspinnen und ihm das Verständnis für größere kunstgeschichtliche Werke, die er etwa später durcharbeiten will, zu erleichtern“.

Der Verf. denkt sich nun die gesamte Kunstgeschichte zeitlich an die Perioden der Literatur angeschlossen. Also in O II „parallel der altdeutschen Literatur die mittelalterliche Kunst und etwa im Anschluß an Schillers ‘Abfall der Niederlande’ oder Goethes ‘Egmont’ die niederländische Malerei, in U I im Anschluß an die Literatur des 16., 17. 18. Jahrhunderts die Kunst der Renaissance, des Barok und Rokoko, in O I in Verbindung mit der klassischen und neueren Literatur die Kunst des Neuklassizismus, des Romantizismus und des Naturalismus mit gelegentlichen Ausblicken auf die neueste Kunst. Die antike Kunst wird bei der Geschichte der Renaissance und des Neuklassizismus herangezogen werden können“.

Diese Vorschläge erscheinen mir nicht durchführbar aus Mangel an Zeit und aus Mangel an organischer Verbindung. Sie fügen einen neuen Unterrichtsgegenstand in den deutschen Unterricht ein, den er nicht tragen kann, sie teilen das Interesse und nehmen das Gedächtnis der Schüler übermäßig in Anspruch. Was hat denn wohl die niederländische Malerei mit Goethes ‘Egmont’ zu tun? Fügen wir sie dort ein, so sinkt sie herab zu einer Illustration damaliger Kostüme und Verhältnisse. Wir haben aber

Digitized by Google

eine andere wirkliche Nötigung, sie im deutschen Unterricht zu besprechen; man begreift nicht, daß der Verf. daran vorübergegangen ist. Wenn wir vom jungen Goethe erzählen, von seinen Studien in Leipzig und seiner Beschäftigung mit der Kunst, seinen Anregungen durch Oeser, seiner Kunstreise nach Dresden, dann müssen wir doch den Schülern klar zu machen versuchen, warum er sich damals gerade für die Niederländer interessierte. So ergibt sich ein kunstgeschichtlicher Exkurs ganz von selbst, und es steht im Belieben des deutschen Lehrers, ihn auszudehnen, soweit er es für nötig und angängig hält. Auf die Geschichte der Baukunst einzugehen, nötigt ihn wiederum Goethe. Will er den Schülern seine Begeisterung für die Gotik in Straßburg begreiflich machen, so muß er ihnen etwas von ihrer Entwicklung, von ihrem Gegensatz zur romanischen Baukunst, von ihrer Symbolik und genialen Phantastik erzählen und zeigen. Und nun Goethe in Italien! Da gehört die antike Baukunst, da die Renaissance hin. Vorbereitet mögen die Schüler schon im 1. Semester in Prima werden, wenn der Lehrer einleitend auf die großen geistigen Bewegungen um die Wende der Neuzeit hinweist. Aber möglichst tief in das Verständnis der Wiedergeburt der Kunst müssen sie eingeführt werden, wenn der Lehrer zu schildern versucht, wie Goethe hier zum klassischen Künstler ausreifte. Es fehlt noch die antike Plastik. Wo schließt sie sich wohl besser an, wo notwendiger, als bei Lessings 'Laokoon'? Wie sollen die Schüler die Fragen verstehen und beurteilen, welche hier erörtert werden, wenn man das große Kunstwerk nicht als den Ausläufer einer langen Entwicklung darstellt?

Ich habe mich darüber eingehend in meinem Programm des Berlinischen Gymnasiums zum Gr. Kloster von 1904 „Die bildende Kunst im deutschen Unterricht der Prima“ ausgesprochen, habe auch in meinem Büchlein „Aus Goethes Prosa“ (Dresden, Ehlermann 1907) diejenigen Aufsätze Goethes über Kunst zusammengestellt, welche die Primaner lesen müssen, die ihr Verständnis vertiefen und dem Lehrer Veranlassung zur Erweiterung ihrer Kenntnisse geben werden.

Die Aufgabe, welche dem Lehrer des Deutschen damit gestellt wird, ist ohne Zweifel schwer. Er muß die richtigen Gesichtspunkte bei der Auswahl des zu Besprechenden finden, und er muß bei dem Ausgewählten das Charakteristische hervorzuheben verstehen. Allgemeine Redensarten nützen da gar nichts, scharfe Pointen sind alles. Aber darin läßt uns das neue Handbüchlein auch im Stich. Die Darstellung ist keineswegs so einfach, so klar und scharf, wie wir es für Primaner verlangen müssen. Ich will das nur an wenigen Beispielen erläutern.

Die Renaissance beginne ich mit Giotto (1300), schildere die Rückkehr zum Natürlichen, zu Bewegung und Handlung der nach der Natur gezeichneten Menschen, die Loslösung der Figuren vom

Digitized by Google

Goldgrund, von Altar und Heiligenbild, die Darstellung ('Erzählung') ihrer Taten u. dgl. Statt dessen Gizewski S. 37 unter der Überschrift: Die Frührenaissance, das 15. Jahrhundert in Italien: „Im 15. Jahrhundert begann auch in Italien eine neue Bewegung im Kunstleben sich vorzubereiten (sic!), die schließlich ihre Wellen in gewaltiger Brandung (?) auch über die Alpen warf. Auch in dieser italienischen Kunst können (?) wir als wesentliches Merkmal den Realismus, das Streben nach Naturwahrheit bemerken. Vorläufer in dieser Bewegung waren Giotto, die Pisani u. a. gewesen. Aber schon bei diesen Künstlern finden wir noch etwas andres, nämlich den Anschluß an die Antike, wenn auch nur im Einzelnen. Damit haben wir den Punkt (!), in dem sich die italienische Renaissance von der gleichzeitigen (wann?) nordischen Bewegung unterscheidet. Dieser Anschluß an die Antike zeigt sich auf allen Gebieten der bildenden Kunst; in der Baukunst wird sogar etwas vollständig Neues auf italischem Boden geschaffen. Als Renaissance bezeichnete man diese Zeit, weil sie nicht nur eine Wiedergeburt der Antike brachte, sondern ein Auferstehen der allgemeinen (?) Kultur aus der mittelalterlichen Barbarei (?). Das Studium der Antike sollte (?) nicht Selbstzweck sein, sondern nur ein Mittel zur Entwicklung der Persönlichkeit (?). Die Wiege einer solchen Wiedergeburt der Antike konnte naturgemäß nur Italien sein, da nur hier sich die Muster fanden, deren man bedurfte . . . Dieses Streben nach Individualität, das der italienischen Renaissance zu grunde liegt, tritt uns in Deutschland entgegen. Wenn es sich dort auch erst später zeigte, so war es immerhin vorhanden als Grundlage dafür, daß sich die sogenannte Renaissance überhaupt auf deutschem Boden ausbreiten konnte".

Ich glaube kaum, daß ein Lehrer mit dieser Einführung in die Renaissance viel anfangen kann, ein Primaner aber wird sich vergeblich bemühen, in den Sinn dieser allgemeinen, an keinem Beispiel erläuterten Gedanken einzudringen. Diese Schwerfälligkeit der Darstellung durchzieht das ganze Buch. S. 68 z. B. wird auf den Unterschied der vlämischen von der holländischen Malerei hingewiesen und fortgefahren: „Die infolge des gemeinsamen Glaubens, besonders durch die Jesuiten aufrecht erhaltene Verbindung mit Italien läßt hier das Kirchenbild, sowie mythologische und allegorische Vorwürfe zu".

Von Rubens heißt es: „Das holde Ebenmaß hat er mit den Italienern gemeinsam, aber er verschönert nicht die Wirklichkeit, sondern er bringt sie auf die kräftigste, kennzeichnendste Formel". Von Jordaens: „Er vermag sich wegen seines grobkörnigen Erdenhaften nicht zu voller künstlerischer Reinheit aufzuschwingen". Solche Formeln, dem Kenner verständlich, geben dem Schüler mehr Rätsel auf, als er zu lösen vermag.

Die Ausstattung des Buches, Illustrationen wie Druck, sind so vornehm, wie wir es von dem Verlage gewohnt sind.

Friedenau. Karl Kinzel.

Digitized by Google

1) G. Rausch, Goethe und die deutsche Sprache. Gekrönte Preisschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. 268 S. geb. 3,60 ℳ.

Verf. hat die bis jetzt erschienenen Bände der weimarischen Goetheausgabe gewissenhaft nach dem einschlägigen Stoffe durchforscht, aber auch alles das mit herangezogen, was sich aus dem Briefwechsel des Dichters mit Frau v. Stein, Knebel, Riemer, Humboldt, Zelter, Boisserée, Soret, Eichstädt u. a. ergibt, desgleichen die mündlichen Äußerungen Goethes nach der zehnbändigen Ausgabe v. Biedermanns. Die Gesamtzahl der gefundenen und verwerteten Belegstellen beläuft sich auf rund 650, wovon etwa ein Drittel den Briefen entstammt, ein weiteres Drittel den Tagebüchern, Gesprächen und naturwissenschaftlichen Schriften und der Rest den Werken im eigentlichen Sinne. Aus ihnen ergibt sich, daß sich der Dichter mehr aphoristisch und in kurzen Bemerkungen als zusammenhängend zur Sache geäußert hat, daß er es mehr in wissenschaftlichen und Gelegenheitsschriften tut als in Dichtungen, und daß er im Alter viel häufiger seine Gedanken über Sprache mitteilt als in jüngeren Jahren; ferner, daß er besonders durch zweierlei veranlaßt wird, sich darüber auszusprechen, nämlich einmal durch die Wahrnehmung, daß die Sprachmittel gegenüber dem Denkinhalte recht unvollkommen sind, und sodann durch die Anregungen, die er in Gesprächen mit Riemer u. a. erhält. Wenn er aber auch nie aus rein wissenschaftlichen Neigungen sprachliche Erscheinungen erörtert, so hat er doch immer ein warmes Herz für sein geliebtes Deutsch und beurteilt es immer richtig, abgesehen von einigen aus augenblicklichem Unmut entsprungenen Zeugnissen.

Dies und vieles andere hat uns Rausch in seinem schönen Buch klar und bestimmt und in fesselnder Sprache auseinandergesetzt und mit Goethes Worten belegt. Wie Joh. Seiler in seiner gleichbetitelten Schrift behandelt er zunächst des Dichters Stellung zur Sprache überhaupt, dann zur deutschen Sprache insbesondere und endlich zu fremden Sprachen. Beide kommen auch in der Hauptsache zu den gleichen Ergebnissen, aber auf verschiedenen Wegen. Mehreres, was jener kurz und nebensächlich erledigt, wird von diesem ausführlicher behandelt, z. B. Rechtschreibung und Zeichensetzung, Vers- und Lautlehre, denen besondere Abschnitte (6 und 10) gewidmet sind. Auch der Druck ist bei Rausch übersichtlicher. Vollständigkeit erstreben beide nicht; daher heißt es S. 242: „Es wird nicht schwer fallen, eine Nachlese nicht verzeichneter Zitate beizubringen“. In der Tat könnte man manches hinzufügen; zunächst vieles von dem, was ich in dieser Zeitschrift 1909, S. 593 als bei Seiler fehlend hervorgehoben habe, sodann auch einiges, was dieser bietet, z. B. die Erwähnung des mund-

artlichen Ausdrucks *Käfterchen* in einem Briefe an Zelter am 22. Juli 1816: „Sobald ich in Tennstedt angelangt bin und in Gottes großer Kaserne mein Käfterchen (nach neuer deutscher Mundart meine Kofe) bezogen habe, sende ich einen Brief an Dich“, oder die Äußerung über die sächsische Aussprache in einem Gespräche mit Schmidt Anfang 1801 (bei v. Biedermann I S. 219): „Besonders warnte er vor allem Dialekt, wobei er die dem Sachsen eigene, offene Aussprache des e in *geben*, *leben* (in Sachsen oft wie *gäben, läben*) als ihm besonders gehässig bezeichnete“. Doch vermißt man auch anderes, z. B. eine Zusammenstellung von Ausdrücken, die Goethe während seines langjährigen Aufenthalts in Thüringen kennen gelernt und in seinen Schriften verwertet hat, wie *Gelänge* (Flurstück von bestimmter Form, im westöstlichen Divan), *fahrig* (unruhig, beweglich, mehrfach in Dichtung und Wahrheit) u. a.

Auffällig erscheint, daß in einer vom allgemeinen deutschen Sprachverein gekrönten Preisschrift nicht selten entbehrliche Fremdwörter gebraucht werden, z. B. S. 249 in einem einzigen Satze die Ausdrücke *Wortanalyse*, *Material*, *Übersetzungsmaxime*, *Kapitel* und S. 97 *orthographische Reform*. Auch bei der Erklärung der behandelten Gegenstände kann man hier und da anderer Meinung sein, z. B. auf S. 263, wo über die Ableitung des Wortes *Mephistophiles* gesagt wird: „Eine befriedigende Erklärung des Wortes ist bekanntlich bis heute noch nicht gelungen, da mit *μη-φοτο* (so!; vgl. *φῶς, φωτός*) *-φιλής*, kein Freund des Lichtes, oder gar *μη*-fausto-*φιλής*, kein Freund des Faust, niemand gedient sein kann. Freie Erfindung des Namens dürfte auch für uns noch die einfachste Lösung des Problems sein“. Meines Erachtens ist die beste Ableitung die von Schröer (Goethes Faust I. 1898, S. 27 A.), die auch von Rudolph in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins XV (1900) S. 305 A. gebilligt wird. Darnach haben wir es mit einer Zusammensetzung aus zwei semitischen Wortstämmen zu tun, aus *mephis*, Verderber und *tophel*, Lügner. In der Hauptsache aber kann man sich lobend und anerkennend über die Schrift Rauschs aussprechen und wird gern zugeben, daß sie den ihr zuerkannten Preis verdient.

2) **P. Uhle, Schiller im Urteile Goethes.** Die Zeugnisse Goethes in Wort und Schrift, gesammelt und ergänzt durch die Zeugnisse Mitlebender. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. 154 S. 2,40 *M.*

Während G. Portig in seinem groß angelegten Werke „Schiller in seinem Verhältnis zu Freundschaft und Liebe“ (Hamburg und Leipzig 1894) und Th. Vogel in seiner Abhandlung zu Goethes Urteilen über Schiller (Goethejahrbuch 1902 S. 99 ff.) nur einen Teil der Äußerungen Goethes über seinen großen Freund behandeln, hat Uhle in der vorliegenden Schrift alles zusammen-

Digitized by Google

gestellt, was sich aus Dichtungen, Briefen, Gesprächen, gelegentlichen Mitteilungen darüber ergibt, und zur Vervollständigung und Abrundung auch alle wertvollen zeitgenössischen Bekundungen über Goethes Stellung und Verhältnis zu Schiller hinzufügt, vor allem Äußerungen Schillers selbst, ferner Humboldts, Körners u. a. Er gliedert den Inhalt in drei Teile und behandelt zunächst den Freund (das Finden, die Wechselwirkung und das Scheiden), dann den Dichter (Talent, Entwicklung, Schaffen) und endlich den Menschen (den hohen Geist, den hohen Sinn und den hohen Willen, sowie die große Bürde, die ihm das Leben auferlegt hat). Eigene Erörterungen vorauszuschicken oder folgen zu lassen, vermeidet er, in der Meinung, daß die vorgeführten Urteile eine hinlänglich beredte Sprache reden und eines Kommentars nicht bedürfen. Die Zeugnisse werden innerhalb der einzelnen Gruppen chronologisch geordnet, doch wäre für die schnelle Auffindung der besprochenen Dichterwerke, Persönlichkeiten usw. ein Sachverzeichnis am Schlusse erwünscht.

Die beigebrachten Stellen sind von verschiedenem Werte und vielfach, namentlich wenn es sich um briefliche Äußerungen handelt, recht kurz, doch finden sich auch längere Auseinandersetzungen, sogar solche von 7 Seiten Ausdehnung, wie S. 93--100 über den Gang der Handlung in Schillers Piccolomini. Hier und da ist etwas nicht am richtigen Platze eingereiht, z. B. fragt man sich S. 149 vergeblich, was die folgende Mitteilung mit „dem hohen Willen" zu tun hat: „Schiller hatte besonders den Trik, bei Musik sprechen lassen, z. B. die Jungfrau von Orleans. Goethen war das immer zuwider, wie er oft genug äußerte. Er erklärte sich so: Musik sei die reine Unvernunft und die Sprache habe es nur mit der Vernunft zu tun" (Deutsche Revue 1886, v. Biedermann II S. 229f.). Auch könnte an Stellen, wo gleiche oder ähnliche, in verschiedenen Schriften stehende Urteile Goethes nebeneinander abgedruckt werden, die eine in die Anmerkung verwiesen werden, z. B. S. 141, wo uns zweimal mitgeteilt wird, daß Schiller ein größeres Gedicht sehr zusammengestrichen hat (von 22 auf 7 Strophen), oder S. 143, wo wir zweimal hören, daß Schiller die Gabe besessen hat, über die Dichtungen, mit denen er sich beschäftigte, andern gegenüber zu sprechen, während Goethe über das, was ihn gerade fesselte, schwieg.

Das Buch, das für die weiten Kreise der Gebildeten bestimmt ist, erscheint als willkommene Gabe zur Feier der 150. Wiederkehr von Schillers Geburtstag. Denn es gibt dem Leser ein lebensvolles Bild von der gegenseitigen Anregung der beiden großen Männer und von dem Anteil, den jeder an den Neuschöpfungen des andern gehabt hat, vor allem aber läßt es uns tiefe Blicke tun in Schillers Wesen und Wirken.

Eisenberg S.-A. O. Weise.

Digitized by Google

H. Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache. Darstellung des deutschen Wortschatzes in seiner geschichtlichen Entwicklung. München 1909, Becksche Buchhandlung, Oskar Beck. XV u. 404 S. 8 ℳ, geb. 9 ℳ. Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, herausgegeben von A. Matthias. Band IV. Teil 2.

Was man sonst nur in Wörterbüchern zerstückt und vereinzelt zu finden gewohnt ist, das ist in dem vorliegenden, keineswegs nur für Sprachgelehrte, sondern für ein weiteres Publikum und ganz besonders für die Lehrer der höheren Schulen bestimmten Buche in zusammenhängender, gut lesbarer Form dargestellt worden.

Der Verfasser, Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft, hat die Vorlesungen, die er seit Jahren an der Universität Leipzig gehalten hat, zu dem vorliegenden Buche ausgestaltet, dessen faßliche populäre Schreibweise seinen Ursprung noch deutlich erkennen läßt.

Nach einer kurzen Einleitung und einem Überblick über die Entwicklung der Sprachwissenschaft werden zunächst die Lautgesetze und die mit ihnen zusammenhängenden Erscheinungen und Fragen besprochen. Hierbei ist der Verfasser vielleicht etwas mehr, als es der Zweck des Buches erfordert, in die Tiefen der Linguistik hinabgestiegen. Die vergleichenden Tabellen z. B. über den Lautstand des Indogermanischen und der indogermanischen Einzelsprachen werden im weiteren Verlauf des Buches eigentlich kaum verwertet. Jedenfalls hätten auch die Paragraphen über den indogermanischen Vokalismus (28) und den urgermanischen und indogermanischen Konsonantismus (31) mit Beispielen versehen sein müssen, um recht fruchtbar zu werden. Dann folgt ein Kapitel über die Wörterbücher der deutschen und der übrigen germanischen Sprachen aus älterer und neuerer Zeit. Ein großer Vorzug des Buches besteht überhaupt in den sorgfältigen und umfassenden Literaturangaben. Bei jedem einzelnen Teilgebiete werden alle heutzutage irgendwie in Betracht kommenden Schriften aufgeführt und zum Teil kritisiert, so daß jedem, der sich über irgend eins dieser Gebiete näher unterrichten und weiterforschen will, die Wege und Hilfsmittel dazu gewiesen werden[1]). Darauf werden die alten Entlehnungen aus dem Germanischen ins Griechische, Lateinische, Finnische, Litauische, Slawische und in die romanischen Sprachen behandelt, die ins Französische werden sogar sämtlich aufgeführt, es ist eine überraschend große Zahl. Allerdings liegt dies alles dem eigentlichen Zwecke des Buches etwas fern, aber es ist eine dankenswerte und erfreuliche Zugabe. Ein weiterer Abschnitt über Urschöpfung und künstliche Worte belehrt uns, daß zwischen der Vorstellung und der sie wieder-

[1]) Beiläufig möchte ich einen kleinen Irrtum korrigieren. S. 94 wird mir der Vorname J. beigelegt. So heißt der Verfasser des Buches über die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache, ich heiße F.

Digitized by Google

gebenden Lautgruppe ursprünglich eine innere Beziehung stattgefunden haben muß, daß also, kurz gesagt, der Lautgruppe bei der Urschöpfung der Worte ein gewisser lautmalender Charakter innegewohnt hat. Dann aber entwickelte sich die Bedeutung selbständig weiter; so wurde aus der Bezeichnung eines tiefen Tons durch *bum* zuletzt in *bummeln* durch mannigfache Übergänge der Begriff des Nichtstuns. Auch die Kindersprache, die künstlichen Worte (*Gas*) und die Geheimsprachen werden in diesem Kapitel besprochen.

Das nächste Kapitel behandelt das Alter der Worte. Es soll nach Liebichs Feststellung, der sich Hirt anschließt, 661 indogermanische, 504 germanische, 211 westgermanische und 159 deutsche Wortfamilien geben.

Die früher übliche Trennung in arische und europäische Sprachen läßt sich nicht aufrecht erhalten. Das Sanskrit hat keine größere Bedeutung als jede der andern indogermanischen Sprachen. Es hat nie, wie man noch vor vierzig Jahren annahm, eine Zeit gegeben, in der die Europäer als ein Volk gemeinschaftlich lebten. Darum darf man auch nicht zwischen indogermanischen und europäischen Bestandteilen einer Sprache unterscheiden (S. 61). Die bei weitem meisten Wortfamilien gehen also nicht bis in die europäische, sondern bis in die indogermanische Zeit hinauf, wogegen die Zahl der durch Ableitung und Zusammensetzung neugebildeten Wörter in jeder späteren Gruppe immer größer wird, so daß die bei weitem meisten deutschen Einzelwörter erst in der deutschen Periode gebildet worden sind. Dazu kommt dann die ebenfalls stets zunehmende Schaar der Lehn- und Fremdwörter, die in zwei Abschnitten behandelt werden. Der eigentliche Kern des Buches liegt dann in dem fast hundert Seiten langen neunten Kapitel, der Entwicklung des deutschen Wortschatzes nach sachlichen Kategorien, nämlich Zahlwörter, Körperteile, Tiere, Pflanzen, Mineralien, Naturerscheinungen, Verwandtschaftsgrade, Wohnung, Hausgerät, Nahrung, Kleidung und Körperpflege, Krieg und Waffen, Krankheit und Heilung, Kunst und Wissenschaft, körperliche Mängel, Farben, moralische und sonstige Eigenschaften. Daran schließen sich die Verba in folgender Einteilung: die fünf Sinne, geistige Wahrnehmung, Wille, Gemütsbewegungen, körperliche Funktionen und Zustände, Bewegung und Ruhe, Singen und Sagen, verschiedene Tätigkeiten. In jedem dieser Abschnitte wird das alte Sprachgut in der Regel in alphabetischer Ordnung vorgeführt und etymologisch analysiert, worauf dann die Neubildungen und Entlehnungen folgen und dann die sich aus dem Wortbestand ergebenden sprachlichen und kulturgeschichtlichen Schlußfolgerungen gezogen werden.

Es schließt sich ein kurzes Kapitel an über die geschichtliche Entwicklung des deutschen Wortschatzes im allgemeinen von der Urzeit bis zur Gegenwart, wobei auch die Wiederbelebung alter

Digitized by Google

Wörter sowie die Mode- und Schlagwörter kurz besprochen werden.

Das elfte Kapitel behandelt die aus den Dialekten in die allgemeine Sprache übergegangenen Worte und im Zusammenhang damit die Aufgaben und Bedeutung der Mundartenforschung. Ausführlich bespricht dann Hirt im zwölften Kapitel die „Sondersprachen“, die Frauen- und Männersprache, die Alterssprachen, wozu er auch die Pennäler- und Studentensprache rechnet, die wohl besser den Berufssprachen zuzuteilen sind. Darauf folgen Standessprachen allgemeiner Art: höhere und niedere Sprache, Religion, Recht, Kanzlei, Dichtersprache, und dann die der einzelnen Berufe: Ackerbau, Jagd, Bergbau, Buchdruck, sonstige Handwerke, Kaufmann, Seemann, Soldat, Gauner, Wissenschaft, Philosophie, Mathematik, Grammatik.

Im nächsten Kapitel wird ein Überblick gegeben über das Kulturhistorische in unserer Sprache mit Bemerkungen über das Aufgeben alten Sprachguts und sein Fortleben in sprachlichen Versteinerungen, sowie über Volksetymologie. Sehr instruktiv ist der dann folgende Abschnitt über die Namen der Personen und Völker, über die Benennungen von Tieren und leblosen Gegenständen, über die Ortsbezeichnungen (Gebirge, Länder, Flüsse, Ortschaften, Straßen), und endlich der letzte über die verschiedenen Arten des Bedeutungswandels, die an zahlreichen Beispielen erläutert werden.

Ein Autoren- und ein Wörterverzeichnis erhöhen wesentlich die Brauchbarkeit des Buches (die beiden *Heide*, paganus und desertum, hätten in letzterem getrennt werden müssen).

Wie man sieht, kann man dem Buche Dürftigkeit des Inhalts nicht vorwerfen. Das ganze weite Gebiet des sprachlichen Lebens ist bald mehr bald weniger eingehend behandelt worden. Dabei ist sich Hirt vollständig klar darüber, daß es eigentlich noch gar nicht möglich ist, eine wissenschaftlich befriedigende Darstellung der Entwicklung des deutschen Wortschatzes zu geben, und daß es sogar noch lange dauern wird, bis die Zeit dazu gekommen sein dürfte.

Jetzt fehlt es noch an den allernötigsten Vorarbeiten. Fast in jedem Kapitel klagt der Verfasser über den Mangel an vorbereitenden Einzelforschungen und brauchbaren Hilfsmitteln, z. B. S. 210: „Fast nirgends ist der Wortschatz eines Schriftstellers in seiner Eigenart charakterisiert, nirgends gibt es Zusammenstellungen darüber, welche Worte in einem abgemessenen Zeitraum neu aufgekommen sind“ und „ehe wir nicht Sonderwörterbücher haben, wird sich keine sichere Erkenntnis erringen lassen“. Auch das Grimmsche Wörterbuch ist nicht nur unvollendet, sondern auch unzureichend und in seinen ersten Bänden sogar völlig veraltet.

Dennoch hat der Verfasser recht daran getan, das syste-

Digitized by Google

matisch zusammenzufassen, was nach dem Stande der heutigen Wissenschaft auf dem Gebiete der Wortforschung bereits erreicht worden ist, und dadurch klarzustellen, wo die weitere Forschung einsetzen muß. Immer wieder weist er hin auf besonders lohnende partielle Aufgaben, die noch keinen Bearbeiter gefunden haben, so daß jüngere Germanisten in dem Buche vielfache Anregung zu nutzbringenden wissenschaftlichen Arbeiten finden werden.

Ich schließe an diese allgemeine Besprechung noch einige besondere Bemerkungen.

Statt der *p*-Sprache der Kinder (S. 67 u. 244) möchte ich nach meinen Kindheitserinnerungen lieber eine *b*-Sprache annehmen, die ja auch ungleich flüssiger und sprechbarer ist: *wibir wobolleben gebehn,* nicht *wipir wopollepen gepehn.* Auch *stibitzen* ist ja mit *b*, nicht mit *p* gebildet.

Diese *b*-Sprache ist eine Geheimsprache, die aus den Kreisen der Gauner und fahrenden Leute hervorgegangen ist. Formell gehört sie zusammen mit den sogenannten „Streckformen", die 1906 von Schröder in einem eigenen Buche behandelt worden sind. Hirt schließt sich ihm durchaus an. Doch scheint mir Schröder, wie das bei einem neuen Gedanken leicht geschieht, stellenweise zu weit zu gehen und manche Wörter zu den Streckformen zu rechnen, die nicht dazu gehören, z. B. *Philister*, das eine Streckform von *Fister* sein soll, und *kuranzen*, das er gleich *kranzen* im Kranze, Kreise herumtreiben setzt (das Richtige ist wohl die Herleitung von dem Klosterwort *carentia* Bußübung, vgl. *karieren*).

Nach S. 56 f. u. 242 könnte es scheinen, als ob unsere Ausdrücke „*Papa*" und „*Mama*" Erzeugnisse der deutschen Kindersprache seien. Es sind aber vielmehr französische Kinderwörter, die im 17. Jahrhundert mit französischer Betonung, das eine auch in der französischen Form *maman*, in die Kinderstuben deutscher Höfe als vornehme Bezeichnungen der Eltern übergingen, zugleich mit Onkel, Tante usw. Von da aus drangen sie erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in die höheren Schichten der Nation, sind aber nie, auch heute noch nicht, wirklich volkstümlich geworden, was sie sein würden, wenn sie echte deutsche Kinderwörter wären. Ein solches ist dagegen das ältere schon im 15. Jahrhundert belegte *Mamme* oder *Memme* = Mutterbrust, wozu lt. *mamma* zu vergleichen. An derselben Stelle wird *Pappe* als Kinderwort bezeichnet von *pappen* = essen. Es ist allerdings ein Kinderwort, aber ein italienisches *pappa* = Kinderbrei (vgl. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, II, 2. Aufl., S. 140).

Was die sogenannten partiellen Gleichungen betrifft, d. h. die Wortübereinstimmungen zwischen nur zwei der indogermanischen Sprachen, so verhält sich Hirt ablehnend gegenüber der Annahme

Digitized by Google

gesonderter Sprachgemeinschaften, wie etwa slawisch-germanisch, keltisch-germanisch, lateinisch-germanisch. Die partiellen Übereinstimmungen sind nach seiner Ansicht nicht durch Wortneubildungen in einer derartigen engeren Gemeinschaft entstanden, sondern vielmehr dadurch, daß die Sprachen, die nicht daran teilnehmen, die betreffenden Ausdrücke verloren haben. Diese sind mithin in der indogermanischen Ursprache sämtlich vorhanden gewesen. Er stützt sich dabei auf die bekannte Tatsache, daß die Naturvölker noch heute alle einzelnen Arten, z. B. von Papageien, Eichen oder Palmen genau benennen, aber keine Ausdrücke für die zusammenfassenden Begriffe Papagei, Eiche, Palme, besitzen. Ferner weist er hier auf die Spezialbenennungen unserer Jägersprache (Löffel, Gehör, Lauscher, Schüsseln, Behang, Lappen usw.) auf die verschiedenen Provinzialismen für „es regnet" und ähnliche Erscheinungen hin. Da nun ferner in Konsequenz dieser Anschauung auch solche Wörter, die nur noch im Germanischen vorliegen, zumeist nicht etwa Neubildungen des germanischen Sprachstamms sein sollen, sondern Erbstücke aus dem Indogermanischen, so wird dieser Ursprache ein ungemeiner Wortreichtum zugeschrieben, ein größerer als ihn später jede Einzelsprache in ihren Anfängen besitzt. Die sprachliche Entwicklung hätte also mit fortschreitender Verarmung begonnen, bis dann die Abstraktion einsetzte oder stärker hervortrat und aus den vorhandenen Wörtern durch Ableitung und Zusammensetzung neue schuf. Ob dieser Prozeß wahrscheinlicher ist oder der der Neubildung in einzelnen Sprachgruppen oder Sprachen, kann erst die weitere Forschung lehren. Jedenfalls ist die Liste der partiellen Gleichungen je zweier Gruppen, die Hirt S. 73 zum ersten Male wieder aufstellt, seitdem dies Joh. Schmidt 1872 versucht hatte, sehr verdienstlich. Er führt an die germanisch-italischen (z. B. *capio heben*, *sanus Sühne*), die germanisch-keltischen (z. B. *giall Geisel*, *oeth Eid*), die germanisch-litu-slawischen (z. B. *antras der andere*, *stěna Stein*) und endlich die germanisch-arischen Gleichungen (z. B. *antjus Ende*, *dhánus Tanne*), soweit ihm eben die Wörter mit einiger Wahrscheinlichkeit urverwandt und nicht entlehnt zu sein scheinen. Während nun Schmidt seinerzeit nur 15 germanisch-arische Gleichungen zusammenbrachte, hat Hirt bei genauerer Untersuchung deren nicht weniger als 90 entdeckt, also eine nicht geringere Anzahl als die 98 lateinisch-germanischen, die 88 keltisch-germanischen, die 98 litu-slawisch-germanischen. Daraus ergibt sich natürlich der Schluß, daß sich eine nähere Verwandtschaft eines dieser Sprachstämme mit dem unsrigen aus dem Wortschatz in keiner Weise begründen läßt, daß also den partiellen Gleichungen keine Bedeutung für die etwaige Aufstellung eines Stammbaums der indogermanischen Sprachen zukommt. Die gleichen Wörter sind eben sämtlich indogermanisch gewesen und

Digitized by Google

von den Sprachen, die sie nicht mehr haben, verloren worden. Hirt verhehlt sich selber keinen Augenblick, daß zu den von ihm gefundenen Gleichungen noch neue hinzu entdeckt werden können, glaubt aber, daß sich das Verhältnis der Zahlen nicht soweit verschieben wird, daß aus ihnen sichere Schlüsse über nähere Verwandtschaftsverhältnisse gezogen werden könnten.

Ich vermag nicht zu sagen, ob dies zunächst auffallend erscheinende Resultat vor der Wissenschaft Bestand haben wird. Ebensowenig, ob die von Hirt angeführten Gleichungen sämtlich einer erneuten Prüfung standhalten werden; besonders bei der germanisch-arischen Gruppe. Nur eins möchte ich bemerken, nämlich daß es zwischen den beiden Begriffen der Entlehnung und Urverwandtschaft wohl noch einen mittleren gibt, den Hirt nirgends ins Auge faßt. Es läßt sich sehr wohl denken, daß zwischen zwei verwandten und verwandte Sprachen sprechenden Völkern, die nebeneinander, ja stellenweise untereinander wohnen — sei es in durcheinandergewürfelten Ansiedlungen, sei es in dem Verhältnis von Herren und Unterworfenen — Jahrhunderte hindurch so enge Beziehungen kriegerischer und friedlicher Art bestehen, daß beide eine Kulturgemeinschaft bilden und so zu einem gemeinsamen Prägen von Begriffen und Wörtern gelangen. Gerade rechtliche Begriffe, wie Geisel, Eid, oder kriegerische, wie Held, Heer, oder allgemein kulturelle, wie Brücke, Zaun, Burg, können recht wohl gemeinsam erwachsen sein. Eine derartige Kulturgemeinschaft hat nun jedenfalls Jahrhunderte lang zwischen den Slawen und Germanen und zu einer späteren Zeit wiederum zwischen Kelten und Germanen bestanden, und aus diesem kulturellen Gemeinschaftsleben ist zweifellos ein Teil der den beiden Stämmen gemeinsamen Wörter erwachsen. So sagt Schrader in dem Aufsatz: „Die germanischen Bestandteile des russischen Wortschatzes" (Beihefte zur Zeitschrift des deutschen Sprachvereins, 23. 24), von dem Verhältnis der Germanen und Slawen, S. 101: „Jene uralten Übereinstimmungen des Wortschatzes scheinen sich durch die Annahme zu erklären, daß schon in früher vorgeschichtlichen Zeit die Vorfahren der Germanen und Slawen, bereits sprachlich unterschieden, eine gemeinsame 'Kulturepoche' durchlebten, in der sie gemeinsam eine Reihe wichtiger kulturgeschichtlicher Neuerwerbungen machten und benannten", z. B. Gold, Tausend, Arbeit. Und Ähnliches sagt von dem Verhältnis der Germanen und Kelten Much, Deutsche Stammeskunde S. 52 ff. (vgl. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, I, 2. Aufl., S. 10 f.).

Wie unsicher die Beurteilung der germanisch-keltischen Gleichungen ist, wenn man die Frage auf Urverwandtschaft oder Entlehnung zuspitzt, zeigt die doppelte Einschätzung einiger dieser Wörter.

Nach S. 75 sollen nämlich *Held, Geisel, Lot, Erbe, Eid, urliugi* „mit einiger Wahrscheinlichkeit" den entsprechenden keltischen

Digitized by Google

Worten urverwandt sein, nach S. 96 dagegen sind dieselben Wörter „mit Wahrscheinlichkeit" aus dem Keltischen entlehnt.

Die Annahme Schulzes (1905), daß got. *haithnō* (gesprochen *hethnō*) Heidin eine direkte Entlehnung aus griech. ἔθνος sei, daß dann das gotische Schriftbild in Deutschland die Aussprache mit *ei* bewirkt habe, würde ich abgelehnt haben (S. 78). Die ältesten kirchlichen Wörter sind durch die Predigt, also mündlich zu uns gekommen und von Stamm zu Stamm weitergegeben worden, nicht durch gelehrtes Studium. *Heide* gehört vielmehr zu *taufen* und *fasten*. Es sind die ältesten kirchlichen Übersetzungswörter, die in der gotischen Kirche geschaffen wurden und dann durch die arianische Missionspredigt zu den Deutschen kamen.

Indem der Verfasser die Unterscheidung zwischen Lehn- und Fremdwörtern mit Recht als unwesentlich bezeichnet, führt er als Beispiel dafür, daß junge Entlehnungen schon ganz deutschen Charakter haben können, mit Recht *Streik* und *streiken* an, dafür dagegen, daß selbst mittelalterliche Entlehnungen noch heute ihren undeutschen Charakter nicht verloren haben, die Verbalableitungen auf *-ieren* (S. 88). Nun ist aber diese Endung, weil sie einerseits die Bildung neuer Verba ungemein erleichtert und andererseits einen klangvollen, angenehm ins Ohr fallenden Wortabschluß gewährt, nicht nur in Fremdwörtern üblich, sondern wird auch zur Bildung einheimischer Verba gebraucht (glasieren, halbieren, amtieren, stolzieren erlustieren, inhaftieren, gastieren, hofieren, schimpfieren, hausieren, schattieren, grundieren, buchstabieren, schandieren, spendieren). Darum ist es nicht berechtigt, ihr immer noch „einen undeutschen Charakter" zuzuschreiben. Es geschieht dies wegen der Betonung auf der Ableitungssilbe. Aber dann tragen auch die endbetonten Substantiva auf *-ei*, wie Bäckerei und Liebelei, einen undeutschen Charakter, den ihnen doch schwerlich jemand beilegen wird. Ich meine, man sollte die Bildungen auf *-ieren* jetzt rückhaltlos als ebenso berechtigt und deutsch anerkennen wie *-ei*, *-lei* und *-er* (aus lat. *-arius*), und nicht mehr von einem undeutschen Charakter derselben reden.

Der Standpunkt, den Hirt in der sogenannten „Fremdwörterfrage" einnimmt, ist sonst durchaus vernünftig. Er erkennt die Verdienste des deutschen Sprachvereins an, aber auch die Berechtigung des Widerstandes gegen „die Übertreibungen, deren er sich zweifellos schuldig gemacht hat" (S. 110). Er läßt ferner die Fremdwörter nicht bloß da gelten, wo sie unentbehrlich sind, sondern auch, wo sie gebraucht werden, um mit dem Ausdruck zu wechseln, und wenn ein Fremdwort erst einmal ins Volk gedrungen ist, so sagt er, sollte man es aufgeben, es zu beseitigen (S. 119). Er gibt ferner zu, daß es außer den volkstümlichen oder volkstümlich gewordenen Entlehnungen, „die nicht beanstandet werden dürfen", noch ein „allgemeines Sprachgut" gebe, „an das kein Verständiger tasten werde". Er führt als Bei-

Digitized by Google

spiel die Monatsnamen an, die jedoch eher in die erste Klasse zu rechnen sind. Dagegen gehören hierher die internationalen Wörter auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, der Technik und Industrie, des Handels und Verkehrs, deren gewaltsame Verdeutschung durch behördliche Maßnahmen ich nicht als ein Glück für unsere Sprache ansehen kann; die Gründe dafür stehen in meiner „Entwicklung der deutschen Kultur" usw., I. 2. Aufl., S. XIX. Hirt allerdings scheint das bewußte Eingreifen der Behörden in einer Reihe von Betrieben, wie Post, Eisenbahn, Heerwesen, zum Zwecke der Verdeutschung sogenannter „entbehrlicher Fremdwörter" gut zu heißen. Er spricht von den guten Erfolgen, die das bewußte Verdeutschen gehabt habe und noch weiter haben werde. Ich kann das nur mit der Einschränkung gelten lassen, daß der Erfolg nur dann ein wirklich guter sein kann, wenn die Verdeutschung von berufenen Sprachkünstlern, also von Schriftstellern und Dichtern ausgeht, nicht aber von reglementierenden Behörden oder agitierenden Vereinen, die nur zu leicht über das Ziel hinausschießen.

An derselben Stelle spricht Hirt den sehr verständigen Satz aus (S. 111): „Meines Erachtens sind die Fremdwörter nicht deshalb zu verwerfen, weil sie fremd sind, sondern im wesentlichen deshalb, weil die große Masse sie nicht versteht und nichts damit anzufangen weiß".

Daraus ergeben sich zwei Folgerungen, die Hirt allerdings nicht ausdrücklich gezogen hat. Erstens: solche Fremdwörter, die überhaupt nicht für die große Masse, sondern nur für einen engeren Kreis von Berufsgenossen oder Fachleuten bestimmt sind, sind nicht zu verwerfen, also die wissenschaftlichen, technischen, künstlerischen. Zweitens: auch solche Fremdwörter sind nicht zu verwerfen, mit denen die große Masse etwas anzufangen weiß, an die sie sich gewöhnt hat, z. B. *Telephon* (*Fernsprecher* ist eine zeugungsunfähige, bürokratische Mißgeburt, kein Verb oder Adjektiv läßt sich davon ableiten, *telephonisch* und *telephonieren* bleiben unentbehrlich), *Kupee*, das nur deutsch geschrieben zu werden braucht, um ein bequemes deutsches Wort abzugeben, ebenso wie *Lore*, ferner *Garnison*, *Quartier*, *Lazarett*.

Daß ferner unsere großen Schriftsteller in ihren Werken, besonders den poetischen, die Fremdwörter bewußt vermeiden sollen, wie immer gesagt wird, ist mir mehr als zweifelhaft (S. 111). Sie vermeiden sie, soweit sie sie vermeiden, aus sprachlichem Instinkt, also nicht deswegen, weil sie Fremdwörter sind, sondern weil die nüanzierte Bedeutungsfärbung, die dem Fremdwort eignet — kein Fremdwort entspricht im Gefühls- und Phantasiewert vollständig dem entsprechenden deutschen Worte — nicht in den Stil des betreffenden Werkes oder der betreffenden Stelle paßt. Goethe braucht in dem hochtragischen Faust ruhig die damals im täglichen Verkehr üblichen Fremdwörter, z. B.

Digitized by Google

inkommodiert euch nicht, *akkurat, Kreatur, Madame, Galan, spazieren, Antipathie.*

In die Iphigenie würden diese Ausdrücke nicht passen, weil in dieser eben nicht die wenn auch dichterisch veredelte Verkehrssprache geredet wird, sondern eine eigene, nie gesprochene Dichtersprache. Ebenso verhält sich etwa Wallensteins Lager mit vielen Fremdwörtern zur Braut von Messina mit wenigen. Die volkstümlicheren Dichtungen sind also reicher an Fremdwörtern als die im gehobenen Stil geschriebenen, weil sie der Sprache des täglichen Lebens ungleich näher stehen. Auch erwähnt Hirt nicht die große Bedeutung, die dem Fremdwort im gesellschaftlichen Verkehr, in der sogenannten Konversation zukommt. Er sagt nur: „Die eigentliche Stätte des Fremdwortes ist die gelehrte Literatur". Nun hat aber auch die französische Konversationsprache seit dem 17. Jahrhundert von den höheren Kreisen her, wo man geradezu zweisprachig war, bis in ziemlich tiefe Volksschichten hinein auf unsere Umgangssprache gewirkt und ihr eine Fülle von durchaus volkstümlich gewordenen Wörtern gebracht. Ich hoffe, in nicht zu langer Zeit in der Fortsetzung meiner Schrift über das Lehnwort darüber ausführlicher sprechen zu können.

Die Grundgesetze der Entlehnung behandelt Hirt im Anschluß an Windischs Abhandlung in der Sächs. Gesellsch. d. Wiss. 1897. Er unterscheidet Entlehnungen, die durch den Grenzverkehr veranlaßt sind, besser gesagt durch Übertragung kulturell bedeutungsvoller Begriffe, die ja keineswegs bloß an der Grenze stattzufinden braucht — römische Händler drangen bis tief in das Innere Germaniens — und Entlehnungen, die dadurch veranlaßt sind, daß ein Teil des entlehnenden Volkes zweisprachig geworden ist. Dann werde einfach ein Teil des heimischen Wortvorrats durch fremde Wörter ersetzt und es würden dann mit den neuen Wörtern keineswegs neue Kulturbegriffe übertragen. Diese Zweisprachigkeit hat ihre Ursache in sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen. „Das politisch herrschende Volk wird sich selten dazu bequemen, sich die Sprache der Untergebenen anzueignen" (S. 90). Die zahlreichen germanischen Wörter im Französischen beruhen auf der ehemaligen Herrschaft der Germanen. „Geraume Zeit hindurch müssen die Franzosen und die übrigen Romanen damals Deutsch gelernt haben" (S. 92). Wenn dies der Fall war, warum haben denn schließlich doch die germanischen Herren, sowohl Franken wie Normannen, französisch gelernt? Die Sprache der Unterworfenen ist hier zuletzt doch siegreich gewesen, ebenso in Italien, Spanien, England und sonst.

Die Geschichte lehrt also keineswegs, daß die Besiegten in der Regel die Sprache der Sieger annehmen, das Umgekehrte ist ebenso oft der Fall. Das hängt von komplizierten Verhältnissen ab, die für jeden Fall besonders untersucht werden müssen.

Mir erscheint es durchaus nicht notwendig, eine völlige Zwei-

Digitized by Google

sprachigkeit eines großen Teils der Romanen anzunehmen, um die Übernahme der germanischen Wörter zu erklären. Das Zusammen- und Durcheinanderleben zweier Völker kann doch die Übernahme einzelner Worte und Wortgruppen (Eigennamen, Waffen- und Kriegswesen) hervorrufen, auch ohne daß das eine völlig die Sprache des andern lernt. Haben wir doch auch von den Engländern und Italienern eine ganze Masse entlehnt, ohne deswegen zweisprachig geworden zu sein.

Die Entlehnung der vielen französischen Fremdwörter in der neueren Zeit rührt allerdings von einer gewissen Zweisprachigkeit der höheren Stände in Deutschland her. Aber auch hierbei sind die Entlehnungen nicht willkürlich und ursachlos erfolgt. Warum sind denn von den Fremdwörtern gerade die einen übernommen und nach der Übernahme haften geblieben, während andere zwar übernommen, aber nicht haften geblieben sind, andere gar nicht übernommen worden sind. Das muß doch seine Gründe gehabt haben. Sache der Forschung wird es sein, die sachlichen oder sprachlichen Ursachen aufzufinden, die in jedem einzelnen Falle für das eine oder andere maßgebend gewesen sind, und in vielen Fällen werden sie sich mit einiger Wahrscheinlichkeit finden lassen. Die Beispiele, die Hirt S. 91 dafür anführt, daß Fremdwörter übernommen seien, ohne daß mit ihnen neue Kulturbegriffe gegeben worden wären, sind nicht glücklich gewählt. *Präsident* und *Sekretär* sollen die einheimischen *Vorsitzender* und *Geheimschreiber* verdrängt haben, ohne doch etwas anderes zu bedeuten als diese. Vielmehr sind *Präsident* und *Sekretär* das Ursprüngliche und die deutschen Wörter erst Übersetzungen von ihnen. Adelung sagt noch Ende des 18. Jahrhunderts „Geheimschreiber für Sekretär in einigen oberdeutschen Gegenden“, und Frisch bezweifelt um die Mitte des Jahrhunderts, daß es für Sekretarius in Gang kommen würde, „weil der Titel Schreiber so verächtlich worden“ (vgl. DW. s. v. Geheimschreiber), *Präsident* aber ist im 16. Jahrhundert mit der Ausbildung des modernen Staatswesens als ein neuer Begriff aus dem Französischen übernommen und dann auf verschiedene Weise durch *Vorsteher, Verwalter, Aufseher* (Roth 1571), aber erst mit dem Aufkommen des modernen Parlamentarismus durch *Vorsitzender* verdeutscht worden. *Transpirieren* ferner, die feinere Bezeichnung für *schwitzen*, gehört zur Klasse der gesellschaftlichen Euphemismen für Körperfunktionen, Kleidungsstücke u. dgl., die man in guter Gesellschaft nicht geradezu bezeichnet (so auch richtig bei Hirt 297. 356). Das Aufkommen dieser gesellschaftlichen Euphemismen ist aber eine Kulturerscheinung von Bedeutung, die Übernahme des Wortes also von kulturellem Wert. Bei *Fenster* für *Augentür* und *Windauge*, *Mühle* für *Kern*, *Butter* für *Anke* liegen ebenfalls Kulturfortschritte vor, das in Stein gefaßte viereckige Fenster nach römischer Art statt des bloßen Loches in der Wand (so auch richtig S. 173), die Wassermühle statt der Hand-

Digitized by Google

mühle, die geformte feste Butter statt des Molkenschmeers (vgl. Seiler, Lehnwort I, 2. Aufl., S. 52. 91. II, 2. Aufl., S. 50).

Wenn Hirt S. 93 sagt, das deutsche Volk könne das französische *j* nicht aussprechen und brauche dafür *sch*, z. B. *Schenie*, so ist das ein Irrtum. Unserm deutschen Organ liegt vielmehr das stimmhafte frz. *j* genau so bequem wie unser stimmloses *sch*. Wörter wie *Equipage, Rage, Blamage, Staffage* spricht der Deutsche nicht mit *sch*, sondern ohne jede Schwierigkeit richtig. Ja selbst ein so echt deutsches und urwüchsiges Wort, wie die volkstümliche Bezeichnung für *podex* ist, wird im Dativ nicht anders gesprochen, wie das frz. *âge*, nur daß natürlich das stumme *e* gehört wird. Der Mangel liegt nicht in unserer Aussprache, sondern lediglich in der Schreibung. Wir haben kein Buchstabenzeichen für frz. *j*; wenn wir dafür etwa ein *ǧ* einführten, so wäre dem Übel gleich abgeholfen.

Bei der Aufzählung der Fremdwörter S. 109 fehlen die aus dem Italienischen. Doch steht unter dem spanischen sub a) auch das italienische *Serenade*. Von den spanischen ist *Galan* nicht, wie es nach des Verfassers Bemerkung scheinen könnte, „durch französische Vermittlung" zu uns gekommen; *Majorat* ist nicht spanisch, sondern eine mittellateinische Kanzleibildung.

Kampes Tätigkeit schätzt Hirt ziemlich hoch ein, besonders auch deshalb, weil man aus seinem Wörterbuch den ganzen im Anfang des 19. Jahrhunderts vorhandenen Sprachstoff kennen lernt (S. 36 ff.). Auch seine Verdeutschungen erkennt er an (S. 118); doch scheinen nicht alle, die er als von Kampe herrührend aufführt, weil dieser sie sich selbst zuschreibt, wirklich von Kampe herzurühren. *Leibarzt* wenigstens ist schon bei H. Sachs, dann wieder im Simplizissimus u. a. belegt, *folgerecht* hat schon Knigge 1788.

S. 186 wird die Herkunft des ital. *stufa*, deutsch *Stube* für unklar erklärt. Mag auch der Lautübergang von *f* zu *b* nicht deutlich sein, so ist doch die Herkunft von ital. *tufo* Dampf, *stufare* aus *extufare* schwitzen, prov. *estuba* Badestube, die auf griech. *τῦφος* zurückgehn, zweifellos (Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch 3538). — Ebenda war *Kampf* aus *campus* Platz für die Gladiatorenkämpfe, dann diese selbst trotz Hildebrand zu den Entlehnungen zu stellen. — Bei den Verben ist *werden* zweimal angeführt S. 206 und 209.

Spelz, *Spalt* (S. 151) ist doch wohl nicht einheimisch, sondern Lehnwort aus spätlat. *spelta*, resp. roman. *spelda*. Unter den entlehnten Pflanzenbezeichnungen S. 152 fehlt *Frucht*.

Weshalb *Lebkuchen* statt zu lat. *libum* als Klostergebäck zweifelnd zu Laib gestellt ist (S. 179), weiß ich nicht. Ebenda und S. 243 ist *Kuchen* mutmaßlich als Wort der Kindersprache *koko* bezeichnet; das Richtige hat doch wohl Schuchardt, Romanische Etymologien II 23—35 gegeben: *cochlea* Schnecke, *cocla*, *cocula*,

Digitized by Google

welches als Deminutiv empfunden ein *coca* erzeugte. Das Gebäck hat, wie so oft, den Namen von seiner Gestalt bekommen.

Der Satz: „Viehzüchter sind aber keine Nomaden" (S. 137) ist mißverständlich, weil man ihn leicht dahin auffassen kann, daß ein viehzüchtendes Volk ein nomadisches nicht sein könne, während er natürlich nichts anderes besagen soll, als nicht alle Viehzüchter sind darum schon Nomaden, weil sie Vieh züchten.

Verfasser glaubt wohl mit Recht, der Wortschatz unserer Schriftsprache werde mit der Zeit immer mehr „verniederdeutscht" werden, einerseits durch den Einfluß hervorragender Dichter und Schriftsteller, — anderseits durch die Sprache der Zeitungen, für die Berlin maßgebend ist. Dabei spricht er nebenbei den Gedanken aus (S. 224), es sei „überhaupt zu bedauern, daß nicht das Niederdeutsche die Grundlage unserer Schriftsprache geworden ist". Ich glaube, dann wäre unsere Schriftsprache auf Nieder- und Mitteldeutschland beschränkt geblieben, Oberdeutschland hätte sich ihr nicht angeschlossen, sondern eine eigene Literatursprache entwickelt, wie jetzt infolge der politischen Trennung Holland. Das wäre aber ein nationales Unglück ersten Ranges gewesen.

Das Hirtsche Buch wird, von verständigen Lehrern verständig gehandhabt, auch für die Schule von nicht geringem Nutzen sein (vgl. Hirt S. 4). Etymologische Bemerkungen haben für Schüler in der Regel etwas Überraschendes und werden deshalb leicht gemerkt und behalten. Wer einmal gehört hat, daß *testis* der *ter-stes* der als dritter Dabeistehende ist, vergißt es nicht wieder. Die Etymologie vertieft daher nicht nur den Einblick in die Sprachgeschichte und Kulturentwicklung der Völker, sondern erleichtert auch wesentlich das Erlernen einer Sprache und setzt an Stelle eines äußerlichen Nebeneinanders die innerliche Verknüpfung sprachlicher und sachlicher Tatsachen. Etymologische und bedeutungsgeschichtliche Bemerkungen sind daher keineswegs bloß zu den crustula doctorum zu rechnen, sondern ein wesentlicher, unentbehrlicher Bestandteil des Unterrichts und sollten noch weit mehr verwandt werden, als gemeiniglich geschieht. Das Buch Hirts ist für den Lehrer nicht nur selbst ein sehr gutes und brauchbares Hilfsmittel, sondern wird ihn auch beim Suchen nach weiteren Quellen und Hilfsmitteln nirgends im Stiche lassen.

Einige Wiederholungen, Widersprüche und Ungenauigkeiten habe ich bereits namhaft gemacht, ich könnte noch mehr anführen, z. B. sollen nach S. 177 *Matratze, Sofa, Ottomane, Diwan, Tasse, Karaffe* aus dem Arabischen entlehnt sein. Das erweckt den Anschein, als seien diese Wörter unmittelbar aus dem Arabischen entnommen, während wir sie durch Vermittlung des Französischen oder Mittellateinischen erhalten haben; das *Chinin* wird S. 361 von China abgeleitet; es hat indessen seinen Namen von dem in Südamerika heimischen *Chinchona*baum, der wiederum von

Digitized by Google

der Gräfin *Chinchon*, der Gemahlin des Vizekönigs von Peru, benannt worden ist, weil diese Dame i. J. 1636 durch seine Rinde vom Fieber geheilt wurde. Diese und ähnliche kleine Mängel werden sich in der bald zu erwartenden zweiten Auflage leicht ausmerzen lassen.

Das schöne Buch ist jedem, der sich für Sprachgeschichte und Etymologie interessiert, aufs angelegentlichste zu empfehlen.

Luckau i. L. F. Seiler.

---

1) Rudolf Kleinpaul, Die deutschen Personennamen, ihre Entstehung und Bedeutung. Leipzig 1909, G. J. Göschen. 132 S. 8. 0,80 M. (Sammlung Göschen.)

2) Alfred Bähnisch, Die deutschen Personennamen. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VIII u. 140 S. 8. 1,25 M. (Aus Natur und Geisteswelt, Bändchen 296.)

Die Beschäftigung mit Personennamen und Familiengeschichte hat im letzten Jahrzehnt unter Gelehrten und Nichtgelehrten bedeutend zugenommen. So hat denn auch die altbekannte und allbeliebte Sammlung Göschen und die jüngere rühmenswerte Schwester des Teubnerschen Verlages „Aus Natur und Geisteswelt" Bändchen über Personennamen herausgebracht, beide nicht für Fachmänner, sondern für die Gebildeten überhaupt. Und da an die Oberlehrer die Frage nach der Entstehung und Bedeutung der Personen-(Vor- und Familien-)namen oft genug herantritt, so ist es für sie besonders wichtig, einen guten Führer und Berater hierbei zu haben.

Und das ist leider das Kleinpaulsche Buch durchaus nicht. Zwar ist es unterhaltend zu lesen, und man kann manches daraus lernen, aber es enthält eine Menge von unsicheren Vermutungen, die als Tatsachen hingestellt sind, oder von geradezu falschen Erklärungen. Einige besonders bezeichnende Beispiele (betr. die Namen *Schömann, Nissen, York, von Berlepsch*) habe ich in der Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins 1909 S. 312 besprochen. Hier füge ich noch hinzu: „*Suppe, Sauppe*, Namen für Suppenschmidte" (soll heißen: Liebhaber von Suppe). Es ist vielmehr entweder = altdeutschem *Suppo* (Sundbert) oder, wie ich in der 3. Auflage der deutschen Familiennamen von Heintze S. 254 gesagt habe, = slav. *Supan*, Vorsteher eines Gaues oder Gerichtsbezirkes. [Weise vermißt also den Namen Saupe mit Unrecht in dem Heintzeschen Buche, Zeitschr. f. d. GW. 1909 S. 325; er steht S. 236 u. 254; der von Weise gleichfalls vermißte Name Lämmerzahl steht S. 196 u. 278.] „*Ballhorn* bedeutet Huf"; es ist Ortsname, Dorf in Hessen und sonst. „*Gutzschebauch* soviel wie Kutschenbauch. Der Wagen hat einen Bauch so gut wie das Schiff". Nach Tobler ist es zu schwäbischem gautschen = „wiegen, schaukeln" zu ziehen; andere suchen darin einen Ortsnamen, indem sie es mit Kutzbach zusammenstellen. „*Pfotenhauer*, Spitz-

Digitized by Google

name für einen Schulmeister, der wie der alte Häberle während einer 50jährigen Amtsführung 20980 Pfötchen austeilt". Wenn man aber die Formen *Pfatten-*, *Pfetten-*, *Pfaden-*, *Pfötken-*, *Fetken-*, *Fittighauer* dazustellt, so stimmt man Andresen zu, der die Form *Pfettenhauer* zu Grunde legt, „der die Querbalken eines Hauses zuhaut". Grimm (D. W.) hat für diese Querbalken die Formen Pfetten, Fetten und Pfaden. Auf S. 79 finden wir die merkwürdige Behauptung: „Nicht alle Koseformen sind verkleinernd, z. B. sind die z-Bildungen, die *Dietze*, *Fritz* und *Götz* keine Diminutiva; diese stellen bloß Kurzformen von Dietrich, Friedrich und Gottfried dar". Kurzformen sind vielmehr Dieto, Frido, Godo.

So wenig ich danach das Kleinpaulsche Buch empfehlen kann, so sehr ist das von Bähnisch zu loben. Es ist ebenso unterhaltend geschrieben wie jenes, entbehrt aber nicht der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit. Man sieht überall, daß der Verf. die besten und neuesten Hilfsmittel mit verständiger Auswahl für seinen Zweck benutzt hat. Bei einer gewiß bald erscheinenden neuen Auflage wäre eine Durcharbeitung des Büchleins in der Rücksicht zu wünschen, daß einige unnötige Wiederholungen und Unebenheiten schwinden. So steht der Name *Matthisson* (S. 21) auch in dem Verzeichnis S. 39 b und im Endverzeichnis, dagegen Mertens und Mertensen (S. 21) weder S. 39, wo wenigstens ähnliche Formen stehen, noch im Endverzeichnis, wo von Martin überhaupt keine Form steht. *Meffert* (S. 34) ist nicht = Maginfrid, sondern = Magafred. Bei *Paschke*, *Peschke*, *Peschel* (unter Paul S. 39) müßte gesagt sein, daß es slavische Ableitungen zu Paul sind; von Peschke wird es auf der folgenden Seite gesagt. Daß lateinische Genitive auf -i in Familiennamen weit zahlreicher sind als deutsche auf -s (S. 22), bezweifle ich durchaus. Und wenn S. 23 behauptet wird, daß u. a. Kriemhild und Brunhild nicht mehr als Vornamen gebraucht werden, so stimmt das doch nicht ganz. Hier in Münden kommen beide Vornamen vor, und in Berlin hat sie Pulvermacher 1903 festgestellt. Doch das sind alles Kleinigkeiten; im ganzen ist das Buch von Bähnisch, wie gesagt, sehr zu loben und zu empfehlen.

Hannoversch-Münden. P. Cascorbi.

Liermann-Vilmar, a) **Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten.** Obere Stufe: Obersekunda bis Prima. I. **Altdeutsches Lesebuch** mit Anmerkungen. XVIII u. 416 S. gr. 8. geb. 3,25 *M.*
b) **Wörterbuch mit grammatischem und metrischem Anhang zu dem altdeutschen Lesebuch.** 125 S. gr. 8. geb. 1,75 *M.* Leipzig und Frankfurt a. M. 1909, Kesselring.

„Auf und ab, so gehts in der Welt", sagt Reineke bei Goethe, und so ist's auch im altdeutschen Unterricht gegangen. In den

Digitized by Google

fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lernten wir, wenigstens im alten Kurhessen, gründlich mhd. Grammatik mit steter Berücksichtigung der got. und ahd. nach der „Laut- und Flexionslehre nebst gotischen und althochdeutschen Sprachproben" von Vilmar, dem Literarhistoriker (erste Auflage 1840, sechste 1864), und lasen in der alten trefflichen „Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen" von Ph. Wackernagel im Urtext die Merseburger Zaubersprüche, das Hildebrandslied, Muspilli, Abschnitte aus Heliand, Otfrid, Nibelungenlied usw. In diesem Sinne ist auch das „Altdeutsche Lesebuch" von Pütz gehalten, das auch das gotische Vaterunser des Ulfilas enthält und erklärt. Später beschränkte man sich auf die mhd. Grammatik, wie die von Ernst Martin, und die mhd. Poesie, wie sie das Lesebuch von Paulsiek enthielt. Dann kamen die Lehrpläne von 1882 mit der für die Germanisten betrübenden Bemerkung: „Nicht aufgenommen ist die Kenntnis der mhd. Sprache und Lektüre einiger, namentlich dichterischer mhd. Werke". Aus guten Übersetzungen sollten die Schüler einen Eindruck von der Eigentümlichkeit der früheren klassischen Periode unserer Nationalliteratur gewinnen. Nun erschien ein Paulsiek mit Übersetzungen des Hildebrandsliedes und aus dem Mhd., sowie u. a. 1889 das „Altdeutsche Lesebuch in neudeutschen Übersetzungen" von Conrads. Gewichtige Stimmen erhoben sich dagegen — besonders lesenswert ist der Aufsatz von E. Goebel in der Zeitschrift „Gymnasium" 1884 S. 569 ff. —, auch fühlte man sich nicht streng an jene Vorschrift gebunden, und mhd. Lektüre im Urtext wurde, mehr oder weniger gründlich, weitergetrieben, bis die Lehrpläne von 1891 wieder etwas mehr Freiheit gestatteten. Nun erschien eine Auswahl aus der klassischen Literatur des Mittelalters von Ferd. Hoffmann (als 7. Abteilung des Lesebuchs von Paulsiek-Muff) in Beschränkung auf Abschnitte aus dem Nibelungenlied, Gudrun, Iwein, dem armen Heinrich und Walther nebst einem Wörterbuch und einem Abriß der mhd. Grammatik. Mit den Lehrplänen von 1901 ist das Mhd. in noch etwas erweitertem Maße wieder in sein altes Recht eingesetzt, und so sucht das „Mittelhochdeutsche Hilfsbuch" von O. Mensing (1907) wieder eine gründlichere Kenntnis der mhd. Grammatik zu vermitteln, doch meist in Beschränkung auf diese Sprachstufe.

Jetzt haben wir in dem vorliegenden ein neues „altdeutsches Lesebuch", durch das wir uns zurückversetzt fühlen in den alten, oben zu Anfang geschilderten Lehrgang eines Wackernagel und Vilmar. Nach dem Runenalphabet und einer Runeninschrift folgen im Urtext die Merseburger Zaubersprüche, das gotische Vaterunser sowie der ahd. Text von diesem, das Wessobrunner Gebet, das ältere Hildebrandslied, die Straßburger Eide, Proben aus Muspilli und Otfrid, das Ludwigslied und Proben aus dem Heliand. Dann kommen reichlich mhd. Texte, und in dem grammatischen Anhang

Digitized by Google

treten in der Flexionslehre wieder nebeneinander die got., ahd., mhd. und nhd. Formen (mit besonderer Hervorhebung des Mhd.).

Ich persönlich bin wohl mit einer solchen, freilich weit über das durch die Lehrpläne Bewilligte hinausgehenden, gründlichen Einführung in unsere altdeutsche Literatur und ein Verständnis der geschichtlichen Entwickelung unserer Muttersprache einverstanden und habe den großen Wert einer solchen auch schon 1879 in meiner Schrift „Unsere Muttersprache und ihre Pflege" (Kassel, Freyschmidt) dargelegt; aber jedenfalls gehört dazu ein Lehrer, der selbst gründliche ahd. Studien getrieben und sich eine Lehrbefähigung für das Altdeutsche erworben hat, — und wird bei den vielseitigen Anforderungen, die jetzt an die Schüler gestellt werden, die nötige Zeit dazu vorhanden sein? Doch es kann ja eine Auswahl daraus genommen, manches zu Schülervorträgen benutzt und zum häuslichen Lesen empfohlen werden, so daß, wie es schon in der Min.-Verf. vom 6. Dez. 1856 heißt, „den Schülern die Anregung gegeben wird, sich privatim und aus eigenem Interesse weiter damit zu beschäftigen". Ich freue mich der eingehenden Literaturkenntnis und des wissenschaftlichen Geistes, der das ganze durchzieht, einer Erbschaft des Literarhistorikers Vilmar, des Großoheims des Herausgebers. — Der Vollständigkeit wegen hätte ich zu Nr. 4a wenigstens eine Strophe aus dem Altnordischen hinzugefügt und ebenso zu Nr. 25 eine ags. Sprachprobe, und aus diesem die Schüler inhaltlich sehr fesselnden Epos Beowulf hätte in Übersetzung etwas mehr geboten werden können als nur eine Seite.

Wie reich sind nun neben den alten Sprach- und Literaturdenkmälern (in der Ursprache und Übersetzungen), klassischen Inhaltsangaben und Charakteristiken, literar- und kulturgeschichtlichen Ergänzungsstücken auch aus der neueren deutschen Dichtung Stücke und Abschnitte hinzugefügt, die zum Vergleiche auffordern und interessante Einblicke in die Sonderart dieser eröffnen. Da haben wir zu den Proben aus der Edda „Thors Hammerwurf" von Dahn, „Lokes Ritt" von Lingg, „Nordmännerlied" von Scheffel, das Lied von Antwaranaut von Jordan, einen Abschnitt aus Wagners Götterdämmerung und aus Ibsens Helden auf Helgeland. Das „Lied von Thrym" würde ich, zumal schon „Der Seherin Weissagung" in der Übersetzung von Gering gegeben ist, in der schönen Nachdichtung von Chamisso aufgenommen haben. Zum Nibelungenlied werden aus der neueren Nibelungendichtung Abschnitte aus Hebbels Nibelungen, aus Geibels Brunhild, aus Jordans Nibelungen, Dahns Markgraf Rüdiger und Gedichte von Dahn und Geibel geboten, zu Hartmanns Armem Heinrich einige Szenen aus Hauptmanns Drama, zu Parzival Szenen aus Wagners Parsifal und Lohengrin, ebenso zu Tristan Proben aus Wagner usw. Eine Fülle von Stoff, eine Fülle von Anregung! Auch einige schöne Bilder zieren das Buch, so „Die Sage" von

Digitized by Google

Kaulbach, „Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum“ von Veit, „Italia und Germania“ von demselben, „Der Sängerkrieg auf der Wartburg“ von M. v. Schwind, dazu eine reiche Anzahl schöner Denk- und Sinnsprüche u. dgl. zum Eingang der einzelnen Abschnitte.

So fordert das Buch dazu auf, sich immer eingehender mit seinem reichen Inhalt bekannt zu machen; es kann und wird auch nach der Schule noch ein lieber und wertvoller Begleiter in das spätere Leben werden, wie es das oben genannte, in manchem diesem ähnliche Buch von Wackernagel seit seiner ersten Auflage vom Jahre 1832 an für die Schüler der alten Schule geworden ist.

Die Literaturangaben zu den einzelnen Werken geben Lehrern und Schülern einen Wegweiser zu weiterer Vertiefung, die Interlinearübersetzungen mit Erklärungen, die sprachlichen und sachlichen Anmerkungen verhüten ein Tasten und Raten, vermitteln ein sicheres Verständnis und heben über ein früher oft recht mühsames Forschen nach Einzelheiten, wie es das Buch von Wackernagel erforderte, hinweg.

Sehr nach meinem Sinn ist auch das im Beiheft S. 1—97 enthaltene etymologische Wörterbuch zu den mhd. Lesestücken, das, wo es nötig erscheint, die Entwickelung vom Ahd. über das Mhd. zum Nhd. zeigt und verwandtschaftliche Beziehungen zum Griechischen, Lateinischen, Französischen und Englischen aufführt; denn ein solches ist ganz besonders geeignet, Interesse und Verständnis für die geschichtliche Entwickelung unserer Muttersrpache anzubahnen. Natürlich war hier Maßhalten geboten, aber bei *bequemelich* hätte ich auf *quëman* hingewiesen (wo auch das Wort „bequem“ erklärt ist) und hätte zum Vergleich vielleicht noch das homerische ἴκμενος herangezogen. Wenn bei *mâne* aut die alte Wurzel *ma* (messen) und bei Erde auf *ar* (pflügen) hingewiesen wurde, warum nicht auch bei *Vater* auf die Wurzel *pâ* (schützen)? Der Vater ist also der „Beschützer“. Freilich ist diese Ableitung ebenso wie *muoter* von *ma* (S. 51) nicht ganz sicher. Da *nith* eingehend erklärt ist als entstanden aus *ne-ie-wiht,* so hätte ich jedenfalls auch *niener* erklärt als entstanden aus den vier ahd. Wörtern *ni io in eru* (nicht je auf Erden). Gerade durch die Betrachtung solcher Wörter gewinnen die Schüler staunend einen Einblick in das Innere ihnen sonst dunkler Formen, die Wörter sind ihnen nun nicht mehr bloß tote Münzen, zum Austausch der Menschen unter sich erfunden, sondern durchsichtige, lebensvolle Gestalten auf einem großen geschichtlichen Hintergrunde.

Die Einführung in die Grammatik S. 99—152 ist eingehend, gründlich und vollständig. Hierzu hat Prof. Edward Schröder freundliche Ratschläge erteilt. Alles wird freilich im Unterrichte nicht zu bewältigen sein, sondern vieles nur gelegentlich herangezogen werden können, um zu weiteren Studien

Digitized by Google

Anregung zu geben. Und das ist auch die Absicht der Verfasser. Die „metrischen Anmerkungen“ konnten wohl als ein „metrischer Anhang“ etwas vollständiger und damit für Anfänger verständlicher gehalten werden. Einiges darin ist nicht richtig oder nicht genau. — Die Ausstattung der Bücher ist gut. Den großen Druck, wie ihn Nr. 3 und spätere Abschnitte bieten, hätte ich vermieden.

Viel Fleiß, viel Gelehrsamkeit, eingehende und weitgehende Kenntnis unserer Literatur, viel Freude an ihr und ein lebhaftes pädagogisches Interesse sprechen aus dem Werk, das von mir auf das wärmste empfohlen sei.

Kassel. Fr. Heußner.

Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Otto Hellinghaus. Freiburg i. B. Herder. I. Bd. 332 S. 1908. II. Bd. 324 S. 1908. III. Bd. 325 S. 1909. IV. Bd. 348 S. 1909. 12. geb. in O.-Einb., jeder Band 2,50 *M*.

Die vorliegende Sammlung bietet zu der auch in dieser Zeitschrift schon besprochenen „Bibliothek deutscher Klassiker“ eine willkommene Ergänzung. Nicht nur in der äußeren Ausstattung schließt sie sich an jene an, sondern auch inhaltlich, insofern sie die wertvollsten Novellen und Erzählungen von solchen Dichtern des 19. Jhs. bringt, die mit ihren übrigen Dichtungen in den drei letzten Bänden der Klassikerbibliothek vertreten sind. Daß der Herausgeber auch bei dieser Sammlung sein bewährtes Geschick und guten Geschmack bewiesen hat, zeigt am besten die nachfolgende Übersicht des Inhalts: 1. Band: H. v. Kleist, Die Verlobung in St. Domingo; Brentano, Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl; Stifter, Der Hagestolz; Grillparzer, Der arme Spielmann; Hebbel, Eine Nacht im Jägerhause; Kurz, „Den Galgen!“ sagt der Eichele. 2. Band: de la Motte Fouqué, Undine; v. Kleist, Das Bettelweib von Locarno; Mörike, Lucie Gelmeroth; Tieck, Des Lebens Überfluß; Stifter, Bergkristall; Halm, Die Marzipanliese. 3. Band: E. Th. A. Hoffmann, Das Fräulein von Skudéri; v. Eichendorff, Das Schloß Durande, v. Droste-Hülshoff, Die Judenbuche; Gotthelf, Elsi die seltsame Magd; Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag. 4. Band: v. Kleist, Michael Kohlhaas; v. Chamisso, Peter Schlemihls wundersame Geschichte; v. Arnim, Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau; Kurz, Die beiden Tubus oder denkwürdiger Blick-, Brief- und Wortwechsel zweier Deutschen.

Von dem literarhistorischen Werte, den die Sammlung unstreitig besitzt, sehe ich hier ab und betrachte sie nur als Jugendlektüre. Von diesem Standpunkte betrachtet, ist es eine reichhaltige, packende und gesunde Lektüre, die mit dem utile das dulce, mit dem bildenden Werte den fesselnden Reiz der Unterhaltung verbindet; nur Peter Schlemihls wundersame Geschichte wird heute vielleicht geringerem Interesse begegnen. Neben dem Ernst des Lebens in seiner mannigfachen Gestalt kommt in der

Digitized by Google

Sammlung auch echter und rechter Humor zu Worte, und so entspricht sie durchaus dem Geschmack und Bedürfnis der Jugend. Sie sollte in jeder Schülerbibliothek in mehreren Exemplaren vertreten sein. Unsere männliche wie weibliche Jugend hungert und dürstet nach erzählender Lektüre und greift leicht wahllos nach allem, was ihr in die Hände fällt. Aber darum muß man sie um so sorgfältiger durch Darbietung guter Lektüre gegen die überhandnehmende Flut einer leider nur allzu seichten und sittlich verwerflichen Literatur schützen.

Am Anfange eines jeden Bandes stehen kurze literarische Einleitungen zu den einzelnen Erzählungen, die über die Quellen und die Entstehung dieser berichten. Die Anmerkungen am Schlusse erklären knapp und sachlich, was der Erklärung bedarf; sie werden sicherlich vielen willkommen sein, den weniger Wissensdurstigen aber stören sie bei der Lektüre ebenso wenig wie die Einleitungen. Jedenfalls zeigen auch diese Beigaben des Herausgebers pädagogische Umsicht und literarhistorische Fachkenntnis und geben der Sammlung in Verbindung mit der sorgsamen Auswahl und der gediegenen Ausstattung neben anderen Sammlungen Anspruch auf die weiteste Verbreitung in Schule und Haus.

Rheine i. W. Anton Führer.

A. Gänger, Deutsche Dichtung, eine Auslese für den Schul- und Unterrichtsgebrauch. Leipzig und Wien 1909, G. Freytag & F. Tempsky. XVII u. 319 S. 8. geb. 3 ℳ.

Schier unübersehbar ist die Zahl der Gedichtsammlungen, und je mehr sie wächst, desto schwieriger wird die Arbeit für den Sammler, wenn er nicht längst Bekanntes wieder in seine Ausgabe aufnehmen will. Er muß Gedichte weglassen, die mancher Benutzer ungern entbehrt, und wird andere bringen, deren Wert nicht über allen Zweifel erhaben ist. Mit ihm darüber zu rechten, ist so gut wie nutzlos: was man ihm sagen könnte, wird er sich selber auch schon gesagt haben. So vermisse ich bei Hebbel ungern die Gedichte „Gebet“ (Die du über die Sterne weg) und „Sommerbild“ (Ich sah des Sommers letzte Rose stehn), und bei K. F. Meyer würde ich statt „König Etzels Schwert“ unbedingt „Die Füße im Feuer“ gewählt haben. Und gern verzichten würde ich in einer Sammlung, die doch nur das Beste bringen soll, auf Kreuslers „König Wilhelm saß ganz heiter“ und auf Linderers „Flottenlied“, das für mich mit seiner sehr volkstümlichen Weise wenig über dem glücklicherweise schon vergessenen „Bienenhaus“ steht. Aber, wie gesagt, eine Auseinandersetzung über Wert oder Unwert der aufgenommenen Gedichte soll und kann hier nicht gegeben werden. Nur möchte ich für eine neue Auflage hinweisen auf die feinsinnigen Dichtungen meines zu früh verstorbenen Freundes Ernst Müllenbach (E. Lenbach).

Digitized by Google

Die Auswahl, die Gänger bringt, ist sehr reich: 212 Dichter von Walther von der Vogelweide bis zu Hermann Hesse sind vertreten; dazu kommt noch eine Reihe von Volkliedern. Die eigentliche Lyrik überwiegt, doch fehlt auch die Balladendichtung nicht. In einem Anhange werden Sprüche von Spervogel an gebracht, darunter auch solche in ungebundener Rede von Jean Paul, was mir aus dem Rahmen des Buches herauszufallen scheint. Erklärende Anmerkungen werden nur ganz selten gegeben, leider nicht bei Hans Sachs, wo sie meines Erachtens ganz unentbehrlich sind. Oder versteht der Durchschnittsleser — denn auch für das Volk ist das Buch bestimmt — Ausdrücke wie garteten, gartens (= garteten sie), knockten, Umbeschanz, Witung, Lerman? Den Namen der Dichter werden oft kurze Hinweise auf ihre Bedeutung beigefügt, mit gutem Recht; doch vermisse ich da etwas die Folgerichtigkeit, auch Irrtümer kommen vor. Webers „Dreizehnlinden“ ist nicht ein Roman, sondern ein Epos in Versen. Hartleben ist meines Wissens nicht in Maderno, sondern in seiner Villa Halkyone in Gardone am Gardasee gestorben. Hans Hoffmann lebte doch wohl schon nicht mehr, als das Buch gedruckt wurde. Bei Otto Ernst würde ich als sein Hauptwerk nicht „Flachsmann als Erzieher“ nennen, das literarisch wertlos ist, obwohl es ihm zuerst einen Namen gemacht hat, sondern „Asmus Sempers Jugendland“. Bei Leander würde ich die „Träumereien an französischen Kaminen“ nennen; daß er Lyriker war, geht ja aus den mitgeteilten Proben zur Genüge hervor. Bei Ada Christen hätte der bürgerliche Name Christiane Breden hinzugefügt werden können.

Der Druck scheint sorgfältig zu sein. Beim Durchblättern fielen mir auf: 1874 statt 1784 als Geburtsjahr von Goethes Freundin Marianne von Willemer und in Baumbachs Gedicht „Die alte Buche“ Mietgäste statt Mietegäste. Hier und da fehlen die Satzzeichen, anderswo sind sie überflüssig, z. B. auf S. 105 das Komma nach Morgenland. Ist A. Gänger vielleicht eine Dame?

Die Ausstattung ist sehr ansprechend und würdig. 18 Bildnisse und 6 Handschriften erhöhen den Wert des Buches, das ich hiermit gern der Jugend wie den Erwachsenen empfehle.

Lüdenscheid. Rich. Jahnke.

O. Weise, Unsere Mundarten, ihr Wesen und ihr Werden. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. XII u. 279 S. 8. geb. 3 M.

Auch in weiteren Kreisen der Gebildeten ist gegenwärtig Interesse für mundartliche Fragen wahrzunehmen; es wendet sich allerdings in erster Linie meist der Etymologie seltsam klingender, undurchsichtig gewordener Dialektwörter zu. Dieses Interesse zu erweitern und vertiefen, „über die Eigentümlichkeiten der Mundarten aufzuklären, zu liebevoller Beschäftigung mit den lange

Digitized by Google

gering geschätzten anzuregen und den Blick für die Schönheiten der Ausdrucksweise des Volkes zu schärfen" setzt sich Weises neues Buch als Ziel (S. III).

Der Verfasser, der an der mundartlichen Spezialforschung durch seine Syntax der Altenburger Mundart (Leipzig 1900) und zahlreiche Einzel-Untersuchungen reichlichen, fördernden Anteil genommen hat, zeigt in der Anlage und Ausführung auch dieses Buches die gründliche Literaturkenntnis, die geübte Hand, den sicheren Blick für das Wesentliche und Charakteristische der Erscheinungen und die Gabe der gemeinverständlichen Darstellung, die seinen Büchern „Unsere Muttersprache, ihr Wesen und Werden", „Ästhetik der deutschen Sprache", „Deutsche Sprach- und Stillehre", „Die deutschen Stämme und Landschaften" so weite Verbreitung verschafft haben.

Nach einer orientierenden tabellarischen Übersicht über die Gliederung der deutschen Mundarten und einem einleitenden Überblick über die literarische Verwendung der Mundart und den bisherigen Gang ihrer wissenschaftlichen Erforschung behandelt W. in 18 Paragraphen das Werden, in den übrigen 193 Paragraphen das Wesen der Mundarten. Von der Reichhaltigkeit des Stoffes, der hier auf einem verhältnismäßig engen Raume verarbeitet ist, geben schon die Überschriften der 17 Abteilungen eine Vorstellung: es werden nicht nur Lautwandel, Wortbiegung, Satzfügung und Wortbildung behandelt, sondern auch der mundartliche Wortschatz, und zwar die Wortbedeutung, die Besonderheiten des Wortschatzes, das Fremdwort, ferner die Lautmalerei, die kulturgeschichtlichen Aufschlüsse, die aus der Mundart zu gewinnen sind, ihre altertümlichen Züge, das Verhältnis zwischen Norden und Süden, die Eigenart des dem Verfasser zunächst stehenden Obersächsischen, das Verhältnis zwischen Umgangssprache und Mundart, der volkstümliche Stil, der Volkswitz, die Volksdichtung und endlich die mundartlichen Einflüsse in unserem Schrifttum. Durch diese Reichhaltigkeit des Inhaltes und der Literaturangaben wird das Buch nicht nur den vom Verfasser bezeichneten Zweck erfüllen, sondern auch zur Einführung in das Studium der Dialektologie gute Dienste leisten, und endlich auch dem in ein Spezialgebiet oft allzu einseitig vertieften Fachmann den Blick auf die große Mannigfaltigkeit der Fragen der Dialektforschung zurücklenken.

Bei den nachfolgenden Bemerkungen kann es sich nicht um Ergänzungen zu dem Buche handeln, das sich auf ausgewähltes Beispielmaterial beschränken muß, sondern nur um gelegentliche Verdeutlichung oder Beschränkung der meine heimische Egerländer Mundart betreffenden Angaben oder die eine oder andere Parallele, besonders solche, die sich nicht schon aus meinem öfter zitierten „Satzbau der Egerländer Mundart" gewinnen lassen.

Das aus der Fremde eingebürgerte Zäpfchen-r (S. 18) wird

Digitized by Google

im Egerlande nicht nur als sprachliche Anomalie empfunden, sondern als eine Art Sprachgebrechen („ratschen") gern geradezu verspottet. „Gestürzte" Diphthonge (S. 25 ie > ei, uo > ou) kennt auch das gesamte Egerland. — S. 25: Intravokales ma. r < d (t) ist an der egerländischen Südgrenze (Staab, Chotieschau) heimisch (Heoren = Hadern; vgl. H. Gradl, Die Mundarten Westböhmens, München 1895, N. 497; letzteres Werk ist für mundartliche Lautlehre des Egerländ. noch immer die Hauptquelle). — S. 25 Anm. 6: Das Egerland zeigt als Gegenstück zu obpfälz. eichstätt. ŷ < il, ül den Ausfall des Vokals (eg. vl < viel, Bld < Bild), der nur in der schwachen Lippenrundung des ł eine Spur von ü-Klang hinterläßt (Gradl a. a. O. N. 396 stellt die Sache nicht ganz klar dar). — S. 42: In Fällen wie Taum < Tauben und allen ähnlichen Angleichungen wird der Unterschied nicht immer beachtet, ob der Vokal durch das angerückte m der Regel gemäß nasaliert wird (etwa wie in Traum) oder ob die angeglichene Muta in der unterbliebenen Nasalierung nachwirkt, wie z. B. im Egerländ. (Tau'm). — S. 60: Neben der Doppelendung -enen kennt das Egerl. noch eine eigentümliche Verbreiterung: zu den Soldateren. — S. 61: Starke Flexion des Adjektivs ist nur nach dem Demonstrativ, nicht nach dem Artikel möglich: das (= dieses) schönes Haus (was sich aus der Darstellung a. a. O. nicht unzweideutig ergibt); auch bezüglich des rel.-verallg. welcher (S. 85) mag nochmals hervorgehoben sein (vgl. Satzbau d. Eg. Ma. S. 548 zu S. 50 Z. 12 ff.), daß es in diesem Sinne in älteren egerl. Quellen, viel seltener aber gegenwärtig begegnet. — S. 91: Verba auf -einen, egerl. außer bock-, fisch-, faul-, auch: toten-, sau-, dampf- (nach Schimmel riechen; vgl. tirol. demmelig Schöpf Tir. Idiot S. 79), maus-, hunds-, katzen-, ziegen-, farb- (nach neuer Anstrichfarbe r.), gras- (Fleisch von grasgenährtem Vieh), buben-, mädel-, not-, (g)seich- (Urin), brinsl- (brenzlich r.), sogar muhm(e)- (von weitläufiger Verwandtschaft) u. dgl., gelegentlich einen als selbständiges Verb = einen charakteristischen, meist unangenehmen Geruch ausströmen. — S. 95 Anm. 1 Z. 4: lies 1906. — S. 105: der- ist egerl. außer er-, zer-, ver- gelegentlich auch über-, be-. — S. 106: Bei den Kollektiv- und Iterativ-Bildungen mit Ge- wäre einmal ein Überblick erwünscht, wie weit ein Koll. allein gebräuchlich ist (z. B. eg. Gnack = Genäcke, nicht Nacken, wohl aber Gnick(e), Gspaichlet, nicht Speichel, in der Gnächt(e), nicht Nähe), und wie weit nur das Simplex (egerl. Traid, mhd. treide, meist auch Hirn statt Gehirn, und in Zus. Schirrbank, Betbuch neben Geschirr, Gebet außerhalb der Zus.). — S. 114: Wie dem Alemannen der Himmel „glockenhell" ist, so scheint dem Egerländer der Mond so hell „wie ein Glöckel". — S. 119: egerl. Gelegenheit ist = Fahrgelegenheit, Kutsche (bei Schmeller I 1456 nicht verzeichnet). — S. 152 f.: vieles auch egerl.: Ringlgspiel = Karussell, etwas zum Einnehmen = Medizin, abnehmen = photo-

Digitized by Google

graphieren, Gedanke = Idee, Vorhang = Gardine, verzünden = denunzieren, dazu: die Haare machen = frisieren, ein Kind annehmen = adoptieren, einen Sarg heben = exhumieren, tiefsinnig = melancholisch (im pathol. Sinne), obenauf (wohnen) = 1. Etage, Herberge = Quartier u. a. — S. 177 ff.: zum alten Sprachgut hätte auch der egerl. Instrumental, mhd. diu, wiu (Satzbau d. Eg. Ma. S. 420, vgl. 26, 45 und dazu Nachtrag 548, 440, 478) erwähnt werden können. — S. 186: (Mist-) Hül, Almer, Reiml, Agn, reißen (Nebel-), fertn, Roßwiwl (S. 188) auch egerl. — S. 203: Neben das charakteristische „gemütlich" in O.-Sachsen kann auch das bezeichnende kärnt. lei lassen = 'eben hingehen lassen' gestellt werden. In dem Abschnitte über volkstümlichen Stil (XIV) stellt W. auf wenigen Seiten ein reiches Material zusammen, das auch noch aus den entsprechenden Abschnitten seiner „Ästhetik d. d. Spr." vermehrt werden kann. – S. 224: Über einen beim 'Nachtrag' des Satzes hervortretenden wesentlichen Unterschied Behaghel Wissenschaftl. Beihefte d. allg. d. Sprachv., 17/18, S. 234 ff und Satzbau d. Eg. Ma. S. 513 ff. — S. 225: nicht das adverbiale halbenweg ist egerl. flektierbar, sondern das adjektivische halmi(g), das vielleicht (Schmeller I 1088) < halbenweg ist, also den halmigen Teich (so statt Tuch; vgl. Satzbau d. Eg. Ma. S. 454 Anm. 4). — S. 226: von den hier angeführten Wendungen mit 'sein' = ihr ist egerl. nur der Satz „die Bauern haben . . . sein Getreide eingeführt" möglich, was ohne Nachschlagen der Belegstellen nicht klar ist. — Die S. 233 angeführte sprichw. Wendung vom Leineweber ist mir nur aus Windisch-Kamnitz in Nordböhmen bekannt.

Weises Buch läßt nun auch die Gebiete hervortreten, die von der Forschung bisher schwächer bebaut geblieben sind. Dazu gehören trotz dankenswerter Ermittelungen für einzelne Gegenden (so von Kauffmann, Nagl, Lessiak, Heilig, Winteler, Fuchs, Haldimann, Gebhardt, Gerbet, Tschinkel u. a.) noch immer das Sprachmelos, die tonale (Höhen- oder Tiefen-)Lage der Hauptsilbe, die (auf- oder absteigende) Tonbewegung im Satz, die Bewegung in größeren oder kleineren Intervallen (über „singende" Sprechweise vgl. S. 200), die gebrochene oder ungebrochene Tonfolge (Saran, Deutsche Verslehre S. 111 ff.), der typische Satzschluß, die Satzkadenz; dazu die beim ersten Hören auffallenden Unterschiede des stark und schwach geschnittenen Silbenakzentes, die Silbenbindung (legato, portato, staccato), das Sprechtempo (vgl. S. 201); dazu kommen die Unterschiede des Geschlechts der Substantiva, die Syntax (besonders der nd. Ma), und darin wiederum einzelne Gebiete, z. B. die Wortstellung, die für die gesprochene Sprache im engsten Zusammenhang mit dem Akzent behandelt werden muß, die eigentümlichen Zwischenformen zwischen Bei- und Unterordnung, die bloße logische Abhängigkeit, erkenntlich am Ton und an der Satztakt-Einteilung. — Eine Darstellung der volkstümlichen

Digitized by Google

Anredeformen (vgl. Weise, Ästhetik d. d. Spr. S. 89 ff.) wäre vielleicht manchem Leser auch in diesem Buche erwünscht gewesen, desgleichen die charakteristischen Unterschiede in der Angabe der Stundenzeit (viere durch oder vorbei oder vorüber; ein viertel nach, über vier oder auf fünf u. dgl.).

So ist Weises hübsches Buch durchaus geeignet, der Sache der deutschen Mundartenforschung neue Förderer zuzuführen; möge ihm auch dieser Erfolg beschieden sein!

Saaz in Böhmen. Josef Schiepek.

Deutsche Eichen. Luther und Bismarck. Große Ausgabe, 64×48 cm. 2 M. Kleine Ausgabe, 32×24 cm, 0,20 M. Oldenburg i. Gr. Gerhard Stalling.

Vorliegendes Kunstblatt führt uns Deutschlands größte Söhne, Luther und Bismarck, unter einer Eiche stehend vor, ersteren mit Panzerhemd, Schwert und Bibel ausgerüstet, letzteren in der althistorischen Uniform der Seydlitzkürassiere. Während die Embleme beider, Rose und Eichzweig, sinnig verbunden, sich um den Stamm der Eiche schlingen, bilden die in die Zeichnung verwobenen Devisen: „Ein feste Burg ist unser Gott“ und „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt“ den harmonischen Abschluß der Gruppe.

Das recht geschmackvoll ausgestattete, auf kräftigem Büttenkarton hergestellte Kunstblatt ist aus dem löblichen Bestreben hervorgegangen, den vaterländischen Gedanken in den Herzen der deutschevangelischen Jugend zu stärken. Möge es als ein Zeugnis nationaler Gesinnung allerorten in Schule und Haus freundliche Aufnahme finden!

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

F. Schmidt, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in den unteren Klassen höherer Lehranstalten. Hanau 1909, Max Alberti. IV u. 162 S. 8. 1,20 M.

Wenn der Verfasser von dem Gedanken ausgeht, daß alles, was man von der Beschäftigung mit fremden Sprachen erwartet, von der Muttersprache geleistet werden kann, so steht der Referent für die Praxis jedenfalls auf dem Standpunkt, daß man, um dem deutschen Unterricht für seine noch wichtigeren Aufgaben Raum zu schaffen, billigerweise vieles aus dem grammatischen Pensum den fremdsprachlichen Unterrichtsstunden zuweise. Daß in der Darstellung der Lehre von den Wortarten, den Satzteilen, den verschiedenen Arten der Sätze und auch sonst ein von dem Lehrgange anderer Bücher abweichender Weg eingeschlagen wird, verleiht diesem Hilfsbuche seine Existenzberechtigung, die andernfalls in Zweifel zu ziehen wäre. Die Einteilung des Lehrstoffes verdient Billigung, insofern meist unter I der Anschauungsstoff, unter

II die darin zutage tretenden Gesetze und unter III die Aufgaben zusammengestellt werden, an denen das als Regel Erkannte eingeübt werden soll. Hierauf wird der Hauptwert gelegt; besonders lehrreich sind nach dieser Richtung die in § 34 an kleine Stücke aus dem Geschichtspensum der unteren Klassen angeschlossenen Aufsatzversuche, die dem Schüler einige auf einer sich nach und nach mehrenden Einsicht beruhende Freiheit im Gebrauche der Muttersprache verschaffen sollen. Zugrunde gelegt ist dabei das mir nicht bekannte Buch von O. Dingeldein, 300 kleine Aufsätze erzählenden Inhalts (Gießen. E. Roth), das bei dieser Gelegenheit von dem Verfasser empfohlen wird. Ich weiß nicht, ob die Fassung, in der von diesem die Erzählungen zunächst geboten werden, wörtlich herübergenommen sind. Zum Teil will es mir scheinen, als ob ihr Wortlaut bei Schmidt, selbst für einen Quintaner, einen gar zu abgerissenen Stil vertritt. Das Quintapensum umfaßt nach unsern Lehrplänen bereits das Notwendigste vom zusammengesetzten Satz (s. § 28 des Schmidtschen Buches), mindestens also die Satzverbindung und die dabei zur Anwendung kommende Zeichensetzung, deren Gesamtüberblick wir bei Schmidt natürlich erst im Quartapensum (§ 50) haben. Man braucht also auch den Quintaner, mutet man ihm überhaupt schon kleine schriftliche Versuche zu, nicht in stammelnder Rede sich äußern zu lassen. Andeutungen systematischen Fortschrittes auf diesem Gebiete auch schon für untere Klassen habe ich in meinen Übungsstücken zur deutschen Rechtschreibung, 3. Aufl., Berlin 1903 (Weidmannsche Buchhandlung), durch Bemerkungen im Vorworte und entsprechend verwandte Randsiglen gemacht.

Bei der Vorführung der Wortarten wird bereits auf die Lehre vom Begriffe eingegangen, so daß damit gewisse Elemente der Logik in einer dem Verständnis so junger Schüler angemessenen Weise berücksichtigt werden. Hier und da tut sich auch (§ 3) ein Blick ins Gebiet der Psychologie auf. Mit all dem werden die ersten Grundlagen einer philosophischen Propädeutik gelegt, und zwar in Anlehnung an den „Lehrgang der Zukunftsschule“ von Berthold Otto, der schon im Vorworte seiner „Mütterfibel“ die Anwendung der „begrifflichen Methode“ in der Schule für durchaus möglich erklärt und dem geschickten Lehrer anheimstellt, ihr das für seine Klasse Geeignete zu entnehmen. Schmidt geht von den fünf Sinnen und den durch sie vermittelten Wahrnehmungen aus, um zu dem Ergebnis zu kommen, daß Wahrnehmungen und Vorstellungen Gedanken sind, aus denen sich unser Fühlen und Wollen entwickelt. Natürlich sind hier mit dem Worte „Gefühl“ nicht die primitiven Seelenzustände des Empfindungslebens gemeint, und wie für und für ein wechselseitiges Mitteilen und Empfangen zwischen den Seelenkräften stattfindet, das darstellen zu wollen, würde auf dieser Stufe ebenso verfehlt sein, wie wenn man sich auf ihr bei § 29 der Schmidt-

Digitized by Google

schen Belehrungen über Ursache und Wirkung, Grund und Folge auf die Verschiedenheit des Kausalitätsgesetzes, wie es im ausnahmslos geltenden Naturgesetze und dem nicht immer befolgten Normalgesetze des Denkens in die Erscheinung tritt, oder wohl gar auf das rationalistisch-spinozistische Theorem des sequi = causari einlassen wollte. Recht gut ist das § 44 über Begriffsbestimmung und Einteilung der Begriffe Gesagte. Zu nützlicher und anregender Unterhaltung — ein recht passender Ausdruck in einem Buche, das nach seiner ganzen Art unter dem Zeichen des sapere aude steht — soll der „sprachliches Allerlei" betitelte § 52 Stoff bieten. Wer ihn weiter ausschöpfen will, hat nach des Verfassers Anweisung Grunows Grammatisches Nachschlagebuch, Heintzes Deutschen Sprachhort und Vilmars Deutsches Namenbüchlein heranzuziehen. Natürlich könnte auch neben R. F. Arnold, Die deutschen Vornamen, Wien 1901, und N. Pulvermacher, Berliner Vornamen, Berlin 1902f., (zu S. 153) an A. Bähnich, Die deutschen Personennamen, Leipzig 1910, abgesehen von Th. Vernaleken, Deutsche Sprachrichtigkeiten S. 190ff., erinnert sein. In der Tat werden gerade die in dem genannten Kapitel des Schmidtschen Buches niedergelegten Andeutungen den Schüler nachdenklich machen, worauf es dem Verfasser in erster Linie ankommt. Der Wortbildung ist nach Maßgabe der Lehrpläne eine Reihe beachtenswerter Betrachtungen zuerteilt, und die den lautlichen Übungen vorangeschickte Übersicht der Laute und Buchstaben ist mit erfreulicher Klarheit entworfen: so viel, wie hier geboten wird, dürfte allerdings schon Knaben von 10 Jahren zuzumuten sein. Zu möglichst verständnisvoller Behandlung von Gedichten gehört auch „einiges aus der Verslehre" (§ 51). Mit Terzine freilich und Sonett braucht ein Quartaner noch nicht behelligt zu werden. Ein Sachregister kommt beim Gebrauche des Buches zustatten, dem guter Erfolg zu wünschen ist.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Alfred Gercke und Eduard Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. Erster Band. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. XI u. 588 S. Lex-8. geh. 13 ℳ, in Leinwand geb. 15 ℳ.

Das Werk ist auf drei Bände angelegt. Band 1 enthält: Methodik, Sprache, Metrik, griechische und römische Literatur; Band 2 wird bringen: Privataltertümer, Kunst, Religion und Mythologie, Philosophie, exakte Wissenschaften und Medizin; Band 3: Griechische Geschichte, Hellenistisch-römische Geschichte, Geschichte der Kaiserzeit, griechische und römische Staatsaltertümer, Epigraphik, Papyrologie, Paläographie. Bei Bezug aller drei Bände wird sich der Preis des ganzen Werkes von zirka 30 bzw. 35 M. auf zirka 25 M. geheftet und zirka 30 M. gebunden ermäßigen.

Digitized by Google

Eine Reihe namhafter Gelehrter hat sich mit den Herausgebern, Prof. A. Gercke in Breslau und Prof. E. Norden in Berlin (der uns kürzlich mit einer trefflichen Ausgabe der kleinen philologischen Schriften Th. Mommsens erfreut hat), zu dieser Arbeit verbunden, und schon ihre Namen verbürgen, daß wir ein in allen Teilen gediegenes Werk zu erwarten haben, das einem schon lange empfundenen und vielfach geäußerten Bedürfnis entgegenkommt. Ähnliches erstrebte ja schon Fr. Aug. Wolf in der 1831 von Stockmann aus Vorlesungen Wolfs herausgegebenen „Enzyklopädie der Philologie“ und besonders Aug. Böckh in seinen „Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften“, 1877 ed. Bratuschek, 1886[2] ed. Klußmann. Dies 879 Seiten umfassende, ungemein inhaltreiche Buch war bisher das einzige größere Werk dieser Art und hat sich vielen Philologen in hohem Grade nutzbringend erwiesen. Jetzt hat es bei dem inzwischen immer mehr erweiterten Rahmen unserer Wissenschaft im ganzen nur noch ein historisches Interesse, keine „aktuelle Bedeutung“ mehr, während das von J. v. Müller herausgegebene „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft“ einen anderen Zweck verfolgt, indem es eine erschöpfende Darstellung der einzelnen Disziplinen geben will.

Das hier erscheinende Werk will jungen Studenten in ihrer Ratlosigkeit angesichts der erdrückenden Fülle der Tatsachen und Probleme eine orientierende Übersicht geben, ein Wegweiser sein durch die verschlungenen Pfade in dem weiten Gebiete der Altertumswissenschaft, eine wissenschaftliche Einführung in Begleitung der gehörten Vorlesungen und zur Ergänzung des privaten Studiums, zugleich aber auch für später noch ein lieber Führer und Berater im praktischen Lehrberuf. Die Ziele des Unternehmens sind nach den eigenen Worten der Herausgeber: „den Blick vor allem der studierenden Jugend auf das Große und Ganze unserer Wissenschaft zu lenken, ihr die möglichst gesichert erscheinenden Resultate der einzelnen Disziplinen sowie gelegentlich die Wege, auf denen dazu gelangt wurde, in knappen Übersichten zu zeigen, die besten Ausgaben wichtiger Autoren und hervorragende moderne Werke der Lektüre zu empfehlen, auf Probleme, die der Lösung noch harren, aufmerksam zu machen und somit ein Gesamtbild unserer Wissenschaft, ihrer Hilfsmittel und Aufgaben zu liefern“. Bei solcher Einheitlichkeit des Planes ist aber doch jede Arbeit wieder ein in sich geschlossenes Ganze mit voller Wahrung der individuellen Freiheit des Verfassers. Ein handliches Gesamtregister soll dann nach Fertigstellung des Ganzen jedem einzelnen Bande beigegeben werden und wird es dem Benutzer ermöglichen, das örtlich Getrennte und doch sachlich Zusammenhängende rasch zu einer Einheit zusammenzuordnen. Einstweilen kann man sich in diesem 1. Band durch die Inhaltsübersicht auf S. VII und VIII und die genauen Inhaltsangaben über den einzelnen Seiten wohl

Digitized by Google

orientieren. Die Benutzung für den jungen Philologen ist so gedacht, daß er zunächst einige Hauptabschnitte, die ihm besonders nahe liegen, studiert und sich in die Urkundlichkeit und den Reichtum des Stoffes hineinzuleben sucht, durch eingehende Arbeit sich so allmählich in dem ganzen Gebiet heimisch macht und die wissenschaftliche Forschung verstehen und üben lernt.

Ein abschließendes Urteil ist erst möglich, wenn das Ganze vorliegt, aber nach eingehender Prüfung dieses ersten Bandes sehe ich, wie die Herausgeber und ihre Mitarbeiter dem oben angeführten reichen Programm in vollem Maße gerecht werden, und bin überzeugt, daß das Werk nicht nur für junge Studenten von großem Segen sein wird, sondern auch dem schon im Amt stehenden Lehrer (auch in den wertvollen Literaturangaben über die einzelnen Fragen) immer neue Anregung bieten und ihn auffordern wird, sich von neuen in diesen oder jenen Zweig der Wissenschaft, diese oder jene wissenschaftliche Frage zu vertiefen zu eigener Förderung und Erfrischung und zum Segen für seinen Unterricht. Welche Fülle von Anregung zu selbsttätiger Arbeit bietet — um nur einiges herauszugreifen — der Abschnitt „Formale Philologie" S. 37 ff., die Schicksale der griechischen und lateinischen Sprache S. 142 ff., das so wichtige Kapitel der Lautlehre S. 185 ff., die Abschnitte über Quellen und Materialien, Gesichtspunkte und Probleme zur Erforschung der griechischen (S. 399 ff.) und römischen (S. 547 ff.) Literaturgeschichte. Wie bedeutungsvoll bleibt auch für den Lehrer die Betrachtung der einzelnen griechischen und römischen Schulschriftsteller mit allem, was damit zusammenhängt, in Gattung, Sprache, Metrik usw.

Ganz besonders empfehle ich noch den jüngeren Lehrern zur Beherzigung den Abschnitt S. 124 ff.: „Das Studium der Philologie und Geschichte in seiner propädeutischen Bedeutung für den künftigen Lehrer". Dieser enthält gar viele treffliche Bemerkungen, Winke und Mahnungen. Gegen den Schluß aber heißt es: „Gegen die Gefahr, daß der Lehrer in dem dürftigen Schülerhorizonte verknöchert, kann ihn nur dauernde Verbindung mit der befruchtenden Wissenschaft schützen. Ohne diesen Zufluß vertrocknet in ihm auch die philologisch-pädagogische Ader. Der Philologe und Historiker wird aus doppeltem Grunde ein schlechter Lehrer, zumal in den oberen Klassen, wenn er von den Früchten der in seinen jungen Jahren gepflanzten Obstbäume leben will, ohne sie zu begießen, beschneiden und düngen, ohne neue Stämme anzupflanzen. Der junge Lehrer muß sich in den ersten Jahren gründlich in die Schulpraxis einarbeiten. Aber es ist die größte Kurzsichtigkeit fanatischer Pädagogen, gerade den Philologen und Historiker von seiner Wissenschaft abtrünnig machen zu wollen: das heißt den Ast absägen, auf dem man sitzt". Wer sind denn diese „fanatischen Pädagogen", welche die Philologen von ihrer Wissenschaft abtrünnig machen wollen, die gewiß auch schuld sein

Digitized by Google

sollen an der, wie es S. III a. E. heißt, sich leider immer vergrößernden Kluft zwischen Universität und Schule? Hier spukt immer noch der unbegründete Haß vieler Universitätsprofessoren gegen die pädagogischen Seminarien an höheren Schulen und gegen eine gründliche pädagogisch-didaktische Ausbildung der Kandidaten nach den Grundsätzen einer wissenschaftlichen Pädagogik, wie der von Herbart-Ziller-Stoy, wovon schon 1893 in dieser Zeitschrift (Band 47 Heft 4) mein Freund Chr. Muff auf der vorletzten Seite seines Aufsatzes „Unser drittes Seminarjahr" einige auffallende Beispiele angeführt hat. Die Pädagogen, die wie O. Frick und seine Nachfolger solcher Pädagogik eine größere Bedeutung und den Rang einer selbständigen Wissenschaft zu sichern suchen und ein ganz besonderes Gewicht auf eine rationelle pädagogische Ausbildung der Kandidaten legen, wollen ja die Verbindung mit der wissenschaftlichen Forschung und Vertiefung, wozu die Universität anleitet, nicht abschneiden. Im Gegenteil. Wie sie eine gründliche wissenschaftliche akademische Bildung als vornehmste und unerläßliche Bedingung für den Lehrerberuf voraussetzen, so betonen sie auch stets, daß diese Verbindung mit der Wissenschaft frisch und rege erhalten werden muß. Ich finde auch nicht, daß sich die Kluft zwischen Universität und Schule vergrößert. Wie gern werden die wissenschaftlichen Kurse, die jetzt für Lehrer an den Universitäten abgehalten werden, besucht, wie viele liefern noch wissenschaftliche Arbeiten für Zeitschriften und Programme, und drängt die Anforderung des Berufs diese Beschäftigung zeitweise zurück, so greift man doch, sobald sich wieder Zeit dafür findet, wieder mit Freude danach. Aber freilich muß, sobald einer in das Lehramt tritt, nun bei ihm die pädagogisch-didaktische Schulung und ein lebhaftes Interesse für die Schüler und ihre Ausbildung im Vordergrund stehen und die Wissenschaft in den Dienst dieser seiner Tätigkeit treten, und er soll ja nicht, wie von Universitätslehrern gesagt worden ist, sich in wissenschaftliche Forschung vertiefen, um ein Äquivalent zu haben gegen die öde Beschäftigung im Unterricht, besonders der unteren Klassen! Über solche Anschauung sind wir glücklicherweise nun hinaus. Wohl ist das Beste für den Lehrer der „angeborene pädagogische Takt, der auf einer Art von Inspiration beruht und darin dem Takte des Künstlers und des Forschers gleicht" (S. 127 a. A.). Ja wenn den alle hätten, wenn wir lauter solche Genies und „Künstler" hätten. Aber leider müssen wir uns auch mit Talenten zweiten und dritten Ranges begnügen — man vergleiche Horaz A. P. 369 ff. —, und diese müssen pädagogisch und didaktisch gründlich geschult und herangebildet werden, damit sie brauchbar sind. Doch daß die lebendige Berührung mit der Wissenschaft dem Lehrer nicht vorloren gehe, daß er gleich wie Antäus durch die Berührung der Mutter Erde durch stete Beziehung zu der alma mater neue Kraft und neue Frische gewinne,

Digitized by Google

dazu kann das vorliegende Werk viel beitragen, dazu sei es allen Lehrern warm empfohlen, und sie mögen von den Merksprüchen auf S. VI besonders den aus Cic. de or. II 117 sich merken: Tardi ingeni est rivulos consectari, fontes rerum non videre.

Kassel. Fr. Heußner.

Glaser, Griechische und deutsche Lyriker. Gießen 1908, Emil Roth. I u. 67 S. 8. 1 *M*.

Das kleine Heft ist aus Vorträgen entstanden und gibt diese, wie es nach dem kurzen Vorwort scheint, im wesentlichen in unveränderter Gestalt wieder. Es zerfällt, wie der Titel sagt, in zwei Teile, von denen der erste auf 25 Seiten in gedrängter Kürze einen Überblick über die Entwicklung der deutschen Lyrik bis zur Gegenwart bringt, der zweite mit einigen Proben altgriechischer Lyrik in deutschem Gewande bekannt machen will. Der modernsten deutschen Lyrik steht der Verfasser ziemlich ablehnend gegenüber, wenn er auch einige ihrer Vertreter, z. B. v. Liliencron, freundlich beurteilt. Aus der griechischen Lyrik hat er geschickt Proben ausgewählt, deren Übersetzung nicht von ihm selbst herrührt. sondern aus den besten vorhandenen Verdeutschungen entnommen ist. Für den zusammenhängenden Überblick über die Entwicklung der altgriechischen Lyrik sind die besten Hilfsmittel benutzt. Als Vorträge für ein aus Nichtfachleuten bestehendes Publikum haben die Darbietungen des Verfassers, wenigstens im zweiten Teile, ihren Wert, eine Notwendigkeit, sie drucken zu lassen, habe ich nicht einsehen können; es sei denn, daß der Verfasser dadurch seinen Wunsch, daß die griechische Lyrik mehr als bisher auf unsern Gymnasien behandelt werden möge, weiteren Kreisen der Gebildeten nahe bringen möchte, um so einer Überschätzung des Horaz entgegenzutreten. Die Ausstattung des Heftchens ist gut, der Druck korrekt; nur auf S. 32 Z. 9 steht ᾠσή für ᾠδή.

Halle a. S. O. Genest.

Th. Birt, Zur Kulturgeschichte Roms. Gesammelte Skizzen (Wissenschaft und Bildung Nr. 53). Leipzig 1909, Quelle & Meyer. 164 S. kl. 8. 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

Wenn ein so kenntnisreicher und wortgewandter Mann, wie Theodor Birt, für ein größeres Publikum Skizzen zur Kulturgeschichte Roms veröffentlicht, so wird man einem solchen Buche von vornherein ein großes Interesse und nicht geringe Erwartungen entgegenbringen. Und diese Erwartungen — das sei von vornherein gesagt — werden auch nicht getäuscht. Überall merkt man, daß der Verf., wenn er auch die bekannten trefflichen Werke über seinen Gegenstand nach Gebühr benutzt hat, doch immer aus den Quellen selbst schöpft und meist seine eigenen Wege wandelt, oft, allerdings nicht immer, zum Vorteile der Sache. Nach einem

Digitized by Google

einleitenden Kapitel, in dem in allgemeiner vorbereitender Weise über die Grundzüge der römischen Kultur gehandelt wird, schildert er, welchen Eindruck die Hauptstadt der Welt etwa auf einen Reisenden machen mußte, der um 30—50 n. Chr. dorthin kam. Sodann wird das Innere eines römischen Hauses dargestellt und das Leben, das sich darin abzuspielen pflegte. Es folgt ein Kapitel über die Bevölkerung, das sich durch eigenartige, vortreffliche Bemerkungen über das Sklaventum auszeichnet, sowie über das Berufsleben, ein weiteres über das Rechtsleben, weitere über die Bäder, den Gottesdienst und Glauben. Das achte Kapitel handelt von der Erziehung und dem geistigen Leben, das neunte vom Spiel und öffentlichen Zeitvertreib, das zehnte von der Kunst, das elfte von der Sittlichkeit. Gerade diese Kapitel VIII-XI erscheinen mir als der weitaus beste Teil des Ganzen; originelle Gedanken bieten ja auch die anderen Partien in Menge, aber man fühlt sich dort öfter zum Widerspruch getrieben, während man hier eine Reihe bedeutsamer Ansichten findet, denen man zum großen Teile rückhaltlos zustimmen kann. — Wie die hier gegebene Übersicht zeigt, war es Birt nicht darum zu tun, eine vollständige Darstellung der römischen Kultur in nuce zu liefern, aber man wird ihm zugestehen dürfen, daß er die wichtigsten und entscheidenden Punkte klar hervorgehoben und ins richtige Licht gesetzt hat, so daß die Bedeutung und Eigenart der damaligen Kulturverhältnisse jedem aufmerksamen Leser verständlich werden muß.

Im einzelnen wird man mit des Verf.s Äußerungen nicht immer einverstanden sein, wie das bei einem so weitschichtigen Gebiete ja kaum anders möglich ist. Ich führe nur einiges an. Im ersten Kapitel scheint mir die Bedeutung des etruskischen Einflusses auf die römische Kultur nicht genug betont zu sein; S. 10 wird sie mit keinem Worte erwähnt, es wird nur von griechischen Einflüssen gesprochen, und erst S. 18 ff. gibt Birt selbst zu, daß man von 700—400 kaum von griechisch-römischer, sondern vielmehr von etruskisch-römischer Kultur reden müsse. Jedenfalls würde es sich empfehlen, auf die Schwierigkeit der Etruskerfrage ein wenig genauer hinzuweisen. So absolut sicher, wie Birt es hinstellt, ist es ja doch schließlich nicht, daß die Etrusker „ein fremdsprachiges Barbarenvolk aus Kleinasien“ seien (ich persönlich glaube das allerdings auch); ich meine, ein gebildeter Laie, der sich über solche Kulturfragen unterrichten will, hat doch wohl ein Recht darauf, zu erfahren, daß die Frage, woher dieses Volk, „οὐδενὶ ἄλλῳ ἔθνει ὁμόγλωσσον“, eigentlich stamme, noch heut ein Rätsel ist. Auch sonst stellt der temperamentvolle Verfasser hier und da Ansichten, die ihm richtig erscheinen, die aber doch noch viel zu sehr umstritten sind, als daß man sie einem größeren Publikum so ohne weiteres als Tatsachen bieten sollte, wie unumstößliche Wahrheiten hin, so z. B. S. 14 „so ist Venus eigentlich ein Neutrum (wie genus) und sie

Digitized by Google

bedeutete ... den Wuchs des Gartengemüses", S. 15 von Mars: „er ist die Dürre des Sommers", S. 93 die Etymologie von adorare „adorieren heißt buchstäblich die Hand an den Mund legen". S. 11 im „Schattenland" Umbrien. So würde man auch von den geistreichen Gedanken, Einfällen und Ausfällen, an denen das Buch reich ist, einen Teil gern missen, z. B. S. 81 die Bemerkung über die Mädchengymnasien, S. 88 den Absatz über die Museen, besonders in dieser Form, S. 55 f. die Auslassungen über Vergil, S. 17, wo das Aufhören des Königtums mit der Annahme der Schrift in Verbindung gebracht wird: „Wo das Schriftwesen sich entwickelt, das schriftliche Verfahren sich ausbreitet, entsteht die Selbstverwaltung. Rom wurde Republik", ebenda „die Selbstsucht der Masse, die wir Patriotismus nennen", ebenda „Die Ruhmsucht ist orientalisch, die Herrschsucht oder Gewinnsucht römisch", und weiter, immer noch auf derselben Seite, „vor allem sättigt er Gott Mars, den Würger. Denn diesen Sinn hat es, daß fast in jedem Sommer Krieg geführt wird": was beinahe an Bestimmungsmensuren erinnert. — Dem gegenüber steht nun aber eine große Reihe wirklich treffender und trefflich formulierter Gedanken, von denen wenigstens einige erwähnt sein mögen, z. B. S. 22 die Schilderung des Senates, S. 26 die Darlegung des Segens der Monarchie, S. 35 der Ausfall auf die unsinnige moderne Damenhutmode, S. 36 die Bemerkung über den Wagenverkehr in Rom; der moderne Großstädter, der dies liest, wird, was den Tagesverkehr betrifft, von einem gewissen Neide erfüllt werden, wenn er daran denkt, daß bei uns den geradezu brutalen Ausschreitungen gegenüber die Behörden aus mancherlei Gründen immer noch nicht energisch genug auftreten, während allerdings die Schilderung des Nachtlebens in Rom diese Anwandlung von Neid alsbald wieder zu beschwichtigen geeignet ist; S. 120 findet sich eine sehr interessante Bemerkung über den Kulturwert der antiken Tierkämpfe, S. 105 über die Tatsache, daß kein (großer) Dichter aus Rom selbst stammt, S. 149 „die römische Welt lebte weit über ihren Etat hinaus, grandios, aber doch parvenumäßig", S. 153 ein vortrefflicher Ausfall auf moderne Wohltätigkeitsfeste, S. 156 über die antiken Lobreden als nützliche Fürstenspiegel. Vor allem erscheinen die über das Verhältnis von Sittlichkeit und Christentum S. 150 und 155 geäußerten Gedanken sehr beachtenswert: „daß das Christentum im 3. bis 6. Jahrhundert Kultur und Sittlichkeit gefördert hätte, läßt sich nicht erkennen" und „ihm (d. h. dem Stoizismus) wurde die feine und durchgearbeitete Pflichtenlehre verdankt, die die Kirchenväter in langen Abschnitten aus Cicero und Seneca übernahmen, so daß in dem Gefäß des Christentums ein Jahrhundert sie dem andern weiter

Digitized by Google

gegeben hat". — Daß der Verf. gelegentlich auch gegen eigene früher geäußerte Ansichten polemisiert, zeugt von erfreulicher Selbständigkeit des Urteils; so S. 132 und Anm. 1. — Vielleicht findet er unter folgenden kleinen Bemerkungen etwas Brauchbares. S. 12 „Banditentypus der Abruzzen": genaue Kenner versichern immer und immer wieder, daß gerade in den Abruzzen von einem Banditentum absolut keine Rede ist; danach wäre wohl der Ausdruck zu mildern. S. 43 vielleicht unterzieht der Verf. diese Horazübersetzung einmal einer Revision. S. 50 ist mir der Ausdruck Flügelknaben ganz fremd und unverständlich. S. 65 „παῖς, vovon unser Page"; doch besser „wovon παιδίον und so unser Page". S. 79 ist vor der Zahl 600 wohl eine Ziffer (7 ?) ausgefallen. S. 100 konnte wohl auch noch erwähnt werden, daß die Echtheit des Hercules Oetaeus keineswegs über allen Zweifel erhaben ist, S. 109 auf die Benutzung der rhetorischen Vortragsthemen durch die mittelalterliche Novellenliteratur hingewiesen werden. S. 117 „einst war das Wagenlenken in der Schlacht Sache der Könige, so bei Homer": sie hatten doch ihre Lenker dazu! (Anders die Britannier: Tac. Agr. 12).

Berlin. Franz Harder.

D. Georg Heinrici, Hellenismus und Christentum. Groß-Lichterfelde 1909, Edwin Runge. 50 S. gr. 8. 0,60 *M*. (V. Serie 8. Heft der Biblischen Zeit- und Streitfragen herausgegeben von Friedrich Kropatscheck.)

Heinricis Abhandlung ist nicht nur für die Theologen, sondern auch für die Philologen von hohem Interesse. In der ersten Hälfte bietet er eine auf gründlichem Quellenstudium beruhende Charakteristik des Hellenismus, seiner Kultur, seiner Gedankenarbeit und seiner Götterverehrung, aus der auch die Lehrer des Griechischen und Lateinischen sowie die Historiker gar manches lernen können; im zweiten Teile weist er darauf hin, in welches Verhältnis das junge Christentum zum Hellenismus getreten ist. Es lohnt der Mühe, auf die wichtigsten Punkte der Erörterung hinzuweisen.

Monarchisch regierte Staaten, eine ausgleichende Bildung, in der das Griechische Volks- und Weltsprache wurde, das Einströmen fremder Religionen, die stärkere Betonung der Persönlichkeit, das Aufstreben der unteren Schichten der Gesellschaft, das sind nach Heinrici die wesentlichsten Charakterzüge des Hellenismus. Wo es dazu übergeht, die hellenistische Frömmigkeit zu zeichnen, schöpft er sein Wissen aus den Inschriften, den Papyrusfunden in Ägypten, den Scherben von Ton und Glas mit ihren Wunsch- und Mahnworten, den Fluchtafeln und Amuletten zur Abwehr des bösen Blicks und anderen Urkunden, die aus der Verborgenheit neu ans Licht gebracht sind. Das Weltbild, an dem sich die damalige Frömmigkeit orientierte, war so beschaffen,

Digitized by Google

daß die Erde den Mittelpunkt bildete, über der sich die Welt unter dem Monde erstreckte. Hier herrschen die Dämonen, während die Götter im lichten Äther weilen. Der Mensch, der der Erde angehört und dabei nach der lichten Welt der Götter Verlangen trägt, ist dem Wandel und Wechsel der Dinge unterworfen und allen möglichen Leiden ausgesetzt und schwankt darum zwischen Furcht und Hoffnung. Wie erhebt er sich nun zur Einheit mit der Welt der Götter? Der Antworten gibt es viele. Die hellenistische Welt ist voll von Winkelpropheten, Wahrsagern, Wunderärzten und Zauberern jeder Art, die alle geschäftig ihres Amtes walten. Der Fromme bindet sich durch Gelübde und unterwirft sich umständlichen Reinigungen und grausamen Bußübungen. Eines der Mittel, die angestrebte Vergottung zu erreichen, ist die Verzückung, ein anderes die Apotheose der Helden und der Verstorbenen. (Dabei wird an Ciceros Verhalten nach dem Tode seiner heißgeliebten Tochter Tullia erinnert.)

In der hellenistischen Popularphilosophie, die der Verf. nach ihrer religiös-ethischen Seite betrachtet, werden zwei Strömungen unterschieden, von denen die eine vorwiegend von Platon bestimmt, die andere durch die Zyniker und die Stoa befruchtet wird. Aber die platonische Strömung läuft, wie der Verf. zeigt, in theurgische Machenschaften aus, und die zynisch-stoische in Phrasentum. Da macht sich die Religion wieder geltend und versucht, sich mit der Philosophie zu verbinden. Die Betrachtung dieses Vorganges hält sich vor allem an Plutarch, an den Stoiker Cornutus, an Herakleides und seine Deutung des Homer, an Artemidorus, an Bettius Valens u. a. Aber der Versuch, Religion und Philosophie zu verbinden. mißlang; die Religion versagte. Erst das Christentum schuf Wandel und brachte die ersehnte Rettung.

Im zweiten Teile seiner Abhandlung führt Heinrici den Nachweis, daß das Christentum wohl in enger Beziehung zum hellenistischen Kult steht und manche Form aus ihm herübergenommen hat. daß es aber doch volle Originalität wahrt. Die Predigt von dem gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn, der um der Menschheit willen gelebt und gelitten hat, hat nichts zu tun mit kultischen Weihen und Reinigungen; sie sagt zum Menschen: „Reinige dich von toten Werken und reinige deine Seele von allem, was dich von Gott trennt, dann wirst du durch Gott Herr über alle Dinge, die dich von Gott trennen könnten“.

In wiefern die Offenbarung Johannis am deutlichsten in den Rahmen des antiken Weltbildes gefaßt ist; wie die Apostelgeschichte nach der Weise der Zeitgenossen von den Tatsachen erzählt, die zur Begründung der Urgemeinde führten; wie sich in den synoptischen Evangelien Züge finden, die den Charakter von Prodigien haben; wie in den Briefen des Paulus, der seiner

Digitized by Google

Herkunft nach ein Diasporajude war, Schriftauslegungen vorkommen, die dem Midrasch der jüdischen Theologen entsprechen; wie das Johannisevangelium, das rätselhafte Buch, sich an allerlei griechische Schriften anlehnt und doch dem Inhalt nach ganz eigenartig bleibt; wie auch Taufe und Abendmahl ihren spezifisch christlichen Charakter haben: dies und anderes derart mag man bei Heinrici selber nachlesen, man wird Freude an seinen Ausführungen haben.

Zum Schluß handelt der Verf. noch von der hellenistischen und der christlichen Sittlichkeit. Auch der antike Philosoph fordert eine radikale Sinnesänderung. Heinrici erinnert an das Wort jenes Jünglings, der in der stoischen Lebensanschauung sein besseres Selbst entdeckt hatte und nun in die Worte ausbrach: „Das Leben, das ich vorher gelebt habe, war nur Tod. Das glaubt mir! Verfinstert war mir früher der Sinn; alles lag im Dunkel. Nun aber, da ich hierher gekommen bin, ward ich geheilt und bin für die Folgezeit aufgelebt; ich wandle, rede, sinne". Paulus hat ein ganz ähnliches Bekenntnis getan: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!" Aber während der hellenistische Mystiker die Erneuerung durch theurgische Mittel zu erreichen sucht, versichert Paulus, daß er durch Gottes Gnade ist, was er ist. Deshalb redet er nicht von Tugend, sondern von Gnadengabe. (Bei dieser Gelegenheit bemerkt der Verf., daß das Wort „Tugend" (ἀρετή) im N. T. nur viermal gebraucht wird). Dementsprechend gestaltet sich auch die Lebensführung verschieden. Der hellenistische Weise hüllt sich in seine Tugend ein und muß erfahren, daß er damit nicht wetterfest bekleidet ist; der Epikureer insbesondere findet seine Freiheit in der unerschütterlichen Seelenruhe (ἀταραξία) und geht dem Leid vorsichtig aus dem Wege. Was tut dagegen das Christentum? Es stellt dem religiösen, es stellt dem sittlichen Leben die höchsten Aufgaben, es würdigt nur den Glauben als Kraft des neuen Lebens, von dem es gilt, daß er durch die Liebe sich wirksam erweist. Das Christentum gibt sichere Freudigkeit zum Leben und wirksamen Trost im Sterben.

Man sieht, es sind schöne Gedanken, die der gelehrte Verfasser mit Urteil und Geschmack vorträgt.

Pforta. Christian Muff.

Karl Bone, Πεἰρατα τέχνης. Über Lesen und Erklären von Dichtwerken. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. VI u. 128 S. 8. geb. 2,40 *M*.

Der Verfasser will anleiten zum „wahren" Lesen eines Dichters, er beschränkt daher seine Aufgabe auf den Nachweis des Unscheinbarsten in der Dichtung und dessen Kraft, er will des werdenden Lesers Auge und Ohr öffnen und schärfen für die leisen Andeutungen des Dichters, welche in das innere Leben der Dichtung

Digitized by Google

einführen. Voraussetzung für die Lektüre ist natürlich Vertrautheit mit den Angaben aus der Geschichte, Mythologie, Sage, Geographie, Naturgeschichte, kurz allem, was der Dichter als ihm und seinem Leserkreise lebendig und geläufig zum Ausdruck und zur Versinnlichung seiner Gedanken und Empfindungen verwertet, Vertrautheit soweit, als das Verständnis des Dichters sie fordert. Wichtiger aber als diese Angaben sind für das wahre Verständnis die Andeutungen, welche auf die Lage hinweisen, in der das Gedicht entstanden ist, und auf die Stimmung, der es seine Entstehung verdankt. Sie fordern sorgfältige Beachtung all des Unscheinbaren, der grammatischen Abweichungen, der Wortstellung, der Klangfiguren, besonders der Alliteration, wodurch der Dichter gleichsam verrät, was seine Seele erregt und bewegt. Allerdings bleibt hier manches der Vermutung überlassen. Denn nicht das von außen Zugetragene ist, abgesehen von den Gedichten, welche historische Persönlichkeiten betreffen, das Wichtige und Entscheidende, sondern das, was sich aus dem Gedichte selber für den Dichter oder für die Person, an welche das Gedicht gerichtet ist, als Anlaß ergibt, das Typische, das der Dichtung ihren Gehalt und dauernden Wert verleiht. Man darf den angehenden Leser freilich nicht anleiten wollen, zu „unterlegen“, die Deutung muß ihre guten, sichtbaren Gründe haben; bei der Unerschöpflichkeit eines Kunstwerkes aber ist da, wo bestimmte Andeutungen fehlen, jeder Zwang ausgeschlossen, es „bleibt der Auffassung ein weiter Spielraum“. Im ganzen indes zeigt sich, das innere Leben der Dichtung zu entdecken, ein natürlicher, fester Weg (S. 18ff. u. S. 114ff.), der stufenweise zunächst zu befriedigendem Verständnis, dann zum wahren Verständnis führt, zur Erkenntnis des Anlasses und des Gipfelgedankens, von dem aus sich das Ganze als Einheit überschauen und nachempfinden, ja nachdichten läßt. Diese Früchte des wahren Lesens reifen aber nur für den, der sein Erkennen wie sein Empfinden gleichmäßig in den Dienst der Dichtung stellt, der auch ein Ohr hat für die Musik in Worten und Gedanken, ein Auge für die Bilder, welche der Lyriker, und er vielleicht mehr als alle andern Dichter, in lebendiger Anschaulichkeit entstehen läßt.

Der jeweilige Gegenstand der Ausführung wird durch Beispiele erläutert, besonders durch Beispiele aus Horaz, dem der meiste Raum gewidmet ist, aber auch durch deutsche Gedichte, welche geeignet sind, die Sache in das rechte Licht zu rücken und die erwünschte Klarheit zu schaffen. Die Erläuterungen sind durchweg vortrefflich. Mag man im einzelnen zu anderer Anschauung gelangen, im wesentlichen wird man dem Verfasser beipflichten. Was sich auf seinem Wege erreichen läßt, das zeigt die Erläuterung zu Horaz C. I 38.

Düsseldorf. Karl Koch.

Digitized by Google

Felix Solmsen, Beiträge zur griechischen Wortforschung. Erster Teil. Straßburg i. E. 1909, K. J. Trübner. 270 S. 8. 9 *M*.

Es ist ein unvollständiges Werk, das hier vorliegt, auch, wie schon der Titel andeutet, nicht ein systematisch durchgeführtes; und wie weit Verf. seine 'Beiträge' auszudehnen gedenkt, muß abgewartet werden. Aber schon das, was bis jetzt geboten wird, enthält ein reiches Material und wertvolle Ergänzungen und Berichtigungen anderer Forscher, wenn freilich auch jetzt noch manches Vermutung bleibt. Das Werk beschränkt sich auf die sprachgeschichtliche Erforschung einiger noch der Kontroverse unterliegender Ausdrücke, bringt jedoch in weitgreifender Weise eine ganze Reihe von Einzelfragen zur Besprechung, auf die die Fäden der Untersuchung hinleiten. Die Sprachen der gesamten indogermanischen Sprachenfamilie werden zur Vergleichung und Erklärung herangezogen, so daß der Sprachforscher in dem Buche eine reiche Ausbeute findet und ihm die gleiche Beachtung schenken wird wie sie desselben Verf.s „Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre“ gefunden haben. Des Verf.s Methode ist derart, daß er durchweg aus den vorhandenen Spuren auf das älteste Griechisch zurückschließt, dieses dann als den Ursprung auch anderer Formen erkennend.

In 8 Abschnitten kommen zur Besprechung: das homerische *ἀγοστός*; die (vom Verf. schon auf der Hamburger Phil.-Vers. 1905 vorgetragene) Etymologie von *αἱμωδεῖν* und *αἱμωδιᾶν*; Bildung, Laute und Wortgeschichte von *αἰσυμνήτης* (im Anschluß hieran ein längerer Exkurs über die westgriechischen Bestandteile der Mundart von Megara); *ἄλις* und andere Adverbien auf *ις*; *ἄμις ἄμη* und Zubehör (hierunter *σκάπτω* und Verwandtes); *γογγύλος* und *γάγγλιον*; *γράσος* und die Sippe von *γράω*; *δεῖσα* und der Wechsel von *η* und *ᾰ* bei den Femininen. Schon diese inhaltliche Übersicht läßt erkennen, wie weit ausgreifend die Untersuchungen geführt werden. Verf. geht, wie es der gegenwärtige Stand der Wissenschaft erfordert, der Sprachgeschichte nach und ist überall bemüht, die zeitliche Verteilung der Belege ins Licht zu stellen, nicht bloß, wie es früher geschah, die Belege überhaupt aus den verwandten Sprachen heranzuziehen.

ἀγοστός führt Verf. (anders als Leo Meyer I 114) an einer Reihe von Parallelen auf *ἀγορστός* zurück und bringt es zusammen mit *ἀγείρω* ('einsammeln'); das prothetische *α* ist eine Schwundstufenform von *ἐν*; wie *ἀπελλά* (Hesych.) mit lat. *pello* zusammengehört (= 'der Ort, wo man die Menschen usw. hineintreibt').

αἱμωδεῖν bringen die Lexika mit *αἷμα* zusammen (Passow: „die Mundfäule haben“). Die alten Lexikographen haben das Richtige: überall handelt es sich um ein Schmerzgefühl der Zähne, wie es Saures hervorbringt. Es hängt nicht mit *αἷμα* zusammen,

Digitized by Google

sondern mit urgermanisch *_sairaz_ 'schmerzhaft' (Ulfilas gibt _δύνη_ mit _sair_ wieder); der zweite Bestandteil ist _ὀδούς_ (oder vielmehr _ὀδών_), über dessen Lautbestand eine interessante Untersuchung angeknüpft wird.

Es folgt eine eingehende Besprechung von Bildung, Lauten und Geschichte des Wortes _αἰσυμνήτης_, das als bestimmter Ausdruck vorwiegend auf ionisches Sprachgebiet sich beschränkt, während die Form _αἰσιμνάτας_ sich in Megara und seinen Gründungen findet (dies letztere neben _αἶσα_ 'Gebühr, Anteil' liegend). Danach wäre _αἰσιμνάτας_ ein Titel, der durch 'Gebührwalt' wiederzugeben wäre. Das _υ_ in dem ionischen _αἰσυμνήτης_ erklärt Verf. so, daß _ü_ rein lautlich unter dem Einflusse des benachbarten Labials an die Stelle des _i_ getreten ist (vgl. _Hülfe Hilfe_, mhd. _fünf_, got. _fimf_); ebenso _μόλυβδος_ neben _μόλιβος_ (das — gegen Curtius — als das ursprüngliche anzusehen ist) und einige andere Beispiele, die Verf. hier bespricht. — In dem Abschnitte 'Wortgeschichte' erklärt Verf., wie es möglich war, daß sich _αἰσυμν._ und _αἰσιμν._ auf je ein bestimmt begrenztes Gebiet beschränkt, deren beider Mundarten sonst einander nicht besonders nahestehen. Die Stammesgeschichte gibt ihm hierfür Auskunft: die lokalen Überlieferungen der kleinasiatischen Ionier über ihre Herkunft weisen außer auf Attika auf Böotien und den Nordwesten des Peloponnes; die Brücke zwischen diesen Teilen Mittelgriechenlands und des Peloponnes ist aber Megaris, und _αἰσιμνᾶν αἰσιμνάτας_ kennzeichnen sich schon durch sich selbst als 'vordorisches' Sprachgut, wie sich solche Bestandteile auch sonst dort zeigen. So bringen die beiden Formen desselben technischen Ausdrucks Licht für gewisse merkwürdige Verbindungsfäden zwischen Kleinasien und dem Westen, wobei Verf. eine ganze Reihe stammgeschichtlicher Überlieferungen und die daraus sich ergebenden Zusammenhänge zwischen Ionien und dem Peloponnes und anderen Gebieten durch sprachliche Tatsachen beleuchtet. — S. 93—155 werden die entscheidenden Züge der ihrem Gesamtgepräge nach westgriechischen Mundart von Megara zusammengestellt, wobei Verf. drei Gruppen von sprachlichen Erscheinungen unterscheidet, Gemeinwestgriechisches, Nordwestgriechisches (hauptsächlich in Mittelgriechenland) und Südwestgriechisches (Erscheinungen, die der Dialekt mit den dorischen Mundarten im Peloponnes und den Inseln des Ägäischen Meeres gemein hat). Unter jeder der drei Gruppen werden Laute, Formen und Wortschatz katalogisiert; und hierbei tritt ein außerordentlicher Reichtum von Wortformen entgegen, die Verf. sprachgeschichtlich und sprachvergleichend zu erklären weiß. Ertragreich ist auch die Besprechung der in dieser Landschaft vorkommenden Namen.

ἄλις (neben das Verf. in seinen 'Untersuchungen' S. 226 _εἰλέω_? stellte) _μόγις μόλις χωρίς_ erklärt er als alte Nominative Singularis maskulinen oder femininen Geschlechtes von Stämmen

Digitized by Google

auf -ι-, wie auch sonst im Griechischen und namentlich im Lateinischen Nominative Singularis zu Adverbien erstarrt sind, und rechtfertigt sie als solche auch semasiologisch. Für *χωρίς* insbesondere ist das Mittelglied *χῶρος*, *χώρα*. Die scheinbar widerstreitende Betonung dieses Adverbiums wird in ansprechender Weise damit erklärt, daß es schon zur Zeit Homers in die Geltung von *ἀμφίς* einrückte und dessen Akzent an Stelle seiner früheren Barytonese übernommen hat.

Der 5. Abschnitt beschäftigt sich mit *ἀμίς*, *ἄμη*, die verschiedene Gefäße für Flüssigkeiten bezeichnen und die man bisher zu einer Wurzel *em* ('nehmen, fassen') rechnete, für die Verf. aber eine Wurzel *sem* annimmt (= 'zusammen, einheitlich', *ἕνς*, *ἅμα*, ai. *sa*, lat. *simul*, *semel*). Der aspirierte Anlaut hat aber dasselbe Schicksal gehabt wie auch sonst oft; zudem werden die Ausdrücke besonders in ionischem Sprachgebiet verwandt. Verf. zieht zu dieser Sippe auch *ἄντλος* ('Schöpfgefäß; Sammelwasser', bei den Alexandrinern ist *ἄνιλος* auch = 'Getreidehaufen'), wobei er *-τλο* als Instrumentalsuffix anspricht. Er vermutet, daß *ἄντλος* ursprünglich aspiriert anlautete, auch das Suffix *-θλο* lautete, so daß die Urform *ἅμ-θλος* gewesen sein würde; die Aspiration des *θ* ist zuerst aufgegeben, im „Sonderleben des Ionischen" verstummte dann auch die erste. Verf. scheidet übrigens von *ἄμη* 'Eimer' das andere *ἄμη* 'Schaufel, Hacke', obwohl die Etymologen sonst darauf hinweisen, daß Benennungen von Gefäßen vielfach von Wurzeln des Sinnes 'graben' — *σκάπτω* — abgeleitet sind. Bei Ergründung des Etymon dieses Wortes stellt er für die in mehr oder minder weitem Umfange zusammengeworfene Wortmasse vier verschiedene Wurzeln auf, seine Gründe und Belege für jede ausführlich beibringend, aber an dieser Stelle von jeder Polemik absehend, obwohl er sich mehrfach in Widerspruch mit anderen Etymologen weiß.

Der 6. Abschnitt behandelt *γογγύλος* ('rund') und *γαγγλίον* (seit Hippokrates ärztlicher Terminus). Das erstere schlägt er vor zu trennen *γογγ-ύλος* und schließt das Adjektivum an *γόγγρος* an, dem es dem Sinnesgehalte nach nahesteht, während auch das aus den anderen (besonders slavischen) Sprachen Anzureihende zu der Kernbedeutung stimmt.

γράσος (im nächsten Abschnitte) ist Synonym von *τράγος*; da dies letztere aber nicht nur das Tier, sondern auch dessen merkbarste Eigenschaft bezeichnet (wie auch lat. *hircus* beides bedeutet), so vermutet Verf., wenn auch *γράσος* = 'Ziegenbock' nicht direkt nachweisbar ist, daß *γράσος* von *γράω* 'nage, fresse' abzuleiten sei, wie *τράγος* von *τρώγω*, *ἔτραγον*, womit der Bock als der näschige bezeichnet würde. In dem *σ* in *γράσος* sieht er eine Bildung mit dem Suffix *-σο* (vgl. *παλιν-όρσος* 'zurückeilend', *πολλ-αγόρασος* 'viel kaufend' u. a.), das auch in anderen Sprachen bei Nomina agentis in dieser Funktion vorkommt.

Digitized by Google

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit dem früher ausschließlich durch die Lexikographen bekannten, durch die Papyri aber jetzt zum Leben geweckten Worte δεῖσα, für das nun endgiltig die Bedeutung 'Dreck, Schlamm' festgelegt ist und das besonders dem ägyptischen Griechisch eigen gewesen zu sein scheint. Von allgemeinerer Bedeutung ist aber die hier angeknüpfte Untersuchung über den Wechsel der Femininendung -η und -ᾰ, der nicht bloß im Ionischen und Attischen, sondern auch im Äolischen erscheint. Bei den überaus eingehenden Erörterungen ergibt sich, daß weitaus die meisten Feminina auf -ᾰ nachweislich erst in jüngerer Zeit aus solchen auf -η erwachsen sind, und daß nur einige wenige eine Sonderstellung einnehmen, deren Grund Verf. zu erklären weiß.

Aus vorstehendem Berichte erhellt, daß Solmsen durchweg selbständig verfährt, vielfach neue Wege einschlägt, gelegentlich sagt er wohl: ich weiß mich hier im Widerspruch mit allen neueren Etymologen. Aber gewiß sind auch seine Vermutungen der Beachtung wert. Oft werfen entlegene, leicht zu übersehende, vereinzelte Wörter, deren geschichtlicher Entwicklung er nachspürt, ein helles Licht auf sprachliche Zusammenhänge, die bisher nicht als solche erschienen. Und jedesfalls tritt die Vielgestaltigkeit des sprachlichen Lebens durch des Verfassers Darlegungen leuchtend hervor, indem sie jedes einzelne Phänomen in seiner Besonderheit zeigen und dann vorsichtig aber sicher zu geschichtlichen Schlüssen verwerten.

Hanau. O. Wackermann.

Carl Mutzbauer, Die Grundlagen der griechischen Tempuslehre und der homerische Tempusgebrauch. Ein Beitrag zur historischen Syntax der griechischen Sprache. Zweiter Band. Straßburg 1909, K. J. Trübner. XIV u. 324 S. 9 ℳ.

Als im Jahre 1893 die griechische Tempuslehre von C. Mutzbauer in einem ziemlich starken Bande erschien, mußte man glauben, das Werk sei abgeschlossen. Verf. selbst deutete allerdings an, daß vielleicht eine Fortsetzung noch kommen werde; so spät aber, nach 16 Jahren, hätte sie niemand erwartet. Er erklärt sich für diese Verspätung außer Schuld; seit Januar 1904 sei die neue Arbeit vollendet gewesen, und nur der Druck hätte sich so hingezogen.

Im ersten Bande hatte Verf. S. 1—41 seine Beobachtungen über den griechischen Tempusgebrauch niedergelegt und dann im Hauptteile in fünf Abschnitten nach G. Curtius Ordnung die Verba mit unverändertem Präsensstamm, mit Aoriststämmen ohne thematischen Vokal, mit thematischem Aorist, mit redupliziertem Aorist und endlich die Verba der Dehnklasse mit besonderer Rücksicht auf den homerischen Gebrauch behandelt. Im neuen zweiten Bande faßt er in eine Einleitung ganz kurz die früheren durch die

Digitized by Google

weitere Behandlung kaum modifizierten Gesetze zusammen (S. XI—XIV) und läßt alsdann die Verba der T-Klasse, der Nasal-, der Inkohativ-, der J-Klasse und die abgeleiteten Verba in ähnlicher Darstellung wie im I. Bande folgen, d. h. nach kurzen etymologischen Notizen nennt und erklärt er mit genauester Übersetzung die bei Homer vorkommenden Formen. Die Anordnung der Verba innerhalb der einzelnen Klassen hätte man gern anders gewünscht, vielleicht nach den Tempusstämmen, dem Titel des Werkes entsprechend; indessen mochte M. von der früheren Anordnung nicht abweichen. Für den, welche das Werk bei weiteren Studien benutzen will, ist ein alphabetisches Verzeichnis der behandelten Verba und ein grammatikalisches Inhaltsverzeichnis mit großer Sorgfalt am Schlusse beigegeben.

Die wichtigsten Ergebnisse der Mutzbauerschen Untersuchungen sind vielfach eine Bestätigung der Lehren von G. Curtius, Das Verbum der griech. Spr., M. Stahl, Kritisch-historischer Syntax des griechischen Verbs und B. Delbrücks Grundriß der vergl. Grammatik (Syntax) der indogerm. Sprachen sowie K. Brugmanns Forschungen. In einzelnen Dingen kommt er allerdings zu abweichenden Ergebnissen. Welches sind nun die abgeschlossenen Lehren und Gesetze Mutzbauers? Wir bringen das Wichtigste.

Nur mehr und mehr bestätigt hat sich die Curtius'sche Lehre, daß im Gegensatz zum Lateinischen, welches in seiner Verbalsyntax die Zeitstufen genau beachtet, das Griechische die ganze Kraft des sprachlichen Vermögens darauf legt, die Aktionsart auch äußerlich zu bezeichnen. Der Bezeichnung der verlaufenden, in der Entwicklung begriffenen Handlung dienen die Formen des Präsensstammes, für die beginnende oder zum Abschluß gelangende Handlung die des Aoriststammes. Zeitliche Bedeutung haben nur die Indikative des Präsens, Imperfekts und Aorists. Beseitigt ist durch M. die Annahme des G. Curtius, daß das Imperfekt die Dauer und Wiederholung, der Aorist die einmalige, momentane Handlung bezeichne (S. VII). Vielmehr bezeichnet das Imperfekt, das ja vom Präsensstamme gebildet wird, eine in ihrem Verlaufe begriffene, der Aorist seinem Stamme entsprechend eine eintretende, beginnende oder abgeschlossene Handlung. Die griechische Sprache bezeichnet ebenso wenig wie die deutsche den Begriff der Dauer oder Wiederholung durch die Verbalform.

Was nun die Nebenmodi vom Konjunktiv bis zum Partizip betrifft, so weicht M. darin von Curtius ab, daß dieser z. B. dem Part. Aor. gewöhnlich die Bedeutung der Vorvergangenheit zuweist. Das will M. nicht wahr haben. Er erklärt: wir ließen uns täuschen, ein solches Zeitverhältnis herauszulesen, so liege ein bloßer Schein vor (S. XII), das zeitliche Verhältnis drücke die spätere griechische Sprache nur durch Hinzufügung von ἅμα, μεταξύ, εὐθύς zum Partizip aus. In diesem Punkte wird

die weitere Forschung M. nicht Recht geben. Andere Grammatiker stimmen Curtius ausdrücklich bei und diese Auffassung wird von K. Brugmann geteilt. Man kann höchstens zugeben, daß das Part. Aor. von Hause aus zeitlos war und der Ausdruck des zeitlichen Verhältnisses in ihm sich erst wie in anderen Nebenmodi des Aorists allmählich entwickelte.

Im Griechischen gibt es nach M. ferner kein besonderes Tempus für die historische Erzählung im Gegensatz zum Lat. und Deutschen. Imperfekt und Aorist werden nebeneinander gebraucht, je nachdem man eine verlaufende oder sich entwickelnde und eine eintretende oder abgeschlossene Handlung bezeichnen will. Wenn z. B. auf Kunstwerken neben dem Namen des Künstlers *ἐποίησε* (*ἔγραψε*) steht, so steht der Aorist als Ausdruck der abgeschlossenen Arbeit, während das spätere *ἐποίει* nur heißen kann „war mit der Anfertigung beschäftigt" oder allenfalls „war ihr Verfertiger"; von einer Dauer der Handlung kann hier keine Rede sein.

Dem Perfektstamme schreibt M. nach wie vor zunächst intensive, dann zuständliche Bedeutung zu (VIII) trotz neuerer Einwendungen. Wieder abweichend vom Lateinischen und Deutschen.

Das Futurum bezeichnet die zukünftige Handlung als beginnend oder als zum Abschluß gelangt, selten eine in der Zukunft verlaufende Handlung.

Was M. beim Part. Aor. nicht zugab, möchte er beim Präsens des Conatus annehmen, nämlich eine spätere Entwickelung, doch hier aus der Grundbedeutung, die eine sich entwickelnde, verlaufende Handlung vorführt.

Auch in Bezug auf den gnomischen Aorist wird M. Widerspruch finden. Man griff, sagt er, zu ihm, um eine eintretende Handlung zu bezeichnen, eine Kraft, die dem Präsensstamme fehlt, gab ihm aber keine Vergangenheitsbedeutung. Wird das Präsens in solchen Erfahrungssätzen gewählt, zum Ausdruck immer wieder vorkommender Handlungen, so gilt es die Vorführung verlaufender Handlungen. Wir können nicht einsehen, warum der Aorist mit seinem Vergangenheitsexponent, dem Augment, hier nicht das Vergangene bedeuten soll. Es gibt sogar wie im Deutschen auch im Griechischen empirische Perfekta, vgl. Il. V 531 f., XV 139 f. (Gildersleeve, Synt. of classical greek S. 257) *πέφανται* und *πέφαται*. Diesen Gebrauch erwähnt M. S. 68 (bei *φαίνω*) nicht, spricht vielmehr auch hier nur von zuständlicher oder intensiver Bedeutung des *πέφασμαι*.

Das ist das Wichtigste unter den Ergebnissen Mutzbauers. Und diese Grundsätze werden nun mit aller Konsequenz und Strenge bei der Behandlung der einzelnen Tempusstämme aller Verba S. 1—311 durchgeführt. Die Lehren sind in ihren Grundzügen so unbestreitbar, daß sie in unseren Gymnasien und Uni-

Digitized by Google

versitäten bei der Übersetzung der griechischen Schriftsteller unbedingt beachtet werden sollten. Man kann nur dringend wünschen, daß sie dort allgemein Eingang finden. Man soll also Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα nicht mehr unrichtig „nenne mir, Muse, den Mann", sondern richtig „erzähle mir, Muse, von dem Manne" übersetzen; sonst müßte ἔνισπε stehen. Il. XV 595 ἀστράψας δὲ μάλα μεγάλ' ἔκτυπε heißt: „indem er den Blitzstrahl entsandte", ξ 465 οἶνος . . . ὀρχήσασθαι ἀνῆκεν heißt „zum Tanze schreiten, einen Tanz beginnen", der Präsensstamm ὀρχεῖσθαι „einen Tanz aufführen, tanzen". Ferner θάπτειν mit der Bestattung beschäftigt sein, bestatten, θάψαι die Bestattung vollenden oder ins Grab betten, τέθαμμαι ich bin bestattet, geborgen worden.

Nur noch eins ist zu bemerken. Verf. erklärt im Vorwort, daß er auf die Etymologie der Verba so wenig Gewicht lege, daß er sie als nebensächlich betrachte; damit will er einer Kritik seiner Angaben vorbeugen. Denn die Etymologie, meint er, lasse uns oft bei Feststellung der Grundbedeutung im Stiche, wichtiger seinen die psychologischen Gesetze, sie hätten größeren Einfluß auf die Bedeutungsentwicklung geübt. So bedeute z. B. ὀνομάζειν (von ὄνομα) nicht bloß „nennen", sondern formen, Form oder Gestalt geben wie in dem bekannten homerischen ἔπος τ' ἔφατ' ἔκ τ' ὀνόμαζε. Darum habe er den Hauptwert auf den ganzen vorliegenden Gebrauch eines Verbs legen zu müssen geglaubt, um aus diesem auf die Grundbedeutung zurückzuschließen, die Etymologie war dort herangezogen, wo sie diese psychologisch ermittelte Grundbedeutung zu stützen geeignet sei; er erstrebe keine Vollständigkeit der etymologischen Angaben und folge meist nur Curtius, Fick und Brugmann. Das läßt sich hören, hat aber doch etwas Bedenkliches. Denn das einmal vom Verf. festgestellte oder angenommene Ursprungsattest eines Wortes übt unwillkürlich einen Druck auf die Prägung der Bedeutungen und Verwendungen des Wortes aus. Ist die Etymologie nun nach den neuesten Ermittelungen nicht mehr haltbar, so färbt das auf die Übersetzungen ab, auch sie werden berichtigt werden müssen. Da wäre es schon besser, auf jede Herkunftsangabe zu verzichten und nur die anderen Faktoren zur Auffindung der Grundbedeutung und Entwickelung der Gebrauchsweisen zu Rate zu ziehen.

Da nun mit dem Buche die Feststellung der einzelnen Etymologien jedenfalls auch im Jan. 1904 abgeschlossen und die Angaben demnach aus den Jahren 1894—1903 stammen, so sind sie z. T. schon veraltet. Um einzelnes herauszugreifen: S. 129 ἀπειλέω ist nicht mit Buttmann zu ἔπος zu stellen, sondern wie lat. compellare „scheltend anreden" zeigt zusammengesetzt aus ἀ- und W. πελ-. — S. 128 κοίρανος heißt Heerführer von *κοριο — Heer, also gehört das Wort wie auch κοιρανέω nicht zu κύριος. — Die Verba S. 168 ἀμέρδω mache blind und ἀμέρδω beraube sind kaum derart zu trennen, daß das erstere vom St.

Digitized by Google

mar. — glänzen und das zweite vom St. mer- sich ableitet. Wir haben es nur mit einem einzigen Worte zu tun, das von *ἀμείρω* beraube nicht zu trennen ist. Dieselbe Wurzel liegt nach Prellwitz auch in *νημερτής*. Ein richtiges Gefühl davon hatte schon Lobeck, der wie Mutzbauer mitteilt, die Bedeutungen der beiden *ἀμέρδειν* zu vereinigen suchte. — Bei S. 81 *ὀδύσσομαι* war doch an lat. *odi* und *odium* zu erinnern. Brugmann JF. 12, 151 sieht in diesem gr. Verb eine Zusammensetzung aus *od-* und *dus* (*δυς*). — S. 201 *ἐναίρω* heißt nach Mutzbauer „töte“, aber *ἔναρα* ist zunächst die Beute, die dem Feinde abgenommen wird; erst so kommt das Verb zum Sinne „töten“. — S. 172 *ἀπατάω* wird mit Curtius zu *ἅπτω* lat. apere, aptus gestellt. Mutzbauer beschränkt sich auf diese veraltete Notiz. Es setzt sich vielmehr zusammen aus *ἀ* (= n̥ : *ἐν*) + pn̥ta, vgl. mhd. *vunt*, nhd. *Fund, finden*, oder wie Prellwitz andeudet, *ἀπατάω* ist vielleicht = *ἀποπατάω* lasse abirren.

Doch genug. Jedes größere Werk auch eines tüchtigen Forschers hat Blößen und verwundbare Stellen. An diesem bedeutenden Werke Mutzbauers kann Schule und Wissenschaft nicht achtlos vorübergehen. Die Schule kann es praktisch verwerten, die Wissenschaft erhält Material und Grundlage zu weiterer Forschung.

Kolberg. H. Ziemer (†).

Albert Thumb, Handbuch der griechischen Dialekte (= Indogermanische Bibliothek, herausgegeben von H. Hirt und W. Streitberg, 1. Reihe, Band 8). Heidelberg 1909, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. XVIII u. 403 S. 8. 7 *M*.

Eine Darstellung der griechischen Dialekte war seit langem dringendes Bedürfnis. Seitdem im Jahre 1843 Ahrens den zweiten Teil seines ausgezeichneten Werkes De Graecae linguae dialectis beendet hatte, ist kein Buch wieder geschrieben worden, das alle Dialekte umfaßt hätte. In der Zwischenzeit hat uns aber die gütige Mutter Erde so viele Schätze wiedergeschenkt, die sie lange in ihrem Schoße verborgen hatte, daß das Fehlen einer neuen Grammatik der griechischen Dialekte jedem Anfänger auf diesem schwierigen Gebiet sehr hinderlich war.

Thumb hat sich seiner Aufgabe in vorzüglicher Weise entledigt. Nach einer orientierenden Einleitung über die Quellen der griechischen Mundarten und über ihre Gruppierung bespricht er auf den Seiten 72—380 die einzelnen Dialekte in der Weise, daß er jedesmal erst die inschriftlichen und handschriftlichen Quellen aufzählt und dann die geschichtliche Entwicklung und die hauptsächlichsten Merkmale erörtert. So liefert er ein Werk, das in seiner durchsichtigen Klarheit und ruhigen Sachlichkeit alles Lob verdient. Besonders zu rühmen ist die Vollständigkeit, mit der alle jene weitzerstreuten Inschriften genannt sind; nur weniges ist

Digitized by Google

da nachzutragen. Auch daß er ein besonderes Kapitel der sprachwissenschaftlichen Seite des Homerproblems widmet und daß er nicht wie die Collitzsche Inschriftensammlung die attische Mundart von seiner Betrachtung ausschließt, wird ihm jeder danken. So ist dieses Handbuch ein wohl abgerundetes Ganze, dem wir nur recht viele Leser wünschen möchten.

Eine eingehende kritische Besprechung zu liefern, ist hier nicht der richtige Platz; ich möchte daher, statt allerlei Einzelheiten vorzutragen, nur auf eins hinweisen, was überhaupt bisher in der Betrachtung der Dialekte nirgends die Rolle gespielt hat, die ihm zukommt. Auf S. 43 fg. wird von der Minderung des Wertes gesprochen, die Inschriften durch besondere Umstände erleiden können; dabei wird aber gerade der wichtigste Fall bei Seite gelassen. Ist es nicht erstaunlich, wie viel formelhaft erstarrte Ausdrücke in allen Dialekten wiederkehren, wie sehr sich die verschiedenen Inschriftengruppen auf allen Gebieten griechischer Zunge ähnlich sehen? Da lauten Proxeniedekrete fast in allen Mundarten ungefähr gleich; die Freilassungsurkunden in Delphi gleichen einander fast Wort für Wort durch Jahrhunderte hindurch, im nahen Lokris und Phokis findet man sie fast ebenso. Aber auch anderwärts und in älteren Urkunden finden wir Abhängigkeit im Ausdruck, selbst die große Inschrift von Gortyn hat ihre Vorläufer schon in den arg verstümmelten archaischen Inschriften. Hier ruht ein Problem, das noch kaum angeschnitten ist. Wenn man z. B. die Gebrauchsweise des Konjunktivs und des Optativs auf den delphischen Freilassungsurkunden durchmustert, gelangt man zu dem gewiß nicht erwarteten Resultat, daß der Optativ bis zum Jahre 158 v. Chr. in Sätzen, wo die Schulgrammatik Konjunktiv bei *ἐάν* vorschreibt, zwar seltner als der Konjunktiv ist, daß er aber dann immer beliebter wird und in der Zeit zwischen 140—100 den Konjunktiv fast verdrängt, um dann allmählich wieder mehr dem Konjunktiv Platz zu machen. Diese Tatsache in Verbindung mit dem Umstand, daß bei nachchristlichen Schriftstellern, z. B. bei dem Grammatiker Herodian, der Optativ viel häufiger im Vordersatz der hypothetischen Periode erscheint, als in der klassischen Zeit, dürfte geeignet sein, die von Jacobsthal, Reik und Kapf ans Tageslicht gezogenen Gebrauchsweisen des Optativs in ein ganz neues Licht zu setzen und die Erforschung der verschiedenen griechischen Schriftsprachen zu fördern. Gerade hierin, in der Unterscheidung zwischen geschriebener und gesprochener Sprache, wird die griechische Sprachwissenschaft der Zukunft noch besonders viel zu leisten haben. Hieran eifrig mitzuarbeiten, sollte Thumbs so bequemes Hilfsmittel recht viele neue Jünger unter den Gymnasiallehrern werben.

Bergedorf. Eduard Hermann.

Digitized by Google

Sophokles. Erklärt von F. W. Schneidewin und A. Nauck. Drittes Bändchen: Oidipus auf Kolonos. Neunte Auflage. Neue Bearbeitung von Ludwig Radermacher. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 201 S. 8. 1,80 M.

Um die Stellung dieser Neubearbeitung zu den modernen Ausgaben des O. C. und zu den früheren Auflagen der altbewährten Schneidewin-Nauckschen Ausgabe zu prüfen, habe ich Radermachers Text mit dem Schubertschen (Freytag 1885) und dem Schneidewinschen (2. Auflage 1854) ganz verglichen, aber damit die Besprechung nicht gar zu ausführlich werde, mich im wesentlichen auf die ersten 400 Verse beschränkt.

Radermacher wollte bei seiner Neubearbeitung vor allem der handschriftlichen Überlieferung zu ihrem Rechte verhelfen. Demgemäß sehen wir ihn auf die Hss. zurückgreifen: v. 11 *πυθοίμεθα*, 16 *σάφ'* A, 45 *γῆς*, 52 *δ'* LA, 55 *ἐν δ'*, 61 *ὠνομασμένον* LA, 71 *μολεῖν*, 89 *ἐλθόντι*, 92 *οἰκήσαντα*, 113 *τε* und *ἐξ ὁδοῦ πόδα*, 118 *ναίει*, 121 *τόν*, 133 *ἱέντες*, 143 *ἀλεξῆτορ* A, 146 *τἀν*, 160. 161 *συντρέχει τῶν*, 165 *ὦ*, 175 *σοί*, 177 *ἔτι προβῶ*, 192 *ἀντιπέτρου*, 195 *λάου*, 211 *μηδ'*, 229 *τό*, 250 *σοὶ φίλον*, 251 *λόγος*, 278 *μοίραις*, 281 *βροτῶν*, 282 *ξὺν οἷς*, 309 *ἐσθλός*, 321 *ἐπὶ δῆλον*, 328 *δὶς ἄθλιαι*, 355 *δέ*, 367 *αὐτοῖς*, 371 *ἀλιτηροῦ*, 383 *ὅποι*, 385 *ἤδη*.

Doch scheinen mir an folgenden Stellen Besserungsvorschläge am Platze zu sein: v. 11 *πυθώμεθα* Brunck, 45 *γε* Musgrave, 89 *ἐλθόντα* Elmsley, 118 *κυρεῖ* Nauck, 121 *νιν* Hermann, 192 *αὐτοπέτρου* Musgrave, 251 *λέχος* Reiske, 383 *ὅπῃ* Halm.

Ganz ohne Konjektur kommt ja auch Radermacher nicht aus, so ist aufgenommen: v. 94 *παρεγγυᾷ* Reisig, 134 *οὐδὲν ἄγονθ'*, Triclinius, 185 *πόλει* Nauck, 193 *κινήσῃς* scholion, 219 *ὦ* Reisig, Böckh, Wecklein, 228 *εἴργεται* Kampe, 243 *δυσμόρου* Meineke, 252 *βροτὸν* Triclinius, 278 *ἐν μηδαμαῖς* Dettweiler, 286 *δυσπρόσωπον* recc., 313 *ἡλιοστερεῖ* Meineke; zu 355 bezeichnet Rad. in der Anm. Elmsleys *τε* als „wohl richtig"; vgl. zu 446 und 521; nach der Anm. zu 534 scheint ihm Naucks *ὠδῖνες* besser als das überlieferte *ὠδῖνος* zu gefallen.

Immerhin tritt das Bestreben des Herausgebers, der handschriftlichen Überlieferung wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, deutlich hervor, und freudig ist es zu begrüßen, daß er an vielen Stellen die Lesart der besten Hss. mit Glück verfochten hat. Ja soweit geht bei ihm die Achtung von der handschriftlichen Überlieferung, daß er eigene Konjekturen, die er für richtig hält, nicht in den Text aufnimmt, sondern in die Anmerkungen verweist, vgl. v. 48 *ἐξειδῶ*. In diesem konservativen Zuge dürfen wir das Hauptverdienst dieser Neubearbeitung sehen: mit dem Nauckschen Standpunkt, daß sich der Sophoklestext in einem überaus verderbten Zustand befinde, ist endgiltig gebrochen.

Noch ein Wort über sprachliche Kleinigkeiten. Rad.

Digitized by Google

schreibt v. 16. 54 mit Recht ἱρός (Schubert ἱερός), 51. 804 φανῇ (Schneidewin φανεῖ), vgl. 53 ἐπιστήσῃ usw., 178, 181 πρόσω (Bothe πόρσω), 195 λάου (Dindorf λᾶος), 197 ἡσυχίᾳ (Hermann ἀσυχαίᾳ). Dagegen verdient den Vorzug v. 72 σμικρά (Elmsley), 132 εὐφάμου (Schubert), 527 ματρόθεν (Elmsley); für ἀλιτηρός 371 scheint Rad. nach der A. z. d. St. selbst nicht viel übrig zu haben; ἐς steht 548. 754. 975 (Schneidewin stets εἰς), aber εἰς 704. 976.

Die Vorrede übernimmt von Nauck außer der Beschreibung des Gaus Kolonos so gut wie nichts, sie ist nach ihrer Fassung knapp und klar, nach ihrem Inhalt vortrefflich orientierend.

In den Anmerkungen steckt viel Arbeit und viel Gelehrsamkeit, so lernen wir zu 195, daß λᾶος 'Stein' jetzt durch eine Inschrift von Gortyn (Rh. Mus. 40 Suppl. Taf. X 36) bezeugt ist, zu 278 μηδαμός, daß Jas und Tragödie vieles gemeinsam haben, so ist die κοινή öfter zur Erklärung herangezogen, z. B. zu 75 das martyrium Petri et Pauli, zu 161 Orac. Sibyll. 5, 65.

Ausstattung und Druck ist gut.

Sicher ist, daß diese Neubearbeitung alles Lob und viele fleißigen Leser verdient.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

---

1) H. F. Müller, Die Tragödien des Sophokles. Mit einer Einleitung über das Wesen des Tragischen. Heidelberg 1909, Karl Winter. 127 S. 8. 2 *M.*

2) H. F. Müller, Beiträge zum Verständnis der tragischen Kunst. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Wolfenbüttel 1909, Julius Zwißler. 398 S. 8. 3 *M.*

„Sophokles ist ein reicher Mann und hat uns ein kostbares Erbe hinterlassen, das wir unverkürzt und unverfälscht erhalten und verwalten wollen. Er gehört zu den großen Erziehern und Bildnern der Jugend. Die Schüler des humanistischen Gymnasiums in das Verständnis seiner Tragödien einzuführen, sei uns eine schöne Aufgabe und eine heilige Pflicht". Diese Schlußworte des ersten Bändchens bezeichnen den Standpunkt, von dem aus der Verfasser seinen „Kampf für Sophokles" führt, den er mit der Beilage zum Blankenburger Schulprogramm von 1887 („Was ist tragisch? Zugleich ein Wort für den Sophokles") begann. In der Tat erübrigt es sich heute zu beweisen, daß Sophokles auf der Schule gelesen werden müsse, höchstens über den Umfang der Sophokleslektüre herrscht noch Meinungsverschiedenheit (s. meinen Aufsatz „Zur Homerlektüre" in d. Z. LXI S. 499). Nicht als ob wir in Sophokles den Gipfel der dramatischen Kunst sähen, — die Meisterwerke des modernen Dramas sind von einer viel reicheren und tieferen Psychologie; aber daß er mit scheinbar geringfügigen Mitteln große Wirkungen erzielt, daß seine Charaktere leicht zu analysieren sind, daß er weniger auf feine

Digitized by Google

Nüanzierung als auf klare Ausprägung psychologischer Hauptsachen bedacht ist: darin liegt seine Stärke. Ebendeshalb bieten seine Tragödien dem jugendlichen Geiste inmitten der verwirrenden modernen Kultur eine so gesunde Kost. Sophokles lesend, stärkt man in sich das natürliche menschliche Empfinden: von dem idealen Streben des Menschen, von seinem Ringen und Scheitern gibt die moderne Poesie glänzendere und gewaltigere Beispiele. So ungefähr dachte Weißenfels über Sophokles[1]). Eine allumfassende Würdigung des Dichters will M. nicht geben; ein Stück der Sophokleserklärung, aber das wesentlichste und für die Schule fruchtbarste, greift er heraus: das Tragische. Beide Bücher richten sich, um es gleich zu sagen, gegen die „Schuldschnüffler", wie sie A. Matthias getauft und der verstorbene Waetzoldt — neben den „Aufbauarchitekten" und „Textgründlingen" — auf dem zweiten Kunsterziehungstage in Weimar (1903) ironisiert hat. In dem einleitenden Aufsatze des ersten Bändchens erörtert er zunächst die Willensfreiheit und kommt zu dem Schlusse, daß der Dichter nur die Aufgabe habe, aus dem Charakter der Personen heraus ihre Handlungen zu motivieren (vgl. Schopenhauers operari sequitur esse); wir sind also die Täter unserer Handlungen und dafür verantwortlich. Sodann die Schuldfrage, die er von Aristoteles ausgehend behandelt, dessen Definitionen er im ganzen für zutreffend hält. Er will nicht, daß man wie ein Kriminalrichter nach der Schuld suche (vgl. A. Müllers Ästhetischen Kommentar zu Sophokles S. 260: „Kriminalsachen sind kein geeignetes Objekt poetischer Darstellung, wenn sie auch eine Afterliteratur erzeugt haben"); das habe schon Jesus abgewiesen, und das Leiden des Gerechten sei bereits im Buche Hiob als ein für den Menschen unlösbares Problem hingestellt worden. Eine weitere Stütze findet seine Polemik, die sich vornehmlich gegen Günther und Muff richtet, in den „Beiträgen" (S. 265) durch A. W. v. Schlegels Worte: „Die sogenannte poetische Gerechtigkeit ist einer guten Tragödie ganz und gar nicht wesentlich, obwohl sie zufällig befolgt werden kann". Der Held soll schuld sein an seinem Leiden, aber nicht schuldig (S. 21), oder wie Bellermann sich ausdrückt: „Tragisch ist der Mann, der sich sein eigenes Grab gräbt, wenn ich begreife, daß er sich's graben muß" (S. 22). Der Verfasser geht drittens näher auf Aristoteles ein und sucht die Wirkung einer guten Tragödie zu bestimmen; für die Erklärung der Katharsis werden außer Barnays Goethe, Geibel und Freytag herangeholt. Endlich bespricht er die Grundformen des Tragischen, insbesondere die Schicksalstragödie, deren erschütternde Wirkung auf dem Proble-

[1]) Über Sophokles' Bedeutung als Schulschriftsteller s. auch Ladeck, Zur griechischen Lektüre am österreichischen Gymnasium, Wien 1908, S. 41 ff.

Digitized by Google

matischen und Irrationalen des Menschenlebens beruht. — Die hier zusammengefaßten Gedanken des Verf. finden nun in den folgenden, zum Teil eingehenden, Analysen der sophokleischen Stücke ihre Beleuchtung und nähere Begründung. Dabei fallen natürlich auch manch wertvolle Streiflichter auf Personen, Aufbau und Quellen des Dramas, nicht ohne gelegentliche scharfe Polemik. Hervor hebe ich die Rettung der seit A. W. Schlegels Verurteilung aus den Schulen fast ganz verschwundenen Trachinierinnen, insbesondere Deianiras, „dieser herzgewinnenden Frauengestalt", und die Behandlung des König Oidipus, die begreiflicherweise am umfangreichsten ausgefallen ist; kann man doch den antiken Schicksalsbegriff an keiner anderen sophokleischen Tragödie den Schülern verständlicher machen als an ihm. — S. 40 steht ἐκ statt πρὸς θεῶν (El. 70); S. 61 würde ich für „fängt" sagen „nimmt gefangen"; S. 90 l. μοχθηρία; S. 98 l. Thersites „kommt" zurück.

Die zuerst 1893 erschienenen „Beiträge" sind hie und da im einzelnen verbessert und um den Aufsatz über Euripides' Medea und Grillparzers Goldenes Vließ vermehrt, der die Beigabe zu den beiden Blankenburger Schulprogrammen von 1895 und 1896 bildete. Die erste Abhandlung „Was ist tragisch?" setzt sich gründlicher als der einleitende Aufsatz des eben besprochenen Werkchens mit Günther auseinander; zumal das Verhältnis zwischen Schicksal und Willensfreiheit kommt zu nachdrücklicherer Erörterung. Der Verf. steht fest auf dem Boden der christlichen Weltanschauung und nimmt die Rätsel und Disharmonien der Weltordnung mit frommer Ergebung auf. Um seine Auffassung durchzusetzen, beleuchtet er das schwierige Problem von den verschiedensten Seiten und scheut auch Wiederholungen nicht, — recht wie wir es in der Klasse machen: sagt er doch in der Vorrede ausdrücklich, daß sein Buch „namentlich die Schüler höherer Lehranstalten in das Verständnis der tragischen Kunst einführen wolle". Die Arbeit ist ein im wesentlichen unveränderter Abdruck der oben erwähnten Beilage zum Blankenburger Programm von 1887. — Die Probe auf das Exempel machen wieder die folgenden Aufsätze, die höchst instruktive Parallelen zwischen Stücken der drei großen Tragiker des fünften Jahrhunderts und solchen der modernen Bühne, deutschen und französischen, ziehen. Weißenfels lehnte Aischylos als für die Schule zu schwer ab; höchstens wollte er „eine auf die Bedürfnisse des humanistischen Gymnasiums berechnete Chrestomathie" zulassen (Handbuch für Lehrer h. Sch. S. 321); Euripides findet in letzter Zeit, zweifellos unter dem Einfluß der modernen Bühne, wieder mehr Fürsprecher: auch Weißenfels gehörte zu ihnen, wie man a. a. O. nachlesen mag (vgl. auch Ladeck in der oben genannten Schrift S. 43 ff.). Ich würde empfehlen, wenn man neben einem sophokleischen Stück nicht etwa die Medea lesen mag, diese sowohl als eins von

Digitized by Google

Aischylos in deutscher Übersetzung zu Hause lesen zu lassen und im Anschlusse daran die Art der drei Tragiker in der Klasse zu besprechen. Der Lehrer könnte auch selbst in zwei aufeinander folgenden Stunden ein aischyleisches Stück vorlesen: so habe ich es mit den Sieben gegen Theben gemacht. Aber wie man sich auch zu der Lektüre des Aischylos und Euripides stelle, aus unseres Verfassers vergleichenden Analysen soll ja nicht bloß der griechische Unterricht Nutzen ziehen. Die erste Parallele, zwischen der Orestie und Goethes Iphigenie, hebt scharf den springenden Punkt des Unterschiedes in der antiken und modernen Behandlung des Stoffes heraus: die Entsühnung Orests, die, wie sich ergibt, eine solche in Wahrheit nur bei Goethe ist, während das antike Stück über einen bloßen Freispruch nicht hinauskommt. Im zweiten Aufsatze, König Oidipus und Schillers Braut von Messina, nimmt M. den deutschen Dichter gegen die in Schutz, die (wie z. B. Bellermann in seiner Ausgabe des König Oidipus) meinen, Schiller habe dem antiken Schicksalsbegriff durch Einführung der „Schuld" die Spitze abgebrochen: „Schiller läßt den Schicksalswillen durch frei handelnde Menschen sich erfüllen" (S. 209). In der Vergleichung von Euripides' Hippolytos und Racines Phèdre wird klargestellt, weshalb Aristoteles jenen den *τραγικώτατος τῶν ποιητῶν* nennt; die Schwächen des Nachahmers treten deutlich heraus. S. 266 heißt es: „Vor allem sind die Charaktere verändert und dem französischen Geschmack angepaßt; es mangelt ihnen die Kraft und Größe im Guten wie im Bösen, sie entbehren der idealen Schönheit, die den Reiz der alten Meisterwerke ausmacht und uns gleichsam in die Mitte eines edleren und fast göttlichen Geschlechtes führt". Zu dem euripideischen Prologe, der Verlauf und Ausgang des Stückes verrät, ohne die Spannung zu beeinträchtigen, hätte der Verf. das 48. Stück der Hamburgischen Dramaturgie heranziehen können. In der letzten Abhandlung, um die diese Ausgabe vermehrt ist, kommt der moderne Bearbeiter des alten Stoffes viel besser weg als vorher der Franzose. Die Analyse der euripideischen Medea weist nach, wie der Dichter „mit den einfachsten Mitteln die größten Wirkungen erzielt" (S. 311) und es verstanden hat, „uns die Medea nicht bloß interessant, sondern unseres Mitleids wert zu machen" (S. 282), — und die des Goldenen Vließes, daß es Grillparzer gelungen ist, uns zu zeigen, „wie Medea die Mörderin ihrer Kinder wird" (S. 376). Auf eine Widerlegung der abfälligen Bemerkungen v. Willamowitz' (Kreusa) läßt sich der Verf. leider nicht ein; sein Endurteil über die Trilogie des — in seinem eigenen Vaterlande noch lange nicht nach Gebühr bekannten und gewürdigten — Dichters lautet (S. 393): „Als die geistig tiefste seiner Schöpfungen anerkannt, übertrifft sie durch die erschütternde Gewalt einer erhabenen Tragik alle seine dramatischen Dichtungen". An Kleinigkeiten bemerke ich: S. 27 Z. 13 v. o. muß „nicht"

Digitized by Google

wegfallen; S. 56 (u. ö.) l. Tragödien; S. 38 ξυμφορᾶς; S. 87 und 102 stehen ungenaue Zitate; S. 122 l. Klytaimestra statt Elektra; S. 165 „schritten ein", — im Text steht nur „sie nahmen übel auf"; S. 204 l. pietätvoll; S. 215 (u. ö.) l. Euripides' Hippolytos und Phèdre; S. 313 l. untergelegt st. eingelegt; S. 317 l. tödlich. Endlich möchte ich darauf hinweisen, daß wir Philologen wenigstens nun endlich Ordnung in die Schreibung der griechischen Namen bringen müssen. Adoptiert man die lateinische Form, so wäre nicht nur Achilles, sondern auch Ulixes, Proserpina zu schreiben, aber auch Zeus durch Juppiter, Ares durch Mars, Athena durch Minerva zu ersetzen. Besser tun wir jedenfalls und wissenschaftlicher die griechische Urform beizubehalten, höchstens wären auch unsern Klassikern geläufige Formen wie Achill, Philoktet zulässig. Ob wir uns nicht schließlich auch zu der Schreibung Klytaimestra bequemen müssen? Auf den Vasenbildern bei Baumeister Nr. 1310 und 1311 fehlt das ν.[1]) Neben dem von M. mit Recht dem Studium empfohlenen ausgezeichneten Ästhetischen Kommentar zu Sophokles von A. Müller möchte ich die Études sur les tragiques grecs von Patin fügen, in deren zweitem Bande sich vorzügliche Analysen der sophokleischen Stücke finden, die reich sind an feinen Bemerkungen und lehrreichen Ausblicken auf französische und andere Bearbeiter der entsprechenden antiken Stoffe. Patin teilt im ganzen die Ansichten unseres Verfassers.

Beide Bändchen ergänzen sich und sind für den Lehrer des Griechischen wie des Deutschen wertvolle Hilfsmittel, verdienen den Primanern in die Hand gegeben zu werden und sollten in deren Klassenbibliothek nicht fehlen. Schwerwiegende Probleme werden nicht immer in einer so allgemeinverständlichen, wenn auch stark persönlichen, oft beinahe burschikosen, aber immer anschaulichen und anziehenden Sprache behandelt.

Berlin. E. Grünwald.

J. Ziehen, Neue Studien zur Lateinischen Anthologie. Frankfurt a. M. und Berlin 1909, Moritz Diesterweg. IV u. 40 S. 8. 1,80 *M.*

Seinen vielfachen Verdiensten um die Anthologia Latina hat der Verf. in dieser Carl Reinhardt zum 60. Geburtstage gewidmeten Schrift neue hinzugefügt. Er behandelt gruppenweise Gedichte, die sich auf Kunstwerke beziehen, Gedichte, die Quellenmaterial zur Kulturgeschichte Nordafrikas in der Vandalenzeit bieten, Gedichte allgemeineren populärphilosophischen Inhalts aus verschiedenen Zeiten, Dokumente zur Geschichte des Kampfes der christlichen gegen die heidnische Weltanschauung und nach nur

[1]) Zuletzt hat über die Frage gehandelt Stolz im Innsbrucker Festgruß 1909.

Digitized by Google

vorläufiger, nicht abschließender Besprechung einiger besonders schwieriger Gedichte prosodische Fragen.

Besonders gefördert hat der Verf. das Verständnis durch eine ausgebreitete Denkmälerkenntnis (vgl. außer den Anfangskapiteln S. 22, 1, 25, 1, 32 f.), durch richtige Erklärung (so S. 15, 2 zu c. 178, 5[1]) *paucis*, S. 21 zu c. 772a, 6 *bona*, S. 25, 2 zu 689 b, 55 *tepidum*) wiederholt Änderungen überflüssig gemacht. In der Erklärung scheint mir die Bedeutung seiner Arbeit vor allem zu beruhen; wie gut urteilt er z. B. S. 14 über c. 923, 5 f. Aber auch an treffenden Emendationen fehlt es nicht. Ich hebe hervor S. 5 zu c. 14, 25 *nant*, S. 18 zu c. 345, 12 *Tempea* unter Beibehaltung von *vernare solet*, S. 20 (vgl. 37 Anm.) zu c. 785 c, 6 *turba*, während die Wahl zwischen *insertum* und *infusum* anstatt des überlieferten *infestum* dort tatsächlich schwer ist, S. 27 zu c. 689 b, 71 *si tamen hanc veniam mereatur traditor unquam*; sehr hübsch auch S. 12 zu c. 139, 4 *regi*, S. 23 zu c. 944, 5 *passis*, S. 24, 1 zu c. 494 b, 3 *te comitante*, S. 36, 1 zu c. 395, 45 *concredita*.

Für die empfangene Belehrung und Anregung dankbar, möchte ich nun einige Stellen[2]) behandeln, an denen ich mit dem Verf. nicht übereinstimme und durch eine kurze Erörterung der Sache dienen zu können hoffe.

Etwas anders erkläre ich c. 420, 1 f. (vom britannischen Triumph des Claudius):

Victa prius ⟨nulli⟩, nullo[3]) spectata triumpho,
Inlibata tuos gens iacet in titulos.

Ziehen verteidigt S. 32 *iacet* mit Recht gegen Riese. Er denkt an eine bildliche Darstellung der Britannia für den Triumphzug, will *tuos in titulos* 'ganz wörtlich' verstehen und findet nur 'den eigentümlichen Akkusativgebrauch auffällig', widerrät aber auch hier eine Textänderung. *In* ist jedenfalls übertragen zu verstehen vom Zweck oder der Wirkung der Handlung, worüber Rothstein zu Properz IV 5, 47 f., dessen Beispiele sich leicht vermehren lassen, so durch Sen. Troad. 738 *quarum iste magnos crescit in luctus puer* und Med. 406 *numquam meus cessabit in poenas furor*. *Iacet* bedeutet hier, wie im folgenden *colla dedit*, zunächst nichts anderes als *victa est, subacta est*, gewinnt aber neben dem Zweck und Wirkung bezeichnenden *tuos in titulos*, bei dem wir allerdings an Bildwerke für den Triumph denken

---

[1]) Die Zitate nach Rieses zweiter Ausgabe.

[2]) Auf anderes gedenke ich noch in anderem Zusammenhange zu kommen.

[3]) So sicher richtig mit Einfügung von *nulli* Heinsius. Auf das nach *nullo* von zweiter Hand im Vossianus hinzugesetzte *iamiam* würde ich keine Emendation gründen, wie es Ziehen, allerdings zweifelnd, tut (*nulli, iamiam*); schon das folgende *inlibata* schließt es aus.

Digitized by Google

mögen, seine ursprüngliche anschauliche Bedeutung für die ausmalende Phantasie wieder.

Öfters meine ich gegen Ziehen und die Vorgänger, die er hier meist hat, eine angezweifelte Überlieferung halten zu können.

C. 21, 236 ff.

non sunt, mihi credite, non sunt
Eumenides dirae, fallax quas fabula narrat
Cocyti in gremio rapidi, Phlegethontis ad ignes
Tartarei, incinctas facibus, serpente, flagellis,
Sed metus et facinus mens est et conscia facti.

· Während in V. 240 Riese, der auch das erste *et* beanstandete, für *mens est et* mit Baehrens *sed mens est* schrieb, schlägt Ziehen vor:

Eumenis est facinus, mens est et conscia facti.

Da aber das invertierte *mens est et* bei richtigem Vortrag einem *et mens est* völlig gleichwertig ist und dabei alle Forderungen der Rhetorik, soviel ich sehe, erfüllt werden, so ändere ich, von der alten Besserung *metus* für *medus* des Salmasianus (der übrigens die gleiche Korruptel in *metuunt,* c. 8, 24 hat) abgesehen, nichts. Für das bei einem späteren Gliede nachgebrachte allen gemeinsame *est* vgl. v. 47 f., 67 ff., besonders 276

Ne campis patriaeque loco nec caedite iuxta.

Hierbei lehnt sich *est* an den Singular *mens* ungezwungen an. Wenn aber auch der Plural *Eumenides* vorangeht, so ist eine solche 'Attraktion' nichts Ungewöhnliches.

C. 124, 1 f. (fehlt im Stellenverzeichnis)

Delectat variis infundere corpora lymphis
Et mutare magis saepe fluenta libet,

wo Riese nach Meyer *maris* schreibt, Ziehen (S. 16, 1) *vagis* einzusetzen geneigt ist, behalte ich *magis* bei und verbinde *mutare saepe fluenta* einerseits und *magis libet* (wie Plaut. Pers. 660) andererseits. Die verschränkte Wortstellung hindert nicht; vgl. J. Vahlen, Opusc. acad. II S. 124 f., 141 ff. Für den Komparativ *magis* erinnere ich beispielsweise an das Horazische (c. II 10, 1) *rectius vives.*

Mit c. 199, 1, der Anrufung der Musen,

Ter ternae, varias cunctae quae traditis artes

verbinde ich c. 944, 5 f.

Omnia sed passis nunc hoc, nunc tempore in illo
Communi superos mens prece cuncta petit.

Dort, wo der Salmasianus *cuncta*, der Thuaneus *cuncte* bieten und Riese *docte* geschrieben hatte, will Ziehen (S. 24, 1) *iunctae*, hier, wo er *passis* für *passae* im Hexameter glücklich gefunden hat, und wo es sich nach dem Zusammenhang um eine Mischung von Gutem und Schlimmem handelt, *iuncta* (S. 23) herstellen. Die Sprachwissenschaft sucht zwar jetzt andere etymologische An-

Digitized by Google

knüpfungen[1]), wenn wir aber bedenken, daß die antiken Grammatiker (Festus S. 50, 15 M., Ps.-Asconius zu Cic. Div. in Caecil. 2 S. 100, 29 Or., Servius zu Verg. Aen. I 522) *cunctus* seiner Bedeutung nach durchaus als *(con)iunctus* empfanden, so werden wir an beiden Stellen von einer Änderung absehen. An der zweiten dürfte übrigens *communis* nicht 'einmütig' (so Ziehen), sondern 'allgemein' bedeuten.

C. 271 des Regianus gibt Riese[2] so:

Ante bonam Venerem gelidae per litora Baiae
Illa natare lacus cum lampade iussit Amorem.
Dum natat, algentes cecidit scintilla per undas;
Hinc vapor ussit aquas: quicumque natavit, amavit.

Ziehen (S. 16 f.), der diese Fassung der beiden ersten Verse syntaktisch und inhaltlich für unmöglich erklärt, setzt nach *Baiae* einen Punkt und vermutet, es habe statt *ante bonam Venerem* etwa geheißen *rite boant Venerem,* was er erklärt 'hallen wieder von dem Namen der Venus'. Riese hatte früher nach *Baiae* auch so interpungiert und *ante* als 'corruptum' bezeichnet. Nun ist aber *ante bonam Venerem* sicher richtig. Man denke an das Horazische (c. IV 9, 25) *ante Agamemnona* und (Sat. I 3, 107) *ante Helenam* und (Sat. I 6, 9) *ante potestatem Tulli atque ignobile regnum.* Hier bedeutet *ante bonam Venerem* 'ehe die gütige Venus in Tätigkeit trat', wozu wir, um bei Horaz zu bleiben, Sat. II 4, 45 f.

Piscibus atque avibus quae natura et foret aetas
Ante meum nulli patuit quaesita palatum

eine besonders geeignete Parallele finden. Zu ändern bleibt, wenn wir hinter *Baiae*, am besten wohl mit einem Kolon, interpungieren, überhaupt nichts. Der erste Vers enthält einen vorbereitenden Satz und verschmilzt mit dem zweiten zu einer Periode, wie sie sich bei Ovid und sonst häufig finden, entsprechend denen mit *cum* inversum. Wollten wir jenen durch ein Verb vervollständigen, so würde es *erant* lauten; daß aber auch in dieser Form die Kopula unterdrückt werden kann, ergeben die Sammlungen bei Dräger, Hist. Synt.[2] I S. 195 ff. zur Genüge.

C. 347 'de sigillo Cupidinis aquas fundentis' v. 1 f.

Igne salutifero Veneris puer omnia flammans
Pro facibus proprias arte ministrat aquas.

Ziehen (S. 6 f.) verlangt hier *utre* für *arte* und handelt sehr sachkundig über das Motiv des Schlauchs in der Plastik. Warum sollten wir aber *arte*, 'durch die Kunst', 'dank der Kunst' aufgeben? Vgl. c. 367 'de statua Hectoris in Ilio, quae videt Achillem et sudat' am Schluß v. 6 f. *credo quod — — ars mira potest legem*

---

[1]) Vgl. Walde, Etym. Wtb. d. lat. Spr. S. 158; Vaniček, Et.Wtb.[2] S. 227 hat es noch unter *jŭ-g.*

Digitized by Google

mutare barathri, c. 173, 4 (von einem Marsyasbilde) *arboris atque hominis fulget ab arte fides,* und c. 371, 5 *nil falsum credas artem lusisse figuris.* Auch spricht *proprias* dagegen. Wir haben dies, meine ich, so 'proprie' als möglich zu fassen und an einen Cupido meiens als Brunnenfigur zu denken. Ich erinnere an das Wahrzeichen von Brüssel und an ein viel beredetes Bildwerk der Berliner 'Secession' aus den letzten Jahren.

C. 492, das Gedicht eines Bellesarius auf des Sedulius Carmen Paschale, beginnt:

Sedulius Christi miracula versibus edens
Emicat, invitans parvae ad solemnia mensae
Dignum convivam: non hunc,+ qui carperet illud,
Vix quod nobilium triplici fert aula paratu,
8 . . . *Sed quod holus vile producit pauperis hortus.*

Riese hat anstelle der von ihm angenommenen Korruptel vorgeschlagen *cui cura(e) erit* zu lesen; dem Sinne nach stimmt ihm Ziehen (S. 27 f.) bei, nur will er als paläographisch leichter *cui cor petit* oder *perit* (c. acc. = 'leidenschaftlich liebt') einsetzen. Doch ist *carpere* vom Naschen am leckeren und üppigen Mahle — der Sklave Syrus bei Terenz Ad. 590 f., ebenfalls vom prandium: *unum quicquid, quod quidem erit bellissumum, carpam,* von Tieren ähnlich Statius Silv. II 4, 5 und Horaz C. IV 2, 29 — gerade höchst bezeichnend. Zu *qui carperet,* der Lesung des alten codex Gothanus, verstehe ich 'wenn er es könnte', 'wenn er die Wahl hätte'. Wenn der Parisinus G von erster Hand *carpiset* hat, so liegt wohl eine Variante *carpsisset* zugrunde. *Carpescat* des Parisinus P entstammt aber wohl ähnlichen syntaktischen Bedürfnissen und Neigungen wie die Konjekturen von Arevalus *carpserit* und Sittl *carpeat.* Demgegenüber vergleiche man die Beispiele bei Kühner Ausf. Gr. d. lat. Spr. II S. 923 f., dessen Erklärung ich mir allerdings nicht zu eigen machen möchte.

C. 694, 5 f. lautet bei Riese[2]:

Flumine vicino stultus sitit. +effugit Euro,
Cum calidus tepido consonat igne focus.

Schon Binetus hatte an *effugit* Anstoß genommen und dafür *et riget* verlangt; Ziehen (S. 24 f.) schlägt jetzt vor *esurit, Euro* und erklärt dies 'er leidet Hunger, auch wenn, vom Windhauch belebt, das Feuer lustig auf dem Herde knistert und flackert'. Mir scheint *effugit Euro,* 'er macht sich beim Südost davon' ohne Tadel, wenn wir bedenken, daß der Eurus als Bringer von Regenstürmen (*aquosus* heißt er bei Horaz, *praeceps, trux* bei Ovid) gefürchtet war; wer da ein warmes Herdfeuer verläßt, ist dem Dichter ein Tor und darf sich nicht beklagen, wenn es ihm übel ergeht.

In c. 874 a, dem Monatsgedichte des Dracontius, heißt es unter dem Juli v. 13 f.:

Digitized by Google

Humida dant siccas messes domicilia Lunae:
Fontanas exhaurit aquas, ut Nilus inundet.

Nachdem Riese v. 13 als 'obscurus' bezeichnet hatte, sucht Ziehen (S. 33 f.) hier eine Anspielung auf künstliche Bewässerung der Felder in der trockenen Jahreszeit durch hydraulische Anlagen und schlägt folgende Fassung vor:

Humida alunt siccas messes domitae ilia lymfae.

Er ist sich ihrer Schwächen wohl bewußt und betont namentlich, daß *ilia* zwar als 'Bauch eines Gefäßes', aber nicht in der Bedeutung '(Wasser)leitung', '(Wasser)behälter' sich belegen läßt. Sollte Dracontius nicht mit *humida domicilia*[1]) *Lunae* die überschwemmten Felder, die Wasserflächen gemeint haben, in denen sich das Mondlicht spiegelt? Gerade das überlieferte *Lunae* möchte ich unter keinen Umständen preisgeben. Was ist das Subjekt zu *exhaurit* in v. 14? Man könnte zur Not denken, *Iulius*. Es wird aber *Luna* sein. Dem Monde schrieb man einen großen Einfluß auf die irdischen Wasser zu, speziell auf die Gezeiten des Ozeans (Seneca De prov. 1, 4 *lunare sidus* —, *ad cuius arbitrium oceanus exundat*). Dracontius scheint hier die Nilschwelle auf sein Wirken zurückzuführen, mag er nun (wie außer Euthymenes, Hekataios und Dikaiarchos auch ägyptische Priester; vgl. H. Diels, Seneca und Lucan, Abh. d. Berl. Ak. 1885 S. 14 ff.) die Quellen des Nils im Ozean gesucht haben oder nicht. Für das Verständnis von v. 13 von Bedeutung ist wohl auch die Tatsache, daß dem Mondlichte ein besonderer Einfluß auf das Reifen der Feldfrüchte zugeschrieben wurde (vgl. Seneca De benef. IV 23, 1 *num dubium est, quin — lunae — tepore efficaci et penetrabili regatur maturitas frugum?*). Es handelt sich in dem ganzen Distichon um ägyptische Verhältnisse und nicht, wenigstens nicht in erster Linie (vgl. jedoch Seneca Nat. qu. IVa 2, 8 (*Nilus*) *circa Memphim demum liber et per campestria vagus in plura scinditur flumina manuque canalibus factis, ut sit modus in derivantium potestate, per totam discurrit Aegyptum*), um künstliche Bewässerungsanlagen, sondern um den Eintritt der Nilschwelle und ihre Wirkungen.

C. 874 b Dracontius 'De origine rosarum', v. 1 ff.

+*Dicitur alma Venus dum Martis vitat amores*
Et pedibus nudis florea prata premit,
Sacrilega placidas irrepsit spina per herbas
Et tenero plantas vulnere mox lacerat.

So will Ziehen (S. 35) mit resignierter Andeutung der Korruptel den Anfang schreiben, indem er es mit Recht ablehnt für *dicitur* mit Traube *icitur* zu setzen oder es mit Riese zur Überschrift zu ziehen und hinter *Venus* ein *quondam* einzuschieben. Ich glaube, wir können *dicitur* halten, wenn wir nur danach mit

[1]) Die Messung *domicilia* kann nicht auffallen; vgl. die Sammlungen in v. Duhns Dracontius S. 111.

Digitized by Google

einem Komma interpungieren. 'Es heißt, ein gottloser Dorn schlich sich ein', — dieser unserer Ausdrucksweise entsprechend haben wir eine in der Form der Parataxe noch nahestehende, nur durch die Betonung angedeutete Unterordnung. So Terenz Ad. 411 *spero, est similis maiorum suom,* Andr. 228 *audivi, Archylis, iam dudum, Lesbiam adduci iubes,* und aus der Anth. Lat. c. 873c, 1 f.

Dicite, cum melius cadere ante Lucretia posset,
Cur potius post vim maluit illa mori?

In seinen Erörterungen über mangelhafte Prosodien und ihre Beseitigung durch Konjektur betont und beweist Ziehen (S. 34 ff.) selbst die Notwendigkeit behutsamer Skepsis. Ich würde mehrfach in der Skepsis noch etwas weiter gehen, insbesondere erscheint mir die Berechtigung verschiedener Behandlung von überliefertem *dĭcatus* in c. 117, 9 und c. 126, 1 zweifelhaft.

Eine neue Emendation hat Ziehen (S. 8f.) wohl ohne Not in c. 304 gesucht, wo es v. 9 f. über die Umgebung von Fridamals Schlosse nach der Überlieferung heißt:

Hinc nemus, hinc fontes et structa civilia cingunt
Statque velut propriis ipsa Diana iugis.

Anstelle des unmöglichen *civilia* hatte Riese die alte Verbesserung des Salmasius *cubilia* aufgenommen, daneben freilich *et structa* in *exstructa* geändert, wozu kein Anlaß ist, da wir als Objekt zu *cingunt* das Schloß selbst, *turrim*, verstehen können. Ziehen sucht in *civilia* eine Bezeichnung für 'künstliches Felsenwerk', 'Grottenwerk' und schlägt mit starkem Vorbehalt *et structa cavamina* vor. Von Höhen, auf denen eine Diana zu sehen ist, spricht der Pentameter; *et structa cubilia* im Hexameter ist ohne Tadel, wenn wir dabei nicht an die 'Schlafgemächer des Jagdschlosses' denken (hiergegen wendet sich Ziehen), sondern an 'Lagerstätten', 'Ruhelager' im Freien, — ich denke, rasenbelegte, genau wie die *sedilia* in dem von Ziehen selbst zitierten Verse des Paulinus, Epigr. 7:

Herbida caespitibus sunt structa sedilia vivis.

Vgl. auch c. 950, 10 *gramineo — lecto.*

Noch nicht geheilt ist c. 371 'De rustica in disco facta, quae spinam tollit de planta satyri', v. 3 f.

Illum pandorii solatur voce Cupido
Inridens† pariete teste gemere virum.

Zutreffend hält Ziehen (S. 10 f.) das überlieferte *illum*[1]) — der bei der Operation Grimassen schneidende Satyr ist es, der von Cupido getröstet wird —, während Riese nach Burmann *illam* — also auf die *rustica* bezogen — schrieb. Ferner kritisiert Ziehen die älteren Versuche, den Pentameter zu heilen, als verfehlt, weil pointelos. Sehr gut verbessert er *pariete* zu *pariter,* 'gleichzeitig', 'zugleich', und erwartet im Folgenden, der Situation.

[1]) Das ergibt seine Erklärung und das Druckfehlerverzeichnis; in seinem Texte steht allerdings S. 10 versehentlich *illam*.

Digitized by Google

auch dem betonten *virum* entsprechend, einen derben Witz. Er selbst schlägt zweifelnd mit einer sonst nicht nachweisbaren, zu *tentigo* zu stellenden, durch Schuld des Dichters hier prosodisch fehlerhaften Bildung *tentiginare* für *teste gemere* vor. Das sind komplizierte Annahmen bei nicht eben großer paläographischer Wahrscheinlichkeit. Ich vermute, der Pentameter enthielt ein Wortspiel:

Inridens pariter test⟨is⟩ egere virum.

Sowohl *egere* als *testis* sind dabei doppelsinnig, ersteres entsprechend Sallust Hist. II 47, 4 S. 77 M. *egens alienae opis*, Horaz Sat. I 4, 118 *custodis eges*, und zugleich Properz IV 9, 35 *fontis egens erro*, letzteres in gleicher Weise wie Plautus Curc. 32 *quod amas amato testibus praesentibus* und Priapea XV 7 *magnis testibus ista res agetur*[1]), wobei für den Singular in der Bedeutung ὄρχις hier Persius I 103 *si testiculi vena ulla paterni viveret in nobis* verglichen werden kann. Falsche Worttrennung und Ergänzung oder Veränderung eines dann unverständlichen Wortteils zu einem Wortganzen, was hier zur Entstehung von *teste gemere* zusammengewirkt hat, findet sich auch sonst nicht selten im Salmasianus; vgl. z. B. c. 341, 2, wo statt *cunctis e domibus* der Kodex *cuncti sed omnib;* und c. 298, 4, wo er *capitis volo capit* statt *capiti suo locavit* bietet.

C. 405, dessen Verfasser doch wohl in der Tat Seneca sein wird, v. 11 f.

+An tu cui iaceo saxis telluris adhaerens,
Mens tecum est, nulla quae cohibetur humo

möchte Ziehen (S. 31 f.) in Verbindung bringen mit c. 469, 6

Maior in externas +itacui descendat harenas.

Er vermutet, an beiden Stellen sei ein Ortsname, und zwar der gleiche, in der Korruptel verborgen, und fordert dazu auf, diesen zu suchen. Doch ist diese ganze Kombination wohl trügerisch. Zu c. 405, 11 scheint Ziehen eine von mir im Hermes XXVIII S. 307 f. vorgetragene Vermutung, nach der *A! nauci* zu lesen wäre, nicht zu kennen. Ich halte sie noch immer für erwägenswert. Indem ich auf die dort gegebene Begründung verweise, bemerke ich, damit man gegen *nauci tellus* nicht einwende, daß sich sonst stets *non nauci* finde, nur noch, daß bei allen derartigen Wendungen die Negation ebensowohl stehen als fehlen kann — vgl. z. B. die Belege für *flocci*, auch bei uns macht es ja in der Sache keinerlei Unterschied, ob wir etwas 'einen Pfifferling' oder 'keinen Pfifferling wert' nennen —, und daß wenigstens im Abl. pret. *nauco ducere* bezeugt ist.

Schließlich ist der Sitz der Verderbnis wohl bisher verkannt worden in c. 692, 5 ff.

---

1) Vgl. auch die Wortspiele mit *intestatus* und *intestabilis* bei Plautus Mil. gl. 1416 f. und *integritatis testes* bei Phaedrus III 11, 5.

Funera conciliant miseros, orbique parentes
Coniungunt gemitus, et facit hora pares.
Nos quoque confusis feriemus sidera verbis,
Et fama est + constans fortius ire preces.

Bisher galt *constans* für fehlerhaft, und dem Sinne nach ziemlich gleich haben Binetus *iunctas*, Buecheler *socias* und nun Ziehen (S. 24) *comites*, was er reziprok, 'einander begleitend', versteht, dafür einsetzen wollen. Vergleichen wir jedoch Cicero Ep. ad fam. X 20, 1 *de te tamen fama constans, nec decipi posse nec vinci*, Sueton Caes. 6 *quem — penetrasse ad eam — tam constans fama erat, ut senatus — decreverit*[*]), Cicero Ep. ad Q. fratr. I 1, 8, 24 *quod tibi et esse antiquissimum et ab initio fuisse — constanti fama atque omnium sermone celebratum est* und ähnliches, wie Cicero Ep. ad fam. XII 9, 1 *rumores constantes* und Livius X 37, 13 *et huius anni parum constans memoria est*, so werden wir *constans* lieber stehen lassen und den Vers so heilen:

Ut fama est constans fortius ire preces.

Et für *ut* ist eine häufige Verschreibung; *ut* bedeutet hier 'wie', d. h. eben nach dem Zusammenhange 'vereint'.

Charlottenburg. Emil Thomas.

Karl Warnke, Repetitionsgrammatik der französischen Sprache zum Gebrauch an höheren Schulen und zum Selbststudium. Wolfenbüttel 1909, Julius Zwissler. I. Teil: Formenlehre. 38 u. 51 S. 0,90 *M*. II. Teil: Syntax. II u. 96 + 176 S. 8. 3 *M*.

Diese Repetitionsgrammatik der französischen Sprache bezweckt, den Lernenden in möglichst einfacher Form den Weg zu grammatischer Sicherheit zu zeigen und ihnen ein Mittel an die Hand zu geben, das in der Erinnerung Verblaßte oder Verlorene aufzufrischen oder sich neu zu erwerben. Die Mustersätze der Grammatik und die Übungssätze des mündlichen Unterrichts genügen nach Ansicht des Verfassers dazu nicht und treten meistens in einer Form auf, die nicht zur Selbsttätigkeit des Lernenden — der Grundlage alles Wissens — führen kann. Dies geschehe einzig dadurch, daß den nicht zu kärglich bemessenen Beispielen eine räumlich von ihnen getrennte Übersetzung beigegeben werde; nur auf diese Weise sei dem Lernenden eine Kontrolle in die Hand gegeben, durch die er feststellen könne, ob er die Regel verstanden und sich zu eigen gemacht habe; die Methode sei dieselbe, wie Menge sie in seinen Repetitionsbüchern durchgeführt habe.

Der Verf. gibt den grammatischen Stoff in einfacher, klarer Anordnung unter Ausscheidung des Nebensächlichen, fügt nach Bedarf eine größere oder kleinere Reihe einfacher Beispiele an

---

*) Mehr Beispiele für *fama constans est*, meist mit folgendem Acc. c. inf., aus Livius, Tacitus, Justinus, Gellius gibt der Thesaur. l. Latin. IV, Sp. 538.

Digitized by Google

und sucht diese Schulgrammatik lebendig und für den Schüler praktisch brauchbar zu machen, indem er in einem gesonderten Teile durch eine präzise Frage auf die Regel hinführt und zu den Musterbeispielen sowie den Übungssätzen eine Übersetzung gibt.

Regeln und Beispiele sind wirklich gut und praktisch, und die Hinzufügung einer räumlich getrennten Übersetzung ist besonders für eine selbständige Wiederholung ohne Lehrer geeignet. Unpraktisch aber ist in der Konjugation (besonders der unregelmäßigen Verba) die Anführung einer zu großen Zahl auswendig zu lernender Formen, die leicht beschränkt werden könnte, und das Fehlen der Unterscheidung der doppeltunregelmäßigen oder anomalen Verba, bei denen auch einzelne abgeleitete Formen unregelmäßig abgeleitet werden, von den einfach unregelmäßigen Verben, bei denen nur die Grundformen unregelmäßig sind.

Tilsit. O. Josupeit.

Max J. Wolff, Molière. Der Dichter und sein Werk. Mit zwei Bildnissen. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung VI u. 632 S. 8. geb. 10 *M*.

Die vor ungefähr 8 Jahren veröffentlichte Molièrebiographie des Würzburger Romanisten Schneegans ist bis jetzt die einzige in Deutschland gewesen, die auch die letzten Ergebnisse auf dem Gebiete der Molièreforschung verwendet und dadurch die früheren, an sich höchst verdienstvollen Leistungen eines Lindau, Lotheißen, Mahrenholtz und Kreiten überflügelt hat. Doch auch sie konnte auf die Dauer nicht genügen. In erster Linie für einen weitern Leserkreis berechnet und als Einzelband des Serienwerkes „Geisteshelden“ vorweg zu einer gewissen Beschränkung verurteilt, mußte sie manche Punkte völlig übergehen, manche in nicht genügender Ausführlichkeit behandeln; besonders knapp war die ästhetische Würdigung ausgefallen. Da erschien 1907 das Buch „Shakespeare, Der Dichter und sein Werk“ von Max J. Wolff. Die damit gefundene Anerkennung hat den Verf. bestimmt, seine Studien auch auf den größten französischen Dichter auszudehnen, und deren Niederschlag bietet er uns in dem vorliegenden Bande dar.

Die Arbeit erinnert in mancher Beziehung an Bielschowskys „Goethe“. Auch hier finden wir eine gewandte, stellenweise sogar künstlerisch vollendete Form der Darstellung, die in liebevollem Verständnis das Persönliche und Stoffliche in den verschiedenen Wechselbeziehungen zueinander und unter dem Einflusse des historischen Gefüges zu vergegenwärtigen sucht. Freilich gibt der Verf. im Vorwort zu, daß er selber nicht imstande sei, neue Tatsachen aus dem Leben des Dichters zu erbringen. Aber man muß ihm zugeben, daß er sein Ziel, „den gesamten Stoff, den geschichtlichen wie literarischen, den ästhetischen und biographi-

Digitized by Google

schen, in der Weise zusammenzufassen, daß sich ein geschlossenes und einheitliches Bild von der Person des Dichters" ergebe, voll und ganz erreicht hat.

Mit Spannung schlagen wir zuerst die „Einführung" auf, in welcher der Verf. seine Ansichten über Zweck, Wesen und Ursache der Komödie entwickelt. Selbstverständlich spielt hier das subjektive Empfinden die größte Rolle, und ebenso selbstverständlich ist es, daß hier am ehesten auf Widerspruch zu rechnen ist. So dürfte der Satz, daß Kunst und Moral grundsätzlich nichts miteinander zu schaffen haben, oder daß die Komödie ein Gewächs des Niederganges, ein Erzeugnis der Enttäuschung ist, manchem sehr anfechtbar erscheinen. Aber bei derartigen Fragen ist ja eine mathematisch richtige Antwort überhaupt nicht möglich. Immerhin enthalten die Ausführungen des Bemerkenswerten, Anregenden vieles, und beachtenswert sind sie schon deshalb, weil sie die Richtlinien für das Verfahren des Verfassers andeuten und auch eine Probe von der Art seiner Behandlungsweise bieten. Mir insbesondere ist es angenehm aufgefallen, daß der Verf. von Verallgemeinerungen und superlativischen Wendungen im ganzen nur sparsamen Gebrauch macht.

Der Hauptteil zerfällt in 15 Abschnitte. Ich glaube den reichen Inhalt am besten dadurch zu charakterisieren, daß ich hier die Überschriften anführe: 1. Gesellschaft und Literatur; 2. Geburt und Jugend; 3. Das illustre Théâtre; 4. Wanderjahre; 5. Rückkehr nach Paris; 6. Molière als Hofdichter; 7. Die Zeit der Heirat; 8. Beginn des Kampfes; 9. Höhepunkt des Kampfes; 10. Die Zeit des Misanthropen; 11. Molières Kunst und Persönlichkeit; 12. Vor der Entscheidung; 13. Nach dem Sieg; 14. Der Kampf gegen die Ärzte; 15. Tod und Begräbnis.

Es würde zu weit führen, wenn ich im einzelnen nachweisen wollte, inwiefern der Verf. seine Vorgänger auf diesem Gebiete übertrifft; doch kann ich nicht umhin, wenigstens auf die Abschnitte über das Preziösentum, über Tartüffe, über Molières Sprache, über seinen Kampf gegen die Ärzte oder auf die Parallelen zu Shakespeare und Goethe an dieser Stelle hinzuweisen.

In dem Schlußkapitel gibt der Verf. einen Überblick über die Verbreitung der Komödien des Dichters. Schade, daß er sich auf die Bibliographie gar nicht eingelassen hat; die bändereiche Ausgabe von Despois-Mesnard, auf die wir verwiesen werden, haben sicherlich die wenigsten bei der Hand. Die „Anmerkungen" werden dem nachprüfenden Leser gute Dienste leisten, nicht minder das „Verzeichnis der Personennamen" wie auch „der besprochenen und erwähnten Werke aus der Zeit Molières".

Aus dem Gesagten klingt der Wunsch, das Buch möchte eine möglichst große Verbreitung finden, wohl so deutlich heraus, daß ich jetzt auch einige Ausstellungen wagen kann, ohne den Vorwurf der Nörgelei zu befürchten. Da fällt mir zunächst auf, daß

Digitized by Google

der Verf. sämtliche Zitate aus Molière nicht im Urtext, sondern in der Baudissinschen Übersetzung anführt. Und doch sind dem Verf. selber mehrere Beispiele von Verwässerungen und Ungeschicklichkeiten bekannt, die selbst in dieser, im allgemeinen zuverlässigen Übertragung vorkommen, andererseits möchte ich der überwiegenden Mehrzahl der Leser unseres Werkes so viel Kenntnis der französischen Sprache zutrauen, daß sie den Dichter im Original — wenn auch manchmal mit Nachhilfe — verstehen könnten. Hingegen finden sich Ausdrücke, die nach Verdeutschung bzw. Erklärung sehr verlangen. Was bedeutet z. B. *Croix du Trahoir* (S. 66)? oder wer versteht gleich das Anagramm *Élomire* (S. 53)? Die Märe, daß der dritte Stand in Frankreich *alle* Lasten zu tragen hatte (S. 14), sollte in einem seriösen Werke nicht weiter aufgetischt werden, und Ludwigs XIII. Günstling *Cinq-Mars* (S. 15) war Marquis, nicht Herzog (wollte es aber werden). Bei der Aufzählung der theatralischen Aufführungen im Mittelalter (S. 87) fehlen die *Mirakeln*, *Villon* (S. 87) für das größte lyrische Genie Frankreichs auszugeben, geht auch mit dem einschränkenden „vielleicht" nicht gut an. Die groteske Versicherung (S. 105), daß in den Pariser Theatern Kapuziner als Feuerwehrleute hantierten, ist mir ganz unerklärlich, und gern hätte ich gehört, wer jener S. 459 erwähnte protestantische Pfarrer ist. Sehr zweifelhaft ist es mir, ob der Verf. recht hat, wenn er schlankweg behauptet (S. 438): „In den Forderungen der Kirche sieht unser Dichter einen unberechtigten Zwang oder gar eine Heuchelei"; unzweifelhaft ist es jedoch, daß die Beurteilung Ludwigs XIV. (S. 200), „er ließ sich als Vorkämpfer des Katholizismus . . . gebrauchen" selbst für seine letzten Regierungsjahre schief ist. Oder sind seine Hauptgegner, die Habsburger, etwa die Vertreter des Protestantismus gewesen?

Neustadt i. Westpr. A. Rohr.

---

1) P. J. Müller, Lehr- und Wiederholungsbuch der französischen Sprache für den Schulgebrauch und zum Selbstunterricht. Halle a. S. 1908, Hermann Gesenius. X u. 230 S. 8. 2,50 *M.*

Ein merkwürdiges Buch, dieses Lehrbuch in Beispielen. Der Verf. zieht aus der Erfahrung, daß man nicht durch Regeln eine Sprache, zumal eine lebende, zu erlernen vermag, die notwendige Schlußfolgerung. Regeln, die kurz und anschaulich sind und dabei zugleich eine Fülle von Erscheinungen treffen, sagen wir die Norm für die Stellung des verbundenen Personalpronomens: „Die Dative und Akkusative des verbundenen Personalpronomens stehen stets unmittelbar vor dem Verbum finitum" mögen hingehen; sie können uns in verwickelten Fällen als Leitstern dienen, aber auch sie doch nur mehr bei der schriftlichen Darstellung, bei der wir Zeit zum Nachdenken haben, als beim praktischen mündlichen Gebrauche. Sonst wird man, wo es irgend geht, mit Gebrauchs-

Digitized by Google

anweisungen in prägnantester Fassung, mit Schematen oder endlich mit Denkversen zu schneller Aufnahme und leichtem Behalten beizutragen versuchen. Geht das nicht, dann müssen ein paar treffende Beispiele herhalten, aber doch nur ein paar, nicht 220 mit ungefähr je 20 Beispielen gefüllte Seiten, also über 4000 Exempel, und noch dazu solche, die nicht im geringsten Zusammenhang miteinander stehen und an sich nicht die kleinste Spur eines nennenswerten Inhalts haben.

Nun sagt der Verfasser in der Vorrede S. IV: „Weiter soll das Buch bei etwaiger Unklarheit und Unsicherheit als Nachschlagebuch dienen". Da muß man doch die Frage aufwerfen: Wie aber will es diese Aufgabe erfüllen, wo über das Verb allein nicht weniger als 88 Seiten gegeben sind? Eine Zahl von 50 Stücken, in denen das hier gebotene vortreffliche Material verarbeitet wäre, so daß der Lernende jedesmal etwas Abgerundetes, Inhaltreiches, Anregendes, zum Behalten Einladendes fände, das würde man willkommen heißen dürfen. So aber muß die Festigung im Gebrauch der fremden Sprache wie bisher den landläufigen Übungsweisen überlassen bleiben.

Zweifelhaft aber ist mir auch noch ein weiterer Erfolg, den sich der Verf. von seinem Lehrbuch verspricht, nämlich, daß „jemand, der vor dem Examen steht, mit nicht allzuviel Mühe und Arbeit, zumal wenn er nur Lücken auszufüllen braucht, und bei geringen Kosten nochmals einen raschen, sichern Überblick über das Ganze der französischen Grammatik gewinnen und zugleich seinen Vokabelschatz befestigen und erweitern kann". Auch da zeigt sich die Weitschichtigkeit des Materials als hindernd.

Schließlich jedoch muß man in Übereinstimmung mit dem letzten Passus der Vorrede sagen, daß trotz aller Ausstellungen, die man an dem Buche rein theoretisch zu machen haben könnte, der praktische Gebrauch seine vorteilhafte Verwendung in der Schule wie namentlich im Privatunterricht erweisen mag.

2) William of Orange and His Descent on England aus Macaulay: The History of England, Chap. VII, IX ausgewählt und erklärt von Walther Otto. Gotha 1907, Friedrich Andreas Perthes. XVII u. 104 S. 8. geb. 1 *M*.

Da man nicht wohl Macaulays History of England in ihrem ganzen ungeheuren Umfange als Schullektüre bieten kann und andererseits noch weniger Auszüge aus diesem Werke tunlich erscheinen, wird man immer darauf angewiesen sein, sich auf einen einzelnen Abschnitt zu beschränken. Für den geeignetsten zu diesem Zwecke halte ich nach wie vor die Einleitung, die dem deutschen Schüler gerade soviel aus der englischen Geschichte gibt, als für ihn im Rahmen der Weltgeschichte überhaupt ersprießlich sein dürfte. In dem hier vorliegenden Bändchen wird nun, vermutlich weil der eben erwähnte Abschnitt schon von

Digitized by Google

anderen Herausgebern neusprachlicher Schulschriftsteller berücksichtigt worden ist, ein anderer in sich geschlossener Teil des Macaulayschen Werkes, der Übergang der britischen Krone von den Stuarts auf Wilhelm von Oranien, dem deutschen Schüler zur Lektüre geboten. Die außerordentliche Bedeutung dieser Periode für die Geschichte Englands läßt sich nicht leugnen, und die Streiflichter, die in der Darstellung auf die vorangegangene wie auf die nachfolgende Dynastie, auf das Ringen zwischen König und Parlament, auf die Kämpfe der Hochkirche gegen die katholische Partei und vor allem auf die Beziehungen Englands zu seinen Nachbarstaaten Frankreich und Holland fallen, lassen die Lektüre auch des hier behandelten Abschnitts für die Allgemeinbildung ihren Wert gewinnen.

Gefördert wird dieser Gewinn noch wesentlich durch die „Historische Einleitung (XIV bis XVII)“ und durch die aus Band 49 der gleichen Sammlung herübergenommene „Darstellung von Macaulays Leben und Werken (V bis XIV)“. In Rücksicht auf den Umfang, der für die Durcharbeitung im Rahmen eines Semesters dem Herausgeber zu groß erschien, ließ er einige Stellen aus dem Originale, „die für das Verständnis des Ganzen und für den Gang des Handlung entbehrlich schienen“, weg. Dankenswert ist die Einteilung des Buches in mehrere Kapitel, doch wäre die Arbeit des Herausgebers noch ungleich verdienstvoller, wenn er für diese Kapitel im ganzen und besser auch für die einzelnen Abschnitte innerhalb ihrer regelmäßig über der Seite Überschriften gespendet hätte, was ja in einer späteren Neuauflage nachgeholt werden könnte. Die Anmerkungen (S. 85 bis 109) bieten. mit Recht fast ausschließlich Sachliches und überlassen alles andere dem beigegebenen Wörterbüchlein.

3) **Warren Hastings, An essay by Thomas B. Macaulay**, für den Schulgebrauch mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **Karl Köhler**. Mit einer Karte von Vorderindien. Gotha 1907, Friedrich Andreas Perthes. XVIII u. 176 S. 8. geb. 1,50 M.

Wie Macaulays 'Lord Clive', als Band 49 dieser Sammlung von demselben Herausgeber veröffentlicht, so ist auch 'Warren Hastings' in hohem Grade geeignet, dem Schüler einen Einblick in die Verhältnisse von Britisch-Indien und seinen Beziehungen zum Mutterlande zu geben. Indes würde eine so eingehende Darlegung von uns überaus fernliegenden Dingen, wie sie diese Essays bieten, mir trotz der unvergleichlichen Pracht der Sprache und der unerreichten Schönheit der Darstellung, in die sie gekleidet sind, für Schüler unserer höheren Schulen unangebracht erscheinen, wenn nicht gerade Macaulay die glückliche Eigenart besäße, aus dem ganzen Bereich der Weltgeschichte beständig Analoga zu den geschilderten Handlungen und Zuständen zur Beleuchtung heranzuziehen und so dem Leser ein weit allgemeineres

Digitized by Google

Gebiet zugänglich zu machen, als nach dem Titel seiner Werke anzunehmen ist. Freilich geschieht das in noch bedeutend höherem Maße in seiner allgemeinen Geschichte Englands, und so würde ich immer noch jene als Lektüre den hier behandelten Essays vorziehen.

Die den Werken angefügte Karte von Vorderindien, ein Überblick über „Macaulays Leben (V bis X) und Werke (X bis XIV)" und besonders die kurze „Abhandlung über die Geschichte des Britischen Indiens von seiner ersten Eroberung bis auf die Jetztzeit (XIV bis XVIII)" sind willkommene Beispiele. Sehr förderlich für die Orientierung in den oftmals recht verwickelten Verhältnissen, in die uns der Schriftsteller einen Einblick gibt, sind die prägnanten Überschriften für die große Zahl von kleinen Abschnitten, in die der Herausgeber das Ganze geteilt hat. Die in deutscher Sprache gegebenen Anmerkungen sind sorgfältig abgefaßt und halten sich fast durchweg in den rechten Grenzen. Das angefügte Wörterbuch ist ausführlicher als es die Schüler der obersten Klasse, auf die allein ja die Herausgabe des Buches gemünzt sein kann, erforderlich wäre; doch ist da wohl ein Zuviel immer noch gerechtfertigter als ein Zuwenig. Auf S. 130 bis 134 finden wir ein „Verzeichnis der vorkommenden Eigennamen" mit Belegstellen und, soweit notwendig, mit Aussprachebezeichnung, ganz am Schluß des Buches S. 173 bis 176 ein „Register für die Anmerkungen". Im Wörterbuch dürfte die Aussprachebezeichnung auch den weitestgehenden Anforderungen genügen.

Frankfurt a. M. Max Banner.

---

1) Julius Lohmeyer, Auf weiter Fahrt. Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek, fortgeführt von Georg Wislicenus. VI. Band. Mit 22 Abbildungen und 2 Bildnissen. Berlin 1909, Wilhelm Weicher. XIII u. 362 S. 8. geb. 6 ℳ.

In der Absicht, den Blick des deutschen Volkes auf überseeische große Ziele zu lenken und der heranwachsenden Jugend, deren Phantasie so gern ins Weite strebt, eine Lektüre zu bieten, die sie befriedigt, und durch die Freude an den Taten und Erlebnissen hervorragender Deutschen in fernen Landen den nationalen Sinn zu wecken und zu stärken, hat J. Lohmeyer die deutsche Marine- und Kolonialbibliothek ins Leben gerufen. Den sechsten Band dieser Sammlung bildet der vorliegende. Wislicenus, der Herausgeber des Buches, eröffnet die Sammlung der Aufsätze über Selbsterlebnisse zur See und zu Lande in passender Weise mit einem flott geschriebenen Artikel „Aus der Entwicklungszeit Georg von Neumayers", des kürzlich verstorbenen Begründers und ersten Leiters der deutschen Seewarte. Dem ersten Aufsatze, der dem Leser den großen Gelehrten, den erfolgreichen Forscher, den für

Digitized by Google

Deutschlands Geltung zur See unermüdlich tätigen Mann und liebenswerten Menschen Neumayer in seinem Werden und Wachsen wieder aufleben läßt, folgen vierzehn andere von verschiedenen Verfassern, die den Leser aus der deutschen Heimat in die überseeische Ferne, nach Afrika, Asien und der Südsee geleiten. Kriegs- und Friedensbilder, das Leben an Bord, unter den Wilden, auf den westafrikanischen Farmen und in den Klöstern Tibets, Vermessungsarbeiten und chinesische Gastmähler, Entdeckungsreisen und Kämpfe, Hottentotten und Samoaner auf dem Kriegspfad, Naturschilderungen und außerordentliche Erlebnisse verschiedenster Art ziehen in reicher Menge und bunter Fülle an dem Auge vorüber.

Abgesehen etwa von Filchners Aufsatz „Einiges aus den Klöstern Tibets", der seine Ergänzung in Sven Hedins Transhimalaja findet, haben die Mitteilungen keinen systematischen Charakter, überhaupt nichts Lehrhaftes an sich, sondern sind unterhaltender Natur, bringen immer Selbsterlebtes, Neues und gewinnen schon dadurch einen gewissen Reiz. Dieser verstärkt sich noch, wenn durch die Zeilen hindurchblickt der launige Erzähler und sachkundige Beurteiler südwestafrikanischer wirtschaftlicher Entwickelung (Külz, Von Windhuk nach Lüderitzbucht), der mit anschaulicher Farbenpracht schildernde Weltreisende (Wegener, Zum Haus des Feuers), der erfahrene und wetterharte Seemann (Prager, Die Fahrt der Wissmann-Dampfer nach Ostafrika), die gebildete und wirtschaftlich tätige Beobachterin afrikanischen Farmerlebens (Klara Rohrbach, Kriegerischer und friedlicher Haushalt in Südwestafrika), der kühne Kraftwagenfahrer in den Sümpfen der Mandschurei und den Steppen der Mongolei (Koeppen, Mit dem Auto von Wladiwostok bis zum Baikalsee). Dabei ist in den meisten Skizzen die jüngste Vergangenheit zum Gegenstand der Darstellung gemacht, von denen drei sogar schon Erlebnisse in fernen Landen aus dem Jahre 1908 bringen. Am weitesten greift zurück die Schilderung Walthers, Meine Erlebnisse auf dem Tender Adler bei Eroberung der Kolonien in Westafrika, die uns in die Zeit der Erwerbung Kameruns als deutscher Kolonie (1884) versetzt. Dieser Artikel wäre vielleicht ebenso passend an die zweite Stelle gerückt worden, wie derjenige, der die jüngste Vergangenheit, nämlich den Sommer 1908, behandelt, die letzte Stelle erhalten hat. In Bezug auf die Anordnung der übrigen Artikel soll aber dadurch nicht etwa dem äußerlichen Zeitschematismus das Wort geredet werden. Ein gewisses Gegenwartsinteresse hat der genannte Aufsatz von Walther insofern, als dieser einige Bemerkungen Gustav Nachtigalls und sonstige Erinnerungen an die letzten Lebenstage des verdienstvollen Forschers, dem Deutschland die Erwerbung von Kamerun und Togo zu verdanken hat, mitteilt. Denn dieser ruhte zur Zeit der Veröffentlichung des Buches im Jahre 1909 gerade seit 25 Jahren in afrikanischer Erde. Von den hübschen Photo-

Digitized by Google

graphien, die den Wert des Buches erhöhen, ist die zwischen S. 128 und 129 an die falsche Stelle geraten.

Daß das Buch eine empfehlenswerte Lektüre nicht nur für die erwachsenen, sondern besonders auch für die heranwachsenden Deutschen ist, bedarf nach den obigen Ausführungen kaum noch der Erwähnung.

2) Paul Meinhold, Arndt. Mit vier Bildern und einer Handschrift. Berlin 1910, Ernst Hofmann & Co. 251 S. 8. 2,40 *M*, geb. 3,20 *M*.

Der fünfzigste Todestag Ernst Moritz Arndts im Jahre 1910 fällt in eine Zeit großer Erinnerungen und Jubiläen von nationaler Bedeutung für das deutsche Volk. Im Jahre 1910 selber jährt sich der Geburtstag der Berliner Universität, einer Schöpfung der hehren Zeit der Befreiungskriege, und der Todestag der edlen Königin Luise von Preußen, eines Opfers der schweren Zeit Napoleonischer Gewaltherrschaft, zum hundertsten Male. Auch die folgenden Jahre bis 1920 werden reich an erhebenden Gedenkfeiern sein, nicht bloß für Preußen, was im einzelnen hier nicht weiter ausgeführt werden soll. Jedenfalls ist der Zeitpunkt des Erscheinens der Biographie Arndts, der die Zeit vor hundert Jahren als gereifter Mann mit durchlebt hat, äußerlich und innerlich, der zugleich als Wegweiser, Berater und Warner seines Volkes den Namen eines Deutschen im vollen Umfange und in jeder Beziehung verdient, vom Verfasser glücklich gewählt.

E. M. Arndt wurde am 26. Dezember 1769, führt Verfasser aus, also in demselben Jahre wie der größte Feind seines Lebens, Napoleon, der bezeichnender Weise zugleich der größte Feind der deutschen Einheit war, zu Groß-Schoritz auf Rügen als der Sohn eines Freigelassenen des Grafen von Putbus geboren und verlebte seine Kinderjahre auf der Insel. Aus dem Bauernstande hervorgegangen wie Luther, an den er in seinem Leben und Streben vielfach erinnert, hat er diesem Stande stets eine besondere Vorliebe bewahrt. Seine Bodenständigkeit und Heimatliebe findet darin ihre Erklärung. Der stete Anblick der See, die der Verfasser merkwürdigerweise immer als „blaue See“ bezeichnet, die doch die gewöhnlich flaschengrüne Ostsee nur nach langer Sommerhitze bloß in den vom Meere fast abgeschlossenen Buchten, also selten und an wenigen Stellen ist (vgl. die sogenannte „schöne, blaue Donau“), zog das Träumen und Sehnen des Knaben in die Ferne. Diese hat er dann im Jünglings-, Mannes- und Greisenalter als rüstiger Wanderer, dem wie noch heute dem Thüringer Schriftsteller August Trinius Wandern Leben hieß, wenigstens innerhalb der Grenzen Europas kennen gelernt, um dann in sein geliebtes deutsches Vaterland zurückzukehren und diesem seine ganze Kraft zu widmen. Rousseaus Schriften mit ihren glänzenden Halbwahrheiten übten einen anregenden Einfluß auf das leicht entzündliche Gemüt des vierzehnjährigen Knaben aus. Die Lektüre

Digitized by Google

dieser und das deutschfeindliche Auftreten der Korsen, das er an seinem eigenen Leibe verspürt hat, hatten aber für ihn dasselbe Ergebnis wie die Anschauung und Beobachtung fremder Länder und Sitten: sein Deutschtum kam ihm um so kräftiger zum Bewußtsein.

Bei dieser Gelegenheit möchte Ref., was Verf. nicht ausführt, darauf aufmerksam machen, wie auffallend es ist, daß ein Mann wie Arndt, der auf dem Lande inmitten einer schönen landschaftlichen Umgebung aufgewachsen ist, dann große Teile Deutschlands und Europas durchwandert hat, mit vielem Eifer und Behagen sein Gärtchen vor dem Koblenzer Tore in Bonn selbst bestellt und immer wieder zum Wanderstabe greift, um sich in Gottes schöner Welt zu ergehen und wie in einem Jungbrunnen aufzufrischen, seiner innigen Freude an der Natur, die er doch offenbar hatte, weder in seinen Liedern und Gesängen, noch sonst Ausdruck gibt. Nur der Mensch als solcher interessierte ihn. Als er nach dem ersten Pariser Frieden mit seinem Schüler, dem späteren Turnvater Jahn, durch die Rheinlande und den Schwarzwald marschiert ist, ruft er aus: „Wie viel edle deutsche Menschen, damals alle von der Glut unendlicher Hoffnung durchhaucht, sind mir begegnet!“ Es erfüllte ihn immer nur der eine Gedanke, der alle übrigen Gedanken und Empfindungen in die Tiefe der Seele zurückdrängte: Wie kannst du deinen geliebten Deutschen und dem teuren Vaterlande wieder aufhelfen? Persönliche Veranlagung und die Not der Zeit, die zuerst auf die äußere und dann auf die innere deutsche Politik drückte, haben das ihrige getan, um ihn zeitlebens in diesen Bahnen festzuhalten. Diese eine starke Empfindung, die ihn durchglühte und seinem Leben einen höheren Schwung gab, weihte ihn zugleich zum Dichter, der durch seine Lieder einen begeisterten Widerhall in den Herzen der Volksgenossen hervorzurufen wußte, machte ihn zum fruchtbaren politisch-geschichtlichen Schriftsteller und Verfasser zahlreicher Flugschriften und Werke von durchschlagender Kraft und zu einem Lieblinge des deutschen Volkes.

Trotz bitterer Erfahrungen in seinem langen Leben, das über neunzig Jahre währte, ewig jung und hoffnungsvoll, stark im Hassen und im Lieben, selbständig nach oben und unten, ein ganzer deutscher Mann, ein unverbesserlicher Optimist, hat er sich den Glauben an seines Vaterlandes Einheit und Größe nicht rauben lassen. Bemerkenswert ist dabei der Wandel seiner Stellungnahme zu Preußen. „Für Arndt“, führt der Verfasser S. 68 aus, „war der Staat Friedrichs des Großen mit seiner Zentralisation, seinem Absolutismus geradezu die politische Verkörperung der Aufklärung; die er so ingrimmig haßte“. Dabei blieb Arndt aber nicht stehen. „Als in den Schlachten immer wieder die Preußen das Beste taten, da wurde er selbst ganz Preuße und ist es geblieben bei heiterem Sonnenschein und auch bei trübem Tag!“

Digitized by Google

(S. 145). Schließlich hat er sich zu der Überzeugung durchgerungen: „Preußen muß hinfort mit Deutschland stehen oder untergehen“ (S. 188). Ja es kam soweit, daß er sich im Jahre 1849 dagegen verteidigen mußte, im Solde Preußens zu schreiben, und er schließt seine Verteidigung mit den Worten: „Erhoffen aber müssen wir einen Zustand, wo die Einheit des Ganzen mit der berechtigten Eigenart der Stämme sich glücklich verbindet“ (S. 226). Hat sich diese Hoffnung nicht glänzend erfüllt? Dagegen verharrte er in seinem Widerwillen gegen die stehenden Heere, in denen er mit Verkennung ihres wahren Wertes und verführt durch die Großtaten der preußischen Milizheere, die Roheit des Landsknechtswesens und des Söldnertums verkörpert sieht. Eine innerliche Stellung zur Königin Luise, die vorübergehend einmal erwähnt wird, scheint er nicht gewonnen zu haben.

Verfasser hat das Leben dieses Mannes, der von seiner Flucht vor Napoleon unter dem für ihn bezeichnenden Decknamen Sprachmeister Allmann im Jahre 1809 nach Deutschland zurückkehrt und den er mit Recht das deutsche Gewissen und den Mann des allgemeinen Vertrauens nennt, in 22 Abschnitten mit steter Bezugnahme auf seine Schriften in einfacher und überzeugender Darstellung so getreu und lebenswahr gezeichnet, daß man den kerndeutschen Patrioten Arndt genau kennen lernt und lieb gewinnen muß. Mehr kann man doch von einem Schriftsteller, der seinen Helden, und das war Arndt im eigentlichen Sinne des Wortes, dem deutschen Volke und besonders der deutschen Jugend nahe bringen will, nicht verlangen. Der deutschen Jugend! Ja für diese ist das Buch besonders geschrieben. Denn ein Mann von der Art Arndts, der in der Tiefe seiner reinen Seele immer auch fühlte, was er dachte und sagte, der in seiner Lebensführung sich selbst realisierte, was nach einem Ausspruche Ibsens das Höchste ist, was ein Mensch erreichen kann, war und ist ein geborener Erzieher seines Volkes. — Verf. scheint, da es eine Gesamtausgabe von Arndts Werken noch nicht gibt, für seine Arbeit „Ernst Moritz Arndts ausgewählte Werke in sechszehn Bänden, Leipzig 1908, Max Hesse“, hauptsächlich benutzt zu haben.

Stargard i. Pomm. R. Brendel.

K. Lamprecht, Deutsche Geschichte. Der ganzen Reihe elfter und zwölfter Band. Berlin 1908 und 1909, Weidmannsche Buchhandlung. XVIII u. 749 S. VIII u. 439 S. 8. je 6 *M.*

Vor mehr als zwei Jahren ist in dieser Zeitschrift (LXII, 1908, S. 446 ff.) zuletzt über Lamprechts Deutsche Geschichte berichtet worden. Der damals geäußerte Wunsch, daß sie bald ihre Vollendung finde, hat sich erfreulich rasch erfüllt. Jetzt liegt das

Digitized by Google

Werk abgeschlossen vor, die einzige große, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Deutsche Geschichte, die ein einziger Verfasser begonnen und glücklich vollendet hat. An dieser Stelle kann mit Rücksicht auf den Raum nur das Wichtigste aus dem Inhalte kurz hervorgehoben werden.

Der elfte Band, der das fünfundzwanzigste Buch des Gesamtwerkes enthält, umfaßt wiederum fünf Kapitel mit je vier Unterabschnitten. Das erste Kapitel (bis S. 141), betitelt: Erster Kampf alter und neuer Weltanschauung in Kirche und Staat, von Ende der dreißiger bis über die Mitte der fünfziger Jahre, weist nach, daß kirchliche und staatliche Verhältnisse im Bewußtsein der Zeitgenossen noch völlig untrennbar durcheinander gingen; „in diesem wichtigsten aller Punkte einer subjektivistischen Regelung der öffentlichen Verhältnisse hatte jede Liquidation des Mittelalters, mochte sie sonst auch noch soweit gegangen sein, versagt". Dann werden die politischen Revolutionen in den Einzelstaaten, der unglückliche Verlauf der Einheitsbewegung und die Reaktion bis 1859 geschildert. Das zweite Kapitel (bis S. 358) führt die Überschrift: Fortentwicklung des Seelenlebens der ersten subjektivistischen Periode zu vollstem Realismus, Verfallserscheinungen. Vorspiel einer neuen, zweiten Periode subjektivistischen Seelenlebens. Zunächst behandelt Lamprecht die Durchbildung der Natur- und Geisteswissenschaften im einzelnen. Entwicklung und Einfluß des Gymnasiums stieg mit den fünfziger Jahren „allenthalben in deutschen Landen auf eine höchste Höhe, und noch trat mit ihm die Realschule nur wenig in Wettbewerb. Was später erfolgte: mindestens für das Deutsche Reich gemeinsame Festlegung des Ziels und die Ausdehnung der Kurse aller höheren Lehranstalten und Ausbildung eines ... Berechtigungswesens, zumal für den Einjährigendienst im Heere, das kann historisch nur als eine bedenkliche Fortentwicklung unter ... typischen Zeichen geschichtlichen Verfalls verstanden werden". Auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung entfaltet sich der volle Realismus, und zwar wesentlich in den Kreisen, die nach deutscher Freiheit und Einheit strebten; „gewiß hat es auch in dieser Zeit eine Historie des Partikularismus und eines anderen als vaterländischen Zielen zugewendeten Konservatismus und Klerikalismus gegeben, im ganzen aber überwog durchaus das nationale und liberale Interesse".

Dann erörtert der Verfasser eingehend das Schicksal der Phantasietätigkeit und entwirft ein Bild fast endlosen Ringens gegen die unsichtbare feindliche Macht des Intellektualismus, ein Bild schließlich des Verfalls. In dem folgenden Abschnitte: Weltanschauung und Sittlichkeit im Gesamtverlaufe der fünfziger bis siebziger Jahre ist das Bild nicht minder dunkel. In beiden Fällen aber hat es nur die rückwärts gewendeten Seiten der Entwicklung

abgespiegelt. Daneben sproßte schon üppig im Dichten und Denken, im Anschauen und Darstellen die Saat des Neuen: es regten sich Anfänge einer zweiten Periode des Subjektivismus auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete, und auf diese Keime ist am Schluß des zweiten Kapitels hingewiesen. Um auch daraus wenigstens eine für die Leser interessante Stelle anzuführen: „Das Handwerk war mit nichten mehr zur Führung der bürgerlichen Welt berufen, mochte auch ein ehrsamer Meister noch in der sozialen Schätzung kleiner Städte nicht ohne Würde mit dem Gymnasiallehrer auf verwandter Höhe standhalten". Eine bürgerliche Aristokratie der Unternehmung bildete sich, die auch für die Fortentwicklung der politischen Zustände, für die gewaltsame Lösung der Einheits- und Freiheitsfrage bedeutungsvoll wurde.

Die Einleitung zum dritten Kapitel hebt also an: „Ich bin im Jahre 1856 geboren. Meine frühste politische Erinnerung knüpft sich an die Krönung König Wilhelms I. am 18. Oktober 1861. Noch sehe ich auf dem geräumigen Markte des kleinen Städtchens im sogenannten lutherischen Winkel, südlich von Wittenberg, in dem mein Vater Pfarrer war, in trüber Dämmerung die Pechpfannen auf den hohen Holzsäulen lohen, innerhalb des Beringes derer mein Vater zu den versammelten Bürgern von der Schwere der Zeit und dem gefestigten Wesen des neuen Monarchen sprach". Schon in dieser Einleitung[1]), die auch Erinnerungen an Bismarck enthält, schlägt Lamprecht den ursprünglichsten Ton aller geschichtlichen Überlieferung, den der einfachsten Relation der Tatsachen, an, der für den zweiten Teil des elften Bandes bezeichnend ist, ebenso wie die Tatsache, daß in ihm sich drei Karten zum besseren Verständnis der kriegerischen Ereignisse finden. Der Verfasser spricht es unumwunden aus: „Das Menschenalter von 1848 bis 1878 kann heute als ganzes noch immer am besten in der Form von Denkwürdigkeiten eines in mittlerer Linie verlaufenden Lebens dargestellt werden".

Das dritte Kapitel (bis S. 486) ist betitelt: Die erste Stufe der kleindeutschen Lösung der Einheitsfrage und be-

---

[1]) Daraus sowie aus dem Schlusse habe ich manches den Oberprimanern wörtlich mitgeteilt und wohl bei den meisten die beabsichtigte Wirkung erzielt, wie sich auch aus dem nach einigen Tagen völlig unerwartet von mir verlangten kurzen Berichte über die Einleitung ergab. Aus Zeitmangel können Quellenstellen und kleinere Abschnitte aus Darstellungen nur selten im Unterrichte mitgeteilt werden. Aber dazu reicht die Zeit doch aus, daß reiferen Schülern der Weg zum selbständigen Nachdenken über geschichtliche Entwicklung wenigstens gewiesen wird, — und das ist auch ein Grund, weshalb die Staats- und Bürgerkunde keinen besonderen Unterrichtszweig auf höheren Lehranstalten zu bilden braucht, worüber ich mich schon wiederholt ausgesprochen habe. Daß ich übrigens eine Vermehrung der Geschichtsstunden in Prima um eine (diese könnte auf humanistischen Gymnasien wohl die Mathematik hergeben) freudig begrüßen würde, auch das will ich nicht unausgesprochen lassen.

Digitized by Google

handelt im ersten Abschnitte die europäische Politik der fünfziger Jahre und ihren deutschen Einschlag in ihrer Bedeutung für die deutsche Einheitsbewegung, im zweiten die liberale Wendung in Deutschland, vergebene [vergebliche] Versuche zur Umgestaltung des Bundes und die preußische Heeresreform; der dritte und vierte Abschnitt sind der schleswig-holsteinschen Frage und der kriegerischen Auseinandersetzung mit Österreich gewidmet.

Das vierte Kapitel (bis S. 627) führt die Überschrift: Zweite Stufe der kleindeutschen Lösung der Einheitsfrage und schildert im ersten Abschnitt Österreich auf Sonderwegen, die Anfänge kleindeutscher Reichsbildung, den Norddeutschen Bund und die Südstaaten. Der Gegenstand des zweiten Abschnittes ist die kriegerische Auseinandersetzung mit Frankreich, der dritte befaßt sich mit der Gründung des neuen Reiches, während den Inhalt des vierten der Mitteleuropäische Dreibund bildet. In diesem vierten Abschnitte tritt Lamprecht ausnahmsweise einmal in die politische Betrachtung ein, ob Bismarck in dem Zwange, gegen Ausgang der siebziger Jahre zwischen der russischen und der österreichischen Freundschaft zu wählen, ob er da richtig gehandelt habe, als er sich schließlich zur habsburgischen Monarchie bekannte. „Der Historiker wird das nun einmal Gewordene mit der Vergangenheit zu verknüpfen suchen und befriedigt sein, wenn eine solche Verknüpfung im Sinne einer organischen Verschweißung, einer Fortsetzung mithin großer Entwicklungstendenzen der Vergangenheit gelingt". Die dann folgende geschichtliche Würdigung des Dreibundes (S. 624 ff.) sei den Lehrern der Prima besonders empfohlen.

Im fünften und letzten Kapitel (bis S. 697), das betitelt ist: Ursprung, Verlauf und Ausgang des Kulturkampfes, einstweiliger Ausgleich zwischen Staat und Kirche, behandelt der erste Abschnitt Klerikalismus und Kurie vom Ende der vierziger Jahre bis zum vatikanischen Konzil, der zweite die spezielle Vorgeschichte des Kulturkampfes, der dritte die Kampfeszeit, der vierte den Ausgleich.

Aus den Schlußbemerkungen zur Entwicklung der ersten Periode des Subjektivismus seien folgende Sätze angeführt: „Das Wahlrecht der Reichsverfassung stellt eine sehr rohe und primitive Form des subjektivistischen Demokratismus dar. Das heutige Reich ist für die Aufgaben, die der Nation in der weltgeschichtlichen Betätigung großer Völker obliegen, zu klein; auch die stetigen Insassen des Reiches sollten sich darüber durch die starken Lebensäußerungen und die vollsaftige Gedrungenheit der zu kurz gewachsenen Kraftgestalt nicht täuschen lassen".

Zum Schluß des ganzen Werkes gibt der Verfasser seinen patriotischen Empfindungen und Wünschen in einer Anrede an das deutsche Vaterland ergreifenden Ausdruck.

Damit nach dieser Inhaltsangabe die Kritik etwas zu Worte

Digitized by Google

kommt, will ich bezüglich des Inhalts wenigstens ein Bedenken, das sich mir aufgedrängt hat, erwähnen. Lamprecht behauptet S. 53, daß „der gemeinsame Ausgangspunkt alles schöpferischen politischen Denkens im 19. Jahrhundert“ das demokratische Ideal war. Für diese Behauptung scheint er mir den vollen Beweis nicht erbracht zu haben. Was ferner die Ausdrucksweise betrifft, so benüge ich mich, auf das darüber in dieser Zeitschrift a. a. O. S. 451 Bemerkte zu verweisen; neue Belege scheinen nicht erforderlich. Auch eine der sehr seltenen logischen Ungenauigkeiten will ich pflichtschuldig anführen: S. 495 Z. 12 v. u. „nichts als“.

Um Lamprechts Werk, das die individual-psychischen Kräfte in der Regel vor den sozial-psychischen völlig zurücktreten läßt, sind bekanntlich heftige Prinzipienkämpfe entbrannt, die den Verfasser nach seinem eigenen Bekenntnis „angegriffen, aber auch gestählt und gebessert“ haben: er ist an seinem Buche „ruhig und dankbar“ geworden. Hat er doch das Glück gehabt, allmählich auch das freundliche Interesse von Fachgenossen zu finden, die seiner Auffassung ferner stehen, wie z. B. Friedjung. Als geeignet zur Einführung in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart werden wohl alle unbefangen Urteilenden diese Deutsche Geschichte gern anerkennen. Besonders deutlich ist aus ihr ersichtlich die jeweilig erreichte Kulturhöhe und der Wandel der seelischen Stimmungen; denn das Zuständliche, die geistige Umwelt und ihre seelischen Wirkungen werden in erster Linie berücksichtigt. Da ist es aber sehr bezeichnend, daß der Verfasser in einem Nachworte als Erfahrung offen ausspricht: finge er sein Werk, über dem „mehr als ein Vierteljahrhundert hingegangen ist“, noch einmal an, so würde er weit mehr erzählen. „Die Gabe der Erzählung ist heute selten — und doch erscheint sie mir immer mehr als die Kardinalgabe des Historikers, namentlich in späteren Lebensjahren“. Am Todestage Oskar Jägers (bei dem Lamprecht sein Probejahr abgelegt hat) schrieb ich diesen Satz nieder und möchte ihn der allgemeinen Beachtung empfehlen.

Der Schlußband enthält einen Anhang, nämlich den Abdruck eines vom Verfasser 1878 — er war damals etwas über zweiundzwanzig Jahre alt — niedergeschriebenen Aufsatzes über Individualität und Verständnis für dieselbe im deutschen Mittelalter, eine allgemeine und besondere Bibliographie und ein Gesamtregister, dem man (nach vielen Stichproben zu schließen) Genauigkeit nachrühmen darf.

Görlitz. E. Stutzer.

Digitized by Google

Hermann Friedrich Macco, Zur Reformationsgeschichte Aachens während des 16. Jahrhunderts. Eine kritische Studie. Bearbeitet nach Archivalien. Aachen 1907, Aachener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft. 97 S. 8.

Der Verfasser ist durch seine Arbeiten über Aachener Wappen und Genealogien, seine Beiträge zur Geschichte und Genealogie rheinischer Adelsfamilien und durch eine Reihe anderer Arbeiten (vgl. meine Familiengeschichtliche Quellenkunde, Leipzig 1909, Degener, S. 469) als ein sehr gründlicher und zuverlässiger Forscher vorteilhaft bekannt. Seine Schrift: Zur Reformationsgeschichte Aachens hat nicht nur lokale Bedeutung, sondern verdient das Interesse weiterer Kreise durch die von ihm vorgelegte Widerlegung einer großen Anzahl haltloser Behauptungen der ultramontanen Geschichtschreibung.

Die katholischen Historiker a Beeck, Noppius und in neuester Zeit Fey und Schnock schneiden bei Maccos Kritik recht schlecht ab. Es zeigt sich auch hier wieder die ultramontane Art, das, was in den Quellen steht und zur ultramontanen Auffassung nicht paßt, entweder einfach totzuschweigen oder in gewaltsamer Weise umzudeuten. Die Unduldsamkeit der katholischen Machthaber mußte schon Albert von Münster erfahren, der nach Maccos Untersuchung kein Fremder, sondern ein in Aachen Einheimischer war. Er trat gegen die Mißbräuche der Kirche auf, sagte die Wahrheit über die Aachener Heiligtümer und mußte diese Kühnheit mit seinem Leben bezahlen.

Besonders eingehend werden von Macco der edeldenkende Bürgermeister Adam von Zevel und der hinterlistige Vogtmeier Johann von Thenen behandelt. Aber auch die Ein- und Auswanderungen Evangelischer und ihre Einwirkung auf die Entwickelung Aachens werden aktenmäßig dargelegt. Die ultramontane Geschichtschreibung hat behauptet, die nach Aachen und Alba flüchtenden Emigranten seien der Abschaum der Niederlande gewesen. Wie töricht diese Anschauung ist, geht schon daraus hervor, daß diese Einwanderer bald in den ersten Kreisen des Handels und nicht nur mit dem Patriziat, sondern auch mit dem alten Adel verschwägert auftreten. Als sodann die gewaltsame Wiedereinführung des Katholizismus die Protestanten zur Auswanderung trieb, erlitt der Wohlstand von Aachen eine schwere Einbuße. Die vielen Fehlschlüsse und Entstellungen der historischen Wahrheit, die sich in der ultramontanen Tendenzschrift von Fey (Zur Geschichte Aachens im 16. Jahrhundert, Aachen 1905) finden, werden von Macco ans Licht gezogen und richtiggestellt. Diesbezüglich bemerkt Macco im Vorwort: „Würde Fey mit mehr Sachkenntnis und größerer Objektivität zu Werke gegangen sein, dann hätte er sich manchen schweren Vorwurf ersparen können; dem Leser aber überlasse ich es nunmehr ruhig, abzuwägen, wo 'tendenziöse Entstellung der Wahrheit' zu suchen ist, und ob

Digitized by Google

Fey überhaupt zu einem beachtenswerten Mitarbeiter an der Geschichte Aachens qualifiziert ist". Charakteristisch für das Vorgehen der Aachener Ultramontanen ist auch, was Macco am Schluß seines Vorwortes über den katholischen Pastor Schnock berichtet: „Von mir aufgefordert, seine unwahre Behauptung, ich hätte die Wetzlarer Akten nicht selbst studiert, auf Grund des ihm angebotenen Beweismateriales (meiner datierten Abschriften aus den Jahren 1897 und 1898 und einer Erklärung des Kgl. Staatsarchivs zu Wetzlar) zu widerrufen, entzieht er sich dieser Anstandspflicht durch den Hinweis auf den Schlußsatz seiner 'Antwort' [vgl.: Aus Aachens Vorzeit, Jahrgang XIX]: 'Der Redaktionsausschuß [Pastor Schnock ist eins der Mitglieder] erachtet hiermit die Auseinandersetzung für beendet'. 'Eine Beschwerde beim Vorstand blieb erfolglos'.

Dresden. Eduard Heydenreich.

Seidenberger, Bürgerkunde in Lehrproben für den Schulunterricht. Gießen 1909, Emil Roth. 134 S. 8. 2 *M*.

Die Erkenntnis, daß wir Deutschen noch immer ein unpolitisches Volk sind und daß wir bitter darunter leiden, hat den Wunsch immer lebhafter werden lassen, daß das anders werden möge. So hat denn der Gedanke der staatsbürgerlichen Erziehung unserer Jugend schnell Wurzel gefaßt und hat sich weiter und weiter verbreitet. Eine Reihe von zum Teil trefflichen Büchern sind dem Streben entsprossen, hier helfend und fördernd einzugreifen. Ich erinnere vor allem an die vorzügliche preisgekrönte Schrift eines der eifrigsten und erfolgreichsten Vorkämpfers der ganzen Bewegung, des Münchener Stadtschulrats Dr. Kerschensteiner, die den Titel führt: Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend (Erfurt 1901). Auch eine ganze Anzahl von deutschen Bürgerkunden sind erschienen, die, meist geschickt abgefaßt, dem gern Rede und Antwort stehen, der sie befragt. Nun sollen aber solche Bücher nach dem Wunsch gar vieler auch dem Unterricht dienstbar gemacht werden. Wie immer, wenn es etwas Neues und Großes zu erreichen gibt, soll die Schule, die sonst so schnell und oft und heftig geschmähte, Hilfe bringen. Es soll einfach, so meint man wohl, „der staatsbürgerliche Unterricht als notwendiger Bestandteil des Lehrplanes in allen Schulen, Vorschulen ausgenommen, von der Volksschule beginnend, eingeführt werden (so wörtlich ein der Hamburger Bürgerschaft vorgelegter Antrag; S. 1 unseres Buches). Das scheint sehr leicht zu sein. Aber zunächst: woher sollen wir die Zeit für eine so eingehende Behandlung der Bürgerkunde, wie sie gewünscht wird, nehmen, ohne andere Gegenstände zu schädigen, starken Widerstand hervorzurufen und bitteren Streit zu entfesseln? Und wenn doch die Zeit erübrigt würde — unmöglich wäre das ja natürlich

Digitized by Google

nicht —, könnte man dann auf die angegebene Weise wirklich das gesteckte Ziel erreichen? Wäre es wirklich möglich, dadurch, daß man der Jugend ziemlich weitgehende staatsbürgerliche Kenntnisse einprägt, ein Geschlecht heranzubilden, das nicht nur von vornherein dem staatlichen Leben mit viel mehr Verständnis gegenübersteht, als das heutige, sondern auch selbst politisch und sozial zu handeln und seinen persönlichen Vorteil und seine Standesinteressen zurückzustellen vermag, wenn es das Wohl des Ganzen verlangt?

Der Verf. unseres Buches gehört nun nicht zu denen, die für die Einrichtung besonderer bürgerkundlicher Unterrichtsstunden sind; vorerst, meint er (S. 3), dürfte dazu keine Aussicht sein, daß ein neues Lehrfach eingeführt wurde, „und schließlich haben wir auch der Fachzersplitterung und Fachlehrer genug". Er will vielmehr — und darin stimmen ihm sehr viele Schulmänner bei — schon bestehende Unterrichtsfächer benutzen, um der Jugend auch staatsbürgerliche Kenntnisse beizubringen. Zunächst denkt er natürlich an den Geschichtsunterricht; aber außerdem will er — und das ist etwas Neues — ein zweites Fach recht erheblich heranziehen: das Deutsche. „Vom fremdsprachlichen Unterricht wird verlangt", meint er auf S. 4, „daß er den Schüler auch bekannt mache mit den Sitten und Einrichtungen des fremden Volkstums; man übertrage diese Forderung auf unseren deutschen Unterricht und unsere deutschen Staatseinrichtungen, und wir haben die Bürgerkunde. Die Lehrpläne verlangen vom deutschen Unterricht Einführung ins deutsche Schrifttum. Gehören unsere nationalen Gesetze nicht auch zum Schrifttum?" Die deutschen Lesebücher sollen deshalb mehr bürgerkundliche Lesestücke bringen, und außerdem soll der deutsche Aufsatz der Bürgerkunde dienstbar gemacht werden. Der bürgerkundliche Aufsatz soll in die Lücke treten, die dadurch entstanden sei, daß gegen den literarischen Aufsatz, der gegenwärtig an unseren Schulen noch ausschließlich herrsche (?), sich eine Gegenströmung rege. Zu solchen bürgerkundlichen Aufsätzen (natürlich sollen nicht nur solche geschrieben werden) sei freilich, meint der Verf., eine sehr sorgfältige Vorbereitung notwendig, und das vorliegende Buch soll nun dazu helfen, die Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben, zu überwinden. Was der Verfasser uns bietet, ist also durchaus nicht ein neues Lehrbuch der Bürgerkunde, sondern sein Buch besteht mit Ausnahme der kurzen, nur sechs Seiten umfassenden, aber sehr wichtigen Einleitung aus einer Reihe von Lehrproben, in denen unter sieben Hauptabschnitten (1. Heimat, Heimatland und Landesfürst; 2. Kaiser und Reich; 3. Heer und Flotte; 4. Recht und Gericht; 5. Gewerbefreiheit, Freizügigkeit und Unterstützungswohnsitz; 6. Kranken- und Unfall-, Alters- und Invaliden-Versicherung; 7. Steuern und Zölle) die verschiedensten Themen behandelt werden. Der Verf. knüpft z. B. beim Thema „Das Strafgesetzbuch"

Digitized by Google

(24, S. 69 ff.) an eine den Schülern bekannt gewordene Schlägerei in einem benachbarten Dorfe an, geht, die Äußerungen der Schüler darüber benutzend, auf die verschiedenen Strafen ein, die verhängt worden sind oder hätten verhängt werden können, und kommt so auf den Unterschied zwischen Gefängnis- und Zuchthausstrafe. Indem er dann die Arten, wie Schulstrafen verhängt werden, zum Vergleich heranzieht, geht er auf verschiedene Punkte ein, die bei der Zumessung der Strafe berücksichtigt werden, kommt auf das Strafgesetzbuch, auf die sonst noch nicht erwähnten Strafarten, auf Strafdauer, auf die Orte, wo die Strafen verbüßt werden, auf den Unterschied zwischen Verbrechen, Vergehen und Übertretung, auf den Zweck der Strafen, auf den Staats- und Amtsanwalt und spricht endlich, indem er auch hier wieder auf das Schulleben Bezug nimmt, von den Vergehen, die nur auf Antrag bestraft werden. Oder er knüpft beim Thema „Das Wahlrecht zum Reichstag" (15, S. 43 ff.) an die letzte Reichstagswahl seines Bezirks an, holt aus den Schülern heraus, was sie über das Reichstagswahlrecht wissen, stellt das zusammen, gibt daran anknüpfend eine ganze Reihe weiterer Mitteilungen — nicht im trockenen Lehrtone, sondern immer fragend und die Schüler zur Selbsttätigkeit anregend —, faßt das Gesagte abermals zusammen und schließt daran in derselben Weise wieder neue Ausführungen.

Das ist an und für sich alles sehr hübsch und geschickt gemacht. Dazu kommt nun aber bei einer Anzahl von Themen — indes nur bei solchen des ersten Drittels — noch ein besonderer Abschnitt „Sprachliches" und bei allen mit einziger Ausnahme von 1 und 45 eine „Gliederung", die den Schülern, wenn sie das vorliegende Buch nicht besitzen, samt dem Tatsachenmaterial für den sorgfältig vorbereiteten Haus- oder Klassenaufsatz „gegeben", d. h. also diktiert werden soll.

Mit diesen Vorschlägen wird der Verf. hoffentlich kein Glück haben. Nicht weniger als 47 Themen gibt er, und dabei meint er doch bescheiden (S. 3), er wünsche nur, daß der Bürgerkunde „ein Plätzchen auch im Unterricht unserer höheren Schulen" gegönnt werde. Wenn man nun bedenkt, welche Zeit es kosten würde, auch nur eins der Themen in der angegebenen Weise gründlich durchzuarbeiten und den oft recht schwer zu behandelnden Stoff fest einzuprägen, so ist gar nicht abzusehen, woher die Zeit genommen werden soll, das Buch wirklich zu Besprechungen oder Aufsätzen auszunutzen. Oder soll etwa nur ein kleiner Teil der Aufgaben durchgesprochen oder bearbeitet werden? Das scheint nicht die Absicht des Verf.s zu sein, und es wäre damit doch auch nur recht wenig gewonnen. Wenn aber die Themen auch nur zum größeren Teil behandelt, und wenn sie auch auf mehrere Jahre verteilt werden sollten, so würde doch die für den deutschen Unterricht zur Verfügung stehende Zeit in der unleidlichsten Weise beschnitten werden. Und es läßt sich doch wahr-

Digitized by Google

haftig nicht behaupten, daß für den eigentlichen deutschen Unterricht jetzt zuviel Zeit frei wäre — im Gegenteil: wir leiden schon jetzt darunter, daß wir nicht mehr deutsche Stunden haben.

Auf welcher Stufe nach Ansicht des Verf. die Bürgerkunde in seiner Weise gelehrt werden soll, sagt er nicht; doch läßt der Ton der Belehrungen und der Unterhaltungen mit den gedachten Schülern deutlich darauf schließen, daß Seidenberger, der Direktor einer Realschule ist, zunächst an die oberen Klassen seiner Anstalt gedacht hat, die den Klassen Tertia und Untersekunda der Vollanstalten entsprechen würden. Gewiß können auch früher schon hier und da elementare Kenntnisse aus der Bürgerkunde vermittelt werden, und zwar von ganz unten an, aber andererseits scheint mir der Lehrstoff des Buches doch zum großen Teil erst für die oberen Klassen einer Vollanstalt passend zu sein; Themen wie 28: „Zuständigkeit der Amts- und Landgerichte in Zivilsachen" oder 37: „Die Kassen und die Kassenleistungen" werden bei der im Buche vorgeschlagenen Behandlung selbst dann noch nur wenig Teilnahme finden.

Dem Verf. selbst scheinen, wie natürlich, Bedenken über die praktische Ausführung seiner Gedanken gekommen zu sein: auf Seite 2 meint er: „Nicht auf die Menge der Einzelheiten kommt es an; das würde zu einer Neubelastung des Gedächtnisses führen; die Einzelheiten mögen erwähnt werden, zu zeigen, wie die Ideen sich auswirken: die Hauptsache sind die Ideen". Ganz richtig, — aber wozu gibt er dann eine solche Menge von Einzelheiten? Sind wirklich alle nötig, um den gewünschten Zweck zu erreichen? Ich erwähne z. B. S. 18, wo bei Besprechung der Beurkundung des Personenstandes der Schüler durch sokratisches Befragen darauf gebracht wird, daß für Geburten, Heiraten und Sterbefälle gesonderte Register geführt werden müssen und daß eine Kontrolle in erster Instanz durch das Amtsgericht, in zweiter Instanz durch das Landgericht erfolgt, oder S. 88, wo eine sehr ins einzelne gehende Darstellung einer Verhandlung vor dem Kaufmannsgericht gegeben wird, oder S. 26, wo eine Anzahl der Familien des früheren reichsunmittelbaren Adels mit Namen angeführt werden. Solche Einzelheiten auch nur zu erwähnen kostet viel Zeit und bringt wenig oder gar keinen Gewinn. „Die Hauptsache sind die Ideen", — aber um die dem Schüler nahe zu bringen, bedarf es keineswegs einer solchen Menge von Einzelheiten, die manchmal die Ideen eher ersticken als deutlich hervortreten lassen, bedarf es auch nicht der angegebenen „Gliederung" und der sorgfältigen Ausarbeitung. Der Verf. weiß, wie erwähnt, seinen Stoff meist sehr hübsch, manchmal vielleicht allzu drastisch, aber immer in einer Weise dem Schüler nahezubringen, die dessen Interesse gewiß erwecken und rege erhalten kann; ich zweifle garnicht, daß er mit gutem Erfolg seinen Jungen bürgerkundliche Kenntnisse vermittelt. Aber man lasse nur den Durchschnittslehrer, der nicht

Digitized by Google

mit gleichem Eifer an seine Aufgabe geht, sondern diesen Dingen ziemlich kühl gegenübersteht, nach Seidenbergers Vorschriften handeln: das Ergebnis würde oft genug eine böse Langeweile sein, und die tötet.

Nein, die Hauptaufgabe der Schule ist und bleibt es, daß Interesse des Schülers für all diese Dinge zu erwecken, ein lebendiges, immer steigendes Interesse, ein Interesse, das seine Befriedigung nicht nur in der Erkenntnis der Dinge findet, sondern das aus dem Gefühl der Freude darüber, daß wir in staatlichen und sozialen Dingen schon eine Fülle von segensreichen Einrichtungen geschaffen haben, in der jungen Seele den Wunsch erwachsen läßt, selbst später mit dahin zu streben und dafür zu wirken, daß solche Einrichtungen sich immer mehr vervollkommnen und immer schönere und reifere Früchte tragen. Die Erkenntnis soll dem Schüler immer klarer aufgehen, daß es kläglich ist, nur an sich zu denken, und daß wir vielmehr die Pflicht haben, freudig auch für andere, fürs Ganze zu wirken. Dazu bringen wir aber die Schüler nicht dadurch, daß wir ihnen eine Menge von Einzelkenntnissen beibringen. Die Schule kann und soll und darf nicht alles lehren, was wissenswert ist und im späteren Leben gebraucht und verlangt wird, und vor allem die höhere Schule ist nicht dazu da, fürs praktische Leben unmittelbar vorzubereiten. Sie soll tüchtige Menschen und gute Staatsbürger erziehen helfen, — ganz gewiß; dazu gehört, daß sie den Schüler mit einem starken Gefühl für das erfüllt, was dem Vaterland frommt. Unsere höheren Schulen fördern noch immer viel zu einseitig die Verstandesbildung, und auch die Aufgabe, den Charakter zu bilden und zu stählen, wird vielfach nur so aufgefaßt, als gelte es, den einzelnen zur Selbstbehauptung im Leben zu stärken. Aber damit ist es nicht getan: die Schule soll den Schüler auch schon dazu anleiten, nicht immer sein eigenes Wohl in den Vordergrund zu stellen, einem höheren Ziele als dem des Eigennutzes zuzustreben, sich freudig einem großen Ganzen anzuschließen und zu dessen Gunsten auch Entsagung zu lernen; sie soll den Trieb zur freudigen Hingabe für andere und fürs Allgemeine stärken, der bei aller Neigung zur Selbstbehauptung, die zunächst freilich viel deutlicher hervortritt, doch in jeder Menschenseele schlummert[1]).

Einem so schönen Ziele zuzustreben sollen nun aber nicht nur einzelne wissenschaftliche Unterrichtsgegenstände benutzt werden, sondern alle oder doch die meisten; die ganze Art des Unterrichts, der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, das Schulleben als solches soll mit in dieser Richtung wirken, und nicht zum wenigsten sollen auch die Turn- und Spielstunden abgesehen von ihren sonstigen Zielen dem großen Zweck dienstbar

---

[1]) Ich verweise hier auf die trefflichen Ausführungen in Kerschensteiners oben angeführter Preisschrift, S. 30 ff.

Digitized by Google

gemacht werden, den Schüler zu einem sozial denkenden Wesen zu erziehen und zu bewirken, daß der Trieb des Eigennutzes „unter dem Einfluß einer zweckmäßigen Erziehung zurücktrete, zunächst durch Zucht und Gewöhnung, später aber — und nur auf dieser Grundlage — durch den Einfluß der wachsenden Erkenntnis“ (Kerschensteiner a. a. O. S. 33). Natürlich soll auch der deutsche Unterricht mit dazu benutzt werden, und wenn ab und zu ein Aufsatz geschrieben wird, dessen Thema aus dem Gebiet der Bürgerkunde genommen ist, so ist dagegen nichts zu erinnern; aber in der Hauptsache möchte auch ich der ziemlich weit verbreiteten Ansicht zustimmen, daß der bürgerkundliche Unterricht, so weit er es mit der Vermittlung von Kenntnissen zu tun hat, der Geschichte zufallen muß. Die Gelegenheit dazu bietet sich überall, auf allen Stufen und in der Schilderung aller Zeiten und Völker. Greifen wir doch ganz beliebige Themen des Verfassers unserer „Bürgerkunde“ heraus: 1. Familie, Gemeinde und Staat; 7. Die Ausdrücke: „Landstände“, „Landtag“, „Kammern“; 10. Das Deutsche Reich; 22. Schiffskunde; 38—40. Unfallversicherung: es ist ohne weiteres klar, daß sich das alles beim Geschichtsunterricht von selbst zur Behandlung darbietet. Freilich: das ist aufs dringendste zu wünschen, daß zwar nicht die alte, wohl aber die deutsche Geschichte vor allem in Prima mindestens eine Stunde mehr bekommt, nicht damit mehr Einzelheiten gelehrt werden können, gewiß nicht; im Gegenteil: auch ich bin der Ansicht, daß die Schlachten bei Malplaquet und bei Oudenarde recht gut entbehrt werden können (S. 4); wohl aber, damit der Unterricht mehr auf die Dinge Bezug nehmen kann, die unser Verf. dem Schüler nahe zu bringen wünscht. Und wie gern hören die Schüler davon, wenn man nur nicht allzu sehr auf Einzelheiten eingeht, für die auch unsere reiferen Schüler, Ausnahmen abgerechnet, noch gar kein lebhaftes Interesse haben können, und wenn der Lehrer auch noch so großen Eifer zeigt. Woher diese eine Stunde zu nehmen sei, darauf gehe ich hier nicht ein; aber es würde ein Segen sein, wenn sie gewonnen würde und wenn das Hetzen ein Ende hätte, das jetzt jeden gewissenhaften Geschichtslehrer quält.

Nach all dem Gesagten bin ich mit dem Verfasser unseres Buches in so manchen wichtigen Punkten nicht einverstanden, aber ganz einig bin ich mit ihm in dem lebhaften Wunsch, der ihm die Feder in die Hand gedrückt hat, in dem Wunsch, unsere Schüler auf diesem Gebiet zu fördern, und ausdrücklich möchte ich es betonen, daß er sein Buch aus warmer Empfindung und reicher Erfahrung heraus geschrieben hat: in der Hand des Lehrers wird es ausgezeichnete Dienste leisten können, zumal es nur sehr wenig Amtsgenossen geben wird, die all das sehr umfangreiche Wissen immer zur Hand haben, das hier in so anspruchsloser Form niedergelegt ist.

Digitized by Google

Ein Druckfehler ist es wohl, daß S. 31 oben noch einmal wie auf S. 28 zu lesen ist: „10. Das Deutsche Reich", wofür wohl stehen sollte: „Gliederung". Auf S. 28 oben ist das Zitat aus Schenkendorff sehr ungenau.

Auf Einzelheiten möchte ich sonst nicht weiter eingehen. Nur eins möchte ich noch erwähnen: auf Seite 129 liest der Verf. seinen Schülern einen Artikel aus der Darmstädter Zeitung vor, der der Erinnerung an den Tag gilt, da der deutsche Zollverein in Kraft trat. Der Verfasser dieses Artikels hat nun im Eingang unsern Treitschke abgeschrieben, ohne ihn zu nennen oder auch nur anzudeuten, daß er sich mit fremden Federn schmückt. Die Stelle stammt mit ganz geringfügigen Änderungen, die aber keine Verbesserungen sind, aus dem 4. Bande der Deutschen Geschichte S. 379. Der Verfasser des Darmstädter Zeitungsartikels hat nicht bedacht, daß Treitschke solche Dinge so prächtig zu schildern weiß, daß seine Worte sich tief dem Gedächtnis einprägen, so tief, daß man sie sofort wieder erkennt, auch wenn sie einem an ganz anderer Stelle entgegentreten. Es wäre gut gewesen, wenn ihm der brave Darmstädter ruhig die Ehre gegönnt hätte, die er verdient: Treitschke und seine Deutsche Geschichte unserem Volk in die Erinnerung zu rufen, sollten wir gern jede Gelegenheit benutzen.

Berlin. Rudolf Lange.

August Schoop, Die bildende Kunst in der höheren Schule. Breslau 1909, Ferdinand Hirt. 44 S. gr. 8. geh. 1 ℳ.

Kap. I. Der heutige Stand der Frage. Kap. II. Soll ein kunstgeschichtliches Examen eingeführt werden? Kap. III. Der Zeichenlehrer als Hauptträger kunstgeschichtlicher Belehrungen? Kap. IV. Deutscher Unterricht und Kunstbelehrungen. Kap. V. Der Geschichtslehrer als Hauptträger der kunstgeschichtlichen Belehrungen. Kap. VI. Die Praxis. — Verf. nimmt den Geschichtsunterricht der drei oberen Klassen für systematische kunstgeschichtliche Unterweisungen in Anspruch: „Wenn wirklich Berufene den Geschichtslehrer im fremdsprachlichen und besonders im deutschen Unterricht unterstützen, um so besser!" Wer die volle Lehrberechtigung in Geschichte erwerben will, hat sich im Examen über die Entwicklung des Kunstlebens der Völker in ähnlicher Weise auszuweisen wie über die Entwicklung des Verfassungs- und Wirtschaftslebens. In Bayern ist die Archäologie Prüfungsfach seit 1873, in Österreich seit 1897. Der Geschichtsunterricht muß freilich auf das rein Gedächtnismäßige noch mehr als bisher Verzicht leisten, dagegen das Verständnis des Zuständlichen, den Zusammenhang des wirtschaftlichen und künstlerischen Lebens betonen. Die Buchgelehrsamkeit des Laokoon, dessen Lektüre n einigen Stunden erledigt werden sollte, kann das unmittelbare künstlerische Sehen, das Einleben in die ästhetischen Werte der

Digitized by Google

Meisterwerke bildender Kunst in keiner Weise ersetzen. — Daß Prof. Dr. Schoop, seit Jahren Geschichtslehrer in den oberen Klassen des Gymnasiums zu Düren und gleichzeitig Leiter der archäologischen und kunsthistorischen Sammlungen des städtischen Museums, in dieser doppelten Eigenschaft auf Sachkenntnis und Erfahrung Anspruch machen kann, ist von vorn herein klar. Seine sowohl nach der theoretischen wie praktischen Seite durchdachten und lichtvollen, für mich überzeugenden Ausführungen verdienen volle Beachtung.

Brieg. Paul Geyer.

---

1) Friedrich Lohr, Das Marsfeld. Ein Gang durch die Ruinen Roms. (Fortsetzung). Gütersloh 1909, C. Bertelsmann. VI und 106 S. 8. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 49. Heft). Mit 9 Bildern und 1 Plane. 1,60 M.

Friedrich Lohr bietet hier eine Fortsetzung zu seinem 1900 erschienenen „Gang durch die Ruinen Roms" (Gymnasial-Bibliothek, 7. Heft; von mir angezeigt in dieser Zeitschrift 1901 S. 361 f.). Dieses ältere Heft behandelte den Palatin und das Kapitol. Die neun Jahre, die seitdem verflossen sind, haben der Fortsetzung Vorteil gebracht. Inzwischen ist zu Jordans Topographie der Stadt Rom im Altertum die durch Chr. Hülsen bearbeitete 3. Abteilung herausgekommen, und Lohr hat, wie er im Vorwort berichtet, zum dritten Mal Rom besuchen können, er hat dort mehrere Wochen lang sein Manuskript an Ort und Stelle nachgeprüft und dabei auch liebenswürdige Unterstützung durch Hülsen selbst gefunden. Er weist darauf hin, wie schwer es sei, sich auf dem alten Marsfelde in dem Gewirr der Gassen zurecht zu finden, wie leicht man sich dort beim ersten Verweilen verirrt, wie groß also das Bedürfnis für einen Romreisenden ist, dort einen kundigen Führer zu haben, um „unter und zwischen dem Neuen das Alte auferstehen zu lassen". Der beigegebene Plan verzeichnet deshalb nicht nur die Bauwerke des Altertums, sondern er orientiert auch durch moderne Namen, die in Kursivschrift angegeben sind, in den gegenwärtigen Straßen. Freilich konnte da nur das Notdürftigste geboten werden, und der Verfasser bezeichnet es selbst als empfehlungswert, daß man daneben eine größere Karte benutzt. Die Darstellung ist frisch und gewandt, auch dadurch anregend, daß sie soviel Geschichtliches vorbringt, wie nötig ist, um die Bedeutung der Sachen ins Licht zu setzen. „Die Steine habe ich zu beleben gesucht durch Erzählung dessen, was sie einst schauten".

Das neue Heft schließt sich eng an das frühere an. Dieses endete am Kapitol; jetzt schreiten wir über die alte Stadtgrenze hinaus nach Norden und folgen der allmählichen Bebauung des Marsfeldes, wie sie veranlaßt war teils durch Raummangel, teils durch die von alters her vorhandene Benutzung des Platzes für

Digitized by Google

die Abstimmung in den Tributkomitien, für militärische Übungen, für den Betrieb von körperlichen Übungen und Wettfahrten, für Flußschiffahrt, teils auch durch das Bedürfnis, fremden Göttern eine Stätte zu schaffen, die sie in der Stadt nicht erhalten konnten. Die Anordnung wird dadurch übersichtlich, daß die zeitliche Folge der Bauwerke im großen und ganzen zusammenfällt mit der allmählichen Ausbreitung nach Norden und Westen. Die Aufzählung beginnt also in der Nähe des Kapitols und zieht in ältester Zeit von entlegeneren Örtlichkeiten nur wenige hinzu: das Trigarium, den Platz für Wagenrennen, das Tarentum, wo in einem Erdspalt, aus dem Schwefeldämpfe stiegen, die unterirdischen Mächte verehrt wurden, die Navalia, die Werfte und Docks für die Flotte. Es folgen die Schöpfungen der republikanischen Zeit, unter denen besonders eingehend die Bauten des Flaminius und aus dem Ende der Zeit das Theater des Pompeius mit der zugehörigen Säulenhalle besprochen werden; dann die Masse der Bauten aus der Zeit des Augustus, errichtet vom Kaiser selbst, von Agrippa u. a. Im Norden endet unser Gang am Mausoleum Augusti und dem Ustrinum domus Augustae. In die Kaiserzeit fällt besonders noch ein Heiligtum der Isis und des Serapis; das späteste Gebäude ist ein Bogen zu Ehren des Arcadius, Honorius und Theodosius.

Das Heft kann jedem eindringlich empfohlen werden zur Belebung des Unterrichts. Es enthält außer der Karte nur 9 Bilder in der Voraussetzung, daß solche auch ohne das in genügender Zahl zur Verfügung stehen.

2) Heinrich Wolf, Geschichte des antiken Sozialismus und Individualismus. Gütersloh 1909, C. Bertelsmann. 256 S. 8. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 50. Heft). 2,80 *M*. gebunden 3,50 *M*.

H. Wolf hat in der Gymnasial-Bibliothek schon zwei inhaltreiche Hefte geliefert, das 41. und 42. über die Religion der alten Griechen und die der alten Römer (von mir angezeigt in dieser Zeitschrift 1908 S. 33 ff.). Er hat sich hier ein ähnlich weit greifendes Thema gewählt, das er wie dort bewältigt durch straffste Disposition und schärfste Hervorhebung der Hauptpunkte. Die Ausdrücke des Titels sind in weitem Sinn gemeint: Sozialismus ist überall da, wo die Einzelperson sich der Allgemeinheit unterordnet; Individualismus, wo sie aus der Allgemeinheit heraustritt, sei es segensreich so, daß sie zur geistigen Freiheit gelangt, die erst zur Kultur führt, sei es verderblich als Selbstsucht der Person, des Standes, der Volksmasse, eines Staates gegen den anderen. Die Endpunkte der Entwickelung sind: „Vom Herdenmenschen zum Herdenmenschen“ (S. 248), indem der Individualismus im Altertum, wie überall, zuerst die Kultur zur Blüte bringt, dann aber, da man alle sozialen Pflichten vergißt, die alten Kulturwerte zu Grunde richtet. Unter diesem Gesichtspunkt ist also die ganze

Digitized by Google

Geschichte des griechischen und römischen Altertums behandelt; das soll „ein Beispiel sein für die Verknüpfung von Altertum und Gegenwart im Unterricht auf den Oberklassen des Gymnasiums". „Die Lektüre der griechischen und römischen Historiker und Philosophen, sowie der Geschichtsunterricht geben reichlich und oft Gelegenheit, die Schüler über die Grundbegriffe des politischen Lebens der Gegenwart aufzuklären". Unter den benutzten Büchern hebt Wolf besonders „die bahnbrechenden Werke" von Pöhlmann hervor: Übervölkerung antiker Großstädte. Antiker Kommunismus und Sozialismus. Aus Altertum und Gegenwart.

Wolf will also zunächst allgemein gesagt die Vertiefung der geschichtlichen Erkenntnis fördern; der Geschichtsunterricht soll nicht nur das äußere Geschehen betrachten, sondern in das innere Wesen des antiken Staates eindringen, in seine politischen und sozialen Zustände. Dem dient besonders auch die Aufnahme ausführlicher Übersetzungen oder Inhaltsangaben aus den Quellen, aus Homer, Hesiod, Thukydides, Plato, Aristoteles usf., aus Appian, Sallust, Livius, Cicero usf. Ich mache darauf besonders aufmerksam, weil hier dem Lehrer die einschlägigen Stellen sehr handlich vorgelegt werden, so daß sie leicht benutzbar sind. Wenn der Verfasser dann weiter als sein Ziel die Verknüpfung von Altertum und Gegenwart hinstellt, so ist das natürlich so gemeint, daß bald diese aus jenem, bald jenes aus dieser für die Schüler Licht empfängt. Solche Vergleichung ist ihm aber nicht nur ein leichtes Spiel, auch nicht nur ein Mittel, die Sache dem Verständnis näher zu bringen, sondern hauptsächlich und vor allem treibt ihn die bitterernste Besorgnis, wir seien in Gefahr, durch gleiche Fehler, wie sie das Altertum machte, uns selbst zu Grunde zu richten und also zur Barbarei zurückzukehren. Deshalb wirft er S. 250 die Frage auf: „Steht unserer heutigen Kulturwelt wiederum die tragische zweite Hälfte des Kreislaufes bevor, die selbstmörderische Ausartung der Freiheit?" Und er antwortet: „Was uns retten kann, ist einzig und allein ein richtiger Ausgleich zwischen Sozialismus und Individualismus; das ist die wichtigste Aufgabe der Gegenwart". — Das Buch ist offenbar mit großer Liebe gearbeitet und kann jedem, der nicht selbst in der Lage ist, sich das alles aus den großen Werken herauszuchen, warm empfohlen werden. Die Fülle des gebotenen Stoffes ist fast übergroß. Wieviel davon bezwungen werden kann, das muß die Erfahrung lehren. So wertvoll z. B. gerade die eingefügten Übersetzungen sind, so wird sich doch, fürchte ich, zeigen, daß sie nicht so schnell abzutun sind. Die Hauptsache ist ja aber auch erreicht, wenn der ganze Unterricht mit solchen Gedanken durchtränkt ist.

Digitized by Google

3) **Richard Pappritz, Epaminondas und seine Zeitgenossen.** Mit 3 Bildern und 3 Karten. Gütersloh 1909, C. Bertelsmann. 73 S. 8. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hoffmann, 51. Heft). 1 *M*.

Auch R. Pappritz hat früher schon in der Gymnasial-Bibliothek ein Heft veröffentlicht: Marius und Sulla. (von mir angezeigt in dieser Zeitschrift 1901 S. 300 – 303). Wie dieses, so ist auch die Erzählung von Epaminondas für jugendliche Gemüter bestimmt. Sie gründet sich auf die Quellen, und behält deren griechische Färbung bei, auch das Anekdotenhafte. Weitere Vertiefung, wie die wissenschaftliche Forschung sie bieten könnte, fehlt. An ihre Stelle tritt Reflexion über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, auch über Fragen in der Art der Rhetorenschulen, z. B. ob Epaminondas als Staatsmann Großes und Bleibendes geleistet habe (S. 73), wobei denn auch, um zu beweisen, daß Theben nicht „sogleich jeglichen Einfluß auf die Angelegenheiten im Peloponnes verloren" habe, angeführt wird, daß die Thebaner zehn Jahre nach Epaminondas' Tode noch einmal dem bedrohten Megalopolis zu Hilfe kamen. Dem Wunsche, Schülern zugänglich zu werden, entspringt auch wohl der Gebrauch mancher reichlich allgemeinen Phrase.

Xenophons Hellenika erscheinen, wie das ja heute Sitte ist, als Werk eines einseitig beschränkten Parteigängers der Lakedämonier. der in ihrem Interesse manches Unangenehme unterdrücke. Man muß da doch meiner Meinung nach etwas vorsichtig sein. Xenophon will die ganze Zeit vom Ende des Peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea unter dem Gesichtspunkt darstellen, daß Sparta für seinen Übermut bestraft zusammenbreche, oder wie L. Breitenbach das in seiner Einleitung zum 2. Bande ausdrückt: „Sparta auf der Höhe seiner Macht bereitet ganz Hellas Ruhm und Ansehen, veranlaßt aber durch Mißbrauch seiner Machtstellung inneren Krieg, durch den es selbst in seinem Grunde erschüttert und geschwächt, die übrigen Staaten aufgerieben und erschöpft werden; es ringt sich wieder empor zu noch höherer Macht, mißbraucht dieselbe nun, durch die gemachten Erfahrungen gereizt, noch ärger als vorher, unterliegt dann dem von ihm am schlimmsten gekränkten Staate, und nach seiner Niederlage tritt mehr und mehr allgemeine Verwirrung der staatlichen Verhältnisse ein". Wer aber die *ἀκρισία καὶ ταραχή* als Folge von Spartas Schuld hinstellt, von dem kann man nicht gut sagen, daß er im Interesse Spartas Schönfärberei treibe. Breitenbach setzt zwar hinzu, Xenophon spreche jenen Grundgedanken nirgends ausdrücklich aus; aber dieser braucht doch so starke Ausdrücke, wie V 4, 1, er könne viele Beispiele anführen, *ὡς θεοὶ οὔτε τῶν ἀσεβούντων οὔτε τῶν ἀνόσια ποιούντων ἀμελοῦσι*, und zum Beweise dafür dienen ihm zuerst die Lakedämonier *οἱ ὀμόσαντες αὐτονόμους ἐάσειν τὰς πόλεις*

τὴν ἐν Θήβαις ἀκρόπολιν κατασχόντες. Gewiß ist Xenophon ein Freund Spartas, aber es wird eben auch in Sparta selbst ehrenhafte Männer gegeben haben, die aus sittlichen Gründen Spartas Politik verurteilten und demgemäß die Niederlagen als Folge der Eidbrüchigkeit scharf betonten.

Charakteristisch für die Darstellung in dem Hefte sind eine ganze Anzahl eigentümlicher geschichtlicher Parallelen; schon in der Anzeige von „Marius und Sulla“ 1901 S. 301 habe ich auf diese Neigung des Verfassers hingewiesen. Ich führe einige an: man kann „zwanglos die Überrumpelung der Kadmea mit dem Bombardement von Kopenhagen und dem Raub der dänischen Flotte vergleichen (2. Sept. 1807)“ S. 21. — Bei einem Zuge des Agesilaus nach Böotien im Jahre 377 sagt die Anmerkung zu S. 26: „Die geschickte Art, mit der Agesilaus die Gegner über seine Absichten täuschte, erinnert an das Verfahren Friedrichs II. beim Rückzug aus Mähren 1758“. — Oder die Athener schicken einmal den Kerkyräern 500 Peltasten zu Hilfe, und „bei der Unachtsamkeit des (spartanischen Harmosten) Mnesippus gelingt es ihnen tatsächlich, sich durch die feindlichen Linien hindurchzuschleichen“ S. 30; dazu die Anmerkung: „Wer dächte hierbei nicht an Gylippus?“ Es ist das eine der recht gleichgültigen kriegerischen Unternehmungen jener Zeit, die Pappritz gewissenhaft mit berichtet. Ich sagte mir beschämt, daß ich nicht gleich an Gylippus gedacht hatte. Bei der Gründung von Messene kehren viele Messenier in die Heimat zurück, die Jahrhunderte lang in der Ferne Sprache und Sitten festgehalten hatten; „zum Vergleich könnte man die französischen Kanadier heranziehen, die, rings von Angelsachsen umgeben, noch heute dieselbe Sprache reden und schreiben wie zur Zeit Ludwigs XIV“. S. 44. — Die Megalopoliten weihen später Alexander dem Großen ein Haus mit einem Bilde des Ammon. „Zur Zeit des Pausanias war dieses Haus im Besitze eines Privatmannes. Man denke zum Vergleich an die Paläste Venedigs, die jetzt im Privatbesitz sind“. S. 45. — Alexander von Pherae wird auf Anstiften seiner Gattin durch ihre Brüder niedergemacht; sie trägt, nachdem sich der König trunken auf sein Lager gelegt hat, sein Schwert hinaus. „Dieser Zug erinnert an das Verfahren Rosamundes dem König Alboin gegenüber“. S. 51. — Haben solche Vergleiche nun eigentlich Wert? Wie ganz anders steht es mit den tiefgründigen Analogien H. Wolfs in der oben besprochenen Schrift!

Die drei auf dem Titel genannten Karten sind leicht hingeworfene Skizzen, Skizzen von Thessalien und Chalkidike, von Böotien und vom Peloponnes. Die drei Bilder geben aus der Gegenwart die Ansicht eines Klosters auf Ithome, sowie Teile der vorhandenen Trümmer von Messene. Sie sind ehrenhalber beigegeben, ohne benutzt zu werden.

Digitized by Google

4) O. Henke und Bernhard Lehmann, Die neueren Forschungen über die Varusschlacht. Mit 1 Übersichtskarte, 5 Kartenskizzen und 8 Abbildungen. Gütersloh 1910, C. Bertelsmann. 103 S. 8. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 52. Heft). 1,50 ℳ., gebunden 2 ℳ.

Wir sind O. Henke und B. Lehmann zu warmem Dank verpflichtet, daß sie sich entschlossen haben, einem weiteren Publikum diese orientierende Übersicht über den jetzigen Stand der Frage nach der Varusschlacht zu geben, obgleich, wie sie selbst betonen, zur letzten Entscheidung noch manches fehlt. Solche leicht zugängliche Orientierung war gewiß ein vielfach empfundenes Bedürfnis. Dazu kommt, daß nach der Überzeugung der Verfasser die endgültige Lösung sich doch allmählich anbahnt. Bevor sie die Untersuchungen nach der Örtlichkeit der Schlacht berühren, bringen sie streng methodisch in großer Ausführlichkeit einen Bericht über die Quellen, sie charakterisieren die Persönlichkeiten der Schriftsteller S. 12 ff., lassen dann S. 14—27 die einschlägigen Stellen in Ubersetzung folgen, um endlich darauf eine Erzählung der Vorgänge zu gründen, wie sie sich aus den Quellen ergeben, ohne daß man die Ereignisse an einem bestimmten Ort lokalisiert, S. 28—42. Erst jetzt treten sie an die große Frage nach dem Wo heran, deren Beantwortung schon so viele Federn in Bewegung gesetzt hat. Die Vermutungen beginnen mit Melanchthon, die Verfasser kennen etwa 200 Schriften über die Frage, freilich in älterer Zeit zum Teil mit Ergebnissen, die heute nur noch Kuriositätenwert haben, wie Frankfurt a. M., Mainz, Meißen. Aber auch aus neuerer Zeit wird S. 44 noch eine Liste von 20 Ortschaften aufgestellt, auf die man verfallen ist. Die Verfasser wählen zu näherer Besprechung fünf Vermutungen aus: Die von Mommsen und Dünzelmann, welche das Schlachtfeld in den Norden des Wiehengebirges verlegen, die von Knoke und Wilms, welche es am Osning ansetzen, auf den der Taciteïsche Name des Teutoburger Waldes erst 1631 durch den Detmolder Arzt Cluverius übertragen ist (das Gebirge noch jetzt in Lehrbüchern und auf Atlanten so zu nennen, „muß einfach als grober Unfug bezeichnet werden“ S. 47), und die von Hülsenbeck, der es weit nach Südwesten an den Arnsberger Wald rückt. Ehrenhalber wird dann freilich S. 55 ff. auch noch die Vermutung von Cluverius und Giefers besprochen, weil Cluverius zuerst das Schlachtfeld in der Nähe von Detmold gesucht hat. — Die Verfasser wollen, so betonen sie wiederholt, unparteiisch berichten, der Leser soll sich selbst ein Urteil bilden können, und sie gehen darin so weit, daß von den beigefügten acht guten Landschaftsbildern sich sechs auf Örtlichkeiten beziehen, die sie selbst für ausgeschlossen halten. Dabei sieht es freilich seltsam aus, wenn Dünzelmann 2 Seiten erhält, Mommsen 4, Knoke etwas über 3, Wilms gut 5, aber Hülsenbeck — 24! Die Verfasser begründen das damit, daß es sich hier um eine

Digitized by Google

Programm-Abhandlung handele, die wenig zugänglich sei, gestehen jedoch auch S. 97, daß sie persönlich durchaus dieser Vermutung zuneigen, wenn da auch unerwartete Entdeckungen, wie die Preins über das Römerkastell bei Oberaden in der Nähe von Lünen S. 51, noch manches ändern könnten. — Man muß aber für diese große Ausführlichkeit dankbar sein, weil dabei Dinge zur Sprache kommen, die auf jeden Fall höchst wertvoll sind. Ich hebe daraus besonders hervor die genaue Zusammenstellung, auf S. 74 ff., der uralten Verkehrsstraßen durch das ganze Gebiet, die auch für Varus' und Germanicus' Operationen die Grundlage gebildet haben müssen, ja ohne deren Kenntnis ihre Züge gar nicht zu verstehen sind; denn die Römerheere konnten doch nicht ohne Weg und Steg durch das unkultivierte Land ziehen! (Hierbei ist leider bei der Unterscheidung der linken Lippestraße H und der rechten Lippestraße J einige Verwirrung mit untergelaufen; der Hünenpad z. B., im Text als rechte Straße bezeichnet, verläuft auf der Karte links von der Lippe, und umgekehrt die „alte Dammstraße" ist rechts gezeichnet, wird aber zur linken Straße gerechnet: auch sonst ist da wohl nicht alles in Ordnung). Von großem Interesse ist dann die Besprechung der „Massengräber" (an einer Stelle etwa 500, im ganzen vielleicht 1000), die zur Seite der von Hülsenbeck angenommenen Straße der Kämpfe gefunden sind; ein Teil davon heißt der Judenkirchhof, obgleich in der Gemeinde, zu der er gehört, „nie ein Jude ansäßig war" S. 89. Hülsenbeck sieht in diesen Gräbern, und das leuchtet zunächst sehr ein, die Begräbnisstellen, wo Germanicus nach Tacitus' Bericht die Überreste der mit Varus Gefallenen beigesetzt hat. Auch sonst stimmt manches auffallend. So z. B., daß nach Tac. Ann. II 7 Germanicus, als er die Germanen vom Lippekastell vertrieb und eine kurze Strecke verfolgte, zum zweitenmal auf das Schlachtfeld gelangt, wo die Germanen inzwischen einen Altar des Drusus und ein den Legionen des Varus aufgeschüttetes Ehrenmal zerstört hatten; das war nur möglich, wenn das Schlachtfeld so nahe lag. Man versteht ferner die Möglichkeit, wie Germanicus, wenn er nach Tac. Ann. I 60 etwa von Lippstadt aus sich auf das Schlachtfeld begab, dieselbe Marschrichtung verfolgen konnte wie Varus. Auch für das Vorhandensein des von Tacitus erwähnten heiligen Haines, wo die gefangenen römischen Offiziere geopfert wurden, kann man die reichen Salzquellen der Umgegend, die den Germanen heilig waren, als Grund gelten lassen. So ist Hülsenbecks Vermutung in vielen Beziehungen geradezu bestechend. Aber so oder so, das Heft der Gymnasial-Bibliothek ist mit Freuden zu begrüßen und wird besonders für die Tacituslektüre willkommen sein. Um noch einige Kleinigkeiten zu berühren: Stadtberge S. 75 steht nicht auf der Karte, es ist = Marsberg; ebenso fehlt Oberaden bei Lünen S. 51, wo Prein das Römerkastell gefunden hat, das nun mit Bestimmtheit als Aliso angesprochen

Digitized by Google

wird; beides vielleicht aus technischen Gründen, weil sich der Name nicht gut mehr anbringen ließ. — Der Text bietet S. 76 den Flußnamen Volme richtig, die Karte Velme; oder ist das Nebenform? — „Was ... westlich davon lag, war damals Wüstenei" S. 85: es muß heißen östlich. — Die Ausführungen über Namenwechsel S. 49 f. versteht man ohne Beispiele schwer. Interessant, wenn auch wohl etwas an den Haaren herbeigezogen, sind in der Anmerkung Erklärungen von Bremer Straßennamen. Danach bedeutet die „elegante Geschäftsstraße Schüsselkorb", nd. Schöttelkorf, ursprünglich „Schweinehürde, weil im Mittelalter hier nachts die von der Bürgerweide hereingetriebenen Schweine verwahrt wurden". Aber in Wirklichkeit heißt doch heute die Straße Schlüsselkorb! Das wäre also eine Namensänderung, hervorgegangen aus volksetymologischer Anlehnung an den Schlüssel im Bremer Wappen.

Neustrelitz. Th. Becker.

C. F. Lehmann-Haupt, Armenien einst und jetzt. 1. Band: Vom Kaukasus zum Tigris und nach Tigranokerta. Berlin 1910, B. Behrs Verlag. 544 S. mit 117 Textabbildungen und 1 Karte. 12 M.

Die Geschichte des Altertums wird heutzutage nicht mehr allein am Schreibtisch erforscht und geschrieben: die monumentale Überlieferung, Bauten und Reliefs, Inschriften und Wandgemälde, die Fundstücke der Ausgrabungen von der Großskulptur bis zum Spinnwirtel, ist für viele Gebiete die einzige, für andere eine unentbehrliche kontrollierende Quelle. Ihre Kenntnis kann aus Büchern nur unvollkommen vermittelt und muß mindestens erstmalig durch Aufsuchen der Denkmäler selbst gewonnen werden. Dazu tritt aber als wesentliche Ergänzung der Überlieferung die Beobachtung heutiger Zustände und Vorgänge in den Bezirken, wo sich die alte Geschichte abspielte. Sie verschafft nicht nur indirekt und intuitiv durch unmittelbare Berührung mit den Stätten der alten Kultur auch die Möglichkeit ihres Verständnisses, sondern es kann auch direkt z. B. der Verlauf militärischer Ereignisse aus lokaler Beobachtung ermittelt werden. Endlich aber müssen heutige Lebensgewohnheiten, sittliche, sprachliche, gewerbliche Erscheinungen zu Rückschlüssen auf frühere Zustände benutzt werden, schon für abgelegene Teile Mitteleuropas und noch viel mehr für den konservativen Orient: hier trägt gar oft noch derselbe Hügel die Stadt, die er schon vor Jahrtausenden trug, haftet ein uralter Ortsname noch an derselben Stätte[1]), erlabt sich der Bewohner seit Urzeiten an derselben Quelle, erhielten sich in Handwerk und Verrichtung dieselben Kunstgriffe, dieselben Geräte,

[1]) Im vorliegenden Buche wird z. B. für Karkathiokerta (Charput) und Kipani-Kephania (Hassan-Kef) Fortexistenz des alten Namens nachgewiesen.

Digitized by Google

ob auch die Ausübenden nach Rasse, Sprache und Religion verschieden waren und sind. So wird also der Historiker, der um Erforschung des Alten willen den Orient bereist, den heutigen Zuständen schon aus jenem Grunde seine Aufmerksamkeit schenken; er muß das umsomehr, je unaufhaltsamer die moderne Kultur im Orient vordringt und mit ihrer besten Segnung, dem Landfrieden, auch die moderne Maschinentechnik und deren Erzeugnisse mitbringt, denen binnen kurzem das alte Gerät, die alte Tracht, die alte Handfertigkeit, bald auch die einheimischen Traditionen in Sitte, Sage und Sang erliegen werden! Wie lange noch, und das Motorboot wird auf Euphrat und Tigris den Kellek verdrängen, das Fahrzeug aus aufgeblasenen Häuten, das die assyrischen Reliefs schon in der Gestalt zeigen, die es noch heute hat (Lehmann S. 339ff.)! Bänder aus den Textilfabriken von Chemnitz oder Manchester werden nur zu bald die alte Technik der Brettchenweberei verdrängt haben, der Lehmann (vgl. S. 71ff.) mit viel Liebe nachgegangen ist, und die altgeorgische Musik ist schon jetzt durch die europäische Tonkunst auf den Aussterbeetat gesetzt (Lehmann S. 537).

Nach all den angedeuteten Richtungen hin hat die Expedition, welche der Berliner Professor für alte Geschichte C. F. Lehmann (-Haupt) zusammen mit Dr. Belck im Jahre 1898/9 nach Armenien und in die angrenzenden Gebiete unternahm, unterstützt von verschiedenen gelehrten Körperschaften zumal in Berlin und Hamburg und von vielen privaten Gönnern, volle und bedeutsame Erfolge aufzuweisen, die nunmehr für den nordarmenischen und den nordmesopotanischen Teil des bereisten Gebietes in einem 1. Band des Reisewerkes vorliegen; der 2. Band wird die Forschungen im westarmenischen Teil, um den Van-See herum als Mittelpunkt, bringen. Um zunächst das soeben Betonte, die Beobachtung und Verzeichnung jetziger Zustände und ihre Rückverfolgung in frühere Zeiten, zu erwähnen, so begegnen wir in diesem Reisewerk nicht nur auf Schritt und Tritt Notizen über Tracht und Schmuck, Hausbau und Handwerk, Sprache und Mundart, Sage und Lied der heutigen Bewohner Armeniens, sondern es haben die Berichte und Beobachtungen der Expedition über die Georgier-, die armenische und die Kurdenfrage, die persische Verwaltung, die religiösen Verhältnisse und die Missionen, die Stellung Rußlands dort und die seit des Verfassers Anwesenheit dort im Anschluß an die russische Revolution sich vollziehenden beträchtlichen Verschiebungen einen bleibenden Wert auch für die moderne Geschichte jener vielgeprüften Gebiete. Gleichermaßen interessant und mit warmem Herzen geschrieben sind auch die Naturschilderungen und -Beobachtungen, wichtig besonders die, welche zur Geschichte des betreffenden Gebietes in Beziehung gesetzt werden können, z. B. die über die Niveauschwankungen des Goktscha-Sees, die marmorbildenden Quellen am Ostufer des

Digitized by Google

Urmia-Sees und vor allem der Nachweis der von den Assyrerkönigen besuchten sogenannten Tigrisgrotte von Lidje als vielmehr eines Tigristunnels.

Die rein historischen Ziele der Expedition waren einmal die Aufhellung der Geschichte und Kultur der Chalder, der vorarmenischen Bevölkerung Armeniens, der „nördlichen Chaldäer" des Xenophon: das Ziel wurde erreicht durch Revision der vorhandenen und Auffindung neuer keilinschriftlicher Urkunden derselben und Ausgrabungen und Ermittelungen an den Zentren ihres Reiches. Während die wichtigsten hierauf bezüglichen Ergebnisse erst im 2. Bande gelegentlich der Reiseberichte über die Ufer des Van-Sees folgen werden, handelt es sich im 1. Bande besonders um die kunstreichen Felsenkastelle, Höhlenanlagen und Wasserbauten, eine besondere Spezialität der Chalder, die sich zudem als geschickte Metallarbeiter zeigen. Dazu trat als weitere, den Lesern dieser Blätter besonders naheliegende Aufgabe die genauere Erforschung des Rückweges der Zehntausend, für den besonders in der wie mir scheint richtigen Bestimmung des Durchganges durch den Kentritesfluß ein entscheidender fester Punkt gewonnen wurde (Lehmann S. 327 ff.); wie sehr hier die von Xenophon beschriebenen Details stimmen, zeigt z. B. recht anschaulich das Bild auf S. 352. Endlich ist die vielumstrittene Frage nach der Lage von Tigranokerta wohl endgiltig durch die Gleichsetzung mit (Maia-)Farkin gelöst, wo auch geringfügige Einzelheiten der Terrainverhältnisse mit den Schlachtbeschreibungen stimmen, und damit die markanteste Episode der armenischen Geschichte aufgehellt worden (Lehmann S. 381 ff.; vgl. S. 501 ff.). Neben diesen drei Hauptrichtungen der Forschung und Darstellung laufen dann vielfältige Beobachtungen und Mitteilungen anderer Art, so über die assyrisch-chaldischen Kriege, die Züge des Corbulo unter Nero, die römisch-persischen Kämpfe um Armenien im 4. Jahrh. n. Chr., und neue Lesungen chaldischer, assyrischer, griechischer, lateinischer und islamischer Inschriften, Beschreibung und bildliche Wiedergabe assyrischer und sassanidischer Reliefs, islamischer Bauten usw. sind überall eingefügt. So bietet das Ganze eine getreue, anschaulich und fesselnd geschriebene, durch wohlgelungene Zeichnungen nach Photographien der Expedition reich und ansprechend illustrierte Schilderung der bereisten Gebiete, ihrer Geschichte und ihrer Kultur.

Charlottenburg. Kurt Regling.

Heimatschutz in Sachsen. Vorträge von Richard Beck, Oskar Drude, Cornelius Gurlitt, Arnold Jacobi, Ernst Kühn, Franz Mammen, Robert Wuttke. Mit 74 Abbildungen. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 184 S. 8. kart. 2,25 *M*.

Eine der wichtigsten Geistesströmungen der Neuzeit ist die Bewegung für Heimatschutz. Geboren aus dem Schmerze ernst-

Digitized by Google

hafter Menschen über das durch den modernen Industrialismus ins Unschöne veränderte Antlitz von Stadt und Land, wurzelnd in demselben Boden wie die Heimatskunst in der Literatur und Malerei, gefördert durch die Bemühungen der Volkskunde, der Denkmalspflege und einer die heimischen Erinnerungen wieder erweckenden historischen Schriftstellerei, wendet sie sich neuerdings von der anfangs überwiegenden Gefühlsäußerung mehr praktischen Lösungsversuchen zu. Das sächsische „Gesetz gegen die Verunstaltung von Stadt und Land vom 10. März 1909“ kommt freilich für ein nach jeder Richtung so stark industrialisiertes Land wie das Königreich Sachsen etwas spät, aber es kann, richtig gehandhabt, noch immer unendlich viel nützen. Das vorliegende Buch will Richtlinien dafür geben, wie das geschehen kann, und will das Interesse für Heimatschutz in weitere Kreise tragen. Es ist entstanden aus einem Vortragszyklus, zu dem sich im Herbst 1908 Professoren von vier sächsischen Hochschulen vereint hatten.

Der Inhalt ist folgender: Die Entstehungsgeschichte des heimatlichen Landschaftsbildes von Prof. Dr. Drude in Dresden; Über schutzbedürftige geologische Naturdenkmäler in Sachsen von Dr. Beck in Freiberg; Heimatschutz im Walde von Privatdozent Dr. Mammen in Tharandt; Der heimatliche Pflanzenschutz von Prof. Dr. Drude; Schutz der heimischen Tierwelt von Prof. Dr. Jacobi in Dresden; Schutz des landschaftlichen Bildes von Baurat Kühn in Dresden; Schutz des Stadtbildes von Prof. Dr. Cornelius Gurlitt in Dresden; Heimatschutz in Sachsen von Prof. Dr. Wuttke in Dresden.

Man darf wohl hoffen, daß alle diese Vorträge, von bewährten Fachleuten geschickt abgefaßt und gut mit Bildern illustriert, dazu beitragen werden, den Blick der Leser für die zu erhaltenden Natur- und Kulturdenkmäler zu schärfen. Aber es will mir scheinen, als ob einige Gegenden Sachsens etwas stiefmütterlich behandelt worden wären. Das Interesse der Vortragenden hat sich zumeist der Umgegend von Dresden und den von Dresden aus leicht zu erreichenden Gegenden des Elbsandsteingebirges und des Erzgebirges zugewendet. Aber das ganze nordwestliche Sachsen, das doch auch seine Eigentümlichkeiten in geologischer Hinsicht wie in Flora und Fauna hat, wird kaum erwähnt. Und doch sind gerade die spärlicheren, deswegen aber besonders zu schonenden Schönheiten der sogenannten Wurzener oder Hohburger Schweiz durch die Nachbarschaft der Halbmillionenstadt Leipzig in der größten Gefahr, durch einen rücksichtslosen Steinbruchbetrieb völlig vernichtet zu werden.

In Mammens Vortrag vermisse ich die richtige Entschiedenheit in den Vorschlägen für einen wirksamen Waldschutz. Einerseits betont der Verfasser, daß durch den sogenannten Kahlschlag „die urwüchsigen Waldbäume und Sträucher mehr oder weniger

Digitized by Google

vernichtet, der Naturwald mehr und mehr zum Wirtschaftswald, zum künstlichen Forst wird, der nur aus wenigen, besonders ertragsreichen Holzarten besteht" und andererseits soll der Heimatschutz „anerkennen, daß unsere sächsische Forstwirtschaft mit dem Kahlschlagbetrieb auf der richtigen Bahn ist". Das letztere wird angesichts der Verwüstungen, die die Nonne anrichtet, angesichts der Verminderung unserer Singvögel im Walde, jetzt sogar von Fachleuten bezweifelt. Wer den Zustand der sächsischen Wälder, wie der Unterzeichnete, ein Menschenalter hindurch genau beobachtet hat, der weiß, daß namentlich durch die Unterbeamten zahlreiche Mißgriffe geschehen, indem herrliche alte Bäume, die ein einsichtsvoller Revierverwalter hat stehen lassen, aus meistensteils nicht stichhaltigen Gründen der Gleichmacherei eines Waldwärters zum Opfer fallen. Sehr gewunden klingt auch folgender Satz Mammens über die Privatwälder: „Es ist jedenfalls mit Rücksicht auf die Erhaltung des Waldes ein Zustand vorzuziehen, nach dem, wie z. B. im benachbarten Bayern, abgeholzte Wälder wieder aufgeforstet werden müssen, während sie z. B. in Sachsen öde liegen bleiben können. Ich möchte aber mit dieser Behauptung ausdrücklich nicht mißverstanden werden, dahingehend, daß ich nun auch einem sächsischen Waldschutzgesetze im allgemeinen, dessen Bedürfnis schon in den siebziger Jahren von unserm Landtage verneint wurde, das Wort reden wollte". Sehr interessant, besonders auch durch die bildnerischen Beigaben ist Kühns Aufsatz „Schutz des landschaftlichen Bildes". Die Bilder des Plauenschen Grundes bei Dresden vom Jahre 1800 und 1900 zeigen auch dem blödesten Auge mit erschreckender Deutlichkeit die Größe und Grausamkeit der Verwüstung. Sehr beachtenswerte Gedanken für die praktische Lösung der betreffenden schwierigen Fragen enthält der Vortrag von Cornelius Gurlitt „Schutz des Stadtbildes" uud Wuttkes Aufsatz „Heimatschutz in Sachsen", der mit dem Abdruck des oben erwähnten Gesetzes vom 10. März 1909 schließt. Viel mehr als in diesem Gesetze enthalten ist, wird man vom Staate in dieser hochwichtigen Angelegenheit nicht erwarten können, weil sich die verschieden gerichteten Interessen zu schroff gegenüberstehen. Die Hauptsache wird sein, daß sich unsere ganze Verwaltung: Kreishauptmannschaften, Amtshauptmannschaften, Bezirksausschüsse, Bürgermeister und Ratskollegien mit dem Geiste durchdringen, der aus unserer heimatfreundlichen Schriftstellerei weht und daß bei Aufstellung von Baustatuten und Erteilung von Bau- und Umbaugenehmigungen nicht nur die Stimme derjenigen gehört wird, die Geld verdienen wollen, sondern auch derer, die ihre Heimat lieben. Diese Leute finden sich aber zumeist in den örtlichen Geschichts- und Altertumsvereinen. Ihnen möge eine die Behörden beratende Stimme eingeräumt werden. Außerdem wird es darauf ankommen, die Jugend in den Schulen zu einer be-

Digitized by Google

wußten und opferfreudigen Heimatsliebe zu erziehen. Dazu kann außer vielen anderen trefflichen Büchern auch das vorliegende mithelfen. Es kann sowohl für die Lehrerbibliotheken wie für die Schülerbibliotheken warm empfohlen werden, zumal es bei guter Ausstattung auch sehr billig ist.

Wurzen. Otto Eduard Schmidt.

H. Hahn, Leitfaden für physikalische Schülerübungen. Mit 225 Textfiguren. Berlin 1909, J. Springer. 357 S. 8. geb. 3 M.

Eine wichtige und in hohem Grade dankenswerte Ergänzung des von demselben Verfasser herausgegebenen Handbuches für Schülerübungen, das wir an dieser Stelle als eine der bedeutsamsten Erscheinungen der neuesten pädagogischen Literatur auf physikalischem Gebiete eingehend gewürdigt haben, wird uns in dem nunmehr veröffentlichten Leitfaden geboten, dessen Aufgabe es ist, dem arbeitenden Schüler ein zuverlässiger und stets bereiter Ratgeber zu sein. Während das Handbuch für den Gebrauch der Lehrenden bestimmt ist, findet hier der Lernende eine Stütze, an die er sich halten kann, auch wenn der Lehrer nicht sofort zur Stelle ist, um etwaige Fragen zu beantworten, Zweifel zu beheben und vor möglichen Fehlern zu warnen. Beide Werke stimmen in sämtlichen 211 Übungsaufgaben vollkommen überein und ergänzen sich so in wirksamer Weise. An der Hand dieses Buches wird man mit ruhiger Sicherheit an die Einrichtung von Schülerübungen gehen oder schon vorhandene weiter ausgestalten und verbessern können.

Berlin. R. Schiel.

K. Smalian, Leitfaden der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten. Leipzig und Wien, G. Freytag & F. Tempsky. I u. 326 S. 8. 5 Hefte zu 1 M, 1,25 M, 1,30 M, 2,25 M und 2 M.

Auch der Leitfaden der Botanik von Smalian liegt jetzt in fünf Jahreskurse gegliedert vor und ist ebenso zu empfehlen, wie der Leitfaden der Zoologie. Die Anordnung, die Einteilung, die Form der Darstellung, die Abbildungen sind gut. Besonders sei auf die zahlreichen vorzüglich ausgeführten Farbentafeln hingewiesen. Die an passenden Stellen im 4. Hefte eingefügten Abhandlungen über den Laubwald, die Wiese, die Heide, das Moor u. a. sind eine wertvolle Bereicherung des Buches. Demselben Hefte ist eine Bestimmungstabelle zum Auffinden der wichtigsten natürlichen Gattungen einheimischer Pflanzen unter Zuhilfenahme von Linnés System angehängt. Ich hätte lieber die Anwendung des natürlichen Systems gesehen. Die Bestimmung würde damit auch nicht schwieriger sein, und das Linnésche System muß so eingehender behandelt werden, als sonst wohl nötig ist.

Einiges ist mir aufgefallen. Der Satz S. 39 unten bis 40 oben ist zu ändern, ebenso der Satz in der 5. und 6. Zeile der Be-

Digitized by Google

schreibung der nickenden Distel auf S. 112. Daß man die Himbeere (S. 42) zu Erdbeerwein benutzt, ist nicht richtig. Im 3. Teil ist vorn im Inhaltsverzeichnis Impatiens (S. 80) vergessen. Die Angabe der Betonung fällt mir auf bei Érica (griech. ἐρείκη oder ἐρίκη, lat. erīce), bei Coniférae, bei hydór.

Seehausen i. d. Altmark. M. Paeprer.

---

1) H. Schröer und K. v. Ziegler, Übungen, Spiele, Wettkämpfe. Zur Erhöhung der Nähr- und Wehrkraft, sowie zur Steigerung des Sehvermögens unseres Volkes für die reifere männliche Jugend zusammengestellt. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 76 S. 8. 1 *M*.

Ein großer Teil unsrer Jugend, der mit dem 14. Lebensjahre die Schule verläßt, läuft sehr leicht Gefahr, sittlich zu verwildern und körperlich zu erschlaffen und zu versteifen. Mit Recht haben daher in neuerer Zeit die weitesten Kreise, insbesondere die staatlichen Behörden gerade diesem Teil, der doch den Kern unsrer werktätigen Bevölkerung und unsrer Heeresmacht liefert, ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Um der sittlichen Verwilderung und der körperlichen Erschlaffung zu steuern, ist man bemüht, von der Schule bis zum Waffendienst Gelegenheit zur ununterbrochenen und einheitlichen Pflege des Turnens zu schaffen. Diesem Zweck soll auch das vorliegende Büchlein dienen. Es will der Fortbildungsschule und der Armee, zugleich auch den ländlichen Wohlfahrtsvereinen, Kriegervereinen, Jünglingsvereinen und allen Verbänden, die sich der sittlichen und körperlichen Förderung unserer nachschulpflichtigen Jugend annehmen, einen zweckmäßigen, unmittelbar wirkenden Arbeits- und Werbestoff bieten; es will kein Lehrbuch für Leibesübungen sein, sondern dem in der Sache erfahrenen Turner, Lehrer oder Offizier einige Richtlinien geben, nach denen er die körperliche Kräftigung unsrer Jungmannschaft fördern kann, dem älteren Knaben und Jünglinge Anregungen und Winke, um ihn zu eifriger Teilnahme am Turnen, Spiel und Wettkampfe zu ermuntern. Zu diesem Behufe werden von den Verfassern in sorgsamer Auswahl und in einem methodischen Gange, der vom Leichten zum Schwereren vorschreitet, zunächst Freiübungen zusammengestellt, die leicht erlernbar und auch für die ungelenken Jungen nicht zu schwer sind. Sie beginnen mit Atmungsübungen, dann folgen zur Kräftigung der Muskulatur Dauerübungen, zur Erzielung einer schönen, geraden Haltung Haltungsübungen und endlich in Anlehnung an die japanischen Körperschutzübungen zur Förderung entschlossenen blitzschnellen Handelns Gewandtheitsübungen. An die Freiübungen schließen sich Übungen zur Erhöhung der Sehkraft an. Diese Übungen, die der Zunahme der Kurzsichtigkeit entgegenarbeiten sollen, gliedern sich in Sehübungen mit anschließendem Abmessen und Abschreiten auf dem Schulhofe und im Gelände,

Digitized by Google

in Entfernungsschätzen, in Richt- und Deckübungen und in Orientierungsübungen im Gelände. Auch bei der Auswahl der Spiele ist der methodische Gang vom Leichteren zum Schwereren festgehalten; sie steigern sich vom Drittenabschlagen bis zum deutschen Ballspiel und Fußball. Nicht minder sachgemäß ist der Abschnitt, der die Wettkämpfe im Laufen und Springen, Werfen und Ringen enthält, behandet worden. In einem fünften Abschnitt gibt das Büchlein beherzigenswerte Winke über die Bedeutung der Erhöhung der Nähr- und Wehrkraft, der Kräftigung der Lunge und des Herzens, über die Kleidung während der Leibesübungen, über die Anforderungen einiger Berufsarten an die Augen, über die Nachteile des übermäßigen Tabak- und Alkoholgenusses. In einem Anhang werden endlich die wichtigsten Vorschriften für den Schießunterricht mitgeteilt, um zu zeigen, wie notwendig ein geschultes Auge für den so wichtigen Schießbetrieb ist. Von Gerätübungen haben die Verf. bei ihrer Zusammenstellung gänzlich abgesehen, weil bei der Neuheit des Bestrebens, Fortbildungsschulen, ländliche Wohlfahrtsvereine usw. für die Einführung der Leibesübungen zu gewinnen, der einfachste, notwendigste und den geringsten Aufwand erfordernde Übungsstoff heranzuziehen sei, in fortgeschritteneren Verhältnissen aber, wo der Wunsch nach Aufnahme des Geräteturnens verlautbar werde, es an einem Turnlehrer nicht fehlen werde, der imstande sei, die geeignete Auswahl von Gerätübungen zu treffen. Abgesehen davon, daß es selbst in ländlichen Vereinen wohl selten an Geräten fehlen wird, macht m. E. der Zweck des Buches, für den Waffendienst vorzubereiten — auch der Soldat turnt an Geräten —, eine Auswahl unter den Geräten und Übungen notwendig.

Alles in allem ist das vortreffliche Büchlein durchaus geeignet, „den längst vermißten Steg zu bilden, der von der Schule zur Armee hinüberführt und eine Verständigung zwischen Schul-, Vereins- und Militärturnen vorbereitet“.

2) Karl Möller, Der Vorturner. Hilfsbuch für deutsches Gerätturnen in Vereinen, Fortbildungsschulen und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Dritte, neubearbeitete Auflage mit 140 Abbildungen und 170 Übungsabschnitten. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 223 S. 8. kart. 2 *M*.

Über den Wert des nunmehr in 3. Auflage vorliegenden Buches noch etwas Neues zu sagen, hieße Eulen nach Athen tragen. Es ist längst allgemein anerkannt, daß Möllers „Vorturner“ nicht nur jedem Vorturner bzw. Turnwart ein unentbehrlicher Ratgeber ist, sondern daß er auch jedem Turnlehrer beherzigenswerte Winke und Anregungen zu geben vermag. Das Buch ist, wie Prof. Dr. Hahn in seiner Besprechung der ersten Auflage treffend sagt, ein Schatzkästlein, in dem viel geprägtes Gold turnerischer Wahrheit

Digitized by Google

fertig aufgezeichnet liegt, daß man nur zuzugreifen braucht, um es zu verwerten, in dem aber auch, und das verleiht dem Büchlein einen besonders anregenden Reiz, viel Goldkörner zerstreut liegen, die erst gesammelt und in eigener Denkarbeit ausgeprägt werden sollen. Die neue Auflage hat in mancher Beziehung eine Verbesserung erfahren. Zunächst sind einige wenige Kapitel ausgeschieden worden, die sich nicht eigentlich mit der Tätigkeit des einzelnen Vorturners befaßten, sondern mehr die allgemeine Organisation des Vereinsturnens berührten. Diese soll nunmehr in einem besonderen Buche „Der Turnwart" eine eingehendere Bearbeitung erfahren. Der frühere Anhang „Die Kultur in den Turnvereinen" wird als Flugblatt des Dürerbundes neu erscheinen. Durch all diese Ausscheidungen wurde Raum für die Aufnahme neuen Übungsstoffes. Während in den früheren Auflagen nur die Übungen am Reck, Barren, Pferd behandelt waren, bringt die neue Auflage auch Übungen an Bock, Leiter, Tauen bzw. Stangen und Schaukelringen. Außerdem sind die Übungen an Reck, Barren, Pferd vielfach ergänzt worden. So ist denn die Zahl der Übungsgruppen für die Unterstufe von 25 auf 63, für die Mittelstufe von 41 auf 52 gestiegen. Dazu kommen noch 55 Übungsgruppen für die Oberstufe, die den Fortbildungsstunden für Vorturner und den regelmäßigen Übungsstunden der zweiten und ersten Riegen dienen. Ein Nachtrag am Schluß stellt eine Reihe zusammengesetzter Übungen der Mittelstufe zusammen, die bei Vorturnerprüfungen als Pflichtleistung gefordert werden dürfen; sie sind als eine Art Überleitung von der Mittel- zur Oberstufe aufzufassen. Was aber dem Buche in seiner neuen Gestalt einen besonderen Wert verleiht, ist die Einfügung einer überaus reichen Anzahl von Abbildungen. Ihre Ausführung ist in jeder Beziehung vorzüglich und ihre Auswahl sowohl nach der turnpraktischen wie nach der turnmethodischen Seite überaus sorgfältig und geschickt.

S. 24 ist mir in der 5. Übung des 1. Beispieles ein Schreibfehler aufgefallen, den ich nicht unerwähnt lassen möchte; es muß dort in der 2. Zeile statt „Streckstütz" „Knickstütz" heißen.

Halle a. S. O. Reinecke.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. **Catalogus Dissertationum Philologicarum Classicarum.** Zweite Ausgabe. Verzeichnis von etwa 274000 Abbildungen. Leipzig 1910, Gustav Fock. 652 S. 8. 7,20 *M*, geb. 8 *M*.

2. **Die Lese.** Literarische Zeitung für das deutsche Volk, herausgegeben von Th. Etzel und G. Muschner. 1910. Nr. 3 (S. 41—60).

3. „**Mikrokosmos**", Zeitschrift für die praktische Betätigung aller Naturfreunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von Adolf Reitz. Jährlich erscheinen 12 Hefte und 3 bis 4 Buchbeigaben. Abonnementspreis jährlich 4 *M*.

4. **Adolf Reitz, Nahrungsmittel- und Fälscherkünste.** Ein Büchlein zur Untersuchung unserer wichtigsten Nahrungs- und Genußmittel. Mit Anhang: Untersuchung von Kleiderstoffen. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart 1910, Franckhsche Verlagshandlung. 76 S. 0,75 *M*. (Naturwissenschaftliche Volksbücher Nr. 14/16)

5. **Monatschrift für den elementaren naturwissenschaftlichen Unterricht.** In Verbindung mit Kienitz-Gerloff-Weilburg herausgegeben vom Hamburgischen Lehrerverein für Naturkunde. Redakteur: J. F. Herding, Hamburg. Stuttgart 1909/10, Franckhsche Verlagshandlung. Heft 5 und 6. Jährlicher Bezugspreis 3 *M*.

6. **Natur und Erziehung.** Monatschrift zur Verbreitung und Pflege der Naturwissenschaften in Schule und Haus. Mit der Beilage „In meinen Mußestunden", Anregungen und Mitteilungen für unsere Jugend. Herausgegeben von Fr. Dannemann und K. Smalian. Stuttgart 1909/10, Franckhsche Verlagshandlung. Heft 5 u. 6. Halbjährlicher Bezugspreis 4 *M*.

7. **Natur und Kultur.** VII. Heft 11, 12 und 13 je 32 S. Herausgeber: Fr. J. Völler. München, Isaria-Verlag. Reich illustriert. Vierteljährlich 2 *M*.

8. **Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur.** Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Franz Frisch. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien V. Jährlich 10 Hefte im Umfange von mindestens 2 Druckbogen. Lex.-8. Preis für den Jahrgang 4,20 *M* in Deutschland. 6. Jahrg. Heft 2 u. 3.

9. **Künstlerischer Wandschmuck für Haus und Schule.** Teubners Künstler-Steinzeichnungen. Leipzig, B. G. Teubner. 140 S.

10. **Hendschels Luginsland.** Frankfurt a. M. 1910, Expedition von Hendschels Telegraph, M. Hendschel. Heft 1 von J. Sack mit 6 Karten, 1 Streckenprofil und 20 Abbildungen. 54 S. — Heft 2 von W. Köhne mit 4 Karten, 1 Streckenprofil und 14 Abbildungen. 34 S. — Heft 3 von J. A. Lux mit 6 Karten, 1 Streckenprofil und 15 Abbildungen. 42 S. — Heft 4 von Dr. Mühlstädt mit 3 Karten, 1 Streckenprofil und 23 Abbildungen. 56 S. — Heft 5 von Dr. Mühlstädt mit 3 Karten, 1 Streckenprofil und 36 Abbildungen. 68 S. — Heft 6 von J. A. Lux mit 3 Karten, 1 Streckenprofil und 13 Abbildungen. 39 S.

Digitized by Google

11. R. J. Bonner, The Name „Ten thousand". Classical Philology V (1910). S. 97—99.

12. R. J. Bonner, The mutual Intelligibility of Greek Dialects. Classical Philology IV (1909). S. 356—363.

13. G. Bugge, Strahlungserscheinungen, Ionen, Elektronen und Radioaktivität. Mit 4 Tafeln und 20 Zeichnungen. Leipzig, Ph. Reclam jun. 138 S. geb. 0,80 *M*. (Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von S. Günther, 4. Band.)

14. Chr. J. Deter, Abriß der Geschichte der Philosophie. Neunte Auflage von M. Frischeisen-Köhler. Berlin 1910, W. Weber. VI u. 178 S. 3,20 *M*, geb. 4,20 *M*.

15. R. Eucken, Der Sinn und Wert des Lebens. Zweite Auflage. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. IV u. 155 S.

16. O. Kende, Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie für die IV. Klasse österreichischer Mittelschulen. Wien 1909, Manzsche Buchhandlung. V u. 137 S. und Bilderbeilagen S. I—XXXI. 1,90 *K*, geb. 2,40 *M*.

17. Killian, Originalaufsätze für die unteren Klassen der Mittelschule. I. Bändchen. Wien 1910, Manzsche Buchhandlung. 74 S.

18. Kloß und Bassenge, Staatskunde für die höheren Schulen Sachsens. Karlsruhe 1910, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 136 S. 1,50 *M*.

19. M. von Kobilinski, Alter und neuer Versrhythmus. Leipzig-Gohlis 1909, Bruno Volger. 87 S. 2 *M*.

20. Lateinische Grammatik. Laut- und Formenlehre von Fr. Stolz, Syntax und Stilistik von J. H. Schmalz. Mit einem Anhang über Lateinische Lexikographie von F. Heerdegen. Vierte Auflage. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). XVI u. 779 S. Lex.-8. 15 *M*, in Halbfranz 17,50 *M*. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von J. von Müller, Band II, Abteilung 2.)

21. R. Lehmann, Der bildende Wert des erdkundlichen Unterrichts. Zweite Auflage der Schrift „Der Bildungswert der Erdkunde". Bielefeld 1909, Velhagen und Klasing. IV u. 79 S. 1,20 *M*.

22. W. Liebenam, Fasti consulares imperii Romani von 30 v. Chr. bis 565 n. Chr. Mit Kaiserliste und Anhang. Bonn 1910, A. Marcus und E. Webers Verlag. 128 S. 3 *M*, geb. 3,40 *M*. (Kleine Texte für theologische und philologische Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von H. Lietzmann, Nr. 41—43.)

23. M. Linnich, Lehr- und Übungsbuch der Mathematik. Für höhere Mädchenschulen bearbeitet. Erster Teil: Lehrstoff der vierten und dritten Klasse. Mit 85 Figuren. Leipzig 1910, G. Freytag. 134 S. geb. 2 *M*.

24. G. Mannoury, Methodologisches und Philosophisches zur Elementar-Mathematik. Haarlem 1909, P. Visser Azn. IV u. 279 S.

25. Methode Alvincy. Deutsch-französisch. Das praktische Leben. Leipzig 1910, Otto Holtze. XVI u. 288 S. geb. 2,40 *M*.

26. P. Meyer, Des Schweizerchronisten Aegidius Tschudi Bericht über die Befreiung der Waldstätte. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. VI u. 53 S. geb.

27. W. Ricken, Geography of the British Isles. Zum Gebrauch in deutschen Schulen herausgegeben. Mit 54 Bildern und 1 Karte. Berlin und München 1910, R. Oldenbourg. VIII u. 96 S. 1,40 *M*.

28. F. Raschke, Einführung in das Wesen der äußeren und inneren Sprache an der Hand des i. Hannover 1910, Carl Meyer (G. Prior). XVI u. 136 S.

29. E. T. Sage, The Pseudo-Ciceronian Consolatis. Diss. Chicago 1910. 64 S. gr. 8.

Digitized by Google

30. J. Schumacher, Hilfsbuch für den katholischen Religionsunterricht. Erster Teil: Der vorbereitende, prophetische und vorbildliche Charakter des alten Testaments. Mit 12 Abbildungen und 5 Kärtchen. Vierte und fünfte Auflage. Freiburg i. Br. 1910, Herdersche Verlagsbuchhandlung. VII u. 56 S. 0,60 *M.*

31. J. Schumacher, Hilfsbuch für den katholischen Religionsunterricht. Anhang zum 1. Teil zum Gebrauch an höheren Mädchenschulen: Leben und Wirken christlicher Frauen. Freiburg i. Br. 1910, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 13 S. 0,25 *M.*

32. Else Wentscher, Der Wille. Versuch einer psychologischen Analyse. Leipzig 1910, B. G. Teubner. X u. 189 S. geb.

33. G. Worgitzky, Blütengeheimnisse. Eine Blütenbiologie in Einzelbildern. Mit 47 Abbildungen und 1 farbigen Tafel. Leipzig 1910, B. G. Teubner. X u. 138 S. geb. 3 *M.*

34. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur, herausgegeben von Fr. Frisch. Jahrg. 6. Nr. 4.

35. Natur und Kultur. Jahrg. VII, Heft 14 u. 15 (S. 417—480).

36. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1909/10, B. G. Teubner. 8. 1 *M.*, geb. 1,25 *M.*

a) J. Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums. Zweite Auflage. IV u. 126 S.
b) R. Richter, Einführung in die Philosophie. Zweite Auflage. IV u. 126 S.
c) H. Wachtler, Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage. Eine Einführung in die griechische Plastik. Mit 32 Abbildungen und 8 Tafeln. IV u. 112 S.
d) B. Busse, Das Drama. I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. Mit 3 Abbildungen. IV u. 136 S.
e) V. Vedel, Heldenleben. Mittelalterliche Kulturideale. I. VI u. 138 S.
f) M. Verworn, Die Mechanik des Geisteslebens. Zweite Auflage. IV u. 114 S.
g) R. Schwemer, Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Zweite Auflage. VI u. 134 S.
h) K. Knabe, Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. IV u. 108 S.
i) F. N. Finck, Die Sprachstämme des Erdkreises. VIII u. 143 S.
k) F. N. Finck, Die Haupttypen des Sprachbaus. VI u. 158 S.
l) G. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit. Zweite Auflage. II u. 136 S.
m) K. Sell, Christentum und Weltgeschichte bis zur Reformation. Die Entstehung des Christentums und seine Entwickelung als Kirche. IV u. 118 S.
n) K. Sell, Christentum und Weltgeschichte seit der Reformation. Das Christentum in seiner Entwickelung über die Kirche hinaus. IV u. 123 S.
o) C. Geißler, Rhetorik, Richtlinien für die Kunst des Sprechens. IV u. 140 S.
p) W. R. Eckardt, Vogelzug und Vogelschutz. Mit 6 Abbildungen und 1 Tafel. VIII u. 116 S.
q) A. Kirchhoff, Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Dritte Auflage. IV u. 100 S.
r) G. Witkowski, Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Entwickelung dargestellt. Mit einem Bildnis Hebbels. Dritte Auflage. IV u. 166 S.

Digitized by Google

37. Sammlung gemeinnütziger Vorträge in Prag. Jahrgang 41.
a) K. A. Romstorfer, Künstliche Höhlen aus der Vergangenheit. 16 S.
b) E. Rychnovsky, Robert Schumann. Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. 16 S.
c) A. Karpf, Die Dithmarschen und ihre Geschichte und
d) Th. Altschul, Pädagogische Pathologie (über Kinderfehler). S. 37—76.

38. Sammlung Göschen. Leipzig 1910, G. J. Göschensche Verlagshandlung. geb. 0,80 M.
a) K. Diener, Paläontologie und Abstammungslehre. Mit 9 Abbildungen. 140 S.
b) R. Loewe, Deutsches Wörterbuch. 177 S.
c) W. Trabert, Meteorologie. Mit 49 Abbildungen und 7 Tafeln. Dritte Auflage. 140 S.
d) L. Burgerstein, Schulhygiene. Zweite Auflage. Mit 33 Figuren. IV u. 136 S.
e) E. Loening, Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Dritte Auflage. IV u. 134 S.
f) H. Jantzen, Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. In Auswahl mit Einleitungen und Wörterbuch herausgegeben. Zweite Auflage. 154 S.
g) C. Weitbrecht, Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. Zweite Auflage von K. Berger. 186 S.
h) W. F. Wislicenus, Astrophysik. Die Beschaffenheit der Himmelskörper. Dritte Auflage, neu bearbeitet von H. Ludendorff. Mit 15 Abbildungen. 150 S.

39. Wissenschaft und Bildung. Leipzig 1909/10, Quelle & Meyer. 8. 1 M, geb. 1,25 M.
a) E. von Aster, Immanuel Kant. Mit einem Porträt. 136 S.
b) G. Radbruch, Einführung in die Rechtswissenschaft. Mit 2 Bildnissen. 135 S.
c) J. Hell, Die Kultur der Araber. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Tafeln. 144 S.

40. O. Altenburg, Ein lateinisches Sachbuch. II. Aus dem Kinderleben. Progr. Evang. Gymn. zu Glogau 1910. 17 S. 4.

8. L. Balser, Über die Verwendung der Parallelprojektion im geometrischen Unterricht. Progr. Oberrealschule Darmstadt 1910. 30 S.

41. Benedix, Die zärtlichen Verwandten. Zum Übersetzen in das Französische bearbeitet von J. Sahr. Dresden 1909, L. Ehlermann. X u. 137 S.

42. C. D. Buck, Introduction to the Study of the Greek Dialects. Grammar, Selected Inscriptions, Glossary. London 1910, Ginn & Comp. XV u. 319 S. mit 2 Tafeln u. 1 Karte

43. A. Campen, Texte zu Anschauungsbildern für den französischen Sprachunterricht. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. II u. 42 S. 0,40 M.

44. P. Cauer, Wissenschaft und Schule in ihrem Verhältnis zum klassischen Altertum. Vortrag. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 34 S. 0,60 M.

45. J. Cerny, Reformvorschläge zum Mittelschulunterricht in der Philosophie. Mies Staatsgym. 1910. 24 S.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Das Gefecht der römischen Reiter zur Zeit der Manipularstellung.

Die Hauptwaffe des römischen Reiters war die nur mäßig lange, an beiden Enden mit eiserner Spitze versehene Stoßlanze (contus)[1]). Erst wenn sie gebrochen oder verloren war, sowie bei der Verfolgung zog er das Schwert[2]), dessen Klinge, nach Abbildungen auf den Grabdenkmälern aus der Kaiserzeit zu urteilen, im allgemeinen die nämliche Gestalt hatte wie die entsprechende Waffe des schweren Fußvolks, nur daß sie bei annähernd gleicher Breite etwa 20 cm länger gewesen zu sein scheint. Ihre furchtbare Wirkung lernten unter anderen die Mazedonier in dem ersten Kriege mit Rom kennen[3]).

Die Aufgabe und somit auch das Gefecht der Reiter wechselte schon damals je nach den Umständen. Abgesehen vom Handstreich und gewissen anderen Dienstzweigen, zu deren Verrichtung Fußgänger sich wenig eignen[4]), lag ihnen vor allem der Aufklärungsdienst[5]), die Sicherung des Marsches[6]) sowie Aufmarsches[7]) und, wenn es nicht zur Schlacht kam, die Deckung des Rückzugs in das Lager ob[8]). Eine nicht minder wichtige Aufgabe der Reiterei ist die Verfolgung[9]), welche dem schweren Fußgänger

---

[1]) Pol. VI 25.

[2]) Lindenschmit „Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit“ S. 9, Taf. VII und VIII.

[3]) Liv. XXXI 34.

[4]) S. hierüber insbesondere Fröhlich „Beiträge zur Geschichte der Kriegsführung und Kriegskunst der Römer“ S. 69 A. 2—7.

[5]) Veget. III 6 und oft. S. Fröhlich a. a. O. S. 68 A. 1—10.

[6]) Pol. VI 40; s. Fröhlich a. a. O. S. 67 A. 4—7.

[7]) S. meine Schriften „Zur Schlachtordnung der Manipulare“ im Rhein. Mus. 1910 und „Die Marschordnung des römischen Heeres“, Danzig 1907.

[8]) Veget. III 22.

[9]) S. die Stellen bei Fröhlich a. a. O. S. 66 A. 7—9; S. 67 A. 1—3.

Digitized by Google

untersagt war[1]). Den Grund wird man in der Gefahr einreißender Unordnung zu suchen haben sowie in dem Umstande, daß Leute, die stundenlang Last und Hitze des Kampfes getragen haben, im allgemeinen dazu außerstande sind. Die Triarier konnte man wegen ihres Alters und der altfränkischen Bewaffnung dazu nicht brauchen, den Leichtgerüsteten aber fehlten Erfahrung und Schlagfertigkeit. So standen nur noch die Reiter zur Verfügung; aber auch sie unterzogen sich ihrer Aufgabe keineswegs in nachhaltiger und durchgreifender Weise. Das „bis auf den letzten Hauch von Roß und Mann" war ihnen unbekannt. Bei numerischer Schwäche und auf bereits ermüdeten Pferden durften sie sich von dem Gros des Heeres ohnehin nicht weit entfernen. Darum war die taktische und vollends die strategische Ausbeutung des Sieges nur gering[2]). Selbst Hannibal hat in diesem Sinne von seiner ungewöhnlich starken Kavallerie keinen ausgiebigen Gebrauch gemacht; sonst wäre es beispielsweise dem Konsul Terentius Varro nach der Schlacht bei Cannae schwerlich gelungen, die römischen Flüchtlinge zu sammeln und aus ihnen unfern vom Kampfplatze zwei neue Legionen zu bilden[3]).

Während der statarischen Schlacht sicherten die Reiter regulär die Flanken des Fußvolks[4]); sie hielten sich aber auch stets bereit zu attackieren, wobei ihnen die Vorteile eines Angriffs in Flanke und Rücken des Gegners wohl bekannt waren. Da wirkte wie noch heute das Produkt aus Masse und Schnelligkeit, mit anderen Worten, man ritt möglichst geschlossen und kurz vor dem Chok was die Pferde nur laufen konnten[5]). Tatsächlich gibt Polybius dem Pferde ebenso wie dem Phalangiten des mazedonischen Heeres einen frontalen Spielraum von 3 Fuß. Bei den Römern könnte der Abstand noch enger gewesen sein und dem Rottenabstande des schweren Fußvolks in der Grundstellung entsprechend $2^1/_2$ Fuß nicht überschritten haben[6]). Von der geschlossenen Attacke aber ist öfters die Rede[7]), und für die beschleunigte Gangart zeugen, abgesehen von bildlichen Darstellungen aus der Kaiserzeit, die Anwendung des Sporns und die vielleicht

---

1) Veget. III 14.

2) S. darüber Liers „Kriegswesen der Alten" S. 216 und 315. So war es auch bei den Griechen bis auf Alexander den Großen. S. Droißen „Untersuchungen über Alexanders des Gr. Heerwesen und Kriegführung" S. 72. Vgl. Fröhlich „Beiträge etc." S. 66.

3) Liv. XXII.

4) Veget. III 20; Onos. 16; Pol. III 72; Liv. XXXIV 14; Pacat. Paneg. in Theodos. und öfters. S. Fröhlich a. a. O. S. 63 A. 2.

5) Liv. IV 33; VIII 30; X 29; XI 40; vgl. Veget. II 14, wo insbesondere den Dekurionen das „equitare fortissime" zur Pflicht gemacht wird.

6) S. meine Abhandlung „Zur Schlachtordnung der Manipulare" im Rhein. Mus. 1910 S. 16 ff. und „Der Gefechtsabstand der Manipulare".

7) Sall. Bell. Iug. 101; Caes. Bell. Gall. VIII 13, 67, 70, 80; Plut. Crass. 25; Ant. 41.

Digitized by Google

nicht wörtlich zu verstehende Nachricht, daß man, um ihren Lauf zu beschleunigen, den Pferden die Zäume abgestreift habe[1]). Desgleichen deuten darauf Wortverbindungen wie habenas (frenos) remittere, dare, laxare, effundere und calcaria subdere, addere. Wie hätte man sonst auch von einer procella equestris sprechen können[2]) und, was Livius öfters erwähnt, die media acies des feindlichen Fußvolks mittels Reiterei zu werfen oder zu durchbrechen vermocht? Der Ansicht Schambachs, daß die Römer zu allen Zeiten „weder geschlossen noch in scharfen Gangarten zu attackieren verstanden" und von der Wirkung eines schneidigen Reiterangriffs „kaum eine Ahnung" gehabt hätten[3]), kann ich daher nicht beipflichten[4]).

Danach wird man sich den Kavallerieangriff wie folgt zu denken haben. Sobald die zweite Staffel in die Lücken der ersten eingerückt ist, reitet auf ein Signal[5]) die ganze Linie, Knie an Knie und allmählich in gestreckten Galopp fallend, an, um den Gegner zu werfen[6]), beziehungsweise einzuwickeln[7]). Ja der Chok konnte wiederholt werden[8]). Schlug er fehl, so rief ein Signal die Kämpfenden zurück, und sobald die Ordnung wiederhergestellt war, ging es von neuem gegen den Feind. Dies mehrmalige Anreiten muß nach Polybius zu urteilen sogar die Regel gewesen sein[9]), und übereinstimmend damit berichtet Livius von Aemilius Paulus in der Schlacht bei Cannae: „concurrit saepe cum confertis Hannibali" [10]). Freilich erhellt daraus nicht, ob der einzelne Mann oder die ganze Linie gemeint ist. Tatsächlich war beides in Übung. Für das erstere zeugt beispielsweise der livianische Bericht über den Zweikampf des jungen Manlius vor der Schlacht am Vesuv[11]). Ein Nachklang aus alter Zeit war es wohl auch, wenn die Reiter während des Gefechts vom Pferde sprangen

---

[1]) Liv. a. a. O. Die Zweckmäßigkeit solchen Verfahrens wird freilich von Fachmännern bestritten. General von Mackensen äußerte sich brieflich hierüber wie folgt: „Ich kann mir nicht erklären, wie die römische Reiterei bei der Attacke, um das Tempo zu beschleunigen, den Pferden den Zaum abgestreift haben soll. Eine geschlossene wuchtige Attacke, eine Verfolgung und ein Sammeln nach der Attacke wird hierdurch unmöglich".

[2]) Liv. XXIX 2; XXX 18; XXXVII 41; Tac. Hist. 3, 53.

[3]) Schambach „Die Reiterei bei Caesar" S. 20 und 22, neuerdings gebilligt von Veith „Geschichte der Feldzüge Julius Caesars" S. 51, der annimmt, daß die Kavallerie nur im Trabe angeritten wäre.

[4]) Ähnlich urteilt Fröhlich, der a. a. O. S. 64ff. eine Reihe sehr beachtenswerter Leistungen der römisch-italischen sowie ausländischen Reiterei zusammenstellt, die ohne geschlossenes Anreiten und scharfe Gangart nicht zu erklären seien.

[5]) Liv. X 41.

[6]) Liv. III 70; VIII 30.

[7]) Liv. III 61.

[8]) Liv. XXII 49; Pol. III 115.

[9]) Pol. X 23.

[10]) Liv. XXII 49.

[11]) Liv. VIII.

Digitized by Google

und zu Fuß weiter kämpften. Darin wird man freilich kaum mehr als ein letztes verzweifeltes Mittel zu erblicken haben; denn so beraubten sie sich doch selber des Vorteils ihrer Waffe. Das meinte offenbar Hannibal, als er bei der Nachricht, daß Aemilius Paulus seine Reiter habe absteigen lassen[1]), in die Worte ausbrach: „quam mallem vinctos mihi traderet!“

Das Bild der Reiterschlacht im einzelnen weiter auszuführen, verbot die Schnelligkeit und der ewige Wechsel ihres Verlaufs sowie der seelische Zustand des Beteiligten. Sind doch auch unsere Kavalleristen, die im letzten deutsch-französischen Kriege attackiert haben, außerstande, ihre eigenen Erlebnisse während des Kampfes klar und ausführlich zu schildern. Es ist immer dasselbe; zuerst wird angeritten, anfänglich im Trabe, zuletzt im gestreckten Galopp; es folgt der Zusammenstoß, und bald ist alles nur ein wüster Knäuel, in dem man sticht oder um sich haut, sobald aus dem wirbelnden Staube Pferd und Reiter auftauchen. Besondere Nachrichten über den Verlauf des Gefechts auch nur auf engeren Raum bekommt man da kaum zu hören, obwohl es an Zügen von Interesse und Bedeutung in Wirklichkeit kaum gefehlt hat. Aber man fand keine Zeit, darauf zu achten, und wie der Kampf in ein wildes Durcheinander hinauslief, so verschwimmen und verflüchtigen sich die Erinnerungen des Erzählers.

War nun die Attacke geglückt, so konnte der Sieger nach kurzer Verfolgung sich gegen die entblößte Flanke oder den Rücken des feindlichen Fußvolks wenden und damit vielleicht die Entscheidung herbeiführen. Das geschah auf karthagischer Seite an der Trebia und bei Cannae, auf römischer bei Zama. Der frontale Angriff gegen das schwere Fußvolk aber, wenngleich, wie gesagt, nicht ohne Beispiel, wurde im allgemeinen vermieden; denn hier sowie im Einzelkampf galt der Fußgänger dem Reiter für überlegen. Daher sagte noch Caesar: „cum eques ad dimicandum cum pedite congreditur, nequaquam par habetur“[2]).

Wie der Kavallerie, im ganzen oder geteilt, die Pflicht, das Fußvolk zu schützen, oblag, so schützt letzteres wiederum mit seinen Leichtbewaffneten die Reiter. Zum ersten Mal wird dieses Verfahren in dem livianischen Bericht über die Belagerung der Stadt Capua im Jahre 211 erwähnt[3]). Sie sollte, wie aus den Worten: „ut, quod viribus decrat, arte aequaretur“ erhellt, die römische Kavallerie leistungsfähiger machen, derart, daß sie auch einem überlegenen Feinde standhielt. Dann saßen die Veliten „ex omnibus legionibus electi iuvenes maxime vigore ac levitate corporum veloces“ hinten auf und ritten bis auf Lanzenwurfweite an den Gegner heran; hier sprangen sie ab und überschütteten ihn mit den 4 Fuß langen

---

1) Liv. XXII 49.
2) Caes. Bell. Afr. 70; Hisp. 15.
3) Liv. XXVI 4; XXX 35; Veget. III 16; vgl. Schmidt S. 22.

Digitized by Google

Geschossen (hastae velitares), deren jeder bis 7 bei sich trug. Dann erst setzte der eigentliche Reiterangriff ein. Dabei ist freilich manches unklar und schwer begreiflich. Insonderheit war die notwendige Voraussetzung doch eine so lockere Stellung der Pferde, daß Fußgänger zwischen ihnen bequem hindurchschlüpfen konnten. Tatsächlich rät noch Vegetius für den Fall einer Verbindung von Reitern mit Fußgängern „inter binos equites singulos pedites“ zu stellen[1]). Möglich, daß dieser Abstand genügte, wenn es sich nur noch um die Verfolgung handelte; ganz unverständlich aber bleibt, weshalb die Kampaner so lange gewartet haben sollten, bis der Gegner in der angegebenen Weise ihnen auf den Leib rückte. Griffen sie ihrerseits rechtzeitig an, so mußte es doch möglich sein, die unter ihrer doppelten Last keuchenden Pferde, zumal in so lockerer Stellung, zu werfen und die beim Chok herabgeschleuderten Fußgänger niederzureiten. Auch ist kein Zweifel, daß in der Kombination beider Waffen die Reiterei an Stoßkraft erheblich einbüßte. Man wird in dem Manöver also lediglich einen auf Verblüffung berechneten Notbehelf zu erblicken haben, wie etwa in den Enterbrücken des Duilius. Nur so lange der Gegner darauf nicht vorbereitet war, erfüllte es seinen Zweck, und das gibt Livius auch, obwohl er berichtet, daß die Neuerung ihrem Erfinder, dem Centurio Qu. Navius, zum Lobe gereicht habe, mit den Worten: „pavoris tamen plus ex re nova atque inopinata injectum est“ unumwunden zu.

Wenn sonst Reiterei und Fußvolk in obiger Weise gemeinsam auftraten[2]), konnte dem letzteren vernünftigerweise nur die Aufgabe zufallen, einzelne feindliche Reiter oder kleinere Trupps, die auf schnellen Pferden etwa vorstießen und durch weittragende Wurfgeschosse einen noch stehenden beziehungsweise den Angriff vorbereitenden Gegner belästigten, abzuweisen. Dann mögen die Leichtgerüsteten (velites) auf den Schwadronsintervallen gestanden haben, ähnlich wie bei Zama mit Rücksicht auf die Elefanten Hannibals in den Zwischenräumen der Manipel. Hier konnten sie, wenn erforderlich, vorspringen und nach vollbrachter Tat sich wieder zurückziehen. War dann die feindliche Kavallerie geworfen, so konnten sie, während ihre berittenen Genossen die Verfolgung übernahmen, einschwenken und die entblößte Flanke des feindlichen Fußvolks beunruhigen und in Verwirrung setzen. Den geschlossenen Angriff der Reiter aber machten sie gewiß nicht mit, sondern liefen, bevor die zweite Linie einrückte, rechts und links ausbiegend, hinter die Front, was schnell und leicht ausführbar, da die Turme und somit auch das Intervall bei dem kompletten Bestande von 30 Pferden nur 15 bis höchstens 18 Schritte breit war. Denkt man sich aber,

---

[1]) Veget. III 16.
[2]) S. darüber Schmidt S. 22ff.

Digitized by Google

was dem bei Vegetius[1]) und mittelbar auch bei Livius a. a. O. beschriebenen Verfahren entspräche, die Verbindung der beiden Waffen paarweise durchgeführt und die Schwadronsintervalle von vornherein geschlossen, so würde nach dem Rücktritt des Fußgängers das zweite Glied in die Rottenabstände des ersteren eingedoppelt haben, und die hintere Staffel schloß, sobald der Weg frei geworden war, auf. Auch dies dürfte leicht und schnell ausführbar gewesen sein.

An das Manöver der Germanen aber, davon Cäsar berichtet[2]), ist hier schon darum nicht zu denken, weil, wenn es in Rom bekannt und üblich gewesen wäre, der Autor die Mühe einer ausführlichen Beschreibung sich gewiß erspart hätte. Von dem Verfahren des Navius unterschied es sich insofern, als die Fußgänger nicht mit aufsaßen und, angesichts des Feindes abspringend, den Kampf begannen, sondern während des Kampfes zwischen den Reitern und zugleich mit ihnen sich tummelten, „cum his in proelio versabantur“. Das war jedoch nur die Regel; denn aus den ferneren Worten: „ad eos se equites recipiebant“ darf man folgern, daß sie bisweilen auch hinter den Reitern zurückblieben. Der Fall mußte ohnehin eintreten, wenn es galt, eine momentane Schwäche des Gegners wahrzunehmen, und der Erfolg lediglich von der Schnelligkeit des Pferdes abhing. Im allgemeinen aber blieben beide Waffen zu gegenseitigem Schutz und Trutz beisammen, und wenn im Getümmel des Kampfes der Fußgänger seinem berittenen Genossen anders nicht folgen konnte, dann erfaßte er die Mähne des Pferdes und hielt „sublevatus“ mit ihm gleichen Schritt. Es war die Gefechtsweise der Plänkler; auch hier ist von einem geschlossenen Angriff nicht die Rede.

Daß diese Art einer Taktik der verbundenen Waffen schon den Römern, ja selbst den alten Germanen bekannt war, ist immerhin von Interesse. In anderer Gestalt tritt sie zur Zeit Gustav Adolfs und Heinrichs IV. in die Erscheinung, wo nicht der einzelne Mann, sondern kleinere Abteilungen Infanterie den Reitern beigesellt wurden[3]). Der Grundsatz aber bleibt derselbe, die gegenseitige Unterstützung im Gefecht. Eine völlige Verschmelzung beider Waffen sind die ehemaligen Dragoner, welche, obwohl in erster Linie Kavallerie, erforderlichen Falles auch zu Fuß fochten. Den Buren dagegen diente das Pferd lediglich als Transportmittel. So wurden auch schon in den Kriegen des sechszehnten und sieben-

---

[1]) Veget. III 16. Darauf ist auch das von Lindenschmit a. a. O. Taf. VII 3 mitgeteilte und S. 23 beschriebene Grabdenkmal zu beziehen, wo man neben dem zum Angriff vorsprengenden Reiter einen mit zwei Lanzen bewaffneten Fußgänger sieht.

[2]) Caes. Bell. Gall. I 48; vgl. VII 65 und VIII 13.

[3]) S. Daniel „Histoire de la milice française“, Paris 1721, I S. 313; vgl. m. Abhandlung: „Gefechtstellung und Taktik der Manipulare“ im Philologus 1910 S. 370.

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts Musketiere beritten gemacht, sobald es darauf ankam, sie möglichst schnell zu bewegen.

Danzig. Th. Steinwender.

Die Lage des Varusschlachtfeldes.

Schier unübersehbar ist die Zahl der größeren und kleineren Publikationen zur Jubelfeier der Varusschlacht im Vorjahre. Wir Westfalen, die wir doch in erster Linie interessiert sind, haben uns merkwürdig zurückhaltend in der Sache benommen. Weder von der Universität Münster noch von igrend einer höheren Lehranstalt ist ein Beitrag zur erwähnten Frage gegeben worden. Man hatte hier wohl das richtige Gefühl: erörtern und rekapitulieren läßt sich die Sache wohl, aber eine wirkliche Förderung dieser schwierigen Frage ist damit noch nicht erreicht. Und darum handelt es sich doch in erster Linie. Unsere westfälischen Autoren Clostermeyer, Giefers, Hülsenbeck und Essellen haben jeder in seiner Weise Eigenartiges zu Tage gefördert, nachher sind Mommsen, Knoke, Wilms und Dünzelmann andere Wege gegangen. Durch die Ausgrabungen von Haltern und Oberaden ist die Frage von neuem in Fluß gekommen. Das Verdienst, die Frage des Varusschlachtfeldes im Zusammenhange mit der Lage Alisos angeregt und in neue Bahnen gelenkt zu haben, gebührt in erster Linie dem Pastor Prein in Hohenlimburg. Er, der Entdecker des großen Lagers vom Oberaden, das in seiner Pfarrgemeinde lag, ist seitdem unermüdlich auf der Suche nach Marschwegen gewesen, die von dem Lager aus in das Innere Germaniens führten.

Er hat seine Funde und Beobachtungen nicht in einem Buche zusammengetragen, sondern nur in kleineren Aufsätzen durch Zeitungen und Zeitschriften der Öffentlichkeit übergeben. Prein verfolgte den Lauf der Seseke (der Elison des Dio Cassius) und suchte nun im Gelände südlich der Lippe Römerspuren zu entdecken. Bisher verfolgten bekanntlich alle Forscher, welche das Schlachtfeld bei Detmold suchten, den Lauf der Lippe bis zu ihren Quellen und glaubten im Oberlaufe derselben Aliso finden zu müssen. Allein hier waren Spuren eines Kastells schlechterdings nicht zu entdecken, weder in Paderborn noch in dem benachbarten Elsen. Die Frage der Schiffbarkeit der Lippe ist neuerdings viel erörtert worden. Der neue Rhein-Lippe-Kanal soll bis Lippstadt führen. Soweit reichen auch die Schleusen der Lippekanalisierung von 1824. Wer heute, wie wir es täglich tun, den Wasserstand der Lippe beobachtet, kommt zu dem Resultat, das ich mir von Schülern, die dem Rudersport huldigen, oft habe bestätigen lassen, daß für größere Kähne der Fluß oberhalb Hamms unpassierbar war. Da Hamm nicht Aliso ist und

Digitized by Google

ein Lagerterrain zwischen Lippe und ihren Zuflüssen am Oberlauf nicht vorhanden ist, so bleibt Oberaden am Mittellauf des Flusses zunächst die einzig mögliche Hypothese für Aliso. Meines Wissens reichen alle bedeutenderen Funde aus der Römerzeit, d. h. Amphoren und größere Münzfunde, nur bis in die Nähe Hamms, nämlich bei Werne (2 St. w. v. H.) und bei Hilbeck (2 St. s. v. H.). Was uns zur Theorie Preins hinzieht, ist vor allem auch die große geschichtliche Überlieferung, welche den Süden Westfalens beherrscht, die aber völlig an der Stelle versagt, wo man bisher das Schlachtfeld suchte. Wer hatte nicht in der Literatur etwas vernommen von der Völkerschlacht am Birkenbaum bei Werl? Dieses Städtchen, drei Stunden südlich von Hamm gelegen, spielte zur Zeit der sächsischen Kaiser eine wichtige Rolle. Hier wurde 1024 Konrad II. in einer Vorwahl sächsischer Fürsten zum Kaiser gewählt, da er in erster Ehe mit einer Tochter der Grafen v. Werl vermählt war. Funde aus der Römerzeit sind hier ebenfalls vorgekommen. Daß die Römer die fruchtbare Ebene um Werl kannten, wird schon dadurch wahrscheinlich, daß hier eine Salzquelle sich befand. In der Nähe Werls bei Hilbeck ist der große römische Münzenfund um 1700 gemacht worden. Die Stücke gehörten nur der Augusteischen Zeit an. Im Süden Westfalens liegt der geschichtlich berühmteste Ort des ganzen Landes, die „Eresburg" an der Diemel. Welche Rolle spielte doch diese Feste zur Zeit des großen Karl und dann besonders noch zur Zeit der Sachsenkaiser! In der Kirche der Eresburg wurde bekanntlich der Bruder Ottos des Großen nach heftiger Gegenwehr erschlagen. Von Werl führt der Weg über die Höhe der sogenannten Haar nach Arnsberg und von dort der Plackweg, eine uralte Heeresstraße, über Brilon nach Marsberg (Eresburg). Die Eresburg mit der Irminsul war der religiöse Mittelpunkt der Sachsen zur Zeit Karls des Großen. Sollte der Ort nicht früher eine ähnliche Bedeutung gehabt haben? Zwei Schriften sind es, die in neuester Zeit die Hypothese, daß Varus auf dem Rückzuge von der Eresburg (Marsberg oder Stadtberge als Stadt bezeichnet) zur Lippe (Aliso) überfallen sei, energisch vertreten.

Hauptlehrer A. Beneke in Hohenlimburg hat in seiner Schrift „Siegfried und die Varusschlacht im Arnsberger Walde" zunächst die von Jellinghaus schon 1891 ausgesprochene Ansicht, daß Siegfried identisch mit Arminius sei, wieder aufgenommen und mit Hilfe der neueren Forschungen auf diesem Gebiete gestützt und bereichert. Das beigebrachte Material ist so reichhaltig und bedeutsam, daß niemand daran vorübergehen kann, ohne dieser Frage ein ernstes Studium zu widmen. In einem weiteren Aufsatze „Neue Beiträge zur Theorie Siegfried-Armin", Rhein. Westf. Ztg., Nr. 69 u. 74 d. J., hat derselbe Verfasser mit viel Fleiß und Scharfsinn seinem Buche eine starke Stütze gegeben.

Digitized by Google

Mit Beneke sucht auch Gymnasialdirektor Prof. O. Henke in Bremen (Die neueren Forschungen zur Varusschlacht, Gütersloh, Bertelsmann) in höchst treffender Weise dieselbe Ansicht über den Ort der Varusschlacht zu erhärten.

Beiläufig bemerkt, ist dies letztere Buch das bestorientierende unter allen über die gesamte Frage. Ausschlaggebend für beide Autoren ist u. a. besonders der Umstand, daß sich am Plackwege (Arnsberg-Brilon) viele Erdhügel, die man für Grabhügel hält, gefunden haben. Ihre Zahl ist früher noch größer gewesen. Hier hätten also die entscheidenden Kämpfe zwischen Römern und Germanen stattgefunden, bei Werl wäre die Schlußtragödie erfolgt, und der kleine Rest der Römer hätte dann, um sich zu retten, bis Aliso nur einen Weg von 5 Stunden gehabt. Werden wir je mit Gewißheit das Schlachtfeld bestimmen können? Unserer Ansicht nach niemals; aber unter allen Hypothesen ist die eben vorgetragene die wahrscheinlichste. Sie allein gibt eine befriedigende Lösung bezüglich der Frage „Varusschlacht-Aliso“. Das Verdienst, diese Ansicht zuerst wissenschaftlich begründet zu haben, gehört dem verstorbenen Oberlehrer Hülsenbeck-Paderborn, der in einem Programm des Jahres 1878 mit dieser neuen Theorie hervortrat. Die verdienstvolle Schrift ist damals wenig beachtet worden, wird nun aber durch die neueren Forschungen wieder stark ins Licht gerückt. Es würde eine Art Genugtuung für die viele seit 100 Jahren auf diese Frage verwandte Mühe sein, wenn es nun endlich gelänge, über den Ort des Ereignisses, das sicherlich zu den allerbedeutsamsten der deutschen Geschichte gehört, etwas Licht zu verbreiten. Daß wir Bewohner der roten Erde in erster Linie an der Lösung dieser Frage interessiert sind, versteht sich für den Kundigen von selbst[1]).

Hamm a. d. Lippe. H. Eickhoff.

Bürgerkunde — ein neues Pflichtfach?

Als in dem Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr. die Sophistik die im Denken noch ungeübten Köpfe in Verwirrung brachte, war das erste, das man umzugestalten gedachte, die Schule; von den heftigen Zusammenstößen, zu denen es darob zwischen den konservativ und fortschrittlich gerichteten Parteien kam, geben noch heute manche Komödien des Aristophanes und einige Dialoge Platons Zeugnis. Jene Periode ist feststehendes Muster geworden für alle Zeiten des Überganges. Das sehen wir wieder in unserer Zeit bestätigt, die schon die verwirrende Zahl von entgegengesetz-

---

[1]) Die Ausgrabungen am Plackwege in der Nähe von Meschede finden Mitte September d. J. statt. Von dem Resultat derselben hängt für die Beantwortung unserer Frage viel ab.

Digitized by Google

ten Forderungen auf allen möglichen Gebieten als Zeit des Überganges kennzeichnet. Und im Mittelpunkte der widerstreitenden Meinungen steht heute wie damals die Schule.

Auf dem Gebiete des höheren Schulwesens gehen die Bestrebungen vieler dahin, die Oberstufe freier zu gestalten. Unsere Radikalen fordern ihre gänzliche Loslösung; Gemäßigtere glauben, unseren Studienanstalten könne geholfen werden, wenn man im Rahmen der heutigen Ordnung die Pflichtaufgaben zu gunsten einer der Neigung entsprechenden Sonderbeschäftigung beschränkt und so die Schüler zur Selbsttätigkeit erzieht[1]); endlich ist der Vorschlag gemacht worden, auf dem Gebiete der Schulerziehung und Schulzucht die Zöglinge selbst zur Mitarbeit zu bestimmen[2]). In allen diesen und ähnlichen Bestrebungen zeigt sich ein gemeinsamer Zug: bisher gebundene Kräfte sollen gelöst werden. Was Adam Smith' Theorie der Volkswirtschaft gewesen ist, das soll — mutatis mutandis — nun endlich auch der Schule gebracht werden. Maßgebend dürfte bei allen neueren Vorschlägen die Erfahrung sein, daß der jähe Übergang von der engen Gebundenheit der Schule zur schrankenlosen Ungebundenheit des öffentlichen, besonders des Studentenlebens eine Menge gerade des kostbarsten Menschenmaterials kostet; denn der Banause wird die Krisis am ehesten überstehen. Im Hinblick auf diese Gefahr wollen alle Neuerer unsere Primaner zu einer größeren inneren Reife führen; nur über das Maß der Freiheit, das man älteren Schülern gönnen darf, gehen die Meinungen auseinander. Doch welche von den vorgeschlagenen Bahnen immer betreten werden mögen, einer Forderung, die in engstem Zusammenhange mit der sich anbahnenden neuen Entwicklung steht, werden sich unsere Studienanstalten nicht verschließen können, dem Rufe nach staatsbürgerlicher Belehrung. In den siebziger Jahren zum ersten Male erhoben, ist er in den achtziger und neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts mit steigender Lebhaftigkeit wiederholt und in unseren Tagen von verschiedenen Seiten, nicht etwa bloß von Schulmännern, mit Nachdruck erneuert worden.

Es erscheint wenig angebracht, in dieser Frage zwischen den drei höheren Schulgattungen einen grundsätzlichen Unterschied zu machen. Daß die Oberrealschule, diese aus modernen Bedürfnissen hervorgegangene Schulart, auch dieser modernsten Aufgabe wird gerecht werden können, ist ohne Frage. Eher könnte der Nichtfachmann beim humanistischen Gymnasium im Zweifel sein. Aber der wichtigste Gegenstand, der zum Verständnisse der heutigen Volkswirtschaft und des sozialen Lebens führt, die Geschichte, ist ja auch hier Pflichtfach; ja man debattiert darüber, ob die gründlichere Beschäftigung mit der alten Geschichte nicht

[1]) Rudolf Lehmann, Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. usw. 1910 II.
[2]) Karl Heckmann, Monatschrift f. höh. Schulen 1910 S. 65 ff.

Digitized by Google

ein volleres Verständnis der modernen Wirtschafts- und Gesellschaftsformen ermöglicht[1]).

Seitdem die preußischen Lehrpläne von 1892 volkswirtschaftliche Belehrung auf höheren Schulen angeordnet haben, ist eine große Anzahl von Schulprogrammen erschienen[2]), die sich mit der nunmehr geboten Änderung der Methode im Geschichtsunterricht befassen, — ein Zeichen dafür, daß die Lehrer der Geschichte sich mit Eifer der neuen Aufgabe augenommen haben. Dasselbe zeigt sich in der angemessenen Rücksicht, welche die neueren Lehrbücher der Geschichte auf den Gegenstand nehmen. Freilich wird über Mangel an Zeit geklagt und eine Wochenstunde für Geschichte mehr gefordert. Dieser Gedanke der Umgestaltung des Lehrplanes ist jedenfalls eher zu billigen als der andere, eine besondere Stunde für Bürgerkunde auf den höheren Schulen einzurichten. Wir erstreben ein historisches Verständnis der staatlichen Einrichtungen unserer Zeit, und darum muß diese Belehrung mit dem Geschichtsunterricht organisch verbunden bleiben. Vielleicht läßt sich das Ziel indes erreichen auch ohne die vorgeschlagene Abänderung des Lehrplanes. Sollte es wirklich nicht möglich sein, aus dem geschichtlichen Wissensstoff manches kürzer zu behandeln zu gunsten des neuen Gesichtspunktes[3])?

Wichtiger aber noch ist es, daß er auch in den übrigen Unterrichtsgegenständen systematischer als bisher zur Geltung gebracht wird.

Konzentration kann in der Tat hier viel wirken. Bei der Fülle des im Geschichtsunterricht zu Erörternden wird das Einzelne nicht immer in seiner Bedeutung und Eigenart recht erfaßt werden; es ist eben eins unter sehr vielen. Ungleich lebendiger wird die Anschauung, wenn eine Frage oder Begebenheit einmal gesondert behandelt oder wenigstens berührt wird; geschehen kann dies aber in allen Unterrichtsfächern. Es handelt sich also um eine teilweise Modernisierung des Lehrzieles, nicht um eine Änderung des Lehrplanes. Bei Auswahl der Lektüre sowohl im altwie im neusprachlichen Unterricht wird demgemäß mehr als bisher der volkswirtschaftliche und sozialpolitische Gesichtspunkt mitzusprechen haben; doch überlassen die preußischen Lehrpläne von

---

[1]) Verwiesen sei auf W. Knögel, Alte Geschichte und Gegenwart. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. usw. 1909 II S. 113 ff. und Fr. Aly, Das Gymnasium und die neue Zeit. Das humanistische Gymnasium 1909 S. 215 ff.

[2]) Moormeister, Gymn. Schlettstadt 1888; Greve, Realg. Aachen 1894; Neubauer, Lat. Hptsch. Halle 1894; Pietzsch, Realg. Zwickau 1894; Brettschneider, Gymn. Insterburg 1895; Schumann, Gymn. Wandsbeck 1895; Sach, Gymn. Hadersleben 1896; Stutzer, Gymn. Barmen 1894; Rudloff, Realg. Schwerin 1903 u. a.

[3]) Über die Beschneidung des „geilen Rankenwerkes der Einzelkenntnisse namentlich der dynastischen und Kriegsgeschichte" handelt F. Friedrich, Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. usw. 1909 II S. 65 ff., dessen Aufsatz auch sonst vortreffliche Gesichtspunkte für unsere Frage enthält.

Digitized by Google

1901 in weiser Liberalität die Bestimmung der Lektüre dem Anstaltsleiter. Auch das deutsche Lesebuch kann — schon von Tertia an — mit Nutzen geeignete Aufsätze der bezeichneten Art enthalten. Historische Aufsatzthemen sind schon jetzt üblich. Es wird also in Zukunft Primanern gelegentlich ein solches aus dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre gestellt werden können, wenn auch die Wahl hier nicht leicht ist; denn vor zu hohen Aufgaben wird man sich scheuen müssen. Leichter ausfindig zu machen sind Themata volkswirtschaftlicher Art für die sog. kleinen Arbeiten, die sich ja eng dem Unterrichte anschließen und im wesentlichen referieren sollen; hierfür dürften sie sogar besonders geeignet sein. Vergessen sei auch der Vorschlag W. Meiers (Monatschrift f. d. höh. Schulen 1909 S. 162 ff.) nicht, die Schüler der drei oberen Klassen alle 14 Tage in der Aula zu versammeln, damit ihnen dort der Geschichtslehrer (oder doch auch ein anderer, der Lust und Liebe dazu hat), über staatsbürgerliche Fragen, einen Vortrag halte, der Durchgenommenes zusammenfaßt und Altes in neue Beleuchtung rückt.

Handelt es sich bei alledem um Pflichtleistungen der Schüler, so soll im Folgenden erörtert werden, wie ihre freiwillige Betätigung unserem Ziele nutzbar gemacht werden kann. Wir wollen in dieser Beziehung ins Auge fassen die Vorträge, die Privatlektüre und die Klassenbibliotheken, drei Dinge, die in enger Berührung miteinander stehen. Die Einrichtung der Vorträge der Schüler in der Klasse ist, wo sie überhaupt besteht, auf den deutschen Unterricht der Prima beschränkt. Es wäre wünschenswert, sie auch auf Obersekunda auszudehnen, nachdem sie durch kleinere Übungen auf der Mittelstufe vorbereitet sind. Im allgemeinen wird die Wahl der Themen den Schülern überlassen: sie sollen über ein Gebiet sprechen, das sie interessiert. Indessen wird die Einrichtung erst dann ihren Zweck ganz erfüllen, wenn der Vortrag das Interesse auch der zuhörenden Schüler erregt; denn diesen soll durch die zum Vortrage nötige Zeit nicht etwa Gelegenheit gegeben werden, vergessene Schularbeiten nachzuholen. Vielmehr ist zu erstreben, daß sich an der Diskussion außer dem Opponenten möglichst viele der übrigen beteiligen; stellen doch solche Diskutierübungen ein wichtiges Bildungsmittel dar. Mit anderen Worten: der Lehrer sollte sich angelegen sein lassen, die Neigung des Schülers zu leiten, zumal da häufig bei vielen eine ausgesprochene Neigung fehlt. Der Wert der Vorträge besteht nicht zum wenigsten darin, daß sie den Vortragenden zwingen, Privatlektüre zu treiben. Rudolf Lehmann[1]) klagt über deren Rückgang auf der Schule; er sieht den Grund in einer zu starken Belastung in den Pflichtfächern. So richtig die Tatsache ist, so ist doch zu fragen, ob der Grund nicht in fehlender Anregung zu suchen ist;

---

[1]) Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. usw. 1910 II.

Digitized by Google

der ungeheuren Menge von Literaturprodukten steht der Schüler ratlos gegenüber. Es ist die schöne, freilich schwere Aufgabe des Lehrers, dem Zöglinge gemäß seiner Individualität mit Rat zur Seite zu stehen.

Die nächste Quelle für Befriedigung privater literarischer Bedürfnisse bieten nun die Klassenbibliotheken, deren Zusammensetzung den verschiedenartigen Neigungen entgegenkommen sollte. Ob ihre Ergänzung immer nach einheitlichen Gesichtspunkten und mit der gehörigen Literaturkenntnis erfolgt, ist eine Frage für sich. Ein zweckmäßiger Vorschlag wäre es vielleicht, an einem allen Mitgliedern des Kollegiums zugänglichen Orte ein Heft auszulegen, in welches Vorschläge für Neuanschaffungen in den einzelnen Klassenbibliotheken eingetragen werden. Dadurch vermiede man den großen Übelstand, daß am Ende des Etatjahres der Ankauf Hals über Kopf besorgt wird; läßt man sich doch in diesem Falle gar zu leicht durch den Titel leiten. — Was nützt freilich die besteingerichtete Bibliothek, wenn sie von den Schülern nicht fleißig benutzt wird? Und gerade die höheren Klassen sollen es sehr an sich fehlen lassen. Hier muß Abhilfe geschaffen werden. Das wird aber geschehen, wenn der Lehrer sich bemüht, das Interesse des Schülers zu lenken und zu fördern. Recht gut dürfte Rudolf Lehmanns Vorschlag sein, nach irgend einer Seite hin interessierte Schüler von manchen Aufgaben (nicht Fächern!) zu entlasten und dafür von ihnen etwa halbjährlich eine größere Arbeit aus ihrem Neigungsgebiete zu verlangen. Eine Kontrolle der Privatlektüre ist in jedem Falle angebracht, und mag sie nur in der Verpflichtung bestehen, im Verlaufe einer festgesetzten Zeit der Bibliothek ein Buch zu entnehmen.

Ein Gebiet, das sowohl für Privatlektüre als auch für Vorträge sich vortrefflich eignet, daher auch bei der Ergänzung der Klassenbibliotheken gehörig berücksichtigt werden sollte, ist die Volkswirtschaft und die Staatsbürgerkunde. Richtig ist, daß in unseren Schülern die Neigung für diese Dinge noch nicht recht rege geworden ist; es soll vorkommen, daß Bücher der bezeichneten Art lange in den Schränken ungelesen stehen. Zum Teil mag der Mangel an Interesse auf den Mangel an fesselnden Büchern zurückzuführen sein — der Gedanke der staatsbürgerlichen Belehrung auf Schulen ist eben bei uns noch jung —; zum Teil aber hat gerade für dieses Gebiet Geltung, was oben allgemein gesagt wurde: das Interesse muß vom Lehrer erweckt werden; denn vorhanden ist es. Besonders ergiebig und geeignet wird aber das bezeichnete Gebiet für Vorträge der Schüler sein. Ergiebig: denn es bietet eine Menge von Themen, die über die Köpfe der Obersekundaner und Primaner nicht hinausgehen; dafür wird der Lehrer allerdings sorgen müssen, daß nicht zu schwere Fragen behandelt werden. Aber auch geeignet: denn solche Vorträge bieten dem Lehrer die Möglichkeit der Kontrolle über die Privat-

Digitized by Google

lektüre des Vortragenden und Opponenten und zugleich einen erwünschten Aufschluß über den Grad ihres Verständnisses; vor allem aber haben derartige Themen ein allgemeines Interesse und regen auch die übrigen Schüler zur Teilnahme an der Diskussion an. — Was nun die einschlägige Literatur angeht, so zeigen Bücher wie „Schaffen und Schauen“ (Teubner), F. W. Förster, „Lebensführung“ (Reimer), Emil Wolff, „Grundriß der preußisch-deutschen sozialpolitischen und Volkswirtschaftsgeschichte“ (Weidmann), daß wir doch nicht mehr ganz leer dastehen. Es steht außerdem eine Reihe von Schriften in Aussicht, die, für Schüler bestimmt, deren Erziehung zu Staatsbürgern fördern wollen. Sie sollen praktische Beispiele der staatsbürgerlichen Belehrung über einzelne wichtige Gebiete und Fragen des öffentlichen Lebens geben, und zwar wird die eine Reihe sich auf der Vorbildung durch die höheren Schulen, die andere auf der Volksschulbildung aufbauen. Wir können nur hoffen, daß die Bemühungen der „Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung des deutschen Volkes“, die das Werk unternommen hat, von bestem Erfolge gekrönt sein mögen.

So gewiß nun die Schule in ihrer heutigen Gestalt zur Heranbildung ihrer Zöglinge in staatsbürgerlichem Geiste viel tun kann, so gewiß wird sie dieses Ziel nur durch gemeinsame und bewußte Arbeit aller Lehrer erreichen. Die Feststellung ist leider unmöglich, wieviel geistige Energie dadurch verschwendet wird, daß die Mitglieder eines Kollegiums es verabsäumen, miteinander Fühlung zu nehmen. Wieviel Wertvolles mag nicht wieder verloren gehen, einfach deshalb, weil es von den nachfolgenden Lehrern nicht aufgenommen, befestigt und weiter ausgebaut wird! Für die exakten Fächer kennt jeder Belege; vollends gilt es für einen Gegenstand, der soviel liebevolle Sorgfalt und feinen Takt erfordert wie der Unterricht in der Volkswirtschafts- und Gesellschaftslehre. Ein Strom erhält seine Stärke durch viele Bäche. Es ist freilich keine leichte Anfgabe, die Kräfte und den Willen eines größeren Kollegiums nach dem einen Ziele hin zusammenzufassen und Eigenbrödelei zurückzudrängen. Übrigens tut es der Wille allein nicht; Vorbedingung ist vielmehr, daß jeder Oberlehrer sich mit volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Fragen befaßt hat. W. Meier (a. a. O.) macht den beherzigenswerten Vorschlag, Ferienkurse für Historiker sowie für Oberlehrer mit anderen Fakultäten sozialpolitische Kurse einzurichten. Früher oder später wird man sich auch entschließen müssen, schon im Staatsexamen einen Überblick über die Volkswirtschafts- und Gesellschaftslehre zu fordern; das ist auch keine Härte, wofern die Möglichkeit gegeben wird, die Prüfung in zwei Teilen abzulegen.

Unsere Überzeugung ist also, daß die höhere Schule der modernen Forderung staatsbürgerlicher Unterweisung gerecht werden kann ohne die von vielen Außenstehenden verlangte Änderung des Lehrplanes, allein durch eine etwas veränderte Frontstellung.

Digitized by Google

Man lege das uns nicht als Vermessenheit aus; wir denken im Gegenteil von dem Einflusse der Schule bescheidener als die radikalen Reformer. Wir wissen nur zu gut, daß die Schule eine zu kleine Grundlage für eine so bedeutende Sache ist. Es muß vielmehr erstrebt werden, daß das Milieu, in dem der Schüler sich außerhalb der Schule bewegt, von sozialem Geiste erfüllt ist. Wenn je, so hat für die staatsbürgerliche Heranbildung der Jugend das Wort von dem Zusammenhang zwischen Schule und Haus Geltung. Man verhehle sich doch die Bedeutung des Elternhauses für die vorliegende Frage nicht. Es handelt sich ja nicht in erster Linie um Erlernung von Tatsachen; wer um dieser willen allein auf bürgerkundliche Unterweisung drängt, befindet sich in einem verhängnisvollen Irrtum. Denn wenn die politischen Kämpfe der letzten Jahrzehnte eine Frucht gezeitigt haben, so ist es doch die Erkenntnis, daß die wirtschaftlichen Interessen, die in den Parteibildungen ihren Ausdruck gefunden haben, solange erbittert miteinander ringen werden, als es an gegenseitigem Verständnis und zu Opfern bereitem Willen der Interessengruppen fehlt. Diese Eigenschaften werden schwerlich durch das Können noch so schöner Reihen von volkswirtschaftlichen Begriffen erworben; es muß vielmehr ein Unwägbares hinzukommen, das die Schule allein in den seltensten Fällen zu geben vermag. Man weiß doch zur Genüge, was ein abfälliges Wort, daheim bei Tisch oder bei anderer Gelegenheit gesprochen, namentlich wenn es in die Form des Spottes gekleidet ist, über die Anschauungen der jungen Leute vermag. Wer wollte sich daher über die Einwirkung der Lehrer in sozialpolitischen Dingen Illusionen hingeben? Hier üben die Anschauungen der Familie maßgebenden Einfluß aus. Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn der Gedanke, in der Schule sozialpolitische Belehrungen zu geben, in manchen Elternkreisen das Gegenteil von Billigung fände und als Eingriff in die Rechte des Hauses gestempelt würde. Man befürchtet vielleicht Propaganda für eine politische Partei, und — dem Oberlehrerstande traut man in gewissen Kreisen so wie so nicht recht. Indessen die Aufgabe ist zu wichtig, als daß man um einer zu befürchtenden Gegnerschaft von ihr abstehen sollte. Die gebildeten Schichten können sich ihr gar nicht entziehen. Denn von wem soll das verständnisvolle Entgegenkommen, von dem wir oben sprachen, ausgehen? Vom Arbeiterstande? Die äußere Notlage nicht so wie die nun einmal vorhandene Erbitterung erhält ihn jedenfalls selbst dann noch in mißtrauischer Entfernung von allen anderen, wenn man Erhebliches zu seiner Besserstellnng getan hat. Bleiben doch bloß die mit Glücksgütern reicher Gesegneten, d. h. im wesentlichen die, welche selbst ihre Vorbildung auf höheren Schulen empfangen haben oder wenigstens ihre Kinder auf solche schicken. Und aus diesem großen und wahrhaft vaterländischen Gedanken heraus muß die

Digitized by Google

Schule, wenn sie ihre Pflicht erfüllen will, am Elternhause einen Bundesgenossen zu gewinnen suchen.

Also nicht bloß die Schüler, sondern auch die Eltern sozialpolitisch erziehen! Du armes Schulmeisterlein, heckst an deinem Schreibtische Gedanken und Pläne aus, wie deine Vorgänger bis zur Erschlaffung sich um eine verderbte Cicerostelle bemühen konnten. Nicht ganz so, lieber Leser. Die Eltern erziehen? Nein, ihre wie unsere Lehrmeisterin ist die Zeit, und das Gefühl der Verantwortlichkeit gegen Staat und Gesellschaft wird in unseren Reihen nicht stärker sein als in anderen Ständen. Aber die unablässigen, heftigen Angriffe auf die höhere Schule haben uns nachdenken gelehrt, was von uns zur Linderung der Zeitnot getan werden kann. Und wenn wir nun erkennen, daß die Schule allerdings etwas Wesentliches tun kann, wenn sie in ihren Bestrebungen unterstützt wird, — sollten wir Lehrer da nicht versuchen, das Interesse und die Aufmerksamkeit der Eltern auf das zu lenken, was uns beschäftigt?

Einen gangbaren Weg bieten die Schulprogramme.

Gegen diese noch nicht 100 Jahre alte Einrichtung ist in der letzten Zeit heftig angerannt worden. Diese Angriffe dürften indes das Gegenteil bewirkt haben; denn sie haben einen sachverständigen und warmherzigen Verteidiger des Programmwesens auf den Plan gerufen. Wenn auch Ullrich die weitere Entwicklung nicht mehr leiten kann, so hat sein mit Recht gerühmtes Werk: Programmwesen usw. (Weidmann 1908) ihr doch auf lange Zeit die Wege gewiesen. Der Verfasser redet der Umgestaltung oder richtiger Rückgestaltung der Programme das Wort[1]); sie sollen, wie das ursprünglich beabsichtigt war, den Zusammenhang der Schule mit dem Elternhause aufrecht erhalten. Das ist in der Tat gerade für unsere Zeit außerordentlich wichtig. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß die preußischen Lehrpläne von 1901 in weitherziger Weise, wenn auch natürlich in gewissen Grenzen, gestatten, örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen, pädagogischen Ideen und Versuchen Rechnung zu tragen. Wie sollen die Eltern von solchen unterrichtet werden, wie überhaupt mit dem Geiste bekannt werden, der allmählich in unseren Schulen seinen Einzug hält? Sollen wir die eigensten Angelegenheiten

---

[1]) Allerdings will U. auch gelehrte Arbeiten nicht ausgeschlossen sehen, — eine bezeichnende Konzession an den alten Modus, der aber viele nicht beitreten werden. Der Hauptreferent des 4. Verbandstages der akad. gebild. Lehrer Deutschlands in Magdeburg hat sich mit der Frage der wissenschaftl. Weiterbildung des deutschen Oberlehrerstandes beschäftigt. Die Sehnsucht nach wissenschaftlicher Tätigkeit ist also in unserem Stande vorhanden. Aber um so schneller wird die Entfremdung vor sich gehen müssen, je größer die Anforderungen an die unterrichtliche Tätigkeit des Oberlehrers werden. Wer einmal versucht hat, als Lehrer wissenschaftlich produktiv zu sein, weiß, welcher Grad von Energie aufgewendet werden muß, um beiden Pflichten zu genügen.

Digitized by Google

von Schule und Haus etwa den Tageszeitungen überlassen, anstatt die Einrichtung der Programme an dem Prozesse der Verjüngung teilnehmen zu lassen?[1]) Die Presse hat doch wohl genügend gezeigt, daß sie eher trennend als einigend wirkt. Und doch tut Einigkeit so not. Die Zeitströmung hat der Schule schon jetzt so manches Recht zu gunsten der Familie genommen, und noch ist die Entwicklung nicht bis zu ihrem Ende gelangt. An sich kann es der Schule nur recht sein, wenn sich das Elternhaus der Erziehung in erhöhtem Maße annehmen will; aber es droht eine Zersplitterung der Erziehungsziele, das Gefährlichste, was einem jungen Menschenleben widerfahren kann. Dieser Gefahr rechtzeitig vorzubeugen, ist unsere Pflicht.

Unter den Gebieten, die für die Erörterung in Programmen sich eignen, nimmt die staatsbürgerliche Behrung einen hervorragenden Platz ein. Es gilt, mit den Eltern über Mittel und Wege, Art und Methode Fühlung zu gewinnen. Dabei kann es nur erwünscht sein, wenn auch dann und wann aus Elternkreisen ein Aufsatz aufgenommen würde, wie schon jetzt bei Jubiläen von Anstalten Beiträge ehemaliger Schüler der Festschrift einverleibt werden. Denn es ist sicher, daß gerade auf diesem Gebiete Lehrern wie Eltern mancher wertvolle Wink von Männern gegeben werden kann, die im öffentlichen Leben stehen. Jedenfalls würde ein solches Verfahren dazu dienen, das Vertrauen zur Schule zu heben, ein Erfolg, den man nicht unterschätzen darf. — Daß mancher Programmaufsatz auch älteren Schülern in die Hände gegeben werden kann, sei nicht vergessen; endlich auch hervorgehoben, daß er für die Erzielung der Einheitlichkeit im Ko egium selbst von Wert sein kann, — eine wirksame Unters̀ützung der Konferenzbesprechungen.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Standesbestrebungen der akademisch gebildeten Lehrer im Lichte der geforderten staatsbürgerlichen Erziehung. Die Oberlehrerschaft ist durch die glücklicherweise erfolgreichen Bemühungen um Gleichstellung mit entsprechenden akademischen Berufen in ein Fahrwasser geraten, das ihr gefährlich werden kann. Wer berufen ist, in sozialem Sinne zu wirken, kann unmöglich seinen Ehrgeiz darin suchen, in der „Gesellschaft“ eine hervorragende Stellung einzunehmen. Man erzählt uns, daß das Ansehen unserer Vorgänger nicht gering gewesen ist: die Gelehrsamkeit gibt eben Würde. Nun, der Nimbus des Gelehrtentums ist für uns Heutige dahin. Aber die neuen, für die Allgemeinheit so wichtigen Aufgaben, die dem akademisch gebildeten Lehrer gestellt werden, werden ihm ein Ansehen verleihen, bei dem er nicht schlecht fährt, ohne daß er sich der

---

[1]) H. Müller: Wider die Schulprogramme (1902, Gerhardt) meint zwar, daß für viele Programmabhandlungen das Lokalblatt ein vollständiger Ersatz sei; dagegen Ullrich a. a. O. S. 274/5.

Digitized by Google

„Gesellschaft“ in die Arme wirft. Der Stand als solcher befindet sich an einem Wendepunkte. Man sollte die Mahnung Paul Cauers nicht unbeachtet lassen, der dem Oberlehrer zuruft: Laß doch die öde Standesheberei; sei zu stolz, um den eigenen Wert nach fremdem Maßstabe zu bestimmen. Im Staate werden die Vertreter von Macht und Recht, Soldaten und Juristen, immer die ersten Plätze einnehmen. Im Staate! Aber ist denn der Staat das Höchste der Menschheit? In seiner Rangordnung ist dir nur die vierte Klasse zugänglich; als Gelehrter und Erzieher kannst du erster Klasse sein[1]).

Landsberg a. W. Ernst Höttermann.

[1]) P. Cauer, Viermal zehn Gebote für Schüler, Lehrer, Direktoren, Oberschulbehörden. Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum usw. 1909, II. S. 340 ff.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) **Ludwig Kemmer, Grundschäden des Gymnasiums und Vorschläge zu ihrer Heilung. München 1910, Verlag der Ärztlichen Rundschau. 60 S. geh. 2,40 ℳ.**

An Angriffen auf das Gymnasium hat es zu keiner Zeit gefehlt, die letzte Zeit hat uns sogar heftige Ausfälle gebracht; ihnen reiht sich diese Schrift an, die in der kräftigen Tonart geschrieben ist, die wir von unsern Bayerischen Reichsbrüdern sonst wenigstens im politischen Leben gewöhnt sind, obwohl der Verf. von Haus aus nicht einmal Bayer ist. Das Gymnasium ist ihm eine „Stätte der Arbeitshetze, der Körpervernachlässigung, des odysseischen Däumlingskampfes der Jugend gegen kyklopische Forderungen". Warum? Der Verf. hat die Verkehrtheit der gymnasialen Bildung am eigenen Leibe erfahren, er hat für das bißchen Gymnasialbildung einen hohen Preis bezahlt, für eine verworrene Masse von Kenntnissen, die er erhielt, hat er viel zu viel von dem Sonnenschein und von dem Glück seiner Jugend hingegeben; er hat — natürlich durch die Schuld der Schule — nicht Soldat werden können, wodurch sein Wehrmannsstolz verletzt ist, er ist so ein „Stiefkind des Vaterlandes" geworden. Wie hat der Mann nun bloß Philologe werden können? Das ist ein Rätsel, dessen Lösung doch wohl nur so gelingt, wenn wir annehmen, der Verf. hat von Anfang an den Beruf eines Reformators der mangelhaften Organisation des Gymnasiums in sich gefühlt. Denn die Organisation war immer fehlerhaft, unter ihr verkümmerten die Stiefkinder des Vaterlandes; aber ihre Fehler wirken heute noch schlimmer als früher, da ihre Organe und Objekte sich geändert haben. Das Verdienst, auf die fehlerhafte Organisation hingewiesen zu haben, gebührt den Ärzten. Auf sie stützt sich der Verf. daher vornehmlich, besonders auf die Veröffentlichungen der Medizinalabteilung des Königl. Preuß. Kriegsministeriums (Heft 40). Die mitgeteilten Zahlen sind zwar weder vollständig, noch genügend erläutert, vielmehr leicht irreführend; aber in dem Rahmen dieser Besprechung würde eine Berichtigung und Erklärung zu weit

Digitized by Google

führen. Nur eine Tatsache mag angeführt werden. Einer der herangezogenen Ärzte stellt das Verhältnis der Lernstunden zu den Turnstunden wie 15000 : 750 oder 45 : 2 fest und folgert daraus den „Mangel an körperlicher Erziehung", ohne die freie Spielzeit, Spaziergänge, Baden, Rudern, Ferien mit in Ansatz zu bringen. Für 1 Stunde täglichen Turnunterrichts mehr verspricht er sich geradezu „Rassenverbesserung". Ja muß denn diese Stunde amtlich beaufsichtigt und in den Lehrplan aufgenommen werden? Ist es nicht Sache der Eltern, in erster Linie für das körperliche Wohl ihrer Kinder zu sorgen? Wir haben seiner Zeit mehr als 1 Stunde täglich geturnt, gespielt, gebadet, Schlittschuh gelaufen etc. und waren froh, daß wir ohne Aufsicht des Lehrers waren. Es gibt auch Ärzte, die anderer Ansicht sind über die „körperliche Vernachlässigung" der Schüler auf dem Gymnasium, aber die haben eben einen unerklärlichen „Respekt vor dem Gymnasium", ihre Äußerungen sind eine „Weihrauchspende vor dem Götzenbilde der Tradition". Denn das steht dem Verf. fest, der Lehrplan des Gymnasiums ist völlig verkehrt, sowohl der Masse des Lehrstoffs nach als auch in bezug auf das Tempo der Darbietung. Der Lehrplan — wohlgemerkt der bayerische, von dem sich der preußische etwas, aber doch nicht wesentlich unterscheidet — wird klassenweise im einzelnen beleuchtet; überall ergibt sich eine Überlastung der Schüler, überall sind die Anforderungen zu hoch. Früher war das Ziel sogar in kürzerer Zeit erreichbar infolge der Prügelwut der Lehrer, dieser „Komplementärunsitte". „Die Zeit der Prügelkünstler ist vorbei, nun klappt es nicht mehr". „Unsern Vätern und Großvätern brachte man den Lehrstoff der jetzigen ersten und zweiten Klasse in einem Jahre bei, aber mit dem Stock. Uns selbst, den Söhnen der Sieger von 1864, 1866, 1870, konnte man den Stoff noch in 2 Jahresportionen applizieren, aber das Ziel wurde durch die Dschiu-Dschitsutechnik erreicht, womit die Mehrzahl der Lehrer unsern passiven Widerstand brach und unsere Angriffe auf ihre Nerven abschlug. Von unsern Kindern verlangt man, daß sie Hindernisse nehmen, denen sie bei normalem Kraftaufwand nicht gewachsen sind. Sie versagen. Man peitscht sie nicht über die Hindernisse — das ist der Fortschritt der Zeit —, aber viele erreichen das Ziel nicht, viele nur mit Drangabe kostbarer Jugendzeit, viele werden marod, viele invalid". Die Ziele und die Leistungen des Gymnasiums sind also eine unbewußte Lüge, die Lüge einer Konvention zwischen der Schule und dem Volke. Die Folge ist das „Spicken", das nach dem Verf. in Bayern wenigstens ganz allgemein verbreitet ist, in Preußen habe ich davon nichts bemerkt. Aber in Bayern sollen „die Eltern den Fehler des Spickens nicht bloß nicht bekämpfen, sondern still dulden oder gar offen gutheißen, wie eine ehrliche Waffe weihen und mit ihren Glückwünschen, ihren Hoffnungen, ihrem Gebet in den

Digitized by Google

Kampf begleiten". Das wäre schlimm, sehr schlimm, wenn der Verf. recht hat; da ist etwas faul im Staate Dänemark. Aber daß der Fehler im Lehrplan liegt, davon überzeugt die sonderbare Kritik des Verf.s nicht, das kann, wenn der Verf. mit seinen Behauptungen recht hat, nur an den ausführenden Organen, also an den Lehrern liegen. Und nun die Vorschläge des Verf.s? Nascetur ridiculus mus! Ja ein Mäuschen, und ein lächerlich winziges! Doch nein! „Unsere Jugend wird nicht ärmer, sie gewinnt, wenn man die Horazlektüre streicht". „Auch die Lektüre der antiken Dramatiker bringt nicht nur keinen Gewinn, sondern schweren Schaden". „Durch die antike Lyrik wird die Jugend angewidert". Und so weiter, fort also mit Soph., Eurip., Horaz, Homer; fort auch mit Ovid, Vergil etc. Und nun? Was weiter? Man glaubt ins Leere, ins Dunkle zu gähnen. Auf einmal wird ihm Rat und uns auch: es sollen „die Epik, Lyrik, Dramatik, Rhetorik und Philosophie künftig in der Gymnasiallektüre nur zur gelegentlichen Illustration der Geschichte, Werke klassischer und mittelalterlicher Geschichtsschreiber dagegen als Ahnenbilderbuch verwendet werden". Denn den Mittelpunkt des gesamten Gymnasialunterrichts bilden nicht mehr die alten Sprachen, sondern die Geschichte. Im einzelnen mag jeder selber nachlesen, ob wirklich, wie der Aufdruck verheißt, „die Reformvorschläge klar, schneidend und zielbewußt zum Heile unserer Jugend und des Vaterlandes" sind oder ob diese Art von Schulreform nicht besser in den Papierkorb gehört.

2) Karl Brugmann, Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen und die Sprachwissenschaft. Straßburg 1910, Karl Trübner. 32 S. geh. 0,60 ℳ.

Der Verf. beklagt sich, daß die Ergebnisse der Sprachwissenschaft in dem grammatischen Unterricht der alten Sprachen auf dem Gymnasium zu wenig berücksichtigt werden, während sie doch gerade besonders geeignet wären, den Unterricht zu unterstützen, zu beleben und fruchtbarer als bisher zu machen. Es ist nach seiner Ansicht ein Mangel der Prüfungsordnungen aller deutscher Staaten (Baden ausgenommen), daß von den Kandidaten im Examen nicht die Bekanntschaft mit der Methode und den wichtigsten Ergebnissen der neueren Sprachwissenschaft verlangt wird. So begreiflich es früher bei der Unsicherheit der Ergebnisse der Sprachforschung und Uneinigkeit der Sprachforscher und aus andern Gründen war, daß die Philologen sich zum großen Teil von ihr abwandten, so unerklärlich und unentschuldbar ist es jetzt, wo überall(?) bei den Linguisten die Praxis herrscht, eine einzelne indogermanische Sprache, z. B. die altgriechische zu behandeln, ohne daß fast ununterbrochen von einer Sprache zur andern übergesprungen wird. Gut, wenn es so ist, oder vielmehr daß es so ist; denn wir glauben es dem Verfasser. Daß es aber „seit

Digitized by Google

Jahrzehnten“ schon so ist, möchte ich nach meinen Erfahrungen doch bezweifeln, und jeder, der, wie ich, vor 2 Jahrzehnten die Schauer der Weisheit von Johann Schmidt über sich ergehen lassen mußte. Das war nicht für Lernende, das war für Gelehrte. Ja wenn wir damals den Stoff in der Form und Art, wie sie Brugmann hier andeutet, bekommen hätten! Und Bücher wie das auch von dem Verf. mit Anerkennung genannte von Niedermann: „Historische Lautlehre des Lateinischen“, übersetzt von Hermann, Heidelberg 1907, gab es damals auch nicht. Ob die Forderung berechtigt ist, im Staatsexamen sprachwissenschaftliche Kenntnisse allgemein zu verlangen, wenn, wie der Verf. selbst zugibt, nicht einmal alle Professoren der klassischen Philologie die genügende Vertrautheit besitzen?

Wir danken es dem Verfasser, daß er dem grammatischen Unterricht aufhelfen will, und sicher ist das ein Mittel; aber seine Anwendung ist beschränkt und mich dünkt, uns drückt der Schuh noch anderswo.

Elbing. Paul Tietz.

Rudolf Kittel, Die alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen mit Berücksichtigung des Religionsunterrichts. Mit 6 Tafeln und 10 Abbildungen im Text. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. VIII u. 224 S. 8. 3 *M*, geb. 3,50 *M*.

Das Buch enthält die Vorträge, die der gelehrte Verfasser, Professor an der Universität Leipzig, im Auftrage des königlich sächsischen Kultusministeriums vor Volksschullehrern gehalten hat, um diese zu unterrichten über das, was wirklich als gesicherte Ergebnisse der alttest. Wissenschaft anzusehen sei. Dem hat Verf. dann noch im Anhange die Beantwortungen einiger Fragen seiner Hörer hinzugefügt, von denen er annehmen durfte, daß sie von allgemeinerem Interesse sein werde.

In der Einleitung behandelt er die Vorfrage nach Art und Wesen der wissenschaftlichen Gewißheit auf dem alttest. Gebiete und stellt sich weiter die Aufgabe, in seiner Darstellung nach Kräften den Unterschied zum Ausdruck zu bringen zwischen den wirklich feststehenden Tatsachen und den mit höherer und geringerer Wahrscheinlichkeit aus ihnen gezogenen Schlüssen oder auf sie gebauten Vermutungen, ebenso zwischen dem von der Mehrheit der Forscher Angenommenen und demjenigen, was seine persönliche Auffassung ist. — Verf. unterscheidet drei Hauptgebiete der auf das A. T. sich beziehenden Arbeit, das Gebiet der Ausgrabungen, der Literaturkritik und der geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Forschung. Im I. Teil bespricht er die assyrisch-babylonischen Parallelen zu der biblischen Urgeschichte von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Sintflut und den Urvätern und stellt als festes Ergebnis hin, daß sich zu den wichtigsten Erzählungen der biblischen Urgeschichte Parallelen außerhalb der

Digitized by Google

Bibel finden; sie gehen bis in gewisse Einzelheiten hinein, es darf also der Schluß gezogen werden, daß die Erzählungen, so wie wir sie im A. T. lesen, nicht kurzweg als Urkunde im strengen Sinne des Wortes angesehen werden können. Aber dennoch glaubt Verf. bei aller dichterischen und sagenhaften, selbst mit mythologischen Zügen ausgestatteten Form im einzelnen den im weitesten Sinne tief historischen Gehalt der Urgeschichte bekräftigen zu müssen. — Die Vergleichung des altisraelitischen Gesetzes mit dem Kodex Hammurabi ergibt eine teilweise ganz überraschende Ähnlichkeit. Da nun Palästina von Alters her unter babylonischer Herrschaft stand und diese Oberherrschaft unter König Hammurabi 2100 v. Chr. noch fortdauerte, so ist nicht unwahrscheinlich, daß in dem Lande nach seinem Gesetzbuche Recht gesprochen wurde lange vor der sogenannten mosaischen Zeit. Daraus ergeben sich für den Verf. zwei Schlüsse, entweder daß Moses, dessen Geschichtlichkeit er festhält, im Blick auf die Wanderung seines Volkes nach Kanaan, das in Kanaan geübte Recht nach den Bedürfnissen Israels umgestaltete, oder daß Männer des frühen nachmosaischen Israel, den Anregungen und Grundsätzen Moses folgend, jenes Gesetzbuch auf Grund des in Kanaan geübten Rechts schufen. — Die Funde von Tell el-Amarna in Mittelägypten, die Ausgrabungen in Geser, Taanach, Megiddo haben das Bild, das uns die Bibel von dem Kanaan der Zeit Moses' und Josuas zeichnet, vollkommen bestätigt, ja noch vielfach bereichert und ergänzt, sie haben uns die ältere und älteste Zeit Kanaans in ganz unerwarteter Weise erschlossen und lassen uns teils erkennen, teils ahnen, daß das Land, als Josua eindrang, schon eine reiche und vielgestaltige Vergangenheit hinter sich hatte.

Der II. Teil bietet die Ergebnisse auf Grund der Literaturkritik. Verf. scheidet die gesetzliche, geschichtliche, prophetische und poetische Literatur in Israel. Er beginnt mit der Thorah. Es darf als Tatsache angenommen werden, daß das Buch als Ganzes kein Werk Moses ist. Die von Astryc in genialer Weise begonnene und bis zur Gegenwart fortgeführte Pentateuchkritik beweist das genügend. Der Jahwist, zur Zeit des Propheten Elias, ist der abschließende Sammler überkommenen Gutes, Erzähler und Dichter, Philosoph und religiöser Lehrer seiner Nation; er hat in dem Gesetzbuch ein Gebilde geschaffen, — ja ihm ist von Gott ein Gebilde geschenkt worden, das freilich Mythen und Sagen verwendet, das aber unendlich mehr ist, als daß es das eine oder andere heißen könnte; wir können es allein richtig werten, wenn wir es eine Art prophetischer Schauung, ja eine prophetische Offenbarung nennen. Von hier geht Verf. weiter zu der Charakteristik der späteren Geschichtschreibung, der prophetischen Literatur und der Lyrik, besonders der Psalmendichtung, und stellt dann im III. Teile die Ergebnisse auf Grund der geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Forschung fest. Die drei Erzväter gelten

Digitized by Google

dem Verf. als Persönlichkeiten, die wirklich gelebt haben, doch lehnt er es ab, alle Einzelheiten der Erzählungen von den Vätern als geschichtliche Tatsachen zu erhärten. Josef ist keine historische Person. Und Moses? „Ich schicke voran, sagt Verf., daß für mich Moses' geschichtlicher Charakter eine Tatsache von hoher Sicherheit ist. Man wird, wie ich glaube, über sie nicht hinüber kommen können" und in rhetorischem Schwunge fortfahrend: „wäre eine Gestalt wie Moses nicht überliefert, man müßte sie fordern; bietet sie die Überlieferung, so muß man sie als geschichtlich annehmen". — Weiter entwickelt Verf., wie sich die israelitische Volksreligion aus den rohen Anfängen zur Reinheit des sittlichen Monotheismus verklärt hat. Mit der Darstellung der Hoffnung auf einen künftigen Messias schließen die Vorträge. — Einige Mitteilungen aus den beigefügten Besprechungen werden willkommen sein. Die Schöpfungsgeschichten nennt Verf. rückwärts schauende Prophetien; was da erzählt wird, ist nicht heilige Sage, sondern ohne wirklich geschichtlich und ohne frei von dichterischen Zügen zu sein, zugleich ewig wahre, prophetische Offenbarung; dem Schüler ist zu sagen, daß wir es in diesen Erzählungen nicht mit Geschichte in strengem Sinne zu tun haben, wohl aber mit heiligen Wahrheiten, heiligen, von Gott geschenkten Gedanken. — Daß Elias die Baalspfaffen tötete und Elisa die bösen Buben, soll für uns nicht, weil es in der Bibel steht, nachahmenswert sein; es heißt nur, daß Gott beim Bau seines Reiches und in seinem Volke sich auch solcher Werkzeuge bediente, die noch nicht in allen Stücken seine vollkommene Erkenntnis besaßen, so S. 213; aber S. 217 spricht Verf. diesen und ähnlichen Erzählungen den geschichtlichen Charakter ab und will dies auch den Schülern gesagt wissen.

Also: die Verbalinspiration ist endgiltig aufgegeben, ein wichtiges Zugeständnis der kritischen Theologie gegenüber; damit fällt das Wunder der Entstehung der alttest. Schriften, fallen aber auch alle Wunderberichte, die doch nur auf Grund der Inspiration ihre Autorität hatten. Die Schranken, die das vernünftige Denken auf unerträgliche Weise beengten, sind gebrochen, aber nur — scheinbar; an Stelle des Aufgehobenen setzt Verf. eine andere Schranke, die doch wieder die erste ist, die Offenbarung, die den Schriftstellern zuteil geworden ist, auch den handelnden Personen. Zwar beschränkt Verf. die Offenbarung nicht ausschließlich auf Israel, auch Hammurabi und Mohammed sind göttlicher Offenbarungen gewürdigt worden; doch in Israel war es damit anders. Da nun aber ein Merkmal der echten Offenbarung nicht vorhanden ist, sie also hier behauptet wird, dort geleugnet, so ist mit der Einführung dieses Begriffs in wissenschaftlichen Untersuchungen die historische Klarheit getrübt; Geschichte und Phantasiebilder werden als gleichwertig vermengt und damit die Verworrenheit

Digitized by Google

vermehrt, die gerade nach der Absicht des sächsischen Kultusminsteriums beseitigt werden sollte.

Die dem Berichte zugefügten Tafeln und Abbildungen sind eine wertvolle Beigabe. Den Schluß bildet eine Übersicht über die wichtigere Literatur zu den behandelten Stoffen und ein recht brauchbares Register.

Stettin. Anton Jonas.

Gotthold Boetticher, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten. Ausgabe B in 3 Teilen. Berlin 1909, W. Prausnitz. I. Teil: Für Sexta bis Quarta. 220 S. 8. geb. 1,75 *M*. II. Teil: Für Unter-Tertia bis Unter-Sekunda. 190 S. 8. geb. 1,80 *M*. III. Teil: Für die Oberstufe der Vollanstalten von Gotthold Boetticher und Karl Boetticher. 232 S. 8. geb. 1,90 *M*.

Das Boetticher sche Hilfsbuch hat sich in den $1^1/_2$ Jahrzehnten seines Bestehens trefflich bewährt. Es hat schnell eine außerordentlich große Verbreitung gewonnen und bildet jetzt an zahlreichen höheren Lehranstalten, besonders auch an Gymnasien, die Grundlage des evangelischen Religionsunterrichts bis zur Oberstufe. Der Verfasser ist unablässig bemüht gewesen, sein Buch auf der Höhe zu halten und berechtigten Wünschen entgegenzukommen. Mancherlei Erfahrungen und Erwägungen haben ihn nun veranlaßt, eine durchgreifende Neugestaltung vorzunehmen, jedoch soll das bisherige Hilfsbuch als Ausgabe A weitergeführt werden. Die neue Ausgabe B umfaßt in drei getrennten Teilen den Lehrstoff für den gesamten Religionsunterricht der Vollanstalten. Die beiden ersten Teile stellen keineswegs eine einfache Zerlegung der Ausgabe A dar; vielmehr ist nicht wenig Neues hinzugekommen. Ganz neu ist das Buch für die Oberstufe (T. III), bei dessen Abfassung Karl Boetticher mitgewirkt hat. Da ich das alte Hilfsbuch bald nach seinem Erscheinen in der „Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht" angezeigt habe, so möchte ich mich in der folgenden Besprechung vornehmlich auf das neu Gebotene beschränken.

1. Das Buch für die Klassen VI bis IV übernimmt aus Ausgabe A unverändert die biblischen Geschichten für VI und V, sowie den Katechismus und die Kirchenlieder. Hinzugefügt ist auf S. 169—184 der Abschnitt „Zur Lehraufgabe der IV". Die Lehrpläne (S. 11) stellen mit Recht die Forderung in den Vordergrund, daß „eindrucksvolle Lebensbilder der bedeutendsten Gottesmänner" gegeben werden. Dem entspricht B., indem er nach einer kurzen Einführung in die Bibelkunde die Charakterbilder von Abraham, Jakob (warum nicht auch Joseph?), Moses, Samuel, David und Elias auf biblischer Grundlage zeichnet. So werden Konzentrationspunkte für die Bibellektüre gewonnen, zugleich können die biblischen Geschichten der VI und V in neuem

Digitized by Google

Zusammenhange und unter neuer Beleuchtung wiederholt werden. Diese Charakteristiken sind übrigens so gehalten, daß sie auch derjenige Lehrer mit Vorteil benutzen kann, der die Bibelkunde nach anderen Grundsätzen betreiben will, dem es z. B. mehr auf fortlaufende Geschichte ankommt. Für die Lektüre des N. T. wird eine größere Anzahl von Bibelstellen nach bestimmten Gesichtspunkten in freiem Anschluß an das Markus-Evangelium zusammengestellt, um der Forderung der Lehrpläne nach „erweiternder und vertiefender Wiederholung" des früher Gelernten gerecht zu werden. Es folgt eine Übersicht über den Inhalt von Apostelgeschichte 1—12. Ob das nicht des Guten für diese Stufe etwas zu viel ist? Bei der Kürze der hierfür verfügbaren Zeit wird doch wenig mehr als eine Einprägung äußerer Daten herauskommen. Will man über die Evangelien hinausgehen, so begnüge man sich mit einem ganz allgemeinen Hinweis auf die Entwicklung des Christentums in der Urzeit, bei der man auch die Persönlichkeit des Paulus nach Gebühr hervortreten lasse.

2. In dem Hilfsbuche für U III—U II sind gegenüber der Ausgabe A die Änderungen noch stärker, die Hinzufügungen noch reichlicher. Das betrifft zunächst die Anordnung des Stoffes. Das Buch zerfällt in drei Abschnitte: A und B umfassen die getrennten Lehraufgaben der genannten Klassen, C gibt Belehrungen über Punkte von allgemeiner Bedeutung für die ganze Mittelstufe. Während A durchweg dem bisherigen Hilfsbuch entnommen ist, bietet B eine durchaus neue Bearbeitung des Lehrpensums der U II. Die Lehrpläne weisen dieser Klasse die Zusammenfassung, Erweiterung und Vertiefung des in den Tertien Gelernten zu; vor allem handelt es sich um die Geschichte des Reiches Gottes in ihrem ganzen Umfange. Da das A. T. auf der Oberstufe keine besondere Behandlung mehr erfährt, so muß es hier wirkungsvoll zum Abschluß gebracht werden. Demgemäß zieht B. besonders die Propheten heran. Er gibt eine vortreffliche Einleitung über das Wesen der Prophetie unter maßvoller Benutzung der Forschungsergebnisse der Alttestamentlichen Bibelkritik. Mit Recht läßt er den Jeremias stark zur Geltung kommen; es ist so, wie B. sagt, daß dessen Persönlichkeit den Schülern besonders nahe gebracht werden kann. Daran schließt sich eine Auswahl aus der Psalmendichtung, die nach einleuchtenden Gesichtspunkten gegliedert ist, und eine gedrängte Inhaltsangabe des Buches Hiob. Daß vom „Hohen Liede" und vom „Prediger" abgesehen wird, kann man billigen; dagegen hätte ich der Spruchweisheit wohl eine Stelle gegönnt. Eine Lesetafel im Anhang (S. 190) erleichtert das Auffinden der Stellen, die aus der Bibel (hoffentlich **nicht** der Vollbibel!) gelesen werden sollen.

Für die Lektüre des N. T. ist ein Inhaltsauszug des **Lucas** gegeben, weil der Verfasser meint, dieses Evangelium werde doch wohl meist in U II gelesen mit Rücksicht auf die in O II folgende

Digitized by Google

Apostelgeschichte. Nach meinen Erfahrungen möchte ich den Matthäus vorziehen. Wenn vorher in O III das Markus-Evangelium durchgearbeitet ist und man der Lektüre der Apostelgeschichte in O II einen kurzen Durchblick durch das Lucas-Evangelium vorausschickt, so sind alle drei Synoptiker den Schülern bekannt geworden, was ich, auch im Hinblick auf die spätere Behandlung des Johannes-Evangeliums, für einen nicht geringen Vorteil halte. Übrigens hat der Verfasser selbst diese Möglichkeit in Erwägung gezogen und in Abschnitt A II (S. 28—32) eine ausführliche Inhaltsübersicht des Matthäus gegeben. Zweckmäßig ist auch der dritte Abschnitt des Pensums der U II „Die christliche Kirche". Freilich möchte ich hier von den Bekenntnisschriften und den Unterscheidungslehren den Schülern nur das Allerwichtigste sagen und auf Mitteilungen aus der Conf. Augustana lieber ganz verzichten. Dagegen halte ich es für dringend notwendig, daß sie über die evangelische Kirchenverfassung aufgeklärt werden. Dem jungen evangelischen Christen hierüber sichere Kenntnisse mit ins Leben zu geben, scheint mir keine minder berechtigte Forderung zu sein, als „bürgerkundliche" Belehrungen. Ich würde bei dieser Gelegenheit wiederholen und vervollständigen, was auf S. 71—75 über die evangelische Liebestätigkeit und die großen evangelischen Vereinigungen gesagt ist, damit der Schüler von unserer evangelischen Kirche, ihrer Organisation, ihrer Bedeutung in der Gegenwart, ihren Bestrebungen und Leistungen ein möglichst umfassendes und eindrucksvolles Bild erhalte.

Wir kommen zum Abschnitt C „Allgemeines". Die verschiedenen Unterteile decken sich inhaltlich meist mit entsprechenden Partien des alten Buches, sind hier nur etwas anders und m. E. zweckmäßiger geordnet. Eine neue Behandlung hat das Kirchenlied erfahren. Zunächst wird eine Übersicht über seine Geschichte geboten. Dann folgen die Kirchenlieder, die in dem Buche für die Unterstufe stehen, in etwas vermehrter Zahl und in zeitlicher Reihenfolge. Ich halte diese nochmalige Vorführung der Kirchenlieder unter geschichtlichen Gesichtspunkten für einen äußerst glücklichen Gedanken. Ebenso begrüße ich die erklärenden Fußnoten. Wie viel Unverstandenes wird in den Kirchenliedern vom Schüler gelernt! Auch manche nicht germanistisch gebildeten Lehrer werden sich hier Rats erholen können. Die den Kirchenliedern angefügte Auswahl von Psalmen (Nr. 1, 5, 23, 90, 103, 118, 121, 130, 139) wird man durchaus billigen.

Der Anhang des Buches enthält die nötigen Angaben über Münzen und Maße, eine Zeittafel und eine Übersicht über die Bibellektüre aus dem A. T. Eine fünfteilige Karte, die auch in die beiden anderen Teile aufgenommen ist, und drei meist auf den alttestamentlichen Gottesdienst sich beziehende Bildertafeln sind eine willkommene Beigabe. So erweist sich dieser zweite Teil als ein sehr tüchtiges und brauchbares Hilfmittel für die

Digitized by Google

Mittelstufe. Ob es nicht noch gewinnen würde, wenn besondere Ausgaben für Gymnasien und Realschulen veranstaltet würden? Die vom Verfasser dagegen angeführten Gründe vermögen mich nicht recht zu überzeugen.

3. Der dritte Teil, das Lehrbuch für die Oberstufe, ist, wie gesagt, durchgängig neu und erfordert darum eine eingehendere Besprechung.

Er unterscheidet sich von den anderen Teilen zunächst dadurch, daß die Pensen der 3 Oberklassen nicht getrennt sind. Mit Recht. Die Freiheit der Anstalten und des einzelnen Lehrers darf auf dieser Stufe am allerwenigsten durch das Lehrbuch eingeengt werden, wie denn auch die allgemeinen Lehrpläne und die Aufsichtsbehörden individuellen Wünschen bei der Verteilung des Lehrstoffes weiten Spielraum lassen.

Das Buch zerfällt in 5 Abschnitte. Der erste soll zur „Wiederholung und Einführung“ dienen und ist so eingerichtet, daß er bei der Lektüre des N. T. nach Bedarf benutzt werden kann. Den Anfang machen Belehrungen aus der Bibelkunde als Ergänzung zu Früherem. In der Frage der Inspiration nehmen die Verfasser einen mittleren Standpunkt ein. Wenn (§ 4) gesagt wird, die Verfasserschaft eines biblischen Buches sei für die religiöse Bedeutung nicht ausschlaggebend, so erscheint mir das der Einschränkung bedürftig. Ist es doch z. B. für die Wertung des Johannis-Evangeliums sehr wesentlich, ob es von dem Lieblingsjünger des Herrn stammt oder nicht. Billigenswert sind die reichlichen Angaben über die Bibelübersetzungen, doch würde ich die Erwähnung der Itala gern missen, zumal da sie nach neueren Forschungen wahrscheinlich mit der Vulgata zu identifizieren ist. — Der Abschnitt „Geschichtliches“ gibt Auskunft über die Herodianer, das Synedrium und die römische Verwaltung, das Bekehrungsjahr des Paulus und — sehr wünschenswert! — Genaueres über Hellenisten und Proselyten. Vielleicht hätte man in diesem Zusammenhange eingehender auf die Pharisäer und Sadducäer zurückkommen können. Es handelt sich um fundamentale Erscheinungen religiösen Lebens, und das in dem Lehrbuche für die Mittelstufe Gebotene dürfte kaum für die reiferen Schüler genügen. — Die 3. Abteilung handelt von den Aposteln; ich finde es vortrefflich, daß hier auch die Legenden und die Schöpfungen der bildenden Kunst berücksichtigt worden sind.

Abschnitt B umfaßt den Kreis der Bibellektüre auf der Oberstufe. Von dem Hauptpensum der O II, der Apostelgeschichte, wird auf S. 11—27 eine ausführliche Inhaltsangabe geboten, die mit ihrer Einleitung und dem zusammenfassenden Rückblick sich als ein gutes Hilfsmittel bei der Vorbereitung der Schüler und bei Wiederholungen erweisen wird. Bei der Übersicht über Kapitel 13/14 hätte ich gewünscht, daß die missionierende und organisierende Tätigkeit des Paulus in ihrer vorbildlichen Be-

Digitized by Google

deutung noch etwas eingehender dargestellt worden wäre. Es folgen die Briefe, die in der Regel in den Oberklassen gelesen werden. Naturgemäß erfährt der 1. Korintherbrief und der Römerbrief die eingehendste Behandlung, die überall die gründliche Vertrautheit der Verfasser mit den einschlägigen Fragen und ihr Geschick, den Stoff in durchsichtiger Weise unter beherrschende und leicht behaltbare Gesichtspunkte unterzuordnen, verrät. B. III geht auf die Johanneischen Schriften, das Evangelium und den ersten Brief, ein. Der Übersicht über das Evangelium werden einleitende Bemerkungen vorausgeschickt, die u. a. die Frage der Abfassung der Evangelien im Zusammenhange behandeln, um von da aus Stellung zum Johannes-Evangelium zu gewinnen. Unter den Gründen, die für die apostolische Verfasserschaft angeführt werden, hätte ich gern noch das Selbstzeugnis in den erzählenden Stellen stärker zur Unterstützung herangezogen gesehen. Die Inhaltsangabe ist wieder sehr gut gegliedert. Bei der Besprechung des Prologs scheint mir der philonische Einfluß zu ausschließlich betont zu sein. Es hätten auch andere Ansichten mehr zu Worte kommen sollen (vergl. Zange, Das Johannes-Evangelium S. 92 und die daselbst angeführte Stelle Ad. Harnacks). Die Kapitel 5 bis 11 wird man schwerlich in der Ausführlichkeit durchnehmen können, die vorausgesetzt zu sein scheint, wie denn überhaupt die Bewältigung ganzer biblischer Bücher weniger in Betracht kommt, als daß das religiös Bedeutsame in ihnen dem Schüler in voller Klarheit und Stärke zum Bewußtsein gebracht wird. Mehr intensiv als extensiv soll man lesen. Die Inhaltsskizze des ersten Johannisbriefes wird sicherlich dazu beitragen, daß die Schüler mit diesem herrlichen Denkmal christlicher Innerlichkeit vertrauter gemacht werden als es bisher meist geschieht. Die Apokalypse fehlt. Wie soll man sich im Unterricht zu ihr verhalten? Wenn Zeit bleibt, würde ich mit kurzen Worten erwähnen, was sie enthält und Proben daraus geben. Wenn nichts anderes, so sollte schon ihre kultur- und kirchengeschichtliche Bedeutung das rechtfertigen.

Der Abschnitt C „Kirchengeschichte" empfiehlt sich von vornherein dadurch, daß der deutsch-evangelische Standpunkt als Maßstab der Betrachtung hingestellt wird. Ferner möchte ich anerkennen, daß überall die Verbindung mit der Gesamtgeschichte, insbesondere der politischen und kulturellen, gesucht wird. Dem Schüler muß das Christentum in den großen geschichtlichen Zusammenhang eingeordnet werden. Das unterläßt der Religionsunterricht häufig; er beschränkt sich oft zu sehr auf das, was die Kirche im engeren Sinne betrifft. Geht dann auch der Geschichtsunterricht bei den gegebenen Gelegenheiten nicht genügend auf die weltgeschichtliche Bedeutung des Christentums ein, so bleibt eine empfindliche Lücke in der Bildung des Schülers gerade in einem sehr wichtigen Punkte zurück. In der Auswahl folgt das Buch

Digitized by Google

den wohlerwogenen Bestimmungen der Lehrpläne. Die Einteilung in die drei großen Epochen: Alte Zeit bis zu Karl dem Großen, die deutsche katholische Kirche bis zur Reformation und die deutsche evangelische Kirche bis zur Gegenwart erscheint mir sehr zweckmäßig. Die Darstellung hält die richtige Mitte zwischen ausführlicher Erzählung und knappem Abriß. Passende Überschriften der Haupt- und Unterteile, numerierte Absätze, die Anwendung größeren und kleineren Drucks erleichtern die Anschauung des Wesentlichen und die Einprägung des Lernstoffes. Folgende Wünsche und Ausstellungen will ich nicht verschweigen: 1. S. 76 möchte ich die Tacitusstelle über die Neronische Verfolgung unter dem Texte angeführt sehen. Der Schüler (und vielleicht auch mancher Religionslehrer) hat nicht gleich die Annalen zur Hand. 2. Die Darstellung der Reformationszeiten in den §§ 100 bis 125 befriedigt sehr, sowohl durch den Umfang des Gebotenen als die übersichtliche Anordnung. Doch scheint der deutsch-evangelische Standpunkt, der die Behandlung der Kirchengeschichte beherrscht, allzusehr daran gehindert zu haben, die reformatorischen Bewegungen in den außerdeutschen Ländern genügend zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Erst, wenn die Schüler sehen, welchen gewaltigen Gang die Ereignisse in Frankreich, in den Niederlanden, in England und Schottland gehabt haben, wird ihnen die Wahrheit eindringlich klar, daß keine andere Begebenheit der neueren Geschichte auch nur entfernt an Großartigkeit und Tragweite sich mit der Reformation messen kann. 3. In der Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts vermisse ich eine genauere Berücksichtigung der religiös - philosophischen Strebungen und Ideen jener Zeit (Deismus, Aufklärung und Rationalismus, die Anschauungen der deutschen Klassiker, Kants usw.). Die kurzen Andeutungen in § 128 dürften nicht ausreichen, um dem Schüler einen Eindruck davon zu geben, welchen Platz damals Kirche und Christentum im allgemeinen Geistesleben einnahmen. Auch in dieser Hinsicht bleibt eine Lücke, wenn der Religionsunterricht nicht Klarheit und Zusammenhang in dem Gedankenkreise des Schülers schafft. Die hier vorgebrachten Wünsche sollen nicht das Urteil abschwächen, daß der die Kirchengeschichte enthaltende Abschnitt ebenfalls eine tüchtige und wohldurchdachte Leistung ist. Ihr Wert würde noch erhöht werden, wenn die Verfasser sich entschlössen, ein kirchengeschichtliches Quellenbuch dazu herauszugeben. Auch nach den Werken von Noack, Rinn-Jüngst u. a. fehlt es noch an einem für die Schule völlig geeigneten Buche.

In den Teilen D. Glaubenslehre und E. Sittenlehre haben die Verfasser einen neuen Weg eingeschlagen. Sie verfahren historisch, ähnlich wie dies z. B. Otto Pfleiderer in seinem bekannten Grundriß der Glaubens- und Sittenlehre versucht hat. Bei jedem einzelnen Lehrpunkte geben sie zuerst die

Digitized by Google

biblische Grundlegung und Entwicklung und dann die kirchliche Formulierung; zum Schluß lassen sie auch neuere Anschauungen zu Worte kommen. „Bei dieser objektiven Grundlage steht es dem Lehrer frei, seine persönliche Anschauung darzulegen". Durchaus richtig!! Eine Bindung durch das Lehrbuch kann der Religionslehrer in der Glaubens- und Sittenlehre am wenigsten vertragen. Aber er darf auch seine persönliche Stellung nicht im Unklaren lassen. Lebendiges Glaubensleben kann sich eben nur an persönlichem Vorbild entzünden. Nicht minder wie diesen Grundgedanken erkenne ich an, daß die Verfasser überall dem Gesichtspunkt Rechnung tragen, den bisher gelernten biblischen Stoff zu wiederholen und zu neuen Erkenntnissen zu verwerten. Zwei Bedenken möchte ich nicht zurückhalten. Das eine bezieht sich auf die Einleitung (§§ 137—146), die die religionsgeschichtlichen Fragen und die heute verbreiteten Weltanschauungen behandelt und insbesondere gegen den materialistischen Monismus auftritt. Diese Dinge müssen sicherlich im Religionsunterricht vorkommen. Ich zweifle nur, ob sie in ein Lehrbuch gehören, dessen knappe Form ein näheres Eingehen verbietet. Es widerstrebt mir auch, daß die Namen von Haeckel, Vogt und anderen Feinden des Christentums in einem Religionsbuche dem Schüler (vielleicht manchem zum ersten Mal) vor Augen kommen. Ähnlich liegt die Sache mit einigem, was von den neueren Auffassungen in der Glaubenslehre gesagt wird. Ich halte es nicht für nötig, daß solche radikalen, kaum mehr auf christlichem Boden stehenden Anschauungen, wie die von Kalthoff (bei einer künftigen Auflage vielleicht auch von Drews) über Christus auch nur mit einem Wort erwähnt werden. Der Zweifel kommt doch früh genug in die jungen Seelen; dazu soll das Lehrbuch keinen Anlaß bieten. Als Anhang zur Glaubenslehre dienen §§ 179—185 „Die Bekenntnisschriften". Das meiste des hier Beigebrachten kann man billigen, in einzelnem ist wohl mitunter über das Bedürfnis der Schule hinausgegangen. Auf Seite 205—219 wird der deutsche Text der Augsburgischen Konfession geboten. Ich begrüße es mit Freude, daß auch aus dem zweiten Teile eine nicht zu knappe Auswahl gegeben wird. Doch würde ich diesen Auszug aus den Artikeln von den „Mißbräuchen, so geändert sind", weniger bei der Glaubenslehre benutzen, als bei der Kirchengeschichte, um den Schülern eine quellenmäßige Anschauung von den Übelständen, Beschwerden und Klagen der Reformationszeit zu geben. Im ersten Teil fehlt mir der lateinische Text außerordentlich. Ich möchte die Verfasser dringend bitten, ihn bei einer neuen Auflage hinzuzufügen. Er hat für den Unterricht manche Vorzüge vor dem deutschen voraus, namentlich was die scharfe Formulierung der Lehrpunkte betrifft; erfahrungsgemäß behalten die Schüler die lateinischen Wendungen leichter als die deutschen. — Ein sehr beachtenswerter Versuch der Darstellung der Sittenlehre für die Oberstufe liegt in dem letzten

Digitized by Google

Abschnitt E (§§ 186—197) vor. Es ist durchaus zu billigen, daß von der üblichen Systematik abgesehen wird. Bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit kann es sich ja nur um grundlegende Fingerzeige handeln. Zuerst wird auch hier auf die Quellen zurückgegangen: die Bergpredigt, Römerbrief c. 12—14, Luthers „Freiheit eines Christenmenschen“, welche Schrift in gekürzter Gestalt vorgeführt wird. Man muß den Verfassern sehr dankbar sein, daß sie von dieser köstlichsten aller Reformationsschriften den Schülern etwas darbieten; sonst lernen sie oft nicht viel mehr als den Titel und höchstens das Thema kennen. Christus, Paulus und Luther zeigen uns die Ideale christlicher Sittlichkeit. Wie sich das sittliche Leben in der Wirklichkeit gestaltet, wird in einem weiteren Teile behandelt. Das Leben in der Familie, im Staate, im sozialen Verbande, in der Gesellschaft, in der Kirche wird kurz besprochen und auf die die Gegenwart bewegenden Probleme hingewiesen. Ich bin der Ansicht, daß der Unterricht in der christlichen Sittenlehre in Anlehnung an diesen Abriß den Schülern recht fruchtbar gemacht werden kann.

Ich stehe nicht an, mein Urteil dahin zusammenzufassen, daß uns in diesem neuen III. Teil ein ganz vorzügliches Hilfsmittel für die Oberstufe geschenkt ist, das einen würdigen Abschluß des trefflichen Boettícherschen Unterrichtswerkes bildet. Es wird, daran zweifle ich nicht, bald seinen Weg in die höhere Schule finden, besonders da dieser Teil auch an solchen Anstalten eingeführt werden kann, die für die VI bis U II die bisherige einbändige Ausgabe A beibehalten wollen.

Druck und Ausstattung sind angemessen, die Beigaben an Karten und Bildern in allen drei Büchern geschmackvoll und zweckmäßig ausgewählt und gut ausgeführt, der Preis ist nach der Versicherung der Verlagsbuchhandlung niedriger bemessen als bei „allen bisherigen Erscheinungen“.

Steglitz. Robert Lück.

L. G. Ricek, Unsere Muttersprache. Gesammelte Abhandlungen über deutschkundliche Fragen. Für Freunde unserer Sprach- und Schutzvereine, besonders für Lehrer. Wien 1910, A. Pichlers Witwe und Sohn II u. 152 S. gr. 8. 2,10 *M.*

In welchem Geiste das Buch geschrieben ist, zeigt der 1. Satz der Einführung: „Die Erziehung unserer Jugend zum angestammten deutschen Volkstum ist die vornehmste Aufgabe der Schule und eine Pflicht, die mit ihr geboren ist“. Der Verf. hat dabei freilich die österreichische Schule im Auge, sein Buch bringt aber auch dem Reichsdeutschen manche Anregung. Unter den 22 Abhandlungen des Buches hebe ich folgende hervor: Abh. 2 nennt als „wesentliche Eigenheiten, besonders Vorzüge unserer Sprache“ die Fügsamkeit für Zusammensetzungen (warnt aber vor Bandwürmern und dem S-Tilgungsunfug) und den Stabreim. Abh. 3: „Die Freiheit in unserer Sprache“ äußert sich in Wortfolge und

Digitized by Google

Satzfolge und in der Möglichkeit, alte Wörter und Wortformen zu verjüngen. Abh. 6 schildert eingehend die Verbreitung der deutschen Sprache. Abh. 8 behandelt die deutschen Mundarten, mit Sprachproben in eigenartiger Auswahl und Anordnung. In Abh. 9 „die deutschen Wörterbücher" vermisse ich unter anderen Paul und die neue Ausgabe von Sanders; Kluge wird ganz nebenbei erwähnt. Vor Martin Mays kühnen Etymologien, die der Verf. zu schätzen scheint, muß dringend gewarnt werden. In Abh. 11 „über Wortbedeutung und Wortgeschichte" wird behauptet: „*heute* hieß ahd. *hi naht*, *hiu naht*"; es ist aber = *hiu tagu*; die Erklärung von *deutsch* S. 78 ist mindestens unklar. Gut sind die Abhandlungen 12: Deutsche Fremdwörterplage (mit Pfisters Vorschlägen, z. B. die Entlöse für Analyse zu sagen, kann ich mich freilich nicht befreunden), 15: Das deutsche Märchen und seine Bedeutung für den Gesinnungsunterricht, 17: Unser Nibelungenlied (dessen Schönheiten, besonders der Charaktere, der Verf. mit beredten Worten preist; aber war es nötig, dazu die Helden der Ilias herunterzusetzen?), 19: Schriften, welche geeignet sind, das deutsche Volksgefühl zu stärken, und deutscher Wesensart am meisten entsprechen, und 20: Allerhand über Bücher, besonders des schöngeistigen Schrifttumes und insbesonders für Lehrerbüchereien. Der Empfehlung von Firdusis Königsbuch in der „meisterhaften" Übersetzung des Grafen Schack stimme ich voll zu, nicht aber der der Edda von Simrock; in der sonst reichhaltigen und guten Sammlung vermisse ich das Waltharilied (Übersetzung von Althof), Schiller von Berger und Goethe von Bielschofski. Am meisten habe ich auszusetzen an Abh. 22: Deutsche Vornamen. Hier begegnen wir dem Satz: „Die Bedeutung, bei deutschen Namen auch die Ableitung seines Namens sollte jedem Schulkinde geläufig sein". Und so gibt denn der Verf. der Fülle von deutschen und wunderbarer Weise auch fremden, zum Teil recht seltenen Vornamen, die er hier zusammenstellt, jedesmal eine Übersetzung bei, die vielfach völlig unsicher, öfters sicher unrichtig ist. Wir müssen uns eben vorläufig damit begnügen, die Namenstämme und ihre Bedeutung festzustellen zu suchen. Hertha soll die Erdengöttin bedeuten, Nicodemus und Osiander sind hebräisch (!), Emil lateinisch = der Fleißige, aber Emilie griechisch = die Schmeichlerin, Sidonie hebr. die Fischerin (!) usw.

Von sprachlichen Versehen habe ich mir angemerkt auf S. 26: „(die Marken), innerhalb *welchen* deutsches Volk und deutsche Sprache herrschen"; S. 117 und 147: „um der Frau Brigitta willen, *dem* Muster einer deutschen Hausfrau" und „Name der Pfarrerstochter von Sesenheim, der Freundin Goethes während seines Straßburger Aufenthalts, *dem* Gretchen Fausts".

Hannoversch-Münden. P. Cascorbi.

Digitized by Google

Eduard Engel, Kurzgefaßte deutsche Literaturgeschichte. Ein Volksbuch. Mit 33 Bildnissen und 14 Handschriften. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag 1909. 370 S. 8. geb. 4 ℳ.

Der Unterzeichnete hat in dieser Zeitschrift, Jahrgang LXI (1907) S. 472—482, Engels große deutsche Literaturgeschichte besprochen und warm empfohlen; deshalb hat er auch das vorliegende Buch mit hohen Erwartungen in die Hand genommen und gründlich durchgearbeitet. Seine Erwartungen sind nicht getäuscht worden: alles, was sich zum Lobe jenes Werkes sagen ließ, kann auch von diesem ausgesprochen werden. Hervorgehoben sei zuerst die urdeutsche Gesinnung und die Begeisterung für das vaterländische Schrifttum, die das ganze Buch mit wohltätiger Wärme durchzieht, sodann die Selbständigkeit des Urteils über einzelne Schriftsteller und ganze Zeitabschnitte, die auch vor einem Abweichen von landläufigen Auffassungen nicht zurückschreckt und überall die eigene Beschäftigung mit den Literaturwerken durchblicken läßt, ferner die Frische der Darstellung und die Mustergiltigkeit der Sprache, die namentlich Fremdwörter nach Möglichkeit vermeidet, und endlich das löbliche Bestreben, den Leser nicht durch ausführliche Inhaltsangaben zu sättigen, sondern in ihm den Durst nach den Quellen zu erregen. Trotz der Kürze der Darstellung fehlt in dem Buche kein Schriftsteller von Bedeutung, und keiner der Angeführten ist mit bloßer Namennennung abgetan; ein jeder ist nach seinem Zusammenhang mit seiner Zeit und nach seiner Bedeutung behandelt, und wenn es auch nur mit wenig Worten geschehen ist. Daß der Verfasser auch in diesem Buche dem Leser den Weg zu den Quellen durch die 'Auswahl lesenswerter Bücher der deutschen Literatur' gezeigt und zugleich dabei 'besondere Rücksicht auf billige Ausgaben' genommen hat, ist für ein 'Volksbuch' besonders anzuerkennen. Alle die angeführten Eigenschaften machen das Buch auch für die Kreise beachtenswert, denen die Zeitschrift für das Gymnasialwesen dienen will, nämlich für die akademisch gebildeten Lehrer und ihre Schüler.

Den Seiten folgend, will ich einige Punkte hervorheben, die mir besonders gefallen haben. Der Zug zum Idealen, der die älteste deutsche Dichtung durchweht, ist auf S. 15 gebührend betont; die lächerliche Sucht nach neuen Fremdwörtern in unserer Zeit ist auf S. 17 kraftvoll zurückgewiesen. Die Kunst des Nibelungendichters ist in ihren Hauptzügen auf S. 32 gut geschildert, Freidanks Vaterlandsgefühl auf S. 36 nach Gebühr gelobt, der Minnesang S. 48 treffend gekennzeichnet, Nithart und Ulrich von Lichtenstein S. 50 und der Meistergesang S. 57 richtig charakterisiert, ebenso der Unterschied zwischen diesem und dem Volkslied S. 59 und das Wesen der Prosa S. 62 und Luther S. 64 ff. Der Hain ist S. 130 f. richtig beurteilt, die Erwähnung von Schillers Gedicht

Digitized by Google

'Deutschlands Größe' sogar mit Wiedergabe der Handschrift S. 185 sehr dankenswert. Anerkennung verdient endlich die geschickte Kürze in der Darstellung der Geschichte des Faust S. 200 f., die sachliche Beurteilung des jüngsten Deutschland und seiner Lyrik im 29. Buche und die Erwähnung und Beurteilung der Jugendliteratur auf S. 340.

Als unrichtig oder zweifelhaft in Bezug auf Inhalt oder Form sind mir dagegen folgende Punkte erschienen und werden dem Verfasser zur Berücksichtigung bei einer neuen Auflage empfohlen. Die Erklärung der Nibelungenstrophe S. 31 ist nicht genau und nicht verständlich. Die Behauptung, daß man das Nibelungenlied früher mit Vorliebe als eine mythologische Dichtung aufgefaßt habe, ist in dieser Kürze unrichtig. Auf S. 33 hätte, wo von den dramatischen Umgestaltern des Nibelungenliedes die Rede ist, wohl auch Geibel erwähnt werden können, dessen Brunhild doch S. 279 angeführt ist. Auf S. 51 hätte die politische Wandelung Walthers von der Vogelweide nach der zwiespältigen Kaiserwahl erwähnt und begründet werden können. Die Behandlung des Weinschweig S. 56 erscheint mir zu oberflächlich; das Gedicht ist nur zu verstehen, wenn man es als einen ausgedehnten, episch zugestutzten Weingruß betrachtet und die darin enthaltenen derb humoristischen Züge würdigt. S. 77 ist von Fortunatus und seinem Schatzhütlein die Rede; es wird gewöhnlich Wunschhütlein genannt. Die Regierungszeit Ludwigs XIV. ist S. 80 unrichtig angegeben: er regierte unter Vormundschaft seit 1643, selbständig seit 1661. Klopstocks Vater wird S. 111 als Gutspächter bezeichnet, wie er in der ersten Auflage der großen Literaturgeschichte als Gutsbeamter und Pächter bezeichnet war; in Wirklichkeit war er juristischer Beamter der Äbtissin von Quedlinburg, Advokat, später Kommissionsrat und nur vorübergehend Pächter eines Gutes in Friedeburg an der Saale. Matthisson war nicht aus Magdeburg, wie auf S. 135 steht, sondern aus Hohendodeleben bei Magdeburg gebürtig. Der Herzog von Württemberg, der Schubart einkerkerte, und vor dem Schiller landesflüchtig wurde, hieß Karl Eugen, wie er auch auf S. 169 richtig genannt ist; der erste Vorname darf wegen der Bezeichnung der Hohen Karlsschule nicht fehlen, wie auf S. 161. Schillers Vater wird S. 169 unrichtig als Parkgärtner des Herzogs bezeichnet; er war wohl, was man heute Parkinspektor nennen würde; daß er ursprünglich Feldscher und dann Werbeoffizier gewesen, ist weder hier noch in der ersten Auflage der großen Literaturgeschichte erwähnt. S. 82 war als der eigentliche Vorname Jean Pauls Johann anzugeben. Auf S. 188 konnte als Bismarcksche Anführung aus Schillers Wallenstein noch das Wort erwähnt werden, das er nach Kaiser Wilhelms I. Tode zu Moltke gesprochen hat: 'Des Dienstes immer gleich gestellte Uhr' hält uns im Gleise.

Digitized by Google

Die Übersetzung von Impavidum ferient ruinae 'Den Furchtlosen treffen nur die Trümmer' auf S. 223 ist entschieden unrichtig. Auf derselben Seite sind die Tage der Schlacht bei Leipzig ungenau als 16.—18. Oktober angegeben statt 16., 18. und 19. Oktober. Rückerts Übersetzung aus dem persischen Königsbuche hat den Titel: Rostem und Suhrab (S. 238). Die Bezeichnung von Wolfgang Müllers Gedicht 'Mein Vaterland du, du bist meine Lust' als Vaterlandslied (S. 242) ist irreführend; ich würde es als Ballade mit mythologischem Hintergrunde bezeichnen, da ihr Held kein anderer als der ins Patriotische übersetzte wilde Jäger, also Wotan ist. S. 245 ist die erste Zeile von Lenaus Gedicht 'Die drei Indianer' falsch angeführt; sie lautet: Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter. In dem ersten Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff auf S. 248 muß wohl Z. 4 Phantasei gelesen werden als Reim auf scheu. Der Held von Immermanns Münchhausen ist nicht, wie es S. 260 und ebenso in der ersten Auflage der großen L.-Gesch. heißt, der alte Lügenheld Münchhausen, sondern dessen Enkel. Fritz Reuters Festungstid schlechthin als bedeutendste Dichtung unter seinen überwiegend lustigen zu bezeichnen, wie es auf S. 296 geschieht, ist vom Standpunkt des Kunstrichters unrichtig; als vollendetstes Kunstwerk gilt mir und vielen anderen die Franzosentid. Georg Ebers ist auf S. 317 meines Erachtens zu lieblos beurteilt. Die Inhaltsangabe von Sudermanns Johannisfeuer auf S. 343, daß darin ein edles Geschöpf an der Schwäche eines Worthelden innerlich zugrunde gehe, scheint mir den Kern nicht zu treffen; ich halte weder den Mann für einen bloßen Worthelden noch das Mädchen für innerlich zugrunde gerichtet, und jener geht durch seine Ehe dem Unglück mehr entgegen als diese, die ihre Ruhe in der Arbeit suchen will und finden wird. Auf S. 347 wird Max Dreyers 'Probekandidat' kraftvoll genannt; er ist höchstens als wirkungsvoll zu bezeichnen, und auch das nur für den Theaterpöbel, der sich weismachen läßt, es könne eine höhere Schule geben, deren Lehrerkollegium vom Direktor bis zum letzten Oberlehrer aus lauter Heuchlern, Feiglingen, Trotteln und Dummköpfen bestehe, während nur der Probekandidat ein vernünftiger und achtenswerter Mensch sei. Das Urteil über Wilhelm Scherer und seine Schule S. 355 ist ungerecht und gehört keinesfalls in eine deutsche Literaturgeschichte für das Volk. Ein falsches Bild erscheint S. 82 in dem Satze, die Mitglieder der Academia della Crusca hätten die Aufgabe gehabt, 'den Sprachweizen von der Kleie zu sondern'. Der richtige Gegensatz zu Weizen ist Spreu, der Gegensatz zu Kleie ist Mehl; das Bild mußte also etwa heißen: 'die Kleie des Fremdartigen und Unschicklichen vom Mehl der Sprache auszusondern'. S. 28 ist ein Verstoß gegen den Sprachgebrauch stehen geblieben, indem es von den Heldengedichten heißt: 'Ein

noch so winziger geschichtlicher Kern steckt in ihnen allen'; es mußte heißen: 'ein wenn auch noch so winziger Kern' (oder 'ein wenn auch winziger Kern'), und so steht auch in der großen L.-Geschichte. S. 37 Z. 18 v. u. steht 'Schwelle' als Übersetzung von 'hostium', das wie ostium 'Tür' bedeutet. S. 50 ist in der ersten Zeile eines Gedichtes von Spervogel das Wort 'wurze' nicht als Plural von 'wurze' = Wurzel, sondern als Plural von 'wurz' = Kraut zu fassen und demgemäß durch 'Kräuter' zu übersetzen. — Im übrigen habe ich nur noch Druckfehler zu rügen: S. 16 Z. 17 habaidedema statt -aima, S. 21 Z. 10 v. u. 870 statt 840, S. 22 Z. 22 sigan statt sinan, Z. 37 in thin statt thiu, S. 36 Z. 29 Hoffahrt statt Hoffart, S. 38 Z. 2 Aposteln statt Apostel, Z. 21 Frohn- statt Fronleichnamspiele, Z. 7 v. u. Heilsbronn statt Heilbronn, S. 40 Innocens statt Innocenz, S. 49 Z. 15 v. u. enwans statt enwas, S. 52 Z. 11 v. u. 1289 statt 1298, S. 93 Halbeuropa statt halb Europa, S. 114 Adams 'Tod' statt 'Adams Tod', S. 123 Ringparapel statt -bel, S. 124 Laubling statt Laublingen, S. 151 und 215 Mannsfeld statt Mansfeld, S. 152 Thorenc statt Thoranc, S. 168 Z. 2 v. u. Erwiederung statt Erwiderung, S. 176 fröhnen statt frönen, S. 183 Nuvermählten statt Neuvermählten, S. 217 Z. 4 v. u. Bürgermeinster statt -meister, S. 229 1805 statt 1905, S. 248 Z. 1 Garf statt Graf, S. 250 Z. 6 v. u. seinen statt seinem, S. 266 Z. 9 v. u. ertragen statt getragen, S. 267 Z. 23 unsre statt unsrer, S. 268 Z. 22 v. u. Karlschüler statt Karlsschüler, S. 271 Trasybul- statt Thrasybul-, S. 314 Z. 17 v. u. großem statt -en, S. 317 Z. 15 säuerlichem statt -en, S. 325 Z. 20 Menonit statt Mennonit, S. 333 Z. 21 Nachen statt Rachen, S. 338 Z. 2 v. u. bedeutendstem statt -sten, S. 347 Z. 23 Kluth statt Klüth. Von sonstigen Fehlern im Druck will ich nur einen störenden Zeichenfehler erwähnen: auf S. 331 Z. 10 muß statt des Ausrufungszeichens nach 'Frage nicht' ein Kolon stehen. Man verzeihe mir den Krokylegmus; aber ein Volksbuch muß vor allen andern korrekt sein. Meine Ausstellungen kommen sicher einer neuen Auflage zugute, deren Erscheinen ich dem rührigen Verfasser recht bald wünsche.

Quedlinburg. Paul Schwarz.

Mörikes Werke, herausgegeben von Harry Maync. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 3 Bände je zirka 500 S. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. In Leinen geb. 6 ℳ, in Halbleder mit Goldschnitt 9 ℳ. [Meyers Klassikerausgaben.]

Daß Prof. Harry Maync in Bern der berufene Bearbeiter einer kritischen Mörike-Ausgabe sei, ist nach seiner allerseits anerkannten Lebensbeschreibung des Dichters (Stuttgart 1902) niemand zweifelhaft. Das Bedürfnis nach einer solchen war zweifellos vorhanden; denn wenn auch die bisher erschienenen Ausgaben

Digitized by Google

von R. Krauß, Keyßner, Sallwürk, Leffson, Fischer alle ihre Verdienste haben, besonders in Einleitungen und Anmerkungen — Krauß auch durch relative Vollständigkeit —, so ist doch bisher in keiner dem Texte die erforderliche kritische Arbeit zu teil geworden, und Fischer (Kunstwart-Ausgabe), der sie leisten wollte, hat die Aufgabe nicht gelöst, wie Maync in der deutschen Literaturzeitung 30, 3013 ff. gezeigt hat. Maync hat zum ersten Male die Texte gründlich behandelt, unter Heranziehung der Originaldrucke und des weit verstreuten Handschriftenmaterials; seine Mörike-Ausgabe steht in Meyers Klassikerbibliothek würdig neben Erich Schmidts Kleistausgabe.

Die biographische Einleitung gibt aus der größeren Biographie das Wichtigste, selbstverständlich in wohlabgerundeter Gestalt. Die einzelnen Werke haben ihre besonderen Einleitungen, natürlich ebenfalls in enger Anlehnung an die Biographie, jedoch unter Berücksichtigung der seitdem erschienenen Literatur. Bei aller Wärme für den Dichter bleibt Mayncs Urteil immer sachlich und objektiv, und das ist bei der vielfach Mode gewordenen kritiklosen Bewunderung des Cleversulzbacher Pfarrers besonders verdienstlich.

Obwohl die neue Ausgabe vollständiger ist als alle bisherigen — sie bringt z. B. zum ersten Male des Dichters Übersetzungen aus der antiken Lyrik und eine Auswahl vermischter kleinerer Prosaarbeiten —, will sie der Herausgeber doch noch nicht eine „historisch-kritische" im vollen Sinne nennen. Eine solche müsse z. B. den „Maler Nolten" in zwei Paralleldrucken verlegen, nämlich neben der Originalausgabe von 1832, die Maync allein gibt, die spätere von Mörike nicht vollendete und erst von Klaiber redigierte und z. T. ergänzte Umarbeitung, die in den populären Ausgaben aufgenommen ist. Raum und Zeit nötigten dazu, sich auf eine Fassung zu beschränken, und diese konnte natürlich nur der „Ur-Nolten" sein. Auch viele Gelegenheitsgedichte hätten in eine vollständige historisch-kritische Ausgabe noch aufgenommen werden müssen; aber das alles ging über den Rahmen der Klassiker-Ausgaben hinaus. Den „Ur-Nolten" hatte bisher nur die Cottasche „Handbibliothek" gegeben, aber in einem wissenschaftlich völlig unzureichenden Texte. Mayncs Nolten-Text kann daher mit Recht ein Glanzstück der Ausgabe genannt werden. Hervorgehoben sei endlich, daß die Ausgabe auch die von Mörike selbst niemals veröffentlichten Werke enthält: „Bruchstücke eines Romans", „Die Geschichte von der silbernen Kugel", „Spillner", „Die umworbene Mula", die „Wispeliaden", die „Selbstbiographie" und die meisten Gedichte der „Nachlese", und zwar unmittelbar nach den Handschriften.

Von hervorragendem Werte sind die jedem Bande angehängten Anmerkungen des Herausgebers. Zu den Gedichten wird für jedes einzelne die Entstehung angegeben, seine besonderen Be-

Digitized by Google

ziehungen zum Dichter, zu Freunden, zu andern eigenen und fremden Gedichten, die Vertonungen u. dgl., zuletzt, besonders zusammengestellt, die Lesarten, hauptsächlich die Abweichungen der Handschriften von den Originaldrucken. Zum Maler Nolten werden die zahlreichen persönlichen und örtlichen Beziehungen, die Anklänge an verwandte Dichtungen, die Einflüsse von Verhältnissen aller Art nachgewiesen, und so auch bei allen übrigen Stücken, ebenso sind allen die Lesarten beigegeben.

Außerdem sind sämtliche Texte mit Sacherklärungen in Fußnoten versehen. Hier und da stößt wohl einmal eine Ungenauigkeit auf, die kaum der Rede wert ist, z. B. ist I, 145 „Konkordanz“ erklärt als eine biblische Sammlung von Stellen, die in Worten oder Gedanken übereinstimmen. Es ist aber ein Lexikon zu Luthers Bibelübersetzung, in dem sämtliche Verba und Nomina mit allen Stellen, in denen sie vorkommen, nach den verschiedenen Bedeutungen geordnet, verzeichnet sind. I, 434 (zu „zuteuerst“) wird fälschlich auf S. 137 desselben Bandes verwiesen.

Die Verteilung des Stoffes auf die drei Bände ist folgende: I. Gedichte, II. Nolten, Wispeliaden und vermischte Gelegenheitsschriften (Mystisches, Erinnerungen an Hölderlin u. a.), III. Novellen und Märchen, Dramatisches und Übersetzungen.

Die vornehme Ausstattung der Klassiker-Ausgaben ist bekannt, und so dürfte Mayncs Mörike in der Tat nichts zu wünschen übrig lassen.

Berlin. Gotthold Boetticher.

---

1) Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Erste Reihe. Fünf Vorträge. Dritte Auflage. Leipzig-Berlin 1910, B. G. Teubner. IV u. 128 S. 8. Zweite Reihe. Fünf Vorträge. Leipzig-Berlin 1910, B. G. Teubner. IV u. 136 S. 8, je 2,20 ℳ.

Die erste Reihe dieser „Vorträge“, die sämtlich am Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. gehalten worden sind, ist von uns vor wenigen Jahren, als sie in 2. Auflage im Druck erschienen war, angezeigt worden (s. diese Zeitschr. 1906 S. 580 f.). Wenn jetzt eine 3. Auflage nötig wurde, so ist schon daraus zu entnehmen, daß gar viele nach diesem Buche greifen, das sich sowohl durch reichen und geistvoll behandelten Inhalt, wie durch edle, anregende Sprache auszeichnet. Da die neue Auflage sich von der vorigen nur durch ganz unwesentliche und vereinzelte Änderungen unterscheidet, so können wir uns hier auf die angegebene Besprechung beziehen und das Buch lediglich von neuem dem gebildeten Laienpublikum und den Fachgenossen empfehlen; denn auch diese werden in der Art, wie ihnen sonst bekannte Dinge hier vorgetragen werden, manche Anregung finden. In Form und Behandlungsweise ist die zweite Reihe ähnlich, die hier gebotenen Vorträge fesseln nach beiden Seiten. Auch sie sollen

Digitized by Google

ein Ganzes bilden, auch sie behandeln aus den allgemeinen Strömungen herausragende Charaktere: es ist die geschichtliche Bewegung und Epoche der Literatur, die man mit dem Namen Hellenismus zusammenzufassen pflegt, aus der hier Persönlichkeiten herausgehoben werden, um zu zeigen, wie sich in ihnen die Geistesströmungen gestaltet haben. Beleuchtet werden: 1. Diogenes der Hund und Krates der Kyniker, 2. Epikur, 3. Theokrit, 4. Eratosthenes und 5. eine Figur, die auf den ersten Blick in dieser Umgebung auffällig erscheinen mag, — der Apostel Paulus. Man sieht, es werden Persönlichkeiten unter gemeinsamen Gesichtspunkt gerückt, die man sonst weitab von einander zu sehen gewohnt ist.

Wenig Gestalten des Altertums sind so von der Legende umgeben und umwuchert wie die des Diogenes, des „Hundes" von Sinope; dieser ursprünglich als Beschimpfung gebrauchte Spitzname wurde die charakteristische Bezeichnung für den Mann und die Richtung seines Geistes. Schwartz sucht die Legenden abzuziehen und den wahren, geschichtlichen Diogenes herauszuwickeln, der „kein Lehrer, sondern ein Zeuge der Weisheit" war, der aber auch der literarischen Tätigkeit nicht fern blieb; er lebte meist in Athen, nicht in Korinth. Aber erst Krates der Thebaner setzte an die Stelle des Originals den Philosophen, den Kyniker, der in bewußte Opposition tritt zu einer abgestorbenen Zivilisation; freilich fand der Individualismus des Kynikers nach der Diadochen- und Epigonenzeit kein Echo mehr und lebte nur in der Literatur fort. Indessen kann die Gemeinde des Diogenes doch nicht gering gewesen sein; denn woher sonst die vielen erdichteten Züge, die sich an seinen Namen knüpften?

„Das Ideal der freien, nur auf sich gestellten Persönlichkeit" wird auch von Epikur angestrebt; denn die Glückseligkeit besteht ihm in der unerschütterlichen Gleichgiltigkeit gegen alle Eindrücke der Außenwelt und alle von diesen abhängigen Regungen des Willens. In diesem Sinne würdigt Verf. den Epikur mit warmen Worten; seine Lehre ist „eine Religion der Stillen im Lande", die Anhänger fand, als die neuen großen Monarchien die politischen Verhältnisse geändert hatten. Epikur will seine Jünger nicht zu einem radikalen Atheismus führen, sondern sie von der „Angst vor den Göttern" befreien und dabei den zarten Kult der Freundschaft üben.

Eine bedeutende, vielleicht zu bedeutende Stellung in der Zeit und im Wesen des Hellenismus weist Verf. dem Theokrit zu. In seiner Zeit war die geistige Führung der Nation von den Dichtern an die Philosophen übergegangen, wie denn der politische Zusammenbruch Athens auch auf die Poesie gewirkt hatte, die nur noch als Kunst galt. In ansprechender Weise verknüpft Verf. die Zusammenstellung der dürftigen Nachrichten über das Leben des Dichters mit der Wiedergabe des Inhaltes seiner Dichtungen, führt

Digitized by Google

uns auch die Bedeutung der alexandrinischen Gelehrsamkeit und Dichtung vor Augen und charakterisiert andere gleichzeitige hervorragende Gestalten.

Neben dem Dichter des Hellenismus behandelt Verf. dann — und zwar mit besonderer Liebe — den Vertreter der Wissenschaft, Eratosthenes, dessen Werdegang dartut, daß das Übergewicht auf geistigem Gebiete immer noch bei Athen verblieb. In anschaulicher Weise führt uns Verf. die Vielseitigkeit des großen Gelehrten vor, wie denn durch ihn gerade die Wissenschaft, von der Philosophie losgelöst, emporgeführt ist, wozu das Museion von Alexandrien ihm die Mittel bot. Er vermochte aus der großen Tat Alexanders, der Entdeckung des Ostens, die wissenschaftliche Folgerung zu ziehen; er schuf zuerst eine wissenschaftliche Chronologie, er versuchte zuerst, nach Erkenntnis der Kugelgestalt der Erde, eine Gradmessung. Zwar blieb es der Fluch seiner Universalität, daß er weder in der Philosophie, noch in der Dichtkunst, noch in der Fachgelehrsamkeit die höchste Staffel erstieg, ein Genie war, und doch sind in seinem Geiste „die Blüten Athens und Alexandriens zu Früchten gereift“.

Den Apostel Paulus neben Vertreter des Hellenismus gestellt zu finden, mag befremden; aber Verf. denkt nicht daran, über die Stellung des Paulinismus in der christlichen Kirche zu reden, sondern über das Problem handelt er, das der antiken Literaturgeschichte in den wichtigsten von Paulus ausgegangenen Schriftwerken gestellt ist, und so kommen unbedingt die echten Paulinischen Briefe, weniger die Acta (die Verf. mit Recht als kulturhistorische, nicht als durchweg rein geschichtliche Urkunde bewertet), in Betracht. Paulus war in einer griechischen Stadt, umgeben von hoher griechischer Bildung aufgewachsen und stand schon dadurch in einem Gegensatz zu den übrigen Aposteln, den armen Galiläern; seine Muttersprache war das Griechische, und durch seine Sprache — und Verf. weist kraftvoll auf die Bedeutung des hellenistischen Griechisch als Weltsprache hin — wurde das werdende Christentum mit einem Schlage zu einer Erscheinung von höchster Kraft und Originalität. Sprache und Bildung seiner Vaterstadt geben dem Wirken des Paulus, auch seiner literarischen Tätigkeit das Merkmal. Bei seiner schriftstellerischen Arbeit, in seinen Briefen kam dem Heidenapostel die entwickelte Epistolographie zustatten; aber er dachte nicht an die Nachwelt, als er seine Episteln schrieb, die der heiße Kampfesatem des Augenblicks durchweht. Indessen ist dem Verf. keineswegs nur um den Schriftsteller Paulus zu tun, sein Bruch mit dem Gesetz, seine Stellung Petrus gegenüber, seine Pläne und Erfolge bis an sein Ende werden hell beleuchtet.

Auch in diesem Buche hat Verf. auf gelehrtes Beiwerk durchaus verzichtet; nur wer für seine Darstellung von Paulus' Lebensgange nach Beweisen verlangt, den verweist er auf einen Aufsatz

Digitized by Google

in den Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften 1907, S. 263 ff. — Die von dem Verf. ausgewählten Gestalten kommen in seiner klaren und formvollendeten Darstellung zu voller Geltung; aber er zeigt uns auch ihre Umwelt, in der eine Menge Nebenfiguren mit vorgeführt werden. Wir sind überzeugt, daß diese „Zweite Reihe von Charakterköpfen aus der antiken Literatur“ bei Gelehrten und bei Gebildeten überhaupt den gleichen Beifall finden werden wie die „Erste Reihe“ und wie die schon vor Jahren veröffentlichten „Fünf Vorträge über den griechischen Roman“.

2) **Siegfried Sudhaus, Menandri reliquiae nuper repertae. Bonn 1909, A. Marcus u. E. Webers Verlag. 65 S. kl. 8. 1,80 ℳ.**

Die Ausgabe gehört zu einer Sammlung „kleiner Texte für theologische und philologische Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von Hans Lietzmann“ und enthält die größeren und kleineren Bruchstücke der *ἐπιτρέποντες*, der *Σαμία*, *περικειρομένη*, des *ἥρως*, *γεωργός* und *κόλαξ*. Ebendieselben waren schon vor Jahresfrist in einer gleichen Zwecken dienenden vollständigen Ausgabe von einem der ersten Bearbeiter des „neuen Menander“, Karl Robert, zusammengestellt; aber leider steht hier auf dem Titelblatte die Bemerkung: 'exemplaria publice non divenduntur'. Daher ist es mit Dank zu begrüßen, daß jetzt eine allgemein zugängliche Ausgabe dargeboten wird, die jedem, der die immer reicher zuströmenden Untersuchungen der berufenen Forscher verfolgen, überhaupt jedem, der den im Altertum so hochgerühmten Dichter nun näher kennen lernen und sich an seiner Kunst erfreuen will, als bequeme Unterlage willkommen sein wird. Die Ausgabe, die den Text mit knappen kritischen Angaben enthält, selbstverständliche oder von vielen Gelehrten gefundene Ergänzungen und Emendationen aber nicht besonders namhaft macht, schließt sich, wie naheliegend, an Körtes Kollationierung des Fundes von Aphroditopolis an; nur die beiden nachträglich bekannt gewordenen Leipziger Pergamentblätter zur *περικειρομένη* sind von Sudhaus selbst eingesehen worden. Die Orthographie des Originals ist nach Möglichkeit gewahrt worden, soweit, daß auch die Paragraphos, der den Personenwechsel andeutende wagerechte Strich über oder unter dem Verse, angegeben ist; der dem gleichen Zwecke dienende Doppelpunkt (:), der im Original oft unrichtig gesetzt oder ganz fortgelassen ist, wird nur vereinzelt wiedergegeben, nämlich dann, wenn dadurch der Wechsel der angeredeten Person kenntlich wird. Die eingefügten Fragmente oder Blätter (des Papyrus) sind zuweilen bezeichnet, z. B. zu *ἐπιτρ.* S. 18 Q (doch nimmt S. hier eine Umstellung vor, setzt Q^2 vor Q^1). Vielleicht hätte er noch häufiger die Blätterbezeichnung geben sollen. Die kritischen Angaben enthalten nur zuweilen eine ganz

Digitized by Google

kurze Begründung oder eine Berufung auf die Forschungsergebnisse anderer. Wenn er einzelne stark zerstörte Stellen, wie die trochäische Szene der *περικειρ.* oder die verstümmelten Reste des *κόλαξ* meist ausfüllt, so will er nicht eben die Zweifel lösen; wir erhalten aber damit für den wahrscheinlichen Fortgang des Dialogs manchen dankenswerten Fingerzeig. Daß auch diese Ausgabe noch viel Probleme bestehen läßt, ist natürlich; vergleicht man sie z. B. mit der oben erwähnten gleichartigen Ausgabe Roberts oder auch nur den neuen Abschnitt der *περικειρομένη* (v. 217 ff.) mit dem auf diese Stelle bezüglichen Aufsatze Roberts im Hermes 1909 S. 260 ff. (an dessen Personenverteilung sich übrigens S. anschließt), so sieht man, daß die forschende Kritik noch manches zu festigen hat. Jedenfalls zollen wir dem sorgsamen Herausgeber Dank für seine Arbeit, die nicht bloß seinen Zuhörern zugute kommen wird.

3) D. Detlefsen, Die Entdeckung des germanischen Nordens im Altertum. Nachtrag zu Heft 8 der Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie. Herausgegeben von W. Sieglin. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 18 S. gr. 8. 0,60 *M.*

Im 8. Hefte der Sieglinschen „Quellen und Forschungen" hatte der Verf. vorwiegend die Entdeckung der Germanenstämme längs der Küste von Rhein und Schelde an bis zur Elbe behandelt. In diesem „Nachtrag" kommt als besonderes Gebiet zur Besprechung die cimbrische Halbinsel, über die eine mittelalterliche Quelle, der vor etwa 40 Jahren aufgefundene Liber census, das „Jordebog", nunmehr einigen Aufschluß zu geben vermag, da sie Völkernamen aus römischer Zeit aufbewahrt hat. Es ist dies die Urkunde, in der König Waldemar II. von Dänemark i. J. 1231 nach der Schlacht bei Bornhöved die Einkünfte des Königsamtes und die seines Familienbesitzes verzeichnen ließ. Darin werden die einzelnen Landgebiete Jütlands und Schleswigs angeführt, aus denen Einkünfte flossen; sie heißen Syssel, und diese sind aus Harden, ursprünglich Gemeinschaften von 100—120 Bauernhöfen, zusammengesetzt. Dieser Gattungsname Syssel kehrt nun in verschiedenen Eigennamen wieder, die eine Zusammensetzung mit Namen, die bei den alten Schriftstellern erwähnt werden, zu enthalten scheinen (Cimbern, Haruden, Sabalingen, Avionen, einige andere bleiben dunkel), wenn auch die Namensformen im Laufe der Zeit entstellt sind; sie umfassen das mittlere und nördliche Jütland, während die Sysselnamen des südlichen Jütland jünger sind, entweder von der Natur des Landes oder vielleicht von den einstigen Hauptorten entnommen. Auch die Namen der Anglii und Varini, die Tacitus unter den Verehrern der Nerthus aufzählt, haben sich in vereinzelten Ortsnamen erhalten, die Verf. gleich den übrigen meist philologisch, doch auch historisch erklärt. Einige kurze Bemerkungen zu Ortsnamen, die teils durch ihre sprachliche Form

Digitized by Google

von Bedeutung sind, teils zu einer näheren Bestimmung der alten Landschaften den Weg weisen können, schließen den „Nachtrag", der des Verfassers Untersuchungen über den germanischen Norden um ein nicht unwichtiges Stück ergänzt.

Hanau. O. Wackermann.

Herrig, La France littéraire, édition abrégée. Morceaux choisis par Eugène Pariselle. Brunswick 1910, G. Westermann. 369 S. geb. 3,50 *M*.

„Herrig, La France littéraire" ist durch die Verlagsbuchhandlung von Westermann zu einer Art Gattungsnamen gestempelt worden. Schon in dem von Tendering im Jahre 1904 ihm geliehenen Gewande war das alte Werk kaum noch zu erkennen. Die jetzt von Pariselle besorgte édition abrégée hat, wie der Verf. selbst eingesteht, nur noch „die großen Linien des Werkes von Herrig und Burguy" bewahrt; die Umarbeitung ist so gründlich, daß tatsächlich ein neues Buch vorliegt. Aber, was tut das Etikett, wenn, wie es hier der Fall ist, der Wein gut ist?

Zunächst ist durch Pariselle das erreicht, was Tenderings allzu umfangreiche Arbeit nicht erreicht hat: wir haben ein handliches, nicht zu teures Buch vor uns, dem für die Einführung in die Schulen kein äußeres Bedenken mehr entgegensteht. Am Ende des Bandes findet sich ein Plan von Paris und eine politische Karte Frankreichs; in den Band verteilt sind 16 vorzüglich ausgeführte Ansichten von Pariser Bauwerken, von Aix-les-Bains mit dem Lac du Bourget von Monaco und dem Cirque de Gavarnie. Daß die Ausstattung in bezug auf Papier und Druck musterhaft ist, versteht sich bei diesem Verlage von selbst.

Als Grundzüge, die ihn bei der Zusammenstellung seiner Chrestomathie geleitet haben, gibt Pariselle folgende an. Nichts soll aufgenommen werden, das dem Stoffe nach nicht in den Rahmen des höheren Unterrichts paßt; die ausgewählten Stücke sollen nach Inhalt und Form musterhaft und zugleich für die Individualität ihres Verfassers charakteristisch sein; sie sollen in ihrer chronologischen Reihenfolge ein anschauliches Bild von der Entwicklung der französischen Literatur in den letzten drei Jahrhunderten geben; endlich soll ein jedes Stück für sich, wenn es auch noch so kurz ist, ein in sich geschlossenes und aus sich selbst verständliches Ganze bilden. Diese letzte Aufgabe, die ja für die Lyrik leicht, für Stücke geschichtlichen und philosophischen Inhalts nicht allzu schwer zu erfüllen ist, bot bei der von der Verlagsbuchhandlung verlangten Kürze des Buchs für das Drama fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Selbst beim Cid von Corneille, der doch infolge seiner ganzen Anlage das Ausscheiden leicht verträgt, mußte zu dem beliebten Hilfsmittel, den Zusammenhang der ausgewählten Szenen durch ergänzende Inhaltsangaben herzustellen, zweimal gegriffen werden; in weit größerem Maße ist dies der

Digitized by Google

Fall bei Molières Femmes savantes und Racines Athalie. Hier bleibt auch bei der größten Mühe und dem größten Geschick ein untilgbarer Rest. Für die sechs dramatischen Stücke, die Pariselle außerdem abgedruckt hat, ist deshalb von vornherein auf Idee und Gang des Dramas verzichtet und nur die Bedeutung der einzelnen Szene ins Auge gefaßt. Hier wird also wohl, besonders auch mit Rücksicht auf die Lehrpläne, die ja die Lektüre eines modernen Dramas vorschreiben, durch Hinzuziehung einer Einzelausgabe nachgeholfen werden müssen.

Mag der Verfasser einer neuen Chrestomathie noch so gründlich in der Literatur bewandert sein, mag er noch so ernst nach Originalität in der Wahl des Stoffes streben — beides trifft auf Pariselle zu —, immerhin bleibt er an einen eisernen Bestand von Schriftstellern und auch Schriftstücken gebunden. Ebenso selbstverständlich scheint es mir, daß mancher Kollege nach seinem Geschmack und nach seinen Erfahrungen manches vermissen wird. Dagegen ist rückhaltlos anzuerkennen, daß die vom Verfasser aufgestellten Grundsätze, deren Richtigkeit niemand bezweifeln wird, mit der größten Gewissenhaftigkeit durchgeführt sind, daß jedes der aufgenommenen Stücke bei näherer Prüfung für seine Aufnahme spricht, und daß besonders für das 19. Jahrhundert eine ganze Reihe neuer, für die Schule wertvoller Stücke gewonnen ist. So, um nur einiges kurz hervorzuheben, die lebensvolle Schilderung, die Chateaubriand in den Martyrs von den Franken gibt; der Einblick, den wir an der Hand des Helden von Stendhals „Chartreuse de Parme" in das erste Stadium der Schlacht von Waterloo gewinnen, später ergänzt durch Victor Hugo, der in den Misérables die Katastrophe schildert; das glänzende Lob, das Sainte-Beuve Molière spendet; sodann als Meisterstück des realistischen Romans die Ballszene aus Flauberts Roman M[me] Bovary; die begeisterte Schilderung Renans von Nazareth, der Vaterstadt Jesu; die bedeutende Szene aus der Question d'argent von Alexandre Dumas, die in drastischer Weise die Macht des Geldes von zwei entgegengesetzten Standpunkten aus beleuchtet; das ebenso packende wie zeitgemäße Gedicht les Aéronautes von Sully Prud'homme und die geistsprühende Selbstironie, mit der der Held von Rostands Komödie seine Nase preist. Daß die Katastrophe von 1870 nicht durch einen Abschnitt von Zolas la Débâcle, sondern in möglichster Kürze und Objektivität durch eine ebenso warmherzige wie staatsmännische Rede Gambettas vertreten ist, wird sicherlich allgemeine Billigung finden.

Der geforderten Kürze des Buches wegen und um nicht zu allgemeinen Phrasen genötigt zu werden, hat Pariselle, wenn auch schweren Herzens, darauf verzichtet, einen Abriß der französischen Literaturgeschichte zu geben. Um diesen Mangel einigermaßen zu ersetzen, hat er in seinem Kommentar jedesmal an die Spitze der Anmerkungen in französischer Sprache kurze Angaben über

Digitized by Google

Leben und Werke des Autors gesetzt, die meist seiner Histoire sommaire de la littérature française entnommen sind und in der Tat in wenig Worten viel sagen.

Was den Kommentar selbst betrifft, so ist er im Gegensatz zu dem von Tendering eingeschlagenen Verfahren nicht in deutscher, sondern in französischer Sprache geschrieben. Bei dem wesentlich praktischen Zwecke des Schulbuchs könnte das auffallen. Gilt doch in bezug auf die französische Lektüre für die Schulausgaben im allgemeinen der Grundsatz, daß die Anmerkungen den Schüler nicht nur belehren, sondern ihm auch die Präparation erleichtern und das Aufschlagen des Wörterbuchs möglichst ersparen sollen; und Pariselle wird nicht leugnen, daß auch bessere Schüler zum Verständnis seiner eigenen Anmerkungen bisweilen zum Wörterbuch werden greifen müssen. Demgegenüber liegt es auf der Hand, daß durch die französische Abfassung die Einheit des ganzen Werkes und der Ernst der Unterrichtsmethode wesentlich gefördert wird. Es wird allerdings zu Anfang besonderer Nachsicht und Nachhilfe von seiten des Lehrers bedürfen, um die Schüler an den rechten Gebrauch dieser Anmerkungen zu gewöhnen.

Sie beziehen sich hauptsächlich auf die zum Verständnis der Texte notwendigen historischen und geographischen Angaben; Grammatisches und Lexikalisches ist nur insoweit aufgenommen, als es sich um veraltete oder nur volksmäßige Formen und Wendungen und solche Wörter handelt, die in den üblichen Wörterbüchern nicht zu finden sind. Alles übrige ist mit Recht dem Lehrer überlassen. Trotz der auch hier mit Erfolg erstrebten Kürze könnte einiges wohl noch kürzer sein. So scheint es mir überflüssig, bei jedem Stück, das keinen Anlaß zu Noten bietet, eine Zeile mit „aucune observation“ auszufüllen. S. 352 sind zur Erklärung der doch ziemlich geläufigen Redensart „passer le Rubicon“ acht Zeilen verwendet. Als breit und anstößig in der Form ist mir auf S. 367 die Bemerkung zu „pointez contre cavalerie“ aufgefallen: commandement par lequel on commande à des canoniers de disposer une bouche à feu de façon que son projectile atteigne le but“. Der ganze Satz könnte ohne Schaden wegfallen, da „pointer, ein Geschützrohr richten“ sich wohl in jedem Lexikon findet.

Auf die oft erörterte Frage, ob der Gebrauch von Chrestomathien oder von Einzelausgaben den Vorzug verdiene, gehe ich hier nicht ein, da sie restlos mir überhaupt nicht zu lösen scheint. In seiner Vorrede sagt Pariselle, daß er sein Buch besonders mit Rücksicht auf diejenigen Lehranstalten verfaßt hat, die nur wenig Zeit für das Studium des Französischen übrig haben. Demgemäß werden in erster Linie die Kollegen an den Gymnasien diese Chrestomathie dankbar begrüßen. Aber auch für die oberen

Digitized by Google

Klassen sämtlicher anderer höherer Lehranstalten ist sie als Grundstock der Lektüre warm zu empfehlen.

Steglitz. Johannes Schmidt.

Oskar Jäger, Deutsche Geschichte in zwei Bänden. Zweiter Band vom westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. Mit 108 Abbildungen und 8 Karten. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oscar Beck. XI u. 690 S. geb. 7,50 *M*.

Was Jäger in der Vorrede beider Bände der Deutschen Geschichte versichert hatte, was man aber bei seiner Regsamkeit und Frische kaum glauben mochte, daß nämlich mit diesem Werke seine schriftstellerische Tätigkeit abgeschlossen sein sollte, ist nun doch infolge höherer Einwirkung zur Gewißheit geworden: am 2. März hat der nimmermüde Gelehrte, der fast zwei Menschenalter hindurch eine führende Rolle im deutschen Geistesleben gespielt hat, sich zur ewigen Ruhe gelegt und damit ein Leben geendigt, das durch einen überaus reichen Ertrag in den Annalen deutscher Geschichte mit unvergänglichen Lettern an glänzender Stelle verzeichnet bleiben wird. Wunderbar; kaum war der vorliegende Band der Öffentlichkeit übergeben, da entfiel dem unerschrockenen Kämpen die Feder, und der beredte Mund verstummte für immer, gleich als hätte der Tod nur darauf gewartet, daß er sein Lebenswerk vollendete.

Angesichts der Majestät des Todes und angesichts der unbestrittenen Bedeutung des Verstorbenen könnte Berichterstatter vielleicht auf eine Kritik des zweiten Bandes verzichten, um so mehr, da er dem ersten Bande im Aprilheft dieser Zeitschrift eine eingehende Besprechung gewidmet hat, jedoch dürfte es im Sinne des Verstorbenen sowie zum Nutzen des Buches sein, wenn doch auf einiges eingegangen wird. Der erste Band ist allenthalben mit ungeteiltem Lobe aufgenommen worden, und mit Recht wird an ihm gerühmt, daß damit dem deutschen Volke eine Darstellung seiner Geschichte geschenkt ist, die besonders infolge der populären, durchaus verständlichen, jedes gelehrte Beiwerk entbehrenden und doch auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Darstellung Verbreitung in den weitesten Kreisen verdient. Dasselbe gilt auch vom zweiten Bande, nur mit dem Unterschiede, daß sein Inhalt noch interessanter ist, da die in ihm geschilderten Ereignisse sich immer mehr unserer Zeit nähern, bis die Darstellung mit der allerjüngsten Zeit und mit Vorgängen schließt, die jeder Leser selbst miterlebt hat. Es ist ja nicht ungefährlich, die allerneueste Zeit in eine Geschichtsdarstellung hineinzuziehen, wenn in sie so leidenschaftlich umstrittene Ereignisse wie die Finanzreform vom Jahre 1909 hineinfallen; bei einem Manne wie Jäger, der beinahe drei Menschenalter sah, dessen Blick für historische und politische Vorgänge wie kaum ein anderer geschärft war, der so-

Digitized by Google

viele Proben einer reichen Erfahrung und eines ruhig abwägenden Geistes von sich gegeben hat, war nicht anzunehmen, daß er an dieser Klippe scheitern würde. So sehen wir denn mit größter Teilnahme die Entwickelung des Reiches seit 1871 sich noch einmal vor unserem geistigen Auge vollziehen und können der Beurteilung unseres gereiften Führers im großen ganzen durchaus beistimmen.

Der Hauptcharakterzug Jägers ist glühender Patriotismus, tiefeingewurzelte Liebe zu Kaiser und Reich, und daraus erklärt sich auch seine heftige Abneigung gegen alles, was gegen das Reich gerichtet ist. Deshalb müssen sich nicht nur manche deutsche Fürsten und Staatsmänner vor 1866, besonders ein Georg von Hannover und ein Friedrich Wilhelm von Hessen, eine derbe Beurteilung und kräftige Beiworte gefallen lassen — von Beust wird ein vaterlandsloser, charakterloser Streber (S. 551) genannt, der Kurfürst von Hessen wird auf Wilhelmshöhe „abgefaßt" (S. 512), die entthronten Herrscher werden mit Landesverrätern verglichen (S. 528), die Handlungs- und Denkweise Georgs auf Welfendünkel zurückgeführt (S. 528) —, sondern auch der deutsche Reichstag wird wegen seiner partikularistischen Bestrebungen hart getadelt, da jede Partei Interessenpolitik treibe und darüber das Wohl des Gesamtvaterlandes vernachlässige (S. 643). Daß dabei wieder die Ultramontanen besonders schlecht abschneiden, die, von anderen Nörglern, Doktrinären und Unzufriedenen unterstützt, dem größten Sohne Deutschlands im 19. Jahrhundert eine Ehrung zu seinem 80. Geburtstage verweigern, kann nicht wundernehmen; und doch versucht der „Historiker" Jäger auch dieser Partei gerecht zu werden, indem er angesichts der Tatsache, daß sie wichtige, zum Heile des Vaterlandes dienende gesetzgeberische Akte mitzustande brachte, bekennt, daß in ihr keineswegs alles „undeutsch und unpatriotisch" sei, sondern daß auch hier im Laufe der Zeit der nationale Gedanke sich durchgerungen habe (S. 644).

Wie Jäger bei der Beurteilung jener Männer nicht durchweg Zustimmung verdient, so hätte er auch sonst, bei aller Anerkennung für die allgemeinverständliche Ausdrucksweise, hier und da etwas wählerischer und sorgfältiger im Ausdruck sein können. So spricht er von der „subalternen" Natur Viktor Emanuels (S. 509), von „bornierten" Konservativen (S. 527), von „trübseligen" Landesfarben der deutschen Einzelstaaten (S. 531), von dem „verbohrten" Politiker Eugen Richter (S. 613), von „blasierter Gleichgültigkeit" der Bureaukratie (S. 622), von „legitimistischer Schrulle" des Grafen Chambord (S. 616). — Naiv klingt: „Auch König Wilhelm, dem es noch nicht ganz klar war, welche Bestimmung ... ihm vorbehalten war, bereitete" (S. 522). Zu vermeiden war S. 612 zweimal im gleichen Satze „zunächst". — Auch die schon am ersten Bande getadelte Bevorzugung von Fremdwörtern vor

Digitized by Google

gut deutschen Ausdrücken fällt wieder auf und darf am allerwenigsten bei einem so vaterlandsliebenden Manne unerwähnt bleiben: aus vielem führe ich nur an „momentan“ (S. 611), „Routinier“ (S. 243), „maskiert“ (S. 436), „obskurant“ (S. 645).

Gegen die Beurteilung einzelner Vorgänge sowie gegen manche Einzelangabe, wenn sie auch mit großer Bestimmtheit gemacht ist, wird man Widerspruch erheben müssen. So sind bezüglich der beiderseitigen Streitkräfte 1866 offenbare Irrtümer zu berichtigen: 6, nicht 7 österreichische Corps konzentrierten sich bei Olmütz; ein 7. Corps stand in Böhmen, über 40,000 Mann stark, wozu die Sachsen in einer Stärke von 23,000 Mann stießen; im ganzen betrug die Zahl der Österreicher auf dem nördlichen Kriegsschauplatze demnach etwa 260,000 Mann, nicht 240,000; fast genau ebensogroß — 260,000 — mag die Zahl der Preußen gewesen sein, die sich aus den bekannten 3 Gruppen zusammensetzte: die zweite Armee bestand aus 4 Corps à 30,000 Mann = 120,000 (also nicht 150,000), die erste Armee umfaßte 3 Corps, also etwa 90,000 Mann (nicht 96,000), zur Elbarmee endlich gehörten nur die beiden rheinischen und eine westfälische Division, also etwa 45,000 (nicht 71,000) Mann. Was endlich die preußische Mainarmee betrifft, so setzte sich diese nicht nur aus Landwehren und Garnisontruppen zusammen, sondern ihren Kern bildeten die westfälische Division des Generals v. Göben und von anderen Corps abkommandierte Regimenter; was soll überhaupt „Garnisontruppen“ heißen? Im Frieden stehen alle Truppen in einer bestimmten Garnison (S. 513). Bei der Schilderung von Königgrätz bedarf auch einiges der Berichtigung (S. 517): zunächst kommandierte General v. Fransecky keine „Thüringer“ Bataillone, sondern seine, die 7. Division, bestand aus den 4 Magdeburger Regimentern; ferner bildeten auf österreichischer Seite nicht nur die beiden gräflichen Corps Thun und Appiano eine Hakenstellung, sondern die ganze österreichische Armee war so aufgestellt; die beiden genannten Corps hatten den mit der Front nach Norden gerichteten Teil des Hakens inne und sollten dem zu erwartenden Eingreifen des Kronprinzen entgegentreten; endlich entzogen sich diese beiden Corps ihrer ursprünglichen Aufgabe nicht durch einen Angriff auf das 2. preußische Corps, sondern es war das Hauptverdienst Franseckys vom 4. Corps, diese Gegner zum Kampf in dem Swiepwald verlockt zu haben; Jäger hat wohl hier den Genetiv „des 2. Corps“ bei Sybel (V, 186) falsch aufgefaßt: es ist ein Genet. subiect., nicht obiectivus. — Das Unterbleiben der Verfolgung nach der Schlacht durfte nicht mit den Rechten der Natur entschuldigt werden (S. 528), sondern war scharf zu tadeln: was man auch mit erschöpften Truppen noch leisten kann, das zeigt die preußische Verfolgung nach der Schlacht bei Belle Alliance; die preußische Kavallerie war ihrer Aufgabe 1866 noch nicht völlig gewachsen. — Benedetti langte nicht erst

Digitized by Google

am 14. Juli im preußischen Hauptquartier zu Zwittau an (S. 519), sondern schon in der Nacht vom 11. zum 12. und wurde auch gleich von Bismarck empfangen. — Nach Jäger erhält das Deutsche Reich auf dem Berliner Kongreß nichts (S. 619): leider doch etwas, nämlich die Feindschaft Rußlands, wovon die Folge der Abschluß des Bündnisses mit Österreich war. — Wenn bei den deutschen Ausgrabungen in der 2. Hälfte des 19. Jahrh. Namen genannt wurden, so durfte neben einem Dörpfeld und Furtwängler auch ein Conze nicht fehlen (S. 654).

Die Weglassung des Kommas vor „und" entspricht auch im 2. Bande nicht dem sonst allgemein üblichen Brauche; ich verweise aus vielem auf S. 511 Z. 5 v. u., S. 515 Z. 12 u. Z. 20, S. 516 Z. 3. Nicht vereinbar ferner mit den Regeln der Grammatik ist die starke Form des zweiten Adjektivs in der Verbindung „in gutem schlagfertigem Zustande" (S. 512 Z. 2); da müßte ein Komma dazwischenstehen. — Druckfehler sind selten: S. 547 Mitte allerdings gleich 2, „die Nachricht" statt „Nachrichten" und „französichen"; sehr störend S. 633 Abs. 2 Anfang, wo der Druckfehlerteufel den 9. Mai als Todestag Kaiser Wilhelms angibt.

Doch das sind alles kleine, kaum empfundene Mängel, die dem Werte des ganzes Werkes keinen Abbruch tun können; wir wollen uns desselben also von ganzem Herzen freuen und wünschen, daß es eine recht, recht weite Verbreitung findet. Dank auch dem Herausgeber für die treue Mitarbeit und prächtige Ausstattung.

Zerbst. G. Reinhardt.

David Müller, Geschichte des deutschen Volks. Zwanzigste, verbesserte Auflage, besorgt von Rudolf Lange. (Ausgabe für den Schulgebrauch.) Berlin 1910, Franz Vahlen. XL u. 575 S. geb. 8 M.

36 Jahre sind seit dem Erscheinen der 1. Auflage dieses ehedem so populären Werkes verflossen, bei dem sich eine zeitlang die Auflagen in 2—3 Jahren folgten, seit den 80er Jahren von dem Direktor der Guericke-Schule in Magdeburg, F. Junge, seit 1900 von dem oben genannten Direktor veranstaltet. Oft haben weitverbreitete Unterrichtsbücher der alten Zeit durch die neuen Herausgeber eine vollständige Umarbeitung erfahren, so daß sie kaum wieder zu erkennen sind, oder, nur wenig verändert und zugestutzt, haben sie den neuen Anforderungen nicht mehr genügt und sind in den Hintergrund gedrängt. Wenn nun seit dem Erscheinen der 19. Auflage von David Müller fast 5 Jahre vergangen sind, so will es ja auch scheinen, als erleide das Buch aus einem dieser Gründe an seiner Beliebtheit Einbuße. Das sollte es aber auf keinen Fall. Hier sind der Charakter, die alte Gewandung, alle Vorzüge des alten Werkes gewahrt worden, und doch sind auf allen Gebieten (ich hebe nur die Reformations-

Digitized by Google

geschichte und den 30jährigen Krieg hervor) die neueren Forschungen verwertet worden, ist, entsprechend den Forderungen der Gegenwart, die Geschichte der Jahre 1815—48 eingehender behandelt und die Darstellung der Ereignisse bis zum Jahre 1909 fortgeführt. Der warme Ton, der das Buch von jeher auszeichnete, ist auch gewahrt worden, nur, wo er ohne Not ins Pathetische verfiel, ist er mehr den darzustellenden Vorgängen angepaßt worden. Das Buch war und ist geblieben ein gutes Schul- und ein gutes Haus- und Familienbuch. Kleinere Ausstellungen, die ich zu machen habe, sollen daher die Wertschätzung des Ganzen nicht beeinträchtigen. § 712, der sich mit der preußischen Verfassung. insonders dem Landtage beschäftigt, wäre wohl noch etwas zu erweitern; in den § 657, 58, 64 und 72 dürfte die durch das große dreibändige Werk von Friedrich (Major im Gr. Generalstabe), Der Herbstfeldzug von 1813, endlich durchgedrungene richtigere Würdigung von Bernadottes Kriegsführung und ihren Gründen doch noch ein wenig mehr zum Ausdruck kommen; in § 600 sind die Hardenbergschen Reformen etwas kurz behandelt. Den Abschnitten, die von Friedrich d. Gr. handeln, könnte vielleicht noch mehr zu gute kommen die Auffassung und Darstellung des Petersdorffschen Werkes, Friedrich der Große, ein Bild seines Lebens und seiner Zeit, 2. Auflage, Berlin 1904. Ich denke hier namentlich an Kolin (§ 490) und Hochkirch (§ 495). In § 367 Abs. 2 würde ich bei der Schilderung vom Abfall Moritz' von Sachsen die Bezeichnung „Judas von Meißen" einflechten, bei Maximilians II. Regierung Theodor Körners wegen Szigeth und Zriny nennen. Bei Peter von Amiens (§ 179) wäre unter Umständen der Behauptung Erwähnung zu tun, er sei vor dem 1. Kreuzzuge nicht im heiligen Lande gewesen. In § 33 würde der Suebe Rikimer, der „Königsmacher" (456—72), wohl namhaft zu machen sein, und in der Anmerkung unter dem Satze „Die Zerstörung der römischen Kunstwerke fällt fiel weniger ihnen als den mittelalterlichen Parteikämpfen zur Last" hinzuzufügen sein: „und der sacco di Roma durch die deutschen Landsknechte (1527)". Die Vandalen wünschte ich von den Stämmen der Völkerwanderung als „einen der edelsten deutschen Stämme" mehr gewürdigt zu sehn (§ 28, 33, 39), auch insofern, als sie die weitesten Wanderungen (Jütland-Afrika) zurückgelegt, allein kühne Züge zur See unternommen (das westl. Mittelmeer: der Wendelsee), dann unter der Sonne des Südens erschlafft und zuletzt spurlos in der Geschichte verschwunden sind. Wertvolle Dienste leistet da eine Abhandlung von Ludwig Wilser, Wanderungen der Vandalen im II. Jahrg. der Zeitschr. Deutsche Erde, herausgegeben von P. Langhans, Gotha 1903, S. 8—12. — In § 2 ist die Richtigkeit des ersten Satzes: „Wie lange die Arier vereint geblieben sind, erzählen uns ihre Sprache nicht", nicht unanfechtbar. Endlich könnte in § 798 der Name des alten

Digitized by Google

Windthorst Aufnahme finden. — Druckfehler sind mir aufgestoßen § 275 (gegen Ende) „am ersten Zuge Siegmunds nach Böhmen (1520)“ statt 1420; § 414 „so daß Schweden also für sie mit den in Reichsverband trat“ statt „in den Reichsverband trat“; § 709 Alexander von Humbold.

Das alles aber sind Kleinigkeiten, die dem Ganzen durchaus keinen Abbruch tun. Dem auch äußerlich würdig ausgestatteten und in der neuen Auflage mit einem umfassenden Namen- und Sachregister versehenen Buche kann nur weiteste Verbreitung in Schule und Haus gewünscht werden.

Greifswald. M. Schmidt.

Arnold E. Berger, Ein Schillerdenkmal. Drei Vorträge. Berlin 1909, Ernst Hofmann u. Co. IV u. 100 S. 8. künstl. kart. 1,60 *M*.

Das fein und geschmackvoll ausgestattete Buch umfaßt drei Vorträge, von denen die beiden ersten schon früher in Zeitschriften veröffentlicht waren, der dritte bisher ungedruckt: „Wie stehen wir zu Schiller?“ „Schillers Beruf“, „Schiller und das Christentum“.

Was der gelehrte Verf. hier bietet, ist das Ergebnis eines ernsten, tiefen, selbständigen Eindringens in das Leben und Wirken unseres Dichters; aus ihm hat er den Antrieb gewonnen, der seit Jahrzehnten herrschenden Richtung entgegenzutreten, die von Schiller und seinen Dichtungen nichts mehr wissen will. So ging es dem Dichter schon, als er auf der Höhe seines Schaffens stand. An der Neige des 18. Jahrhunderts erhob sich die Feindschaft gegen ihn vom Hauptlager der Aufklärung in Berlin, dann von den Romantikern, unter der Führung von Frd. Schlegel, da sprach man von des Dichters zerrütteter Einbildungskraft, von seinem unsinnigen Schwulst, man nannte ihn den bleiernen, moralischen Schiller, einen kleinen Geist und bloßen Anempfinder. Aber diese Stimmen konnten dem Ruhm Schillers nicht gefährlich werden; denn als die Romantik mit der politischen und religiösen Reaktion gemeinsame Sache machte, da stieg die Liebe für den hoheitsvollen Vorkämpfer des vaterländischen Gedankens, des Evangeliums der Freiheit und der natürlichen Menschenrechte; alle wahrhaft Gebildeten, alle echten Volksfreunde, alle, die an die politische Größe und den Weltberuf Deutschlands unerschütterlich glaubten, kämpften damals unter Schillers Panier, sie vergötterten in ihm ihr nationales Lebensideal. Die Begeisterung fand ihren höchsten, großartigsten Ausdruck in der Feier vom Jahre 1859. — Aber in den letzten drei Jahrzehnten hat, wie alle Kundigen eingestehen, die Wertschätzung Schillers einen starken Rückgang erfahren. Wie das hat geschehen können, ist die Frage, mit deren Beantwortung sich der erste Vortrag beschäftigt. Die Ursachen sind nicht an der literarischen Oberfläche zu suchen, sondern in der all-

Digitized by Google

gemeinen Veränderung unseres Lebensgefühls. Wir nennen uns heute Realisten; wir sind dazu geworden durch die Entwickelung der sozialen und politischen Verhältnisse, die Erweiterung des wirtschaftlichen Horizontes, den starken Eindruck der großen Errungenschaften des naturwissenschaftlichen Denkens. Der Schwung der Schillerschen Rhetorik, die unbedingte Strenge seines Pflichtbegriffes, das Pathos seiner Philosophie haben ihn dem jüngeren Geschlecht ferner gerückt und Goethe die Krone der Dichtung geliehen. Mit dem Abwägen dieser beiden Geister und ihrer Schöpfungen schließt Verf.; über seine Stellung zu Schiller läßt er uns nicht im Unklaren. Zweifellos, sagt er, werden unter den kommenden Geschlechtern auch solche sein, die zu Schiller wieder sich stärker hingezogen fühlen als das unsrige; über solche Wahlverwandtschaften entscheiden zuletzt ja nicht ästhetische Neigungen, sondern nationale Erlebnisse und die vorherrschenden Willensrichtungen, die durch solche Erlebnisse hervorgerufen werden.

Die beiden andern Aufsätze führen uns in das Ganze und Innerste der Schillerschen Persönlichkeit und seiner Lebensanschauung und stellen deren Wert gerade für unsere Zeit in großen und überzeugenden Zügen dar. Wenn wir fragen, was Schiller als seinen Beruf ansah, so müssen wir antworten: die Dichtkunst; wir müssen uns aber zugleich erinnern, daß dies Wort für ihn einen weit umfassenderen Sinn hatte, als den des landläufigen Sprachgebrauchs. Lebhaftigkeit, Wärme und Tiefe des Gefühls, geläuterter Geschmack, Vertrautheit mit den besten Mustern aller Zeiten sind zwar unersetzliche Voraussetzungen, aber die Hauptsache bleibt doch, daß das poetische Talent im Dienste einer großen Persönlichkeit tätig sei, die imstande ist, ihr Ich zu einem Mikrokosmos zu erweitern und in dem Aufschließen der eigenen Lebenstiefen zugleich dem Ausdruckverlangen der Menschheit Genüge zu tun. Und dies erreichte Schiller in rüstiger, geistiger Arbeit, in dauerndem Streben nach Vervollkommnung. Seine erste Neigung galt dem geistlichen Berufe, er wollte Prediger werden und ist es auch geblieben, wenn auch in anderer Weise. Äußere Umstände zwangen ihn zu einem andern Wege. Er wandte sich der Jurisprudenz zu, dann der Medizin, und als er damit einen Abschluß gewonnen, ging es wieder an die Vertiefung in die Jurisprudenz, er wurde dann Professor der Geschichte in Jena, versenkte sich in die klassischen Studien und fand von dort den Weg zur Philosophie, er wurde Schüler Kants, ein Geistesverwandter Kants war er schon durch innere Erlebnisse geworden, ehe er die Kantischen Schriften kennen lernte. So hatte sich Schiller als Denker der wesentlichen Ideen der Vergangenheit und Gegenwart bemächtigt; nehmen wir zu alledem noch die einzige Bundesgenossenschaft Goethes, so bekommen wir ein Verständnis, wie sich ihm die Würde und Heiligkeit des Berufes seiner Kunst ergab: eine unvergleichliche Trösterin, eine unversiegliche Kraft-

Digitized by Google

quelle im Daseinskampf zu sein, eine Erzieherin der Menschheit zur Ehrfurcht vor sich selber und ihrer vornehmsten Pflicht, an der Erhöhung und Veredelung ihres Gattungscharakters zu arbeiten.

Gegenüber den widersprechenden, z. T. gehässigen Urteilen über Schillers Verhältnis zum Christentum soll der III. Vortrag die Richtlinien geben, die allein die letzte Entscheidung bestimmen; von diesem Aufsatz erwartet Verf. eine ganz besondere Wirkung, da nirgends bisher Schillers religiöser Entwickelungsgang so eindringlich dargelegt ist. Die Entwickelung Schillers zu religiöser Selbständigkeit und Reife hat sich abseits vollzogen, hat aber den innigsten Gemütszusammenhang mit der Religion Jesu gleichwohl nicht verleugnen können. Er ist in einem gottesfürchtigen Hause herangewachsen, hatte in jungen Jahren den Wunsch Prediger zu werden, der Eintritt in die Militärakademie zerschlug diese Absicht. In den dann folgenden Jahren des zornigen Aufbäumens gegen äußeren Zwang, Not und Enttäuschung vollzogen sich in Schillers Innenleben tiefgreifende Umwälzungen, die auch den bisherigen Bestand seines Christentums in Frage stellten. Er wurde ein Schüler der Aufklärungsphilosophie und begann die Kirche kritisch zu betrachten. So wurde er ihr entfremdet und blieb es fast bis zum Ende seines Lebens, er urteilte über die Predigtweise seiner Zeit geringschätzig, dachte über den Wert der kirchlichen Handlungen kühl, seine zahlreichen Oster- und Weihnachtsbriefe enthalten nichts von christlichen Festgedanken. Er war Protestant, so weit Protestantismus Kampf um die Gedankenfreiheit ist, aller Dogmatismus war ihm zuwider, alle Versuche, die christliche Religion durch philosophische Gründe zu unterstützen, betrachtete er mit Abneigung und Mißtrauen, und doch litt Schiller unter dem Skeptizismus und der Freidenkerei, so lebhaften Ausdruck er ihnen auch in seinen Dichtungen gab. Das Studium der Geschichte wirkte befreiend und die Vertiefung in die Kantische Philosophie vollendete in ihm die große und allgemeine Geistesrevolution; das Wort Kants: bestimme dich aus dir selbst, wurde ihm zur Brücke zu einem höheren Weltstandpunkt und der unbedingten Herrschaft über sein künstlerisches Talent, die seine Meisterwerke bezeichnen, zu jener abgeklärten Ruhe des Innenlebens, jenem von innen herausleuchtenden Adel und jener alles Gemeine bändigenden Hoheit des Wesens, die Goethe als die „Christustendenz" in Schillers Natur empfunden hat. Aber die kirchlich und dogmatisch gebundenen Religionen konnte er nicht teilen, sie waren ihm unvollkommene Erscheinungsformen der wahren Religion, die er als Idee in seinem Innern fühlte und übte, diese Religion war auch die Religion Jesu in ihrem tiefsten Gehalt. Ihr gab er ergreifenden Ausdruck in seinen Dichtungen, so daß er zweifellos der stärkste Prophet des deutschen Laienchristentums gewesen. Im letzten

Digitized by Google

Jahre seines Lebens erklärte er sich auf Anregung von Berlin aus bereit, mit Schleiermacher gemeinsam für die Reform der evangelischen Kirche zu arbeiten. Der Tod vereitelte diese Hoffnung.

Dies würdige „Schillerdenkmal“, über das ich mit Vergnügen berichtet, sei allen Lesern bestens empfohlen, es wird ein wertvoller Besitz in jeder Hausbibliothek wie Schulbibliothek sein.

Stettin. Anton Jonas.

---

1) L. Wulff, Herbarvorschule und Herbarpflanzenregister für kleine Herbarien. Commissions-Verlag von H. Wehdemanns Buchhandlung in Parchim. 24 u. 40 S. m. 4 Tab. 8. 0,40 *M.*

Man legt dem obligatorischen Herbarium jetzt eine größere Wichtigkeit bei als früher. Es soll nicht nur der Morphologie und Systematik, sondern auch der „Biologie“ dienen, ja einige wollen nur dem „biologischen Herbarium“ Berechtigung zuerkennen, in dem etwa Früchte nach ihren Verbreitungsmitteln zusammengestellt werden, Blätter und Sprosse nach ihrer ökologischen Anpassung an sonnigen oder schattigen, trockenen oder feuchten Standort und dergleichen mehr. Ref. meint, man brauchte nicht einseitig zu sein; Blütenanalysen, Längs- und Querschnitte, Blattstellungsgrundrisse u. a. haben dasselbe Recht wie jene eben erwähnten Formeigentümlichkeiten. Das Herbarium mag ein Abbild sein der in der Schule geleisteten Arbeit. Freiwillig werden dann auch, wenn recht angeleitet, die Schüler diese Arbeit nach der biologischen Seite, aber auch nach anderen erweitern.

Wulff hat nun versucht, ein Herbarium zu schaffen, das besonders jener oben erwähnten Pflichtleistung angepaßt ist, das aber auch, wenn auch nicht ebensogut (die Blätter sind für umfänglichere Zusammenstellungen zu klein), der freiwilligen Sammelarbeit dienen könnte. Eine Trockenmappe, die das Konservieren der Pflanzenteile wesentlich erleichtert, liegt bei, ebenso Zettel mit Pflanzennamen, gummierte Papierstreifen und einige andere Vorrichtungen, die dem Schüler die Arbeit, dem Lehrer die Kontrolle erleichtern werden.

2) Friedrich Knauer, Tierwanderungen und ihre Ursachen. Mit 80 Abb. u. 1 Karte. Köln 1909, J. P. Bachem. XI + 276 S. u. 12 S. Register. 3,50 *M.*

In einer für einen größeren Leserkreis bestimmten Weise stellt Verf. die verschiedenen Tierwanderungen und ihre Ursachen dar. Besonders gründlich werden natürlich die Wanderungen der Zugvögel behandelt, über die alles Notwendige ausführlich und mit kritischer Berücksichtigung der umfänglichen Literatur mitgeteilt wird. Aber auch über andere Tierwanderungen bringt das Buch viele interessante Daten. — Manches will sich allerdings in den Rahmen der kleinen Schrift kaum recht fügen. So das Schwärmen

Digitized by Google

der Ameisen, die Symbiose zwischen Einsiedlerkrebs und Aktinie, der Wirtswechsel parasitischer Tiere, der Dürreschlaf des Lungenfisches Protopterus u. ä.

Der Inhalt ist zum größeren Teile zuverlässig und verrät ein eingehendes Studium der einschlägigen Literatur. Aber die Tabelle über die Geschwindigkeiten auf S. 3/4 enthält eine Anzahl Fehler und muß sorgfältig nachgeprüft werden.

Man kann das Buch empfehlen als Bereitstellung eines reichlichen Tatsachenmaterials. Für zusammenhängende Lektüre eignet es sich vielleicht deshalb nicht so gut, weil die Tatsachen gar zu lose aneinander gereiht sind.

3) **Richard Hesse und Franz Doflein, Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhang betrachtet. I. Band: Der Tierkörper als selbständiger Oganismus von R. Hesse. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. XVII + 768 S. + 21 S. Register. Lexikonformat. Mit 480 Abbildungen im Text und 15 Tafeln in Schwarz-, Bunt- und Lichtdruck nach Originalen von H. Geuter, M. Hoepfel, F. L. Hoesz, E. Kiszling, W. Kuhnert, C. Merculiano, L. Müller-Mainz, O. Vollrath und dem Verfasser. geb. 20 M, in elegantem Halbfranzband 22 M.**

Von Brehms Tierleben bis zu Hesse-Dofleins Tierbau und Tierleben: diese Büchertitel markieren ein Stück Geschichte wissenschaftlicher Entwickelung und volkstümlicher Belehrung, wie es wechselvoller kaum gedacht werden kann. Wie unendlich viele verdankten dem „alten Brehm“ Anregung zu eigener liebevoller Naturbetrachtung, ja oft genug den ersten Anstoß zu wissenschaftlicher Betätigung! Es kam aber eine Zeit, wo die Leute selber weder Muße noch Stimmung hatten zu so geduldiger und eingehender Naturbeobachtung, wie sie der ältere und jüngere Brehm, Naumann und viele andere Laien und Gelehrte vorbildlich geübt hatten. Ja täuschen mich meine Beobachtungen nicht, so bedeutete zeitweilig das oben genannte klassische Buch der Mehrzahl der Gebildeten nicht einmal mehr eine interessante Lektüre. Woher dieser Umschwung bei durchaus nicht geminderter lebhafter Teilnahme des gebildeten Publikums für die wissenschaftliche Forschung?

Es sind jetzt 50 Jahre verflossen, seitdem Darwins berühmtes Buch „Die Entstehung der Arten im Kampfe ums Dasein“ seinen Siegeslauf antrat und der wissenschaftlichen Forschung in der Botanik, Zoologie und Paläontologie neue Bahnen wies. Begründung der Abstammungslehre, so kann man wohl kurz und prägnant genug das Arbeitsgebiet bezeichnen, dem die Mehrzahl der Gelehrten der jüngst verflossenen Dezennien ihre ganze Kraft widmeten. Und über der Hochflut morphologischer Forschungen traten andere Gesichtspunkte in den Hintergrund. Es gab gelehrte Zoologen, die nicht Kohlweißling und Stachelbeerspanner kannten, die das Nest eines Buchfinken vielleicht nie mit Interesse

Digitized by Google

untersucht hatten. Die Betrachtung eines Organismus als eines Ganzen, als Lebewesen, die Frage, in welcher Weise die Teile der Körpermaschine, deren Gestalt und Ausbildung man so genau studiert hatte, ineinander greifen und im Haushalte des Lebewesens zur Verwendung kommen; die andere Frage, welche Stellung die verschiedenen Lebewesen im Haushalte der Natur haben, wie eines vom anderen und sie alle von den Bedingungen abhängig sind, die die Natur schafft; die dritte endlich, wie doch jene Organismen nicht nur Lebensmaschinen sind, sondern ihre verschiedene Individualität aufs deutlichste offenbaren; alle diese ebenso bedeutsamen Fragen schienen vergessen. Dazu trug der Umstand viel bei, daß in Deutschland die Verbreitung des Darwinismus zeitlich und ursächlich zusammenfiel mit einem philosophischen Materialismus, der krasser und teilweise auch unkritischer vorging als der des Aufklärungszeitalters. Was Wunder, daß nun auch in der populären Literatur die Endfragen der Wissenschaft vom Leben behandelt wurden, als wären es längst gelöste Rätsel; daß den Laien wichtiger, bedeutsamer die Ahnenreihe des Menschen erschien als jene liebevolle Versenkung älterer Zeit in die Regungen der Tierseele; daß endlich das große Publikum begeistert den kühnen Folgerungen lauschte, die sich von der „mechanischen Erklärung des Lebens“ her auf alle Gebiete geistigen Lebens und menschlicher Kultur erstreckte.

Geruht aber hat die Forschung über jene Gebiete der zoologischen und botanischen Wissenschaft, in denen der ernüchterte Geist der Forschung jetzt wieder das ungelöste Rätsel des Lebens sieht, auch in jener Zeit nicht. Vor allem ist in der sogenannten biologischen Betrachtungsweise die Botanik vorangegangen, aber auch in der Zoologie waren bedeutende Forscher Erhalter nicht nur der früher erbrachten Wissensschätze, sondern auch Bahnbrecher zu neuen Zielen, vor allen andern Karl Bergmann und Rudolf Leuckart, deren Andenken das vorliegende im besten Sinne des Worts populäre Werk gewidmet ist.

Die Betrachtung des Tieres als Lebewesen, wie es, gebunden durch die Erbschaft seiner Ahnen, sich veränderten Lebensbedingungen anpaßt; die Betrachtung der gegenseitigen Abhängigkeit von Form und Funktion, der Wechselwirkungen der Teile im Tierkörper, der Beeinflussungen der Tiere untereinander und durch die umgebende Welt, das sind die Aufgaben, die sich die Verfasser in dem vorliegen Buche gestellt haben. Es sind dieselben Aufgaben, die auch der moderne Biologieunterricht unserer Schulen zu lösen trachtet, und so ist es nur freudig zu begrüßen, daß Hesse das Verdienst der Schulmänner ausdrücklich anerkennt, die in breiten Schichten das Interesse für die biologische Betrachtung der Lebewelt angeregt und gefördert haben.

Digitized by Google

Andrerseits wieder wird die Schule die reichen und sicher fundierten Kenntnisse, die ihnen Hesse-Dofleins Tierbau und Tierleben bequem und in meisterhafter Durcharbeitung darbietet, gern und dankbar für den Unterricht verwenden. Gerade jetzt, wo wir hoffentlich bald den Biologieunterricht auf den oberen Klassen unsrer höheren Schulen als allgemeinere Einrichtung werden begrüßen können, dürfte der 'Hesse-Doflein' eine ernste und wichtige Aufgabe leisten.

Jeder aber auch, der auf der Suche nach biologischer Anregung ist, der über das Leben nachdenken möchte, der die Lebewesen als Ganzes, nicht ihre gesonderten Teile kennen lernen will, wird im 'Hesse-Doflein' reiche Belehrung und Anregung finden, mag er studiert oder nicht studiert sein. Es werden keine speziellen Kenntnisse in der Zoologie und Physiologie vorausgesetzt. Jeder, der eine gute allgemeine Bildung besitzt, wird dieses Buch lesen können und Anregung aus ihm schöpfen.

Der vorliegende erste Band betrachtet „das Tier als selbständigen Organismus". Er verfolgt nach einer kurzen Einleitung über allgemeine Fragen des Lebens die einzelnen Organsysteme und Funktionen durch die Tierreihe. Man kann ihm als Motto Leuckarts Worte vorsetzen: „Lebensäußerung und Bau verhalten sich zu einander wie die zwei Seiten einer Gleichung. Man kann keinen Faktor, auch nicht den kleinsten, verändern, ohne die Gleichung zu stören". Statik und Mechanik des Tierkörpers, der Stoffwechsel und seine Organe, Fortpflanzung und Vererbung und schließlich Nervensystem und Sinnesorgane bilden den Gegenstand der Hauptabschnitte. Das letzte Kapitel „das Ganze und seine Teile" versucht eine Darstellung der Zusammenhänge im Tierkörper.

Sind das nun wirklich die Fragen, denen in der Gegenwart das gebildete Publikum sein Hauptinteresse zuwendet? Wir werden einige Punkte besonders herausgreifen müssen, damit aus der etwas ausführlicheren Wiedergabe erhelle, daß das tatsächlich so ist. Was ist eigentlich Stoffwechsel und welche Bedeutung für die Tatsache des Lebens kommt ihm zu? S. 7—9 werden (unter der Überschrift „die Bedingungen und Grenzen des Lebens") die Stoffe und Kräfte betrachtet, die das Bestehen des Lebens gewährleisten. Dann heißt es S. 10: „Die Nährstoffe werden zum Aufbau von Körpersubstanz verbraucht, sie werden assimiliert. Aber bei dem Aufbau dieser hochzusammengesetzten Verbindungen aus einfacheren wird Energie verbraucht. Die organischen Stoffe, die den Tieren und einigen Pflanzen zur Nahrung dienen, enthalten schon große Mengen gebundener chemischer Energie; um aus ihnen vollends Protoplasma aufzubauen, ist verhältnismäßig wenig Energie notwendig, und diese wird beim Stoffwechsel durch den Abbau anderer Verbindungen gewonnen. Alle vom Tier aufgewandte Energie wird ihm

Digitized by Google

in letzter Linie in der Form der chemischen Energie seiner Nahrungsstoffe zugeführt. Dagegen sind die Nährstoffe der grünen Pflanzen sehr einfach zusammengesetzt; es sind exothermische Stoffe, die wenig gebundene Energie enthalten. Aus ihnen werden im weiteren Verlaufe die hochzusammengesetzten, endothermischen Stoffe gebildet, wie Eiweißstoffe, Stärke, Zucker, Fette, Harze, organische Säuren und dergl. mehr, die alle eine hohe chemische Energie besitzen. Für die Assimilation ihrer Nährstoffe braucht daher die grüne Pflanze einen weit größeren Betrag von Energie als das Tier. Um diesen zu liefern, würden die durch Dissimilation in der Pflanze frei werdenden Energiemengen bei weitem nicht genügen. Hier muß Energie von außen zugeführt werden, und diese Energie ist das Licht".

Hier finden sich in verhältnismäßig einfacher Darstellung die chemisch-physikalischen Grundbegriffe verwendet und erklärt, die der modernen Auffassung des Stoffwechsels zugrunde liegen. Und was dem in solchen Gedankengängen noch Ungeschulten an der obigen aus dem Zusammenhang gerissenen Stelle vielleicht noch schwerverständlich ist, wird ihm beim Lesen des Buches selber, wo eine Tatsache die andere erklärt oder ihr Verständnis vorbereitet, voll einleuchten. — Ref. aber kommt es darauf an, zu zeigen, wie große und bedeutsame Gedankengänge Verf. uns von dieser Schwelle aus zurücklegen läßt. Der Gedanke liegt nach dem obigen nahe, die Organismen mit Maschinen zu vergleichen, die durch chemische Energie betrieben werden (S. 17). „Die Maschine aber ist nicht einfach auf mechanische Weise geworden, sondern der grübelnde Verstand der Menschen hat sie erdacht und zweckmäßig gestaltet . . . So können wir annehmen, daß auch die Vorgänge in den Lebewesen sich alle einmal auf physikalisch-chemische Gesetzmäßigkeiten werden zurückführen lassen; aber die Zusammenordnung der Teile wird damit noch nicht erklärt. Das physiologische Geschehen mag Mechanismus sein, aber Mechanismus auf der Basis der gegebenen Struktur". Dabei bescheidet sich natürlich weder die Wissenschaft noch der Verf., der Leser mag selber verfolgen in welch verschiedener Weise die Wissenschaft versucht hat, den ewigen Rätselfragen des Lebens näher zu kommen.

Ein anderer Gedankengang, der sich an die zuerst zitierte Stelle anschließt und mehrfach im Buche auftaucht und erörtert wird, mag, um ihn sofort in seiner ganzen Bedeutung dem Leser vor die Augen zu stellen, durch einige Worte Lotzes eingeleitet werden. Das Leben sei — ich zitiere nach dem Gedächtnis — innerhalb des mechanischen Geschehens zu vergleichen einem Wirbel im Strom; Teil des Stoffes nicht nur, sondern auch der Bewegung des Ganzen, habe er doch seine eigene ihm eigentümliche Form, die von einer besonderen ihm innewohnenden Kraft aufgebaut werde. So auch 'das Leben': „Ist es zulässig", fragt Bütschli (vgl. S. 17), „das Entstehen des eigentümlichen Be-

Digitized by Google

dingungskomplexes, von dem die Lebenserscheinungen abhängen, sowie dessen Fortschreiten zu höherer Ausbildung als ein im Lauf der Erdentwickelung (oder Weltentwickelung) zufällig eingetretenes zu beurteilen oder nicht?“ Dies die eine Fragestellung, die durch Lotzes Vergleich nahe gelegt wird. Nun die andere Seite. Wie in den Wirbel im Strom fortwährend neue Stoffteilchen eintreten, alte austreten, ohne daß dadurch die Form verändert wird, so findet auch ein ewiger Stoffwechsel im Organismus statt, ja in diesem Stoffwechsel beruht sein Leben. Nicht nur die Bildung neuer Stoffe, die Assimilation, ist nötig für die Fortdauer des Lebens, sondern ebensosehr der Zerfall alter Bestandteile, die Energie schaffende Dissimilation. Wer Assimilation und Dissimilation völlig mechanisch erklären könnte, also so, daß ihre kausale Bedingtheit von Form und Kräften völlig durchsichtig wäre, hätte auch das Leben erklärt. Wir sind weit davon entfernt. Aber auch wer den Tod erklärt hätte, käme dem Rätsel des Lebens auf die Spur. Ist nicht jenes ewige Werden und Vergehen, das wir Stoffwechsel nennen, dem Entstehen und Sterben direkt vergleichbar, ist also nicht der Tod umfangen in dem Leben, eine Frage unentwirrbar mit der anderen verknüpft? Was wissen wir von dem Problem des Sterbens? Weshalb altern die Zellen, degenerieren und sterben schließlich? Oder sind die Einzeller insofern tatsächlich „unsterblich“, als jedes neue Tier lediglich durch Teilung aus dem alten entsteht, dieses also unmittelbar in ihm weiterlebt? Nein! Zu einer solchen unbegrenzten Vermehrung durch einfache Teilung scheint dauernd kein Lebewesen fähig zu sein; von Zeit zu Zeit muß eine Auffrischung durch Amphimixis, d.h. durch Verschmelzung zweier Organismen zu einem auftreten. — Und nun die Vielzeller? — — Ich breche ab und überlasse es dem Leser, sich von unserem Buche weiter anregen und belehren zu lassen.

Vielleicht brachte ich schon zuviel von diesen Grenzfragen der Wissenschaft hier zur Sprache; denn vielen möchte es noch immer scheinen, die Naturwissenschaft tue nicht gut, Berührung mit der Philosophie zu suchen. Ob mit Recht? Unsere Eingangsbetrachtung hat gezeigt, daß der Wissenschaft für sich gewisse Fragen unzugänglich sind. Es ist ein Kennzeichen unsrer Zeit, daß dieser Gedanke immer mehr Ausbreitung gewinnt und m. E. ein Vorzug des vorliegenden Buches, daß es diesem Umstand Rechnung getragen hat. — Allerdings ein ebensogroßer Vorzug, daß diese Gedanken sich niemals vordrängen, nicht mit dem Anspruch auftreten, das Wesentlichste zu sein. Es ist Zoologie, was Hesse seinen Lesern vorträgt.

In allen Einzelfragen führt er soweit, als die moderne Wissenschaft vorgedrungen ist. Wie bewegen sich die Einzelligen, wie die Metazoen, welche verschiedenen Bewegungsarten kommen da vor? Welche Stadien können wir z. B. bei den verschiedenen

Digitized by Google

Flugarten unterscheiden, und welches sind insbesondere die Bedingungen des Vogelfluges? Wie differenzieren sich die zunächst (bei den Einzellern) vereinigten Funktionen des Stoffwechsels und wie mit ihnen die in ihren Dienst gestellten Organe und Organsysteme? Wie schreitet die Fortpflanzung vor von der Zellvermehrung (cytogenen Fortpflanzung) bis zu den immer verwickelteren Fortpflanzungsarten der höheren Tiere? Welches sind die körperlichen Grundlagen der Vererbung und was wissen wir von den sich darin offenbarenden Gesetzmäßigkeiten? Usw. fort durch alle Gebiete der allgemeinen Zoologie.

Ganz besonders möchte ich noch auf die Schlußbetrachtungen (S. 755—768 „das Ganze und seine Teile") aufmerksam machen, in denen der Gedanke ausgeführt ist: „der Organismus ist mehr als bloß eine Summe von Organen", wie kommen nun die Teile dazu, als Dienerinnen des Ganzen, für das Ganze zu wirken? Da erfährt man viel Bedeutsames von der „chemischen Korrelation der Organe", von der „dynamischen Bindung der Teile zum Ganzen", von der „Anpassung der Teile an einander" und von ihrer „Konkurrenz", ihrem Kampf im Organismus.

So steht das Buch auf der Höhe der Zeit und übermittelt in ebenso klarer wie kritischer Art eine Fülle des Wissenswertesten aus diesem an Wissenswertem so reichen Gebiete menschlicher Forschung. Referent kann nur die besten Glückwünsche für das wertvolle Buch aussprechen, dessen Ausstattung mit dem Inhalte an Gediegenheit wetteifert.

Königsberg i. Pr. B. Landsberg.

---

1) Heinrich Bohn, Leitfaden der Physik. Oberstufe. Schmeils Naturwissenschaftliches Unterrichtswerk. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. VI u. 448 S. 8. geb. 3 M.

In dem klar geschriebenen und übersichtlich angeordneten Leitfaden ist das induktive Verfahren bevorzugt, an geeigneten Stellen wird auch vom deduktiven Gebrauch gemacht. Eine wesentliche Grundlage aller Entwickelungen bilden sorgfältig ausgewählte Versuche, die sich dem Verf. in 25jähriger Lehrtätigkeit am Dorotheenstädtischen Realgymnasium, in den praktischen naturwissenschaftlichen Kursen der alten Urania und in den naturwissenschaftlichen Ferienkursen für Oberlehrer als zweckmäßig bewährt haben. Sie zeichnen sich durch Einfachheit der Hilfsmittel und Durchsichtigkeit der Anordnung aus und nehmen auch auf die in Fachzeitschriften vorgeschlagenen und als praktisch erprobten Methoden gebührend Rücksicht. Der Umfang des gebotenen Lehrstoffes ist absichtlich weit ausgedehnt; denn es muß dem Lehrer überlassen bleiben, einzelne Gebiete nach seinem Gutdünken eingehender zu behandeln und zu bevorzugen.

Um die Schüler auf die geschichtliche Entwickelung der

Digitized by Google

physikalischen Wissenschaft hinzuweisen, sind in einem Anhange kurze Notizen über die bedeutendsten Physiker und ihre Leistungen zusammengestellt, soweit sie in den Kreis der Schule gehören. Die Etymologie der benutzten Fremdwörter kann aus einem alphabetisch geordneten Register entnommen werden. Die meist recht deutlichen Figuren sind schematisch gehalten, die Ausstattung des Leitfadens verdient in Anbetracht des geringen Preises Anerkennung. Daher kann das Buch dem Interesse der Fachgenossen empfohlen werden.

2) A. Siebert, Grundriß der Physik. Für den Unterricht an höheren Lehranstalten, insbesondere für den Gebrauch am Königl. Kadettenkorps bearbeitet. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 322 Abbildungen im Text und einer farbigen Tafel. Berlin 1910, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. VI u. 500 S. 8. geb.

Der aus langjährigem Unterrichte am Kadettenkorps hervorgegangene Grundriß der Physik erscheint jetzt in zweiter Auflage und enthält gegenüber der früheren wesentliche Verbesserungen. Das Streben nach möglichst kurzer Darstellung hatte in der ersten Auflage dazu geführt, sich öfter auf Andeutungen und Hinweise zu beschränken, dem Lehrer also die Ausführung zu überlassen, wo das Buch keine genügende Auskunft gab. Diese Lücke ist nunmehr durch eine ausreichende, wenn auch noch immer knappe Darstellung ausgefüllt, so daß der Grundriß auch dem Selbststudium dienen kann. Die Pensen der Unter- und Oberstufe sind durch Anwendung verschiedener Druckschrift äußerlich kenntlich gemacht, für die Unterstufe sind einfache, zweckmäßig gewählte Denkaufgaben hinzugefügt, für die Primen findet man Übungsaufgaben, die nicht leicht zu lösen sind und nur ausnahmsweise eine längere mathematische Rechnung erfordern. Die Lösungen werden gesondert erscheinen. Auch die im Anhange beigegebene Einführung in die Chemie, soweit sie in der Unterstufe gelehrt zu werden pflegt, hat eine Erweiterung erfahren und wird nunmehr ihrer Aufgabe besser entsprechen können als bisher. Wenn die Meteorologie und die mathematische Geographie auch an geeigneten Stellen berücksichtigt sind, so vermißt man doch eine zusammenhängende Darstellung dieser Disziplinen, wie sie an unsern höhern Schulen auf den obern Klassen geboten zu werden pflegt.

Der Grundriß zeichnet sich durch knappe und korrekte Darstellung aus. Die Ausstattung des Buches entspricht allen billigen Anforderungen.

Berlin. R. Schiel.

Berichtigung.

S. 469 Z. 16 v. o. ist zu lesen: Bähnisch.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. D. Coste, Isidors Geschichte der Goten, Vandalen, Sueven nebst Auszügen aus der Kirchengeschichte des Beda Venerabilis. Übersetzt. Dritte Auflage. Leipzig o. J., Dyksche Buchhandlung. XI u. 60 S. (Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit Band 10.)

2. M. von Ebner-Eschenbach, Ohne Liebe. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet von E. Bestaux. Dresden 1909, L. Ehlermann. XII u. 48 S. kart.

3. G. Eliot, Silas Marner: the Weaver of Raveloe. Herausgegeben von E. Penner. Leipzig 1910, G. Freytag. 153 S. geb. 1,50 M.

4. S. Feist, Europa im Lichte der Vorgeschichte und die Ergebnisse der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft. Ein Beitrag zur Frage nach den Ursitzen der Indogermanen. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 70 S. Lex.-8. 2,40 M.

5. L. Friedlaender, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine. Erster Teil. Achte Auflage. Leipzig 1910, S. Hirzel. XXXIII u. 593 S. gr. 8. 12 M.

6. S. G. Harrod, Latin terms of endearment and of family relationship. A lexicographical study based on volume VI of the Corpus Inscriptionum Latinarum. Diss. Princeton 1909. 92 S. Lex.-8.

7. A. Holder, Alt-celtischer Sprachschatz. Neunzehnte Lieferung: Nachtrag zum I. Bande (c. 47—307). Leipzig 1910, B. G. Teubner. Sp. 513—768. Lex.-8. 8 M.

8. C. H. Liedbeck, Das schwedische Schulturnen. In Form von Tagesübungen. Übersetzt von J. A. Selter unter Mitarbeit von J. H. Jarisch. Mit einer Einführung von F. A. Schmidt. Mit 290 Abbildungen und 3 Tafeln. Zweite Auflage. Marburg 1910, N. G. Elwert. VII u. 112 S.

9. R. Knorr, Die verzierten Terra-Sigillata-Gefäße von Rottenburg-Sumelocenna. Mit 22 Tafeln und 15 Bildern. Stuttgart 1910, W. Kohlhammer. X u. 72 S. gr. 8.

10. Guy de Maupassant, Contes et Nouvelles (IIème recueil). Annotés par Ch. R. Dumas. Frankfurt a. M. 1910, Moritz Diesterweg. XV u. 67 S. Annotations 36 S. geb. 1,40 M.

11. P. Mellmann, Chemie des täglichen und wirtschaftlichen Lebens. Zweite Auflage. Leipzig 1910, Verlag der modernen kaufmännischen Bibliothek. VIII u. 233 S. geb. 2,75 M. (Moderne kaufmännische Bibliothek.)

12. W. Münch, Seltsame Alltagsmenschen. Aus der Erinnerung gezeichnet. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. V u. 239 S. geb. 3,50 M.

13. F. Pfuhl, Der Pflanzengarten, seine Anlage und Verwertung. Mit 1 Tafel und 1 Plan. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. 152 S. 2,50 M, geb. 2,80 M.

Digitized by Google

14. Plutarch, Themistokles und Perikles. Dritte Auflage von B. Kaiser. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 179 S. 1,80 *M*, geb. 2,25 *M*.

15. M. Rade, Die Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben. Tübingen 1910, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 92 S. 1 *M*, geb. 1,30 *M*. (Religionsgeschichtliche Volksbücher Reihe V, Heft 7/8).

16. A. Rademann, 25 Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische für die Sekunda des Gymnasiums. Zweite Auflage. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 48 S. 0,80 *M*.

17. A. Rohrmann, E. von Seydlitz Geographie. Ausgabe G: in 5 Heften und einem Ergänzungsheft. Vorstufe: Grundbegriffe der Erdkunde, Anfangsgründe der Länderkunde, Reise um die Erde. Mit 66 Bildern und 4 Tafeln. Breslau 1910, F. Hirt. 88 S. 0,90 *M*.

18. B. Röttgers, Englisches Lese- und Übungsbuch für die Unterstufe. Bielefeld und Leipzig 1909, Velhagen & Klasing. Ausgabe B. Teil I. VIII u. 236 S. geb. 2,40 *M*.

19. B. Röttgers, Englisches Lesebuch für die Mittel- und Oberstufe höherer Lehranstalten. Ebendaselbst 1910. IX u. 309 S. geb. 3 *M*.

20. B. Röttgers, Englische Grammatik und Übungsbuch für die Mittel- und Oberstufe. Ebendaselbst 1910. XIX u. 387 S. geb. 3,60 *M*.

21. J. Ruska, Leitfaden der Mineralogie. Eine Einführung in das Verständnis der Erscheinungen und die Kenntnis der Gebiete des Mineralreiches. Mit 9 Tafeln und 215 Abbildungen. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. VIII u. 144 S. 2 *M*.

22. S. Rüttgers, Über die literarische Erziehung als ein Problem der Arbeitsschule. Ein Beitrag zur Reform des Sprachunterrichts und der Lesebücher und zu einem Leseplan für die deutsche Jugend. Leipzig 1910, B. G. Teubner. X u. 156 S. 1,80 *M*, geb. 2,20 *M*.

23. C. Schütze, Die Kraftmaschine. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Tafeln. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. VI u. 235 S. geb. 1,80 *M*.

24. O. Seemann, Mythologie der Griechen und Römer. Unter stetem Hinweis auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten. Fünfte Auflage von R. Engelmann. Mit 134 Abbildungen. Leipzig 1910, E. A. Seemann. XIV u. 319 S. geb. 4,50 *M*.

25. P. Siepert, Leitfaden der Mineralogie. Mit 53 Figuren. Berlin und München 1910, R. Oldenbourg. IV u. 52 S. 0,60 *M*.

26. P. Volkmann, Eigenart der Natur und Eigensinn des Monismus. Vortrag. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 34 S. 1 *M*.

27. P. Wagner, Lehrbuch der Geologie und Mineralogie für höhere Schulen. Große Ausgabe für Realgymnasien und Oberrealschulen sowie zum Selbstunterricht. Mit 316 Abbildungen und 4 Tafeln. Zweite und dritte Auflage. Leipzig 1910, B. G. Teubner. IV u. 367 S.

28. A. Wernicke, Die Oberrealschule und Schulreformfragen der Gegenwart. Vortrag. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 40 S. Lex.-8. 0,50 *M*.

29. E. von Wildenbruch, Die Quitzows. Schulausgabe mit Einleitung und Erläuterungen versehen von M. Thamm. Berlin 1910, G. Grote. XIV u. 204 S. 1 *M*.

30. Wohlrabe, Königin-Luise-Büchlein. Zum Gedenken der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages der Königin. Mit 1 Karte, 1 Faksimile, einigen Skizzen und 18 Abbildungen. Leipzig 1910, Dürrsche Buchhandlung. 138 S. 0,80 *M*, geb. 1,20 *M*. Bei Partien von 100 Exemplaren an wesentliche Preisermäßigung.

31. K. Wolff, Schiller und das Unsterblichkeitsproblem. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. V u. 134 S. 2,50 *M*.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zur pädagogischen Ausbildung der Oberlehrer.

So erfreulich heute die Verkürzung der Wartezeit der jungen Philologen gegenüber der Kraft und Mut lähmenden, übermäßig langen Ausdehnung in früheren Jahren ist, so bedenklich ist doch die immer noch außerordentlich häufige Beschäftigung der Kandidaten mit andauernder verantwortungsvoller Vertretung während der Ausbildungszeit selbst. Und bis jetzt ist es fast noch die Regel, daß die Vertreter der mathematisch-naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Fächer unmittelbar nach Beendigung des Probejahres ihre feste Anstellung als Oberlehrer erhalten. Ja es würde das sogar noch regelmäßiger geschehen, wenn nicht so manche Kandidaten lieber mit geringerer Beschäftigung in der Hauptstadt verblieben, um hier auf Anstellung zu warten, statt eine solche sofort in der Provinz anzunehmen. Die noch immer zunehmende Errichtung von realen Anstalten und jetzt auch von höheren Mädchen-Bildungsanstalten bedingt eine immer weitere Verlängerung jenes Zustandes. Die pädagogische Ausbildung der künftigen Oberlehrer aber leidet ganz erheblich darunter. So erwünscht es für die Leiter der Anstalten, an denen pädagogische Seminare errichtet sind, auch sein mag, plötzlich nötig werdende Vertretungen ihrer ordentlichen Lehrkräfte den Seminarkandidaten übertragen zu können, weil dadurch der regelmäßige Gang des übrigen Unterrichts infolge von Verschiebungen, Überbürdungen u. dergl. nicht gestört zu werden braucht, so bedenklich ist doch die naturgemäß den Direktoren zufallende Verantwortung, wenn jener Zustand sich häufig wiederholt oder lange andauert und Versetzungen der Schüler, Abschlußprüfungen u. dergl. in Frage kommen.

Und ohne alle Frage leidet eben auch die Vertiefung und Erweiterung der eigenen pädagogischen Ausbildung der Kandidaten wegen Mangel an Zeit, während der Gewinn durch die praktische

Digitized by Google

Übung auf der andern Seite diesem Verlust keineswegs immer die Wage hält. Bei dem Mangel an didaktisch-pädagogischer Übung während der Universitätszeit sollte aber die volle Zeit und Kraft des Kandidaten während des Seminarjahres seiner persönlichen Ausbildung zur Verfügung stehen. Sodann das eigentliche Probejahr. Dieses verliert völlig seinen Charakter als Zeit der praktischen Bewährung und Ergänzung des im Seminarjahr Gelernten, wenn die Kandidaten so häufig, wie es jetzt geschehen muß, mit voller verantwortlicher Vertretung einer Oberlehrerstelle betraut werden. Einmal kann schon nicht, wie die Verhältnisse noch liegen, nur den Auserlesenen und Hoffnungsreichen eine solche Vertretung übertragen werden, und dann haben die Kandidaten in der Tat mit den nicht selten 24 Unterrichtsstunden wöchentlich so viel zu tun, daß ihnen für die eigene Weiterbildung, für etwaige Ergänzungsprüfungen, für durchdenkende Verarbeitung der in ihrem Unterrichtsstoffe zu Tage tretenden didaktischen und pädagogischen Probleme keine Zeit bleibt, und erst recht nicht für das so überaus wichtige Hospitieren in andern Lehrstunden.

Das ist auch deswegen so mißlich, weil die Ablegung des Probejahres für sehr viele die einzige Gelegenheit bildet, den Betrieb an andern Anstalten kennen zu lernen. Das aber ist für die pädagogische Ausbildung ein ganz besonders wichtiger Umstand. Hierbei kommt vor allem der Unterschied zwischen hauptstädtischen und Provinzialanstalten in Betracht, dann auch der zwischen gymnasialen und realen. Der Segen, den die Nötigung mit sich bringt, wegen einer besoldeten Beschäftigung während des Probejahres oder eines Teils desselben an einer Provinzialanstalt, womöglich an einem Kleinstadt-Gymnasium, zu unterrichten, ist gar nicht hoch genug einzuschätzen, wenngleich die Kandidaten, die häufig von der eigenen Schulzeit an nur Großstadt-Anstalten und Großstadt-Existenz kennen, anfangs an der Möglichkeit der Kleinstadt-Existenz einfach verzweifeln wollen.

Mit der Zeit spüren aber die wirklich pädagogisch Begabten doch den ungeheuren Vorteil der Einwirkung von Person auf Person, der Möglichkeit einer wirklich individualisierenden Behandlung, soweit diese pädagogisch überhaupt gerechtfertigt ist. Und daß der erziehende Unterricht in der Provinz oft infolge der verschiedensten Umstände viel schwieriger, jedesfalls ganz anders geartet ist, anders geartete pädagogische Probleme stellt als der in der Groß-, in der Hauptstadt, wird von allen anerkannt, die beides in genügend langem Zeitraume kennen gelernt haben. Um der reicheren und vertiefteren pädagogischen Ausbildung willen sollte daher von einer wechselnden Beschäftigung der jungen Lehrer viel häufiger Gebrauch gemacht werden, und es sollte dieser Wechsel auch noch bei den jüngeren Oberlehrern häufig vorgenommen werden (vgl. auch Grünwalds Besprechung von Morsch, Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich, 2. Auflage in

Digitized by Google

der Deutschen Literaturzeitung vom 7. Mai 1910). Ich betone ausdrücklich, daß der pädagogische und didaktische Gewinn sehr erheblich sein würde bei solchem Wechsel zwischen Großstadt- und Kleinstadt-Anstalten. Daß er es auch außerdem für die wissenschaftliche Vertiefung auf der einen, für die wissenschaftliche Ausweitung auf der andern Seite sein würde, kommt noch dazu. Zwar wird die Einsicht in die Vorteile eines längeren Aufenthaltes in Provinzialanstalten überhaupt jetzt schon häufiger geäußert — gegenüber der unreinen Großstadtluft, die die Nerven vorzeitig aufreibt, gegenüber dem wenig menschenwürdigen Gefühl, als Rad in das Getriebe einer Riesenanstalt eingefügt zu werden —; aber man fürchtet, in der Kleinstadt auch in kleinliche Verhältnisse zu kommen und den Zusammenhang mit der Wissenschaft zu verlieren (vgl. z. B. Johannes Speck, Die wissenschaftliche Fortbildung des deutschen Oberlehrerstandes, Pädag. Archiv, August 1910). Indes, zu welcher Größe die Gefahr anwächst, hängt ganz wesentlich auch von der einzelnen Persönlichkeit ab, zumal von ihrer Widerstandsfähigkeit gegen die allem Kleinstadtwesen nun einmal anhaftende vis inertiae. Dann aber hat ja gerade nun hier die Unterstützung der wissenschaftlichen Fortbildung durch Heranziehung zu Studienreisen und zur Teilnahme an Ferienkursen u. dergl. kräftig einzusetzen, die die an der Quelle sitzenden Kollegen der Großstadt ja natürlich viel leichter entbehren können. Und endlich sollte für wissenschaftlich besonders tätige Berufsgenossen die Dauer der Kleinstadt-Wirksamkeit eben nicht lebenslänglich sein, so wenig sie für die, welche die Vorteile der Großstadt-Tätigkeit nicht pädagogisch und wissenschaftlich gehörig auszunutzen wissen, dort die lebenslängliche Dauer geeignet ist.

Daß die künftigen Oberlehrer, um deren Ausbildung es mir hier in erster Linie zu tun war, etwa um den Betrieb, wie man in unserem fabrikseligen Zeitalter zu sagen pflegt, an Kleinstadt-Anstalten kennen lernen und nicht auch mit Art und Wesen größerer bekannt würden, kann heute nicht mehr vorkommen, da die pädagogischen Seminare immer mit hauptstädtischen oder doch mit großen Provinzialanstalten verbunden sind. Freilich dauert die Zeit dieser Bekanntschaft nur ein Jahr, und die Kandidaten sind eben nicht vollberechtigte Mitglieder des Kollegiums. Es macht aber gerade für die Verantwortlichkeit hinsichtlich des erteilten Unterrichts ebenso wie für die ganze Auffassung der Berufsstellung sehr viel aus, ob jemand sich den Organismus einer Anstalt nur ansieht und seine Funktionen nur beobachtet, oder ob er selbst als ein Glied derselben „funktioniert". Der Wunsch sodann, auch zwischen der Beschäftigung an gymnasialen und realen Anstalten wechseln zu lassen, wenigstens während der Ausbildungszeit, ist gleichfalls sehr berechtigt. Es herrscht nach meiner Beobachtung nämlich noch viel zu wenig das Bestreben vor, die

Digitized by Google

Handhabung des einzelnen Faches der betreffenden Schulgattung genau anzupassen. Höchstens ist der Vertreter etwa der alten Sprachen am Realgymnasium geneigt, quantitativ seinen Stoff einzuschränken und ebenso der Neuphilologe und der Vertreter der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer am humanistischen Gymnasium zu verfahren. Aber wenn es schon in den drei allen höheren Vollanstalten gemeinsamen Fächern, Deutsch, Religion und Geschichte, deren Endziel doch dasselbe ist, ganz und gar nicht dasselbe für die praktische Handhabung ist, ob sie am Gymnasium, am Realgymnasium oder an der Oberrealschule getrieben werden, so erst recht nicht für die übrigen Lehrgegenstände. Überall gilt es, aus dem Geist der betreffenden Schulgattung heraus die Methode auch für denjenigen Gegenstand zu finden, der nicht zum besondern Charakter der Anstalt gehört. Erfreulicherweise wird ja jetzt z. B. immer eifriger daran gearbeitet, die Handhabung des naturwissenschaftlich-mathematischen Unterrichts am humanistischen Gymnasium der Eigenart dieser Anstalt immer mehr anzupassen (vgl. Höfler in Mon. f. höh. Schulen Juni 1910 und Poske in Preuß. Jahrb. Juli 1910).

Es wäre freudig zu begrüßen, wenn die stetig zunehmende Zahl der Anwärter auf das höhere Lehramt zur Verwirklichung derartiger Wünsche für die pädagogische Ausbildung der künftigen Oberlehrer beitrüge.

Friedeberg Nm. P. Lorentz.

Mykenische und nachmykenische Gleichnisse der Ilias.

Die Gleichnisse der Ilias hat vor kurzem der Archäologe Franz Winter in Parallele gebracht mit zwei Gruppen altgriechischer Bildwerke, mit Werken der kretisch-mykenischen und Werken einer nachfolgenden Kunst. Der originalen, anschauungsfrischen Naturdarstellung der älteren Bildwerke und der konventionellen, bloß ornamentalen Art der späteren ständen zeitlich und künstlerisch parallel zwei Stufen des homerischen Gleichnisgebrauches: auf der oberen Stufe Gleichnisse von außerordentlicher Kraft und Lebendigkeit der Schilderung, Erlebtes, Selbstbeobachtetes, mit ursprünglicher Art des Blickes für die Erscheinungen insbesondere des Tierwesens; auf der unteren Stufe farblos allgemeine Gleichnisse, ohne Züge direkter Naturbeobachtung, die alten Elemente formelhaft, bloß ornamental verwendet. Vom Gebiet ursprünglicher Gleichnisse werden dann noch Göttervergleichungen ausgeschlossen und ebenso Gleichnisse, in denen Mensch und Menschliches stärker hervortritt. Man überschlage sich das Gesamtergebnis für die Ilias: 'was wäre die Ilias ohne die Gleichnisse?' hatte

Digitized by Google

von Wilamowitz gefragt; was wäre sie nun also mit den Gleichnissen? Jedenfalls recht wenig, wenn schon nach Wilamowitz und jetzt nach Winter von den zweihundert Gleichnissen doch der größte Teil nur konventionellen Brauch und äußerlichen Aufputz bedeutete[1]).

Das Gleichnis muß in Wesen und Wert beurteilt werden nach seinem Zwecke. Als Zweck betrachtet Winter die sinnlich lebendige Veranschaulichung bestimmter Vorgänge oder Handlungen des Epos. Nun gehört aber dieser Standpunkt der Veranschaulichung doch wohl zu den überwundenen; mit Recht hatte ihn Paul Cauer einst aufgegeben, und was neuerdings andere, wie Wundt, v. Wilamowitz, Ziehen, Richard Meyer, Finsler, Draheim, zuletzt auch Cauer, soweit er meiner Auffassung entgegenkommt, in so verschiedenem Sinne über den Zweck des epischen Gleichnisses gesagt haben, damit wird das eine wenigstens übereinstimmend bezeugt: mit der Veranschaulichung ist nicht aus- und durchzukommen. Und da tritt nun die wissenschaftliche Sprachpsychologie ein und fordert die verständige Einsicht und das ehrliche Geständnis: überhaupt alle unsere 'sinnliche' Anschauungsfreude an Wort und Gedicht sei Selbsttäuschung und Begriffsverwechslung, die dichterische Welt sei eine vorgestellte und gefühlte. Eine folgerichtigere Definition also für den Zweck eines epischen Gleichnisses wäre: dieses solle eine gefühlsstarke Vorstellung von dem nicht anschaubaren Charakter eines epischen Hauptvorganges möglichst lebendig ausdrücken[2]).

Bei diesem Stand der Grundfrage ziehe man nun zunächst ein paar theoretische Folgerungen gegenüber Winters Theorie; ich selber ziehe sie hier in stark, vielleicht allzu stark zusammendrängender Form. Wenn Veranschaulichung und sinnliche Anschauung dem Wesen und dem Zwecke der Poesie als Wortkunst widersprechen, so darf für dichterische Gleichnisse nicht etwa aus größerer oder geringerer Fülle oder Spezialität 'sinnlich anschaulicher' Züge ein Schluß gezogen werden auf größere oder geringere Güte, d. h. Zweckmäßigkeit eines Gleichnisses. — Da echte Ursprünglichkeit (die durchaus nicht dasselbe sein muß mit Frühzeitigkeit) für die Dichtkunst wie für andere Kunst nicht im Stoffe und den stofflichen Motiven liegt (über die naturnotwendige Wiederholung

[1]) Franz Winter, Parallelerscheinungen in der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst, Neue Jahrb. f. d. kl. Alt. 1909 (XXIII) 681—712, insbesondere 682—689 (jetzt auch in der 'Einleitung in die Altertumswissenschaft' II 161 ff.). Vgl. v. Wilamowitz, Griechische Literatur S. 12. 14 f.; darüber m. Aufsatz 'Das Gleichnis in erzählender Dichtung' in der Festschrift zur Basler Philologenversammlung (1907) S. 42 ff., 52 f., 57 f. Wochenschr. f. klass. Philol. 1908 Sp. 726.

[2]) Literatur zur allgemeinen sprachpsychologischen Frage: Neue Jahrb. 1909 XXIII 308, 1; über die Psychologie des Gleichnisses: Festschrift zur Basler Philologenversammlung S. 40—64, insbesondere 46—48; N. Jahrb. 1910 (XXV) 467—469 m. Anmerkungen.

Digitized by Google

der Motive höre man Schiller und Goethe), ist ein episches Gleichnis nicht deshalb ursprünglich, weil es etwa besonders gut gesehene und sonst noch nicht verwendete Erscheinungen des Tierlebens erwähnt; wenn vielmehr für jedes dichterische Motiv die Originalität in einer besonderen Eigenartigkeit der Vorstellung und des Gefühls liegen muß, denen es zum Träger dient, so darf ein Gleichnis deshalb künstlerisch original heißen, weil die Vorstellung und Empfindung vom Hauptvorgang und die Vorstellungsverknüpfung, die den äußerlich ungleichartigen Gleichnisvorgang mit dem Hauptvorgang in einer gemeinsamen Idee vereinigt, eigenartig und vielleicht einzigartig sind. — Ferner: für die kretisch-mykenische Bildkunst ist das künstlerische Interesse direkt auf die sinnlich formale Gestaltung äußeren, durch den Raum hin oder doch in seinen räumlichen Linien bewegten Lebens gerichtet, dagegen kann dieses Interesse bei der Dichtkunst höchstens indirekt zur Geltung kommen; daher muß eine künstlerische und zeitliche Parallelisierung der Interessen an mykenischer Plastik und homerischer Poesie unvermeidlich schief werden, wenn die Parallele gerade in die räumlichen Sinnlichkeiten hineingelegt wird. — Während sodann beim plastischen Bildwerk die Komposition auf uns wirkt als die räumlich rhythmische Gliederung eines koëxistenten, alle Gliederungspunkte gleichzeitig zeigenden Raumbildes, wirkt dichterische Komposition künstlerisch auf uns als eine rhythmische Bewegung, welche in einem zeitlichen Nacheinander auf jeweilen erst zu erwartende Gliederungspunkte und einen ideellen letzten Zielpunkt hin verläuft; so gilt es denn überall als gewagt, Kompositionen so verschiedenartigen Prinzips künstlerisch und zeitlich zu parallelisieren, und die Parallele z. B., die Winter im weiteren Verlauf seiner Untersuchung zwischen Drama und Bildwerk zieht, scheint mir kaum weniger kühn als der Wunsch jenes Enthusiasten, den Apollo von Belvedere als Sonate auf dem Klavier zu spielen. Aber mehr als gewagt ist es, z. B. ein episches Tiergleichnis, das kompositionell ein kleines Glied einer größeren künstlerischen Menschenerzählung darstellt, in Parallele zu bringen mit einem mykenischen Tierbild, welches etwa in die — an sich noch nicht künstlerischen — Raumflächen eines praktischen Geräts als Dekoration hineinkomponiert ist. — Endlich: wenn auch für die zeichnende und räumlich formende Kunst die Tierdarstellung älter und früher entwickelt ist als die Darstellung des Menschen, so ist doch in der geistigeren Wortkunst schon die primitive Tierdarstellung eigentlich Menschendarstellung, des Menschen nicht allein in seinem äußeren Verhalten, sondern auch in seiner nichtanschaubaren inneren Art und Gewohnheit; und volkstümliche Metaphern und kurze Vergleiche aus dem Tierwesen, die man als relativ sehr alt ansieht, sind aus Interesse und Beobachtung am Menschen und zum Zwecke lebhafter Charakteristik menschlichen Wesens entstanden. Nun dienen

Digitized by Google

ja aber auch die Tiergleichnisse der Ilias überall, in 'mykenischen' Beispielen ebensogut wie in nachmykenischen, der Darstellung menschlichen Heldenlebens, und gerade besonders 'mykenische' dienen irgendwie der lebhaften Darstellung nicht anschaubarer Vorgänge der menschlichen Affekte. Also: auf die Sprachkunst darf jenes Entwicklungsschema 'Tierdarstellung—Menschendarstellung' nicht übertragen werden; die homerischen Gleichnisse insbesondere, von denen die vermeintlich ältesten schon dem tieferen Interesse am Menschen dienen, lassen sich nicht nach jenem Schema 'Tierinteresse—Menscheninteresse' chronologisch ordnen; müßte aber von mykenischer Kunst auf die Zeit homerischer Gleichnisse durchaus ein Schluß gezogen werden, könnte es höchstens der sein: alle Gleichnisse der Ilias seien in einer geistig, innerlich menschlich, sittlich und künstlerisch viel weiter entwickelten, recht viel späteren Zeit als der mykenischen entstanden.

Aber prüfen wir nun auch die besonderen homerischen Beispiele Winters. Um gleich sein erstes Beispiel für ältere, ursprüngliche, gut mykenische Art zu nehmen (Il. XVI 157 ff.), in welcher Hinsicht wird denn die 'Schilderung des bestimmten Vorgangs' bei den Myrmidonen 'anschaulicher gemacht' durch das Gleichnis von den Wölfen? Die Myrmidonenhandlung wird selber gar nicht geschildert: „als solche kamen sie von den Lagerhütten geeilt zur Rechten und Linken des Patroklos“ — weiter nichts! Anschaulichkeiten im Wölfegleichnis wären etwa: der große, gehörnte Hirsch, den sie zerreißen; das Gebirge als Ort; die blutig roten Backen der Wölfe; daß sie im Rudel nach der Quelle gehn; das dunkle Wasser der Quelle; das Lecken von der Oberfläche des Quells und zwar mit schmalen Zungen; das Blutausbrechen, der rings drückendvolle Bauch — man sage uns einmal bestimmt im einzelnen, in welchen Punkten denn jene Myrmidonenhandlung durch diese Züge der Wölfegeschichte Anschaulichkeit empfange! Aber auch wenn man bestimmter spräche als Brauch ist, und nach Paul Cauers neuerer Auffassung hier etwa sagte: der Dichter wolle seinen friedlichen, mit kriegerischen Vorgängen nicht vertrauten Zuhörern einen Anhalt für ihre Phantasie geben, so daß sich diese Phantasie den Vorgang mit den Myrmidonen an dem Vorgang mit den Wölfen anschaulich machen könne — nun, so wäre hier der Myrmidonenvorgang auch für den friedlichsten Hörer von Heldengeschichten elementar einfach, und der Sachverlauf des Wölfevorgangs, erst Tötung und Zerreißung des Hirsches und dann der Gang zum Wasserlecken und Blutausbrechen, würde in der bisherigen und der gegenwärtigen Handlung der Myrmidonen keinerlei sachliches Gegenstück haben, für dessen Veranschaulichung das Gleichnis irgend einen Phantasieanhalt bieten könnte: das Gleichnis könnte nur verwirren.

Versuchen wir's, statt mit Veranschaulichung, mit Vorstellung und Gefühl. Am Anfang des Gleichnisses: „Wölfe, rohfressende,

mit unversieglicher Kampfkraft in der innersten Brust"; am Ende: „drinnen aber in der Brust ist Mut und Kampfverlangen unerschütterlich", — also gerade an Anfang und Ende eigentlich nichts Anschaubares, nur Vorstellbares und Fühlbares. Dazwischen: „Wölfe, die einen mächtigen, gehörnten Hirsch (mit der Erinnerung an Anschauliches ist die Vorstellung eines großen und wehrhaften Tieres mitgegeben) im Gebirge überwältigt und getötet haben (also in einer Gegend wilden Naturlebens) und ihn nun zerreißen, so daß allen die Backe rot ist von Blut" (der anschauliche Zug ergibt die Vorstellung einer wilden Gier im Beißen und Schlingen). „Und da gehen die nun auch hin in der Meute (also in fortdauernder Jagd- und Kampfgenossenschaft auch nach dem reichlichen Fraß), um von der Quelle mit dunklem Wasser (die Quelle an schattendunklem Ort, kühl) mit schmalen Zungen das dunkle Wasser zu oberst an der Wasserfläche zu lecken, während sie dann den ganzen Mord Blut ausbrechen" (also sich wenigstens um einen Teil der Überlast schon erleichtern; daß das Wasserlecken nur in der Absichtsform bezeichnet ist und nun zusammen mit der beabsichtigten Durstlöschung auch die Erleichterung der Last wie mitbeabsichtigt erscheint, daß ferner, im Gegensatz zu dem wilden Fleisch- und Blutverschlingen und dem wüsten Rülpsen und Ausbrechen, hier das beabsichtigte Wasserlecken durch die Anschaulichkeiten 'mit schmalen Zungen' und 'das dunkle Wasser auf der obersten Fläche' die Vorstellung des Maßhaltenden, Besonnenen, Zweckvollen erweckt, das alles mag eine alsbaldige Fortsetzung der wilden Jagd ankündigen). „Und während der Bauch rundum noch drückend voll ist, bleibt drinnen in der Brust Kampfmut und Kampfverlangen unerschütterlich" (hier wieder jene Anfangsvorstellung unversieglich ausdauernder innerer Kraft, eben zu fortgesetzter mörderischer Meutejagd)[1]). — An dieses Gleichnis wird nun die Haupthandlung mit dem Ausdruck 'so beschaffen, als solche' angeknüpft; d. h. nicht etwa die sinnliche Anschauung der einzelnen Erscheinungen, wie z. B. des Blutbrechens und des vollen Bauchs, wovon noch gerade zuletzt die Rede gewesen ist, soll von der jagenden Wolfsmeute auf die Myrmidonen übertragen werden, wohl aber die Vorstellung einer gewissen allgemeinen Beschaffenheit, für welche alle Einzelzüge, die besonderen An-

---

[1]) Für den Ausdruck *φόνον αἵματος* hier ein besonderes Wort *φόνος* im Sinne von 'Menge, Masse' anzunehmen (Prellwitz[2] s. v. *ἄφενος*, Kaegi, Menge), scheint unnötig; vgl. das genau entsprechende *αἵματος σφαγή* (Aesch. Agam. 1354 Enger[3] mit meiner Anmerkung) 'ein ganzer Opferkehlschnitt, eine Opferschlachtung Blut'. Der Sinn eines Maßes, oft hyperbolisch und stark metaphorisch, wird erst durch Zusammenhang, Affekt und Betonung in solchen Worten geschaffen: vgl. 'dieser (bloße) Nadelstich Blut, der (ganze) Aderlaß Blut, ein Wolkenbruch Regen, ein Regenschauer Tropfen, eine Wäsche sauberes Linnen; ein Frühling Blumen, ein Sonnenuntergang Farbenglut; ein Hagelschauer Schimpfworte, ein Kometenschweif Bewunderer' usw.

Digitized by Google

schaulichkeiten ebenso wie die nichtanschaubaren Züge, charakteristisch sind. Diese allgemeine Beschaffenheit ist der eigenartige Charakter einer tierisch elementaren, grausig wild und wüst und doch nach Absicht und Plan wirkenden Naturgewalt der Kampfbegier. Daß Wölfe, gerade wenn sie in der Meute jagen, sich durch wütige Kraft, aber auch unermüdliche Dauer, Tollkühnheit und dabei doch instinktiv schlaue Zweck- und Planmäßigkeit ihrer Kampf- und Mordjagd auszeichnen, sagen uns Tierbiologen wie Vogt, Brehm und Martin.

Auch die andern mykenisch originalen Gleichnisse Winters lassen sich mit Anschauungsrealismus dichterisch nicht erklären; zwei davon habe ich schon in meinem Aufsatz 'das Gleichnis in erzählender Dichtung' besprochen (XVI 297 ff., XX 164 ff.). Aber nicht anders haben sich, denke ich, aus stark gefühlten Vorstellungen auch solche Gleichnisse entfaltet, welche Winter vom Anschaulichkeitsstandpunkte aus für nachmykenisch und bloß ornamental und konventionell erklärt hat. So gleich sein erstes Beispiel, XVI 352 ff. Ebenfalls Wölfe, aber auch ebenso gut gekannt und so lebendig aufgefaßt wie jene mykenischen und ganz neu verwendet. Wölfe als Viehräuber in Berggegenden, wo Herdenzucht getrieben wird, besonders Schafe und Ziegen raubend, indem sie unbeobachtet einzelne Stücke von der Herde wegschnappen und namentlich jüngere Tiere, die sich von der Herde noch trennen und verlaufen, geschickt belauern und im günstigen Augenblick losstürzend wegfangen — vom Erzähler ganz so aufgefaßt, wie es unsere Tierbiologen beobachtet und geschildert haben. Und nun ist dieses — vom Epiker wieder ganz natürlich mehr biologisch als deskriptiv erfaßte — Stück Naturleben hier angewandt als Ausdruck für die vorgestellte und gefühlte Naturnotwendigkeit jener jähen Wendung im Kampfschicksal, wo die Achäer, nach langem, vergeblichem Andringen, jetzt endlich, nachdem der Schicksalsaugenblick gekommen ist, auf die führerlos gewordene, kraft-, mut- und hilflos werdende Masse der Troer jählings losstürzen und sie im Nu zu Umkehr und Flucht zwingen. In anderm Zusammenhang habe ich dargelegt, wie dann sofort auch Hektors besonderes Kriegsvolk von jäher Notwendigkeit zur Flucht gezwungen werde und Hektor selber wie pflicht- und ehrvergessen sein eigenes Volk im Stich lassen müsse, und wie nun hier der Charakter einer übernatürlichen Gewalt (ist es doch Zeus, der so waltet) seinen gefühlsstarken Ausdruck erhalte in jenem zweiten Gleichnis von der Gewitterwolke, die Zeus übernatürlich mitten aus lichter Himmelsbläue hervortreten läßt; wer etwas Ähnliches schon selber in der Natur erlebt hat, wird hier den gemeinsamen Vorstellungs- und Gefühlscharakter der verglichenen Vorgänge lebhaft nachempfinden.

Auch die beiden weiteren Beispiele, die Winter für nachmykenisch herkömmliche und äußerliche Ornamentik anführt, be-

Digitized by Google

kommen Eigenart und Ursprünglichkeit, wenn wir selber nicht mehr bloß nach äußeren Anschaulichkeiten fragen. Wo Diomedes unter den schlafenden Thrakern nutzlos grausam und seiner selbst unwürdig mordet, weil er dem Zwang Athenes folgt, da kann ich vom Löwengleichnis die Vorstellung und das Gefühl bekommen: der edle Kampfheld vollziehe das zwölfmalige Abschlachten schlafender Krieger mit derselben wütigen Energie der Mordbegier, mit der das furchtbarste Raubtier seinen ersten Sprung unter überraschte ungehütete Schafe oder Ziegen tut (X 485 ff.); daß der Gleichnisdichter mit keinem Worte von einem nutzlosen Morden seines Löwen spricht, stimmt mit der zoologischen Beobachtung. — Ferner habe ich von der Tötung des Asios durch Idomeneus den gefühlsstarken Eindruck, wie ein stolz Gewaltiger und überlegen Toddrohender das gemeine Kriegerlos jähen eigenen Todes mit derselben sicheren Notwendigkeit erfülle, mit der irgend ein großer Baum, etwa auch eine hochaufragende Fichte oben in den Bergen unter der scharfen Axt der Zimmerleute niederstürze und das Los erfülle, als Schiffsholz zu dienen (XIII 389 ff.). Übrigens würde in den drei letzten Gleichnissen die Unbestimmtheit 'Lämmer oder Zicklein', 'Ziegen oder Schafe', 'Eiche oder Weißpappel oder Fichte' allerdings ungünstig wirken, wenn es sich um die sinnliche Bestimmtheit eines Anschauungsbildes handelte; dagegen ist die Form vortrefflich geeignet, an mehreren Spezies die generelle Vorstellung junger und unvorsichtiger Tiere, schwachen Kleinviehs, großer Nutzholzbäume zu entwickeln.

Theoretisch und praktisch also scheint mir eine historische Scheidung mykenischer und nachmykenischer Gleichnisse in der Ilias undurchführbar. Wenn in Ilias oder Odyssee Gleichnisse an Ausführlichkeit und an sogenannten Anschaulichkeiten verschieden sind, so ist doch zu allererst nach den Bedürfnissen des augenblicklichen Zusammenhangs und des besonderen Zweckes zu fragen: dabei könnte die allgemeine Art der Zwecke und wiederum die Eigenartigkeit, Originalität der Ideenverknüpfungen überall sich gleich bleiben. Auch die Gruppen der Tier-, der Menschen- und der Göttervergleichungen vermögen wir wohl nicht nach Zeitstufen zu unterscheiden, wohl aber nach den besonderen Zwecken des Zusammenhangs. Warum sollten denn nicht in einer Zeit und von einem Dichter die drei nahe verwandten Bedürfnisse empfunden sein, durch Vergleichung des heroisch Menschlichen mit Tierischem etwa Vorstellung und Gefühl von etwas animalisch Elementarem, durch Menschengleichnis eine gefühlsstarke Vorstellung von etwas elementar Menschlichem oder etwas Allgemeinmenschlichem, durch Göttervergleichung die Idee von etwas übermenschlich Außerordentlichem auszudrücken? Wenn Winter bei Agamemnons Verherrlichung durch Zeus (Il. II 477 ff.) die drei Göttervergleiche für schwächlich und spät, das Stiergleichnis für prächtig, sinnlich eindrucksvoll und echt mykenisch erklärt, so

Digitized by Google

setzt er aus eigenem Anschauungsrealismus für die drei Götter gleich drei vollständige Leibesgestaltungen beim Dichter voraus, von denen nun drei konkrete Körperteile, je einer von jedem Gott, zu einem Oberkörper für 'das Bild Agamemnons' zusammengesetzt würden, und in das Stiergleichnis sieht er selber erst eine prächtige Sinnlichkeit der Erscheinungen hinein, die in den griechischen Worten höchstens allgemein angedeutet wäre. Die Folge ist die bekannte: indem wir in Dichtungen alte äußerliche Schemata der Poetik oder Rhetorik und dann ein anderswoher geholtes Schema historischer Entwicklung hineinpressen, sprengen wir von vorneherein die Einheit eines immerhin möglichen geistigen Ganzen.

Basel. Theodor Plüß.

Die Arsis und Thesis in den Versfüßen der Griechen und Römer.

Richard Bentley und Gottfried Hermann — die ersten aus neuerer Zeit, die sich mit tieferem Verständnis der Beschäftigung mit der alten Metrik hingaben — sahen in der Arsis des alten Versfußes den sogenannten guten oder schweren Taktteil, in der Thesis den schlechten oder leichten Taktteil. Bei dieser Auffassung gingen sie von dem modernen Versrhythmus aus, dessen Gesetze sie auf den Rhythmus der griechischen und lateinischen Verse übertrugen; sie verstanden unter Arsis und Thesis das Heben und Senken der Stimme. Schon Martin Opitz fand in seinem Buche von der deutschen Poeterey, daß die Silben in unseren Versen abwechselnd hoch und niedrig ausgesprochen würden. Richtiger wäre seine Beobachtung, wenn statt „hoch" und „niedrig" die Ausdrücke „stark" und „schwach" gesetzt würden. Denn auf dem Wechsel zwischen stärker und schwächer betonten Silben beruht der moderne Versrhythmus. Nun wird aber allerdings häufig die stärker betonte Silbe höher, die schwächer betonte tiefer gesprochen. Daher der Name „Hebung" für den schweren, „Senkung" für den schwachen Taktteil in unsern Versfüßen. Dieser Hebung und Senkung also setzten Bentley und Hermann die Arsis und Thesis der alten Versfüße gleich. Die Namen bürgerten sich ein; man gewöhnte sich, sie in dem oben angegebenen Sinn zu gebrauchen. Damals war man sich jedenfalls im klaren, welchen Teil man als Arsis, welchen man als Thesis zu betrachten habe. Eine Verwechslung der beiden Begriffe fand nicht statt.

Da kamen Roßbach und Westphal. Sie gingen der Sache auf den Grund und fanden, daß es ein „arger Mißbrauch" sei, wenn man das Wort Arsis für den schweren, das Wort Thesis für den

Digitized by Google

leichten Taktteil gebraucht habe. Sie glaubten, zur Theorie der Alten zurückkehren zu müssen, die zweifellos die Begriffe der Arsis und Thesis des Versfußes in Beziehung zu dem Heben und Senken des körperlichen Fußes setzte. Demgemäß bezeichneten sie — umgekehrt wie Bentley und Hermann — den schweren Taktteil, den wir beim Takttreten mit einem Senken des Fußes begleiten, als Thesis, während der Name Arsis für den leichten Teil übrig blieb.

Von den späteren Metrikern behielt ein Teil in der Bezeichnung der Arsis und der Thesis den Sprachgebrauch Bentleys und Hermanns bei. Andere folgten Roßbach und Westphal, unter ihnen v. Leutsch mit der geringen Abweichung, daß er für Thesis den von Aristoxenos gebrauchten Ausdruck „Basis" gesetzt wissen wollte[1]). Jetzt sind wir glücklich so weit gekommen, daß wir uns scheuen müssen, die Namen Arsis und Thesis überhaupt zu gebrauchen. So groß ist die Zerfahrenheit in ihrer Anwendung. Will man verstanden werden, so muß man schon seinen Standpunkt in der Frage darlegen und genau angeben, wie die beiden Ausdrücke aufzufassen seien.

Roßbach und Westphal hatten, wenn sie die Thesis als schweren, die Arsis als leichten Taktteil deuteten, das löbliche Bestreben, in der Bezeichnung der beiden rhythmischen Grundbegriffe die Auffassung der Alten wiederzugeben und dieser zu ihrem Rechte zu verhelfen. Es fragt sich also, in welchem Sinne denn die Alten die beiden Ausdrücke gebrauchten.

Die römischen Metriker sahen mit einer einzigen Ausnahme, die hier nicht mitzählt[2]), übereinstimmend die Arsis als den ersten, die Thesis als den zweiten Teil eines Versfußes an. Das stimmt also sehr wenig zur Ansicht derer, die die Thesis als starken, die Arsis als schwachen Teil bezeichnen. Auf die römischen Metriker können sich demnach Roßbach-Westphal und ihre Anhänger nicht berufen. Das tun sie auch nicht, sondern sie stützen sich auf die Griechen, während den Römern nicht das richtige Verständnis zugetraut wird. Darauf ist zunächst zu erwidern, daß die römischen Metriker ihre Wissenschaft doch wohl sicher nicht von sich, sondern auch von den Griechen hatten, deren Ansichten sie nur wiedergeben, so daß also von jenen, wenn auch nichts Schriftliches von ihnen erhalten ist, ohne weiteres angenommen werden kann, daß sie die Ausdrücke der Arsis und Thesis in gleicher Weise wie diese anwandten. Welche aber von den Griechen kämen überhaupt für Roßbachs und Westphals Auffassung der rhythmischen Grundbegriffe in Betracht? Der erste und vorzüglichste unter ihnen soll Aristoxenos sein.

---

1) s. Philol. XXIII S. 447.

2) Es ist der seiner griechischen Quelle, Aristides Quintilianus, folgende Martianus Capella.

Digitized by Google

Aber es gehört viel guter Wille dazu, um in seinen nur in Bruchstücken erhaltenen Schriften die Ansicht Roßbachs und Westphals über die Thesis und Arsis wirklich bestätigt zu finden. Eher könnte man aus dem Umstande, daß Aristoxenos und der Auszüge aus seinen Schriften bietende Psellos geflissentlich die Ausdrücke für Arsis denen für Thesis voranstellt, den Schluß ziehen, daß der griechische Rhythmiker, wie es später die Römer taten, die Arsis als ersten, die Thesis als zweiten Teil des Versfußes betrachtete. — Auch Bakcheios, von dem wir eine kurze Einführung in die Rhythmik haben, kann für die Auffassung der Thesis als starken, der Arsis als schwachen Taktteils nicht ins Feld geführt werden. Vielmehr ist bei ihm im großen und ganzen wie bei den Römern Arsis der erste, Thesis der zweite Teil des Versfußes. Wenn er nun allerdings eine Ausnahme macht und den Trochäus, den er Choreus nennt (– ⏑), nicht mit der Arsis, sondern mit der Thesis beginnen läßt, so ist das gerade für diesen Fuß wohl verständlich. Bakcheios wird einer von denen gewesen sein, die den Trochäus aus dem Jambus durch Wegnahme der ersten Silbe herleiteten. Wenn dies der Fall war, so mußte er, da ihm die weggenommene Silbe sicher als Arsis galt, die darauffolgende, die erste Silbe des Trochäus, Thesis nennen. — Nur ein einziger unter den griechischen Metrikern unterscheidet sich grundsätzlich von den römischen in der Bezeichnung der beiden Taktteile; es ist Aristides Quintilianus. Einer steht also hier gegen alle. Ist es Aristides wirklich wert, daß seine Ansicht über die aller andern gestellt werde?

Wenn man die Arsis und Thesis des alten Versfußes in Verbindung mit dem Heben und Senken des körperlichen Fußes bringt, der doch zuerst gehoben und dann gesenkt wird, so ist es das Natürlichste, die Arsis in jedem Falle zeitlich vor die Thesis zu stellen. Es ist eine Spitzfindigkeit, den Trochäus aus dem Jambus ableiten zu wollen und hier die Reihenfolge in der Benennung der beiden Teile umzukehren. Es ist eine zwecklose, weil für den Rhythmus bedeutungslose, Künstelei, dieses Verfahren noch weiter auszudehnen und, wie es Aristides getan hat, so ziemlich alle Versfüße, abgesehen vom Anapäst und vom Jambus, mit der Thesis statt mit der Arsis beginnen zu lassen. Für den Versrhythmus der Griechen und Römer war es praktisch sicher gleichgiltig, bei welchem Teile des Versfußes der Fuß gehoben, bei welchem er gesenkt wurde, ob beispielsweise die erste Silbe des Daktylus und des Trochäus als Arsis oder als Thesis galt. Nur für uns, die wir nicht die langen Silben der Griechen und Römer haben, sondern diese durch stark betonte Kürzen zu ersetzen pflegen, ist es von wesentlicher Bedeutung, mit welcher Silbe des Taktes der Fuß niedergesetzt werde. Dem Nachdruck des Tones, durch den eine Silbe hervorgehoben wird, entspricht beim Takttreten ein durch Niedersetzen des Fußes geführter

Digitized by Google

Schlag. Wir müssen also unter allen Umständen die erste Silbe des Daktylus und des Trochäus, wenn wir sie durch Nachdruck des Tones hervorheben, als diejenige auffassen, bei der der Fuß gesenkt wird.

Will man von der Arsis und Thesis der Griechen und Römer ein richtiges Bild gewinnen, so muß man auch in ihren Versen die alten Verhältnisse wiederherstellen, die langen Silben wirklich lang, gleich dem Doppelten der Kürzen sprechen und statt unserer Ikten die Wortakzente zum Ausdruck bringen[1]). Geschieht dies, so wird man finden, daß der alte Versrhythmus ein ganz anderer ist wie der unsrige. Gemeinsam ist beiden die Gliederung in Takte. Diese Takte aber wurden in den Versen der Griechen und Römer lediglich vermittelst des Unterschiedes von langen und kurzen Silben der Wahrnehmung kenntlich gemacht. Unnötig und überflüssig waren die in regelmäßiger Folge wiederkehrenden stärker betonten Silben. In unseren Versen dagegen werden die Takte gerade durch diese stärkere Betonung gewisser Silben kenntlich gemacht, während in ihnen ein regelmäßiger Wechsel von langen und kurzen Silben im allgemeinen fehlt.

Einen ähnlichen Rhythmus wie in den Versen der Griechen und Römer haben wir in der Atmungstätigkeit. Hier bestehen die Takte aus je zwei sich deutlich von einander unterscheidenden Teilen, dem Einatmen, bei dem sich die Brust hebt, und dem Ausatmen, bei dem sie sich senkt. Die beiden Teile stehen in einem zeitlichen Verhältnis zu einander, im gleichen, wenn das Einatmen ebenso lange dauert wie das Ausatmen, was bei stärkeren körperlichen oder seelischen Bewegungen der Fall ist, oder im ungleichen, wenn das Einatmen halb so lange währt wie das Ausatmen mit einer sich anschließenden Pause, was im Zustand der Ruhe das Gewöhnliche ist. — Auch die Takte in den alten Versfüßen bestanden jeder aus zwei Teilen. Diese unterschieden sich durch den Wechsel von Länge und Kürze voneinander. Solche Takte aber, bei denen dieser Wechsel nicht stattfand, wie die Spondeen (– –) oder die Prokeleusmatiker (⏑ ⏑ ⏑ ⏑) oder die Tribrachen (⏑ ⏑ ⏑), wurden höchstens zum Ersatz zugelassen, als selbständige Versfüße waren sie unmöglich. Die beiden Taktteile standen in einem zeitlichen Verhältnis zu einander, entweder im Verhältnis von 1 : 1 oder von 1 : 2, bzw. 2 : 1, oder endlich von 3 : 2, bzw. 2 : 3. So der Rhythmus des alten Versfußes.

Eine ganz andere Art des Rhythmus kommt zustande, wenn beispielsweise unter kurzen, gleichmäßig einander folgenden Schlägen in regelmäßigen Zwischenräumen jedesmal einer durch stärkeren Ton hervorgehoben wird, wie es beim Hämmern oder

[1]) Siehe darüber von mir „Die Silbenlänge im Griechischen und Lateinischen" in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen S. 266 ff. dieses Jahrgangs.

Digitized by Google

Dreschen üblich ist. Hier werden die Takte durch den stärkeren Ton der Wahrnehmung kenntlich gemacht, die Taktteile, die sich der Zeit nach von einander nicht unterscheiden, heben sich durch den Unterschied in der Stärke des Tones von einander ab. — Auch in unsern Versfüßen spielt der Unterschied von Länge und Kürze keine wesentliche Rolle; vielmehr sind unsere Silben im Allgemeinen gleich kurz. Also muß, wenn die Taktteile sich von einander abheben sollen, ein anderes Mittel angewandt werden, die Stärke und Schwäche der Betonung.

Versuchen wir nun, beide Rhythmenarten auf das Heben und Senken des Fußes zu übertragen: so wird sich die Verschiedenheit zwischen der Arsis und Thesis des alten Versfußes und der Hebung und Senkung des unsrigen deutlich offenbaren. Wir beginnen mit dem Rhythmus des Atmens. Gleichzeitig mit dem Hochgehen des Brustkorbes werde der Fuß gehoben, gleichzeitig mit seinem Niedergehen der Fuß gesenkt. Nach dem Niedersetzen des Fußes, das entsprechend seinem allmählichen Senken ohne stärkeres Geräusch geschieht, beginnt in dem Augenblick, daß ein neues Heben anfängt, ein neuer Takt. — Diese Art des Hebens und Senkens ist auch in den Versfüßen der Griechen und Römer anzunehmen. Beim Daktylus müßte demnach mit der ersten Silbe, der zweizeitigen Länge, das Heben des Fußes zusammenfallen, das Senken mit der zweiten und dritten Silbe, den einzeitigen Kürzen. Zu beginnen hätte das Heben mit der ersten Zeit der langen Silbe und müßte mit ihrer zweiten Zeit vollendet sein. Das Senken hätte mit der ersten der beiden kurzen Silben anzufangen und müßte mit der zweiten beendigt sein. Wenn aber einer aus irgend welchen Gründen die erste Silbe des Daktylus der Thesis, die beiden andern der Arsis zuweist, so mag er, nachdem er den Fuß gehoben hat, jene erste Silbe mit einem Senken und die zweite und dritte mit einem Heben in Übereinstimmung bringen. Der Rhythmus wird dadurch nicht anders.

Nun zu der zweiten Art des Rhythmus, für die ein regelmäßiger Wechsel von stärkeren und schwächeren Tönen maßgebend ist. Wie verfährt man, wenn man den Rhythmus des Hämmerns durch Heben und Senken des Fußes wiedergeben will? Man begleitet die stärkeren Töne mit kräftigen, durch schnelles Niedersetzen des Fußes bewirkten Schlägen. Sie zeigen jedesmal den Anfang des Taktes an. Die schwächeren Töne werden gewöhnlich gar nicht ausgedrückt oder sie werden durch leichtere Schläge der eben erwähnten Art wiedergegeben. Man sieht, daß es sich hier gar nicht um ein regelrechtes Heben und Senken des Fußes handelt, sondern um den Gegensatz zwischen stärkerem und schwächerem Niedersetzen oder zwischen Niedersetzen und Pause. Denselben Gegensatz aber haben wir auch, wenn wir beim Sprechen unserer Verse den Takt treten. Auch hier ein kräftigeres Niedersetzen bei einer stärker betonten Silbe, der sogenannten Hebung,

Digitized by Google

im übrigen jedesmal ein schwächeres Niedersetzen oder Pause. Es ist klar, daß unsere Hebung und Senkung mit dem Heben und Senken in den Versfüßen der Griechen und Römer nicht das Geringste zu tun hat[1]). Es wird nie gelingen, diese Art mit jener unter einen Hut zu bringen.

Nach alledem kann es uns nicht zweifelhaft sein, in welchem Sinne wir die Wörter „Arsis" und „Thesis" zu verstehen haben. Wir nennen, wie die römischen Metriker, Arsis jedesmal den ersten, Thesis den zweiten Teil des Versfußes, jedoch unter der Voraussetzung, daß in den griechischen und lateinischen Versen — im Gegensatz zu unserer Gewohnheit — die langen Silben wirklich lang, d. h. doppelt so lang wie die kurzen ausgesprochen werden, daß ferner die Wortakzente jedesmal zum Ausdruck gebracht, die Ikten dagegen, wie sie bei uns üblich sind, unterdrückt werden, daß demnach die Iktenzeichen, die heute in den Handbüchern der alten Metrik mit besonderer Liebe gepflegt werden, von der Bildfläche verschwinden.

Ratibor. M. v. Kobilinski.

---

[1]) Nur in unsern zweisilbigen Versfüßen, deren Rhythmus dem alten Versrhythmus etwas näher steht, ist eine geringe Ähnlichkeit der Hebung und Senkung mit der Arsis und Thesis des alten Versfußes vorhanden. S. darüber meine Schrift „Alter und neuer Versrhythmus", Leipzig-Gohlis 1909, Bruno Volger, S. 45 f.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Historisch-pädagogischer Literaturbericht über das Jahr 1908. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. 19. Beiheft zu den Mitteilungen der Gesellschaft. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 278 S. gr. 8. 3 *M*.

Dieser Bericht ist noch um 30 Seiten umfangreicher als der des vorhergehenden Jahres, den ich im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 645 f. angezeigt habe. Anlage und Anordnung sind hier genau wie dort, nur enthält der Anhang hier einen Bericht über Kinderspiele und Kindesleben. All die lobenswerten Eigenschaften, die ich an dem Bericht über das Jahr 1907 gerühmt habe, treffen auch für diesen zu, und ich habe ihn auch diesmal mit viel Freude und zu großer Bereicherung eigenen Wissens gelesen.

Ich hebe nur einiges heraus. Mit Interesse liest man den Bericht über die Comenius-Literatur und den bedeutsamen Einfluß, den Andreae auf Comenius ausgeübt (S. 13 f.), sowie über die zahlreichen Rousseau-Schriften (S. 18 ff.), die uns zeigen, „wie dieser revolutionäre Kopf immer noch die Geister in Spannung hält“. Auch für die Pestalozzi-Forschung ist das Jahr 1908 recht ergiebig gewesen, und es finden sich darunter wertvolle Werke (S. 36 ff.). Ein besonders anschauliches Lebensbild gibt Netopils „Vater Pestalozzi“. Zur Lektüre zu empfehlen ist sodann der 9 Seiten umfassende Bericht über Herbart und seine Schule (S. 42 ff.). Zur Einführung in die Herbartische Pädagogik wird hervorgehoben das Buch von G. Voigt „Die Bedeutung der Herbartischen Pädagogik für die Volksschule“. „Wir freuen uns“, so schließt dieser, „der kräftigen Anregung und sicheren Führung, die wir in dieser Pädagogik finden, wenn wir uns an das Ganze und Wesentliche halten. Und wenn wir an die entscheidungsvolle Lage denken, in der sich die Gegenwart befindet, und an die ernsten Pflichten, die hieraus auch der Volksschule sich ergeben, so möchten wir den Wunsch zum Ausdruck bringen, daß die Herbartische Pädagogik ihrem Geiste nach unter den Volksschul-

Digitized by Google

lehrern (und, so füge ich hinzu, nicht nur unter diesen!) immer weitere Kreise sich erobern möge zum Heil der Schule und zum Segen des Vaterlandes".

Beachtenswert ist das treffliche Buch von Zielinski „Cicero im Wandel der Jahrhunderte", das, indem es den einen durch seinen Einfluß und seine Bedeutung hervorragenden Römer zum Mittelpunkt einer vielseitigen Geschichtsbetrachtung von Epoche zu Epoche macht, ganz ungewöhnliche Bilder des kulturellen Lebens gibt, und wir haben kaum ein zweites Buch, aus dem die Macht des Gedankens im Strome der Geschichte so glänzend hervorleuchtet und das so reiche bildungsgeschichtliche Elemente in sich birgt wie dieses (S. 55 ff.). Sehr gerühmt wird das Büchlein von Falk aus der Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek „Schule, Unterricht und Wissenschaft im Mittelalter", das in einer eigentümlichen Mischung von kindlicher Haltung und Wissenschaftlichkeit, zugleich durch sehr gute Abbildungen aus dem Schulleben verschönt, einen höchst anregenden Überblick über Schule, Unterricht und Wissenschaft im Mittelalter gewährt (S. 74 f.), sowie die Arbeit von Schwabe über die Methodik des lateinischen Elementarunterrichts im Mittelalter (S. 75).

Linde würdigt unseren Rudolf Hildebrand als Unterrichtskünstler, der gezeigt habe, daß gerade eine künstlerische Auffassung des Lehrerberufs das reichste Wissen voraussetzt, mit originellen Ausführungen über Unterrichtshandwerker, Unterrichtstechniker und Unterrichtskünstler (S. 147). Beachtenswert sind auch die Mitteilungen aus der Abhandlung von Königsbeck über einen Vorschlag Goethes zur Einführung der deutschen Sprache in Polen, hochinteressant und reizvoll das Buch von Hashagen „Aus der Studienzeit eines alten Pastors", worin er seinen Bildungsgang auf der Hochschule schildert (S. 193). S. 207 lesen wir mit Teilnahme die Mitteilungen aus dem Leben und Wirken des vorletzten Chemnitzer Lycealrektors Becher aus einer Abhandlung von Happach, einem „sehr brauchbaren und besonders für die Spezialgeschichte nützlichen Baustein für eine Gesamtgeschichte des sächsischen Unterrichtswesens", ebenso S. 248—253 die Mitteilungen aus der Geschichte des Gymnasium Rutheneum zu Gera, einer fleißigen, durchaus wissenschaftlichen Arbeit, auf die, wie der Ref. sagt, näher einzugehn ihm eine Freude ist. Manche interessante Einzelheiten werden mitgeteilt. Aus der jetzt zum erstenmal publizierten, 36 Paragraphen umfassenden Instruktion des Weimarer Direktors Heinze (1770—90) führe ich hier an, daß der Direktor wenigstens(!) dreimal wöchentlich alle Klassen visitieren und täglich(!) nach beendigten Lektionen alle Lehrer zu einer Konferenz, in der über die etwa bemerkten Mängel zu verhandeln sei, versammeln sollte, ferner, daß er Sonntags zweimal die Schüler in eigener

Digitized by Google

Person in der Kirche beaufsichtigen, die öffentlichen Reden und Disputationen veranstalten und für alle diese acta publica die Einladungsprogramme schreiben sollte (S. 242 f.).

Die reiche Literatur, die im Jahre 1908 zu Ehren von Wicherns 100. Geburtstag erschienen ist (über die S. 31 f. berichtet wird), legt ein beredtes Zeugnis ab für die Dankbarkeit, die man ihm in den Kreisen der evangelischen Kirche entgegenbringt; sehr zahlreich aber sind die Publikationen, die die 350jährige Jubelfeier der Universität Jena gebracht hat und von denen die wichtigsten auf S. 233—242 besprochen werden. Kulturhistorisch beachtenswert ist hier u. a. die Schilderung des Aufenthaltes des erst 16jährigen Eberhard Wolf von und zu Todenwarth auf der Universität Jena von 1630—31 und die Instruktion des Vaters für ihn (S. 240). „Manche andere Hochschule“, sagt Elster, „ist größer, manche Studentengeschichte hat auch vielleicht weniger auf dem Kerbholz, aber wohl in keiner hat auch der gute Genius so tiefgreifend das deutsche Leben beeinflußt, die Freiheit des Studenten so nachhaltig neue hohe Werte geschaffen und die Wissenschaft so erfolgreich für große Ideale redlich und treu gekämpft“.

Richtig sagt S. 54 der Berichterstatter über die Erziehungs- und Bildungsgeschichte des Mittelalters, daß „diese Bezeichnung nur dann einen Sinn hat, wenn ihre Erforschung auf die kleinsten Keime pädagogischer Ideen und Wirksamkeiten gerichtet ist, deren Wesen und Kraft erst aus späteren Entwicklungsstadien erkennbar wird. Nur bei minutiöser Klein- und Einzelarbeit können sie ans Licht gehoben werden. Aber es kann die Geschichtsforschung auch keine größere Befriedigung erzeugen als durch Auffindung kleinster Anfänge zu reicheren Entwicklungen der späteren Welt“.

S. 175 lesen wir, daß in den meisten Arbeiten zur Geschichte höherer Lehranstalten jetzt mehr als frühet allgemein interessante und bedeutsame Gesichtspunkte aufgestellr werden. Immer mehr beachtet man den Zusammenhang mit der ganzen Geistesgeschichte und hebt auch nachdrücklicher die innere Entwicklung, den Lehrbetrieb und die Lehrordnung hervor. Es will scheinen, als bilde sich allmählich eine einheitliche Methode auch auf diesem Gebiete wissenschaftlicher Forschung heraus, und es wird dies besonders dem Verdienste des Mitarbeiters E. Schott zugeschrieben, der in seinen Berichten über Schulgeschichte immer wieder auf die Beachtung weiterer Gesichtspunkte und wirklich wissenschaftlicher Durcharbeitung des Stoffes aufmerksam gemacht hat. Hierin liegen Winke und Anregungen zu neuen wissenschaftlichen Arbeiten, auf die auch S. 209 wieder hingewiesen wird, und eine wichtige Aufgabe wird schließlich noch S. 210 hinzugefügt mit den Worten: „Wenn sich doch jemand des deutschen Schuldramas einmal ernstlich annehmen wollte!

Digitized by Google

Die Aufgabe an sich ist lohnend, das zu bestellende Feld ist fast jungfräulich und muß bei dem rechten Bearbeiten reiche Früchte bringen".

Ich breche ab. Wollte ich doch mit Obigem nur auf den reichen und so vielseitig anregenden Inhalt auch dieses neuen Literaturberichts aufmerksam machen.

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Hans Cornelius, Ernst Reisinger, Georg Kerschensteiner, Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen, drei Vorträge. München 1910, Süddeutsche Monatshefte. 68 S. 8. geh. 1 *M*.

Der um die Ausgestaltung der höheren Schulen weiter tobende Kampf hat eine Reihe von Männern der Stadt München veranlaßt zu einem Aufruf, in dem sie im Gegensatz zu den Vorträgen, die Ostwald kurz vorher in München gehalten hat, die Hauptpunkte ihrer gemeinsamen Anschauungen niederlegten. Dieser Aufruf sowohl wie die Leitsätze für die Fortbildung der höheren Schulen, die in einer öffentlichen Versammlung vorgelegt wurden, werden in den „Vorbemerkungen" mitgeteilt. Dann erst folgen die Vorträge selber, die in jener Versammlung zur Begründung der Leitsätze gehalten wurden, zuerst der des Prof. Hans Cornelius über „Erziehungsziele". Die Gedanken, die er entwickelt, sind uns aus Kerschensteiners Schriften bekannt. Für die Mißerfolge der Schule macht er die Zersplitterung der Interessen durch das Chaos scheinbar gleichberechtigter Interessen verantwortlich und die falsche Art, wie der Lernstoff dargeboten wird. Das Ziel der Schule, Verständnis für den Wert der geistigen Kulturgüter und Fähigkeit zur Mitarbeit an deren Hervorbringung und Erhaltung, erreicht nicht die Wissensschule, sondern nur die Arbeitsschule. Da der Stoff, aus dem unsere geistigen Kulturgüter geformt werden, entweder der Natur oder dem menschlichen Geiste entspringt, die Erziehung durch selbständige Arbeit aber immer nur auf einem Gebiete durchzuführen ist, erhalten wir zwei Hauptgattungen von Schulen: eine mathematisch-naturwissenschaftliche und eine geisteswissenschaftliche. Für die letztere Bildung hält Cornelius, der selbst 10 Jahre seines Lebens der Naturwissenschaft gewidmet hat, die Antike als den geeignetsten Ausgangspunkt unter besonders warmer Anerkennung der griechischen Literatur. Auch Reisinger, dessen Vortrag „über den sprachlich-historischen Unterricht" folgt, tritt für die alten Sprachen ein. Sie sind ihm noch heute das sicherste Mittel, die Mehrzahl der Schüler zur Denkfähigkeit zu bringen. „Das ist für viele Menschen eine unbequeme Wahrheit". Was er über den Betrieb der alten Sprachen und der Geschichte sagt, ist durchaus richtig. Daß gerade das Gymnasium ein wunderbares Feld hat, auf dem politische Bildung erwachsen kann, näm-

Digitized by Google

lich die antike Geschichte, wird vielen auch eine unbequeme Behauptung sein. „Ein eigenes Unterrichtsfach darf und kann die staatsbürgerliche Erziehung nie werden“.

Zum Schluß wendet sich Reisinger gegen die Banausen, die die historische Bildung verdammen und die naturwissenschaftliche Bildung zum alleinseligmachenden Dogma erheben; wer so denkt, berücksichtigt nicht, daß das vergangene Leben der Menschen die Seelen der Kinder besser formen kann als das starre Gesetz der Natur.

Den Schluß bildet Kerschensteiners Vortrag über den „mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht“. Wie schon so oft, betont K. auch hier wieder, daß der Bildungswert der Naturwissenschaften nicht im Wissen, sondern in den Arbeitsmethoden liege. Das „selbständige Forschen, Fragestellen, Beantworten, Experimentieren ist in allen Gebieten nicht bloß dem Lehrer vorzubehalten, sondern muß von Beginn an Aufgabe des Schülers sein“. Allein der Betrieb der Naturwissenschaften in Schülerlaboratorien ist noch keine sichere Gewähr für naturwissenschaftliche Bildung, geschweige denn für sittliche Menschenbildung. Wieder erhebt K. den Ruf nach Bildung von Arbeitsgemeinschaften und geißelt dann den veralteten Betrieb der Mathematik, der in der Isolation von allem übrigen Leben, in dem absoluten Verzicht auf sinngemäße Aufgaben liegt. Die Mathematik wird die vornehmste Aufgabe darin finden müssen, die Fähigkeit zur mathematischen Betrachtung der uns umgebenden Welt der Erscheinungen zur möglichsten Entfaltung zu bringen. Das aber kann nur erreicht werden, wenn es gelingt, alle Teilgebiete des mathematischen Unterrichts mit einem einheitlichen Band zu umschlingen, alle Betrachtungen von einem Grundgedanken getragen werden zu lassen. Als solches Band bezeichnet K. im Anschluß an den Göttinger Mathematiker Klein den Funktionsbegriff und die Erziehung zur Gewohnheit des funktionellen Denkens als eine der Sonderaufgaben des mathematischen Unterrichts. Die Gewohnheit funktionellen Denkens ist eine der allerwertvollsten echt humanistischen Eigenschaften eines Menschen von Bildung. Der Funktionsbegriff, oder wenn man will Kausalbegriff, taucht überall auf, in der Geschichte wie in der vergleichenden Sprachwissenschaft, bei den Rechtsnormen und in den Bewegungen des unendlichen Weltraumes wie in der engen Welt unserer seelischen Natur.

2) Georg Kerschensteiner, Grundfragen der Schulorganisation. Eine Sammlung von Reden, Aufgaben und Organisationsbeispielen. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. VI u. 296 S. 8. geb. 4,20 ℳ.

Von der ersten Auflage, die in dieser Zeitschrift (Jahrgang LXII S. 195) kurz besprochen worden ist, unterscheidet sich

Digitized by Google

die vorliegende zweite, abgesehen von der Besserung der sprachlichen Form und der Erweiterung des statistischen Materials dadurch, daß anstelle eines fortgelassenen Aufsatzes zwei neue hinzugefügt worden sind, nämlich „das Problem der Volkserziehung" und „die Schule der Zukunft eine Arbeitsschule". Auch diese beiden Arbeiten sind nicht neu, jene ist bereits veröffentlicht in der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik", 21. März 1908, diese ist hervorgegangen aus einer Festrede, die K. zur Pestalozzifeier am 12. Januar 1908 zu Zürich gehalten hat. Die einzelnen Aufsätze dieses hochbedeutenden Buches betreffen in bunter Mannigfaltigkeit die verschiedensten Erziehungsfragen und alle möglichen Schularten von der Volksschule bis zur höhern Schule, werden aber durch zwei Gesichtspunkte zusammengehalten. Erstens: „Jede öffentliche Schule im modernen Staate, mag sie eine allgemeine oder eine Fachschule sein, muß ihre Hauptaufgabe darin erblicken, soweit als möglich einsichtige, willenskräftige und für die Gesamtheit nützliche Staatsbürger heranzubilden". Zweitens: „Nur durch praktische, auf ein wohlumgrenztes Gebiet beschränkte Arbeit, die den Fähigkeiten des einzelnen entspricht, gelangt der Mensch zu wertvoller Bildung".

Für diese keineswegs neuen Gedanken ist der Verfasser schon mehrfach in Wort und Schrift eingetreten und beruft sich mit Recht auf seine früheren Arbeiten, von denen seine „Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend" berechtigte Anerkennung gefunden hat. Die hier zusammengestellten Aufsätze liefern ein klares, verständliches Bild von dem eigenartigen Ausbau der Erziehungs- und Unterrichtseinrichtung, wie ihn K. unbedingt fordern zu müssen, aber auch fordern zu können meint. K. spricht mit der Überzeugungskraft eines Mannes, der mit Stolz auf eine stattliche Reihe lebenskräftiger Organisationen blicken darf, die er auf dem Gebiet des Schulwesens geschaffen hat. Man liest mit stets wachsendem Interesse und Hochachtung für den trefflichen Pfadfinder, was er den Schuleinrichtungen für Ziele steckt und wie sie zu erreichen sind, man wird gepackt von der Geschlossenheit seiner Gedankenreihen, und dem, der noch zweifelt und der erst sehen muß, um zu glauben, bietet K. in den Anmerkungen ausführliche Pläne, die er in München bereits praktisch durchgeführt hat, unter schweren Kämpfen anfangs, allmählich aber immer mehr unter vollster Anerkennung von seiten derer, die ihn anfangs am heftigsten befehdeten.

Es ist unmöglich, die Fülle seiner Gedanken im einzelnen auch nur einigermaßen hier anzudeuten, geschweige denn durchzusprechen. Für die Leser dieser Zeitschrift werden auch nicht einmal alle Aufsätze von gleichem Interesse sein, obwohl gerade in den Abschnitten über die Volksschule und Fortbildungsschule das Schwergewicht liegt und nur der K. ganz verstehen

Digitized by Google

kann, der sie gelesen hat. Hier hat ja K. am meisten geleistet, aber auch, wo K. von den höheren Schulen spricht, zeigt sich seine Einsicht und sein scharfes Urteil, so besonders in dem Aufsatze über „die 5 Fundamentalsätze für die Organisation höherer Schulen". Überall urteilt er von höheren Gesichtspunkten aus, nirgends läßt er sich zu einer einseitigen Beurteilung verleiten, auch nicht durch seinen Bildungsgang, sein Fachstudium oder seine Stellung. Er, der ursprünglich an den 36 Brüsten getrunken, die ihm das Seminar gereicht hatte, dann Mathematik zum Studium erwählt hatte, erkennt die Stärke des alten Gymnasiums an, weil es der Forderung entspricht, die er an alle Schulen stellt, nämlich, daß es auf Wissensmast verzichtet und nur eines will, ein Großes, Gewaltiges, eines, das einst die besten Männer Deutschlands gefangen hielt, nämlich die Einführung in den Geist des klassischen Altertums. Das mögen sich die merken, die sich heutzutage nicht genug tun können in dem Verlangen, diesen und jenen Lehrgegenstand dem Gymnasium aufzupfropfen.

„Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen" (Goethe). Neben dem alten humanistischen Gymnasium kann sich K. ein naturwissenschaftliches, ein neusprachliches (dieses sei nicht unbedingt nötig, weil es sich an dieselben Begabungen wie das altsprachliche wenden würde) und ein technisches Gymnasium als völlig gleichwertige Bildungsanstalt denken, aber nicht ein „humanistisch-neusprachlich-naturwissenschaftlich-mathematisches Gymnasium, diesen Mops-Pudel-Dachs-Pinscher gewisser Organisationsdilettanten". Einheit des Bildungsstoffes ist die erste Grundforderung für die Ausgestaltung der höheren neunklassigen Schulen. Darin hat K. unzweifelhaft recht; ob sich sein Plan von der Einrichtung der 4 „gleichwertigen Gymnasien", insbesondere des technischen Gymnasiums, je verwirklichen wird, ist eine andere Frage. Darüber wird mancher anderer Meinung sein. Im übrigen sind seine Ausführungen über die 5 Fundamentalsätze für die Organisation höherer Schulen scharf, klar und bestimmt, u. a. besonders da, wo er von staatsbürgerlicher Erziehung spricht. Darüber zu reden und zu schreiben ist heute beinahe Modesache, und doch, welche Unklarheit herrscht bei vielen Wortführern darüber! Nicht einmal die Begriffe „Erziehung" und „Unterricht" halten sie auseinander und wollen immer wieder mit einem neuen Unterrichtsfach und einem neuen Lehrbuch die Wunde heilen, als ob man Vaterlandsliebe lehren könne. „In großen Situationen entscheidet Charakter mehr als Geist und Wissen. Man kann anderer Geist und Wissen benutzen, aber den Charakter eines andern kann man sich nicht aneignen". Wir legen noch viel zu großes Gewicht auf die Ausbildung der Intelligenz und zu wenig auf die des Charakters. „Charakterstärke aber gewinnt der Knabe nicht aus der Lektüre der Klassiker

Digitized by Google

und nicht aus dem Erfassen der unwandelbaren Naturgesetze". So ganz möchte ich doch dem Verf. nicht zustimmen. Charakterbildend wirkt jede Arbeit an sich, das Erfassen der Naturgesetze, wie die Lektüre der Klassiker, letztere besonders, wenn sie die hehren Beispiele von Treue, Opferwilligkeit, Mannhaftigkeit usw. vor Augen führt.

Ausgehend von der Mädchenfortbildungsschule kommt K. natürlich auch auf die Reform der höheren Mädchenschulen zu sprechen. Inzwischen ist in Preußen die „Reform der höheren Mädchenschulen" tatsächlich erfolgt, schwerlich ganz im Sinne des Verf., der S. 166 sagt: „dem Vaterland ist wenig gedient mit gelehrten Frauen, denen über ihr Studium ihr ganzes eigenartiges Wesen verkümmert ist, die einen Schrecken empfinden, wenn sie an die Aufzucht des Säuglings denken, und denen die bis ins Kleinste gehende Führung eines Hauswesens nicht mehr interessant genug dünkt". Alle Anzeichen sprechen dafür, daß man vielfach mit der Entwicklung der Mädchenschulreform in Preußen schon jetzt unzufrieden ist, und mir ist es nicht zweifelhaft, daß man sich einst zu dem gesunden Grundgedanken des Verf.s bekehren wird.

Ich muß abbrechen, so gerne ich noch auf den einen oder andern Gedanken des Verf. hingewiesen hätte. Das Buch muß jeder Lehrer, jeder Freund der Schule selber lesen und sich zu eigen machen. Je mehr es gelesen wird, desto mehr Männer und Frauen wird es gewinnen für diesen Kreuzzug der Erziehung im Sinne des Verf., und zwar nicht bloß als „Prediger, sondern als handelnde Kämpfer auf dem wohlumschriebenen Platze, der ihnen im Staatsleben zukommt, mit ruhiger aber unbeugsamer Zähigkeit und Konsequenz, auf daß die Kleinmütigen wieder glauben lernen an die Zukunft unseres deutschen Volkes und seines Staatsverbandes".

3) Artur Steinwender, Paedagogica Austriaca, Rückblicke eines alten Schulmannes. Graz 1910, U. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff). III u. 84 S. 8. geh. 1 *M*.

„Ich beabsichtige auch nicht im entferntesten, eine Pädagogik in nuce zu liefern", sagt der Verf. bescheiden, „kein zusammenhängendes Ganzes, kein System, nur lose Blätter, deren Inhalt vielen auch nichts Neues bieten wird". Trotzdem kann man das mit warmem Herzen geschriebene Buch für eine praktische Pädagogik halten, so gut wie manche andere; denn wenn nicht alle, so werden doch die wichtigsten Schulfragen mehr oder weniger ausführlich behandelt. Das Buch ist das pädagogische Vermächtnis eines Mannes, der fast 40 Jahre im Dienste der Schule gestanden, den Beruf mit Freuden ausgeübt hat und schweren Herzens von ihm geschieden ist. Die Liebe zur Schule, das Streben nach möglichster Förderung der ihm heiligen Sache haben ihm die

Digitized by Google

Worte diktiert, das merkt man auf jeder Seite. Und welche Erfahrung spricht aus seinen Worten! Der Verf. ist Österreicher und hat nur die österreichischen Schulen, d. h. in erster Linie die Gymnasien im Auge. Man glaube ja nicht, daß für uns das Buch darum weniger wertvoll sei! Mir wenigstens erscheint es doppelt anziehend. Erstens fand hier mein Interesse für die Entwicklung des höhern Schulwesens in Österreich, das durch die dortige Schulreform und die Tätigkeit der Wiener Freunde des humanistischen Gymnasiums gewonnen war, hier neue Nahrung. Zweitens aber sind die Ausführungen des erfahrenen Schulmannes überall anregend, ob er speziell österreichische Schuleinrichtungen im Auge hat oder nicht. Der Verf. teilt sein Buch in folgende Kapitel: „Schule und soziale Strömungen; Schule und Zeitrichtung; Schule und Staat; Schule und Eltern; Schule und Schüler; Schule und Lehrer".

Für wen sind die Beziehungen dieser Faktoren zu einander nicht interessant? Geschrieben wird darüber genug, mehr von Unberufenen als von Berufenen, hier spricht einer, der in hervorragendem Maße berufen ist, darin liegt die Berechtigung der Schrift. Gewiß, das Buch enthält nichts wesentlich Neues, das sagt der Verf. selber, aber manches kann eben nicht oft genug wiederholt werden, und wenn es in neuer Begründung geschieht, um so besser. Für das gelungenste Kapitel halte ich das über „die Schule und die Eltern". Nur schade, daß es in dieser Schrift nicht an die richtige Adresse kommt. Es verdiente in einer Zeitschrift oder Zeitung veröffentlicht zu werden; in dieser Schrift wird es wenig wirksam werden. Jedenfalls aber kann es jungen Lehrern gute Dienste leisten für die Art und Weise, wie sie ihr Verhältnis zu den Eltern einzurichten haben. Auch das folgende Kapitel: „Schule und Schüler" enthält vieles Beherzigenswerte. Für die energische Verteidigung des Abiturientenexamens und des Griechischen wird man dem Verf. ebenso Dank wissen wie für die Zurückweisung mancher ungerechtfertigter Angriffe auf das Gymnasium, die Verurteilung des Utilitätsstandpunktes und die kräftige Abwehr einer Reihe moderner Schlagworte.

Ich wünsche dem Buch in ganz Deutschland eine freundliche Aufnahme. Wer es liest, wird neben der Belehrung, die er darin findet, auch seine Freude daran haben.

4) Hans Zimmer, Führer durch die deutsche Herbart-Literatur. Langensalza 1910, Julius Beltz. VI u. 189 S. 8. geb. 4,30 M.

Über den großen Philosophen und Pädagogen ist eine so umfangreiche Literatur angewachsen, daß es schwer ist sich darin zurecht zu finden. Man braucht dazu einen „Führer", an dem es bisher fehlte. Diesem Übelstande sucht das vorliegende Buch abzuhelfen. Der Verf. beschränkt aber seine Aufgabe insofern, als er, wie der Titel besagt, nur Bücher in deutscher Sprache

Digitized by Google

berücksichtigt, und zweitens die prinzipiellen Gegner Herbarts sowie die erbitterten Kämpfe um diesen und Ziller, endlich auch seine „Schule“, d. h. die Literatur über Ziller, Stoy, Strümpell u. a. außer Betracht läßt. Diese Beschränkung ergab sich dem Verf. aus dem Zweck „die reine, primäre Lehre Herbarts für Lehrer, Lehrerinnen, Seminaristen und Studenten ins Auge zu fassen und Wege zu ihrem Verständnis zu eröffnen durch Hinweis auf die Werke, die darüber von den verschiedensten Seiten aus unterrichten“. Wieweit der Verf. dabei Vollständigkeit erreicht hat, kann ich nicht feststellen, jedenfalls ist der Fleiß, mit dem der Verf. das Material zusammengetragen, gesichtet und geordnet hat, anzuerkennen, ebenso auch das Bemühen, sich nicht in eine trockene Aufzählung zu verlieren, sondern gefällig und geschmackvoll darzustellen. Er will mehr orientieren als kritisieren, doch ließ sich natürlich das letztere nicht vermeiden. Ein sorgfältiges Register, das bei wichtigeren Werken auch Hinweise auf Rezensionen gibt, erleichtert den Gebrauch und wird namentlich demjenigen von Nutzen sein, der sich mit irgend einem Spezialproblem der Herbartschen Philosophie oder Pädagogik beschäftigen will. Studenten und Kandidaten während des Vorbereitungsdienstes wird darum diese Literatursammlung nicht unwillkommen sein.

5) Georg Kerschensteiner, Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. VIII u. 62 S. 8. geh. 1 *M*.

Die Arbeit ist hervorgegangen aus einem Referat, das der Verf. im Auftrag der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin am 22. Oktober 1909 gehalten hat. Die Frage beschäftigt seit längerer Zeit und in immer stärkerem Maße die Welt, und doch herrscht große Uneinigkeit und Unklarheit über dies inhaltsschwere Problem. Da ist K. der rechte Mann, hier Klarheit zu schaffen, bemüht er sich doch schon seit Jahren nicht nur in seinen Schriften, sondern auch in seinen nachahmenswerten Einrichtungen in München um die Lösung dieser Aufgabe. Zunächst war es nötig, einmal den Begriff dieser staatsbürgerlichen Erziehung scharf zu formulieren; denn in der Festlegung dieses Begriffs liegt ja die Hauptschwierigkeit, die Bürger des modernen Verfassungsstaates zu gemeinschaftlicher Arbeit für staatsbürgerliche Erziehung zu vereinigen. Unter scharfer Scheidung von verwandten und oft miteinander verwechselten Begriffen, wie staatsbürgerliche Belehrung, wirtschaftlicher oder technischer Erziehung, politischer Bildung und sozialer Erziehung kommt K. zu einem Ergebnis, das, wie er meint, „einen wesentlichen, vielleicht auf längere Zeit hinaus endgiltigen Schritt vorwärts bedeutet“. Das Wesen der staatsbürgerlichen Erziehung liegt allein in dem Ziel und in der Aufgabe, „die Bürger so zu erziehen, daß ihre

Digitized by Google

Tätigkeit bewußt oder unbewußt, direkt oder indirekt dazu dient, den konkreten Verfassungsstaat, den sie bilden, dem unendlich fernen Ideale eines sittlichen Gemeinwesens näher und näher zu führen". Staatsbürgerliche Erziehung ist also ziemlich gleichbedeutend mit Erziehung zu den Tugenden der Rücksichtnahme und Hingabesittlichkeit, mit Erziehung zum selbstlosen Charakter.

Aber in diesem wichtigen Punkte versagen alle Schulen. Technische und wissenschaftliche Ausbildung allein aber liefert im allgemeinen keine Staatsbürger, wenn sie nicht unter dem Gesichtspunkt der gemeinsamen Arbeit organisiert und für die höchsten Zwecke der Erziehung ausgenützt wird. Arbeitsgemeinschaften müssen in der Schule organisiert werden. Erst wenn diese gemeinsame, gründliche, von Schaffensfreude getragene Arbeit die Schüler mit wertvollen sozialen Tugenden ausgerüstet hat, erst wenn gewisse Einrichtungen der Selbstregierung, der freiwilligen Unterordnung unter selbstgewählte Führer, der persönlichen Opferbereitschaft im Dienste der geistigen und sittlichen Förderung der Mitschüler die Tugend der rechten Rücksichtnahme ausgelöst und jenes unentbehrliche Verantwortlichkeitsgefühl erzeugt hat, das unser Tun und Lassen regieren muß, erst dann kann der staatsbürgerliche Unterricht im engeren Sinne Nutzen bringen. Der ist aber wesentlich ethischer Unterricht, Pflichtenlehre, und verlangt für die höheren Schulen kein besonderes Fach; der richtig geleitete Geschichtsunterricht gestaltet sich von selbst zu einer Pflichtenlehre, in Forbildungsschulen ist ein besonderer staatsbürgerlicher Unterricht nicht zu umgehen, er wird am fruchtbarsten angeschlossen an die historische Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Berufsgruppen, denen die Schüler angehören, wie das K. schon in seinem früheren Werke: „Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend" des näheren ausgeführt hat. In der Volksschule ist ein systematischer staatsbürgerlicher Unterricht ausgeschlossen, aber auch hier muß der Unterricht vom Gesichtspunkt der Arbeitsgemeinschaft aus organisiert werden. Wie das zu geschehen hat, dafür gibt K. ein lehrreiches Beispiel aus dem Physikunterricht und verweist weiter auf seine „Grundfragen der Schulorganisation". Wer in der praktischen Arbeitsschule von früh auf zu gegenseitiger Hilfsbereitschaft erzogen wird, wer in gemeinsamer Arbeit gewöhnt wird mit Überlegung solid und gewissenhaft zu handeln, seinen persönlichen Egoismus und Ehrgeiz, sowie seine persönlichen Interessen unterzuordnen unter den Ehrgeiz und die Interessen der Schulgemeinschaft, wer gelernt hat, von Jugend auf nicht sich zum Mittelpunkt seines Tuns und Treibens zu machen, sondern den Schutzverband, dem er angehört, der wird gefeit sein gegen die mannigfachen Gefahren des modernen Lebens, dem wird Partei- und Volkstyrannei nichts anhaben, der wird ein rechter Staatsbürger sein.

Digitized by Google

Das sind die Gedanken eines Idealisten und doch keines Phantasten, sondern eines Mannes, der auf dem Boden der Wirklichkeit stehend, was er kühn erdacht, auch praktisch verwirklicht hat oder zu verwirklichen im Begriff ist. Wünschen wir ihm recht viele Gehilfen bei der Arbeit! Wir alle sollten es sein!

Elbing. Paul Tietz.

---

1) A. Hippius, Der Kinderarzt als Erzieher. Praktisches Handbuch für Eltern, Ärzte und Lehrer. München 1909, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. XI u. 324 S. 8. 4 *M*.

Der Verf. betont mit Recht, daß auch der Kinderarzt pädagogischer Grundsätze bedürfe, um seiner Aufgabe voll genügen zu können. Er setzt sich das Ziel, gebildeten Eltern durch praktische Ratschläge für die körperliche und seelische Erziehung des Kindes behilflich zu sein. Er geht davon aus, daß die harmonische Entwicklung von Körper, Geist und Gemüt der oberste Zweck der Erziehung sei, da nur dank einer gleichmäßigen Entwicklung dieser drei Seiten des menschlichen Wesens die volle Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Menschen erreicht werden könne. Demgemäß bespricht er in den verschiedenen Entwicklungsstufen: I. Säuglingsalter, II. Neutrales Kindesalter (bis zum achten Jahre), III. Knaben- oder Mädchenalter, IV. Pubertätsalter, jedesmal zuerst die körperliche, dann die seelische Entwicklung; danach die körperliche und weiter die seelische Erziehung. Angefügt ist eine Übersicht der „erzieherisch beachtenswerten Anzeichen“ und ein Sachregister.

Es verdient volle Beistimmung, wenn Hippius S 222 sagt: „Der Geistes- und Charakterbildung des Kindes bietet die Schule einen ganz außerordentlichen, durch die häusliche Erziehung allein nicht zu erreichenden Gewinn. Dieser Gewinn ist so bedeutend, daß wir die Schule nicht entbehren möchten. Sie erzieht das heranwachsende Kind zu einer sittlichen Persönlichkeit und befähigt es zu selbständiger Wirksamkeit; sie macht es tüchtig für die menschliche Gesellschaft, indem sie es mit Kenntnissen ausrüstet, die es ihm ermöglichen, entweder unmittelbar einen speziellen Beruf auszuüben oder seinen ferneren Bildungsgang selbständig fortzusetzen“.

Seine gesunde Auffassung des Verhältnisses zwischen Haus und Schule beweist Hippius S. 269 durch die Worte: „Was die Beteiligung des Hauses an der geistigen Erziehung des Schulkindes betrifft, so hat es vor allem die Bestrebungen der Schule zu unterstützen und nach Möglichkeit zu fördern. Schule und Haus müssen in gleicher Richtung wirken. Wo dies nicht der Fall ist, wird alles verdorben“. Dem entsprechend betont er S. 275, das Verhältnis zwischen Schule und Haus müsse vor allem auf gegenseitigem Vertrauen beruhen, damit das gemeinsame Erziehungs-

Digitized by Google

werk gut gelinge. „Beide Erzieher, Lehrer wie Eltern, dürfen sich gegenseitig die Autorität nicht untergraben, sondern müssen vielmehr auf ihr beiderseitiges Ansehen halten". S. 276: „Der größte Fehler, der im Verhältnisse des Hauses zur Schule gemacht werden kann, ist die kritiklose Parteinahme für das Kind, das über einen Lehrer klagt. Und wie oft wird dieser Fehler in praxi gemacht!"

Gegen die Internate macht Hippius mit Recht folgendes geltend S. 277: „Der Geist des Hauses, das Familienleben mit seinen vielverzweigten ethischen Beziehungen der Angehörigen zu einander, die freudigen wie traurigen Erlebnisse, Familienfeste, Geburten, Todesfälle, der gesellige Verkehr usw., das alles sind Dinge, welche das heranwachsende Kind die menschlichen Beziehungen und das Leben besser kennen lehren, als ein Internat es je vermag. Im Zusammenleben erstarkt die Liebe zu den Eltern und Geschwistern, die dem Leben des einzelnen für alle Zeiten einen reichen Inhalt gibt. Das im Elternhaus aufwachsende Kind erwirbt sich ein köstliches Gut, den Familiensinn; seine Interessen verschmelzen mit denen des ganzen Hauses und für die Zukunft erträumt es sich sein eigenes schönes Familienheim. Wenn irgend möglich, muß dieser Einfluß der Familie dem Kind erhalten bleiben". Nur als Notbehelf läßt er das Internat gelten, z. B. wenn die Mutter im Hause fehlt und der Vater sich der Erziehung seiner Kinder nicht widmen kann oder im Wohnorte der Eltern geeignete Schulen nicht vorhanden sind.

Sehr beachtenswerte Winke gibt Hippius S. 311 ff. über eine vernünftige sexuelle Erziehung.

Es ist ein warmer Freund der Jugend, der hier das Wort ergriffen hat: eine hohe, ideale Auffassung von dem Erziehungswerk paart sich mit feinem Verständnis für die Natur des Kindes und mit einem gesunden Urteil. Die Darstellung ist lichtvoll, klar und gewandt. Daher verdient das Buch vor allem den Eltern sehr empfohlen zu werden.

2) Fr. Regener, Grundzüge einer allgemeinen Methodenlehre des Unterrichts. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. VI u. 508 S. 8. geh. 5 *M*, geb. 5,60 *M*.

Das Buch ist mit großer Sorgfalt ausgearbeitet: in der fachwissenschaftlichen, der pädagogischen und philosophischen Literatur ist der Verf. zu Hause; er hat daraus sehr vieles zusammengetragen in dem Bestreben, undique decerptam fronti praeponere olivam. Die Überfülle des zusammengetragenen Stoffes tut hier und da der Übersichtlichkeit Eintrag: so holt nicht nur der erste Abschnitt („Ziele des Denkens") zu weit aus und könnte ohne Schaden für das Ganze weit kürzer sein, sondern auch die folgenden allgemeinen Abschnitte (II. Analyse und Synthese, III. Die Induktion, IV. Die Deduktion, V. Der Beweis, VI. Die genetische

Digitized by Google

Methode) sind zu weitschweifig. Hier und da sind Gegenstände, die an sich gar nichts mit der Sache zu tun haben, sozusagen an den Haaren herbeigezogen, z. B. in die Besprechung der genetischen Methode der Exkurs gegen den Darwinismus S. 100—103, in den Abschnitt „Ziele des Unterrichts“ der Exkurs über die Mythologie S. 294 und weiter der über Christentum und Materialismus S. 295, über die „echte, reine Liebe“ S. 296—297, der mit den Worten schließt: „Die höchste Stufe im gegenseitigen Verhalten der Völker kann erst dann eintreten, wenn die einzelnen sie erreicht haben. Früher wird und kann eine Zeit, die das Wort: Zum ewigen Frieden! auf ihren Fahnen trägt, nicht eintreten“. O Berta von Suttner, du verwirrst sogar ein methodisch denkendes Pädagogengemüt durch deine Friedensschalmeien!

Das Buch ist für die Volksschule und ihre Lehrer berechnet. Überall, wo es sich um die Praxis des Unterrichts handelt, zeigt Regener, daß er aus reicher Erfahrung schöpft und die Dinge mit gesundem Urteil betrachtet; vgl. z. B. den XI. Abschnitt „Methoden der Mitteilung des Lehrstoffes an den Schüler; Lehrformen“. Man wird ihm auch durchaus beistimmen, wenn er S. IV sagt: „Die Methode allein tut es nicht; aber die Lehrerpersönlichkeit allein tut es auch nicht. Methode und Lehrerpersönlichkeit zusammen bringen den gedeihlichen Unterricht zuwege“. Den Formalstufen gegenüber bewahrt Regener eine besonnene Ruhe des Urteils; vgl. S. 249 „Die Theorie der Formalstufen hat sicherlich ihren Wert. Die Unterrichtstechnik aber muß so beschaffen sein, daß sie sich ohne Künstelei und Schwierigkeit handhaben läßt. Je komplizierter sie ist, desto schwieriger läßt sie sich befolgen, desto weniger ist sie für die Praxis brauchbar. Keinesfalls darf sie zum Formalismus führen. Der Formalismus drückt den Stoff zur Minderwertigkeit herab“.

Den Mißbrauch der Konzentration verwirft er mit Recht S. 371: „So schloß man an ein Lesestück sprachliche, geographische, geschichtliche, naturgeschichtliche, landwirtschaftliche Belehrungen an. Der Schüler wird dabei beständig von einem in den anderen Gedankenkreis geworfen, und das nennt man Konzentration! Erzeugt werden kann dadurch nur Oberflächlichkeit und Verwirrung in den Köpfen der Schüler, die Unterrichtsfächer aber werden zerrissen, mißhandelt“. Wie die extremen Zillerianer in der Verwendung der Konzentration geradezu bis zur Karikatur fortgeschritten sind, zeigt er S. 374 und stellt als lebendiges Beispiel an den Schluß dieser Gedankenreihe den findigen Schulmeister, der im Anschlusse an das bekannte Gedicht „Der Peter in der Fremde“ über alle möglichen Peter: den Apostel Petrus, Peter von Amiens, Peter den Großen und sogar über — den Trompeter und Salpeter dozierte!

Der Satz S. 272: „Die Klassenarbeit ergibt deshalb durchweg bessere Leistungen als die Hausarbeit“, mag wohl für die Volks-

Digitized by Google

schule zutreffen; in den höheren Schulen pflegt es leider umgekehrt zu sein.

Den einzelnen Abschnitten des Buches merkt man es noch an, daß sie ursprünglich selbständige, mit einander nicht zusammenhängende Vorträge gewesen sind.

Eine sonderbar falsche Erklärung findet sich S. 208: „Der Götze ist das Gußbild". Wahrlich eine unbegreifliche etymologische Verirrung! Ganz unverständlich ist auch die unmittelbar vorausgehende etymologische Ableitung: „Der Neuntöter ist der Hagentöter, Heckentöter."

3) H. Gaudig, Didaktische Ketzereien. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. V u. 134 S. 8. 2 M.

Von A—Z auf die Verhältnisse der höheren Mädchenschule zugeschnitten, enthält das Buch in Form on Aphorismen eine große Fülle des Anregenden: reiche pädagogische Erfahrung, Selbständigkeit des Urteilens, Liebe zur Schule und zur Jugend, energisches Streben nach Abstellung wahrge ommener Schäden sprechen aus jedem Abschnitt. Volle Zustimmung verdient z. B. der S. 75 ff. begründete Gedanke, daß auf dem Gebiet des geistigen Lebens ein Unterschied der Geschlechter psychophysisch bedingt, geradezu eine Naturnotwendigkeit ist; ebenso S. 105 die Bemerkung über den Enzyklopädismus: „Der Enzyklopädismus bedeutet die Erdrückung der geistigen Regsamkeit und Energie durch den toten, unverarbeiteten Stoff". Vgl damit die Außerungen über die „Tyrannei des Stoffbetriebes" S. 27—28 (unter der übrigens ganz besonders auch die Gymnasien leiden, aus denen ja auch der Unverstand „Mädchen für alles" machen möchte, welche den Schülern Kenntnisse de omnibus rebus et quibusdam aliis beibringen sollten).

Von feinsinniger Beobachtung zeugen auch die Worte S. 106: „Bei der Bestimmung der Zeit und der Kraft, die einem Wissensgebiet mit Rücksicht auf seinen Wissenswert zugewandt werden soll, ist vor allem auch der natürliche Zug des Interesses in dem Frauengeist zu beachten. Verstehe ich diesen Zug richtig, so gilt er besonders dem persönlichen Leben in allen seinen Gestaltungen; persönliches Leben zu sehen, zu ergründen, z. beurteilen, ist eines der vornehmsten Anliegen des Frauengeistes"

Sehr richtig ist auf S. 47 der Gedanke: „daß starkes und im Leben fortwirkendes Interesse sich bilde, ist die höchste Aufgabe der Schule nach der intellektuellen Seite hin". Doch es würde zu weit führen, wollten wir alle Punkte aufzählen, in denen wir dem Verf. beistimmen.

Dagegen habe ich in der Schrift nichts gefunden, was den Titel „Didaktische Ketzereien" berechtigt erscheinen ließe: er ist lediglich darauf berechnet, Sensation zu machen; auch sonst findet sich ähnliche Effekthascherei, so z. B. S 2 als Überschrift eines

Digitized by Google

Abschnittes: „Fragen — eine Brutalität“. Das soll verblüffen: und doch ist es nichts weiter als eine durch Steigerung ins Extrem hervorgerufene Verkehrtheit: richtig ist, daß ein Zuviel von Fragen des Lehrers schädlich wirkt und z. B. das Interesse an dem Gegenstand der Lektüre ertöten kann. Aber ist das etwas Neues? Warnen wir nicht schon seit Jahrzehnten unsere Kandidaten davor, bei der Erklärung von Gedichten das Interesse totzufragen? Weisen wir sie nicht schon seit Jahrzehnten darauf hin, daß es vor allem darauf ankomme, den Eindruck der Dichtung unmittelbar auf den Geist der Schüler wirken zu lassen? Aber trotzdem behält die Frage, geschickt und weise angewandt, ihren Platz und ihr Recht im Unterricht: Fragen gehört nun einmal als eins der wesentlichsten Stücke zum Unterrichten; die größten Lehrer des Menschengeschlechts haben die Frage angewandt. Oder hält Gaudig etwa des Sokrates Methode auch für „brutal“? Und was setzt er denn an die Stelle der Frage des Lehrers? Vgl. S. 2: „Nachdem die Schülerinnen etwa ein lyrisches Gedicht sinnend gelesen haben (NB. jede für sich!), beginnen sie sich über das frei auszusprechen, was sie empfunden, angeschaut, gedacht und gefühlt haben. Sie folgen dabei dem Verlauf der Dichtung, dem Dichter nachsinnend. Selbst für die Fälle, in denen Wichtiges übersehen ist, wird die Frage nach und nach entbehrlich; es genügt, die nicht hinreichend gewürdigte Stelle vorzulesen, wobei im Vortrag manche Hilfe des Verständnisses gegeben werden kann. Bei diesem Verfahren spricht der Geist des Dichters zum Geist seiner Leserin unmittelbar, ohne daß ein dritter vermittelnd zwischen beide träte“. Aber wohlgemerkt, nur auf der obersten Stufe seiner Anstalt hält Gaudig selbst dies Verfahren für anwendbar, und nur nachdem er durch die langjährige Übung auf allen vorausgehenden Stufen eine Reihe von konstanten Fragerichtungen und Fragepunkten den Schülerinnen dermaßen eingeprägt hat (S. 4—5), daß sie endlich auf der obersten Stufe damit operieren können. Auf allen Stufen außer der obersten also bleibt die „Brutalität“ des Fragens bestehen. Warum dann tant de bruit pour une omelette? Zudem aber besteht doch der ganze Unterschied darin, daß an die Stelle der planmäßigen, zielbewußten Führung durch den Lehrer, dessen Fragen doch die Richtpunkte bezeichnen, die man bei der Lektüre im Auge behalten muß, und die Gedanken in der Richtung auf diese mobil zu machen suchen, bei Gaudigs Verfahren ein unter Umständen recht planloses und zielloses Gerede tritt. Bewegt sich dies aber etwa stets nur in bestimmten, eingedrillten (vgl. S. 4—5 „Konstante Fragerichtungen und Fragepunkte“) Formen und Richtlinien, so gewinnt es den Eindruck automatenhaften Geplappers und wirkt durch seinen toten Mechanismus wahrlich nicht ‚erwärmend‘ für die Dichtung.

„Selbsttätigkeit — ein revolutionäres Prinzip“ ruft Gaudig aus.

Digitized by Google

Aber ist denn dies nicht eine ganz abgestandene pädagogische Binsenwahrheit? Ertönt nicht schon seit länger als einem Menschenalter in unserer Pädagogik die grundlegende Forderung: Erziehung zu geistiger Selbständigkeit und Selbsttätigkeit? In dieser didaktischen „Revolution" also stecken wir bereits seit langen Jahrzehnten mitten darin; nur meiden wir natürlich, getreu dem Horatianischen:

est modus in rebus, sunt certi denique fines,
quos ultra citraque nequit consistere rectum,

Verstiegenheiten und Extreme, wie sie Gaudig sich zuschulden kommen läßt, wenn er ruft: „Der Lehrer muß in die Passivität hinein", „er muß zur Nebenperson, zum Zuschauer werden wollen!" Denn es wäre töricht, planlos und zeitraubend, wollte man den kundigen Führer beiseite treten lassen und es dem blinden Zufall überlassen, ob die Unkundigen (die Schülerinnen bzw. Schüler) ihren Weg finden oder sich verirren.

4) H. Gaudig, Didaktische Präludien. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. 272 S. 8. geb. 4,40 ℳ.

Auch dies Buch zeugt von reicher pädagogischer Erfahrung und von dem freien Blick und dem scharfen Urteil des Verfassers; vielen Ausführungen wird man unbedenklich zustimmen, so z. B. seiner Polemik gegen die Überschätzung der sog. „Formalstufen", S. 3: „Mir sind die Kunstmittel, geistige Spannung zu erregen, ein Greuel"; vgl. S. 5: „Ist nicht oft gerade der Zustand erwünscht, den Wackernagel einmal „die heilige Stille", die „Sabbathstille" der Seele nennt? Was aber endlich die stimmungserweckenden Vorbereitungen angeht, so sind die nun zumeist vollends vom Übel. Man lasse doch endlich das schulmeisterliche Präludieren und Präambulieren!" Auf richtiger Beobachtung beruhen auch seine Äußerungen über die innere Stellung der heutigen Jugend zur Schule S. 68: „Unsere Jugend steht ungleich mehr als frühere Menschenalter im Strom des Lebens", „Kopf und Herz unserer Jugend sind voll solcher Gegenwartsinteressen". Er fordert, daß die Schule das Gefühlsleben der Schüler ungleich mehr als bisher durch den Unterricht erregen müsse; das Ganze des Gefühlslebens müsse die Schule im Auge haben, wenn sie ihr einziges Bildungs- und Erziehungsziel in der Ausbildung der Persönlichkeit des Schülers sehe (S. 88).

Auch der Abschnitt über das Lesebuch, S. 130 ff., verdient Zustimmung: es soll der Bildung persönlichen Lebens dienen, ein Lebensbuch sein, daher Stoffe darbieten, die in das Persönliche auf den verschiedenen Lebensgebieten hineinführen, deutsches Leben darstellen in der Vergangenheit und Gegenwart, deutsches Leben mit seinen charakteristischen Ausprägungen in den einzelnen Landschaften und Volksstämmen, in Stadt und Land, in allen

Digitized by Google

Ständen, in der Familie, in der Gemeinde, im Staat, in der Kirche, im Denken und Dichten, im Fühlen und Wollen. im Sprechen und Handeln, in der Gestaltung des Charakters und des Personenlebens.

Für die weibliche höhere Bildung bezeichnet er es als *πρῶτον ψεῦδος*, den weiblichen Geist durch Verwertung der „männlichen" Bildungsformen kulturwirksam zu machen. Gerade im Namen der Persönlichkeitskultur sei zu fordern, daß nicht die gattungbildenden Unterschiede der weiblichen Seele mißachtet würden (S. 109). Für die Organisation der „Studienanstalt" lehnt er die unveränderte Herübernahme der Organisation der höheren Knabenanstalten ab und fordert eine Anstalt, die im Unterrichtsziel, in der Stoffauswahl, im Lehrplan, in der Unterrichtsweise, in der Stundenzahl, in den Arbeitspausen, im Größten und im Kleinsten der psychophysischen Eigenart des Mädchens gerecht werde. Die Koedukation verwirft er unbedingt.

Schwere Bedenken erhebt Gaudig gegen die Art des Universitätsunterrichts (S. 169), vor allem, daß dadurch die geistige Aktivität des Studenten herabgedrückt werde, weil man ihn in den im Mittelpunkt stehenden Vorlesungen nur zur ‚Rezeptivität' verurteile; an Stelle der Vorlesungen müßten seminarische Übungen treten, die Universität müsse zur Arbeitshochschule werden, wo die Studierenden von den Meistern der Forschung praktisch zum Gewinnen einer sicheren Arbeitstechnik angeleitet würden.

Dem Gymnasium steht Gaudig als geschworener Feind gegenüber: (S. 104) „Wenn eine Schule die beste Kraft ihrer Schüler darauf verwendet, ihre Schüler in der Kultursphäre zweier antiker Völker heimisch zu machen, wenn eben diese Schule nicht Zeit hat, ihre Schüler tief in die deutsche, die vaterländische Welt einzutauchen, dann kann man sich nicht darüber wundern, daß die Bildungsgeschichte der Gebildeten so oft ohne inneren Zusammenhang, ohne Folgerichtigkeit ist". Dem Gymnasium schiebt er daher hauptsächlich die Schuld an der Gleichgiltigkeit unserer Nation in Fragen der Politik, der Kunst, der Sittlichkeit, der Religion zu; denn es könne kein tieferes Verständnis und kein lebendiges, fortführendes Interesse für die Gegenwart erwecken, weil es seine Schüler überwiegend in Gebieten mit gegenwartsfremdem Inhalt beschäftige (S. 250 ff.).

Der Grundfehler Gaudigs liegt darin, daß er der Individualität des Schülers zu großen Spielraum zugesteht (S. 41 ff.). Ist denn wirklich die uneingeschränkte Berücksichtigung der Individualität der Charakterbildung des Schülers dienlich? Handeln die Eltern recht, die stets den individuellen Neigungen oder Abneigungen ihrer Kinder nachgeben? Ist nicht vielmehr schon bei der Einzelerziehung häufig die Anwendung eines gewissen Zwanges unbedingt erforderlich, um individuellen Verkehrtheiten vorzubeugen und sie beizeiten noch einzurenken? Und nun gar

Digitized by Google

bei der Ausbildung und Erziehung von Schülermassen, wie sie der Schule obliegt! Sie muß dem Individuum gegenüber das Gemeinsame ihrer Anforderungen aufrechthalten, der wissenschaftlichen und der sittlichen Anforderungen; dadurch wirkt sie auf die Bildung der jugendlichen Persönlichkeit ein, indem sie dieser die Notwendigkeit einprägt, sich als Einzelwesen in die Gesamtheit einzufügen, dieser durch Ablegung unangebrachter Eigenheiten Rechnung zu tragen und vor allem durch treue und eifrige Mitarbeit ihren Anforderungen zu genügen. „Willst du, daß wir mit hinein in das Haus dich bauen, Laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen". Nur unter dieser Voraussetzung ist Schulunterricht und -erziehung möglich. Gaudig aber verfällt in seiner Befürwortung individualisierenden Unterrichts in das Extrem, daß er dem einzelnen Schülerindividuum einen solchen Spielraum zugesteht, daß dabei ein Klassenunterricht nicht mehr möglich ist. Die Wahrheit liegt, wie fast immer, in der Mitte. Gewiß soll der Unterricht nach Möglichkeit die einzelnen Individualitäten der Schüler berücksichtigen; aber da er Klassenunterricht ist, so kann das nur insoweit geschehen, als dadurch nicht die Gemeinsamkeit der Unterrichtsarbeit gestört oder die Erreichung ihrer Ziele unmöglich gemacht wird. Die Individualität der Schüler kommt dabei doch zur Geltung; denn in ganz verschiedener Weise werden die einzelnen die verschiedenen Bildungselemente ihrem Wesen assimilieren, sich zu eigen machen. Nehmen wir z. B. etwas ganz Äußerliches, den Schreibunterricht; die Vorlagen sind dieselben für alle Schüler, und doch entwickelt jeder von ihnen je länger, je mehr seine besondere Handschrift, in der das für seine Persönlichkeit charakteristische Gepräge zu Tage tritt. Ebenso auch auf geistigem Gebiete.

Mit dem eben hervorgehobenen Irrtum Gaudigs hängt ein anderer eng zusammen: nach seiner Ansicht „ist die Persönlichkeit des Lehrers eine schwere Gefahr für die Persönlichkeit des Schülers"! (S. 183.) Daher verlangt er, daß die Persönlichkeit des Lehrers zurücktrete; er soll nichts sein wollen als Mittler zwischen dem Schülergeist und dem Unterrichtsstoff. Das ist denn doch der Gipfel der Verschrobenheit — oder der Effekthascherei, die durch verblüffende Antithesen imponieren möchte. Also der Schüler, der Unreife, der Werdende, soll in den Vordergrund treten, der Lehrer dagegen, der Reife, dessen Persönlichkeit musterhaft sein und allein schon durch ihren Einfluß erzieherisch auf die Schüler wirken soll, der soll zurücktreten? Da darf man sich natürlich nicht wundern, wenn Gaudig S. 190 sagt: „Je mehr das Ziel des Unterrichts die Erweckung der Eigentätigkeit des Schülers ist, um so mehr verlegt sich der Schwerpunkt der Tätigkeit des Lehrers aus der Arbeit in der Klasse heraus". Aber wohin denn? Vgl. S. 200: nach Gaudig liegt in der Vorbereitungsarbeit für den Unterricht der Schwer-

punkt der Lehrertätigkeit! Nun wird gewiß jeder Sachkundige anerkennen, daß die gründliche Vorbereitung des Lehrers auf seinen Unterricht sowohl in sachlicher, wissenschaftlicher als in methodischer Hinsicht ebenso wichtig als notwendig ist; aber die Hauptsache, der Schwerpunkt der ganzen Lehrertätigkeit ist und muß doch bleiben die Tätigkeit des Lehrers in der Klasse und an der Klasse! Indem Gaudig ihn ‚kalt stellt‘, legt er die Schule überhaupt lahm.

Gaudig fordert Umgestaltung der „Lernschule“, in deren Mittelpunkt der Lehrer steht, in die „Arbeitsschule“, in der sich der Lehrer möglichst passiv verhalten und die Schüler sich den Unterrichtsstoff selbsttätig aneignen sollen. Aber erstens würde ein solcher Betrieb allerhöchstens auf der obersten Stufe der höheren Schule, bei erwachsenen Schülern, überhaupt in Frage kommen können; und zweitens würde die notwendige Konsequenz dieser Umwälzung doch nur eine ganz immense Steigerung der häuslichen Arbeit sein oder, falls man davor zurückschreckt, eine ganz außerordentliche Verminderung der Anforderungen und der Leistungen des Schülers. Daß man den Schüler anleiten muß, selbständig zu arbeiten, das ist selbstverständlich; keineswegs aber kann die Arbeit des Schülers die Tätigkeit des Lehrers ersetzen oder überflüssig machen, wie Gaudig wähnt. Ich gestehe, daß ich bei keinem pädagogischen Schriftsteller eine so niedrige Einschätzung der Tätigkeit des Lehrers gefunden habe als bei Gaudig.

Dahin gehört es auch, wenn er S. 13 sagt: „Das fragwürdigste Mittel der Geistesbildung ist die Frage des Lehrers“ (ganz abgesehen davon, daß diese Antithese im Grunde nichts als eine recht platte Effekthascherei darstellt). „Darum gilt es“, so heißt es S. 15 weiter, „den Fragetrieb des Schülers in Zucht zu nehmen und zu veredeln. Es gilt nicht mehr und nicht minder, als dem Schüler nach und nach zu einer Methode des Fragens zu verhelfen und so die Frage zu einem wertvollen Mittel der Bildung, und zwar der Selbstbildung, zu machen“. Der Lehrer also soll sich möglichst passiv halten: die Schüler selbst stellen die Fragen. Auch hierbei übersieht Gaudig wieder, daß höchstens erwachsene Schüler, also die der obersten Klassen, zu einer gewissen Methode der Fragestellung gefördert werden könnten; wieviel Zeit aber und wieviel Mühe würde dazu erforderlich sein! Und bei Licht besehen würde doch nicht viel mehr herauskommen als die Eindrillung einer gewissen Reihenfolge von Fragen in stets wiederkehrendem Mechanismus, wofür Gaudig Beispiele anführt. Das Recht der Frage, wo irgend welche Unklarheit obwaltet, ist dem Schüler natürlich unbedingt zuzugestehen; auch läßt sich recht wohl die Einrichtung treffen, daß die Schüler Fragen an ihre Mitschüler stellen. Aber das bildet doch keinen Ersatz für die Frage des Lehrers; Fragen ist eine Kunst, und

Digitized by Google

zwar eine so schwere, daß zuweilen sehr gelehrte Leute nicht richtig zu fragen verstehen; die Frage des Lehrers, hervorgewachsen aus der Beherrschung des Stoffes, die den Nagel auf den Kopf trifft, die unter Umständen blitzartig ein noch herrschendes Dunkel zu erhellen geeignet ist, kann nie und nimmer durch die unsicher tastenden Schülerfragen überflüssig gemacht werden; sie behält auch neben diesen ihr Recht und ihren Platz als eins der wichtigsten Mittel, den Unterricht zu dem erstrebten Ziele zu leiten.

Entschiedenen Widerspruch fordert auch Gaudigs Idee der „arbeitsteiligen Gestaltung des Unterrichts" hervor: er verwirft für die Geschichte, die Erdkunde, die Literatur den mündlichen Vortrag des Lehrers (S. 7, S. 128 u. a.) und verlangt, daß die einzelnen Schüler besondere Gebiete der Geschichte usw. aus den Quellen durcharbeiten — der eine dieses, der andere jenes — und jeder dann in der Klasse über den Gewinn seiner Arbeit referieren solle. In weiser Beschränkung haben wir an den höheren Schulen schon jetzt eine ähnliche Einrichtung in den sog. „freien Vorträgen" der Schüler der oberen Klassen, zu denen sie den Stoff selbständig oder nach Hinweisen seitens des Lehrers wählen können; aber solche Schülervorträge können doch nimmermehr einen planmäßigen Klassenunterricht, dessen Mittelpunkt der Vortrag des Lehrers bildet, ersetzen, sondern höchstens für nebensächliche Gebiete zur Ergänzung hinzutreten. Der Hauptvorzug eines guten Geschichts- oder Literaturunterrichts und der Hauptreiz für die Schüler besteht doch gerade in dem lebendigen, freien Vortrag des Lehrers: da kann dieser sein Bestes, sein Eigenstes geben, da kann er packen und begeistern.

Die an sich für jeden Pädagogen selbstverständliche Forderung, daß die Schule die Schüler zu geistiger Selbsttätigkeit erziehen müsse, ist von Gaudig ins Extrem verkehrt, so weit, daß bei ihm der Lehrer „passiv", der Schüler allein „aktiv" wird. Aber das Wesen, das Gaudig als Normal-Zukunftsschüler vorschwebt, ist ein so wunderbares Monstrum von Gewissenhaftigkeit, Interesse und Intellekt, daß ihm gegenüber der sog. Musterschüler der jetzigen Zeit als „armer Waisenknabe" erscheint. Nur fürchte ich, daß selbst bei steter Dressur nur ganz verschwindend wenige Exemplare von Schülern denjenigen Grad von Vollkommenheit erreichen werden, den Gaudig als Norm voraussetzen muß, um den Lehrer zum fast überflüssigen „passiven Zuschauer" zu degradieren. Dieser Gaudigsche Zukunftsschüler, der stets am rechten Platze Interesse hat, der ohne Lehrerimpuls sofort „miterlebt" und „mitfühlt", ganz wie es gewünscht wird, dessen einzelne Gehirnfunktionen sich stets an rechter Stelle ohne die störende „Brutalität" der Lehrerfrage einstellen, mit geradezu automatischer Regelmäßigkeit, wie ein gut funktionierendes Uhrwerk, ist doch wohl nur ein idealer Homunculus, destilliert aus den Vollkommen-

Digitized by Google

beiten einer Anzahl von zweifellos vortrefflichen Leipziger Seminarmustermägdlein, ein Idealbild, das mit dem von Horaz in den Satiren wiederholt verspotteten Idealbild des stoischen Weisen die eine verzweifelte Ähnlichkeit hat, daß beide in der rauhen Wirklichkeit des Lebens nicht vorkommen.

Solingen. Adolf Lange.

Joh. Friedrich Herbart, Sämtliche Werke, herausgegeben von Karl Kehrbach und Otto Flügel. XIV. und XV. Band, herausgegeben von Otto Flügel. Langensalza 1909, Hermann Beyer & Söhne. XXII, u. 295 u. 287 S. 8. je 5 M.

Die mir vorliegenden beiden Bände der großen Herbart-Ausgabe enthalten im wesentlichen die Akten über dessen Seminar in Königsberg vom Jahre 1809 bis 1833. Sie sind für die Geschichte der Pädagogik von größtem Interesse. Das Bedeutsamste sind naturgemäß die Berichte, die Herbart selbst über den Fortgang der Arbeiten, über seine Methode, seine Mitarbeiter, seine Hoffnungen und Ziele dem Ministerium erstattet hat; der Leser gewinnt einen tiefen Einblick ebenso in die Persönlichkeit des Mannes wie in die Verhältnisse, die sich ihm hindernd entgegenstellen. Darüber freilich ist kein Zweifel, daß die Regierung seinen Bestrebungen immer großes Verständnis entgegengebracht hat; aber der Druck der finanziellen Not, der Ausbruch des Krieges — die Zeitumstände brachten erst Zerstreuung und trieben bald die jungen Männer teils ins Feld, teils ins Examen und von da ins Amt" (XIV S. 64) —, auch mangelndes Interesse bei der Studentenschaft erschwerten lange die Ausführung seiner Absichten in hohem Maße. Der erste Entwurf zur Gründung eines Seminars wird nicht ausgeführt; erst aus dem Dezember 1815 stammt der zweite. Um Übungsschüler zu haben, nimmt Herbart Pensionäre; übrigens ist die Zahl der Schüler immer recht gering gewesen; als er Königsberg verließ, waren es nur 4. Die Beschaffung eines Hauses, in dem er mit den Pensionären wohnen und auch der Unterricht stattfinden kann, gelingt erst 1818. Gemeinsame Seminarsitzungen werden merkwürdigerweise erst 1820 eingeführt.

Der für eine kurze Besprechung zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, auf Herbarts Methode — Anfang der alten Sprachen mit der Odyssee, Beginn „des ernstlichen Unterrichts im Lateinischen" mit der Äneide, Bevorzugung von Platos Büchern über den Staat und Cicero de officiis, Lektüre des Herodot, Anschauungsübungen, Forderung eines philosophischen Unterrichts für die Gymnasien usw. — genauer einzugehen. Die Akten sind mit großer, teilweise gewiß etwas zu großer Ausführlichkeit abgedruckt. Jedenfalls verdient der Herausgeber für die wichtige Publikation aufrichtigen Dank.

Frankfurt a. M. F. Neubauer.


Digitized by Google

Theodor Finckh, Lehrbuch der philosophischen Propädeutik. Heidelberg 1909, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 132 S. 8. 1,80 *M.*

Die Philosophie hat in den höheren Schulen Preußens lange beiseite gestanden, erst in den letzten Jahren ist sie wieder stärker in den Vordergrund getreten, allein immer noch derart, daß sie nicht als besonderes Lehrfach erscheint, sondern in einer meist nur geringen Stundenzahl den Schülern geboten wird, wo sich ein geeigneter Lehrer findet, wohl meist in Verbindung mit dem deutschen Unterrichte. Ganz anders ist es in Österreich, wo im letzten Schuljahre philosophische Propädeutik als verbindliches Lehrfach betrieben wird, um eine Verknüpfung der einzelnen Wissensgebiete und gewissermaßen einen Abschluß der ganzen Ausbildung zu erreichen. Auch in andern Staaten hat man der Philosophie in der Schule einen breiteren Raum gewährt und in Württemberg z. B. ihr an der Oberrealschule zwei wöchentliche, also insgesamt etwa 70 Stunden zugewiesen. Als Grundlage für einen so ausgedehnten Betrieb dieses Faches ist das vorliegende Lehrbuch von Theodor Finckh gedacht, um die in den Einzelfächern gewonnenen Erkenntnisse der Schüler durch ein geistiges Band zusammenzuschließen und in den Primanern vor ihrem Abgange auf die Hochschule ein Verständnis für einheitliche Auffassung von Wissenschaft, Welt und Leben anzuregen.

Das Buch ist geschickt und mit gründlicher Sachkenntnis verfaßt, so daß es an Anstalten mit ausreichender Stundenzahl seinen Zweck sicher erfüllen wird, an unsern preußischen Anstalten aber wird es manchem Lehrer bei der Darbietung des notwendigerweise beschränkteren Stoffes ein brauchbarer Wegweiser sein können.

Zum Schlusse möchte ich noch auf das Verzeichnis der in dem Lehrbuch erklärten wichtigeren Begriffe (S. 128—130) und die Literaturnachweise (S. 131 u. 132) aufmerksam machen.

Köslin. R. Schmidt.

Philipp Witkop, Die neuere deutsche Lyrik. Band I: Von Friedrich von Spee bis Hölderlin. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. 366 S. 5, geb. 6 *M.*

Was kann es Reizvolleres geben als die Geschichte der Lyrik, dieser innigsten, zartesten und feinsten Kunst, die uns einen Blick in die tiefsten Tiefen der Menschenseele gewährt und unsere Herzen von dem leidigen Getriebe des Alltags und Handwerks zu Mitleiden und Sonntagsstimmung erhebt! Diese Gefilde an der Hand eines kundigen Führers zu durchwandeln, sich die geheimsten Fäden ihres Wesens weisen zu lassen, das ist für jeden ein hoher Genuß, auch für den Kenner und Mitforscher, der bisweilen seine abweichende Auffassung nicht verhehlen kann. Hier, wo es sich oft um die schwierigsten Probleme des Seelenlebens

Digitized by Google

handelt und die Urteile noch mehr als sonst in der Wissenschaft von der Persönlichkeit des Schauenden und Urteilenden abhängen, wird niemand unbedingt und überall Allgemeingiltiges erwarten, wohl aber Förderung und Anregung, und das kann man aus diesem guten Buche gewinnen.

Es stellt in einer klar geschriebenen Einleitung von 20 Seiten das Wesen der Lyrik dar und behandelt dann, von Spee und den Mystikern des 17. Jahrhunderts anhebend, Günther, Brockes, Haller, Hagedorn, die Anakreontiker, Klopstock, Schubart, Claudius, Bürger, Hölty, Goethe, Schiller und Hölderlin. Mit größter Teilnahme verfolgen wir, wie der Verf. die einzelnen Dichterindividualitäten herausarbeitet, wie er ihnen Seiten abgewinnt, die für gewöhnlich weniger beachtet werden. Dadurch freilich, daß er mit seiner Zergliederung bis an die Wurzeln ihrer Eigenart vorzudringen sucht, kommt er an der Gefahr der Überschätzung wie bei Günther und Brockes nicht ganz vorbei. Es sieht oft so aus, als wenn ihm Leidenschaft und Sinnenfreude das Wesen der lyrischen Kunst ausmachen, und doch sind sie nur die Basis, auf der sich das Kunstgebilde erbaut. Das lyrische Gedicht wird doch erst durch Gestaltung, und als echt erweist es sich erst durch die Wirkung, die es auf uns ausübt, durch das Feuer, das es in uns zu entzünden versteht.

In dem einleitenden Abschnitt über die alte deutsche Lyrik spricht sich W. für die alte Volkslyrik als Grundlage der Minnepoesie aus. Zu scharf beurteilt er diese, wenn er sagt, daß sie „niemals zum unmittelbaren Ausbruch des Gefühls gelangt", und Walther ohne Einschränkung in diese Verurteilung einschließt.

Sehr hübsch und schlicht ist die Entwicklung der älteren Lyrik bis auf Spee dargestellt. Wir finden hier nichts Neues, aber die Klarheit und Gerechtigkeit der Beurteilung berührt wohltuend und wirkt fördernd. Überraschend dagegen und anfechtbar ist die Charakteristik des Protestantismus als einer Form, die „der Entwicklung und Wertung der Persönlichkeit entgegensteht", während der Katholizismus sie fördere durch die aristokratische Gliederung verschiedener Grade der Heiligkeit (S. 56). Gerade das Entgegengesetzte läßt sich rechtfertigen, und der Beweis liegt darin, daß die großen Dichterindividualitäten auf protestantischem Nährboden erwachsen sind. Eben die Mystik, welche W. hier im Auge hat und für die er eine besondere Wertschätzung zu haben scheint, kann man als eine dem Protestantismus ähnliche Reaktion gegen den einseitigen Gehorsam ansehn, den die katholische Kirche gegen ihre Dogmen und Einrichtungen fordert. Die katholische Seele sucht in ihm persönliche Verbindung mit Gott, wie sie auch der Protestantismus anstrebt. Freilich folgen dem Mystiker wie dem evangelischen Christen daraus sittliche Kräfte, durch welche die Stellung zur Sinnlichkeit beeinflußt wird. Gerade dies scheint mir von dem Verf. nicht genügend beachtet zu sein.

Digitized by Google

Spee steht ihm an der Spitze der neueren Lyrik, das ist neu. In ihm sieht er eine dichterische Persönlichkeit, in der Art seiner Gottversenkung wie in seiner Naturanschauung. „Nie noch ist es vor Spee in deutschen Gedichten also Frühling geworden, mit solcher Gegenwart und Gegenständlichkeit, mit solcher lyrischen Plötzlichkeit". Aber hat nicht Gerhardt ähnliche Töne inniger Naturauffassung, z. B. in „Geh aus mein Herz und suche Freud?" Ihm tut er entschieden Unrecht, wenn er sagt: „Und doch ist es nur zufällig (!), daß Gerhardt Ich sagt in seinen Liedern. Im Tiefsten ist seine Persönlichkeit durchaus von den Anschauungen der Gemeinde (?) gebunden. Nirgend wagt (!) sich sein religiöses Gefühl über die Schranken des Dogmas (?). Und so müssen wir auch ihn noch im Reiche der ständischen Lyrik empfinden, wenn er auch hart an der Grenze steht und mit stillen treuen Augen in das Land der freien Dichtung, der freien Persönlichkeit hinübersieht, wo man niemals (?) Ich sagt, ohne daß Zweifel und Zwiespalt, Einsamkeit und Leiden vorhergegangen sind". — Mir scheint, daß das ganze 17. Jahrhundert kein Lied von gleicher Größe hervorgebracht hat wie „Nun ruhen alle Wälder". Hier fehlt es weder an Versenkung in die Natur, noch an Anschaulichkeit, noch an Stimmung. Von der Gebundenheit der Seele an ein kirchliches Dogma ist hier keine Spur, wohl aber von einer tiefen Verbundenheit mit Gott, aus der eben die Stimmung der Geborgenheit des einsamen Ichs hervorgeht.

Eigenartig ist auch die Beurteilung Schefflers, der als protestantischer Mystiker individuelle Züge trug, als Katholik aber in die Bahn süßlicher Geschmacklosigkeit einmündete. Ist man wirklich berechtigt zu sagen, daß er zu einer persönlichen Lebensanschauung durchzudringen suchte? Er, der stets Anlehnung war und Anpassung und ganz Aufnahme?

Von der Überschätzung Günthers ist schon gesprochen. Der kurze Lebensabriß, den W. von dem Dichter gibt, erweckt nicht die Überzeugung, daß „hier zum ersten Male ein Mensch war, der es wagte, in gläubigem Vertrauen sich dem Leben hinzugeben, ein Mensch, der es fühlte, daß die bloße Intensität des Lebens einen Wert darstellt". Nicht gläubiges Vertrauen war in diesem Mann, nicht freie Erfassung des Lebens, sondern widerstandsloses Versinken in die Leidenschaften niedrigster Art. Diese Beurteilung Günthers beruht aber auf der sittlichen Lebensanschauung des Verfassers, die ihn auch in dem sonst so vorzüglichen Abschnitt, der Goethe gewidmet ist, zu schiefen Werturteilen über die Verschmelzung von Natur und Kunst verführt. Zu ihrer Kennzeichnung sei zum Schluß folgender anfechtbarer Satz wiedergegeben:

„Damit der Mensch sich in seiner ganzen Menschlichkeit d. h. zur Persönlichkeit ausbilde, ist es notwendig, daß er alle verschiedenen Lebensperioden, die jener letzten, worin er stehen,

Digitized by Google

wirken und genießen soll, voraufgehen, mit angemessener Freiheit durchgenieße. Und in diesem Sinne ist die erste Periode, die zur Entwicklung der Persönlichkeit führt, die der Passivität. Sie muß ihn mit Leben und Welt überschütten, sie muß ihm die freie, leidenschaftliche Hingabe bringen, das völlige Aufgehen und Versinken in der Umwelt und Außenwelt. Nur indem er sich aus dieser grenzenlosen Hingabe, aus dieser bloßen Empfänglichkeit wieder in sein Innerstes zurückzwingt, gelangt er dazu, sich selbst zu erkennen, sich selbst zu erobern, nur in dieser Wechselwirkung von Empfänglichkeit und Selbsttätigkeit vermag er seine Innen- und Außenwelt frei und reich zu erwerben und zu vereinen".

Friedenau. Karl Kinzel.

Robert Fritzsch, Die deutsche Satzlehre in Schule und Wissenschaft. Eine kritische Studie. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. II u. 65 S. 8. geb. 1,20 *M*.

Das Buch beschäftigt sich in erster Linie mit Fr. Kerns Satzlehre, die seiner Zeit Aufsehen erregte, aber keine offizielle Förderung fand und manchem, der sich ehedem für sie interessierte, im Drange der Amtsgeschäfte nach dem Tode ihres Urhebers aus den Augen gekommen zu sein scheint. Fritzsch nimmt zum Teil einen vom Kernschen grundsätzlich verschiedenen Standpunkt ein, was ich hier im einzelnen nicht durchführen kann. Es wäre freilich ein großes Unrecht gegen diese Studie, sie anders als nach genauester Durchprüfung auf ihren wahren Wert bemessen zu wollen. Diese habe ich nun zwar vorgenommen; doch möchte ich durch mein Referat nicht dazu beitragen, daß jemand sich vielleicht veranlaßt sieht, sich hier mit einem primis labris attingere zu benügen. Das würde schon das Andenken an den verehrten Mann und achtunggebietenden Gelehrten als unzulässig erscheinen lassen, dessen der deutschen Grammatik und sprachlichen Fragen überhaupt geltende Arbeiten der Unterzeichnete vor etwa einem Vierteljahrhundert in ihm gegönnter persönlicher Berührung mit dem schaffensfreudigen Schulmanne sozusagen hat entstehen sehen. Gleichwohl liegt ihm im Interesse der Sache ein iurare in verba magistri fern; aber auch unparteiische Prüfung setzt ihn nicht instand, dem Verfasser der vorliegenden neuen Satzlehre, die es — das ist anzuerkennen — auf eine schulmäßige Vereinfachung der Dinge abgesehen hat, sich dauernd zum Begleiter auf seinem Wege zu machen.

Daß Fritzsch gegen Kern neben der Sprachform auch den Gedankeninhalt beachtet haben will, ist zu billigen. Eine richtige grammatische Auffassung kann es nur da geben, wo eine Wortverbindung als unverständlich oder als verständlich erkannt wird.

Digitized by Google

Oft gehört eine solche nicht schon deshalb syntaktisch zusammen, weil sie überhaupt einen Sinn hat. Es ist für den Schüler bildend, wenn er mit allgemeinen Begriffen umgehen lernt, und gerade auch die Grammatik muß ihn dazu anhalten. Durch Kerns Ansicht, daß die Satzlehre nur wegen ihres „idealen“ Nutzens zu betreiben sei, während sie die Schüler für den praktischen Gebrauch nicht zu Sprachrichtigkeit und Sprachfertigkeit führe, befürchtet der Verf. zumal seitens der Volksschulpädagogen ein bedenkliches Schütteln des Kopfes gewährleistet zu sehen. Lektüre allein reiche nicht aus; umsomehr sei aus der Schulgrammatik grundsätzlich das zu entfernen, was keinen praktischen, sprachbildenden Wert habe, wenngleich sie der wissenschaftlichen Begründung nicht entbehren dürfe. Von den alten Ausdrücken: Subjekt, Objekt, Attribut, Adverbialbestimmung und anderen überlieferungsmäßig festgehaltenen Anschauungen sollen wir uns trennen, wie Fritzsch durch die beigefügten „Beilagen“ glaubt bewiesen zu haben, die auch die wichtigsten Interpunktionsregeln in Wort und Bild skizzieren. Beseitigung einer unnützen und sogar hindernden Last helfe am besten die Überbürdungsfrage lösen. Wollen die übrigen Fachkollegen nicht folgen, so kann, meint der Verf., auch ein einzelner Deutschlehrer, der die schwere Eisenrüstung in die Rumpelkammer geworfen hat, die vereinfachte Art der Behandlung in seinem Unterrichte durchführen und (wegen des rückständig gebliebenen Amtsgenossen, dem die Schüler im neuen Schuljahre überantwortet werden) etwa im letzten Viertel des Schuljahres die alte Terminologie erklären. „Bei der Korrektur der Stilarbeiten wird er merken, daß es sich unter Umständen schon lohnt, auch einmal eine Zeitlang getrennt von seinen Kollegen zu marschieren“. Einer babylonischen Sprachverwirrung werde damit vorgebeugt. Jedenfalls eine eigenartige Probe auf den Goethespruch: Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort. Verein' und leite! Bess'rer Hort. Seine Abneigung gegen papiernen Schematismus treibt den Verf. bisweilen zu weit. Passive Imperative kommen nach ihm nur in grammatischen Paradigmen vor. Wo bleiben dann aber Sätze wie: Sei mir gegrüßt, mein Berg! oder: Seid umschlungen, Millionen! oder: Nun sei bedankt, mein lieber Schwan? „In 'sei gegrüßt, sei gelobt' haftet noch etwas von der alten Verwendung des 'sîn' statt 'werden' zur Umschreibung des Passivs“ (Heyne, Wörterb. s. v.). In der Wendung: 'Werde von andern gelobt, soviel du willst, ich kann dir nicht beipflichten' ist der Imperativ zwar permissiv, aber doch jedenfalls ein passiver Imperativ. Daß eigentliche Nominalsätze wie im Hebräischen und Russischen bei uns nicht vorkommen, ist richtig, und von „elliptischen“ Sätzen sprichwörtlicher Art ist bei der Definition des Satzes abzusehen, doch darf vergleichsweise *σοφὸς ὁ ἀνήρ*, *Ἕλλην ἐγώ* und zumal an *ἵλαος, ὦ δαῖμον* neben triste lupus stabulis erinnert werden (dazu Begers Bemerkung, Lateinisch und

Romanisch S. 118 über die Weglassung von être[1]). Das von Fritzsch S. 31 über Satzverbindung und Satzgefüge Bemerkte ist nicht haltbar. Iungere ist etwas anderes als immittere; das lehrt uns u. a. Caes. de bell. Gall. 4, 17 beim Brückenbau. Der Nebensatz verschwindet bezüglich seiner Selbständigkeit im Hauptsatze (vgl. se immiscere bei Vergil Aen. 4, 570), und wenn sich im Leben nicht eins in das andere fügt, kann zwar eine „ewige" Bindung bestehen, aber auch lange Reue nach kurzem Wahn. Solange wir ferner noch unter Umständen unsere Meinung mit „nackten" Worten äußern, dürften auch die nackten einfachen Sätze (S. 32) kein „geschmackloser Unfug" sein.

Dem Kapitel vom Satz (S. 10—32) folgt eins über das Prädikat und von S. 48 an ein weiteres über die „Bestimmungen" und Nebensätze. Die Definition des Satzes S. 26 als „Determination (!), die an einem Verb in der Weise beginnt, daß dieses schon eine oder mehrere Bestimmungen durch seine Form mit ausdrückt", hat jedenfalls nicht den Vorzug der Kürze. S. 30 Z. 4 v. u. fehlt wohl hinter „man" ein „nicht".

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Fr. Saran, Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur. Band I: Goethes Egmont von Ernst Zimmermann. 161 S. 8. 3 M. Band II: Überlieferung und Reihenfolge der Gedichte Hoeltys von Wilh. Michael. 169 S. 8. 3 M. Band III: Goethes Mitschuldigen, mit Anhang: Abdruck der ältesten Handschrift, von Alfr. Doell. 274 S. 8. 5 M. Halle a. S. 1909, Niemeyer.

Mit diesen 3 Heften eröffnet der bekannte Germanist Prof. Saran in Halle eine zwanglos erscheinende Sammlung, in der wichtige Werke der neueren deuschen Literatur zunächst von seinen Schülern, dann von ihm selbst und anderen eingehend behandelt werden sollen. Da sich unter den Werken auch solche befinden, die der Schullektüre angehören, so haben die Lehrer der höheren Schulen allen Grund, dieses Unternehmen mit Freude zu begrüßen. Denn an kurzen Kommentaren zu klassischen Stücken haben wir freilich eine höchst unerfreuliche Überproduktion, aber die schnell und billig zusammengerafften Notizen überwuchern bedenklich die gründlichen Arbeiten. Und selbst in den besten ist der Raum zu knapp, und es fehlt daher die Vertiefung, auf die der Anfänger wohl einmal verzichten mag, die aber der erfahrene Lehrer, dank dem gesunden wissenschaftlichen Sinn, der immer noch in unserer

---

[1]) Wenn dieser (S. 87) die französischen Grammatiker recht haben läßt mit ihrer Behauptung, il pleut, il faut usw. seien Verbes unipersonnels zu nennen, so möge für die „unpersönlichen" Verben (Fritzsch S. 18) auch herangezogen werden, was wir über diese bei Fr. Prosch, Die Grammatik als Gegenstand des deutschen und philosophisch-propädeutischen Unterrichtes. Wien 1885, S. 53f. und bei P. Hellwig, Die Technik des Unterrichts in der deutschen Grammatik S. 80 lesen.

Digitized by Google

Lehrerschaft lebt, schmerzlichst vermißt. Soll die Schule die Fühlung mit der Wissenschaft, die allein dauernd anregende Kraft gibt, nicht verlieren, so ist es dringend notwendig, daß wir von den schmalen Notizbüchern wieder zu erschöpfenden Arbeiten übergehen, die auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehen. Besonders wichtig für die Schule werden diese Hefte nun durch die Methode; ist es doch dieselbe, die auch wir im Unterricht anwenden. In erfreulichem Unterschied von dem Sammeln literarhistorischer und biographischer Einzelheiten wird das Werk selbst zum Sprechen gebracht, und es ist erstaunlich, was man ihm abgewinnen kann, wenn man nur richtig und genau fragt. Erst dann wird es in die geistige Bewegung der Zeit einerseits, die Entwicklung des Verfassers anderseits hineingestellt. Denn es wird hier Ernst gemacht mit dem Satze, daß ein wirkliches Kunstwerk der Ausdruck einer individuellen Lebensanschauung und Stimmung ist, die ihrerseits auf dem Grunde eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Kulturlage erwächst. So soll vor allem klargestellt werden, was Goethe den Gehalt nennt, d. h. das Hauptgewicht ist auf den Punkt gelegt, der als der schwierigste bisher von wissenschaftlicher wie didaktischer Seite recht stiefmütterlich behandelt ist und freilich ohne eindringende Kenntnis, namentlich der zeitgenössischen Philosophie, nicht befriedigend erfaßt werden kann, der aber zugleich für die Schule besondere Bedeutung hat.

Von den vorliegenden Abhandlungen bietet die von Michael sehr gründliche Vorarbeiten zu einer hoffentlich bald folgenden kritischen Hoeltyausgabe; kleine Ergänzungen dazu bringt Ebstein in den Süddeutsch. Monatsheft. Mai 1910. Die Schule hat es nur mit den beiden anderen Heften zu tun. Der wenig beachteten, doch auch in der Schule schon wegen „Dichtung und Wahrheit" nicht zu übergehenden Jugendarbeit Goethes weist D., Sarans Gedankengänge ausführend, ihren Platz in der freigeistigen Bewegung des 18. Jahrhunderts und ihrer Überwindung durch Wieland an. Die Bekehrung eines Freigeists zum ethischen Idealismus ist der, später verdunkelte, Kern der einaktigen Fassung vom Februar 1769, die schon Weißenfels mit Recht als die älteste bezeichnete. Es zeigt sich ferner, daß Goethe in Leipzig weit stärker, als es nach „Dichtung und Wahrheit" scheint, sich dem Geschmack Gellerts anschließt, der erst in Frankfurt durch die entgegengesetzte Richtung Wielands (nam. Agathon) verdrängt wird. In der ältesten Fassung sieht D. keinerlei Nachklang Goethescher Erlebnisse, was für die Freigeisterei doch wohl nicht zutrifft, während der Zusatzakt der 2. Fassung auf Goethes Verhältnis zu Kätchen Schönkopf beruht. Von besonderem Interesse ist der Nachweis der Abhängigkeit in Technik und manchen Einzelheiten von Shakespeare, namentlich vom Wintermärchen. Auch überraschende Beziehungen zum Urfaust treten hervor. doch kündigt sich sonst

Digitized by Google

die Sturm- und Drangzeit, deren Vorbereitung Weißenfels schon in Leipzig sieht, nirgend an. — Besonders dankenswert ist der Anhang; nur durch diesen vollständigen Abdruck ist es möglich, die erste Fassung als Ganzes aufzunehmen und zu würdigen.

Die Besprechung seiner Stücke durch den alten Goethe in „Dichtung und Wahrheit" wird sowohl hier von D. als beim Egmont von Z. als irreführend mit gutem Grund abgelehnt. Aus dem Drama selbst wird, mit Übergehung des Technischen, durch eingehende Analyse fast aller Charaktere, wobei in Egmont und Alba wichtige Züge des sanguinischen und melancholischen Temperaments aufgewiesen werden, der Gehalt herausgearbeitet. Ein inhaltreicher Abschnitt über „Goethes Lebensanschauung im Egmont" zieht die Summe. Die praktische Lebenskunst, wie Goethe sie in seinen besten Jahren verstand, ist der eigentliche Inhalt des Egmont. Aufgabe und Glück des einzelnen wie des Volkes liegt darin, die naturgegebene Eigenart zu erfassen und innerhalb der stets von außen und innen gesetzten Schranken frei auszugestalten. Dabei sind die äußerlich hemmende Macht des Schicksals und die innerlich treibende Kraft im wesentlichen identisch und Äußerungen derselben Urkraft, der Natur. Eine Untersuchung der drei Fassungen von 1775, 82 und 87, bei der der Verf. in Bestimmung der einzelnen Scenen wohl über das wissenschaftlich Feststellbare gelegentlich hinausgeht, läßt doch mit Sicherheit erkennen, daß der erste Egmont als Freiheitsstück gedacht war, im Sinne des Goetz und stark durch Herder beeinflußt, daß dann in der Weimarer Zeit der eigentliche Ideengehalt gewonnen wird und dieser ohne irgendwie erhebliche literarische Abhängigkeit Goethes eigenster Empfindung entstammt, daß endlich in Rom die beiden bis dahin ziemlich diskreten Szenenreihen nach Möglichkeit zu einer Einheit verschmolzen und durch die Traumerscheinung abgeschlossen werden. Die Quellenuntersuchung bestätigt das Resultat: den eigentlichen Gehalt verdankt der Egmont ausschließlich seinem Dichter persönlich.

Für die nächsten Hefte sind Goetz und Iphigenie in Aussicht gestellt, letztere wird Prof. Saran selbst bearbeiten. Damit hätten wir dann für Goethes Entwicklung und die in den Schulen meist gelesenen Dramen ein im ganzen einheitliches Werk, das an praktischer Brauchbarkeit den mit Recht beliebten „Dramen Schillers" von Bellermann nicht nachsteht, es an entschlossener Betonung der Hauptsachen, Würdigung der dichterischen Persönlichkeit, Weite des Gesichtskreises übertrifft.

Eisenach. M. Consbruch.

A. Weldler-Steinberg, Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. VI u. 280 S. 8. geb. 2,80 *M*.

Der Herausgeberin dieses hochinteressanten Briefwechsels,

Digitized by Google

Frau S. Augusta Weldler-Steinberg in Freiburg i. Br., ist es, durch die Güte des Herrn Hofrat Peschel, des Gründers des Körnermuseums in Dresden, gelungen, vielfach bisher nicht herausgegebenes Material zu benutzen. Auch hat sie manche Notizen aus den damaligen Zeitungen mit gutem Geschick entnommen und so den Eindruck des Aktuellen erhöht. Die Orthographie, besonders in den Briefen der Mutter und auch anderer Frauen, hat sie in ihrer Ursprünglichkeit beibehalten, wodurch der Reiz der Natürlichkeit ohne Frage gesteigert worden ist. In der Auswahl war sie geschickt.

Im einzelnen bietet die Sammlung außer einem kurzen Vorworte und einer besonderen Einleitung den Briefwechsel Körners und der Seinigen, nach folgenden Abschnitten geordnet: Vorfahren und frühe Jugendzeit. Der Freiberger Bergstudent. Das Leipziger Burschenjahr. Das Berliner Sommersemester. Der Wiener Theaterdichter. Der schwarze Jäger. Epilog. Hieran schließen sich ein Brief- und Personenverzeichnis. Illustriert ist das anmutige Buch durch vierundzwanzig Abbildungen, meist nach Gemälden von Emma Körner, Dora Stock oder auch von Tischbein u. a. Druck und Ausstattung sind sehr nett und ansprechend. Einzelne Randnoten tragen zum besseren Verständnis bei.

Wenn ein solcher Briefwechsel wirklichen Wert haben soll, so muß er uns mit den Charakteren der Schreibenden mehr, als dies bisher der Fall war, bekannt machen, uns in ihr Innenleben einen tiefen Blick tun und auch das Eigenartige der Zeit, in der die Briefe entstanden sind, erkennen lassen. Diese Bedingungen sind hier erfüllt. Mehr noch. Diese Briefe, besonders auch die der Eltern des Heldenjünglings, und in erster Linie diejenigen des Vaters, lassen uns diese Menschen einer großen Zeit liebgewinnen. Vor allem ist es die ungeschminkte Natürlichkeit, Wahrheit und Offenheit des herrlichen Vaters, der mehr ein Freund des heranreifenden Jünglings als das Oberhaupt der Familie sein will, die unsere Seele gefangen nehmen. Besonders die Ratschläge, die er dem jungen Studenten in sittlicher Beziehung erteilt, wie er ihn, wir möchten sagen, spielend und ungezwungen zum Charakter heranbildet, haben es uns bald angetan. Ja wir möchten wünschen, daß dieser Briefwechsel, in den Händen unsern Obersekundaner und Primaner, reichen Segen stiften möge.

In dieser Beziehung wollen wir den Brief des Vaters an Theodor, S. 148 ff., herausheben. Auch was der Vater in seinem Schreiben an den Sohn, S. 158 usf., über den Selbstmord Kleists sagt, ist in mehr wie einer Beziehung beachtenswert, wenn wir an die Auswüchse der sogenannten „Modernen" denken. Es heißt dort u. a.: „Unmöglich scheint es mir nicht, da er zu den modernen starken Geistern gehörte, die jede Leidenschaft für unüberwindlich halten und die Achtung für Pflicht und Tugend als eine altväterische Pedanterie verachten".

Digitized by Google

Auch manche literarhistorische Bemerkung ist von Wert. Man vergleiche in dieser Beziehung das über den Dichter und Vorleser Tieck, S. 144 u. ff., Gesagte. Auch Goethe kommt zum Worte in einem Briefe an den Vater Körners, S. 184.

Alles in allem: wir erblicken in dem Gebotenen einen guten Beitrag zur tieferen Erkenntnis des Wesens unseres deutschen Tyrtäus und einen vortrefflichen Lesestoff für das deutsche Haus und nicht zuletzt für unsere Jünglinge.

Homburg v. d. Höhe. Wilh. Bauder.

T. Maccius Plautus, Der Geizige und sein Schatz (Aulularia). Übersetzt von A. Funck. I. Teil. Programm. Sondershausen 1910. 26 S. 8.

Carl Bardts feinsinnige Nachbildungskunst macht Schule. Er selbst mochte wohl Plautus' Aulularia in seine „Römischen Komödien" nicht aufnehmen, da sie unvollständig überliefert ist und weil sein Daimonion ihn abhielt, die plumpen Supplemente alter Zeit zu benutzen. Funck will seine Primaner, mit denen er Molières l'Avare zu lesen pflegt, mit dem berühmten Vorbilde des großen Franzosen bekannt machen, und versucht es in Bardts Manier. Mag nun auch dem Kenner Köpkes (1809) und Rapps (1845) unverächtliche Übersetzungen, da sie möglichste Treue des Originals erstreben, leidlich behagen, der Laie wird an den gefälligen Knittelversen mit ihrem lustigen Reimgebimmel mehr Freude haben. Solche Verdeutschungen sind wirklich lesbarer. Und es ist kein Zweifel: Funcks Versuch ist gelungen. Ich habe mir nicht die Mühe gespart, seine Nachdichtung mit dem Original und den beiden genannten Übersetzungen zu vergleichen, und bin erstaunt, wie sinnreich und sinngleich er es meistens getroffen.

Nicht um zu nörgeln, sondern um meinen Dank abzustatten, möchte ich nach dem Grundsatz: „So treu, wie möglich, und so frei, wie nötig" einige Änderungen, die den Gedanken betreffen, in Vorschlag bringen. Vs. 20 „Ich hab's ihm vergolten, denn arm starb er hin". Vs. 49 „Krötenschritt". Vs. 77 f. „Am besten, ich baumle am Stricke mich auf, Dann bin ich ein Strich und ein Tippelchen drauf". Vs. 84 „Ein Dieb da nichts fände Als Spinneweb und die leeren vier Wände". Vs. 101 „Sie kommt nicht ins Haus und weilt doch nicht ferne" (im Tempel der Fides mag auch eine Fortuna stehen; vgl. übrigens Cic. Verr. IV § 7). Vs. 162 „Führt einer ein Weib in des Lebens Mitte, Der selbst schon bergab geht, als Gattin ins Haus". Vs. 207 „Das Gold ist noch da. Hat er was gewittert, Nichts ist mir gemaust. Wie hab' ich gezittert!" (Ich lese mit Vahlen *si quid comperit*: die Überlieferung *si quid non perit* ist wirklich unhaltbar). Vs. 230 f. „Gleich liege ich Esel natürlich im Kot, Dir hohem Herrn macht das keine Not". Vs. 371 f. „Heut wollt' ich mir endlich den

Digitized by Google

Zwang auferlegen, Bei der Hochzeit der Tochter mich gründlich zu pflegen". Vs. 396 „Du halfst doch schon manchem aus solcher Not".

Übrigens ist es auch für mich zweifellos, daß Plautus zwischen Megadorus und Eunomia getrennte Wirtschaft gewollt hat. Die Witwe wohnt mit ihrem Sohne nicht beim Bruder, sondern extra scaenam. In dem einzigen Verse (727 *ante aedis nostras*), der dagegen zu sprechen scheint, nennt Lyconides eben das alte Stammhaus, wo seine Mutter aufgewachsen und das er vermutlich einmal erben wird, „unser Haus", mag er zur Zeit dort auch nicht wohnen. Im griechischen Original wird das nicht so zweideutig geklungen haben. Den Sklaven des Megadorus nennt Funck lieber mit Edmund Preßler (de Plauti Aulularia 1908) Philodicus statt Pythodicus (Überlieferung: *Fitodicus* in der Scenenüberschrift II 7 des Ambrosianus). Das ist zweifelhaft. Sicher aber ist, daß dieser Sklave sich sogar im Charakter von Strobilus, dem Sklaven des Lyconides unterscheidet (Preßler) und daß die Namengleichheit in der Überlieferung (Strobilus) darauf zurückzuführen ist, daß e i n Schauspieler b e i d e Rollen gab.

Endlich möchte ich noch zur Erwägung geben, ob sich nicht für die Cantica ein anderer Ton und Stil finden ließe. Das gäbe eine wohltuende Abwechselung.

Bisher reicht die Übersetzung bis Vs. 474. Ihr folgt eine prosaische Inhaltsangebe des Schlusses. Wir wünschen dem sinnigen Künstler eine glückliche Vollendung seines anmutigen Modells, wenn auch das prächtige Charakterbild wohl immer ein Torso bleiben wird.

Potsdam. Max Niemeyer.

M. Schuster, Valerius Catullus' sämtliche Dichtungen in deutscher Übertragung. Wien 1906, Papauschek & Lechner & Sohn. VIII u. 276 S. 8.

Es gehört Mut dazu, bei zwei guten Catullübersetzungen, die wir haben, der von Th. Heyse, die er seinem Neffen Paul Heyse widmete, und der von Westphal, eine neue Übertragung dieses modernsten der römischen Dichter zu wagen. Schuster hat es gewagt, und es ist ihm gelungen. Seine Übersetzung weist manche Vorzüge vor den beiden genannten auf. Mit besonderem Stolz hebt er es in seinem Vorwort 'zur Verständigung' und schon auf dem Titel hervor, daß er sämtliche Dichtungen Catulls übersetzt habe, auch die Gedichte, deren allzuderbe Form und unflätiger Inhalt es dem modernen Empfinden, das in dieser Beziehung etwas zarter ist als das der alten Römer, besonders schwierig erscheinen ließ, sie wiederzugeben. Aber hat nicht auch Heyse sämtliche Gedichte des Catull übersetzt? Nur c. 56 und 97 hat er ausgelassen, und auch Sch. hat letzteres als unübersetzbar übergangen. Sch. hat sich überhaupt ziemlich eng an Heyse an-

Digitized by Google

geschlossen, nicht nur in der Wahl des Metrums — beide bilden die antike Form nach, wobei Sch. allerdings die Hinkiamben in einfache Iamben und die Galliamben des 63. Gedichts in iambische Septenare umwandelte, während Westphal moderne Rhythmen wählte —, sondern auch in vielen Wendungen; unzählige Anklänge an Heyse lassen sich bei ihm nachweisen, fast jedes Gedicht bietet Belege dafür, ja selbst die Auffassung mancher Stelle zeigt, wie eifrig Sch. sein Vorbild studiert hat, so c. 28, 8 die des Wortes datum; ferner die Wahl seltsamer Lesarten, wie 36, 12 Syros apertos. Der Seidenhase in c. 25, 1 stammt ebenso wie die Gänsedunen v. 2 von Heyse her. Manches ist ihm dafür besser gelungen als jenem, so die Verse 270—278 des 64. Gedichts, die ich als Probe hersetze:

Wie das Hauchen des Wests das schweigende Meer in der Frühe
Weckt und die schaukelnden Wogen mit stillem Gesäusel erreget,
Während Aurora erwacht und die wandernde Sonne emporstrahlt;
Anfangs wallen die Wellen, vom sanften Geflüster gestreichelt,
Langsam heran und leise vernimmt man das Plätschern der Wasser;
Dann bei schwellendem Winde, da rauschen sie lauter und klatschen,
Wälzen sich weithin fort und erblinken in purpurnem Scheine:
So entrauschte die Menge der festlichen Halle des Herrschers
Und mit wanderndem Schritt zog jeder der Heimat entgegen.

Man vergleiche damit 64, 246 ff. bei Heyse. Die Hexameter sind flüssiger und gefeilter, während sie bei Heyse oft holprig dahin stolpern. Schön und poetisch belebt ist die Schilderung von Sirmio S. 186 f.; von Sermione am Gardasee, wo Catull so gern weilte, ist das Vorwort von Sch. datiert. Eine andere willkommene Beigabe sind die Parallelstellen aus modernen Dichtern, die er zum Vergleiche heranzieht; er zitiert zu 31, 14 Ewald von Kleist 'o welch ein Gelächter der Freude belebt rund um mich das Land'; zu 76, 23 f. Petrarca, was vor ihm auch schon Schwabe verglich; und namentlich oft, und mit Recht, H. Heine. Nicht ohne Grund hatte Westphal Catulls Verse einst in Heinische Lieder umgedichtet. Einmal wird freilich zur Erläuterung sogar des seligen Offenbach Operette Blaubart herangezogen (S. 212)!

Der Übersetzung schickt er eine Abhandlung über des Dichters Leben und Wesen voraus, die von liebevollem Verständnis für die Eigenart des Catull zeugt. Aber 'Freundschaftsbeziehungen' des Dichters zu Cicero, von denen hier die Rede ist, sind kaum anzunehmen, wenigstens nicht, wenn man, wie Sch. dies mit Recht tut (S. 159 und 202), das 49. Gedicht ironisch, als einen Angriff auf den eitlen Redner auffaßt. Auffällig ist auch die Reihenfolge der Ämter in den Worten 'dem Prätor und nachmaligen Prokonsul und Konsul'.

Ziemlich ausführliche Erläuterungen (S. 159—272) zu den einzelnen Gedichten sollen auch dem Fernerstehenden das Verständnis des Dichters erschließen; sie gehen meist auf Teuffels

Digitized by Google

Literaturgeschichte und Rieses Catullkommentar zurück. Selbst an kritischen Bemerkungen mit eigenen Konjekturen fehlt es nicht; so liest er 29, 23 urbis pollentissimi; 64, 81 augusta (er hat das proleptisch gebrauchte angusta nicht verstanden). Ausführlich ist hier zu c. 31 von Sirmio, zu 51 von der Sappho und S. 158 f. von dem Freundeskreise des Dichters die Rede.

Sonst findet sich hier manche kühne Behauptung. S. 161 werden der Dichter Helvius Cinna und der gleichnamige Volkstribun, der 44 v. Chr. ermordet wurde, identifiziert, ein Irrtum, den sich freilich schon Plutarch hat zuschulden kommen lassen; jener lebte nach Virgil ecl. 9, 35 noch im Jahre 40. — Woher weiß Sch., daß Sperlinge in Rom beliebte Stubenvögel waren (S. 166)? — Der phasellus des Catull (S. 168) schildert nicht die Hinfahrt von Italien nach Bithynien; die hat der Dichter jedenfalls auf einem anderen Schiff im Gefolge des Prätors unternommen; sondern die Heimkehr aus Asien nach dem Gardasee. — Komisch ist die Behauptung, daß der Gedanke an die regelmäßige Wiederkehr des Frühlings im Gegensatz zu der einmaligen Jugendzeit des Menschen am schönsten in einem Schnadahüpfel ausgedrückt sei; jedenfalls sind die Worte 'da Mensch aba hat nur an anzigen Mai' erst aus Schillers Resignation entlehnt. — Horaz hat den Sinnspruch omnes una manet nox schwerlich dem Catull (5, 6) entnommen; er findet sich u. a. auch bei Properz und geht gewiß auf ein griechisches Vorbild zurück. — Flavius wird S. 169 und 207 Catulls 'Zimmer- und Schlafgenosse' genannt (bei Riese 'Zimmernachbar'); ein anderer 'Zimmergenosse' von ihm soll Camerius (208) gewesen sein: danach scheint Catull in einem römischen Pensionat als Chambregarnist gewohnt zu haben. — Wenn zum 10. Gedicht bemerkt wird, Catull habe für den Prätor, dessen cohors er angehörte, die eigene Börse geleert, so beruht dies auf einer falschen Deutung von datum 28, 8; nicht ihr Gefolge sogen diese Statthalter aus, wie auch S. 183 behauptet wird, sondern die Provinzen. — Was berechtigt Sch. dazu, das 12. Gedicht, in dem Catull eine gestohlene Serviette zurückfordert, von dem berühmten Feldherrn, Dichter und Historiker C. Asinius Pollio zu verstehen und nicht vielmehr, wie man sonst annimmt, von seinem Bruder (fratri v. 7)? — Schwerlich hat Catull das scherzhafte Saturnaliengeschenk (c. 14) des Freundes Calvus, mehrere Bände schlechter Gedichte, abgelehnt und zurückgeschickt; das wäre eine plumpe Antwort auf einen witzigen Einfall gewesen. Die richtige Deutung des v. 22, abite illuc, unde malum pedem attulistis, findet sich z. B. bei Riese. Auch 36, 6 ist unrichtig aufgefaßt: das Feuer soll die schlechten Verse des Volusius natürlich nicht läutern und 'verbessern', sondern vernichten; sagt doch Sch. selbst, Lesbia soll mit ihnen ein Jubelfeuer anzünden! — Idalion soll mit Pedalion verwechselt sein (S. 192); dann hätte Theokrit dasselbe Versehen begangen. S. 212 heißt es richtig,

Digitized by Google

daß Idalion eine berühmte Kultusstätte der Venus war. — Zu c. 49 bemerkt er: 'Cicero genoß seit dem September des J. 47 die Freundschaft des dem Dichter verhaßten Cäsar': eine eigentümliche Freundschaft! — Nicht auf der Hochzeit des Peleus und der Thetis erschienen die drei Göttinnen dem Hirten Paris, wie man nach der Anmerkung S. 212 annehmen muß, sondern auf dem Ida. — S. 213 heist es, daß ein 'frommer, um sein Seelenheil besorgter Abschreiber' einige Verse des 61. Gedichts ihres schlüpfrigen Inhalts wegen weggelassen habe; dann hätte er viel ausmerzen müssen! — Die S. 214 erwähnte Sitte des Nüssewerfens am Hochzeitstage hat sich in Italien bis auf den heutigen Tag erhalten; Sch. erinnert nur an die in Österreich übliche Spende von Zuckerwerk an die Kinder des Hochzeitshauses. — S. 220, wo von den Vorbildern des 64. Gedichts die Rede ist, muß es statt 'hellenisch' hellenistisch heißen. — Zu c. 95 bemerkt er, die Zmyrna des Cinna, an der dieser zehn Jahre gearbeitet habe, könne unmöglich ein 'kleines Werk' genannt werden. Da verkennt er die Eigenart dieser kunstvoll gefeilten Epyllien in alexandrinischem Geschmack völlig.

Einige mundartliche Ausdrücke klingen seltsam; so S. 182 'an den Dieben Thallus'; S. 185 'Catulls Übersetzerzeit', wie auch 'Catullsch' S. 183; 'Personbeschreibung' S. 195; 'Honigaugen' S. 201; 'erreglich' S. 203; 'das Barreau' S. 221; 'Sermozination' S. 238; 'verstirnt' S. 239; 'inzestuöse Verhältnisse' S. 261 u. ä.

Doch genug der kleinen Ausstellungen! Die Übersetzung selbst ist eine erfreuliche und willkommene Arbeit.

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

Schmieder, Lektüre zur Geschichte des 19. Jahrhunderts aus Meisterwerken deutscher Geschichtschreibung. Für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Leipzig 1910, Ernst Wunderlich. VIII u. 211 S. 8. 1,80 ℳ, geb. 2,20 ℳ.

In seinem Vorworte geht der Herausgeber von der bekannten Vorschrift aus, die Friedrich Wilhelm I. von Preußen in seiner Instruktion für den Geschichtsunterricht des Kronprinzen Friedrich gegeben hat, daß die Geschichte seiner Zeit und der letzten 150 Jahre diesem aufs genauste beigebracht werden müsse. Dieser Grundsatz müsse auch heute noch bei dem Geschichtsunterricht in den oberen Klassen unserer höheren Schulen beobachtet werden. Ihm soll auch das vorliegende Buch dienen, und zwar in doppelter Weise. Es soll einmal den Schülern für wenig Geld Proben deutscher Geschichtschreibung, die Personen und Ereignisse aus dem 19. Jahrhundert behandeln, bieten und sie so in das Verständnis deutscher Historiker einführen und andrerseits ihre Selbsttätigkeit fördern. Das sind gewiß verständige Gesichtspunkte, und es kommt darauf an, ob die getroffene Auswahl dem beabsichtigten Zwecke gerecht

Digitized by Google

wird. Die Angabe der aufgenommenen Stücke wird zeigen, daß diese Frage im allgemeinen wird bejaht werden können; es sind folgende: die Reformen des Freiherrn von Stein aus Fr. Meineckes Zeitalter der deutschen Erhebung, das neue Deutschtum, der Frühjahrsfeldzug von 1813, das Wartburgfest, die ersten Eisenbahnen aus Treitschkes deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert, die Märzrevolution 1848 aus Sybels Begründung des deutschen Reiches, Bismarcks Jugendjahre aus Max Lenz' Geschichte Bismarcks, aus Bismarcks Brautzeit von Erich Marcks, Bismarcks Ernennung zum Ministerpräsidenten aus E. Heycks Bismarck. das erste Jahr des Ministeriums Bismarck aus Maurenbrechers Gründung des Deutschen Reiches, Nikolsburg und die Emser Depesche aus Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, der französische Krieg und die Begründung des Reiches sowie die Persönlichkeit und die letzten Jahre Kaiser Wilhelms I., aus Erich Marcks' Kaiser Wilhelm I., die soziale Bewegung aus G. Kaufmanns politischer Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert, Stellung der deutschen Kolonialpolitik innerhalb der kolonialen Bestrebungen der übrigen Großmächte und Fürst Bismarck als Typus der naturalistischen und Kaiser Wilhelm II. als solcher der idealen Reizsamkeit aus dem 2. Ergänzungsbande zu Lamprechts deutscher Geschichte.

Aus dieser Übersicht ist zu ersehen, daß der Herausgeber mit Verständnis seine Auswahl getroffen und leichter Verständliches mit schwierigen Stoffen vereinigt hat. Hier und da scheint er mir auch zu Schwieriges für das Verständnis unserer Schüler aufgenommen zu haben, z. B. in dem Abschnitt „Aus Bismarcks Brautzeit" und in den Stücken aus Lamprchts großem Werke, besonders in dem letzten. Im ganzen aber hat er das Richtige getroffen und unsern Primanern eine gute Lektüre zur Ergänzung und Vertiefung des Geschichtunterrichtes geboten. Möge das schöne Buch, das auch äußerlich ansprechend und im Verhältnis zu dem Gebotenen sehr billig ist, in die Hände vieler unserer Primaner kommen, namentlich aber in den Bibliotheken der oberen Klassen seinen Platz finden.

Halle a. S. O. Genest.

---

1) W. Pfeifer, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. Zweite, neubearbeitete Auflage. Erster Teil: für Quarta. 80 u. 16 S. 8. 1 *M*. Zweiter Teil: für Unter- und Obertertia. 144 u. 32 S. 8. 1,80 *M*. Dritter Teil: für Untersekunda. 112 u. 16 S. 8. 1,30 *M*. Mit je einem Anhang von Bildern zur Kulturgeschichte und Karten im Text. Breslau 1910, Ferdinand Hirt.

Pfeifers Lehrbuch der Geschichte ist bei seinem Erscheinen in dieser Zeitschrift — Jahrgang LIX S. 537ff. u. LXII S. 52ff. — eingehend besprochen worden.

Die vorliegende zweite Auflage zeichnet sich ebenso wie die erste durch sorgsame Auswahl des Stoffes, klare Gruppierung und

Digitized by Google

schlichte Darstellung aus. Mit Recht hat Verf. sie eine Neubearbeitung genannt. Denn nicht nur der Stoff ist bisweilen anders geordnet, sondern auch die Darstellung läßt in nicht wenigen Fällen die feilende, verbessernde Hand erkennen. Die Brauchbarkeit des an sich schon tüchtigen Buches ist übrigens noch wesentlich erhöht worden durch eine Reihe von Skizzen und Plänen, die, wie z. B. die Schlachtpläne von Leipzig, dem klaren Erfassen der geschichtlichen Ereignisse treffliche Dienste leisten. Vor allem aber ist lobend zu erwähnen, daß in den kulturgeschichtlichen Anhängen, die in ihrer Mannigfaltigkeit allen wichtigen Interessen Rechnung tragen — es kommen im ganzen mehr als hundert sorgfältig ausgeführte Bilder in Betracht — eine schätzenswerte Neuerung geboten ist. Es ist zwar den Anstalten freigestellt, zwischen den Ausgaben mit und ohne Anhang — bei gleichem Preise — zu wählen; ich glaube aber, daß auch solche Anstalten, die über reiches Anschauungsmaterial verfügen, sich für die Ausgabe mit Anhang entscheiden werden, weil durch diesen den Schülern Gelegenheit gegeben ist, das in der Klasse Geschaute bei ihrer häuslichen Vorbereitung zu befestigen und zu vertiefen.

Mit dem Wunsche, daß auch die zweite Auflage des trefflichen Lehrbuchs freundliche Aufnahme finden möge, empfehle ich sie den Fachgenossen aufs wärmste.

2) Hermann Jaenicke, Die Geschichte Polens. Ein Beitrag zum Verständnis der polnischen Frage. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 78 S. 8. 1,50 *M*.

3) Hermann Jaenicke, Bilder aus der polnischen Geschichte. Ein Anhang zu den geschichtlichen Lehrbüchern, besonders zu Jaenickes Geschichtswerk. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 24 S. 8. 0,30 *M*.

Vorliegender Abriß der polnischen Geschichte stellt sich in den Dienst der Ostmarkenpolitik, indem er dazu beitragen will, das Verständnis der polnischen Frage zu fördern.

Um schwache Gemüter zu beruhigen, legt Verf. im Vorwort in überzeugender Weise dar, daß das deutsche Volk nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, das Polentum dem Deutschtum zu assimilieren. Die Geschichte Polens an sich gliedert er in vier größere Abschnitte: 1. Polen unter der Herrschaft der Piasten. 2. Polen mit Ungarn vereinigt unter dem Herrscherhause der Jagiellonen. 3. Polen unter der Wahlmonarchie. 4. Polen im Verbande der drei Teilungsmächte. Innerhalb dieses Rahmens entwirft Verf. in sehr anregender Darstellung ein anschauliches Bild der äußeren Geschehnisse und der inneren Zustände von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage, indem er auch das Staats- und Verfassungswesen, Gericht, Heer, Finanzen und geistiges Leben, soweit es zum Verständnis des Ganzen erforderlich ist, charakterisiert. Mit Worten der Anerkennung gedenkt er vor allem der deutschen Kolonisation, während er dem Adel, der

Digitized by Google

durch seine Selbstsucht, Zuchtlosigkeit und Parteiwut den Zusammenbruch des Staates in erster Linie verschuldet hat, die Beurteilung zu teil werden läßt, die er verdient. Eine ausführliche Zeittafel, die zugleich als Inhaltsübersicht dient, ist als eine willkommene Beigabe zu bezeichnen.

Dem gleichen Zwecke dienen des Verf.s Bilder aus der polnischen Geschichte. Mit Beschränkung auf das unbedingt Notwendige bieten sie den gleichen Stoff in gleicher Gruppierung und sind in ihrer knappen Fassung sehr wohl geeignet, das erste Verständnis der polnischen Frage anzubahnen.

Beide Veröffentlichungen sind durchaus dankenswert und zeitgemäß. Denn sie dienen nicht den einseitigen Interessen der östlichen Provinzen, sondern sie kommen den Deutschen des ganzen Reiches zu gute. Nur wenn alle Deutschen ihre Teilnahme an den Vorgängen in unserer Ostmark unausgesetzt kundtun, kann der endliche Sieg errungen werden.

4) Karl Lorenz, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien. Erster Hauptteil: Die vorchristliche Kulturwelt (das Altertum). München 1910, R. Oldenbourg. XV u. 256 u. XIX S. 8. geb. 2,50 ℳ.

Ermutigt durch die freundliche Aufnahme, welche sein — in dieser Zeitschrift Jahrg. LIX S. 145—147 besprochenes — Lehrbuch der Geschichte für realistische Mittelschulen gefunden, hat K. Lorenz unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen ein Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien folgen lassen.

Die gesunden Grundsätze, auf denen jenes aufgebaut ist, haben Verf. auch bei der Ausarbeitung dieses Lehrbuchs geleitet. Vor allem ist er darauf bedacht gewesen, die genetische Methode aufs strengste durchzuführen, um den inneren Zusammenhang der Ereignisse in pragmatischer Darstellung klar und deutlich hervortreten zu lassen. Daß er, um dies zu erreichen, manchen „alten Götzen mutig umgehauen“ und von dem althergebrachten Ballast von Namen und Zahlen mancherlei über Bord geworfen hat, werden weder Lehrer noch Schüler bedauern. Auch ist es ein glücklicher Gedanke gewesen, auf Kosten der politischen, vor allem der sogenannten Kriegsgeschichte die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse eingehender zu besprechen.

Derartige Belehrungen sind für unsere Jugend äußerst wertvoll, wie u. a. schon K. Schenk überzeugend nachgewiesen hat, und es gibt wohl nichts, was geeigneter wäre, die Fähigkeit zum Begreifen der Gegenwart aus der Vergangenheit anzuregen und zu fördern. Von dem Entwicklungsgedanken geleitet, mußte Verf. naturgemäß auch der geistig-sittlichen Kultur, der Kunst, Wissenschaft und Religion in angemessener Weise Rechnung tragen. Die in Betracht kommenden Abschnitte nehmen zwar reichlich viel

Digitized by Google

Raum in Anspruch; sie sind aber mit so gemütvoller Hingabe an den Gegenstand ausgearbeitet, daß der Schüler sich gerade von diesem Teile seines Lehr- und Lesebuches besonders angezogen fühlen wird. Als charakteristisch verdient noch hervorgehoben zu werden, daß mit Vorliebe, namentlich in den Anmerkungen, geflügelte Worte, soweit ihre Bekanntschaft zur allgemeinen Bildung gehört, wie z. B. nondum omnium dierum sol occidit, pecunia non olet u. a., angeführt werden. Die wichtigsten kulturgeschichtlichen Grundbegriffe sind, damit die Darstellung geschichtlicher Ereignisse nicht unterbrochen wird, sachgemäß erläutert, in einem besonderen Anhange zusammengestellt.

Reich an Inhalt und fesselnd geschrieben, macht vorliegendes Lehrbuch in allen seinen Teilen einen durchaus günstigen Eindruck. Vermöge seiner schönen Eigenart wird es sich zweifelsohne viele Freunde unter den Fachgenossen erwerben, auch außerhalb der Grenzen Bayerns. Druck und Ausstattung gereichen dem altbewährten Oldenbourgschen Verlage zur Ehre.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

A. Kübler, Die deutschen Berg-, Flur- und Ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebietes. Amberg 1909, Pustet. 213 S. mit 1 eingedruckten Kartenskizze. Lex.-8. 10 ℳ.

In vorliegendem Buche bietet der Verfasser, dem wir bereits wertvolle Abhandlungen über die romanischen Flurnamen Graubündens, sowie über die Berg- und Flurnamen der Gemeinde Chamonix verdanken, eine reichhaltige Zusammenstellung und, soweit es beim jetzigen Stand der Wortforschung möglich ist, Erklärung der in obengenanntem Sprachgebiete sich findenden Eigennamen. Das Werk wendet sich nicht nur an den Sprachforscher und Folkloristen von Fach, der sich auch mit diesem Teile der Wortforschung wissenschaftlich beschäftigt, sondern ebenso sehr an den gebildeten Laien. Gerade letzterem muß es erwünscht sein ein Nachschlagewerk zu besitzen, in dem er sich jederzeit Rat erholen kann, wenn ihm bei der Lektüre einschlägiger Werke oder bei Wanderungen in den Allgäuer Alpen Namen vorkommen, deren eigentümliche Form ihn veranlaßt, über ihre Herkunft und Bedeutung nachzudenken. Wer sich mit Geschichte, Geographie, Mundartenforschung oder Kartographie beschäftigt, wird des Buches nicht entraten können. Daß der wissenschaftliche Beirat des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins diese Sammlung zur Veröffentlichung empfahl und daß genannter Verein durch einen Zuschuß die Herausgabe des Buches unterstützte, spricht gewiß für dessen Nützlichkeit und Brauchbarkeit. Es sei daher sowohl dem Sprachgelehrten und Folkloristen, als auch insbesondere für Lehrerbibliotheken, alpine Büchereien u. ä. zur Anschaffung wärmstens empfohlen. Erwähnung verdient

Digitized by Google

auch der reichhaltige und sorgfältig zusammengestellte Literaturnachweis. Der Preis ist für das Gebotene mäßig zu nennen.

München. G. Buchner.

---

1) H. Schubert, Elementare Arithmetik und Algebra. Zweite Auflage. Leipzig 1910, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 230 S. 8. 2,80 ℳ.

Während die fünfte Auflage der mit einer Aufgabensammlung verbundenen Arithmetik von Schubert im Verein mit A. Schumpelick bearbeitet war, ist die vorliegende Arithmetik von H. Schubert allein herausgegeben. Sie ist, so weit ich sehe, ebenfalls für höhere Schulen bestimmt und ist ebenso wie die erwähnte fünfte Auflage aus der bekannten Aufgabensammlung hervorgegangen. Der Unterrichtsstoff ist in zwei Teile geteilt, von denen der hier vorliegende erste Teil ungefähr bis zum Pensum für Untersekunda des Gymnasiums reicht. Welchen Zweck diese neue Bearbeitung verfolgt, ist mir nicht ganz klar, da sie im wesentlichen sowohl in der Darstellung als auch in den Aufgaben mit der anderen übereinstimmt. Da ich sie schon in dieser Zeitschrift besprochen habe, so brauche ich nicht noch einmal darauf einzugehen. Hervorheben möchte ich nur, daß der Verf. dem Bestreben, möglichst Fremdwörter zu vermeiden, so wenig nachkommt. Er hat ein „Kommutations-, ein Associationsgesetz der Addition", eine „Transpositionsregel", ein „Princip der Permanenz", ein „Distributionsgesetz", eine „Isolierung der Unbekannten" usw. Die Einführung dieser Fremdwörter ist doch wohl nicht nötig. Unverständlich ist mir auch, wie der Verf. sich nicht von der wunderlichen Regel für die Division durch einen Dezimalbruch trennen kann, nach der man z. B. 0,000 58 : 0,87 in 58, : 87 000 verwandeln muß. Recht wertvoll erscheinen mir die am Ende des Buches zusammengestellten historischen Notizen.

2) F. Junker, Methodisch geordnete Aufgabensammlung für Arithmetik und Algebra für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen und verwandte Anstalten. Mit 41 Figuren im Text. Stuttgart 1910, E. Ulmer. 309 S. 8. 2,80 ℳ.

Der theoretische Teil dieser Aufgabensammlung beschränkt sich im allgemeinen nur auf eine kurzgefaßte Angabe der wichtigsten Begriffe, Formeln und Lehrsätze, so daß also die Herleitung der Formeln und die Beweise der Lehrsätze dem Lehrer überlassen sind. Die Sammlung enthält also wesentlich nur Aufgaben, die in sehr großer Anzahl, dem Inhalt und der Schwierigkeit nach geordnet, zusammengestellt sind. Neben den rein theoretischen Aufgaben finden wir auch zahlreiche Aufgaben, die teils den verschiedensten der Natur und dem praktischen Leben entsprechenden Verhältnissen entlehnt sind, teils auch der Geometrie und der

Digitized by Google

Physik angehören. Unter den diesem letzteren Gebiet entnommenen Aufgaben finden sich aber solche, die doch recht weit über das Wissensgebiet der Schüler hinausragen. So stehen in dem Pensum der Untertertia Aufgaben wie: „Bei 720 mm Barometerstand werden 3,8 l Wasserstoff gewonnen. Wie viel Liter sind dies bei 760 mm Barometerstand?" Der Unterricht in der Physik setzt bei uns in Preußen erst in Obertertia ein und das Barometer wird wohl erst in Untersekunda behandelt. Ohne eingehende Erklärung kann doch aber eine solche Aufgabe nicht gelöst werden, und da dürfte dann die Mathematikstunde zu einer Physikstunde werden. Daß der für die moderne Mathematik so wichtig gewordene Funktionsbegriff ausführlich behandelt wird, ist wohl jetzt selbstverständlich; auch hier bin ich der Meinung, daß der Verfasser auf einer zu niedrigen Stufe diesen Begriff schon eingehend behandelt, dazu findet sich wohl erst später das richtige Verständnis. Sehr reichhaltig ist die Sammlung auf dem Gebiet der Gleichungen, namentlich auch bei den Anwendungen. Hier könnte eine sorgfältigere Scheidung der Gleichungen mit einer Unbekannten von denen mit zwei Unbekannten vorgenommen sein; denn unter den ersteren finden sich recht viele mit zwei Unbekannten.

3) Jos. Jacob, Arithmetik. I. Teil: Unterstufe. Wien 1909, Franz Deuticke. 170 S. 8. 2,40 *Kr.*

Den Titel „Arithmetik" würden wir bei uns einem Lehrbuch geben, in dem die Spezies in allgemeinen Zahlen behandelt werden, das also das Unterrichtspensum von Untertertia aufwärts enthält. Das vorliegende Buch ist aber nichts weiter als ein Rechenbuch für die unteren Klassen mit den Anfangsgründen der Buchstabenrechnung und den einfachsten Gleichungen. Auffallend ist die noch hinzugefügte Behandlung der Ausziehens der Quadrat- und Kubikwurzel, die bei uns erst in Obertertia behandelt zu werden pflegen. Die ersten vier Abschnitte, die das Rechnen mit einfach benannten, ganzen Zahlen entwickeln, sollen wohl als Wiederholung des schon früher Gelernten dienen; denn die Anzahl der Aufgaben ist nur gering und die Zahlen sind so klein, daß ein großer Teil der Aufgaben im Kopfe gerechnet werden kann. In den späteren Abschnitten dürfte das Material ausreichend sein. Der Gang der Entwickelung ist gewöhnlich der, daß die vorzunehmenden Rechnungen entwickelt und darauf durch Aufgaben ihre Anwendungen in der Praxis gezeigt werden. Die sich ergebenden Regeln sind, wenn auch mathematisch richtig, doch nicht immer möglichst kurz und geschickt ausgedrückt. Der Verf. behandelt auch das abgekürzte Rechnen mit Dezimalbrüchen. Da hätte er wohl auch etwas von dem sich ergebenden Fehler sagen sollen; denn ohne eine solche Fehlerbestimmung bleibt das Verfahren sehr mechanisch. Sehr

Digitized by Google

künstlich ist die abgekürzte Multiplikation dargestellt; es ist dies eine Folge von der Art und Weise, wie bei der Multiplikation von Dezimalzahlen das Komma im Produkt bestimmt wird. Durch solche Künstelei werden die Schüler nicht grade für das abgekürzte Rechnen eingenommen werden. Daß das elementare Rechnen auf den höheren Schulen auch eine Vorstufe für die allgemeine Arithmetik sein soll, ist von dem Verf. in ausgedehntem Maße wohl beachtet worden.

Berlin. A. Kallius.

---

1) Arthur v. Oettingen, Die Schule der Physik, besonders für das Selbstudium. Mit 454 in den Text eingedruckten Abbildungen und einer farbigen Tafel. Braunschweig 1910, Friedrich Vieweg & Sohn. XIV u. 622 S. 8. geh. 10 *M.*, in Leinwand geb. 11,50 *M.*

Mit dem Motto „Die Schule sei keine Tretmühle, sondern ein heiterer Tummelplatz des Lebens!" beginnt der Verf. ein Werk, welches nach ähnlichen Grundsätzen wie die Ostwaldsche Schule der Chemie in der Form eines Zwiegespräches zwischen Schüler und Meister den Leser bis zu den Höhen der physikalischen Wissenschaft führen soll. So gestaltet sich denn auch die zwanglose Unterhaltung zu einem fröhlichen Fortschreiten ohne Aufenthalt und ohne ernstere Schwierigkeiten des Verständnisses. Da der Umfang des Werkes sich in mäßigen Grenzen halten sollte, mußte in der Auswahl des Stoffes eine gewisse Beschränkung auf das Wichtigste stattfinden, zugleich aber auch die Darstellung gleichsam in komprimiertem Zustande geboten werden. Dem höchst begabten Schüler wird die Mathematik als wichtiges Hilfsmittel für ein tieferes Eindringen in die Probleme, welche namentlich die Forschungsergebnisse der neueren Zeit darbieten, dringend ans Herz gelegt, auch wird er in aller Kürze mit den mathematischen Vorbegriffen und Rechnungsarten, mit den ersten Elementen der Differential- und Integralrechnung, mit den wichtigsten Sätzen über harmonische Punkte und Strahlen, sowie über projektivische Beziehungen zwischen Geraden und projektivische Doppelgebilde, insbesondere elliptische und hyperbolische Involution bekannt gemacht. Dieser Schüler braucht keine ausgedehnteren Übungen, um die neuen Begriffe und Definitionen sowie die neuen Methoden in sich aufzunehmen, er wendet sie sogleich selbständig und richtig an. Die gleichen Fähigkeiten zeigt er auch im physikalischen Unterrichte, er dringt sofort selbst in die verwickeltsten Beziehungen ein und hat eine besondere Freude an neuen Begriffsbildungen und am Erfinden neuer Namen für die neugewonnenen Einheiten. Man sieht aus alledem, daß die gewählte Form des Zwiegespräches keineswegs auch nur ein angenähertes Bild davon geben kann, wie etwa in einer Schule den Schülern der reichhaltige und stellenweise recht schwierige Stoff dargeboten werden könnte. Auch kann man nicht zugeben, daß durch diese

Digitized by Google

immerhin schematische Gesprächsform die Darstellung an Lebhaftigkeit und Interesse gewinnt, oder daß auf diesem Wege die Vorzüge eines ruhigen, ununterbrochenen Vortrages auch nur erreicht werden. Die immerhin seltenen Fälle, in denen dem Schüler naheliegende Fehler und Irrtümer in den Mund gelegt werden, könnten in einem zusammenhängenden Vortrage ebenso gut zur Warnung für unkundige Leser eingehend erörtert werden. Die Gesprächsform nimmt naturgemäß einen größeren Raum für sich in Anspruch, der nicht in seiner ganzen Ausdehnung der Erörterung des Lehrstoffes zugute kommt, sie macht also eine unnötige Komprimierung der Darstellung auf eine möglichst kurze Form notwendig, welche der Verständlichkeit nicht förderlich sein kann. Aus diesen Gründen scheint uns die gewählte Darstellungsform des Zwiegespräches nicht zweckmäßig.

Studierende und Lehrer werden aus dem inhaltlich äußerst interessanten Werke reiche Belehrung und Anregung schöpfen, bietet doch die Schule der Physik viel originale Arbeit. In dieser Hinsicht verweise ich auf die Behandlung der Harmonielehre, speziell auf den Akkordaufbau, die Herleitung der Akkorde und die Tongeschlechter. Daß der Elektrizitätslehre die Elektronentheorie zugrunde gelegt wird, erscheint dem heutigen Stande der Wissenschaft durchaus angemessen. Die van 't Hoff-, Arrhenius- und Ostwaldschen Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der Lösungstheorie werden auf Osmose gegründet, auch die Bearbeitung der Wärmelehre bietet eine Fülle neuer Gesichtspunkte.

Kann man also die Schule der Physik seines interessanten Inhaltes wegen der Aufmerksamkeit der Fachgenossen empfehlen, so muß doch darauf hingewiesen werden, duß das Werk aus den oben angeführten Gründen sich für eine E i n f ü h r u n g in die behandelten schwierigen Probleme weniger eignet. Zum Schluß mache ich auf ein paar Stellen aufmerksam, die eventuell zu verbessern sein werden. S. 87 wird Planet vom lateinischen p l a n a r e, wandeln, abgeleitet, S. 134 Z. 15 wird die offene Quecksilberoberfläche nur durch die D i c h t e der sie berührenden Lufschicht herabgedrückt u. a.

2) **G. Mahler, Physikalische Aufgabensammlung, mit den Resultaten. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sammlung Göschen. Leipzig 1910, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. 129 S. kl. 8. geb. 0,80 M.**

Der vor fünf Jahren erschienenen und an dieser Stelle besprochenen ersten Auflage folgt nun eine zweite, die der Hauptsache nach wenig Änderungen aufweist. Diese beziehen sich hauptsächlich auf einzelne (etwa 30) Aufgaben, die in die Reihe der schon vorhandenen an geeigneten Stellen eingeschoben wurden, während einige wenige als ungeeignet fortgelassen werden kounten. Wegen ihrer Reichhaltigkeit und der zweckmäßigen Auswahl und

Digitized by Google

Anordnung der Aufgaben kann die Sammlung zur Verwendung im physikalischen Unterrichte empfohlen werden.

Berlin. R. Schiel.

E. v. Schenkendorff und J. Heinrich, Ratgeber zur Pflege der körperlichen Spiele an den deutschen Hochschulen. Vierte, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. geb. 0,80 ℳ.

Kürzlich erschien in nunmehr 4. Auflage der „Ratgeber", der im Auftrage des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele herausgegeben ist und in gedrängter Kürze einerseits Rat und Anregung für die Pflege der Leibesübungen gibt, andererseits über den Stand dieser großen Bewegung an unsern Hochschulen berichtet. Wie sehr ein solches Büchlein nottut, beweisen die statistischen Notizen, aus denen hervorgeht, daß auch heute noch (vgl. S. 38) nicht mehr als 13,73 % unserer Akademischen Jugend regelmäßig Sport und Leibesübungen betreiben, wahrlich eine erschreckend niedrige Ziffer in unserer Zeit, wo überall und in allen Berufen die Wichtigkeit und Notwendigkeit von „Körperkultur" erkannt ist. Es wäre zu wünschen, daß in der Mehrzahl der akademischen Korporationen, soweit sie noch nicht Leibesübungen betreiben, über das Büchlein Beratungen angestellt würden, wie dessen Ratschläge in die Praxis übertragen werden könnten. Als ein erfreulicher Schritt vorwärts und gleichzeitig als beste Empfehlung für das Büchlein darf wohl ein Erlaß des kgl. preußischen Kultusministers an die Provinzialschulkollegien angesehen werden, in dem auf den Wert des Büchleins hingewiesen und gleichzeitig empfohlen wird, es an die Abiturienten als Abschiedsgabe zu verteilen. Das großherzoglich badische Unterrichtsministerium ist sogar noch weiter gegangen und hat die für dieses Jahr notwendigen 700 Exemplare aus Staatsmitteln beschafft, die im Juli bei den Abiturientenentlassungen zur Verteilung gelangen werden. In der Tat rechtfertigt der Inhalt des Büchleins das Ansehen, das es bereits vielerseits genießt, in vollstem Maße, und wir freuen uns, es ebenfalls warm empfehlen zu können. Mögen die wenigen Unterrichtsbehörden, die dem von Preußen und Baden gegebenen Beispiele noch nicht gefolgt sind, nunmehr sich ebenfalls anschließen. Sie erwerben sich damit nicht nur ein Verdienst um die ihnen unterstellte, sondern um die gesamte deutsche Jugend. Denn: Pro patria est, dum ludere videmur.

Hamburg. Ernst Friedlaender.

O. Rabes und E. Löwenhardt, Leitfaden der Biologie für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Mit fünf farbigen Tafeln und zahlreichen Textbildern. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. X u. 248 S. 8. 3 ℳ.

Immer reger wird das Interesse für die Durchführung des

Digitized by Google

biologischen Unterrichts bis in die oberen Klassen, und so sind denn rasch hintereinander eine Zahl von Leitfäden erschienen, die für diesen bestimmt sind. Der vorliegende kann als ein brauchbares Hilfsmittel empfohlen werden. Im Umfange des Stoffs deckt er sich mit den Meraner Vorschlägen der Unterrichtskommission deutscher Naturforscher und Ärzte. Er behandelt im 1. Teil Bau und Hauptverrichtungen des Pflanzen- und Tierkörpers (Anatomie und Physiologie), im 2. die Abhängigkeit der Organismen von der Umgebung (Ökologie), im 3. den Menschen. Der Betrachtung sind in erster Linie Tiere und Pflanzen der Heimat zu Grunde gelegt. Die Verfasser suchen das dem Schüler bereits vertraute Tatsachenmaterial unter allgemeine Gesichtspunkte zusammenzufassen, zu ordnen und zu ergänzen. Gute Abbildungen in reichlicher Zahl und fünf Farbentafeln unterstützen die Anschauung. Wertvoll ist eine kurze Anleitung für ein biologisches Praktikum, die dem ersten Hauptabschnitte angehängt ist. Dieses ist natürlich nicht im Zusammenhange zu erledigen, sondern an den vom Lehrer als geeignet erachteten Stellen zu verwenden. Dem 2. Teile ist ein Anhang über die Entwickelungsgeschichte und die Abstammungslehre beigefügt, der die notwendige Einführung in diese heute nicht nur die Wissenschaft, sondern unsere ganze Denkweise beherrschenden Theorien vermittelt. Bei der Darlegung der Erklärungsversuche lassen die Verfasser überall scharf den Unterschied hervortreten zwischen dem, was sicherer Besitz der Wissenschaft geworden, und dem, was Hypothese geblieben ist. Die Belehrungen über den menschlichen Körper sind auf der Mittelstufe zu einem gewissen Abschlusse gelangt. Man kann daher den Verfassern zustimmen, wenn sie im wesentlichen nur die Lehre vom Stoffwechsel und von der Tätigkeit des Nervensystems genau darstellen, für die erst auf der Oberstufe die unentbehrlichen Vorkenntnisse und das hinreichende Verständnis vorhanden sind. Sie schließen daran noch zwei Abschnitte, einen über die äußeren Köperverhältnisse und die Menschenrassen, einen weiteren über die Vorgeschichte des Menschen, beide wohl geeignet, den Schüler in diese Gebiete einzuführen. Darstellung und Ausstattung sind gut. Im Druckfehlerverzeichnis ist Sargatia versehentlich wieder unrichtig in Sagastia statt Sagartia verbessert. Übersehen ist der Druckfehler Seite 4 Mitte Vancheria statt Vaucheria.

Seehausen in der Altmark. M. Paepper.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Annuario das Escolas Normales do Porto (Lehrerseminar). II. 1909—1910. Porto 1910, Emprésa litteraria e typographica. 286 S. mit 1 Bildnis.

2. H. Bornecque et B. Röttgers, La France d'aujourd'hui. Avec 101 illustrations et 4 cartes ou plans. Leipzig 1910, G. Freytag. 258 S. gr. 8. geb. 4 *M*.

3. E. Dagobert Schoenfeld, An Nordischen Königshöfen zur Vikingenzeit. Straßburg 1910, K. J. Trübner. VIII u. 372 S.

4. W. Fries, Die wissenschaftliche und praktische Vorbildung für das höhere Lehramt. Zweite Auflage. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 216 S. Lex.-8. 4 *M*, geb. 5 *M*. (A. Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre II, 1. Abt. 2. Hälfte.)

5. S. Frankfurter, Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Wien 1910, C. Fromme. 92 S.

6. P. Gabriel, Euckens Grundlinien einer neuen Lebensanschauung und sein Verhältnis zu J. G. Fichte. Bunzlau 1910, G. Kreuschner. V u. 44 S. 1,20 *M*.

7. Genethliakon. Carl Robert zum 8. März 1910 überreicht von der Graeca Halensis. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. Acht Abhandlungen. 246 S. gr. 8. 6 *M*.

8. O. Höfer, Mythologisch-Epigraphisches. Dresden Progr. Wettiner Gym. 1910. 37 S. 4.

9. M. Jöris, Lebensbilder aus allen Teilen der Weltgeschichte, besonders aus der deutschen Geschichte, für die VI. Klasse höherer Mädchenschulen. Mit 108 Abbildungen. Leipzig 1910, G. Freytag. 111 S. geb. 1,50 *M*.

10. M. Jöris, Sagen und Lebensbilder für den ersten Geschichtsunterricht. Für die VII. Klasse höherer Mädchenschulen. Mit 37 Abbildungen. Ebenda. 60 S. geb. 1 *M*.

11. V. Kehrein, Mittelhochdeutsche Grammatik und Schulwörterbuch. Dritte, unveränderte Auflage. Würzburg 1910, F. X. Buchersche Verlagsbuchhandlung. VI u. 261 S. 4 *M*, geb. 4,50 *M*.

12. A. von Kleemann, Schülerkommentar zu Euripides' 1. Iphigenia auf Tauris. 49 S. 2. Medea. 43 S. 3. Hippolytos. 44 S. Leipzig 1910, G. Freytag. je 0,50 *M*.

13. J. Horn, Einführung in die Theorie der partiellen Differentialgleichungen. Leipzig 1910, G. J. Göschensche Verlagshandlung. VII u. 363 S. geb. 10 *M*.

14. O. Ludwig, Der Erbförster. Mit Einleitung und Anmerkungen von R. Lohan. Mit 1 Titelbild. Leipzig 1910, G. Freytag. 132 S. geb. 0,75 *M*.

Digitized by Google

15. W. Oswald, Die Schule der Chemie. Erste Einführung in die Chemie für jedermann. Zweite Auflage. Mit 74 Abbildungen. Braunschweig 1910, Fr. Vieweg & Sohn. XII u. 441 S. gr. 8. 5 M, geb. 6,40 M.

16. F. Poske, Über die Notwendigkeit der Errichtung einer Zentralanstalt für den naturwissenschaftlichen Unterricht. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 20 S. gr. 8. 0,60 M.

17. K. Smalian, Naturwissenschaftliches Unterrichtswerk für höhere Mädchenschulen. Bearbeitet von K. Bernau. IV. Teil: Lehrstoff der 4. Klasse. Mit 210 Abbildungen und 12 Farbentafeln. Leipzig 1910, G. Freytag. 152 S. gr. 8. geb. 2,50 M.

18. O. Steinel, Praktische Anleitung zum „Grammatik-Unterricht auf physiologischer Grundlage". Mit 4 Tafeln. Kaiserslautern 1909, Eugen Crusius. 17 S. gr. 8.

19. J. Steiner u. A. Scheindler, Lateinisches Lese- und Übungsbuch. Herausgegeben von R. Kauer. Nach dem Gymnasiallehrplan vom 20. März 1909 umgearbeitete Auflage. Wien 1910, F. Tempsky. Erster Teil, achte Auflage. 140 S. geb. 2 M. — Zweiter Teil, sechste Auflage. 231 S. geb. 3 M.

20. M. Talbot, The Education of Women. Chicago 1910, Chicago Press. IX u. 255 S. geb.

21. F. W. Weber, Goliath. Billige Volksausgabe. Paderborn, F. Schöningh. 108 S. geb. 1,25 M.

22. W. Wyß, Lateinisches Übungs- und Lesebuch für Anfänger. Zürich 1910, Beer & Co. X u. 156 S. geb. 2,30 M. — Für Schüler von 12—13 Jahren, ohne daß sie vorher Französisch gehabt haben.

23. Berichte über den mathematischen Unterricht in Österreich, Heft 1: F. Bergmann, Der mathematische Unterricht an den Realschulen. K. Kraus, Der mathematische Unterricht an den Volks- und Bürgerschulen. Mit einem Begleitworte von E. Czuber. Wien 1910, in Kommission bei A. Hölder. V u. 81 S.

24. Elternhaus und Schule, Monatsschrift zur Förderung des Zusammenwirkens zwischen Schule und Haus. Ratgeber für die Erziehung des Kindes. Beilage: Frohe Jugend. Herausgeber und Schriftleiter: H. Terbrüggen, H. Schulz, Chr. Steinmeyer. Düsseldorf. Jahrg. 1, Heft 1. Vierteljährlich 0,30 M.

25. Exposition Allemande de l'enseignement à l'exposition universelle de Bruxelles. Berlin, Kommissionsverlag der Weidmannschen Buchhandlung. I. Guide. VIII u. 297 S. II. Bibliothekskataloge. 170 S. III. Führer durch die Ausstellung. VIII u. 294 S. je 2 M.

26. Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. Herausgegeben von H. Raydt. Neunzehnter Jahrgang. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 348 S. gr. 8. steif-kart. 3 M.

27. The Journal of Education Nr. 492, 493 and 494 with Supplement Vol. 41 and 42 (New Series, 32).

28. Natur und Kultur. Herausgegeben von J. Völler. Jahrg. 8, Heft 16—22 (S. 481—704).

29. Natur und Kunst. Jahrg. 7, Heft 16.

30. Neue preußische Beamten-Besoldungs-Ordnung nebst den Gesetzen betreffend Wohnungsgeldzuschuß usw. von L. Schwarz. Berlin, L. Schwarz & Co. 123 S.

31. Neuland des Wissens. Illustrierte Halbmonatsschrift über die Fortschritte der Wissenschaft. Herausgegeben von Hermann Loele. Jahrg. 1, Nr. 15—18 (S. 499—624). Vierteljährlich 1,25 M, Preis des Einzelheftes 0,25 M.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die Lektüre von Ciceros Schrift de officiis.

Ciceros philosophische Schriften, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch die Lehrpläne aus den preußischen Gymnasien offiziell verbannt waren, erfreuen sich seit dem Erscheinen der Lehrpläne von 1901 wieder der wohlverdienten Beliebtheit im Unterricht der Prima. Ich wüßte auch nicht, wie man anders als durch sie dem Schüler die Bekanntschaft mit den wichtigsten Problemen der antiken Philosophie vermitteln könnte. Horaz gibt ja mannigfache Gelegenheit die Hauptsätze Epikurs und der Stoa zu besprechen, aber schon die dichterische Form, in der uns das philosophische Denken hier entgegentritt, läßt eine etwas eingehendere Beschäftigung des Unterrichts mit den einzelnen Fragen nicht zu, da er sein Hauptaugenmerk auf die Kunstform (das Wort im weitesten Sinne verstanden) richten wird. So sind Ciceros philosophische Schriften von unersetzlichem Wert für das Gymnasium. Von dem Philosophen Cicero wird man ja nicht hoch denken; seine nüchterne Denkweise dringt selten in die Tiefe der Probleme ein und begünstigt mehr die Anwendung der philosophischen Sätze auf das Leben, im besonderen das des Staatsmanns, als eine erschöpfende theoretische Behandlung, ganz zu schweigen von seiner Unzulänglichkeit im Verständnis und seinem Mangel an Objektivität in der Beurteilung der Lehrsysteme. Aber das ist der nicht hoch genug anzuschlagende Wert der ciceronischen philosophischen Schriften, daß sie den Schüler in die zu voller Blüte gelangte antike Philosophie einführen und sein Interesse für die höheren Fragen zu wecken und zu befriedigen vermögen. Das alles hat O. Weißenfels wiederholt an dieser Stelle überzeugend entwickelt, wie er auch praktisch durch seine „Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften" für diese Seite des Primaunterrichts erfolgreich gewirkt hat.

Zwei Gebiete sind es namentlich, in die Cicero den jugend-

Digitized by Google

lichen Leser einführt, und die eng miteinander zusammenhängen, das der Ethik und das der philosophischen Weltanschauungen überhaupt. Wir wenden uns im folgenden dem ersteren zu, wie es in der Schrift de officiis systematisch behandelt wird, und suchen den Wert dieser Lektüre für die Bildung unserer Schüler klarzulegen.

Horaz nennt in der Epistel I 2 die homerischen Dichtungen eine unerschöpfliche Quelle der ethischen Wahrheiten, wie Homer ja auch der eigentliche Erzieher von Hellas zur Sittlichkeit gewesen ist. Die Vorstellungen, die uns bei ihm auf dem Gebiet des sittlichen Lebens entgegentreten, sind im wesentlichen den Griechen auch der klassischen Zeit eigen. Wie in ihnen der Unterschied des sittlich Guten und Billigenswerten und des sittlich Schlechten und Verabscheuungswerten bei der Beurteilung des menschlichen Handelns klar vorliegt, so spiegeln auch die attischen Schriftwerke das sittliche Empfinden Homers wieder. Die Motive des sittlich Guten freilich wandeln sich nach Homer. Während hier als religiöser Antrieb zur Sittlichkeit der Gedanke an Lohn und Strafe der Götter im Vordergrunde steht, kennen die griechischen Tragiker die hochwandelnden Gesetze der Götter, von eines Sokrates ernstem Heiligungsstreben ganz zu schweigen. Von den sonstigen Motiven des Sittlichen ist in den griechischen Schriftwerken bemerkenswert die Rücksicht auf das Urteil, im besonderen den Tadel der anderen, also die Ehrliebe in dem Sinne, daß das wegwerfende Urteil der anderen sich nicht mit unserer Ehre verträgt, dem Griechen der klassischen Zeit ist aber auch das Streben nach Ehre im Sinne des edlen Wettstreites eigen und die Rücksichtnahme auf die Staatsgesetze. Endlich übt auch das Gewissen seine Macht als warnende und richtende Stimme in dem Sinne, daß es ein Sittengesetz gebe, dessen Forderungen sich keiner ungestraft entziehe.

Mit Sokrates bemächtigt sich auch die Philosophie der ethischen Fragen. Ja daß die Ethik den wichtigsten Bestandteil der sokratischen Philosophie bildet, ist dem Schüler schon aus der Lektüre der Memorabilien Xenophons bekannt. Denn Sokrates lenkte von der Physik der Naturphilosophen den Blick zuerst auf die *ἀνθρώπεια*, auf die Pflichten des Menschen, und die xenophontische Schrift stellt ein ganzes System dieser Ethik dar. Es ist gewonnen auf dem Wege des begriffsmäßigen Denkens und entwickelt verstandesmäßig die Tugenden als die Pflichten, welche der einzelne gegen sich, gegen seine Angehörigen und gegen den Staat hat, und den Begriff des *καλὸς κἀγαθός* als des Mannes, der das Tugendideal in sich verkörpert. Aus der Ethik, die Sokrates bei Plato entwickelt, wird im ganzen nur weniges dem Schüler bekannt, von Aristoteles gar hört er wohl nur gelegentlich, erst die Stoa tritt mit Ciceros Schriften in seinen Gesichtskreis. Ihre ernste Lebensauffassung und ihr folgestrenges System gewann in

Digitized by Google

Rom festen Boden und hat das Denken seiner großen Männer bis in die Kaiserzeit beherrscht. Wie dann auch die späteren Zeiten im Banne der Stoa gestanden haben, wie ein Friedrich der Große zu ihren entschiedenen Anhängern zählte, läßt die nähere Bekanntschaft mit dieser Tugendlehre schon wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung wertvoll erscheinen. Daß ihr aber auch ein hoher erziehlicher Wert beikommt, auf den Friedrich II. schon nachdrücklich hingewiesen hat, lehrt eine Analyse der Offizien Ciceros, die der Hauptsache nach an den Stoiker Panätius angeschlossen sind.

Cicero begründet (I § 6) diese seine Abhängigkeit in der Pflichtenlehre von der Stoa damit, daß sie (wie in beschränkter Weise auch die Akademiker und die Peripatetiker) eine Morallehre habe hervorbringen können, weil ihr die Tugend das einzige Gut sei, und spricht Epikur entschieden die Möglichkeit ab, von Pflichten zu sprechen; für sie sei in seinem System kein Raum. Diese Polemik ist von Bedeutung für den Begriff der Ethik. Stellt sie, wie ihr Name zu sagen scheint, die Lehre von der vollkommenen Ausgestaltung des Lebens dar, so findet sie auch in einem System, dem der möglichst hohe Ertrag an Lustgefühlen Aufgabe des Menschenlebens ist, Platz; denn auch ein solches wird in seiner Sittenlehre zu zeigen haben, welches das rechte Verhalten des Menschen zur Erreichung seiner Lebensaufgabe ist. Wird hingegen diese im Sinne der Stoa bestimmt als die Ausbildung und Betätigung aller Kräfte im Dienst der großen Lebensgemeinschaften, in die der Mensch gestellt ist, so wird die Sittenlehre zur Pflichtenlehre, welche feststellt, wie der einzelne sich gegenüber den Lebensaufgaben zu verhalten hat, um sie im Sinne der Vollkommenheit zu lösen.

So weist die Ethik auf die Güterlehre als ihre Voraussetzung. Cicero unterscheidet denn auch (I § 7) diese beiden Teile der Tugendlehre als die Untersuchung über das allgemeine Prinzip, d. h. das höchste Gut, und über die einzelnen Pflichten für die Lebensführung. Beide verhalten sich zu einander wie Zweck und Mittel. In den Offizien läßt sich Cicero auf eine Erörterung des Begriffes des höchsten Gutes nicht ein, er verweist darüber auf seine Schrift de finibus bonorum et malorum und stellt nur fest, daß er mit der Stoa die Tugend für das einzige Gut hält. Dem Unterricht erwächst hier die Aufgabe, wenigstens das Hauptsächliche aus der stoischen Güterlehre dem Schüler zum Verständnis der Pflichtenlehre an die Hand zu geben.

Der Grundtrieb aller lebenden Wesen ist von ihrer Geburt an (so führt Cicero de fin. III § 16 ff. aus) auf Selbsterhaltung gerichtet, sie suchen alles das auf, was ihrem Zustande förderlich ist, und stoßen das ab, was ihm schadet. Schon ehe sie von Lust und Schmerz wissen, streben sie nach dem Zuträglichen und meiden sie das Gegenteil. Wenn auch das Lustgefühl bei Erlangung des zu ihrer Natur Passenden hinzutritt, so bildet es

Digitized by Google

doch nicht das Ziel, nach dem sie streben. Dieses liegt vielmehr in der naturgemäßen Entwickelung und Betätigung. So ist auch für den Menschen das Ziel das naturgemäße Leben (convenienter naturae vivere), und da seine Natur durch die Vernunft bestimmt wird, ist seine Tugend die vernunftgemäße Gestaltung seines Lebens, d. h. das Sittlichgute das höchste Gut. Es ist aber auch zugleich das einzige Gut, da es allein die vollendete Glückseligkeit verschafft, während den anderen sogenannten Güter, wie Reichtum, Ehre, Gesundheit, nicht die Merkmale des höchsten Gutes zukommen, da sie auch in schlechter Weise angewendet werden können und dann schädlich wirken.

Durch diese kurze Darlegung wird das Folgende verständlich werden. Cicero weist I § 7, indem er die stoische Güterlehre streift, auf die Fragen hin, ob alle Pflichten einander gleich seien und ob es vollkommene Pflichten gebe, stellt diesen die in seiner Schrift behandelten Pflichten gegenüber und gibt dann in § 8 noch eine andere Einteilung der Pflichten, nämlich in die gemeinen und die vollkommenen, das καθῆκον und das κατόρθωμα. Da dem Stoiker Tugend Übereinstimmung mit der Vernunft ist, so kann er von einer Erlangung des höchsten Gutes nur in dem Sinne sprechen, daß die Übereinstimmung eine vollkommene ist, dem Weisen wird die vollendete Gesinnung zugeschrieben. Ihm allein kommt auch das κατόρθωμα, die Verwirklichung der Tugend zu, die ein Ausfluß der vollendeten Gesinnung ist, während beim Nichtweisen nur von dem Schicklichen, dem καθῆκον gesprochen werden kann, nämlich dem der Natur Angemessenen. Dieses hat Cicero bei seiner Pflichtenlehre allein im Auge; über das Verhältnis der media officia zu den perfecta läßt er sich übrigens an einer späteren Stelle genauer aus. So kann auch die von ihm gestreifte Frage, ob es vollkommene Pflichten gebe, für den Stoiker nur beantwortet werden: ja für den Weisen, und diese vollkommenen Pflichten müssen untereinander gleich sein, d. h. wenn die Handlungen notwendige Folgen einer vollkommenen Gesinnung sind, kann es einen Wertunterschied unter ihnen nicht geben. Ehe wir diese Fragen, die mit dem eigentlichen Inhalt der Offizien nur locker zusammenhängen, deren Berührung zum Verständnis der stoischen Lehre aber notwendig erscheint, verlassen, möchte ich darauf hinweisen, daß der deutsche Unterricht in Prima Stoff zu ihrer Beurteilung darbietet in der „schönen Seele“, einem Begriffe des 18. Jahrhunderts, dem er bei Goethe, auch Schiller begegnet. Auch dürfte hierher gehören das schöne Wort des M. Claudius in seinem Güldnen ABC: „Ein edles Herz glänzt hell und hold, ein gutes ist gediegen Gold“; auch hier ist eine moralische Gesinnung, der das Gute Gegenstand der Neigung geworden ist, gegenübergestellt der einzelnen, noch so bestechenden sittlichen Pflichterfüllung.

Auf diese media officia beschränkt sich nun Cicero, wenn er

Digitized by Google

in § 9 den Plan seiner Schrift aufstellt: das I. Buch soll vom moralisch Guten, das II. vom Nützlichen und das III. vom Widerstreit des Guten und des Nützlichen handeln. Indem die Pflichten des sittlichen Lebens auf ihre vor der Vernunft bestehenden Motive (quod cur factum sit, ratio probabilis reddi possit § 8) geprüft werden, ergibt sich für die Beurteilung der doppelte Gesichtspunkt, ob das Handeln geschieht, weil es sittlich gut ist oder weil es nützlich ist. Wie verhält sich diese Spaltung des Beweggrundes zum rechten Handeln mit dem von Cicero später wiederholt anführten Satze der Stoa, daß das sittlich Gute zugleich nützlich sei und es nichts Nützliches gebe, was nicht zugleich sittlich gut sei? wie vollends der Widerstreit des Guten und des Nützlichen? Offenbar so, daß von Motiven, die einander ausschließen, nicht die Rede ist, sondern daß jede Handlung in beiden Hinsichten, nach ihrem sittlichen Charakter und mit ihren nützlichen oder gegenteiligen Wirkungen, in Frage kommt, aber eine von diesen beiden Betrachtungsweisen für sie ausschlaggebend ist: gewisse Pflichten werden mehr gebilligt wegen ihrer sittlichen Qualität, andere wegen ihres Nutzens. Es handelt sich also um die gesonderte Betrachtungsweise zweier sachlich nicht auseinanderfallender Prinzipien des sittlichen Handelns. Die Beispiele gibt Ciceros Schrift. Hier wird der Unterricht es sich nicht nehmen lassen, auf gewisse grundlegende Fragen der Ethik hinzuweisen. Hat denn überhaupt das Nützliche einen ethischen Wert? Ist der Egoismus nicht von Sittlichkeit grundverschieden? Wenn wir mit Schopenhauer von der Sittlichkeit fordern, daß sie nur bei Motiven, die das Wohl des anderen im Auge haben, bestehen könne, so ist diese Frage zu bejahen. Geben wir dagegen zu, daß sich in unseren Handlungen egoistische und altruistische Motive schlechthin nicht scheiden lassen, daß sie, wie ihre Wirkungen mit dem eigenen Wohl und Wehe zugleich immer die Wohlfahrt oder Schädigung der anderen und der Gesamtheit betreffen, so auch egoistischen und altruistischen Motiven notwendig zugleich entspringen, so ist dem sittlichen Handeln auch die Tendenz zuzusprechen, mit dem Wohle der anderen auch das eigene, den recht verstandenen Nutzen zu fördern. Alles dies ist im Unterricht natürlich an passenden Beispielen zu erläutern, wie man sie in Paulsens System der Ethik zahlreich findet. Zugleich führt diese Betrachtung auf andere wichtige prinzipielle Fragen. Sie betreffen den Charakter der Ethik überhaupt. Von ihnen mag man wenigstens die folgenden heranziehen.

Die christliche Sittenlehre stellt die Pflichten als Gebote Gottes auf in der Form des „Du sollst“, „Du sollst nicht“. Sie gehen von der Beurteilung des Handelns im Sinne von moralisch gut und böse aus. Ihr Moralkodex ist die heilige Schrift, auch offenbart sich uns Gottes heiliger Wille in unserm Gewissen. Auch die rationalistische Ethik legt die aprioristische Unterscheidung

Digitized by Google

von gut und böse ihrem System zu grunde. Kant bestimmt den moralischen Wert einer Handlung lediglich durch die Gesinnung; der Wille ist gut, wenn er durch die Achtung vor dem Sittengesetz bestimmt wird, welches so zu handeln gebietet, daß die Maxime der Handlung zu einer allgemeinen Gesetzgebung tauge. So ist das Handeln in seinem moralischen Werte von seinen Wirkungen völlig unabhängig, eine eudämonistische Moral, welche die Wohlfahrt als Endzweck des Handelns setzt, läßt er nicht gelten. Dieser formalistischen Auffassung der Ethik, die in gut und böse Wesensbestimmungen der Handlungen sieht, die ihnen als absolute Qualitäten zukommen, steht die teleologische Theorie der Ethik gegenüber, welche den sittlichen Wert des Handelns nach seinen Wirkungen für den Handelnden und die Außenwelt normiert; ihr erscheint sittlich gut dasjenige Verhalten, welches im Sinne der Erhaltung und Steigerung der menschlichen Vollkommenheit wirkt, als schlecht dasjenige, welches im Sinne der Erniedrigung und Zerstörung wirkt (Paulsen a. O. I S. 222 f.). Nach dieser moralphilosophischen Auffassung, die auch die der Stoa ist, hat in der Tat alles Sittliche die Tendenz die Wohlfahrt des Handelnden sowie des von der Handlung Betroffenen zu fördern. Natürlich ist die teleologische Betrachtungsweise des Ethischen nicht so gemeint, als ob im einzelnen Falle der Erfolg über den Wert des Handelns entscheiden solle statt der Gesinnung, sondern sie hat nur die in der Natur des Handelns liegenden Wirkungen im Auge, sein ethischer Wert wird bemessen nach den Wirkungen, die es seinem Wesen nach hervorrufen muß. So prüft eine teleologisch angelegte Sittenlehre außer den Motiven auch die Folgen der Denk- und Handlungsweise und weist auch die Frage nach ihrem Nutzen oder Schaden nicht von sich.

Diese oder ähnliche Ausführungen werden es dem Schüler verständlich machen, warum die Stoa und mit ihr Cicero in seiner Pflichtenlehre auch den Gesichtspunkt der Nützlichkeit des Handelns zu seinem Rechte kommen läßt. Weitere Überlegungen werden sich bei der Besprechung des II. Buches ergeben. Damit kehren wir zu I § 11 zurück.

Cicero gibt zunächst die stoische Begründung der Ethik, indem er von den Grundtrieben ausgeht, die allen lebenden Wesen gemeinsam sind. Er nennt zwei: der eine ist auf Schutz und Erhaltung des Körpers und des Lebens gerichtet, er ist der Selbsterhaltungstrieb (vgl. schon oben), der andere ist auf Vereinigung, auf die Fortpflanzung und die Erhaltung der Jungen gerichtet, also auf Erhaltung der Art. Beide sind auch dem Menschen eigen, was ihn aber als Gattungsmerkmal von den anderen lebenden Wesen unterscheidet, ist der Besitz der Vernunft. Das Tier reagiert nur auf sinnliche Eindrücke und ist in seinem Verhalten räumlich und zeitlich beschränkt (ad id solum, quod adest quodque praesens

Digitized by Google

est, se accommodat), von Vergangenheit und Zukunft merkt es nur wenig. Der Mensch hingegen erkennt kraft seiner Vernunft einmal die Folgen seines Handelns, aber er sieht auch die Gründe der Dinge, ja die ganze Kette der Ursachen, kann Verwandtes zum Vergleich heranziehen, verknüpft Gegenwart und Zukunft, ja er überschaut den Zusammenhang des ganzen Lebens und vermag darum alles Nötige für seine Lebensführung vorzubereiten.

Wir ziehen zu dieser Behandlung des Unterschiedes des Menschen von den niedriger organisierten Geschöpfen wohl Goethes Gedicht „Meine Göttin" heran, wo es, freilich im Gegensatz zu dem phantasiebegabten Menschen, von den Tieren heißt: „Alle die andern armen Geschlechter der kinderreichen, lebendigen Erde wandeln und weiden im dunkeln Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen, beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Notdurft". Und das menschliche Vorrecht der Vernunft preist derselbe Dichter in dem Gedicht „Das Göttliche": „Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche, er unterscheidet, wählet und richtet; er kann dem Augenblick Dauer verleihn". Während also das Tier nur von sinnlichen Trieben geleitet und an die Gegenwart und den Ort, wo es weilt, gebunden ist, ist der Mensch vernünftiger Überlegung, der Zweckgedanken fähig und über Raum und Zeit erhaben. Weil er durch sein verstandesmäßiges Denken die Folgen seines Handelns (durch Schlußfolgerungen) vorauszusehen vermag, kann er nach Zwecken handeln; das retrogressive Denken läßt ihn aber auch die Gründe der Dinge erkennen. Aus der Logik sind hier Realgrund, Erkenntnisgrund sowie das Denkgesetz vom zureichenden Grunde zu besprechen.

So ist der Mensch als vernunftbegabtes Wesen mitten hineingestellt in den Zusammenhang des geschichtlichen Lebens. Seine Vernunft aber offenbart sich in den folgenden vier vernunftgemäßen Trieben. Einmal strebt der Mensch von Natur nach einer Gemeinschaft, die über das rohe, bloß triebhafte Zusammenleben hinausweist durch das doppelte: et ad orationis et ad vitae societatem (§ 12). Sein Trieb ist nicht mehr bloß auf die Sorge für die Nachkommenschaft gerichtet, sondern er schafft im Gemeinschaftsleben die menschliche Kultur (Blick auf Schillers Spaziergang!). Das Abstreifen des Egoismus, die Sorge für die Seinen macht ihn auch fähig zu größeren Leistungen im Dienste der Gesamtheit.

An zweiter Stelle nennt Cicero den Erkenntnisdrang und Forschungstrieb. Zu einem glücklichen Leben — daß auf dieses sich die stoische Philosophie nach ihrer praktischen Seite richtet, erfahren wir hier — gehört für den Menschen das Forschen nach dem seiner Natur nach Wahren und Einfachen, d. h. in sich selbst Bestehenden; dieser Trieb wird als der der menschlichen Natur am meisten gemäße bezeichnet. Mit ihm verbindet sich eine dritte Grundtendenz der menschlichen Natur, nämlich das Streben nach Vorrang und Auszeichnung vor anderen. Der Mensch will sich nur dem

Digitized by Google

unterordnen und gehorchen, der rechte Vorschriften und Befehle zu geben weiß. Damit hängt zusammen die Hoheit der Gesinnung, welche die äußeren Dinge, Güter und Übel, gering achtet. Endlich an vierter Stelle erscheint der Sinn für Ordnung und Anstand, das rechte Maß in Wort und Tat. Das sinnlich Wohlgefällige führt auf die Analogie des sittlich Schönen und Harmonischen, das Mißfallen an dem Unschönen auf Maßhalten in Tun, Reden und Denken. Diese Wertschätzung des *μέτρον* ist ein echt griechischer Gedanke, wie denn der Grieche für das sittlich Gute nur den gleichen Ausdruck wie für das Schöne kennt, *καλόν*, im besonderen entwickelt Plato diese Analogie, z. B. Gorgias LXIII.

So baut sich die stoische Ethik auf biologische Tatsachen auf. Sie ist nicht eine Konstruktion ethischer Begriffe, sondern richtet sich auf das der Natur des Menschen Gemäße, das nach Befriedigung verlangt. Das Ziel, dem sie zustrebt, ist das der menschlichen Natur, d. h. der Vernunft Gemäße, in ihm findet sie das, was dem Griechen als das menschliche Ideal vorschwebt, die *εὐπραξία*, das rechte Leben, die Wohlfahrt. So ist die Glückseligkeit des Menschen in der Erfüllung seiner Naturbestimmung zu sehen = *ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν*, convenienter naturae vivere, d. h. indem die Natur des Menschen von ihrem wertvollsten Bestandteil, der Vernunft, bestimmt wird, vernunftgemäß leben. Insofern der Mensch so seine wahre Bestimmung erfüllt, ist die Ethik der Stoa, wie schon oben gesagt wurde, teleologischer Art; sie entnimmt den Maßstab des sittlich Guten dem Wert des Handelns für die Lebensvollendung.

Wir werden hier Gelegenheit nehmen, dem Schüler das Verständnis für die Ethik der Stoa und damit für die Moralphilosophie überhaupt zu vertiefen durch einen Vergleich dieser Grundlegung des stoischen ethischen Systems mit der vielfach mit ihm zusammen genannten, weil neben ihm in dem Rom Ciceros weitverbreiteten und doch von ihm grundverschiedenen Lehre Epikurs. Ausdrücklich bekämpft Cicero sie in den Offizien nicht, wohl aber fehlt es auch in ihnen nicht an Seitenhieben auf sie. So wenn er III § 24 sagt, die Übung der Tugenden sei vielmehr naturgemäß als voluptas, vita, divitiae. Wenn dem Epikureer auch nicht eigentlich die Lust das höchste Gut ist, sondern die Seelenruhe, die *ἀταραξία*, das Freisein von Gefühlen der Unlust, so kommt diese Lehre doch darauf hinaus, daß der Ertrag des Lebens an Lustgefühlen das höchste Gut sei. Da erhebt sich denn wohl die Frage: Kann der Erlangung von Lust wirklich das Motiv und das Ziel des menschlichen Tuns und Lebens bilden? Nein, so wenig die Befreiung von Unlust wirklich das Motiv all unseres Tuns und Handelns ist, dieses vielmehr durch den Drang nach Betätigung im Sinne der Lebensvollendung bestimmt wird, ebenso wenig ist es des Menschen würdig und ist es auch wirklich der Fall, daß in die Erreichung von Lustgefühlen das Ziel des Handelns und des

Digitized by Google

Lebens gesetzt wird. Sie haben nur die Bedeutung, uns zur Erreichung des wahrhaft Lebensförderlichen zu dienen. das Ziel aber bildet die, freilich von Lust und Befriedigung begleitete, vollkommene Lebensgestaltung, wie sie unserer Natur gemäß ist, die Entfaltung aller Kräfte unserer Persönlichkeit.

Nach dieser für die Grundlegung der stoischen Ethik notwendigen Erörterung wenden wir uns der Pflichtenlehre zu, die Cicero von I § 15 an entwickelt. Aus den vier Grundrichtungen vernunftgemäßer Betätigung des Menschen, die vorhin aufgestellt worden waren, setzt sich das honestum, die Tugend, zusammen, die ihrem Wesen nach der allgemeinen Zustimmung nicht bedarf und doch das an sich Lobenswerte ist (§ 14). Sie gliedert sich in vier Gebiete, die den vernunftgemäßen Trieben entsprechen.

An erster Stelle nennt Cicero hier die perspicientia veri, die Erkenntnis der Wahrheit, weil sie (nach Aristoteles) als theoretische Tugend den folgenden praktischen Tugenden (denen necessitates propositae sunt ad eas res parandas tuendasque, quibus actio vitae continetur § 17) gegenübersteht. Die zweite ist die soziale Tugend, welche den Bestand der menschlichen Gesellschaft schützt, die jedem das Seine zukommen läßt und alle Verpflichtungen gegen den anderen treu hält, die dritte besteht in der Größe und Stärke der erhabenen und unbesiegten Seele, die vierte in Ordnung und Maßhalten in Tun und Reden. So erscheinen vier (Haupt-)Tugenden: veri cognitio, iustitia, animi elatio, moderatio et temperantia.

Man sieht, es sind die vier Kardinaltugenden der sokratischen Ethik. Freilich an die Stelle der psychologischen Begründung, die Plato dieser Vierzahl gibt, indem er die Weisheit (*σοφία*) als das herrschende Prinzip des ganzen Lebens, die Tapferkeit (*ἀνδρεία*) als Unterordnung des Willens unter die Vernunft, die Selbstbeherrschung (*σωφροσύνη*) als die Beherrschung der animalischen Triebe durch die Vernunft, die Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*) endlich als die rechte Ordnung aller Seelenkräfte bestimmt, ist in der stoischen Ethik die Herleitung der Pflichten aus den der vernünftigen Natur des Menschen entspringenden Haupttendenzen getreten. Noch sei darauf hingewiesen, daß die Stoa den Unterschied, den wir zwischen den sittlichen Pflichten des Menschen machen, als Pflichten gegen uns selbst und gegen unsere Mitmenschen (und Gott), nicht kennt. In der Tat sind ja alle Pflichten gegen das Eigenleben zugleich Pflichten gegen die anderen, alle Pflichten gegen die anderen lassen sich zugleich als Pflichten gegen das Eigenleben denken (sogar die Selbstaufopferung im Dienste der Gesamtheit ist eine Selbsterhaltung, nämlich im Sinne der Erhaltung des ideellen Selbst!). Davon war ja schon oben in der Besprechung egoistischer und altruistischer Motive und Zwecke des Handels die Rede. Übrigens erscheinen die sittlichen

Digitized by Google

Pflichten als Tugenden (virtutes), d. h. als (gewohnheitsgemäße) Willensrichtungen und Betätigungsweisen, welche im Sinne der Erhaltung und Vollendung des Eigenlebens und des Gesamtlebens wirken, insofern als die menschlichen Grundtriebe von der Vernunft diese ihre Bestimmung empfangen; treten sie vernunftwidrig auf, so werden sie zu Lastern (vitia).

Die Ausführungen Ciceros über die erste der Haupttugenden (§ 18 ff.), die Erkenntnis der Wahrheit, welche er die der menschlichen Natur am meisten gemäße nennt, weil der Trieb nach Erkenntnis alle Menschen gleichmäßig beherrsche und das Wissen besonders hoch gewertet werde, sind höchst dürftig. Er sagt nur, daß man sich nicht mit oberflächlichem Erkennen begnügen dürfe, vielmehr rechten Ernst beim Forschen anwenden müsse, und daß sich das Nachdenken nicht auf Gebiete erstrecken solle, die zugleich schwierig und nicht nütze seien. Sodann lobt er die Studien der Astrologie, Geometrie, Dialektik und des Bürgerrechts. Ein solches dem Theoretischen zugewendetes Leben dürfe aber nicht von staatsmännischer Tätigkeit abziehen. Es habe nur Berechtigung als Erholung vom praktischen Handeln. Zwei Gebiete seien es, die hier allein berechtigt erscheinen, das Streben nach höchster Sittlichkeit und die Wissenschaft.

Höchst bemerkenswert ist an diesem Abschnitt zunächst, daß Cicero der Hingabe an die Forschung nur eine sehr beschränkte Berechtigung zuerkennt. Der römische Staatsgedanke verbot ihm ein Gelehrtenleben als eine Lösung der Lebensaufgabe gelten zu lassen. Wenigstens im allgemeinen, wie er später (I § 60 ff.) ausführt. Hier heißt es, daß es nur einmal dem hervorragenden Talente zuzugestehen sei, daß es sich von dem öffentlichen Leben fernhalte und der Wissenschaft zuwende, und den körperlich Gebrechlichen und denen, die triftige Gründe hätten sich vom Staatsdienst zurückzuziehen. Die philosophische Geringschätzung von Macht und Herrschaft (welche die Stoa unter die ἀδιάφορα rechnet) will er nicht gelten lassen. Wer körperliche Gesundheit und moralische Fähigkeit besitze, habe die Pflicht seine Kraft dem Staate zu weihen.

So mangelt unserem Römer das Verständnis für den absoluten Wert der Wissenschaft, im Grunde hat das Wissen nur Wert, soweit es praktisch genützt werden kann. Dieser Standpunkt ist im wesentlichen der des gesamten Altertums. Seine Berechtigung liegt darin, daß bloße Geisteskultur immerhin eine starke Einseitigkeit ist, und daß die harmonische Ausgestaltung der ganzen Persönlichkeit das Ideal bildet.

Aber noch eins ist hier zu besprechen. Ist das, was Cicero als die Tugend der perspicientia veri bespricht, wirklich die von den Lehrern der Stoa gemeinte φρόνησις? Diese Tugend der „Einsicht“ erklärten sie als das Wissen von dem, was man tun müsse und nicht, und ordneten ihr Beurteilungskraft, Geistes-

Digitized by Google

gegenwart u. ä. Tugenden unter. In der Tat geht Ciceros Darlegung des Wesens der ersten Kardinaltugend über ihre Beziehung zum sittlichen Leben hinaus, indem er Einsicht und Klugheit mit Wissenschaft und Gelehrsamkeit vermischt, die er eigentlich allein berücksichtigt. Was ihn zu diesem selbständigen Verlassen der stoischen Vorlage bewegt, dürfte das sein, daß der Stoa ganz wie schon Sokrates die Tugend gleich Wissen war und dieses Wissen von den sittlichen Werten des Lebens die Grundlage aller Tugenden bildete, so daß er dem Wissenstriebe als besonderer Tugend Beziehung auf die Forschung verlieh. Ihre Bedeutung für das sittliche Gebiet hebt er dann am Schluß von § 19 besonders hervor.

Diese erste der Haupttugenden, die cognitio veri, hat mit der Tugend der Wahrhaftigkeit nichts zu tun, die vielmehr der zweiten untersteht, in der die sozialen Tugenden zusammengefaßt werden, der Pflicht der Gerechtigkeit, über die von § 20—41 gehandelt wird. Sie fordert erstens, daß wir niemand Schaden zufügen, außer um ein Unrecht gegen uns wieder gut zu machen, und zweitens, daß man gemeinsamen Besitz und Privatbesitz als solchen achte und behandele, d. h. daß man sich störender Übergriffe in Leben und Eigentum anderer enthalte, also die natürlichen Rechte und die Lebensinteressen der anderen anerkenne und schone.

Cicero erklärt zunächst die Entstehung des Privateigentums, eine Frage, die Philosophen und Rechtslehrer noch heute beschäftigt. Er stellt fest, daß es Privatbesitz von Natur nicht gebe, dieses stamme entweder vetere occupatione oder lege, pactione, condicione, sorte. Freilich wird aus diesem Ursprunge des Eigentumsrechts dieses selbst nicht erklärt; der Unterricht hat auch genug getan, wenn er das Interesse auf diese Frage hingelenkt hat. Jedenfalls verlangt die Tatsache, daß der Besitz in den Händen der einzelnen ist, Respektierung: wer in das Eigentum des anderen eingreift, verletzt das Recht der menschlichen Gesellschaft.

Aber die Pflicht der Gerechtigkeit hat auch eine positive Seite. Im Anschluß an Platos Wort: non nobis solum nati sumus cet. und an den stoischen Ausspruch: homines hominum causa esse generatos, ut ipsi inter se alii aliis prodesse possent, fordert Cicero, daß wir als Glieder der menschlichen Gesellschaft verpflichtet sind für das Wohl unserer Mitmenschen durch Rat und Tat nach dem Maß unserer Kraft einzutreten. Also nicht bloß Schonung des Lebens und Eigentums der anderen ist unsere Pflicht, sondern auch ihre Förderung.

Die Grundlage der Gerechtigkeit als der sozialen Tugend ist die Zuverlässigkeit (fides) und Wahrhaftigkeit; ohne sie ist eine menschliche Gemeinschaft undenkbar. Eine weitere Bemerkung über die Pflicht der Wahrhaftigkeit sucht man vergebens. Wenn der Unterricht hier Gelegenheit nimmt in eine Besprechung dieses

Digitized by Google

wichtigen ethischen Themas einzutreten, so kann er die Verwerflichkeit der Lüge im Anschluß an den soeben angeführten Satz Ciceros wirkungsvoll aus ihrem gesellschaftzerstörenden Charakter folgern. Das ist gewiß der wichtigste Gesichtspunkt, unter dem die Lüge zu verurteilen ist, neben dem freilich auch die Feigheit (Wegwerfung der Würde) besonders hervorzuheben ist. Auch Lügen durch Verschweigen (hierauf führen noch Stellen des III. Buches), Schmeichelei und Heuchelei sind heranzuziehen, endlich auch die sittliche Qualität der Notlüge, eine Frage, zu der die Pflicht den anderen mit der Wahrheit zu dienen in naher Beziehung steht.

Eingehender handelt Cicero von der Ungerechtigkeit nach ihren Äußerungen und ihren Gründen. Sie besteht einmal positiv in dem Unrecht, das wir dem anderen zufügen, und negativ in der Unterlassung des Schutzes des andern gegen Unrecht. Von der letzteren Art der Ungerechtigkeit sagt Cicero das schöne Wort: Wer den Nächsten (alter, socius) gegen Unrecht zu schützen unterläßt, der macht sich gerade so schuldig, als wenn er Eltern, Freunde, Vaterland im Stiche ließe. Psychologisch wahr werden dann als Quellen des (positiven) Unrechts genannt: Furcht, welche uns Unrecht begehen läßt, um nicht selbst Unrecht zu leiden, und Begierde, sei es nach Besitz von Hab und Gut zur Befriedigung der natürlichen Lebensbedürfnisse oder aus Genußsucht oder zur Befriedigung der Herrschsucht oder Eitelkeit — während Vergrößerung des Vermögens auf rechtliche Weise durchaus pflichtgemäß ist —, sei es nach Macht, Ehre und Ruhm. Hier wird, wie später öfter, ein mißbilligender Seitenblick auf Caesars Tyrannei getan. Wenn Cicero übrigens in § 27 die Bemerkung anschließt, daß Unrecht, im Affekt getan, minder schwer wiege als dasjenige, welches geplant und verabredet worden sei, so entspricht diese Auffassung durchaus unserem Gefühl wie auch unserem geltenden Rechte, widerspricht aber der strengen stoischen Lehre, nach welcher alle Vergehen gleich sind (wie alle Tugenden); wir sehen, wie er die Schroffheiten der Stoa zu mildern bestrebt ist.

Als Gründe für das Unrecht, das durch Unterlassung des Schutzes des Nächsten begangen wird, werden genannt: Rücksichtnahme auf die eigene Person, die man nicht in Feindschaft, Schwierigkeiten, Kosten verwickeln will, oder gleichgiltige, träge Gesinnung oder Mangel an Zeit für andere infolge eigener Beschäftigung. Was schon zu § 19 oben über Ciceros Beurteilung des Gelehrtenlebens besprochen wurde, erfährt hier unter dem Gesichtspunkte der iustitia eine Bestätigung, indem den Philosophen der Vorwurf gemacht wird, daß sie über ihren Studien die Pflicht, den Nächsten gegen Unrecht zu schützen, vernachlässigen, wie sie sich auch dem Staatsleben entziehen. Ebenso werden auch die von Cicero getadelt, welche aus Eifer für die Verwaltung ihres Vermögens oder aus Menschenhaß zurückgezogen leben und so ihre Pflicht gegen die Nächsten versäumen.

Digitized by Google

So ist es vor allem die Selbstsucht, welche zum Unrecht gegen andere verleitet. Es wird aber in § 30 noch ein anderer psychologischer Grund dafür gegeben. Wenn es auch bei Terenz heißt: homo sum, humani nil a me alienum puto, so ist es doch sehr schwer, sich in die Lage anderer hineinzudenken, weshalb wir in Zweifelsfällen, ob wir recht oder unrecht tun, der vom Handeln abmahnenden Stimme folgen sollen, das bloße Schwanken schon lasse an Unrecht denken. Offenbar haben wir es in diesem Rat nicht mit der Lehre einer Philosophenschule zu tun, sondern mit einer praktischen Lebenregel, die wohl in Form einer Sentenz ausgesprochen war. Sie räumt dem Gewissen als dem Gefühl für das Rechte, das in dem philosophischem System keinen Platz hat, eine Macht über unsere Entschlüsse und Handlungen ein. Die religiöse Ethik appelliert an diese göttliche Stimme, und in der Tat tritt sie als Pflichtgefühl vielfach an die Stelle der vernünftigen Überlegung (wie Iphigenie in ihrem geläuterten weiblichen Gefühl sagen kann: „Ich untersuche nicht, ich fühle nur").

Von § 31 an wird die Frage geprüft, wieweit unter besonderen Verhältnissen die Befolgung des Gebotes der Gerechtigkeit zur Ungerechtigkeit werden würde, z. B. im Halten eines Versprechens. In solchen Lagen sei immer der Grundsatz maßgebend, daß man niemand schaden dürfe und daß man stets das allgemeine Wohl im Auge behalten müsse. Daher seien Versprechen nicht zu halten, wenn das dem, dem sie gegeben worden seien, schaden würde oder dem, der sie gegeben habe, mehr schaden als jenem nützen würde. Ebensowenig bestehe eine Verpflichtung Versprechen, die man aus Furcht oder auf Grund einer Täuschung gegeben habe, einzulösen. Wenn Platos Kriton gelesen worden ist, kann man hierzu an Kap. XIV dieses Dialogs erinnern, wo das *οὐχ' ὑπ' ἀνάγκης ὁμολογήσας οὐδὲ ἀπατηθείς* die gleiche Anschauung zur Voraussetzung hat. Wenn Cicero darauf hinweist, daß mit geänderter Sachlage auch die Pflicht sich ändere, so ist dem sicher zuzustimmen. Ebenso wird bei einem Zusammentreffen verschiedener Ansprüche die Entscheidung in Rücksicht auf die berechtigtsten Interessen zu fällen sein: wir werden nicht, nur um ein gegebenes Wort zu halten, an uns herantretende höhere Pflichten versäumen dürfen. So wird man auch ein Versprechen nicht einzulösen brauchen, wenn dadurch wichtige eigene Interessen gefährdet werden würden, wie sich erst nachträglich zeigt. Sittlich verwerflich hingegen ist als Motiv dieses unseres Handelns der Eigennutz, und man wird vor einer allgemeinen Geltung des obigen Satzes, die Cicero ja auch selbst gebührend einschränkt, warnen müssen. Übrigens zeigt eine Besprechung dieser Gedanken, daß zur Beurteilung des sittlichen Wertes unseres Handelns nicht immer seine absolute Wertung als sittlich gut ausreicht, daß wir vielmehr auch die Wirkungen unseres Tuns dazu heranziehen müssen. Beispiele, wie sie Paulsens System der Ethik zu

Digitized by Google

den in Betracht kommenden Fragen bietet, werden das sittliche Urteil des Schülers zu schärfen geeignet sein.

Die dann in § 33 von Cicero gegebenen Beispiele spitzfindiger Auslegung des Rechts wird der gesunde Sinn des Schülers ohne weiteres verurteilen. Wichtiger ist, was § 34 ff. über unsere Pflichten auch gegen die, welche uns Unrecht getan haben, ausgeführt wird: die Rächung und Bestrafung der Unbill soll Maß halten, vielleicht genügt da die Reue des Übeltäters und der Erfolg, daß andere von einer etwaigen Neigung, Unrecht zu tun, geheilt werden (Abschreckungstheorie). Dieser Satz führt auf eine Besprechung des sittlichen Gebotes der Einschränkung der Gerechtigkeit durch die Forderungen der Billigkeit und der Großmut. Das Christentum verlangt von uns sogar Feindesliebe: wir sollen dem, der sich gegen uns vergangen hat, nicht bloß seine Schuld von Herzen vergeben, sondern ihn auch mit Liebe umfangen und das Böse mit Gutem vergelten; aber auch schon das natürliche Denken fordert die Übung der Kunst des Vergebens überall da, wo das Unrecht sich gegen unsere Person richtet. und nicht so sehr gegen Sitte und Rechtsordnung, ferner da, wo Reue die Schuld sühnt, und endlich da, wo Personen betroffen werden, mit denen wir dauernd zusammenleben.

In Anschluß hieran geht Cicero auf eine Besprechung des Kriegsrechts ein. Er schickt voraus, daß der Krieg im Völkerleben die ultima ratio des Streites bildet und sein Ziel der gesicherte Friede bleiben muß. Daher ist Schonung des besiegten Feindes geboten, seine Vertilgung nur in zwingenden Fällen zu billigen. Daß das Völkerrecht eine reguläre Ankündigung der Feindseligkeiten verlangt (aequitas belli) und daß der einzelne nur in den Reihen des Heeres gegen den Feind kämpfen darf, sind noch heute zutreffende Bemerkungen. Was aber über die römische milde Auffassung über den Staatsfeind (hostis = hospes) und vorher über die Berechtigung der Zerstörung Numantias gesagt wird, bedarf denn doch einer korrigierenden geschichtlichen Beurteilung. Auch ist die Anwendung des Mittels der Grausamkeit gegen grausame Feinde moralisch unhaltbar, ebenso die Anschauung, daß die Eroberung ein völliges Recht über Leben und Eigentum der Besiegten gebe, wenn auch die Unterscheidung, welche Cicero zwischen Kriegen, die um Ehre und Macht, und solchen, die um die Existenz geführt werden, natürlich zuzugeben ist. Berechtigt ist ferner sein Verlangen, daß auch dem Feinde gegenüber Ehrlichkeit herrschen müsse; hierfür werden Beispiele aus dem Kriege mit Pyrrhus gegeben. Ein Blick auf die moderne Auffassung des Kriegsrechts und seine Handhabung in den letzten großen Kriegen wird diesen Abschnitt lehrreich abschließen.

Es folgen in § 41 noch zwei wertvolle Anmerkungen. Die eine betrifft die Pflicht der Gerechtigkeit auch gegen die Niedrigsten, die Sklaven, und zeigt einerseits die milde Behandlung, welche die

Digitized by Google

Sklaven im alten Rom erfuhren, anderseits das Eindringen des stoischen Satzes, daß auch der Niedrigste unser Nächster ist. Die zweite spricht aus, daß Unrecht durch Täuschung ein gröberer Verstoß gegen die Gebote der Sittlichkeit sei als durch Gewalt, der schlimmste das unter der Maske des Biedermanns geübte. Daß diese These gegen die Lehre der Stoa verstößt, war schon vorhin bemerkt worden, sie entspricht aber dem natürlichen, Gefühl.

Mit § 42 geht Cicero auf die Würdigung der Tugend der beneficentia ac liberalitas, der Wohltätigkeit und der Milde, über. Er nennt diese positive Ergänzung der Gerechtigkeit der Natur des Menschen ganz besonders angemessen, äußert sich freilich in der Form direkter Weisungen so gut wie gar nicht über sie, sondern bespricht nur die Beschränkungen, denen diese soziale Pflicht zu unterwerfen ist. Von diesen cautiones steht an erster Stelle die Rücksichtnahme auf das Wohl des Nächsten: die Wohltat darf weder dem Empfänger noch sonst jemand schaden. So ist das Wohltun auf Kosten anderer unsozial, weil ungerecht; auch hier hat Cicero die römischen Machthaber, wie Sulla und Caesar im Auge. Ferner darf die Wohltat nicht die eigenen Mittel überschreiten, weil sonst unter ihr die eigenen Angehörigen leiden würden. Die Auswahl der mit Wohltaten zu Bedenkenden weiter muß die Würdigkeit im Auge haben und diese einmal nach dem Charakter des Empfängers bestimmen, indem sie mehr auf Sittlichkeit und Gerechtigkeit sieht als auf die Tugenden der Klugheit und Tapferkeit, und zweitens nach seiner Gesinnung gegen uns, indem die den ersten Anspruch auf Mildtätigkeit haben, die uns von Herzen ergeben sind, was wir freilich weniger nach Zärtlichkeitsausbrüchen als nach der Standhaftigkeit der Zuneigung bemessen müssen, und die uns schon Gutes erwiesen haben, denen müssen wir dieses Gute mit Zinsen heimzahlen. Rücksichtlich dieser Pflicht der Dankbarkeit ist zu beachten, daß Wohltaten, die aus Charakterschwäche oder aus der Stimmung des Augenblicks stammen, nicht so sehr auf unseren Dank Anspruch haben als die, welche mit Urteil und Überlegung erwiesen sind. Auch sind Wohltaten und Abstattung des Dankes durch die Tat unsere Pflicht in erster Linie den Bedürftigen gegenüber, nicht Berechnung darf uns hier leiten. Endlich (§ 50 ff.) fragt Cicero, in welcher Reihenfolge die Menschen Anspruch auf unsere Übung der Tugend der Wohltätigkeit haben, und antwortet, daß uns wohl ein Band der Gemeinschaft (durch ratio und oratio) mit allen Mitmenschen verbindet, daß man darum auch dem ferner Stehenden zugestehen muß, was man ohne eigenen Schaden missen kann, daß uns aber ein engeres Band nur mit unseren Volksgenossen und den Mitbürgern, das engste mit unseren Verwandten und Angehörigen verknüpft, diese also den ersten Anspruch auf unsere Wohltaten haben. Wertvoll ist, was Cicero § 53 ff. über diese Bande sagt,

Digitized by Google

über die Familie als die Grundlage und den Keim, aus dem das Staatsleben hervorgegangen ist, über die Entwickelung der Bluts- und angeheirateten Verwandtschaft zum Stammesstaat, dessen Glieder durch die monumenta maiorum und die sepulcra communia (wozu zu vergleichen ist Schillers Spaziergang v. 78), über die festeste aller Vereinigungen, die Freundschaft gleichgestimmter Seelen, und endlich über die bedeutsamste aller menschlichen Gemeinschaften; den Staat, das Vaterland, das der rechte Bürger mehr noch liebt als das eigene Leben. So entsteht eine Stufenleiter, nach der wir unsere Wohltaten zu erweisen verpflichtet sind: in erster Linie steht das Vaterland, auf dieses folgen die Eltern, beide sind unsere größten Wohltäter, dann die Kinder und die Angehörigen, welche auf unsere Versorgung angewiesen sind, endlich die entfernteren Verwandten. Ihnen allen schulden wir in der genannten Reihenfolge unsere Dienste, und zwar nach der Regel: leiste jedem, was er ohne dich am wenigsten erhalten würde. Auf unseren Umgang und unsere Vertraulichkeit dagegen haben sie nicht Anspruch, diese bleiben denen vorbehalten, zu denen uns nicht die Geburt, sondern das Herz treibt. Höchst beachtenswert sind auch die Mahnungen, welche Cicero noch am Schluß (§ 59 f.) dieses Abschnittes gibt und die darauf hinauslaufen, daß die Pflicht der Wohltätigkeit vernünftig geübt werden muß.

Alle diese Vorschriften (cautiones) über das Wohltun sind von hohem Wert. Daß uferloses Schenken vom Übel ist, daß unsere Mildtätigkeit vor allem den Nächststehenden gelten und zu gute kommen muß, sind ebenso beherzigenswerte wie richtige Beobachtungen. Wer das Gebot der Nächstenliebe gegen Fremde erfüllt und versäumt die Seinen, handelt nicht sittlich; dasselbe gilt gegenüber der eigenen Gemeinde, dem eigenen Volke. Aber das Wohltun darf seine Wurzel auch nicht lediglich im Gefühl haben, seine Übung fordert nüchterne Überlegung sowohl bezüglich der Mittel, die zur Verfügung stehen, wie der Personen, denen die Wohltat gilt. Endlich finden die Pflichten gegen die anderen an den Pflichten gegen das Eigenleben ihre Grenze und Beschränkung.

Wir werden aber über Ciceros ethische Regeln doch ein beträchtliches Stück hinausgehen müssen. Daß wir uns hüten müssen, durch unsere Nächstenliebe verderblich auf andere zu wirken, daß wir nur Hilfe erweisen sollen, um zuguterletzt fremde Hilfe für sie überflüssig zu machen, betont er nicht. Auch daß wir in unserer Aufopferung für andere zu weit gehen können, indem wir dabei unsere Pflichten gegen uns selber versäumen, liegt seinem Denken fern. Denn der Begriff der christlichen Nächstenliebe ist ihm begreiflicherweise völlig fremd. Die Pflicht des Wohltuens bestimmt er § 51 durch die Einschränkung quidquid sine detrimento commodari possit. Daß die Barmherzigkeit auch zu schweren Opfern bereit ist, kann ja für ihn um so weniger in Betracht

Digitized by Google

kommen, als es für ihn nicht die Liebe ist, die zum Wohltun drängt, sondern lediglich die vernünftige Überlegung, die im Wohltun die Tugend der Gerechtigkeit übt. Immerhin verdienen, wie schon hervorgehoben, seine Ausführungen unsere volle Beachtung.

Wenn Cicero nun mit § 62 zu der dritten Kardinaltugend, der animi elatio, der hohen Gesinnung gegenüber dem Gefahrvollen und Schwierigen, übergeht, so beginnt er mit einigen negativen Bestimmungen, welche den Begriff der wahren Tapferkeit abgrenzen: sie darf nicht für den eigenen Vorteil eintreten, sondern nur für das Gesamtwohl im Sinne der Gerechtigkeit; sie muß mit Redlichkeit und Wahrhaftigkeit verbunden sein, nicht aber mit Ehrsucht und Herrschsucht; sie zeigt sich nicht im Unrechttun, sondern in der Abwehr des Unrechts von den anderen. Sodann bestimmt Cicero ein doppeltes Betätigungsfeld dieser Tugend: das eine ist die Verachtung der äußeren Dinge, d. h. die Geringschätzung der Güter und Übel; sie fußt auf wahrer Wertschätzung des Guten und auf der Überzeugung, daß man sich von allen Leidenschaften (admirari-optare-expetere) frei halten müsse und vor keinem Menschen wie keiner Leidenschaft und keinem Schicksalsschlage beugen dürfe. Zweitens äußert sich die Tapferkeit in der Vollführung schwerer und gefahrvoller Unternehmungen. Diese ihre letztere Form verleiht wohl mehr Glanz, stiftet auch reicheren Nutzen, doch höher steht die erstere, allein das sittlich Gute als ein Gut anerkennen und sich von allen Leidenschaften freihalten, auf die vermeintlichen Güter aus Grundsatz verzichten, die Schicksalsschläge ertragen, um die menschliche Würde aufrecht zu erhalten. Besonders wird noch hervorgehoben, daß der Tapfere, wie er von Furcht frei sei, sich auch von Begierden frei machen müsse, der kleinlichen nach Geld und Gut, wie der höherstehenden nach Ruhm und Macht. Daran schließt sich die Angabe des stoischen Schemas der Leidenschaften. Ehe wir uns den von § 69 med. ab folgenden Abschnitten zuwenden, welche Betrachtungen in Zusammenhang mit der fortitudo enthalten, wollen wir auf das über diese Tugend bisher Entwickelte zurückblicken.

Die hier gebotene Begriffsbestimmung der Tapferkeit ist vortrefflich, schade ist nur, daß der Verfasser sich mit Andeutungen begnügt, statt die Gedanken weiter zu verfolgen und zu vertiefen. Hier wird ergänzend der Unterricht eingreifen müssen, der die im lateinischen Text berührten Fragen, welche eine wesentliche Bereicherung der ethischen Anschauungen darstellen, in den Kreis seiner Behandlung zu ziehen sich nicht entgehen lassen wird. Man wird Ciceros Zweiteilung des tapferen Verhaltens und seiner höheren Wertschätzung der despicientia rerum an die Seite stellen die Dichterworte: „Tapfer ist der Weltbezwinger, tapferer wer sich selbst bezwang“ (Herder) und „Wer sleht den lewen? wer sleht den risen? wer überwindet ienen und diesen? daz tuot iener, der

Digitized by Google

sich selber twinget und allen sinnu lit in huote bringet" (Walther v. d. Vogelweide). Man wird den Wert der kriegerischen Tapferkeit und des in äußeren Gefahren bewiesenen Mutes, für den die Jugend so viel Sinn hat, gewiß gelten lassen, aber ihm gegenüber doch die Tapferkeit, welche sich in der Unabhängigkeit der Gesinnung und in der charaktervollen Selbstbehauptung gegenüber jedem Druck, auch dem der sogenannten öffentlichen Meinung, gebührend würdigen. Man wird die Tapferkeit des Fleißes und der Beharrlichkeit, aber auch der Geduld im Ertragen von Schmerz und Leid und die Tapferkeit der Gelassenheit gegenüber den Affekten hervorheben. Hier ist wie selten Gelegenheit ein eindrucksvolles ernstes Wort Jünglingen, die gerade diese Tugend hoch schätzen und gerade für sie noch so geringes Verständnis haben, zuzurufen. Auch als Aufsatzthema ist eine Darlegung des Begriffes der Tapferkeit vortrefflich; seine schriftliche Bearbeitung wird zur Klärung der hierher gehörenden Vorstellungen wesentlich beitragen.

Von dem bei Cicero nun folgenden Abschnitte über den *βίος θεωρητικός* ist schon oben die Rede gewesen; hier betrachten wir ihn unter dem Gesichtspunkt der fortitudo. Wenn Cicero ausführt, daß ein Leben in der Zurückgezogenheit wohl auch Ruhe vor den Stürmen der Leidenschaft bringe und die der Hoheit der Gesinnung entsprechende Freiheit gewährleiste (zu quod regibus, ut ne qua egerent usw. § 20 fin. ist übrigens, wenn gelesen, zu vergleichen Sall. Iug. 31 § 26 impune quaelibet facere id est regem esse), so hat er doch auch darin recht, daß er denen, die im öffentlichen Leben stehen und darum ganz anderen Erregungen des Gemütes und des Willens ausgesetzt sind, eine viel reichere Gelegenheit zuerkennt, die Tugend der despicientia rerum zu betätigen, als den Weltflüchtigen und diesen sogar, wenigstens einem Teile von ihnen, den Vorwurf der Feigheit macht. Ebenso urteilt er richtig, daß der Staatsmann sich im besonderen vor Kleinmut, doch auch vor Selbstüberschätzung zu hüten habe, daß aber auch anderseits die Verdienste, welche in der Staatsleitung zu erwerben seien, denen auf dem Gebiete der Feldherrentätigkeit nicht nachständen, wie denn Besonnenheit edler sei als stürmische Tapferkeit. Bedeutsamer sind die von § 84 an folgenden Betrachtungen, die auch den Feldherrn und Staatsmann im Auge haben. In ihnen geißelt er zunächst die gar nicht so seltene falsche Scham, die Furcht vor unverdienter Schande, welche so oft Unglück über ganze Staaten gebracht habe, und stellt als Muster wehrer Tapferkeit das Verhalten des Q. Fabius Maximus nach der Schlacht bei Cannae hin, sodann erinnert er an zwei Vorschriften Platos für den Staatsmann: dieser habe nicht die Interessen einer einzelnen Partei, sondern die des ganzen Staates zu vertreten, wie sein Handeln nicht Eigennutz, sondern nur das Staatswohl zu leiten habe — noch heute höchst beherzigenswerte

Digitized by Google

Wahrheiten. Auch das im Vorhergehenden über den falschen Ehrbegriff Gesagte regt zu einer Besprechung im Unterricht an. Nicht minder ergiebig für diesen ist, was Cicero in § 88 ff. über die Pflichten der Großmut und Versöhnlichkeit gegenüber dem Gegner hervorhebt, besonders über das Maßhalten im Strafen: die Strafe müsse sich freihalten von persönlicher Schmähung und nur das öffentliche Wohl im Auge haben, müsse zu der Größe der Schuld im rechten Verhältnis stehen und dürfe nicht ungleichmäßig gehandhabt werden, endlich auch nicht im Zorn geschehen. Endlich soll der wahrhaft Tapfere im Glück weise Mäßigung beweisen, deshalb sich auch besonders vor Schmeichlern hüten. Diesen Abschnitt über die aus der fortitudo folgenden Pflichten des Staatsmanns schließt die Bemerkung ab, daß auch der Privatmann Gelegenheit habe, die Tugend der hohen Gesinnung zu üben.

Der mit § 93 beginnende längere Abschnitt über die vierte Kardinaltugend ist reich an beachtenswerten Bemerkungen, leidet aber an mancherlei Unklarheit. Schon daß Cicero keinen einheitlichen Ausdruck für das griechische *σωφροσύνη* hat, diese vielmehr durch verecundia et quasi quidam ornatus vitae, temperantia et modestia omnisque sedatio perturbationum animi et rerum modus umschreibt, wozu er dann noch decorum = *πρέπον* hinzufügt, dient nicht gerade der Klarheit. Von diesen Ausdrücken bezeichnet verecundia das Verhalten, welches auf das sittliche Gefühl der Mitmenschen Rücksicht nimmt, die Sittsamkeit, der ornatus vitae bezieht sich auf den Schmuck, welcher unserem Benehmen und Auftreten Anmut verleiht und das Wohlgefallen der andern hervorruft, temperantia ist die Tugend der Mäßigung, die alles Zuviel meidet, ihre Ergänzung ist die modestia, die Kunst alles zur rechten Zeit und am rechten Orte zu tun (= *εὐταξία* der Stoiker), die sedatio perturbationum animi die Selbstbeherrschung, während der rerum modus alles Genannte zusammenzufassen scheint. Wenn diese Bezeichnungen für die vierte Kardinaltugend ihren Ursprung einerseits in einem Mangel der lateinischen Sprache haben mögen, die Cicero kein Wort für das griechische *σωφροσύνη* an die Hand gab, so ist er anderseits wohl Einteilungen, welche die Stoiker dieser gaben, gefolgt, wie ja auch in den folgenden Ausführungen diese verschiedenen Gesichtspunkte, wenn auch in abweichender Reihenfolge, hervortreten. Wenn dann endlich noch das decorum als in der *σωφροσύνη* beschlossen hervorgehoben wird, welches der honestas wie ihr Schatten folgt, so wird in der Behandlung dieses ganzen Themas die Pflicht des Anstandes von Cicero in den Vordergrund gestellt, eine Veräußerlichung des Themas, welche dem philosophischen Gehalt dieses Abschnittes Eintrag tut, dagegen zu praktisch wertvollen Ergebnissen führt. Unklar ist wieder die nun folgende Bestimmung ausgedrückt (§ 96 Anf.), daß dieses decorum jeder einzelnen Tugend, weil dem honestum selbst, anhafte und

Digitized by Google

anderseits eine besondere Tugend darstelle. Bezüglich des allgemeinen decorum wird hervorgehoben, daß jede Tugend, jede tugendhafte Handlung, weil die menschliche Würde zum Ausdruck bringend, auch äußerlich Wohlgefallen erwecke, bezüglich des decorum als besonderer Tugend, daß es in Maßhalten, verbunden mit einem edlen Äußeren, bestehe. Während die Dichter jeder Person ihrer Rolle entsprechend den geziemenden Charakter geben, ist geziemend im ethischen Sinne, was mit der honestas im allgemeinen und mit der Tugend der Mäßigung im besonderen übereinstimmt. Alles Maßhalten in Wort und Tat weckt den Beifall der Mitmenschen, und auf sie müssen wir ständig Rücksicht nehmen. Diese reverentia adversus homines (§ 99), die Pflicht andere nicht durch abstoßendes Benehmen zu verletzen, ergibt sich schon daraus, daß uns das Urteil der andern nicht gleichgiltig sein darf, ein Gedanke, der in seiner Schätzung der äußeren Ehre auf eine Besprechung des Ehrbegriffes im Unterricht führt. Wertvoll ist auch, was Cicero über das Verhältnis dieser verecundia (die mit dem griechischen ethischen Begriffe der *αἰδώς* in Beziehung zu setzen ist) zur iustitia sagt: während diese das non violare homines zum Inhalt hat, fordert der Anstand sogar ein non offendere.

Von § 100 ab ist nur noch von der besonderen Tugend des decorum die Rede. Vorangeht eine kurze Begründung, welche besagt, daß wir durch die Übung der Pflicht des Anstandes recht eigentlich die Übereinstimmung mit der Natur, unserer sichersten Führerin im Leben, bewahren. Nicht nur der Natur unseres Körpers müssen wir alle Bewegungen dieses anpassen, sondern auch der Natur des Geistes die geistigen Bewegungen. Wie sie die Herrschaft der Vernunft über die Begierden verlangt, so dürfen diese weder allzu heftig werden und über Gebote der Vernunft hinausgehen, noch allzu lässig sein und hinter ihnen zurückbleiben. Selbst unser Antlitz und unsere körperliche Haltung wird von den Affekten und Begierden verzerrt und verunstaltet. Wie sollten wir da nicht sorgsam vor den mit der Vernunft streitenden natürlichen Trieben auf der Hut sein! Auch daß wir den Ernst, den die menschliche Würde von uns fordert, nicht in ausgelassenem, gar frivolem Scherz außer acht lassen, ist eine Forderung des Anstandes. Wichtiger noch ist es, daß wir nicht Sklaven der Sinneslust werden; die Sinnlichkeit unserer Natur muß hinter den ernsten Aufgaben, die wir haben, zurücktreten, wir müssen sie entweder verachten oder doch mäßig genießen, und Nahrung und Kleidung sowie alle Pflege des Körpers, bestimmt unsere Gesundheit und unsere Kräfte zu erhalten, dürfen nicht unsere Sinne reizen. Ein Leben, in dem die Pflege des Körpers mit wenig Aufwand befriedigt, die Begierden eingeschränkt, das Gemüt immer frei und nüchtern erhalten wird — sagt Cicero sehr schön —, werden wir für ein wahrhaft menschenwürdiges Leben ansehen lernen.

Digitized by Google

Überhaupt ist dieser ganze Abschnitt in seinen Ausführungen über die Pflicht der Beherrschung der Affekte und der Begierden durch die Vernunft höchst lesenswert, wirkungsvoll auch ihre Begründung durch den Hinweis auf das Erniedrigende, was in der Herrschaft der Sinnlichkeit für den Menschen liegt. Ergänzend würde hinzuweisen sein auf die Gefahr, welche unbeherrschte sinnliche Neigungen insofern bedeuten, als sie den Sinn für das Edlere und Höhere allmählich abstumpfen und töten, auch die Geisteskräfte schwächen, ja die Fähigkeit des Genusses selbst verkümmern. Minder ergiebig für den Unterricht, wenigstens bei mäßigem Jahrgange, dürfte das folgende sein.

Cicero geht in § 107 ff. davon aus, daß dem Menschen von der Natur gewissermaßen zwei Persönlichkeiten mitgegeben seien, eine allgemein menschliche, die der Vernunft teilhaftig geworden und der Vorzüge und der sittlichen Pflichten, und eine besondere, individuelle. Er stellt eine Reihe von Typen von ganz verschiedenem geistigen Habitus einander gegenüber und schließt daran die Bemerkung, daß ein jeder seine Eigenart, soweit sie nicht fehlerhaft sei, festhalten müsse, also nicht sich nach anderen richten und an sich einen fremden Maßstab legen dürfe: nihil decet invita Minerva, ut aiunt, id est adversante et repugnante natura. Denn der Anstand verlange gleichmäßige Gestaltung unseres ganzen Lebens, und sie werde gestört, wenn wir uns nach fremden Vorbildern richteten. Wie unsere Sprache rein und nicht mit fremdartigen Brocken versetzt erscheinen müsse, wenn wir uns nicht lächerlich machen wollten (Hinweis auf die Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, wenn dieser Abschnitt in der Schule gelesen wird!), so müsse auch unsere Persönlichkeit in all unserem Handeln rein und unvermischt in Erscheinung treten. Diese Forderung nach charaktervoller Geschlossenheit der Persönlichkeit zu streben ist vortrefflich, bedenklich dagegen die Anwendung, welche Cicero von ihr macht. Er sagt (§ 112), daß nach der Schlacht bei Thapsus wohl für M. Cato der Selbstmord der Pflicht des decorum gemäß gewesen sei, nicht aber für andere.

Daß der Entschluß, sich selbst den Tod zu geben, einem Cato Uticensis gemäß genannt wird, während er bei anderen schwere Mißbilligung erfahren würde, begründet Cicero mit dem starren, charaktervollen, an den Lebensgrundsätzen unverbrüchlich festhaltenden Wesen dieses Republikaners, dem ein Leben außerhalb des Freistaates, in der Monarchie Caesars schlechthin unmöglich gewesen wäre. Vielleicht denkt er auch an seine Beziehungen zur Stoa, welche dem Weisen gestattet, ja es zur Pflicht macht, das Leben freiwillig zu verlassen, wenn es ihm unerträglich wird. Für uns erweitert sich dieses Urteil über Cato zu der prinzipiellen Frage, ob der Selbstmord unter Umständen sittlich gebilligt werden kann. Von den griechischen Philosophenschulen standen außer

Digitized by Google

der Stoa auch die Epikureer auf diesem Standpunkt, ein Sokrates dagegen hat das Wort von der τάξις, dem Posten gesprochen, den man unter keinen Umständen verlassen dürfe (Plat. Apol. XVII). Das Christentum spricht uns das Recht ab, das Leben, das wir selbst uns nicht gegeben haben, zu vernichten, und sieht in dem Selbstmorde eine Tat des Unglaubens und der Verzweifelung. Ist er auch unter allen Umständen ein Akt der Feigheit? Meistens gewiß, doch sind auch solche Fälle denkbar, in denen das Motiv der Feigheit sicherlich ausscheidet. Eine Würdigung dieser Frage des Selbstmordes gehört zu den ethischen Erörterungen, zu denen die Lektüre der Offizien dem Unterricht Gelegenheit bietet.

Wenn von § 115 ab gezeigt wird, daß auch Zufälle und die Zeitverhältnisse uns unsere eigene freie Entscheidung auf die Gestaltung unseres Lebens im Sinne des uns Gemäßen Einfluß haben, so ist mit dem genus vitae, dem vitae cursus nicht nur das gemeint, was wir den Beruf nennen, sondern zugleich, wie die Xenoph. Memor. II 1 entnommene Erzählung von Herkules am Scheidewege zeigt, die sittlichen und politischen Grundsätze, die wir uns für unsere Lebensführung zu eigen machen. Sehr schön wird die Bedeutung, welche das Jünglingsalter für die Gestaltung unseres Lebensplanes hat, hervorgehoben, mit Recht darauf hingewiesen, daß wir das Maß unserer Kräfte dabei richtig einschätzen müssen, auch, wenn wir erkannt haben, daß wir auf falschem Wege sind, bei Zeiten umkehren sollen (wozu übrigens Hor. Ep. I 7, besonders auch die Schlußworte zu vergleichen sind), endlich auch, daß ein bedeutsamer Faktor bei unseren wichtigsten Lebensentschlüssen die Familienehre ist: optima autem hereditas a patribus traditur liberis omnique patrimonio praestantior gloria virtutis rerumque gestarum, cui dedecori esse nefas et impium iudicandum est (§ 121 fin.). Sie sowie die Standesehre sind ethische Begriffe, welche im Unterricht eingehend zu besprechen sind.

Auch die weiteren Belehrungen über das den verschiedenen Altersstufen Gemäße und über die Verschiedenheit der Pflichten der Beamten, Privaten und Fremden enthalten eine Reihe treffender und beherzigenswerter Gedanken und geben Anlaß zu allerlei wertvollen ethischen und politischen Betrachtungen.

Was Cicero § 126 ff. über die Tugend des Anstandes in unserem äußeren Leben sagt, über die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, welche wir unseren Mitmenschen gegenüber zu beobachten haben (wobei ein mißbilligender Seitenblick auf die Kyniker fällt), und über die Haltung unseres Körpers, seine Bekleidung, unseren Gang u. ä., was alles einem guten Geschmack gemäß sein muß, übergehen wir hier umsomehr, als diese Bemerkungen weniger ethischer als ästhetischer Art sind. Auch auf die vortrefflichen Anweisungen, welche über den rechten Gesprächston gegeben werden und insofern ethischen Gehalt haben, als sie die Tugend

Digitized by Google

der verecundia betreffen, und wenn auch die Kunst der Gesprächsführung Sache der Beanlagung, der Übung und des Taktes ist, doch der Takt in dem sittliches Gefühl für das Geziemende wurzelt, können wir hier nicht im einzelnen besprechen. Ebensowenig was über die Wahl einer angemessenen Wohnung und gegen das Protzentum § 138 ff. geäußert wird, und Ciceros Vorschriften über die Übung der Pflicht der εὐταξία (modestia), die uns bei all unserem Tun Rücksicht nehmen heißt auf Zeit und Verhältnisse. Endlich enthalten die Bemerkungen über die Geltung und Wertung der verschiedenen Berufsstände wohl manches Interessante, sind aber im ganzen für unsere Zwecke nur von untergeordneter Bedeutung.

Der letzte Abschnitt des I. Buches, § 152 ff., welcher das Verhältnis der vier Kardinaltugenden zueinander in ihrer Wertabstufung prüft und in ihrem Widerstreit miteinander, ist vom Verfasser nicht recht durchgearbeitet; wir entnehmen ihm nur den allerdings für unser Handeln bedeutsamen Grundsatz, daß bei einem Konflikt der Pflichten wir derjenigen den Vorzug zu geben haben, die dem umfassenderen Zwecke dient, also denen gegen die Gesamtheit, auch die Stufenfolge (§ 160): ut prima dis immortalibus, secunda patriae, tertia parentibus, deinceps gradatim reliquis debeantur, mit Ausnahme der sonst nicht genannten Pflichten gegen Gott eine Wiederholung der Ausführungen von § 53 ff.

Damit sind wir am Ende des I. Buches de officiis angelangt. Wir haben seinen Inhalt ausführlich durchgesprochen, weil es für die Schullektüre vorzugsweise in Betracht kommt. Nur in sehr geringem Umfange gilt dies für das II. Buch, bei dem wir uns daher kurz fassen können.

Daß Cicero in ihm die Pflichten vom Gesichtspunkte des Nutzens aus behandelt, daß aber Nutzen und Sittlichkeit sich stets gleichen und die vom Nutzen eingegebenen Pflichten sich nur in der Betrachtungsweise von den von der Sittlichkeit geforderten unterscheiden, wurde schon oben hervorgehoben. Der Verfasser verwahrt sich denn auch gleich zu Anfang (§ 9) gegen die unsittliche Auffassung, daß es Nützliches gebe, was nicht auch sittlich sei, und tadelt heftig die Schlauheit des Handelns, welche sich für Weisheit ausgibt. Die nun (§ 11) folgende Ausführung macht in breiter Weise den selbstverständlichen Gedanken klar, daß von allem, was dem Wohle des Menschen dient, Leblosem wie Lebendem, nächst den Göttern der Mensch an erster Stelle stehe; das gleiche gilt bezüglich des Schädlichen, nur daß hier die Götter wegfallen. Eine große Reihe Beispiele muß zeigen, wieviel ein Mensch dem anderen zu nützen vermag, wie alle Kultur auf der nützlichen Tätigkeit vieler Menschen beruht und wie ohne Vereinigung des Willens und der Tätigkeit vieler Menschen nichts Großes und Heilsames ausgeführt werden könnte. So folgert

Digitized by Google

Cicero § 17ff., daß es zur Tugend gehört, sich die Mitmenschen geneigt und den eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Hierzu bringt er eine neue Einteilung der Tugenden, nämlich in Einsicht in die Wahrheit, Freiheit von Leidenschaften und Begierden und weisen und maßvollen Umgang mit den Menschen, um diese unserem Wohle und unseren Lebenszwecken geneigt zu machen. Ehe die Frage, wie dies zu geschehen habe, beantwortet wird, schiebt Cicero noch Bemerkungen über den Einfluß des Zufalls, der Verhältnisse (fortuna) auf unser Wohl und Wehe ein: in erster Linie hängt dieses doch von Menschen ab. Nun folgt § 21 die Angabe der Mittel, durch die wir uns die Menschen nützlich machen: was sie bewegen kann unser Glück und Ansehen zu mehren, ist entweder Wohlwollen und Liebe zu uns oder Hochachtung vor uns oder Vertrauen zu uns oder Furcht vor unserer Macht oder Hoffnung auf unsere Freigebigkeit oder endlich Geld und Bezahlung.

Die Durchführung dieses Themas, wie wir mit Hilfe der genannten Mittel die Mitmenschen unseren Interessen dienstbar machen können, macht den Inhalt des II. Buches bis fast zum Schluß aus. Und zwar sind alle Anweisungen, welche Cicero gibt, den Lebensverhältnissen des römischen Staatsmannes seiner Zeit entnommen. Ohne Frage schöpft der Verfasser hier aus den reichen Erfahrungen seines langen und politisch bewegten Lebens, und es finden sich in diesem Teile des Werkes besonders scharfe Beobachtungen der Wirklichkeit und, soweit der Parteistandpunkt ihn nicht blendet, viele wahre und wertvolle politische Beobachtungen. Aber für die Zwecke des Unterrichts macht das II. Buch gerade diese Beschränkung auf die Vorbereitung des jungen römischen Republikaners auf den Staatsdienst unbrauchbar, das allgemein Menschliche findet nur wenig Berücksichtigung. Dazu kommt eine gewisse Weitschweifigkeit und Breite der Darstellung, welche sich vor lästigen Wiederholungen nicht scheut, wie es denn schon in der Anlage der Schrift, welche erst die aus dem honestum, dann die aus dem utile fließenden Pflichten untersucht, begründet liegt, daß eine Reihe Gedanken eine mehrmalige Behandlung finden. Diese Mängel schließen freilich nicht aus, daß auch im II. Buche Abschnitte begegnen, welche zur Klassenlektüre herangezogen zu werden verdienen.

Dazu gehört nicht, was Cicero § 23ff. über das Zweckwidrige der Verbreitung von Furcht im politischen Leben ausführt, wie Grausamkeit und Tyrannei eine Herrschaft nur schlecht zu stützen und zu schützen vermögen. Eher, was von § 31 ab über den Ruhm dargelegt wird. Denn auf dieses Thema springt der Verfasser über, um zu zeigen, wie wir uns sicherer als durch Furcht durch Liebe, vereint mit Hochachtung und Vertrauen, die Menschen verbinden können. Den Begriff des Ruhmes faßt er weiter, als wir es tun pflegen. Wenn wir unter den Ruhm eine räumlich und

Digitized by Google

zeitlich gesteigerte Ehre bei den Menschen verstehen, die sich auch auf diejenigen, welche uns nicht bekannt sind, und auch über den Tod hinaus erstreckt, so definiert Cicero den Ruhm als Liebe, Vertrauen und Bewunderung, welche den Bewunderten auch hoher Ehrenstellen für würdig hält, und führt aus, daß wir die Liebe der Menschen uns durch ein tugendhaftes Leben erwerben, besonders durch Wohltun, durch Güte und durch den Ruf unserer Tugenden, Vertrauen aber durch Gerechtigkeit (Rechtschaffenheit) und Klugheit, die vereinigt sein müssen (ein Zugeständnis an die gewöhnliche Redeweise, während im strengen Sinne der Stoa, wie Cicero selbst § 35 ausdrücklich bemerkt, die Tugenden voneinander überhaupt nicht getrennt sein dürfen), Bewunderung endlich durch außerordentliche Vorzüge. Auf sie geht die Darstellung näher ein. So wie man Mangel an Kraft des Willens am Menschen verachte, bewundere man die, welche Helden der Tugend seien und nicht nur von Lastern, sondern auch von allen Leidenschaften sich frei hielten, denen die meisten Menschen nur schwer widerstehen könnten; wer über Lust und Schmerz, über Furcht und Begierden erhaben sei, dessen Tugend strahle so hell, daß sie jedermanns Bewunderung erregen müsse. Endlich sei, um Bewunderung zu finden, die Übung der Tugend der Gerechtigkeit nötig, die erst auf dem Grunde der despicientia rerum externarum erblühen könne. Über ihren praktischen Wert läßt Cicero sich § 39 ff. noch weiter aus. Sie sei unentbehrlich auch für den Privatmann, der sich selber lebe, unentbehrlich in Handel und Wandel, sogar im Leben der Räuber, wieviel mehr in einem durch Recht und Gesetz geordneten Staatsleben. Hier schiebt der Verfasser noch sein Urteil über die Entstehung des Königtums ein: es sei aus dem Verlangen nach unparteiischer Ausübung der Gerechtigkeit hervorgegangen; auch die Gesetze verdankten diesem ihren Ursprung. Dieses Urteil trifft zu, und wenn die Stelle im Unterricht gelesen wird, dürfte er es sich nicht entgehen lassen, unter Bezugnahme etwa auf Homer und Tacitus' Germania den Gedanken weiter zu verfolgen. Wenn § 42 fin. noch gesagt wird, es genüge nicht, sich Ruhm erworben zu haben, man müsse ihn wie erworbenes Geld auch vernünftig anlegen, so scheint diese Bemerkung zu bedeuten, daß der zu Ruhm Gelangte alles zu meiden habe, was ihn schmälern könne, aber auch positiv ihn sich erhalten müsse durch bescheidenes, fremdes Verdienst gern würdigendes Wesen und durch ein tätiges Leben im Dienst der Mitmenschen. Abgeschlossen wird diese Partie durch ein Zitat aus Xenophons Memorabilien (II 6 § 39, I 7 § 1), daß es keinen schöneren und kürzeren Weg zum Ruhme gebe, als das zu sein, was man scheinen wolle; wichtig ist auch, was Cicero über das Wertlose des falschen Ruhmes hinzufügt.

Die nun (§ 44 ff.) folgenden Vorschriften, wie man sich berühmt machen könne, sind in den für römische Jünglinge seiner

Digitized by Google

Zeit berechneten Ratschlägen, wenn auch mancher wertvolle allgemeine Gedanke unterläuft, doch im ganzen für so spezielle Verhältnisse gegeben, daß man sich von ihrer Lektüre nicht viel Gewinn versprechen kann, wenn sie auch gewiß manchen interessanten Blick in die Verhältnisse jener Zeit tun lassen. Ausnehmen möchte ich von diesem Urteil nur, was § 44 über den Wert eines berühmten Namens geäußert wird; es führt, wie schon oben I § 121, zu einer Besprechung der Verpflichtungen, die in dem Begriff der Familienehre für den einzelnen beschlossen sind.

Mit § 52 geht die Darstellung auf die Gewinnung der Menschen durch Wohltätigkeit über. Wenn hier ausgeführt wird, wie man sich die anderen verbinden könne durch Geldspenden und durch Tätigkeit in ihrem Dienst, so bewegt sich der Verfasser auch hier auf so speziell römischem Boden und hat so rein das Wirken des Staatsmanns im Auge, daß auch dieser Abschnitt einen Gewinn für die ethischen Anschauungen der Schüler nicht bedeutet. Auch trägt dieser vorzugsweise einen für unser Urteil minderwertigen ethischen Charakter, insofern in ihm gezeigt wird, wie die Tugend der Mildtätigkeit in den Dienst des eigenen Nutzens gestellt werden soll, eine schon dem unbefangenen Gefühl äußerst widerstrebende Behandlung ethischer Fragen. Freilich soll wieder nicht geleugnet werden, daß in diesen Ausführungen einzelne Stellen von höherem und allgemeinerem Interesse sind. So wenn Cicero § 73 der starren römischen Auffassung vom Privateigentum Ausdruck leiht; ein Eingehen auf die heutige Behandlung der sozialen Frage liegt da nahe.

Von den § 86 folgenden Bemerkungen über den Wert der Gesundheit und des Geldes für den Nutzen der Menschen können wir umsomehr absehen, als sie in den Zusammenhang des II. Buches der Offizien gar nicht recht passen, wie denn ja auch Ciceros Vorlage, Panaetius, diese Kapitel nicht hat. Auch ist die erste der hier gestreiften Fragen kaum ethischer Natur, das über die zweite Beigebrachte dürftig. Dasselbe gilt von den § 88f. den Beschluß des Buches machenden Gedanken über den Widerstreit der einzelnen Pflichten des Nutzens.

Das III. Buch der Offizien hat Cicero nicht von Panaetius entlehnen können (§ 7ff.), es ist original, besitzt aber deswegen auch den geringsten philosophischen Gehalt. Der Verfasser macht keinerlei Anstrengungen die Frage des Widerstreits von Tugend und Nutzen bis in ihre Konsequenzen zu verfolgen, begnügt sich vielmehr mit der Aufstellung seiner These, die er an einer schier endlosen Zahl von Beispielen aus Geschichte und Leben durchführt. Wenn so der Wert dieses Buches für die Philosophie nur gering ist, so enthält es doch Abschnitte, welche für die Schullektüre durchaus zu empfehlen sind. Dahin gehört einmal die Formulierung des Verhältnisses von Tugend und Nutzen und die

Digitized by Google

Bestimmung des Naturgemäßen, sodann ein Teil der behandelten Fälle von ethischen Konflikten.

Cicero geht § 11 ff. auf die Güterlehre der Stoa zurück. Schon Sokrates habe die Identifizierung von gut und nützlich scharf vertreten, und die Stoa, die in der Tugend das einzige Gut sehe, habe bestimmt, daß alles, was sitttlich gut sei, auch nützlich sei und daß es nichts Nützliches gebe, was nicht sittlich gut sei. Denn naturgemäß leben heiße nichts anders als tugendhaft leben und alles andere, was nicht Sittlichkeit sei, aber doch naturgemäß (wie Gesundheit, Reichtum, Ehre u. ä.), so auswählen, daß es mit der Tugend nicht in Widerspruch stehe. Im eigentlichen Sinne besitze die Tugend = Sittlichkeit nur der Weise, ihm sei die Tugend recht eigentlich Natur (neque a virtute divelli umquam potest), bei allen anderen, die diese vollendete Gesinnung nicht besäßen, könne man nur von Analoga des Sittlichen (similitudines honesti), einem Sittlichen zweiten Grades (secunda quaedam honesta) sprechen. Von solchen media officia sei in dieser Schrift ja nur die Rede; gute Beanlagung und fortschreitende Besserung ließen dem Ideale des Weisen wenigstens nahe kommen. Freilich verberge sich die Erkenntnis dieses Unterschiedes dem gemeinen Urteil, auch sei das Ideal der Stoa von niemand erreicht worden, nicht von Cato und Laelius „dem Weisen". Trotz dieses von der Stoa aufgestellten Unterschiedes der vollkommenen Sittlichkeit und derjenigen der rechtschaffenen Leute, der nur gradueller, nicht wesentlicher Art sei, könne doch auch die Tugend der letzteren in keinen Vergleich mit äußeren Vorteilen eintreten. Wer dagegen alles nach dem Nutzen bemesse wie Epikur, der pflege wohl die Sittlichkeit mit dem (vermeintlichen) Nutzen in seinen Erwägungen zu vergleichen. Diese Ausführungen sind schon oben berührt worden und werden nach der Lektüre des I. Buches leicht Verständnis finden.

Nach dem Dargelegten kann vom Standpunkte der Stoa ein Schwanken, das für den Weisen ganz ausgeschlossen ist, für den nach Tugend strebenden Menschen nur dann eintreten, wenn seine Einsicht in die Wirkung seines Handelns unklar ist, zumal unter verwickelteren Verhältnissen (§ 19). Z. B. ist es sittlich erlaubt, den Freund zu töten, wenn er ein Tyrann geworden ist? Wenn eine solche Tat mit Recht die größte Verherrlichung findet, hat da der Nutzen die Sittlichkeit unterdrückt? ist nicht vielmehr eine dem allgemeinen Besten in so hervorragendem Maße dienende Tat eben darum auch sittlich billigenswert? Man wird dieses Urteil Ciceros im Anschluß an Schillers Wilhelm Tell, aber auch an manche Vorgänge der neueren Zeit denn doch nachzuprüfen haben. Zum allgemein giltigen Grundsatz unseres Handelns erhoben, dürfte es sehr gefährlich wirken und auf den Satz „Der Zweck heiligt die Mittel" hinauskommen.

Cicero sucht nach einer Formel, die uns in solchen Fällen

Digitized by Google

des Schwankens eine sichere Entscheidung ermögliche, und findet sie in dem stoischen Satze, daß sich an einem Mitmenschen vergreifen, ihm schaden um des eigenen Nutzens willen mehr gegen die Natur sei als Armut und Schmerz und alles, was uns an äußeren Übeln treffen könne. Denn erstlich zerstört ein solches Verhalten den Bestand der menschlichen Gesellschaft, weshalb sowohl das Naturrecht, d. h. das im Völkerrecht sich aussprechende Billigkeitsgefühl, wie die Staatsgesetze Eingriffe in Leben und Eigentum des Nächsten verbieten. Bleiben wir bei diesem ersten Argument einmal stehen. Zerstört wirklich ein Eigentumsvergehen oder ein Mord die menschliche Gesellschaft? Im Einzelfall gewiß nicht, aber darin hat Cicero ganz recht, daß solcher unsittlichen Handlungsweise in der Tat die Tendenz zukommt, das Gemeinschaftsleben aufzulösen, wozu die im I. Buch gegebenen Ausführungen über die Gerechtigkeit als Grundlage des sozialen Zusammenlebens der Menschen zu vergleichen sind. Zweitens begründet Cicero seinen Satz weiter, verbietet den Eingriff in den Besitz des Nebenmenschen die das Weltall durchdringende Vernunft, das göttliche und menschliche oberste Gesetz, das fordert, daß der einzelne sich hingebe für das allgemeine Wohl. Sehr schön heißt es: viel mehr naturgemäß ist Seelenhoheit und -größe, Menschenfreundlichkeit, Gerechtigkeit, Mildtätigkeit als Lust, Leben, Reichtum, diese (Schein-)Güter zu verachten im Vergleich mit dem Gemeinwohl ist wahre Seelengröße; ebenso ist es mehr naturgemäß sein Leben in den Dienst der ganzen Menschheit zu stellen unter Mühsalen und Entbehrungen wie ein zweiter Herkules, als für sich in Genüssen zu schwelgen im Besitz aller Mittel, aller Schönheit und Kraft. Wer also einem anderen Schaden zufügt, um sich Nutzen zu verschaffen, glaubt entweder nichts Unnatürliches zu tun und verdient dann kein Wort der Widerlegung, er, der omnino hominem ex homine tollat, oder er sieht die vermeintlichen Übel wie Tod, Armut, Schmerz für größere Übel an als das wirkliche, einem Menschen Unrecht zu tun, und erkennt nicht, daß die Zerrüttung der Seele schlimmer ist als Schaden am Körper oder Mängel in den äußeren Glücksumständen. Endlich drittens umfaßt das eine Gesetz der Natur alle Menschen, darum ist es verboten, einen anderen zu verletzen. In diese Gemeinschaft sind aber nicht bloß die Nächststehenden und etwa die Mitbürger des gleichen Staates eingeschlossen, sondern sie umschließt alle Mitmenschen. Angereiht wird hier die Frage, ob es wirklich unter allen Umständen für den Weisen verwerflich sei, einem anderen, der nichts nutze sei, das wegzunehmen, was man selbst nötig brauche (cibum), oder wenn der rechtschaffene Mann einem Tyrannen (Phalaris) ein Kleidungsstück raube, um seinen Leib gegen Kälte zu schützen, und sie wird dahin beantwortet, daß es an sich unmenschlich und gegen das Naturgesetz sei, einem anderen etwas zum eigenen Nutzen zu

Digitized by Google

entziehen, daß dieselbe Handlung dagegen naturgemäß sei, wenn das Gemeinwohl dabei in Betracht komme und durch die Handlung gefördert werde, insofern ein verdienter Mann sich durch sie dem Wohle der Gesamtheit erhalte. Außerdem habe ein Tyrann sich schon selbst von der menschlichen Gemeinschaft getrennt. Derartige Fragen dürfen also nur ex tempore, nach Lage der Umstände entschieden werden.

Nachdem Cicero so das Thema des III. Buches formuliert hat, will er es nunmehr auf gut Glück (Marte nostro § 34) abhandeln. Was er beibringt, sind aber nur Einzelfälle aus dem täglichen Leben, in denen ein Konflikt von Tugend und Nutzen vorliegt oder richtiger vorzuliegen scheint. Denn das hebt er § 35 f. nachdrücklich hervor, daß, was unsere Begierden erregt und zu einer unsittlichen Handlung uns verleiten will, von dem Augenblick an, wo es als sittlich verwerflich erkannt wird, auch nicht mehr als vorteilhaft gelten kann. Denn Vorteil und Schändlichkeit können nicht miteinander verbunden sein, da ersterer naturgemäß, letztere aber naturwidrig ist. Ferner folgt daraus, daß wir zur Tugend geboren sind und diese das höchste Gut ist, das Gute aber notwendig nützlich ist, daß auch alles sittlich Gute das Nützliche ist. Daß man sich aber von scheinbarem Nutzen blenden läßt und ihn ohne Rücksicht auf die Gebote der Sittlichkeit zu erlangen hofft, diese Irrmeinung ist die Quelle aller gemeinen wie politischen Verbrechen von jeher gewesen. Man denkt dabei nicht an die Strafe, die darauf von Gesetzes wegen steht, die vor allem aber in der schändlichen Gesinnung selbst liegt. So hat also der Satz, daß der Besitz der Tugend an sich glücklich mache (wozu man Schillers Resignation vergleichen kann), von der Stoa auch seine Umkehrung erfahren, nämlich daß die Schlechtigkeit ihre Strafe in sich selbst habe. Danach ist ein Schwanken, ob man sittlich Unerlaubtes um des Vorteils willen tun dürfe, von vornherein abzuweisen. Auch darf uns selbstverständlich nicht die Aussicht, daß unsere Schlechtigkeit nicht an den Tag kommen werde, nie das Böse als erlaubt erscheinen lassen. Dazu zieht Cicero die Gygesgeschichte aus Platos Republik heran, weist auf die Allwissenheit der Gottheit, deren Auge auch ins Verborgene schaue, hin und schließt: Wenn kein Mensch je erfahren könnte, was ich Unrechtes tue, um zu Reichtum und Macht, Herrschaft und Befriedigung meiner Lüste zu gelangen, so würde ich es doch nicht tun dürfen, weil das Schändliche um seiner selbst willen zu fliehen ist.

So beschränken sich alle Fälle eines Konfliktes von Nutzen und Gebot der Sittlichkeit darauf, daß wir meinen, das scheinbar Nützliche könne ohne Übertretung der sittlichen Pflicht geschehen. Es werden nun erstlich § 40 ff. nacheinander Fälle abgehandelt, in denen eine Kollision des Nutzens mit den Pflichten der Klugheit und Gerechtigkeit im bürgerlichen Leben vorliegen. Und

Digitized by Google

zwar zunächst im politischen Leben: hier werden zwei Beispiele gegeben, das des Verhaltens des Brutus gegen seinen Amtsgenossen Collatinus und das des Romulus gegen Remus. Wenn Brutus seinen Freund dem allgemeinen Besten opferte, so tat er ebenso recht daran wie Romulus frevelte, wenn er Remus um des eigenen Vorteils willen erschlug. Sodann folgt eine Beleuchtung der Pflichten gegenüber Freunden durch den Satz, daß alles das, was unserem Eigennutz dient, nicht der Freundschaft vorgezogen werden darf, daß man aber niemals das, was dem Wohl des Staates zuwider ist oder wodurch Eid und Glaube verletzt wird, dem Freunde zu gefallen tun darf. Dies wird für Fälle des Rechtslebens durchgeführt. Der scheinbare Nutzen hat weiter im politischen Leben zur Verletzung der Pflicht der Gerechtigkeit und zu verwerflicher Grausamkeit geführt, wovon wie auch vom gegenteiligen Verhalten Beispiele gegeben werden. Einen breiteren Raum nimmt die Darlegung ein, wie in Handel und Wandel Fälle des Widerstreits von Nutzen und Sittlichkeit häufig sind, § 50 ff. Die Beispiele, die vom Getreidehandel und vom Hausverkauf hergenommen sind und die von Lehrern der Stoa verschieden entschieden werden, beurteilt Cicero selbst (§ 57) so, daß es sittlich unzulässig sei, zum Schaden des Verkäufers das, was dem Verkäufer Nutzen bringt, zu verschweigen, er hat für das Verfahren des letzteren die schärfsten Ausdrücke. Schlimmer als über das Verschweigen ist natürlich über die Anwendung der Lüge im Handelsverkehr zu urteilen, wie die Pythiusgeschichte § 58 ff. zeigt. Bezüglich der Handelsmoral ist freilich einzuräumen, daß ein Handel mit offenen Karten auf dem Fuß der Nächstenliebe eine unmögliche Sache ist (Paulsen a. a. O. S. 215), hier muß eben jeder Teil selbst die Augen aufmachen und auf seinen Vorteil sehen. Anderseits dürfen gröbere Mittel der Täuschung auch hier als durchaus unlauter und verwerflich gelten. Ähnlich liegt die Sache im politischen Leben, soweit dieses von Kampf beherrscht wird. Wenn übrigens danach zuzugestehen ist, daß es für besondere Lebensverhältnisse und Berufe eine eigene Moral geben kann, so kann dieses Zugeständnis nur bedeuten, daß die Abweichungen von den allgemeinen moralischen Pflichten in der Natur dieser besonderen Verhältnisse begründet liegen, der Gedanke einer besonderen Moral für einzelne Stände dagegen, wie man wohl von einer Künstlermoral sprechen hört, nach der Künstlern erlaubt wäre, was anderen Menschen sittlich nicht erlaubt ist, ist selbstverständlich abzuweisen. Was dann § 61 ff. über die Sicherungen des bürgerlichen Rechts gegen Betrügereien, über die Strafbarkeit des malus dolus ausgeführt wird, beschränkt sich auf so speziell römische Verhältnisse, daß es für den ethischen Unterricht unergiebig bleibt. Ebenso steht es mit den Angriffen gegen Caesars Tyrannei § 82 ff. und mit den bis § 96 folgenden Rechtsfällen.

Lesenswerter ist der nächste Abschnitt, der über Konflikte

Digitized by Google

des Nutzens mit der Tugend der Tapferkeit handelt. Wichtiger als das erste Beispiel, das des Odysseus, der um seines persönlichen Vorteils willen die Pflicht, mit in den Krieg gegen Troja zu ziehen, verleugnete, ist das zweite, von Regulus, das in breiter Ausführung zergliedert wird, § 99ff. Sein Vorteil gebot ihm das den Karthagern gegebene Wort zu brechen, und doch sagte ihm die Vernunft, daß das nur ein scheinbarer Gewinn sei, die Pflicht der Tapferkeit ihm vielmehr gebiete, nach Karthago zurückzukehren, um zum Wohle seines Volkes dort einen martervollen Tod zu finden. Aber war es nicht töricht von ihm, die Auslieferung der Kriegsgefangenen sogar zu widerraten? Nur in dessen Augen, der nicht versteht, daß, was für den Staat unheilvoll ist, für den einzelnen Bürger nicht nützlich sein kann. Der wahre Nutzen, wiederholt Cicero noch einmal, kann nur in dem bestehen, was der Sittlichkeit gemäß ist. Weiter werden eine Reihe Einwände eingeführt und widerlegt. Band den Regulus wirklich sein Eid? Bindet überhaupt ein Eid? Soll man etwa die Strafe des durch den Eidbruch erzürnten Juppiter fürchten? Darin sind sich doch alle Philosophen, deistische und theistische, einig, daß Zorn und Strafe mit dem Wesen der Gottheit unvereinbar ist. Und gesetzt, der Gott hätte ihn für den Meineid gestraft, hätte er ihm mehr schaden können, als Regulus sich selbst geschadet hat? Oder konnte ihn die Furcht, Unrecht zu tun, zur Rückkehr bestimmen? Aber mußte er nicht gegenüber seinem Martertode das kleinere Übel wählen? Und hat man überhaupt Eide, die dem Feinde gegeben sind, zu halten? Auf diese Einwürfe antwortet Cicero ausführlich, da in der Tat die Frage des eidlichen Versprechens ein wichtiges ethisches Kapitel bedeutet. Er weist zunächst darauf hin, daß es nicht die Furcht vor der göttlichen Strafe ist, welche dem Eide seine Kraft gibt, sondern die moralische Stärke, welche ihm innewohnt. Der Eid ist eine durch die Religion verstärkte Versicherung, und was man gewissermaßen vor Gott als Zeugen verspricht, muß man halten. Wo bliebe sonst Treu und Glauben? Ferner kann man doch nicht sagen, daß Juppiter den Regulus nicht mehr hätte schaden können, als er sich selbst geschadet hat: körperlicher Schmerz ist nicht das größte Übel, wofür ja eben Regulus das herrlichste Beispiel ist. Und das Wort von dem kleineren zweier Übel bedeutet doch nichts anderes als lieber etwas Schändliches tun als etwas Unangenehmes leiden; das Böse ist, wenn nicht das einzige (wie die Stoa will), so doch sicher das größte Übel. Endlich daß man dem Feinde sein eidliches Versprechen nicht zu halten brauche, ist unrichtig. Selbst dem Treulosen gegenüber muß man an seinem Eide festhalten, wenn er in der Absicht gegeben ist, gehalten zu werden. Freilich wird man danach Räubern gegenüber sein Wort brechen dürfen, denn sie stehen außerhalb der Menschenrechte, vom Nationalfeinde hingegen gilt dies nicht: Regulus hat seinen Eid

als Vertreter des römischen Staates geleistet. Und daß ihm gegenüber Gewalt angewendet worden wäre, so daß er gezwungen den Eidschwur geleistet hätte, ist ausgeschlossen. Daß er aber, trotzdem er die Auswechselung der Kriegsgefangenen nicht wünschte, doch die Reise zum Senat unternommen hat, entspricht einmal seiner dienstlichen Stellung, in der er sich nicht anmaßen durfte, selbständig Entscheidungen zu treffen, aber es ist dies doch auch gerade das Bewunderswerte an ihm, daß er die Gelegenheit gesucht hat, im Senate seine Meinung durchzusetzen (wozu Hor. Carm. III 5 zum Vergleich heranzuziehen ist). Wenn schließlich noch geltend gemacht wird gegen des Regulus Verfahren, ein sehr großer Nutzen mache eine Handlung rechtmäßig oder zeige vielmehr, daß sie es sei, so ist gerade umgekehrt zu urteilen: jede tugendhafte Handlung ist, eben weil sie tugendhaft ist, auch nützlich. Diese ganzen Ausführungen über die Regulustat sind so zutreffend, daß ihnen nichts hinzuzusetzen bleibt. Indem wir von den anderen geschichtlichen Beispielen für Konflikte des Nutzens und der Tugend der Tapferkeit absehen, beachten wir nur noch, wie § 113 ff. von Cicero über den Falscheid eines der zehn von Hannibal nach der Schlacht bei Cannae an den Senat geschickten Kriegsgefangenen erzählt wird und richtig geurteilt wird: fraus astringit, non dissolvit periurium, woran dann noch eine Bemerkung über den Eindruck des Verhaltens des Senates auf Hannibal geknüpft wird. Ein letzter Abschnitt endlich, der dem Thema des Konflikts des Nutzens mit der Tugend der Mäßigkeit gilt, beschäftigt sich nur mit Epikur, dessen Glückseligkeitslehre als mit der Moral unvereinbar bekämpft wird; der sinnliche Genuß könne nur die Würze des Lebens bilden, nimmermehr aber Selbstzweck sein und müsse durch die Tugend der Selbstbeherrschung gezügelt werden.

Wir haben bei der Analyse der Ciceronischen Schrift von den Einleitungen abgesehen, deren nach der Weise des Verfassers jedes Buch eine besitzt und die Gedanken allgemeinerer Art entwickeln. Von ihnen handelt die erste von der Verbindung der Philosophie mit der Beredsamkeit, die bei den Griechen unbekannt sei und die in die römische Literatur eingeführt zu haben Cicero als sein Verdienst in Anspruch nimmt, worauf er das Thema der vorliegenden Schrift in seiner allgemeinen Bedeutsamkeit wie in seiner Beziehung auf das jugendliche Alter seines Sohnes, dem er sie widmet, und auf seine eigene autoritative Stellung begründet. Interessanter ist die Einleitung zum II. Buche, in welcher er einmal sich ausspricht über seine philosophischen Studien, deren Wert und Bedeutung gerühmt wird, und seine philosophische Schriftstellerei, welche ihm Erholung und Trost für die ihm durch die politischen Ereignisse unterbundene staatsmännische Tätigkeit bedeute, und sodann den Probabilismus der neueren Akademie rechtfertigt. Auch die dem III. Buche voraufgeschickte Einleitung

Digitized by Google

führt aus, daß die traurigen politischen Verhältnisse ihn zu der Beschäftigung mit der Philosophie veranlaßten, und zieht einen sehr schönen Vergleich zwischen des Afrikanus unfreiwilliger und seiner erzwungenen Muße und zwischen der Seelenstärke und Geisteskraft des großen Römers, der zu wissenschaftlicher Tätigkeit sich selbst genügte, und sich und seinem Bedürfnis der Aussprache und Mitteilung. Reich an belehrenden und anregenden Gedanken sind alle drei Einleitungen, sie sollten bei einer Lektüre der Schrift im Unterricht nicht übergangen werden.

So enthalten die Offizien eine ganze Reihe wertvoller Anweisungen zum sittlichen Verhalten und zu einem auf die höheren Zwecke des Daseins gerichteten Leben im Dienste der Mitwelt. Aber was dieser Lektüre besonderen Wert verleiht, ist die Darstellung des Lehrgebäudes der Stoa, der Versuch die sittlichen Pflichten aus dem vernünftigen Denken abzuleiten. So wird das Nachdenken des Lesers auf die Motive des sittlich Guten gelenkt. Wir bleiben nicht bei dem „du sollst" der Ethik stehen, sondern erhalten auch Antwort auf die Frage: „warum soll ich?" Die christliche Lehre antwortet ja auch auf sie und sagt: Wir sollen aus Furcht vor Gott und aus Liebe zu ihm seine Gebote halten, und das Neue Testament im besonderen lehrt uns unser Leben als eine Nachfolge des Urbildes wahrer Sittlichkeit, Christi, zu gestalten. Aber es dürfte in unserer kritisch gerichteten Zeit doch eine wertvolle Mitgift für unsere Schüler sein, wenn ihr Augenmerk auf die vernunftgemäße Herleitung der sittlichen Gebote gerichtet wird und ihre feste Verankerung in den Vernunftgesetzen ihnen aufgedeckt wird. Eine Gefahr für die christliche Ethik kann darin nicht gefunden werden, im Gegenteil strahlt das Evangelium in um so hellerem Licht, je deutlicher seine sittliche Überlegenheit über die heidnische Lehre hervortritt. Anderseits findet eine Reihe für die Lebensgestaltung bedeutsamer Fragen, die im Evangelium kaum berührt werden, durch sie Aufhellung. Und es ist auch ein unleugbarer Vorzug der Ciceronischen Pflichtenlehre, daß in ihr nicht das starre stoische System Ausdruck findet, sondern daß es die media officia sind, mit denen sie es zu tun hat, d. h. das sittliche Verhalten nicht des vollkommenen Weisen, sondern des nach Vollkommenheit strebenden Menschen. Im Vordergrund dieser Ethik stehen die Pflichten, welche der Mensch gegen andere zu erfüllen hat; kaum gestreift werden unsere Verpflichtungen gegen die Gottheit, stark zurücktreten die Pflichten des einzelnen gegen sich selbst. Während die erste Kardinaltugend, die auf Erkenntnis der Wahrheit gerichtet ist, höchst dürftig behandelt wird, ist für die fortitudo und temperantia hauptsächlich unser Verhalten gegen den Nächsten in Betracht gezogen, das für die iustitia allein in Rede steht. So leidet dieses philosophische System an einer gewissen Einseitigkeit, und seine Ethik bedarf vielfacher Ergänzung. Aber es ist an sich nicht schade, daß Cicero gerade die

Digitized by Google

Seite der Ethik, die für das praktische Leben in der Tat von der allergrößten Bedeutung ist, vorzugsweise behandelt, und für die Unterweisung der Jugend ist die Erziehung zu den gesellschaftlichen Tugenden um so wichtiger, als gerade unserer Zeit die Abkehr von einem schrankenlosen Individualismus und die Stärkung des Bewußtseins der sittlichen Pflichten gegen die Gesamtheit, der sozialen Tugenden besonders not tut. Auch aus diesem Grunde ist die Lektüre der Schrift de officiis von hohem Wert für die Jugend der Gegenwart.

Sollen wir zum Schluß dieser Ausführungen noch eine Zusammenstellung ihrer lesenswertesten Abschnitte geben, so würden es folgende Partien sein, die nach der obigen Analyse des Gedankenganges und der didaktischen Würdigung des einzelnen vorzugsweise für die Klassenlektüre in Betracht kommen: aus Buch I Kap. I § 1—II § 6 (Widmung und Thema), II § 7—III § 10 (Vorfragen der Pflichtenlehre), IV § 11—V § 17 (Begründung der Tugendlehre und die Kardinaltugenden), VI § 18—§ 19 (veri cognitio), VII § 20—XIII § 41 (iustitia), XIV § 42—XVIII § 60 (beneficentia ac liberalitas), XVIII § 61—XXVI § 92 (elatio animi) — also bis hierher ohne Auslassungen, dann Kap. XXVIII § 98—XXX § 106 bzw. XXXI § 114 (temperantia), wohl auch XLIII § 152ff. Aus dem II. Buche: Kap. I § 1—II § 8 (Einleitung), III § 9—10 (das Thema des Buches), IX § 31—XII § 43 (gloria). Endlich aus dem III. Buche: Kap. I § 1—II § 6 (Einleitung), III § 11—VII § 34 (das Thema: utile und honestum), VIII § 35—XIV § 60 (Konflikte des utile und honestum), XXVI § 97—XXIX § 108, XXX § 110 bis XXXI § 111, XXXII § 113—115 (Regulus u. ä.). Die Begründung dieser Auswahl aus der Offizienlektüre enthalten die ganzen vorangegangenen Darlegungen.

Neubrandenburg. P. Dörwald.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Wilhelm Knoegel, Berufliche Streifzüge. Gotha 1910, F. A. Perthes. 124 S. 8. brosch. 2,50 ℳ.

Das Buch enthält 9 Aufsätze und Reden, die, aus der Berufstätigkeit des Verfassers als Gymnasiallehrer hervorgegangen, zunächst den Fachgenossen gelten und sich der Wissenschaft dienstbar machen. Regen sie doch zum Privatstudium nicht weniger an, als sie sich im Unterricht verwerten lassen. Von den ersten 4 eröffnen je 2 interessante Blicke in die neuere deutsche Geschichte und in die neuere deutsche Literatur. Sie sind, wie auch die folgenden 5, bereits in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht worden, mithin insgesamt so gehalten, daß sie sich zugleich an ein größeres Publikum wenden und innere Teilnahme an den behandelten Dingen da erwarten dürfen, wo neben der Beschäftigung mit geschichtlichen und literaturgeschichtlichen Fragen gern gepflegte Beziehungen zum klassischen Altertum vorhanden sind. Denn unter den 5 Abhandlungen, für die dieses den Stoff hergegeben hat, fällt selbst die vierte (Nr. VIII: zur lex Meinekiana) aus dem Rahmen nicht heraus. Sind doch Horaz' Oden, „die Lieblinge unserer alten Herren", einst „Gegenstand ihrer künstlichen Andacht" gewesen, ehe sie den Schulstaub von ihren Füßen schüttelten.

Es mag gleich hier bemerkt sein, daß Knoegel in Nr. VII: Was lernen wir aus Horaz für die Gegenwart? in interessanten, absichtlich starke Punkte aufsetzenden Ausführungen sich über die Vorzüge der Horazlektüre für unsere Primaner verbreitet hat. Da er dabei nicht den Anspruch erhebt, über diesen lyrischen Dichter, dem es am Besten von dem, was einen solchen auszeichnet, nämlich an Unmittelbarkeit und Tiefe der Empfindung, fehlt, selbständige und neue Gedanken vorzutragen, so sei derjenige, dessen besonderes Unterrichtsfach von seinen schon in einer Gymnasialvereinsgruppe entgegengenommenen Darlegungen getroffen wird, auf diese hierdurch eben nur hingewiesen. Daß die Lektüre ge-

Digitized by Google

rade des Venusiners für die Schule, die sich zu kluger Zügelung der Phantasie und sorgsamer Wahl und Feile besonders auch im Ausdruck anzuleiten gedrungen fühlen muß, nach wie vor in Betracht kommt, ergibt sich schon aus der allgemeinen Wertschätzung, die ihm bei der Feststellung der zu lesenden Schriftsteller immer wieder zuteil wird. Niemand wird bestreiten, daß er willkommene Gelegenheit bietet, vom Wesen des Dichters und gewissen literarischen Typen zu sprechen, und selbst zu Goethe und Schiller in mancher Hinsicht überleiten kann, noch auch, daß er u. a. eine Beleuchtung der Begriffe „naiv" und „sentimentalisch", desgleichen der beiden Arten der Satire und der poetischen Causerie ermöglicht. Wenn die epistula ad Pisones wirklich so selten die Schüler beschäftigt, wie der Verfasser annimmt, so ist hier Wandel zu schaffen; die „Goldsprüche des unschätzbaren Werkes" zum mindesten verdienen es, daß ihnen diese und jene sonst gelesene oder wohl gar gelernte Ode zum Opfer gebracht wird. Überhaupt sollten bei Befolgung der amtlichen Anordnung das „Auswendiglernen einzelner lat. Oden" und das „gelegentliche Auswendiglernen von Stellen aus deutschen Dichtungen" im richtigen Verhältnis zueinander stehen und über dem trefflichen Horaz nicht vergessen werden, daß wir selber auch noch einen Klopstock haben, neben dem interpres naturae humanae den alles zu Geist machenden musikalischen Dichter, dessen hehrer Beruf an keinem verloren ist, für dessen Herz es ein sursum crescere gibt. Hier ließe sich vielleicht unter Verwendung der sonst beanstandeten „Medizinlöffelmethode" eine Änderung schaffen, um nicht angesichts des „überwuchernden Sprachunterrichts" eine am Ende gar berechtigte Kritik an „unnatürlichem Zwang" und „seelischer Bedrückung" der nicht mehr in Knabenschuhen einhergehenden jungen Leute herauszufordern (vgl. Prof. Dr. Keesebiter, Schulfragen im Feuilleton der Vossischen Zeitung vom 18. 1. 1910). Natürlich soll durch diese Bemerkungen der ausgesprochenen persönlichen Vorliebe für Horaz, wo sie auch über die Schule hinaus vorhanden ist, kein Dämpfer aufgesetzt werden. Die sie sich erhalten haben, erfahren unter Nr. VIII im Anschluß an zwei Bonner Programme Elters vom Jahre 1906 und 1907 (s. auch Wochenschrift f. klass. Philol. 1909, Nr. 48, Sp. 1315), daß in der Bestimmung der Oden, zu Leier und Flöte gesungen zu werden — hat doch der Dichter sein carmen saeculare selbst dirigiert —, der Grund ihrer strophischen Gliederung liegt. Diese ist für eine auch nur als Möglichkeit angesetzte Melodie unabweislich, mögen zehnmal „die Sachen oft mehr gedacht als gefühlt, mehr Spruchpoesie in Odenform (als wirkliche Lieder) sein und der Dichter, statt zu schwärmen, uns nur sagen, daß er schwärme" (Th. Birt. Eine römische Literaturgeschichte in fünf Stunden S. 113ff.). Der geistreiche und von feinem Stilgefühl geleitete Dichter kann in der Tat nicht übersehen haben, daß die drei einzigen im ersten

Digitized by Google

Asklepiadeischen Maße geschriebenen, zur Buchform gehörigen Widmungs- und Geleitgedichte (I 1. III 30. IV 8) nicht melisch, sondern rezitativ zu halten waren, womit denn freilich dem sog. Meinekeschen Gesetze von der Teilbarkeit der Zeilenzahl durch 4 eine natürliche Grenze seines Geltungsbereiches gezogen ist. Wenn III 30, „trotz aller Pracht der Strophen nuda oratio“, keine Sinnstrophen bietet und daher dem genus lyricum abzusprechen ist; wenn IV 8, eine Epistel, aber keine Ode, auf Tetraden zu verzichten hat: so ist I 1 zwar ein aus 8 Strophen (v. 3—34) bestehendes, als Prolog der Sammlung gedachtes äolisches Lied, das wir indessen von einer nicht lyrischen Widmung an Maecenas (v. 1. 2 + 35. 36) umgeben sehen, wie dies z. B. auch Stallbaum in seiner Tauchnitz-Ausgabe (1854) schon durch den Druck hat deutlich werden lassen.

Dem literarischen Gebiete gehört auch der Aufsatz an: Der Humor Heinrich Seidels und Wilhelm Raabes (Nr. III). Für das, was man Humor nennt, eine feste Formel zu finden, ist unmöglich. Auch Seidel beweist, daß dieser zum Teil ins Satirische übergeht, Raabe, daß bei ihm ein Abschweifen selbst zum Pessimistischen nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Es darf nur nicht die Oberhand gewinnen. Polterndes Moralisieren und beißender Spott sind natürlich dem Humoristen fremd; trockener Geist und tonloses Gemüt versperren den Zugang zu ihm. Nur die heitere und dem Witz nicht abholde Seele ist imstande, mit Jean Paul unter Tränen zu lächeln, mit Heine die lachende Träne im Wappen zu führen und der der Betrachtung zur Basis dienenden ernsten Idee so beizukommen, daß durch scherzende Darstellung die innige Teilnahme des Gemütes verhüllt erscheint (Fr. Kern, Lehrstoff f. d. deutsch. Unterr. in Prima S. 109). Die notwendigen Grundlagen des Humors: schmerzliche Lebenserfahrungen und liebevolles Interesse an der Umgebung machen ihn allein selbstverständlich noch nicht aus, selbst wenn die daneben erforderliche Sicherheit des geistigen Erkennens hinzukommt. Wer launig genug ist, in Lachen erregenden, rührenden Einfällen auch dem Widrigen des Lebens angenehme Seiten abzugewinnen oder abgewinnen zu helfen, ist eben dadurch gegen launisches Wesen gefeit, das sich über die Gründe seiner Stimmungen keine Rechenschaft zu geben weiß (vgl. Kirchner-Michaelis: Wörterbuch d. philos. Grundbegriffe). Indem der Humorist der Natur in ihren leicht übersehenen kleinen Zügen Rechnung trägt, züchtigt er mit Schonung und in versöhnlicher Weise und kommt damit — denn es steckt ein Stück Didaktiker in ihm — in stillen Weihestunden dem nach Höherem lechzenden Gemüte zu Hilfe (L. Wachler, Vorles. üb. d. Gesch. d. deutsch. Nationalliteratur II S. 280 f.), und mag er sich nach Knoegel als Großgrundbesitzer präsentieren oder nur sein liebevoll gepflegtes Gärtchen bewirtschaften, jedenfalls bleibt bestehen, was Seidel

Digitized by Google

selbst einst dem Verfasser schrieb: Es gibt große und kleine, dicke und dünne, süße und saure Humoristen. Zugegeben, daß er vielfach in seinen Erzählungen Gestalten hinstellt, deren Humor nur der Ausfluß ihrer eigenen Natur ist, ohne daß er uns, wie Raabe, zwingt, sie mit seinen Augen zu sehen und aus seinem Geiste zu erfassen: wer solchermaßen inneres Verständnis für den Humor hat, darf, ist er zumal ein so erfindungsreicher Plauderer wie der weiland fast schlechteste Schüler des Schweriner Gymnasiums, sicher als Humorist in Anspruch genommen werden. Nur diesen freilich in ihm zu sehen, ist ebenso verfehlt, wie es berechtigt erscheint, wenn er sich dagegen wehrte, sich von seinem „mit schroffer Einseitigkeit“ verfahrenden Kritiker (Knoegel) „das literarische Genick umdrehen“ zu lassen. Allerdings gibt es je nach Veranlagung, Temperament und selbst Vererbung verschiedene Schattierungen des Humors, wie denn auch Knoegel einen leichtblütigen und einen schwermütigen, einen mehr optimistischen und einen mehr pessimistischen, einen milden und einen strengen, sich sogar mit dem Tragischen berührenden Humor unterscheidet und neben den des tätigen Lebens bei Seidel den nachdenklich grüblerischen Raabes stellen will, einen Humor, der sich nicht mit dem glücklichen Scheine der Dinge zufrieden gibt, sondern den Zweck des Lebens darin sieht, daß es begriffen und verstanden werde, und somit zu einer vita contemplativa, einer harmonischen Auffassung des Daseins befähigt, aber freilich auch Gefahr läuft, uns für die Praxis des Lebens einer von ungetrübter Willensfrische abführenden melancholischen Stimmung auszuliefern. Auch des Humoristen Kunstanschauung ist eine *ἀρετή*, also eine *μεσότης*, etwa wie sie in Frau Aja in die Erscheinung trat, wenn diese von sich selbst berichtete: „Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, suche keine Dornen, hasche die kleinen Freuden; sind die Türen niedrig, so bücke ich mich; kann ich den Stein aus dem Wege tun, so tue ich — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum, und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut, und der Schlußstein? Der Glaube an Gott!“ — Nr. IV lenkt unsere Aufmerksamkeit auf den herrnhutischen Bubenroman: Gottfried Kämpfer von Herm. Anders Krüger, Hamburg 1906, und geht bezüglich der Absicht des als Sohn eines Geistlichen in der Herrnhuter Brüdergemeinde herangereiften Verfassers von dem scheinbaren Widerspruche aus, der darin liege, daß doch ein Roman die psychologische Entwickelung eines fertigen Menschen geben, bedeutsame Zustände des Lebens schildern oder wenigstens einen größeren Ausschnitt aus der Welt anschaulich gestalten soll. In diesem Betracht werden wir an Lessings Bubentragödie Philotas nicht zu Unrecht erinnert. Ist aber *ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων*, so kann und muß uns allerdings, zumal uns Lehrern und Erziehern, die Entwickelung eines werdenden Menschenkindes mit Interesse erfüllen, wenn wir es obendrein

Digitized by Google

in die weitverzweigten Verhältnisse einer durch Kriegsstürme bewegten Gegenwart gestellt sehen. Kompliziert ist die Natur des wenig biegsamen Helden, so daß die Erzählung dem Verfasser wie dem Leser unter der Hand zu einem Erziehungsroman wird. In dem pädagogisch wirksame Momente bietenden geordneten Unterrichte, den Gottfried auf verschiedenen Anstalten von Sexta bis Ober-Prima genießt, kommt auch ein sorgsam erwogener jugendlicher Humor — im vorigen Aufsatze leugnet Knoegel freilich, daß die Jugend Humor habe — zumal in zart behandelten, den Zögling über den Zustand der tumpheit hinausführenden Liebesszenen zu seinem Rechte. Unbewußt spielen die Kameraden des kleinen „Kämpfers" eine nicht unwichtige Rolle, indem der „Einling" nach und nach für die Lebensgemeinschaft brauchbar gemacht wird; denn „wer früh gelernt, sich seiner Haut zu wehren, trägt gern für andere sie zu Markt, in Ehren". Innerhalb der Familie stehen in Großmutter und Vater der Grundsatz individueller Erziehung und ein nach allgemeinen Gesichtspunkten geregeltes Verfahren einander gegenüber. Verschiedenheit der Anschauungen tritt auch bei Gottfrieds Lehrern zutage. Einem unter ihnen ist es gegeben, den Grundgedanken des ganzen Buches an bezeichnender Stelle zum Ausdruck zu bringen, daß man zwar zum Erzieher geboren, nicht erzogen werde, daß es gleichwohl aber durch Studium erarbeitet sein wolle, solche Jungen zu behandeln, die harte Nüsse für den bleiben, der aufs Geratewohl an ihnen herumknackt. Nur anregend und ergänzend habe man seine Schuldigkeit an ihnen zu tun, um dazu behilflich zu sein, daß sie nach eigenem Willensvermögen sich selbst bändigen lernen, und um durch Weckung des Ehrgefühls und Schärfung des Gewissens aus ihren Fehlern allmählich Tugenden werden zu lassen. Die Hauptsache aber sei, daß neben dem Gerechtigkeitsgefühl das Wahrheitsbewußtsein des Knaben heilig gehalten werde. Wie der Dichter so als Seelenkündiger vor uns steht, durch dessen Kunst den äußeren Vorgängen ein reiches Innenleben sich gesellt, dessen Ablauf uns von dem kleinen Helden mit der Überzeugung scheiden läßt, daß das nare sine cortice ihm keine zu großen Schwierigkeiten bereiten wird, hebt der Berichterstatter schon um deswillen gebührend hervor, weil auch auf die ästhetische Befriedigung hinzuweisen ist, die wir von einem Werke empfangen, in welchem ein „unverwüstlicher pädagogischer Optimismus" des Verfassers überall eine ebenbürtige Form der Darstellung gefunden hat. Menschen bilden, sei ihm, dem ehemaligen Schulmanne (meines Wissens in der badischen Herrnhuterkolonie Königsfeld und an einer deutschen Lehranstalt Genuas), ebensowohl eine erzieherische wie eine künstlerische Tätigkeit, und gerade deshalb offenbar darf der Roman auf die Teilnahme jedes Gebildeten überhaupt rechnen. Eltern zumal, so urteilt Knoegel, werden dem Buche mancherlei entnehmen, wozu sie sich durch förmliche Lehrbücher der Erziehungs-

Digitized by Google

wissenschaft kaum besser oder auch nur ebenso gut angeregt sehen.

Eine Festrede zu Kaisers Geburtstag vom Jahre 1897 (Nr. 7) erörtert, anknüpfend an die den 1. Juli 1895 erfolgte Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals, die Frage, wie es kam, daß man allmählich die Notwendigkeit einer deutschen Kriegsflotte erkannte, was man für die Ausführbarkeit des Gedankens geltend machen konnte, und welches der Abschluß der ganzen Bewegung war. Habe die Schule die Pflicht, den Zöglingen die geschichtlichen Kenntnisse zu übermitteln, die ein sachliches Urteil wenigstens anbahnen, so in erster Linie das Gymnasium, in dem man historische Bildung pflege. Diese zeigt im Banne Herder-Schillerscher Anschauungen die Gegenwart als das Ergebnis der Tätigkeit vorangegangener Geschlechter auf und stellt die großen Zusammenhänge der Dinge heraus. Die Gedankenführung des Verfassers ist auch bei diesem Streifzuge von ebenso großer Klarheit, wie er durch Wärme des Gefühls sich die Aufmerksamkeit seiner Zuhörerschaft sichert. An dem Beispiel der Franzosen und Holländer ruft er sie zu Mut und Ausdauer auf, weist das Vorhandensein des erforderlichen Schiffsbauholzes und eines brauchbaren Mannschaftsmaterials nach und will nicht länger Deutschland als den Riesen verspottet sehen, der ehedem auch Zwergen deshalb nichts anhaben konnte, weil er sich nicht rechtzeitig Wasserstiefel hatte machen lassen. Dürfe die deutsche Flotte nicht fürder „nur das Gespenst einer Flotte" sein, so bilde freilich nach wie vor das Landheer, die Schöpfung des Großen Kurfürsten, unsere beste Wehr. Staatlich-dynastische Interessen und natürliche Lebensbedingungen des Volkes blieben also heilsam miteinander verquickt, wenn Landheer und Seemacht für Kaiser und Reich Schulter an Schulter ständen.

Die Sedanansprache (Nr. II) gilt der Jahrhundertwende und den beiden Marksteinen in der Geschichte des zurückgelegten Säkulums: Leipzig und Sedan. Es werden die ursächlichen Beziehungen zwischen beiden geknüpft und die neben dem politischen Aufschwunge unsers Volkes einhergehende Wandlung in Kultur und staatlichen Anschauungen klargestellt. Gehören Wissenschaft und Kunst der Welt an, so daß vor ihnen die Schranken der Nationalität verschwinden, so haben anderseits unsere großen Dichter an der Hebung des Nationalbewußtseins kräftig mitgearbeitet und unter den neueren der philosophisch gerichtete Nietzsche den innern Zusammenhang zwischen dem Siege von 1813 und dem von 1870 zu einer Vision des gestürzten Bonaparte verbildlicht. „Dem Einwirken der gewaltigen politischen Ereignisse hat sich selbst die Schule nicht entziehen können. Im Anfange des 19. Jahrhunderts fristetete das Gymnasium, unbekümmert um alles öffentliche Leben, ein beschauliches Dasein; heute, nach der Errichtung des Deutschen Reiches, drängt es die

Digitized by Google

Jugend, von dessen Einrichtungen zu hören und selbst sich im staatlichen Leben zu betätigen: diesem Drange kommt die Schule entgegen, indem sie die künftigen Führer und Leiter der Volksgenossen auf die Pflichten, die ihrer warten, hinlenkt". Derartige Erwägungen haben der ganzen Betrachtung die ihr zukommende Stätte in dem mannigfaltig anregenden Buche bereitet.

Der Vortrag: „Alte Geschichte und Gegenwart, Realpolitisches aus der Schule" (Nr. IX) beginnt mit einem Hinweis auf die Stellung, die das Gymnasium heute hat. Die sehr interessanten Ausführungen gehen im einzelnen aber ebenso gut Schulen anderer Art an, die doch auch der alten Geschichte ihr Recht nicht verkümmern noch die Brücken unbeachtet lassen, die man von ihr aus zu unsern heutigen Verhältnissen schlagen kann. Daß, wo griechische und lateinische Schriftsteller im Urtext gelesen werden, der dem Gegenstand gewidmete Raum naturgemäß größer ist, könnte nur da geleugnet werden, wo man es darauf anlegt, dem humanistischen Gymnasium seine Kreise zu stören und seine Vertreter im eigenen Hause nicht Herr sein zu lassen. Für seine Belehrungen gibt Knoegel zu, daß sie nicht unbedingt die Kenntnis der alten Sprachen erfordern, vielleicht, so fügen wir hinzu, selbst da nicht, wo man z. B. betreffs der Bedeutung des Wortes Consul zwischen den Auffassungen von Niebuhr, Mommsen, Göttling, Schwegler, Lange, Georges, Madvig, Vanizek, Walde vor Schülern eine Entscheidung treffen möchte, die es ja doch nicht gibt. Auch braucht es nicht gerade eine humanistische Anstalt zu sein, an der man die von Aristoteles und Polybius für *ὀρθαὶ* und *ἡμαρτημέναι πολιτεῖαι* gebrauchten Ausdrücke — warum tut es Knoegel nicht? — zusammenstellt. Und wenn Teile aus Perikles' Leichenrede verlesen werden sollen, so doch offenbar in deutscher Übersetzung. Die Hauptsache aber ist, daß auch dieser Vortrag des Verfassers (vom 29. 1. 1909) uns mit uns selbst über mancherlei ins Reine kommen läßt, was selbst die Kollegen vom Geschichtsfach bisher nicht alle unter diesem Gesichtswinkel betrachtet haben werden. Vieles läßt sich bei gebotener Gelegenheit und genügend vorhandener Zeit auch in den deutschen Unterricht der Prima (S. 89 Anm.) hineinnehmen, wie mir selbst kürzlich eine Stelle der siebenten Nummer dieser Streifzüge eine willkommene Handhabe dazu geboten hat. Es kommt ihrem Veranstalter vor allem darauf an, die Gegenwartswerte aus der alten Geschichte herauszuarbeiten, die sich, abgesehen von ihrer erziehlichen Wichtigkeit, für den Unterricht in Ober-Sekunda ergeben, so daß auch Widerspruch gegen Auffassungen (z. B. Harnacks) zutage tritt, die dieser praktischen Frage nicht ausreichend Rechnung tragen. Damit wird denn auch die Unterweisung in der Bürgerkunde belebt. Die zur Wissenschaft und Kunst hinführenden Linien werden angedeutet, wobei es wieder zu Berührungen mit dem kommt, dessen auch der deutsche Unterricht nicht entraten kann (vgl.

Digitized by Google

Ziehen: Anschauungsmaterial zu Lessings Laokoon und zu Goethes Italienischer Reise; dsgl. Kinzel: Die bildende Kunst im deutschen Unterricht der Prima). Kurze Striche leiten von der alten Philosophie zum Hellenismus hinüber, in dem die Wurzeln unsers Wissens in den einzelnen Fächern liegen. Die Methode des Unterrichts geht das an, was Knoegel über die „ideale Konkurrenz zwischen Lehrer und Lehrbuch" ausführt. Besonderer Beachtung empfiehlt er eine in der Provinz Hessen-Nassau bekannte, die Repetitionen betreffende Einrichtung. Daß sich bei ihr die zur Verfügung stehende Zeit als hinlänglich herausgestellt hat, will ich hier, selber zunächst zum Zweifel geneigt, kräftig unterstreichen, daneben aber auch Sätze wie: „Wir dürfen die uns gesteckten Grenzen nicht übersehen. Allzu hochgespannte Forderungen müssen wir zurückweisen. Nicht Kenntnisse um der Kenntnisse willen ist unser Grundsatz, sondern Durchbildung zur Urteilsfähigkeit".

Die Ober-Sekunda betrifft auch Knoegels Aufsatz (Nr. VI) über Ovids Fasten als Lektüre des Gymnasiums und Realgymnasiums. Was er darüber vor 10 Jahren einer Philologenversammlung vorgelegt hat, kann ich nach den Erfahrungen, die hiesige Amtsgenossen und auch ich selber gemacht habe, beinahe Wort für Wort unterschreiben, selbst wenn die von dem Verfasser vorgenommene Auswahl durch eine bessere sollte ersetzbar erscheinen (von meinen 10 Stellen stimmen nur 2 mit den seinen überein, ohne daß ich sonderlich für sie eintreten will). Der Dichter führt uns in seinem Werke in römische Geschichte und römische Anschauungen ein. Es läßt uns Blicke in die Kulturgeschichte und die Topographie der Stadt (womit sich Aufsatz V beschäftigt) tun, macht mit gottesdienstlichen Einrichtungen bekannt und vermittelt ein trotz Friedrich dem Großen (Über die deutsche Literatur, S. 218 der Lienhardschen Ausgabe in den Büchern der Weisheit und Schönheit) wünschenswertes Verständnis des allmächtigen römischen Aberglaubens (vgl. Th. Birt, Kulturgeschichte Roms S. 13 u. 92 und meine Übungsstücke zur deutschen Rechtschreibung S. 104 f.). Nach der formalen Seite kommt das Distichon in Betracht, indem „die Schüler sich nach derselben Reihenfolge in die poetischen Formen einlesen, wie sie die Entwickelung der griechischen Literatur hervorgebracht hat". Wichtig ist hier aber vor allem, daß das Werk im ganzen eine leichte und daher seitens Lernender gern betriebene Lektüre abgibt, mag man auch, wie ich vor Jahren, die Versuche mit ihm schon in Unter-Sekunda machen. Allerdings brachte ich es hier nicht auf die von Knoegel mit Recht für gut befundenen mindestens 900 Verse. Darüber sieht dieser wie ich Vergil mit seiner Äneide nicht ernstlich gefährdet; denn daß die Lektüre eines Dichters, der nicht von sich sagen konnte: quod temptabam dicere, versus erat, sondern erst alles in Prosa aufschrieb und dann das form-

Digitized by Google

lose Gold langsam in die bewährte Versform umschmolz (Birt, Eine römische Literaturgeschichte S. 117 f.), auf die Dauer leicht ermüdend wirkt, steht für mich außer allem Zweifel. Verliert er 10—15 Stunden, so wird dadurch die Statue der römischen Dichtung immer noch kein Rumpf ohne Kopf noch das Haupt des kaiserlichen Rom seines Diadems entkleidet. Greifen anderseits die Fasten in das Gebiet der Metamorphosen über, so dürfen sie neben diesen erst recht ihren Platz beanspruchen, zumal da eine so gute Ausgabe wie die Petersche zur Verfügung steht. Für das Sachliche kann das ausführlich erzählende Namenregister der alten, nicht eben berühmten Conradschen Ausgabe noch immer einigen Nutzen dem gewähren, der sich nicht mühsam alles aus größeren Werken zusammensuchen will. Natürlich bedarf heute manches in ihm der Richtigstellung. Die für die Lektüre der Dichtung geltend gemachten sachlichen Erwägungen weiß Knoegel auch in den Unterrichtsbetrieb des Realgymnasiums hinüberzuleiten. Deren Zöglinge mögen auch die Horaz-Ode I 7 (Laudabunt alii) kennen gelernt haben: sicher haben die des humanistischen Gymnasiums sie gelesen. Die einzelnen Orte hat der Römer der „Karte" entnommen, die ihm Süden oben zeigte; der Urheber des Anakreonteum *εἰς τοὺς ἑαυτοῦ ἔρωτας* (35 Mädchen aus Athen, eine ganze Reihe aus Korinth und Achaja, 2000 von Lesbos bis zum Ionerlande, Karien und Rhodos u. s. f.) geht umgekehrt von Norden nach Süden, wie auch der Deutsche, den Blick nordwärts gewendet, von seinen Reben zwischen Frankreich und dem Böhmerwalde singt. Im alten Rom hat man sich für die Stadt selbst, für Italien und den Orbis eben nach Süden — s. v. v. — orientiert, ein Ausdruck, der uns, genau besehen, noch heute im Mittelalter festhält. Der seefahrende Grieche hatte im Bären seinen unverrückbaren Pol; dem seinen Acker bauenden Römer lag die Beobachtung näher, daß die Sonne zur Mittagszeit den kleinsten Schatten wirft, während sie nicht immer an derselben Stelle aufgeht (daher denn auch die vom Griechischen abweichende Bedeutung des sinistrum und dextrum in der Augurnsprache). Die lieb gewordene Scheibenform des imperium hat ihn die Kugelgestalt der Erde vom Griechen nicht entlehnen lassen. Auch die mittelalterliche „Orientierung" setzte sich in Rom selbst nur sehr langsam durch und ist, endlich angenommen, hier bis auf den heutigen Tag geblieben: im Osten hatte man das Paradies und Christi Geburts- und Todesstätte zu suchen, daher man auch Gotteshäuser und Kanzeln gern dem Aufgange der Sonne zukehrt, der auch den Kreuzfahrern den Weg wies. Bei den Beweisstücken für diese Aufstellungen darf man natürlich Gedichte — aus nahe liegendem Grunde — nur mit Vorsicht benutzen: wir denken etwa noch an Walther: Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore und an unsere Vaterlandsgesänge: Was ist des Deutschen Vaterland? sowie „Deutschland über alles". Man darf es

Digitized by Google

Knoegel Dank wissen, daß er auch diese Dinge nach zwei Abhandlungen Elters uns ins Gedächtnis zurückruft oder dem damit nicht Vertrauten durch seine „Orientierung der Stadt Rom" mit auf den Weg gibt. So legen wir diesen Weg unter mannigfacher Belehrung an seiner Seite zurück, ein Umstand, der eine ausführlichere Anzeige seines Buches zu rechtfertigen schien.

Pankow bei Berlin. Paul Wetzel.

---

1) Edmund v. Sallwürk, Deutsche Romantik. [Diesterwegs deutsche Schulausgaben, herausgegeben von Direktor E. Keller. Band 16.] Frankfurt a. M. und Berlin 1910, Moritz Diesterweg. 248 S. geb. 1,60 *M*.

Die alte Romantik steht heut im Vordergrund des Interesses. Nachdem der Naturalismus so kläglich zu Grabe gegangen, sucht man aus ihr neue Anregung zu gewinnen, und Gelehrte wie Literaten stürzen sich mit großem Eifer auf ihre Erschließung, ja die Kandidaten des höheren Lehramts, welche sich um eine Primafakultas im Deutschen bewerben, wünschen sehr häufig ein Thema aus diesem Gebiet zu bearbeiten! Da ist es denn natürlich, daß man auch den Schülern höherer Lehranstalten Gelegenheit geben will, die Romantiker näher kennen zu lernen. Diesem Zwecke dient Sallwürks mit Sachkenntnis getroffene und kommentierte Auswahl. Eine Probe muß zeigen, wie weit man die Teilnahme der Primaner für die teilweis spröden Stoffe gewinnen kann.

Zur Einführung dient ein Stück aus Hettners vorzüglichem Buch „Die romantische Schule". Dann folgt Prosa und Poesie von beiden Schlegels, Novalis, Tieck, Wackenroder, Arnim und Brentano. „Die grundlegenden Fragmente von Fr. Schlegel wurden besonders ausführlich behandelt und von den einzelnen Dichtern möglichst solche Proben gegeben, aus denen der Charakter des Romantischen hell hervorleuchtet. Der beschränkte Umfang des Buches machte den Verzicht auf manches Stück notwendig, durch das die Schilderung der Epoche noch lebendiger geworden wäre. Dem Zweck der Sammlung entsprechend, will auch dieser Band zu den Quellen hinleiten und zu einem ernsten Studium anregen, wozu gerade die prosaischen und programmatischen Teile hervorragend geeignet sind".

2) Leben, Fehden und Händel des Ritters Götz von Berlichingen, zubenannt mit der eisernen Hand, durch ihn selbst beschrieben. Zweite Auflage. Neu herausgegeben von Robert Kohlrausch. Stuttgart o. J., Robert Lutz. 188 S. 2,50 *M*, geb. 3,50 *M*.

In vornehmer Ausstattung ist diese Modernisierung der bekannten Autobiographie der „Memoirenbibliothek" als Band 8 der 3. Reihe einverleibt worden. Durch die gute Erneuerung ist das ursprünglich recht schwerfällige Werkchen (Abdruck der

Digitized by Google

Originalausgabe in den Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur bei Niemeyer in Halle) leicht lesbar geworden, ohne daß der Hauch des Altertümlichen ganz abgestreift wäre. Die langen Sätze, bei denen man Atem und Zusammenhang verliert, sind geteilt, der Stoff ist durch Einteilung und Überschriften übersichtlich gemacht worden. Anmerkungen über die berührten geschichtlichen Ereignisse wären erwünscht gewesen. In der Einleitung ist der Ausdruck „Übertragung ins Hochdeutsche" ebenso wenig genau wie „mittelalterliche Sprache".

Friedenau. Karl Kinzel.

Willy Scheel, Bilder aus Deutsch-Ostafrika. Band 30 der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend von Hans Vollmer. Mit 9 Abbildungen und 1 Karte. Berlin 1909, Hermann Paetel. VIII u. 133 S. 8. geb. 1,50 ℳ.

Nachdem ich über des Verfassers „Deutsche Kolonien" (Berlin 1907) im 62. Jahrgange dieser Zeitschrift S. 250f. das Nötige, wie ich denke, gesagt habe, ein Lesebuch, in dem vier Aufsätze Deutsch-Ostafrika gewidmet sind, habe ich hier ein kleines Werk anzuzeigen, das in einer Reihe von Kapiteln einige Kenntnis unserer größten Kolonie unter der Jugend verbreiten möchte. Es ist bei ihm nicht auf ein leicht zu wissenschaftlicher Trockenheit verleitendes ausführliches System einer Landeskunde abgesehen, sondern naturfrische Berichte von Reisenden, Missionaren, Offizieren der Schutztruppe und der Marine bilden den Ausgangspunkt der Darstellung. Nicht übler Bilderschmuck kommt ihr zu Hilfe, freilich so, daß nicht jedem Sücke eine Illustration hat beigegeben werden können. Mit Bildern sollte in solchen Büchern nicht gespart werden; das weiß keiner so gut, wie der Verfasser selbst, dessen kleine Schrift über das Lichtbild im Unterrichte Leipzig 1908 (s. ihre Besprechung durch mich im 63. Jahrgang der vorliegenden Zeitschrift S. 44 ff.) manchen anregenden Gedanken zu der Frage überhaupt enthält. Vorführungen, wie die des Herrn Prof. Köster, zu denen sich vor einigen Monaten u. a. an einer mir bekannten Anstalt etwa 300 den Darbietungen aufmerksam folgende Schüler verschiedener Klassen eingefunden haben, tun immer von neuem dar, welches Interesse unsere Jugend den im Bilde geschauten Dingen entgegenbringt, zumal wenn ihr diese schon an sich ans Herz gewachsen sind. Zuzugeben ist dabei selbstverständlich, daß, ehe die Schüler künstlerisch Unzureichendes zu sehen bekommen, weil es an Besserem noch gebricht, lieber ganz darauf verzichtet wird. Auch die Kösterschen Bilder standen nicht alle auf gleicher Höhe, genügten jedoch im wesentlichen.

Das erste, Einführung betitelte Kapitel läßt vor allem erkennen, daß es, wie überall im Leben, so hier erst recht ohne

Digitized by Google

Kampf und Zwist beim Ausgleich der verschiedenen Kulturen nicht abgeht, daß man die Frucht der ausgestreuten Saat nicht im Augenblicke kann einheimsen wollen. Diese unsere Wanderjahre sind bisher im ganzen nur Lehrjahre gewesen, die uns instand setzen sollen, das angeeignete Gebiet in zielbewußtem Schaffen zu einem nützlichen Gliede des Vaterlandes zu machen. Langsamkeit des Fortschritts darf uns Geduld und Ausdauer nicht verlieren lassen, und diese wiederum werden uns bei der großen Entfernung der besiedelten Landesteile zwingen, auch auf unsere Schiffahrt nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte ein Auge zu werfen. Daß nicht kriegerischer Ruhm, sondern friedlicher Verkehr mit andern Völkern und lebhafte Handelsbeziehungen die uns gesteckten Ziele sind, wird mit Recht betont. „Nicht mit Zerstörungs-, sondern mit Erhaltungsmitteln wird heute kolonisiert“. Welche Zwecke das deutsche Kolonialwesen im einzelnen verfolgt, sehen wir an der Hand Dernburgscher Vorträge ebenso klar hingestellt, wie auf den großen Unterschied hingewiesen wird, der zwischen unsern Besitzungen in Westafrika und der an der Ostküste des Erdteiles gelegenen obwaltet. Seit 25 Jahren an der Arbeit, haben wir mit ihr nach und nach die Beachtung auch des Auslandes in einer Weise gefunden, die uns mit Stolz erfüllen darf.

Nach einem kurzen Überblick über die afrikanischen Kolonien der europäischen Staaten überhaupt geht die Darstellung mit S. 12 zu Deutsch-Ostafrika im besonderen über, um von Land und Leuten daselbst, der Erwerbung und den bisherigen Schicksalen unserer Kolonie, ihrer schönen Hauptstadt, den in Betracht kommenden Gegenden und Völkern bis zu den Nilquellen hin, von Bauten, Bahnanlagen und kulturellen Einrichtungen, von Industrie, Handel und Verwaltung zu erzählen. Das alles geschieht in so anziehender Weise, daß auch der Lehrer beim Unterricht das Büchlein gelegentlich wird heranziehen mögen. Eine Schlußbetrachtung: Einst und jetzt läßt unserer wackeren Schutztruppe ihr Recht widerfahren, behandelt die Frage der anscheinend nur geringen geistigen Bildsamkeit des Negers und entläßt uns mit der Hoffnung, daß alles in allem diese unsere Kolonie eine Zukunft hat. Die ihr geltende, dem Vorworte angefügte Übersichtskarte mit den in sie eingezeichneten Namen ist für den, der sie benutzt, ein bedenkliches Augenpulver und daher bei neuer Auflage durch eine größere zu ersetzen. Die elegant genannte Ausstattung genügt jedenfalls berechtigten Ansprüchen.

Pankow bei Berlin. Paul Wetzel.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Der Säemann. Zeitschrift für Jugendwohlfahrt, Jugendbildung und Jugendkunde. Leipzig, B. G. Teubner. Jahrg. 1910, Heft 1—3 (S. 1—192). Jährlich 12 Hefte zu je 4 Druckbogen. Vierteljährlich 2 *M*. Einzelne Hefte 1 *M*.

2. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur, herausgegeben von F. Frisch. Jahrg. 6, Heft 5—7 (S. 105 bis 176).

3. E. Diehl, Pompejanische Wandinschriften und Verwandtes. Bonn 1910, A. Markus und E. Weber. 80 S.

4. A. W. Grube, Charakterbilder deutschen Landes und Lebens. Neubearbeitet von R. Reinhard. Dritter Teil. Sechzehnte Auflage. Mit 32 Abbildungen und 1 farbigen Karte von Berlin. Leipzig 1910, Friedrich Brandstätter. VIII u. 718 S.

5. P. Herrmann, Island in Vergangenheit und Gegenwart. Teil 3: Zweite Reise quer durch Island. Mit 29 Abbildungen, 1 farbigem Titelbild, 1 Übersichtskarte der Reiserouten des Verfassers. Leipzig 1910, Wilhelm Engelmann. 312 S. Lex.-8. 7 *M*, geb. 8,50 *M*.

6. A. Jacoby, Die antiken Mysterienreligionen und das Christentum. Tübingen 1910, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 44 S. 0,50 *M*, geb. 0,80 *M*. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, Reihe 3, Heft 12.)

7. A. Müller, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. Leipzig 1910, G. Freytag. 141 S. 1,80 *M*. (Für höhere Mädchenschulen.)

8. Chr. Ostermanns Lateinisches Übungsbuch. Ausgabe für Reformschulen. Ausgabe C, bearbeitet von H. J. Müller und G. Michaelis. Zweite Auflage mit 3 Karten. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VIII u. 360 S. geb. 3 *M*.

9. P. Pachaly, Der Religions-Unterricht für höhere Mädchenschulen, Studienanstalten, Lyzeen und höhere Lehrerinnen-Seminare. Erster Teil: Biblische Geschichte. Mit 2 Karten und 21 Abbildungen. Leipzig 1910, G. Freytag. 376 S. geb. 3,60 *M*.

10. Scriptor Latinus (nova „Civis Romani" series). Menstruus ad linguam Latinam nostrae aetatis rationibus adaptandam commentarius. Annus 8, numeri 1—4. Redactor: V. Lommatzsch, editor: H. Lüstenöder, Franckfurti ad Moenum. Ganzjährig 4 *M*.

11. W. Vogelsang, Neues und Altes über Staatsbürgerliche Erziehung. Gedruckt bei E. Bertelsmann in Gütersloh 1910. 20 S. Geschäftsstelle: Köln, An der Bollmühle 8, Dr. Fritz Raeder.

12. H. Walsemann, Pädagogische Quellenschriften. Teil II. Hannover-List 1910, Carl Meyer (G. Prior). VIII u. 324 S. 2,40 *M*, geb. 3 *M*.

13. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1910, B. G. Teubner. geb. 1,25 *M*.

a) G. Anselmino, Das Wasser. Experimentalvorträge. Mit 44 Figuren. 122 S.

b) E. Vischer, Der Apostel Paulus und sein Werk. 143 S.

c) M. David, Körperliche Verbildungen im Kindesalter und ihre Verhütung. Ein Mahnwort an Eltern, Lehrer und Erzieher. Mit 26 Abbildungen. 110 S.

d) R. Gaupp, Psychologie des Kindes. Zweite Auflage mit 18 Abbildungen. 163 S.

Digitized by Google

14. Sammlung Goeschen. Leipzig 1910, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. geb. 0,80 *M.*

a) R. Pilger, Die Stämme des Pflanzenreichs. Mit 22 Abbildungen.

b) G. Schott, Physische Meereskunde. Mit 39 Abbildungen (davon 8 lithographischen Tafeln). Zweite Auflage. 143 S.

15. Freytags Hilfsbücher für den deutschen Unterricht 1910.

a) P. Rosegger, Ausgewählte Erzählungen. Herausgegeben von R. Latzke. Band I: 120 S. geb. 1 *M.* Band II: 124 S. geb. 1 *M.*

b) P. Rosegger, Erzählungen. Herausgegeben von R. Latzke. 2 Bände. Mit 1 Titelbild. 120 u. 124 S. geb. je 1 *M.*

c) P. Rosegger, Peter Mayr, Der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. Herausgegeben von R. Latzke. Mit 1 Titelbild. 298 S. geb. 1,80 *M.*

d) F. G. Klopstock, Die Bardiete. Herausgegeben von R. Kunze. 223 S. geb. 1,25 *M.*

e) H. v. Kleist, Michael Kohlhaas. Herausgegeben von R. Findeis. 139 S. geb. 0,75 *M.*

f) J. J. David, Der Übergang. Herausgegeben von R. Latzke. 180 S. geb. 1,20 *M.*

16) K. Böddeker, H. Bornecque, R. Erzgraeber, (Französisches) Übungsbuch für höhere Mädchenschulen. Teil I: Klasse IV. Leipzig 1911, G. Freytag, 108 S geb. 1,50 *M.*

17. K. Böddeker, H. Bornecque, R. Erzgraeber, Französische Schulgrammatik (für höhere Mädchenschulen). Leipzig 1911, G. Freitag. 143 S. geb. 2 *M.* — Dasselbe, Ausgabe mit einem Anhang für Lateinanstalten. Ebendaselbst 1910. 149 S. geb. 2 *M.*

18. A. Biese, Deutsche Literaturgeschichte. Erster Band: Von den Anfängen bis Herder. Mit Proben aus Handschriften und Drucken mit 36 Bildnissen Dritte Auflage. München 1910, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. X u. 640 S. geb. 5,50 *M*, Halbfranz 7 *M.*

19. Commentationes Aenipontanae. Ed. E. Kalinka et A. Zingerle. V.

a) L. Siegel, Imperfekt audibam und Futur audibo.

b) A. Vonach, Die Berichte des Photios über die 5 älteren attischen Redner. Ad Aeni Pontum 1910, in aedibus Wagnerianis. 76 S.

20. P. Mehlhorn, Kirchengeschichte für höhere Schulen. Neunte Auflage. Leipzig 1910, Johann Ambrosius Barth. 104 S. geb. 1 *M.*

21. P. Mehlhorn, Das Band unserer fortdauernden Gemeinschaft. Rede. Ebendaselbst. 10 S. 0,30 *M.*

22. P. Mehlhorn, Rechenschaft von unserm Christentum. Ein Büchlein für Konfirmandenstunden und stille Stunden daheim. Vierte Auflage. Leipzig 1910, Johann Ambrosius Barth. 120 S. geb.

23. Sedlmayer-Scheindlers Lateinisches Übungsbuch für die oberen Klassen der Gymnasien. Herausgegeben von H. St. Sedlmayer. Fünfte Auflage. Wien 1910, F. Tempsky. 224 S. 2,50 *K*, geb. 3 *K*.

24. Steiner-Scheindler, Lateinisches Lese- und Übungsbuch. Erster Teil. Herausgegeben von R. Kauer. Achte Auflage. Wien 1910, F. Tempsky. 140 S. 1,50 *K*, geb. 2 *K*. — Dasselbe, zweiter Teil. Sechste Auflage. Ebendaselbst. 231 S. 2,50 *K*, geb. 3 *K*.

25. H. Weber, Encyklopädie der elementaren Algebra und Analysis. Mit 40 Figuren. Dritte Auflage. Leipzig 1909, B. G. Teubner. XVIII u. 532 S. geb. 10 *M.* (Encyklopädie der Elementar-Mathematik von H. Weber u. J. Wellstein in 3 Bänden.)

26. Weill's Graphisches Heft. I. Mathematik, Naturwissenschaften. Fünfte Auflage. Gebweiler 1910, J. Boltze. 1 *M.*

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die Hypsipyle des Euripides.

Durch die während der letzten fünf Jahre in Ägypten gemachten Papyrusfunde ist vor allem unsere Kenntnis auf dem Gebiete des attischen Dramas wesentlich bereichert worden. Die glückliche Entdeckung Lefebvres vom J. 1905 hat uns 550 Verse aus den Ἐπιτρέποντες, 330 aus der Περικειρομένη und 340 aus der Σαμία des Menander beschert[1]), und im 6. Band der Oxyrhynchos-Papyri (London 1908) haben Grenfell und Hunt einen verhältnismäßig großen Teil einer uns bisher nur durch wenige Bruchstücke bekannten Tragödie des Euripides, der Hypsipyle, veröffentlicht. Die neugefundenen Verse dieses Stückes — es sind etwa 300 vollständige, und sie machen ungefähr den fünften Teil des ursprünglichen Dramas aus — verteilen sich zum Glück so auf den ganzen Gang der Handlung, daß diese sich darnach mit einiger Sicherheit rekonstruieren läßt. Es ist der Zweck der folgenden Zeilen, auf Grund der neuen Fragmente und nach Maßgabe der bisherigen Forschung ein Bild von dem Aufbau des wiedererstandenen Dramas zu entwerfen.

Die Hypsipyle gehört, wie wir aus dem Scholion zu Arist. Fröschen 53 wissen, der letzten Zeit des Dichters an, sie wurde also um das Jahr 409 zuerst an den großen Dionysien in Athen aufgeführt. Der Stoff des Stückes ist der Jasonsage entnommen; jedoch zeigt er einige auffallende Abweichungen von der gewöhnlichen, von Euripides vor allem in der Medea befolgten Form der Sage. Jason selbst wird nur flüchtig erwähnt, von der Medea ist überhaupt keine Rede; an ihre Stelle ist gewissermaßen Hypsipyle getreten, deren Vorgeschichte wir teils aus

[1]) Zu den bekannten Bearbeitungen der Verse durch Robert (vgl. Bd. 63 S. 139 ff. dieser Zeitschr.) sind in letzter Zeit noch die Ausgaben von A. Körte und von Sudhaus hinzugekommen.

anderen Schriftstellern, wie Apollonius Rhodius, Apollodor und Hyginus, teils aus dem Drama selbst erfahren. Sie ist die Tochter des Königs Thoas von Lemnos und die Enkelin des Dionysos und trifft mit Jason, der auf der Fahrt nach Kolchis auf Lemnos landet, gerade zu der Zeit zusammen, als die Lemnierinnen, von der der Insel zürnenden Aphrodite verblendet, durch plötzlichen Überfall alle Männer der Insel getötet haben. Nur Hypsipyle hat ihren Vater durch eine List gerettet. Die auf Lemnos landenden Argonauten werden von den Frauen als willkommener Ersatz der getöteten Männer sehr freundlich aufgenommen und bleiben längere Zeit auf der Insel. Hypsipyle selbst wird Jasons Gattin und empfängt von ihm zwei Söhne, Thoas und Euneos. Bei der Weiterfahrt nach Kolchis nimmt Jason nach der Darstellung des Euripides die beiden kleinen Söhne, nicht aber die Gattin mit[1]). Bald darauf erfahren die Lemnierinnen die Rettung des Königs. Dieser wird nach der sonstigen Sage noch nachträglich getötet; bei Euripides aber durch die Hilfe des Dionysos, seines Vaters, am Leben erhalten. Die Tochter des Königs muß vor dem Zorn ihrer Landsmänninnen fliehen, an der Küste wird sie von Seeräubern ergriffen und als Sklavin an den König Lykurgos von Nemea in Argolis verkauft. Jason stirbt nach der von Euripides im Drama zu Grunde gelegten Sage, wie es scheint, schon im Kolcherlande, die beiden Söhne werden von Orpheus, einem Teilnehmer des Zuges, nach Thrazien gebracht, wo der Sänger den Euneos im Citherspiel, den Thoas im Gebrauch der Waffen unterrichtet. Von Thrazien führt der Großvater Thoas die zu Jünglingen herangewachsenen Enkel nach Lemnos zurück. Von hier ziehen sie aus, um die Mutter zu suchen, und gelangen auf dieser Fahrt nach Nemea zum Lykurgos, bei dem Hypsipyle als Sklavin und als Wärterin des Archemoros, des kleinen Sohnes des Lykurgos und seiner Gattin Eurydike, dient.

An dieser Stelle setzt die Handlung des Dramas ein, und es ist nach der Vorfabel von vornherein wahrscheinlich, daß das Verhältnis zwischen Mutter und Kindern und die schließliche *ἀναγνώρισις* beider eine wichtige Rolle spielen wird. Den Hintergrund der Bühne bildet wie gewöhnlich im Drama ein Königspalast, hier also das Haus des Lykurgos; in der Mitte sieht man das Hauptportal, rechts und links einen Nebeneingang. Eine Szenenänderung findet im Verlauf des Stückes nicht statt.

Die Handlung beginnt nach euripideischer Weise mit einem Prolog, der die Exposition gibt. In der Regel besteht der Prolog

---

[1]) Dies ergibt sich aus den Worten des Euneos (Fr. 64) *Ἀργώ με καὶ τόνδ' ἤγαγ' ἐς Κόλχων πόλιν.* Grenfell und Hunt, sowie der 2. Herausgeber, van Herwerden, schreiben allerdings *ἐς Ἰωλκὸν πόλιν*; aber die Überlieferung ist von Robert im Hermes 44 S. 376 ff. und von Wecklein in den Münchener Sitzungsberichten, philosoph.-philol. Klasse, 1909 mit Rech verteidigt worden.

Digitized by Google

bei Euripides bekanntlich nur aus einem Monolog, aber in unserm Stücke umfaßt er, wie in der Andromache, den Troades, der Helena und der Elektra, drei Teile, einen jambischen Monolog, einen Dialog und einen Einzelgesang[1]. Hypsipyle, ihren Pflegebefohlenen, den kleinen Archemoros, an der Hand, tritt aus einem der Seiteneingänge des Palastes auf die Bühne und spricht den Monolog, in dem sie, von ihrem Stammvater Dionysos anhebend — die Eingangsverse waren auch früher schon bekannt —, ihre Liebe zu Jason, die Folgen dieser Liebe und ihr späteres trauriges Geschick dem Publikum berichtet. Darauf entfernt sie sich, um mit dem Kinde zu spielen, nach rechts hin in die Nähe des Palastes, so daß sie auf der Bühne nicht mehr sichtbar ist. Jetzt treten von links her die beiden Jünglinge Thoas und Euneos auf; in einem Zwiegespräche geben sie ihre Person und ihr Vorhaben zu erkennen, bewundern den stattlichen Palast und klopfen schließlich an die Tür des Hauptportals. Auf das Pochen erscheint Hypsipyle, unterwegs noch dem Kinde zuredend, von neuem und fragt nach dem Begehr der Jünglinge. Diese bitten um Herberge für die Nacht; als sie aber hören, daß der Hausherr eine Reise unternommen habe und statt seiner Eurydike im Hause walte, halten sie es nicht für recht, dieser zur Last zu fallen, und wollen weiterwandern. Erst auf Zureden der Sklavin entschließen sie sich, die Herrin aufzusuchen, und werden von Hypsipyle in das Haus eingelassen. Letztere bleibt auf der Bühne zurück und singt ein dem Kinde geltendes Einzellied, das vom Geräusch der *κρόταλα* unterbrochen wird, ein Umstand, der den Spötter Aristophanes zu einer Parodie in seinen Fröschen (V. 1305 f.) reizte.

Nach Beendigung des Gesanges folgt der Einzug des aus nemeischen Frauen bestehenden Chores in die Orchestra. In dem Einzugsliede, das übrigens wieder von einer lyrischen Partie der Hypsipyle unterbrochen wird, offenbart sich der Chor als Freund der in der Fremde dienenden Königstochter; er verkündet ihr das Herannahen des Adrastos, der an der Spitze eines Heeres seinen Schwiegersohn Polyneikes nach Theben zurückführen wolle, und sucht sie zugleich in zarter Weise durch das Beispiel anderer aus der Heimat vertriebener Frauen; der Europa und der Jo, zu trösten, freilich ohne großen Erfolg; denn Hypsipyle erwidert zum Schluß:

τίς ἂν ἢ γόος ἢ μέλος ἢ κιθάρας
ἐπὶ δάκρυσι μοῦσ᾽ ἀνοδυρομένα
μετὰ Καλλιόπας
ἐπὶ πόνους ἂν ἔλθοι;

---

[1]) Diese Dreiteilung hat meines Erachtens N. Wecklein a. a. O. S. 16 ff. erwiesen.

Mit dem zweiten Akt, dem ersten Epeisodion, beginnt die Schürzung des dramatischen Knotens. Der Seher Amphiaraos tritt als Vertreter des argivischen Heeres, das selbst keinen Teil an der Handlung nimmt, auf und bittet die Hypsipyle, ihm fließendes Wasser zu zeigen, damit das Heer vor dem Überschreiten der Landesgrenze das Diabaterienopfer darbringen könne. Hypsipyle kennt eine nicht allzu weit entfernte Quelle, weiß aber, daß in deren Nähe ein von den Hirten gefürchteter Drache haust. Amphiaraos läßt sich jedoch durch die ihm vorgestellte Gefahr nicht schrecken und dringt so lange mit Bitten in die Hypsipyle, bis diese ihm willfahrt und sich mit dem Seher und dem Knaben nach der Quelle zu entfernt. Dadurch, daß sich Hypsipyle mit dem ihr anvertrauten Kinde in Gefahr begibt, ladet sie eine tragische Schuld auf sich, freilich nur eine leichte, weil sie in edler Absicht handelt und außerdem die ganze Größe der Gefahr nicht überblickt. In der Zwischenpause singt der Chor das erste in einigen Versen erhaltene Stasimon, das von dem Streit des Tydeus und Polyneikes in der Vorhalle des Königspalastes in Argos und von der Vermählung der beiden Helden mit den Töchtern des Adrastos handelt.

Plötzlich kommt Hypsipyle unter lautem Wehklagen von der Quelle zurück. Schreckliches ist geschehen. Der kleine Archemoros, den seine Wärterin vorsorglich eine Strecke weit von der gefährlichen Quelle zurückgelassen hatte, ist trotzdem gerade hier von dem Drachen überfallen und umschlungen worden. Freilich hat Amphiaraos alsbald das Ungeheuer getötet, aber er ist zu spät gekommen, um das Leben des Kindes noch retten zu können. Weder Hypsipyle noch der Chor weiß einen Ausweg aus der bösen Lage, die der Tod des Kindes für seine Wärterin geschaffen hat. Soll sie die Flucht ergreifen? Diesen naheliegenden Gedanken verwirft sie; denn sie kennt die Wege nicht und muß den Einwand des Chores *οὐκ ἔστιν ὅστις βούλεται δούλους ἄγειν* als berechtigt anerkennen. Sie vermag keinen entscheidenden Entschluß zu fassen.

Nach einem nicht erhaltenen Chorliede folgt mit dem 3. Epeisodion der 3. Akt, der uns auf die Höhe der dramatischen Verwickelung führt. Die Königin Eurydike erscheint auf der Bühne und erfährt, sei es durch Hypsipyle oder durch den Chor, das Geschehene. Von Schmerz und Zorn ergriffen, tadelt sie in harten Worten die Unvorsichtigkeit der unglücklichen Sklavin, die vergeblich auf die Ursache des Unglücks hinweist und um Gnade bittet. In der zweiten durch das — ebenfalls nicht lesbare — dritte Stasimon von der ersten getrennten Szene (also dem 4. Epeisodion) treten die Söhne der Hypsipyle in Aktion. Leider sind gerade für diese Partie die Fragmente so spärlich und so verstümmelt, daß wir zwar aus einer Erwähnung des Namens Thoas auf eine Tätigkeit der Jünglinge mit Sicherheit schließen,

Digitized by Google

aber nicht mehr sicher feststellen können, welcher Art diese Tätigkeit gewesen ist. Soviel läßt sich jedoch aus dem folgenden besser erhaltenen Teil erkennen, daß Hartungs in seinem Euripides Restitutus vorgetragene Meinung, Thoas und Euneos seien von Eurydike zu Richtern über ihre Mutter bestellt und hätten sie zum Tode verurteilt, unrichtig war; es ist ja auch an sich nicht gerade wahrscheinlich, daß die Königin über ihre eigene Sklavin ein Gericht berufen hätte. Auch die Vermutung der englischen Herausgeber, daß Hypsipyle das Mitleid der fremden Jünglinge angefleht und diese bewogen habe, den Amphiaraos zu Hilfe zu rufen, wird durch die Worte des später wieder auftretenden Sehers *εἰδὼς ἀφῖγμαι τὴν τύχην θ' ὑπειδόμην τὴν σὴν* nicht bestätigt. Der Dichter würde auch gegen seine sonstige Gewohnheit in ähnlichen Fällen den beiden Söhnen nur eine matte Rolle zuerteilt haben. Das Richtige dürfte auch hier Wecklein in der oben genannten Abhandlung erkannt haben: ein wirkungsvoller tragischer Konflikt ergibt sich, wenn wir mit ihm annehmen, daß die Söhne der Hypsipyle auf die Bitte der Eurydike und aus Dank für die ihnen zuteil gewordene Gastfreundschaft die eigene ihnen unbekannte Mutter fesseln, um sie dem Tode zu überantworten. In verschiedenen anderen Dramen des Euripides findet sich ja eine ähnliche tragische Ironie, so in den Bakchantinnen, wo Agaue ihren Sohn Pentheus in wahnsinniger Verblendung als wildes Tier zerreißt, oder im Ion, wo Kreusa ihren ihr als Säugling genommenen Sohn später vergiften will; ganz besonders weist Wecklein auf die Antiope hin, in welcher die flüchtige Antiope von ihren Söhnen Amphion und Zethos feindselig behandelt wird, bis dann die Erkennung und die Strafe der Verfolgerin Dirke eintritt. Um dieses Motives willen läßt auch wohl der Dichter in unserm Drama den Hausherrn Lykurgos in der Fremde weilen.

Vielleicht dürfen wir uns den Verlauf der Szene so vorstellen, daß Hypsipyle nach ihrer Verurteilung durch Eurydike zu einem Altar flüchtet, daß sie von diesem durch irgend eine Vorspiegelung weggelockt wird und dann die Fesselung durch die Söhne eine weitere Flucht unmöglich macht.

So ist denn die Tochter des Thoas auf dem Höhepunkt des Unglücks angelangt: die eigenen Söhne sind im Begriff, sie zum Tode zu führen. Nun aber folgt, nachdem der Chor in dem leider wieder ganz verstümmelten vierten Stasimon den Dionysos gepriesen und zu Hilfe gerufen hat, im vierten Akt (= 5. Epeisodion) der Umschwung, den Amphiaraos herbeiführt. Der Seher, der noch eben zur rechten Zeit erscheint, versteht es durch gütige und kluge Worte der Eurydike den Tod des Kindes als eine Schickung der Götter darzustellen und ihren Zorn gegen Hypsipyle zu besänftigen, so daß sie diese begnadigt. Ihr Schmerz über den Verlust wird dadurch gemildert, daß ihr der Seher ein feierliches

Digitized by Google

Begräbnis ihres Sohnes verspricht und an das Begräbnis die Stiftung der Nemeischen Spiele knüpft, die das Gedächtnis des Archemoros für alle Zeit erhalten sollen.

Nachdem Eurydike sich entfernt und der Chor das letzte — wieder nicht erhaltene — Stasimon gesungen hat, beginnt die Exodos. Ein wichtiger Punkt harrt ja noch der Lösung: die gegenseitige Erkennung der Mutter und der Söhne. Auch diese geschieht durch Amphiaraos, der vermittels seiner Sehergabe das wahre Verhältnis zwischen Hypsipyle und den Jünglingen erkennt und es den Beteiligten offenbart. Als Bestätigung dieser Offenbarung dient eine von der Mutter einst den Söhnen in einem Kästchen zurückgelassene goldene Rebe, die jene auf ihre Wanderung mitgenommen haben und jetzt zum Vorschein bringen. Als Amphiaraos sein Werk vollbracht hat, begibt er sich, von den Danksagungen und Segenswünschen der beglückten Mutter und ihrer Söhne begleitet, zu seinem Heere, um mit diesem den Weitermarsch anzutreten, während jene sich gegenseitig ihre — für die Vorgeschichte der Handlung bedeutsamen — Erlebnisse erzählen. Aber auch der Stammvater des Geschlechts, Dionysos, soll nicht ganz ohne Einwirkung auf die Handlung bleiben. Der Gott erscheint zum Schluß des Stückes auf dem Theologeion und befiehlt dem Euneos nach Athen zu gehen, um dort der Stammvater des musikalischen Geschlechts der Euneiden zu werden, während er dem Thoas und der Mutter, wahrscheinlich wenigstens, die glückliche Rückkehr nach der Heimatsinsel Lemnos in Aussicht stellt.

So klingt die Handlung des Dramas harmonisch aus, auch dem Nationalgefühl der Athener ist durch die Sendung des Euneos genüge geschehen. Hinsichtlich der Fabel besteht einige Ähnlichkeit zwischen unserem Drama und der etwa 20 Jahre früher von Euripides gedichteten Andromache, insofern auch in diesem Stück eine asiatische Königstochter als Sklavin im Hause eines griechischen Fürsten, Neoptolemos, dient und die Nachstellungen seiner Gattin zu erdulden hat. Aber die Handlung der Hypsipyle ist unvergleichlich viel straffer, einheitlicher und besser motiviert. In der Andromache tritt die Heldin des Stückes im Verlauf der Handlung ganz in den Hintergrund, Hypsipyle dagegen hat das ganze Drama hindurch die Hauptrolle inne, und zwar eine solche, die wohl geeignet ist, die tragischen Affekte der Furcht und des Mitleids in den Seelen der Zuschauer auszulösen. Während daher die Andromache schon im Altertum als ein Werk zweiten Ranges angesehen wurde, rechnet der oben erwähnte Scholiast zu Arist. Ran. 53 die Hypsipyle zu den „schönen“ Dramen des Euripides, ein Urteil, das durch den neuen Fund durchaus bestätigt wird.

Leer. K. Busche.

Digitized by Google

Chronologisches zu Goethes Briefwechsel mit Humboldt.

Eine neue Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und den Gebrüdern Humboldt hat L. Geiger 1909 bei Bondy in Berlin erscheinen lassen. Nach der ausgesprochenen Absicht des Herausgebers soll die Ausgabe „keine kritische" sein. Bei alledem scheint mir aber doch in Geigers Datierung des Humboldtschen Briefes Nr. 5 auf den „14.? Mai 1795" das Fragezeichen einen kritischen Wert zu haben, dessen Erkenntnis auf die richtige Datierung des Briefes führt.

Humboldt dankt in diesem von Jena aus gerichteten Schreiben Goethe für die „neuliche freundliche Aufnahme". Er hat Goethe neulich in Weimar besucht[1]), war also entweder eingeladen bzw. vorher angemeldet oder unerwartet gekommen. Der Ausdruck „Aufnahme" erklärt sich bei letzterer Annahme am ungezwungensten. Jetzt bedankt sich Humboldt; also ist dies an Goethe sein erster Brief nach dem neulichen Wiedersehn. Auch Goethe hat natürlich seitdem nicht etwa schon wieder an H. geschrieben; es lag kein Anlaß vor, diesem, als er ihn in Weimar besucht hatte, gleich nach Jena einen Brief nachzusenden. Humboldt war 18 Jahre jünger; sehr selten empfing er in jener Zeit, wo seine Bekanntschaft mit Goethe noch ganz jung war, überhaupt ein Schreiben von diesem (vor dem 3. Dezember 1795 ist nichts bekannt). Hätte also Goethe diesmal in so gesuchter, auffälliger Weise die sonst gerade von ihm stets so bestimmt gewahrte Form verletzen können? Also ist unser Brief seit jenem Besuche das erste unmittelbare Zeichen des gegenseitigen Verkehres der beiden. Suchen wir nun das Datum zu ermitteln.

H. sagt, Friedrich August Wolf aus Halle, der Neubegründer der klassischen Philologie, sei jetzt gerade in Jena. Wolfs Prolegomena ad Homerum, 1794 in Halle erschienen, erregten großes Aufsehen. H. meldet an G.: „Vorzüglich aber hat es ihn" (Wolf) „gefreut, daß ich ihm gesagt habe, daß Sie Anteil an seinen homerischen Ideen nehmen".

---

[1]) Bis 3. Mai war G. selbst noch in Jena gewesen, wo er Schillers und Humboldts Gesellschaft genossen hatte. Unmittelbar nach seiner Rückkehr wird ihm H. schwerlich des Besuches halber nachgereist sein. Auch würde er G. damals krank angetroffen, ja kaum bei ihm Aufnahme gefunden und sicherlich nicht so heiteren Sinnes, wie in unserm Briefe, den Besuch später noch erwähnt haben, ohne G.s Befinden auch nur zu berühren. Das Übel begann bei diesem etwa am 12. Mai erst zu weichen. An diesem Tage wird nach sechstägiger Pause wieder an Schiller geschrieben, aber von einem inzwischen geschehenen Besuche H.s keine Silbe. Wäre also, wie Geiger mit Recht bezweifelt, H.s Brief am 14. geschrieben, so wäre ein Besuch vor dem 12. undenkbar und nachher wäre es kein „neulicher" mehr, sondern ein vorgestriger oder einer von gestern. Wo will also jemand, der das Fragezeichen auf sich beruhen läßt, die „neuliche freundliche Aufnahme" bei G. zeitlich unterbringen?

Digitized by Google

Woher weiß Humboldt, daß Goethe diesen Anteil nimmt? Aus dem Briefwechsel? Ein solcher hatte ja seit der letzten Begegnung zwischen G. und H. nicht bestanden. Konnte der letztere aber nicht vielleicht unterrichtet sein durch Schiller, dem ja Goethe so regelmäßig wie möglich zu schreiben pflegte? Aber dann vermißt man in Humboldts Brief einen Hinweis auf diese Vermittlung, z. B. „wie mir Schiller sagt“ oder ähnlich. Ein solcher Hinweis war dann unumgänglich notwendig; auf keinen Fall konnte Humboldt Goethe gegenüber einfach so tun und reden, als ob alle Briefe, die dieser an Schiller gerichtet hatte, durch stillschweigendes Einvernehmen ebensogut auch für ihn selbst bestimmt gewesen wären. Davon kann keine Rede sein.

Woher sonst kann Humboldt Goethes Urteil über Wolf gekannt haben als aus dem „neulichen“ Besuche selbst, aus Goethes eigenem Munde beim letztmaligen Wiedersehn? Das ist die einzige ungekünstelte Erklärung. Bestätigt sie sich positiv und läßt sich der „neuliche Besuch“ überdies datieren, so darf man auch hoffen, das fragliche Briefdatum, das Humboldt allgemein mit „Donnerstag Mittag“ ausdrückt, genau und sicher zu bestimmen.

Goethe und Schiller pflegen einander Rechenschaft zu geben von aller ihrer Lektüre, und zwar spätestens unmittelbar nachdem sie die betreffende Schrift zu Ende gelesen haben. Wie nahe lag das zumal bei Wolfs Schrift, die Goethe, den Epiker, so aufregte, daß er zwischen lebhaftem Lob und großer Verstimmung unruhig schwankte und eigentlich ein abschließendes Urteil über das Wolfsche Werk eingestandenermaßen in seinem ganzen Leben niemals erlangt hat?[1])

Aber erst vom 17. Mai datiert derjenige Brief an Schiller, in welchem das Thema zum ersten Male auftaucht. Goethe schreibt:

„Wolfs Vorrede zur Ilias habe ich gelesen, sie ist interessant genug, hat mich aber schlecht erbaut. Die Idee mag gut sein und die Bemühung ist respektabel, wenn nur nicht diese Herrn, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reichs verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten. Und am Ende ist mehr Subjektives, als man denkt, in diesem ganzen Krame. Ich freue

---

[1]) Im ganzen Goethe-Schillerschen Briefwechsel ist noch am 14. Mai von den Prolegomena vorläufig niemals die Rede gewesen. Goethe hatte sie eben noch nicht gelesen. Ohnehin war er in den ersten Maiwochen durchaus anderweitig beschlagnahmt: erst Jena, darauf die Krankheit, dann die für den Verleger beschleunigte Fortsetzung des Wilhelm Meister, schließlich die nicht weniger dringende Mitarbeit an Schillers Horen —, das alles ließ kaum Zeit für Alltagslektüre (erwähnt wird nur eine unbedeutende Merkurabhandlung, an Schiller den 14. Mai 1795), sicher keine Muße zum Studium des epochemachenden Homerwerkes.

Digitized by Google

mich, bald mit Ihnen darüber zu sprechen. Eine tüchtige Epistel habe ich diesen Freunden dereinst zugedacht".

Das ist handgreiflich der Ausbruch einer ganz frischen Erregung. Goethe fährt unmittelbar fort:

„Herr von Humboldt hat uns durch seinen Besuch gestern aufs angenehmste überrascht".

Kann es eine bessere Bestätigung unserer obigen Erklärung geben? Ganz sicher hat sich, wie am 17. Mai im Briefe an Schiller, so auch am Tage zuvor, dem 16. Mai, bei dem „gestrigen" Besuche Humboldts das Gewitter des Olympiers frisch entladen. Dieser „gestrige" Besuch ist also der in Humboldts Briefe erwähnte „neuliche". Daß er, wie wir oben schon wahrscheinlich fanden, unerwartet, also für Goethe eine „Überraschung" war, bestätigt uns dieser hier selbst. Wenn Wolf gegenüber zunächst nur die positive Seite von Goethes Urteil mitgeteilt wird, nämlich daß G. Anteil an W.s homerischen Ideen genommen habe, so entspricht das durchaus der vorsichtigen Weise Goethes wie der diplomatischen Eigenart Humboldts. Ganz bestimmt ist also der 16. Mai (Sonnabend) das geforderte Datum der „neulichen freundlichen Aufnahme" und der darauffolgende[1]) Donnerstag, der 21. Mai 1795, dasjenige des Briefes Geiger Nr. 5.

Anhangsweise will ich hier gleich noch einige Tatsachen zusammentragen, aus denen sich das Datum des Briefes Geiger Nr. 2 ergibt, überschrieben: „Montag früh;" Geiger setzt hinzu: („Anfang April".) Humboldt ist so erkrankt, daß er den Brief diktieren lassen muß. Von dieser Krankheit als von einem soeben erst ganz neu eingetretenen Ereignisse ist die Rede bei Schiller an Goethe Freitag, den 14. April: „Er hat wieder einen Anfall von seinem kalten Fieber, das er vor zwei Jahren gehabt usw.". Aber zu dieser Zeit der Mitteilung ist die Krankheit erst in ihrem Anfangsstadium begriffen. Hat Humboldt doch noch kurz vor diesem Schillerbriefe selber ein (verloren gegangenes oder noch unveröffentlichtes) Schreiben an Goethe gerichtet, das u. a. Nachricht enthielt über das Ergehen des kleinen Ernst Schiller (vgl. G. an Sch. den 15. April). Kurz, wir sind mit der Datierung des fraglichen Briefes angewiesen auf einen derjenigen Montage, die nach dem 15. oder doch wenigstens nach dem 14. April fallen. Aber Montag, den 24. erklärt sich Humboldt in einem neuen Briefe an Goethe bereits für völlig gesund und sagt, da er jetzt auf Reisen gehen will, Goethe sein Lebewohl. Also bleibt für das diktierte Schreiben des Erkrankten nur noch ein Montag übrig: der 17. April 1797.

Königsberg i. Pr. L. Sadée.

---

[1]) Denn noch einen Donnerstag später, den 28., ist Goethe bereits wieder in Jena.

Digitized by Google

Horaz' Carm. IV 8.

Der Streit um die Ode, der kürzlich durch Elters Analyse und Erklärung des Gedichtes von neuem angeregt worden war, ist seit einiger Zeit wieder zur Ruhe gekommen. Elter[1]) hatte die sonst ziemlich allgemein beanstandeten und ganz oder teilweise für sinnlos und unmöglich gehaltenen Verse 15—19 nicht nur, wie ja auch einzelne vor ihm und nach ihm, z. B. Cauer und Plüß, verteidigt, sondern womöglich für besonders geistreich erklärt und teils darauf, teils auf das im Folgenden über Romulus und Äakus Gesagte die weitestgehenden Hypothesen und Kombinationen gegründet. Seine Aufstellungen fanden zunächst mehrfach lebhafte, um nicht zu sagen begeisterte, Zustimmung; bald erhob sich dagegen Widerspruch (P. Corssen in den Neuen Jahrbüchern 1908 S. 401 ff.), und R. Heinze hat in der Berliner Philologischen Wochenschrift Elters Interpretation der Ode „vom Anfang bis zum Ende abgelehnt". Damit ist die Sache auf ihren früheren Stand zurückgeführt, und so darf denn ein Versuch, die Anstöße, welche die Ode in der überlieferten Fassung gibt, zu beseitigen und das Gedicht in seiner ursprünglichen Gestalt herzustellen, zunächst durch die damit zurückgegebene Freiheit der Diskussion — nach Elter war die Sache mit seiner Erklärung so ziemlich ein für allemal erledigt — gestattet bezw. entschuldigt erscheinen.

Ich bin davon, daß in den V. 15—19 Unmöglichkeiten vorliegen, die nur auf ungeschickter und ungeschicktester Interpolation beruhen können, völlig überzeugt; die Gründe dafür darzulegen erübrigt sich hier, sie sind von Corssen ausführlich und klar zusammengestellt worden. Corssen kommt dabei auf die von Lachmann vorgenommene Ausscheidung der Partie non celeres fugae— lucratus rediit und Zusammenziehung der beiden übrig bleibenden Vershälften von 15 und 19 zurück. Ich halte eine Ausscheidung gleichfalls für notwendig, meine aber, daß das Verfahren ein gut Teil einfacher ist, und daß die Ode an der Stelle völlig in Ordnung kommt, wenn man statt der drei ganzen und zwei halben Verse einfach die V. 15—17 entfernt und 18 ff. unmittelbar an 14 anschließt. Soll dies Zustimmung finden, so ist einmal darzutun, daß die von Lachmann hergestellte Verbindung nicht befriedigt, und sodann, daß bei dem Anschluß von 18 an 14 einerseits nichts vermißt wird und anderseits ein sprachlich und sachlich tadelloser Zusammenhang herauskommt.

Tatsächlich hat jene Zusammenziehung eine einigermaßen allgemeine Annahme und Aufnahme in den Horazausgaben nicht gefunden, und nicht ohne Grund. Sie beseitigt zwar die schlimmen Anstöße, aber was übrig bleibt, ist zu unbestimmt. Die laudes

---

[1]) A. Elter, Donarem pateras. Bonn 1905 und 1907, Universitäts-Buchdruckerei.

Digitized by Google

V. 20 schweben entweder überhaupt ohne jede nähere Bestimmung und Beziehung in der Luft, die Angabe bleibt ganz allgemein und man kann sich nichts Sicheres dabei denken; oder, wenn man darunter die rühmlichen Taten der boni duces versteht, denen vom Staate Denkmäler mit Inschriften gesetzt worden sind, so wird die Vergleichung schief, weil doch die durch solche Denkmäler geehrten Helden in der Allgemeinheit, wie von ihnen 13–15 gesprochen wird, nicht mit den von Ennius gefeierten ohne weiteres identisch sind; oder, wenn man sie von den Ruhmestaten Scipios verstehen will, so erhielten sie diese Beziehung erst durch die nachfolgenden Calabrae Pierides und man müßte sich das erst dazu denken, was der überlieferte Text tatsächlich mit aller Deutlichkeit und Bestimmtheit enthält und gibt.

Dagegen schließt sich V. 18 an 14, wie man es nur wünschen kann, an und hält die Beziehung der laudes auf Scipio fest, während alles, was an der Stelle gegen die historischen Tatsachen, gegen den Sinn und den Versbau verstößt, in Wegfall kommt. Daß bonis dann substantivisch steht, hat keinerlei Bedenken, es steht so auch I 24, 9 und IV 4, 29, und ebenso ist an dem eius am Anfang von 18, wenn es auch sonst (abgesehen von einer zweifelhaften Stelle) in den Oden nicht vorkommt, nicht zu mäkeln, es wird von Elter I 13 völlig zutreffend erklärt und gerechtfertigt. Der Sinn und Zusammenhang läßt nicht nur nichts vermissen, sondern er gewinnt durch die neue Verbindung. Tatsächlich wurden und waren in Rom nicht bloß tüchtigen Heerführern Statuen gesetzt, sondern auch andern verdienten Männern (es braucht nur an Ciceros 9. Philippische Rede erinnert zu werden), und der ganze Gedanke, den Horaz hier ausspricht, wird dann auf den, an den die Ode gerichtet ist, anwendbarer, von dem ja auch in keiner Weise überliefert ist, daß er irgendwie sich als Heerführer bewährt hätte, ein Umstand, an dem man sich bisher mehrfach gestoßen hat und um dessen willen man gemeint hat, daß das, was Horaz hier sage, auf Censorinus in keiner Weise zutreffe und ihn gar nicht berühre. Dazu kommt, daß die Veranlassung zu der Interpolation leicht ersichtlich ist. Der von Horaz gemeinte Scipio mochte in 18 und 19 nicht deutlich genug bezeichnet erscheinen, und das bonis am Schluß von 14 forderte zur Ergänzung heraus; der Interpolator brachte nach Interpolatorenart nun alles, was er von einem Afrikanus überhaupt wußte, an und verballhornte, indem er darin des Guten zu viel tat, das Ganze. Wie müßig und matt das post mortem nach V. 14 ist, braucht kaum bemerkt zu werden. Dagegen könnte man an dem Endergebnis der Athetese vielleicht die Ausstellung machen, daß dann die beiden Formen von redire, redit und rediit in V. 14 und 19, nahe zusammenrücken. Das ist vielleicht ein Schönheitsfehler; aber Ähnliches findet sich auch sonst auch in den Oden, z. B. (abgesehen von Stellen wie III 14, 2 f., wo ein beabsichtigtes Wortspiel

Digitized by Google

vorliegt) IV 7, 1 und 4; II 7, 7 und 11; I 28, 9 und 11 IV 12, 13 f.[1]).

Mit der Ausscheidung von V. 15—17 reduziert sich die Zahl der Verse in unserer Ode von 34 auf 31, eine Zahl, die ebenso wenig wie 34 und fast noch weniger durch 4 teilbar wäre und bei der die Ode ebenso wenig wie bisher dem Vierzeilengesetze entsprechen, ja die jeder strophischen Gliederung spotten würde. Soll die Ode mit jenem Gesetze in Einklang gebracht und die Abweichung davon, in der sie jetzt unter den gesamten Oden der vier Bücher einzig dasteht, beseitigt werden, so würde noch eine weitere Athetese erforderlich sein. Eine solche vorzunehmen, haben sich auch alle andern, die von den V. 15—19 mehr oder weniger getilgt haben, genötigt gesehen, und dieser Nötigung sind bald V. 33, bald dieser und 28 zum Opfer gefallen, Luc. Müller vermutet, daß bei Horaz 31 und 32 in einen Vers zusammengezogen waren. Ich komme auch hier zu einem anderen Resultate. Den Weg zur Beurteilung weisen, wie mir scheint, die V. 28 und 29: Dignum laude virum Musa vetat mori. Caelo Musa beat; von diesen beiden Sätzen bildet offenbar der zweite eine Steigerung des ersten, wie das auch von den Herausgebern mehrfach, z. B. von Luc. Müller, bemerkt wird, und beide bezeichnen eine Gliederung der hier für die Macht der Dichtung und der Dichter angeführten Beispiele und Belege derart, daß der eine die vorhergehenden Beispiele zusammenfaßt, der andere die folgenden ankündigt. Das letztere ist ohne weiteres klar: Herkules, die Tyndariden und Liber sind in den Himmel erhoben, sind Götter geworden und leben und walten als solche, auf sie trifft das caelo Musa beat ganz zweifellos und fraglos zu; dagegen weist die vorangehende Aufzählung, sofern sie durch V. 28 zusammengefaßt wird, mindestens eine Unklarheit auf; denn Äakus scheint nach allem, was da von ihm gesagt wird, den nachher genannten caelestes näher zu stehen als den von ihnen in V. 28 unterschiedenen viri (das consecrat weist ausdrücklich und förmlich auf Apotheose hin), und so sagt Corssen in seiner Kritik der Elterschen Interpretation ganz richtig, daß es scheinen könnte, als sei V. 28 versetzt und hätte seinen eigentlichen Platz hinter

[1]) Eben sehe ich im Kommentar der Röhlschen Schulausgabe des Horaz, daß da die V. 14—17 ausgeschieden werden. Das kommt beinahe auf den oben ausgeführten Vorschlag hinaus; aber völlig weicht es davon ab, wenn R. nun hier eine Lücke annimmt, die durch das Einschiebsel ausgefüllt werden sollte; und wenn dann weiter gesagt wird, offenbar gegen V. 14, „der Gedanke, daß Denkmäler eine Art von Leben nach dem Tode verleihen, läuft der Tendenz des Gedichtes zuwider“, so ist das schwerlich zutreffend; denn die Tendenz des Gedichtes liegt ja freilich darin, daß der Dichtung in dieser Hinsicht das höhere und höchste Vermögen zugesprochen wird. Aber das wird eben durch die Vergleichung mit den Denkmälern, die zunächst recht eigentlich dazu bestimmt sind, die Persönlichkeit lebendig zu erhalten, erwiesen.

24. Ich meine nun, daß V. 28 nicht versetzt ist, sondern daß 25—27 ebenso wie 15—17 interpoliert sind, wo dann 28 in der Tat hinter 24 zu stehen kommt und der Zusammenhang, wie ich denke, klar und bestimmt wird. Freilich wird dann Romulus zu den viri gerechnet, denen die Muse in dem Sinne Unsterblichkeit verliehen hat, daß sie das Andenken an sie und ihre Verdienste nicht der Vergessenheit anheimfallen ließ; aber etwas anderes besagen eben auch die Worte nicht, wenn es von ihm heißt: Quid foret Iliae Mavortisque puer, si taciturnitas Obstaret meritis invida Romuli? Und so ist es denn ganz konsequent und zutreffend, wenn Luc. Müller sagt, daß Romulus hier „als geschichtliche Größe gefaßt wird wie I 12, 33"; daß damit dann freilich die consecratio des Äakus an dieser Stelle (vor V. 28) sich nicht verträgt, bemerkt er nicht. An diesem aber, dem Äakus, der nur bei Horaz, und auch bei diesem nur hier, in der auch sonst häufigen Zusammenstellung der übrigen hier Aufgezählten erscheint, hat man an dieser Stelle auch sonst schon Anstoß genommen; Elter schließt aus der hier vorliegenden „Inkongruenz" auf „Abhängigkeit" des Horaz „von einer fremden Vorlage", nämlich dem „Scipio" des Ennius, den er, nicht zuletzt mit Hilfe dieser Stelle, überraschend genug rekonstruiert; dagegen meine ich, daß Äakus, da er bei der Art, wie von ihm geredet wird, an die Stelle und in den Zusammenhang nicht paßt, eben an die Stelle nicht gehört und daß die Verse, die von ihm handeln, gleichfalls interpoliert sind.

Von wem und warum? Natürlich liegt es nahe, an denselben Vervollständiger und Verschönerer des Gedichtes zu denken, der auch 15—17 hinzufügte, und in der Tat liegt in V. 26 ein ähnlicher Verstoß gegen die Logik vor wie in 15 ff.; denn die virtus des Äakus kann hier unter den Mitteln, Möglichkeiten und Weisen, wie Verdienste und verdiente Männer dem gemeinen Menschenschicksal enthoben wurden, nicht in Betracht kommen, so wenig wie die celeres fugae Hannibalis etc.; sie ist gleich diesen, wie Corssen (S. 406) ganz richtig sagt, Objekt der Verherrlichung, nicht Subjekt, sie gehört im Zusammenhange der Ode notwendig zu dem, was durch die Dichtung verherrlicht und verewigt wird, aber nicht wie die Dichtkunst zu dem, was verewigt, sie mußte hier als Grund, als dasjenige, weswegen die Dichter Äakus so konsekrierten, bezeichnet werden. Deshalb verbindet Luc. Müller, auch hier wieder konsequent, virtus ebenso wie favor und lingua mit potentium vatum (auch Nauck, Orelli, Hirschfelder), während Kießling, Rosenberg, Röhl, Weißenfels, Elter (S. 28), Corssen (S. 406) es als Tugend und Verdienst des Äakus verstehen; und so, nämlich als Verdienst des Äakus, das diesem die Versetzung auf die Seligen Inseln eingetragen habe, wird es wohl — freilich eben gegen den natürlichen Sinn und Zusammenhang des Gedichtes — auch von dem Verfertiger der Verse gemeint gewesen

Digitized by Google

sein. Daß dieser derselbe war wie der Interpolator von 15—17, dafür spricht auch, daß das, was hier von Äakus gesagt wird, kaum klarer ist als der Exkurs über Afrikanus. Denn wo soll man die divites insulae denken? Nach Elter bedeuten sie das Elysium (S. 27 f.) und sind in der Unterwelt; nach Luc. Müller sind sie gleichfalls mit dem Elysium identisch, das aber nach unserer Stelle außerhalb der Unterwelt liegen soll; epod. 16, 42, von wo sie doch wohl in unsere Ode gekommen sein werden — denn nur da werden sie noch so genannt —, sind sie überhaupt nicht mythologisch-sagenhaft, sondern real-geographisch, wenn auch ihrer Lage nach wohl nicht ganz bekannt; und ob Äakus hier als Richter oder als Herrscher oder nur als einer der Bewohner dieser Inseln gedacht wird, ist doch wohl auch nicht sicher; II 3, 22, wo er als Richter fungiert, scheint er die Seelen der Abgeschiedenen, die einen dem Tartarus, die andern dem Elysium zuzuweisen, und dann würde er da doch wohl selber nicht im Elysium, sondern an einem besonderen Orte, vor Tartarus und Elysium, zu denken sein. So beruht auch hier alles auf unsicheren, man kann vielleicht sagen verworrenen Vorstellungen, wie eben auch in 15—17, und ich möchte beinahe glauben, daß die Oden auch sonst noch Spuren von der Tätigkeit dieses merkwürdigen Gelehrten, der sich hier des Dichters so liebevoll annahm, aufweisen, ich würde dahin z. B. die Strophen III 3, 21—24; 4, 69—72; I 12, 8—12 rechnen, die m. E. mit Recht von Luc. Müller in Klammern gesetzt sind; sie bringen gleichfalls allerlei unklares Sagenhaftes und Mythologisches an unrechter Stelle an, und damit wäre dann auch die Frage nach dem warum? der obigen Interpolation bezw. Interpolationen beantwortet, es war ein Überschuß von Wissen oder von Gelehrsamkeit, den der Ergänzer sich zutraute oder sich einbildete, von deren Verworrenheit und Abstrusität er nichts ahnte. Indessen das kommt für unsere Ode unmittelbar nicht in Betracht; für diese wäre es etwa noch nötig, über den Zusammenhang, der sich nach den Ausscheidungen ergibt, und über die strophische Gliederung ein Wort zu sagen; denn mit der Tilgung der zweiten Versdreiheit würde das Gedicht sich ja nun dem Vierzeilengesetze fügen und die Übereinstimmung mit den andern Oden wäre erreicht.

Was das erstere betrifft, so enthalten die V. 1—12 die Einleitung und Widmung des Gedichts, und daran ändert sich nichts. Dann kommt die eigentliche Ausführung des in V. 12 bezeichneten Themas, der Wert der Dichtung wird in der Weise dargetan, daß sie mit dem, was die bildende Kunst in der Verewigung verdienter Männer leistet, verglichen und ihr der Vorrang zugesprochen wird. Ich finde, daß das in echt Horazischer Weise geschieht und daß das Verfahren dabei z. B. ganz mit demjenigen in der Ode III 16 übereinstimmt. Von einem Beispiel, dem älteren Afrikanus, wird ausgegangen, der zugleich durch Statuen geehrt und von Ennius

Digitized by Google

gefeiert worden war, wie dort von Danae und Akrisius, und wie dort aus dem Falle der Danae der allgemeine Satz gefolgert wurde, daß das Gold jedes Hindernis zu überwinden pflegt, so hier aus Scipios Verewigung durch Ennius der Satz, daß man, wenn des Liedes Stimmen schweigen von dem, was man Verdienstliches getan (beiläufig das quod bene feceris eine Bestätigung des bonis in V. 14), überhaupt des Lohnes entbehren müsse. Und wie jene aus dem an den Anfang gesetzten Beispiel erschlossene Wahrheit dann durch weitere Beispiele (das Haus des Amphiaraus, den Macedonier Philipp, die saevi navium duces) bestätigt wurde, so geschieht das nämliche hier durch das Beispiel des Romulus. Damit ist das Thema bewiesen, und das Ergebnis dieses Nachweises wird in V. 28 zusammengefaßt, aber nicht nur zusammengefaßt, sondern in V. 29 ff. auch gesteigert und durch die überlieferten Beispiele von den durch die Muse zu Göttern erhöhten Heroen zu einem gehobenen und erhebenden Abschluß gebracht. Zugleich kommt damit in die Aufzählung auch insofern eine klare Gliederung, als dann auf der einen Seite Römer, auf der andern Griechen stehen und die römische Geschichte von der griechischen Sage unterschieden wird.

Und wenn der Gedankenzusammenhang so, wie mir wenigstens scheint, ganz verständig ist und weder etwas vermissen läßt noch durch etwas Ungehöriges oder Inkommensurables gestört wird, so meine ich, daß auch die strophische Gliederung, die die 28 Verse ergeben, sich wohl halten läßt. Die V. 9—12 geben schon in der Überlieferung eine tadellose Sinnstrophe. Sie ist in der Überlieferung wie in unserer Konstituierung die dritte. Die übrigen gehen zwar ineinander über, hängen nach Konstruktion und Sinn miteinander zusammen, aber durch die strophische Gliederung wird nirgends Zusammengehöriges auseinandergerissen, sondern es werden dadurch teils einzelne Worte wirksam hervorgehoben, teils tritt die grammatische Konstruktion dadurch deutlicher heraus.

Non incisa notis marmora publicis,
Per quae spiritus et vita redit bonis,
Eius, qui domita nomen ab Africa
Lucratus rediit, clarius indicant
Laudes quam Calabrae Pierides, neque
Si chartae sileant quod bene feceris,
Mercedem tuleris.

Hier erhalten die laudes, wie mich dünkt, durch die Trennung und Absetzung eine Betonung, die ihnen durchaus gebührt, und zugleich verteilen sich die beiden Glieder der Vergleichung, die marmora und die Dichtung des Ennius, angemessen zu beiden Seiten der laudes auf die beiden Strophen, und wenn es dann weiter heißt:

Quid foret Iliae
Mavortisque puer, si taciturnitas
Obstaret meritis invida Romuli?,

Digitized by Google

so dürfte ein mit dem Ende der Strophe verbundenes Innehalten und kurzes Schweigen nirgends mehr am Platze sein als an dieser Stelle, und anderseits kommt das Verb des irrealen Bedingungssatzes dann mit dem, was dazu gehört, am Anfang der folgenden Strophe mit seiner ganzen Kraft zur Geltung. Vielleicht ist es nicht Zufall, wenn auch vom Dichter nicht gerade so bewußt beabsichtigt, daß derselbe Irrealis so auch am Anfang der zweiten Strophe steht: neque tu pessima munerum — Ferres, divite me scilicet artium . . .; jedenfalls kommt auch da durch die Spannung, die durch das Anhalten hervorgerufen wird, sowohl das währenddessen in der Schwebe bleibende superlativische Objekt pessima munerum und das dann folgende Verbum ferres als auch die Bedingung, unter der allein das möglich wäre und mit deren Wegfall eben auch die Möglichkeit solcher kostbaren Schenkungen wegfällt, wirkungsvoll zum Ausdruck und zur Empfindung. Am Schluß endlich verbietet sich die Athetierung des vorletzten Verses nunmehr schon deshalb, weil damit die Verteilung der drei Fälle bzw. Beispiele von Erhebung gefeierter Heroen in den Himmel auf die drei Halbstrophen zerstört würde.

Es seien noch zwei Kleinigkeiten nachzutragen gestattet. Die Wiederholung von III 25, 20, die hier in V. 33 vorliegt, ist vielfach beanstandet worden und hat zur Athetierung des Verses geführt, aber Ähnliches findet sich gerade im IV. Buche der Oden doch auch sonst; so ist IV 1, 5 ein ganzer Vers (Mater saeva Cupidinum) aus I 19, 1 wiederholt, und IV 6, 26 erinnert stark an III 4, 61 f., IV 6, 44 an II 6, 24 und schließlich doch auch IV 9, 30 an das unmittelbar voraufgegangene IV 8, 21. — Wenn oben gesagt wurde, daß bonis in V. 14 von dem Interpolator zur Anknüpfung der von ihm für nötig oder wünschenswert gehaltenen Ausführung benutzt wurde und gewissermaßnn dazu einlud, so steht es ebenso mit vertit in III 4, 20, worin eine kleine Bestätigung der oben vermuteten Möglichkeit liegen könnte, daß die dort folgende Strophe denselben Interpolator zum Verfasser haben könnte.

Kottbus. Karl Schliack.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) J. Smend, Der evangelische Religionsunterricht auf höheren Schulen. Dargestellt von O. Schönhuth, H. Strebl, K. Scheer, O. Göller und J. Schoell. Göttingen 1910, Vandenhoeck & Ruprecht. VI u. 135 S. 8. 2,40 *M*, geb. 3 *M*.

Das vorliegende Buch, Nr. 4 der von H. Spanuth herausgegebenen „Religionspädagogischen Bibliothek" bildend, enthält die Verhandlungen der evangelischen Religionslehrer an den höheren Schulen von Elsaß-Lothringen bei dem Instruktionskursus, der vom 9. bis zum 11. November 1909 in Straßburg stattfand. Dieser war durch die Einführung neuer Lehrpläne (vom 27. Februar 1906) in Elsaß-Lothringen veranlaßt worden und sollte einen Meinungsaustausch der beteiligten Lehrer über die inzwischen angestellten Beobachtungen und Erfahrungen herbeiführen. — Das Pensum von Nona bis Quarta behandelt Schönhuth, indem er zuerst einige leitende Gedanken aufstellt. Unter diesen ist schon der erste recht beachtenswert: „Eine Vorstellung oder ein Vorstellungskomplex muß, um in den noch unentwickelten Geist einzugehen, starken sinnlichen Anschauungsgehalt besitzen. Was auf rein innerlich-geistigem Gebiete sich abspielt, was bloß Wort, Begriff bleibt und nicht zur Anschauung werden kann, zieht an der Kindesseele eindruckslos vorbei". Mit Jesus will der Referent die Kinder möglichst spät bekannt machen, weil „der Heilandskult" leicht „zu einer tändelnden, süßlich-sentimentalen Jesusverehrung" oder „zu einer gedankenlosen Vereinerleiung von Gott und Jesus" führt. Die Feste will er, abgesehen von dem Christfest, zunächst nach ihrer Naturbedeutung vorführen und den „Phantasiehunger" der Kleinen durch alttestamentliche Wundererzählungen stillen. Besonderen Wert legt er in Übereinstimmung mit den Lehrplänen auf biblische Anschauungsbilder und empfiehlt die Meisterwerke von Gebhardt, Steinhausen, Uhde. Auf die leitenden Gedanken folgt ein Lehrplanentwurf für die einzelnen Schuljahre, bei dem mir die Fassungskraft des Quintaners bei

Digitized by Google

einigen Psalmen zu hoch eingeschätzt erscheint. Aus der darauf folgenden Diskussion geht hervor, daß die Meinungen besonders über die Verwertung der Wundergeschichten sehr geteilt sind. — Für die Tertien schreibt der Lehrplan „Religiöse Lebens- und Charakterbilder, ausgehend von der Apostelgeschichte, herabreichend bis zur Gegenwart" vor. Offenbar psychologisch wohlbegründet! Denn da „der Durchschnittstertianer meist nicht gerade eine typische Erscheinung der anima naturaliter christiana darstellt", wie der Referent Strohl treffend bemerkt, gilt es, ihn durch ganz besonders interessante Stoffe zu fesseln. Daher sind ihm Männer der Tat, wie Paulus, Gregor VII., Franz v. Assisi, Luther, Livingstone, Wichern vorzuführen. Ebenso müssen große Gruppenbilder, etwa wie Kaulbachs Reformation oder das Wormser Reformationsdenkmal, zusammengestellt werden, wobei die „interessanteste Persönlichkeit zum Repräsentanten des Zeitalters, der Idee gestempelt wird". Strohl macht in einzelnen Bildern Vorschläge für den Gang der Darstellung und gesteht selbst, daß damit den Tertianern recht viel zugemutet wird. Wie diese Ausführungen, so bietet auch die Diskussion viel Anregendes. — Das Pensum der beiden Sekunden behandelt Scheer. Auch dieser zeigt, daß er den Religionsunterricht in seiner ganzen Tiefe erfaßt hat, wenn er z. B. S. 62 sagt: „Die Schüler müssen einen Eindruck davon bekommen, daß in der Schärfung des wissenschaftlichen Gewissens, d. h. im Wahrheitsstreben selbst eine Betätigung christlicher Religiosität liegt". Daher sind bei den Synoptikern die gesicherten Resultate der Quellenforschung mitzuteilen und die Schwierigkeiten der Geburtsgeschichten „offen und ehrlich, natürlich mit Takt und Rücksicht auf den Standpunkt der Schüler" zu behandeln. Besonders wertvoll ist, was der Referent, den Spuren von Johannes Müller folgend, über die „herbe Größe" der Bergpredigt und über den Einklang zwischen geschichtlicher Wahrhaftigkeit und religiöser Verehrung bei der Beurteilung der Wunder sagt. Bei den Ausführungen über das Naturgesetz (S. 77) muß ich mich freilich auf die Seite des Redners stellen, der bei der Diskussion tadelt, daß die Wunderfrage zwischen Ablehnung und Verteidigung unsicher hin und her schwanke. Sehr schön wird der Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus (S. 81) angedeutet. Den Obersekundanern ist besonders folgendes vor Augen zu führen: die Genesis als das Sagenbuch des jüdischen Volkes, Moses nicht in erster Linie als Gesetzgeber, sondern als Begründer des Volkstums und der Religion Israels, die Propheten nicht als Weissager, sondern als religiöse, sittliche und soziale Vorkämpfer, das Reich Gottes in seiner Diesseitigkeit, die weltgeschichtliche Umwertung des Messiasbegriffes, wie sie Jesus vollzog. — In Unterprima ist die ganze Kirchengeschichte bis zur Gegenwart zu behandeln. Selbstverständlich ist bei dem Umfange des Stoffes eine sorgfältige Auswahl zu treffen,

Digitized by Google

und der Referent Göller nennt die Gesichtspunkte, die dabei in Betracht kommen. Die Hauptsache ist, daß die treibenden Kräfte aufgezeigt werden, und mit Recht mahnt Schoell in der Diskussion: „Weniger Tatsachenmaterialismus, mehr Geist, prinzipielle Beschränkung auf Dinge, die Gegenwartswert haben!“ — Der obersten Klasse fällt die überaus schwierige Aufgabe zu, eine zusammenhängende Darstellung evangelisch-christlicher Lebens- und Weltanschauung in fortdauerndem Anschluß an das Neue Testament zu geben. Die Winke, die Schoell dazu erteilt, zeigen ein tiefes Verständnis für „die Naturgeschichte des Primaners“ und die brennenden Fragen, die unsere Zeit bewegen. Auch was er über den Humor in der Schule sagt, ist sehr beherzigenswert. Den Schluß der trefflichen, eine Fülle feiner Beobachtungen enthaltenden Ausführungen bildet das schöne Bekenntnis: „Der Religionsunterricht an höheren Schulen, insbesondere an Oberklassen, insbesondere in der Prima, gehört zum Wichtigsten und für einen Mann, den die Jugend interessiert und der mit dem Herzen dabei ist, zum Allerschönsten, was es im ganzen Gebiet des Unterrichts geben kann“.

Wenn man das Buch liest, so muß man mit dem Herausgeber jeden bedauern, der den Verhandlungen nicht beiwohnen konnte. Die gründliche Sachkenntnis, der tiefe Ernst und der frische, offene und freie Ton berühren außerordentlich wohltuend. Das Buch ist jedem Religionslehrer dringend zu empfehlen.

2) E. Thrändorf, Kirchengeschichte und Erziehung. Göttingen 1910, Vandenhoeck & Ruprecht. 19 S. 8. 0,50 M.

Diese Schrift, die einen vor der Konferenz von Religionslehrern an den höheren Schulen Sachsens gehaltenen Vortrag enthält, bildet Nr. 3 der „Religionspädagogischen Bibliothek“. Von der beklagenswerten Tatsache ausgehend, daß in gebildeten Kreisen außerordentlich wenig Verständnis für Religion und Kirche vorhanden ist, betrachtet es der Vortragende als Aufgabe des Religionsunterrichtes, Interesse für religiöse Dinge zu wecken; auf diese Weise gewinne man Einfluß auf Willens- und Charakterbildung. Sehr schön wird der Unterschied zwischen einem Interesse weckenden Unterricht und interessanten Unterrichtsstunden hervorgehoben. Was die Stoffauswahl betrifft, so kommt es besonders auf „die großen Knotenpunkte der Entwickelung“ an, auf „die großen Persönlichkeiten, in deren Ringen und Kämpfen sich gleichsam in konzentrierter Form der Werdeprozeß einer schöpferischen Periode abspielt“. Dagegen braucht, wie der Vortragende im Anschluß an Harnack sagt, „der Schüler aus der Kirchengeschichte nichts zu kennen, was er nicht irgendwie in der heutigen Kirche wiederfindet“. Leitfaden sowie der diktierende und dozierende Lehrer sollen möglichst ausgeschaltet werden und an ihre Stelle die Quellen treten. Dabei ist natürlich eine weise Auswahl zu treffen.

Digitized by Google

Recht beachtenswert sind auch die Bemerkungen über das Lehrverfahren. Die Hauptgedanken sind am Schlusse in 7 Leitsätzen zusammengefaßt.

3) K. Kesseler, Der Unsterblichkeitsglaube in religionsgeschichtlicher und religionsphilosophischer Beleuchtung. Bunzlau 1910, G. Kreuschmer. 56 S. 8. 0,90 M.

In unserer an materiellen Gütern reichen, innerlich aber umsomehr verarmten Zeit mit ihren Kämpfen und Zweifeln sehnt sich auch der moderne Mensch darnach, über die höchsten Fragen, über Menschenwesen und Menschenziel Aufschluß zu erhalten. Die vorliegende Schrift bietet sich als Führer dazu an, und man kann sagen, daß sie hält, was sie verspricht. Bringt der Verfasser auch nichts wesentlich Neues, so stellt er doch aus den besten Quellen „das zum Problem Gehörige mit möglichster Kürze und in möglichster Übersichtlichkeit“ zusammen. Ganz besonders verdienstlich ist es, daß in der Schrift die Hauptgedanken Euckens, die in den Werken dieses ernsten, in die Tiefe dringenden Philosophen nicht immer leicht zu verstehen sind, in faßlicher und klarer Weise zum Ausdruck gebracht werden, und man erkennt, wie in der Moral, in Religion und Kultur die entscheidenden Punkte aus dem Naturzusammenhange unerklärbar sind. Sie weisen vielmehr auf eine Wirklichkeit, die, dem Kausalnexus des natürlichen Lebens entnommen, den Menschen, besonders in den großen Persönlichkeiten, als ein höheres Wesen kundtut, wo der Geist sich mächtiger erweist als die Natur. So bestärkt uns der Verfasser in dem Glauben an das tröstliche Wort des Weisen:

„Was würdig ist an Dir zu existieren,
Das wirst Du nie verlieren
In Ewigkeit!“

Görlitz. A. Bienwald.

Röttiger, Elternabende, eine Sammlung von Vorträgen über Schul- und Erziehungsfragen. Hamburg 1910, Otto Meißner. 67 S. 8. 1 M.

Ein gedeihlicheres Zusammenwirken zwischen Schule und Haus herbeizuführen, hat man mehrfach „Elternabende“ eingeführt, allerdings häufiger an Volksschulen als an höheren Lehranstalten. Röttiger hat an seiner Anstalt, der Realschule in Eppendorf bei Hamburg, einen Versuch mit Elternabenden gemacht, der, wie es scheint, recht geglückt ist. Wenigstens war der Besuch stets zahlreich, und aus Elternkreisen wurden stets in größerer Zahl schriftlich Fragen eingereicht, die dann durch Vorträge beantwortet wurden. Die Vorträge oder eine Auswahl davon liegen nunmehr gedruckt vor. Die Art und Weise, wie die herausgegriffenen Fragen behandelt werden, ist durchaus geschickt und

Digitized by Google

angemessen. Röttiger selber behandelt in 4 Vorträgen: „Haus und Schule", „Die häuslichen Arbeiten", den „Wert der schriftlichen Arbeiten" und die „Schülerselbstmorde". In dem Vortrag über den Wert der schriftlichen Arbeiten wiederholt R. die von Budde-Hannover in „Haus und Schule" veröffentlichte kleine Schulgeschichte „Karlchens Unglückstag". Wozu eigentlich? Unmöglich kann R., der so verständige Ansichten hat und den Eltern so brauchbare Vorschläge zu machen weiß, die Bedeutung dieser Geschichte so hoch anschlagen. Was sollen die Eltern daraus lernen? Sie können doch höchstens stutzig werden, über den Wert der schriftlichen Arbeiten ein falsches Urteil gewinnen, und anstatt, daß das Vertrauen der Eltern gegenüber der Schule gestärkt wird, wie es R. auch will, erwächst Mißtrauen, der größte Feind der Schule. Die Geschichte von „Karlchens Unglückstag" würde ich an einem Elternabende nicht vorlesen, aber es scheint — auch der Hinweis auf Buddes Schriften „Zur Reform der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten" und „Schülerselbstmorde" bestätigt das —, daß Buddes Ansichten noch vielfach überschätzt werden. Auf ihren wahren Wert zurückgeführt hat sie Gaede (Programm, Münster, Schillergymnasium 1909). In dem Aufsatz über die „Schülerselbstmorde" hält sich der Verf. gebührendermaßen an die vortreffliche und allen Eltern warm empfohlene Schrift von Gerhard.

Am besten gefallen haben mir die beiden Vorträge, die nicht von dem Herausgeber selber herrühren, sondern von Lehrern seiner Anstalt. Da handelt zunächst Friedländer über „Schule und Sport", in jeder Hinsicht maßvoll und verständig. „Segen bringt nur der mit Maßen betriebene Sport; er soll immer nur Mittel zum Zweck, niemals Selbstzweck sein". Er erkennt an, worauf schon wiederholt warnend aufmerksam gemacht ist, daß jeder übertriebene Sport nicht nur nachteilig auf die Entwickelung des Körpers und seiner Organe, sondern auch des Intellekts wirken kann. Die Engländer haben schon bitter und ernst über die Verdummung durch den Sport geklagt, und die großen Sportuniversitäten Oxford und Cambridge bedeuten und erreichen in wissenschaftlicher Arbeit wenig. Fr. tut recht, wenn er bei aller Anerkennung der Bedeutung der Leibesübungen für eine kräftige Generation gegen die Übertreibungen und Auswüchse Front macht.

Der interessanteste Vortrag ist meines Erachtens der letzte: „Unsere Jungen und die böse Mathematik", von Büchel. In anziehender, oft humorvoller und für die Eltern höchst lehrreicher Weise beantwortet B. zunächst die Frage: „Wozu lerne ich eigentlich Mathemathik?" dahin: 1. wegen der Verwendbarkeit in der Praxis und 2. weil sie ein vorzügliches Übungsfeld ist zur Entwickelung des logischen Denkens. Dann verteidigt er die Mathematik geschickt gegen eine Reihe hergebrachter und scheinbar

Digitized by Google

unausrottbarer Vorwürfe, z. B. sie erfordere eine besondere Begabung, sei langweilig und trocken usw. B. zeigt, wie wenig solche Vorwürfe bei den heutigen Methoden im Unterricht aufrecht zu erhalten sind. Es wäre zu wünschen, daß der mathematische Unterricht von möglichst allen Lehrern in der von B. gezeigten Weise gegeben wird, dann wird die „glänzende Unbeliebtheit“, deren sich nach dem Verf. die Mathematik noch immer erfreut, bald schwinden, und das ist dringend zu wünschen.

Daß Vorträge solcher Art, auf Elternabenden gehalten, von großem Nutzen sein können, ist unzweifelhaft, ich fürchte nur, in der Buchform, in der die Vorträge jetzt vorliegen, wird ihre Wirkung beschränkt sein; denn dem Lehrer haben sie wenig zu sagen, und das Publikum schöpft seine pädagogische Belehrung nach wie vor nicht aus Büchern, sondern aus Zeitungen und Zeitschriften, deren Geist oft genug leider schädlich und vergiftend wirkt.

Elbing. Paul Tietz.

Adolf Vögtlin, Geschichte der deutschen Dichtung. Leitfaden für den Unterricht in den oberen Klassen der Mittelschulen. Zürich 1910, Verlag von Schultheß & Co. VIII u. 262 S. gr. 8. geb. 3 *M*.

Über Literatur und insbesondere über unser vaterländisches Schrifttum wird reichlich viel geschrieben, und mag man das gutheißen oder nicht, wir werden es nicht ändern und können noch immer froh sein, wenn das Gebotene wenigstens an sich unsern Beifall hat. Unser Verfasser, der sich durch eigene Romane und Novellen bekannt gemacht hat und dem es nicht verargt werden soll, wenn er auf S. 259 des vorliegenden Buches sich selbst den Schweizer Heimatdichtern unter Charakterisierung ihrer Eigenart zurechnet, ist in seiner Eigenschaft als Professor am Züricher Gymnasium bei der uns vorgelegten literaturgeschichtlichen Übersicht von dem richtigen Gedanken ausgegangen, daß die im Ganzen des Schulunterrichtes zu erstrebende Konzentration notwendigerweise dahin führt, alles Nebensächliche auszuscheiden und nur die wirklichen Bildungswerte kräftig zur Geltung kommen zu lassen. Wie der Geschichtsunterricht sich immer mehr auf die Kulturgeschichte beschränke — was freilich m. E. nicht übertrieben werden darf —, so müsse auch eine Darstellung der deutschen Dichtung für Schüler möglichst verinnerlicht werden. Freilich hat er gerade „Inhaltsangaben“ von solchen Werken, die die Schüler lesen oder sich leicht beschaffen können, absichtlich beiseite gelassen und nur so viel über sie gebracht, als zu ihrem Verständnis dienlich ist. Er will in allgemeinem Überblick „ein Bild der geistigen Leistungen geben, unter Darlegung der äußeren und inneren Gründe, die Aufschwung und Verfall veranlaßten“. Das nicht Eigenartige und Minderwertige ist daher getilgt; nur das Charakteristische und unter Umständen auch das

Digitized by Google

die gesamte Entwickelung Hemmende soll zu Worte kommen, damit den Schülern der „Werdegang" (warum nicht die Entwickelung[1]) oder meinethalben auch der Entwickelungsgang) der deutschen Literatur zur Klarheit gebracht werde. Vor allem will das Buch uns Lehrer des lästigen und übrigens kaum zulässigen Diktierens überheben, wofür es freilich beträchtlich kürzer und vielleicht mehr tabellarisch angelegt sein könnte. Der archipoeta in den carmina Burana ist mehr eine Kost für solche, die nicht mehr die Schulbank drücken und für eingehenderes Studium der Sache auf Siegfried Jaffe: die Vaganten und ihre Lieder verwiesen werden können. Das Ganze ist aber überhaupt mehr ein Lesebuch, das da abgewiesen werden wird, wo man befürchtet, durch diese seine Anlage könnte der Lehrer sich in seiner Bewegungsfreiheit beschränkt fühlen. Wer dagegen ein Lehrbuch gern hinnimmt, das in fruchtbaren und aussichtsreichen Gegenden den Schüler mit einiger Behaglichkeit verweilen läßt, wird auch diesem ein gleich freundliches Wort mit auf den Weg zu geben bereit sein, wie es der Ref. hiermit tun möchte. Es ist nicht von gewöhnlichem Schlag und interessiert auch da, wo man nicht mit dem Verfasser gehen kann. Viel Derartiges ist mir nicht aufgefallen; beispielsweise nenne ich die Behauptung S. 191, daß Schillers „Ideal und Leben" so „leicht faßlich", wie kaum ein zweites seiner Gedichte, dem Menschen das predigt, was er über das unzerstörbare Reich der Schönheit in seinem Geiste ihm sagen will. Wie wird sich Rudolf Bartels, Novae symbolae Joachimicae, Halle 1907, S. 199 ff. dazu stellen? Doch wie dem auch sei, daß der Verf. überall die äußeren und inneren Beziehungen der Dinge in anregender Weise aufzuzeigen bemüht ist, muß man ihm Dank wissen. Etwas Äußeres könnte fehlen, ich meine die eingefügten Bilder einer Reihe von Schriftstellern, die der Schüler wohl oft genug und vielleicht in besserer Ausführung gesehen hat. Man kommt ohne solchen Schmuck, wie es scheint, heute nicht mehr aus, verwendet ihn aber, der einmal bestehenden Sitte zuliebe, zum Teil mit wenig Bedacht. Oder gehört z. B. die Wiedergabe des Stielerschen Ölbildes von Goethe aus dem Jahre 1828 neben den seine ersten Jugendjahre behandelnden Abschnitt?

Die mehr allgemein gehaltenen Kapitel über die deutsche Sprache (nb. gehört S. 5 die Verwandlung des th in d, die auch das Niederdeutsche trifft, nicht zur zweiten Lautverschiebung), von der heidnischen Dichtung, vom Fehlen der rein menschlichen

[1]) Der Gang einer Sache ist ihr Werden; das Werden hat keinen Gang. Man sollte diese Neubildung schleunigst wieder abtun. Auch sonst fällt am Ausdruck des Verf.s manches auf, weil es mundartlich ist. Wie viele wissen denn, was ein „wäger" Mensch ist (S. 20 unten und S. 205 Z. 14 v. u.)? „Wir sehen ab von der Vermählung Parzivals, welches Hauptmotiv von dem deutschen Dichter herstammt" (S. 36), ist lat. Konstruktion, die sich mehrfach wiederholt.

Digitized by Google

Stoffe beim Minnegesang, dem ausklingenden Mittelalter, dem Humanismus und der Reformation, dem Kampf um Sprache und Dichtungsform im 17. Jahrhundert, der Zeit der Vorbereitung und des Kampfes gegen das Franzosentum, den Vorboten nationaler Dichtung, die den Umschwung kennzeichnende Einleitung zur Klassik und Romantik (wie der dieser selbst gewidmete Teil nebst dem über sie hinausführenden und auch die „Freiheitssänger“ überragenden Heinrich von Kleist), die Darstellung von Sturm und Drang und der neueren Dichtung seit 1848 im poetischen Realismus, der Münchener Schule, dem poetischen Schaffen seit 1871 und dem Naturalismus der achtziger Jahre erscheinen mir besonders lesenswert. Überhaupt bietet das Buch mit seiner Beleuchtung der bedeutenderen Dichter und ihrer Werke — vgl. z. B. das über Goethes Faust sowie über Schillers Braut von Messina (mit dem festzuhaltenden Kernwort: Wie wenig es ein Schicksalsdrama ist, zeigt besonders die Charakterisierung Cäsars; nur ein solcher Cäsar konnte den Bruder ermorden) und Wilhelm Tell Gesagte und die vorsichtige Abwägung von Heines Verdiensten — so viel Anregendes, daß es neben andern, dem gleichen Zwecke dienenden Werken mit Ehren zu bestehen vermag.

Der Druck ist zuverlässig; einige Versehen hat der Verfasser bereits berichtigt. S. 177 Z. 15 v. o. muß nicht Arkas, sondern Thoas genannt sein. Die Ausstattung des Buches spricht an.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften von Bahlsen und Hengesbach. 60. Bändchen.
Leçons de choses, zusammengestellt und herausgegeben von F. Strohmeyer. Mit 112 Abbildungen. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. XIV u. 143 S. 8. 1,60 M.

Nichts würde törichter sein, als dieses Buch zum Gegenstand einer fortlaufenden Lektüre zu machen. Das grade Gegenteil von dem, was man erreichen möchte, würde dadurch erreicht werden: die vollständige Ertötung des für die dargebotenen Stoffe etwa von vornherein vorhandenen oder im ersten Anfang vielleicht erregten Interesses. Und so hat es der Verf. wohl auch nicht gemeint, wenn er auf S. IX der Vorrede empfehlend darauf hinweist, daß das Buch sich durchaus schon für die erste Lektürestufe eigne. Vielmehr müssen wir aus den weiteren Worten: „Natürlich sind einige Abschnitte leichter, andre etwas schwerer“ und aus dem Schluß des Vorworts: „Als Privatlektüre, sowie als Fundgrube für Sprechübungen könnte das Buch auch auf höheren Stufen Verwendung finden“ die Richtschnur für die Absolvierung dieses Leitfadens in der Schule entnehmen und ihn am besten als einen Begleiter des französischen Unterrichts von unten bis oben gelten lassen. Und selbst wenn die Texte nicht stilistisch stellenweise

Digitized by Google

ihre Schwierigkeiten hätten, so würde doch ihr Inhalt schon eine höhere Reife des Lesers vorauszusetzen zwingen. Aber ganz abgesehen davon, sieht man sich bei genauerer Durchsicht der Texte veranlaßt festzustellen, daß etwa nur das *Je serai pensionnaire* (S. 15—17) betitelte Stück, ferner *Le jeu de l'oiseau* (S. 24—26), *La fête du village* (S. 29—31) und einige wenige andre zur Lektüre allenfalls geeignet sind. Alles andre, so klar und belehrend es ist, dürfte doch als Lesestoff nie und nimmer in Betracht kommen.

Der Verf. hat sich, wie er es selbst in der Vorrede bekennt, in der Abfassung seines Büchleins durch den Realienunterricht in französischen Schulen leiten lassen und sich einfach jene Verhältnisse in unsre höheren Schulen übertragen gedacht. Aber auch in unsren Realschulen dürfte die Zeit, die dem französischen Unterricht gewidmet ist, schwerlich zur Durcharbeitung des Leitfadens genügend Raum geben. Und so ist ferner das hier Gebotene, wie als ein durch alle Klassen hindurchgehender Studienstoff, so auch nur als zur auswahlsweisen Benutzung gestellt zu denken, derart, daß die einzelnen Abschnitte je nach Neigung und auch Begabung des Lehrers genommen oder bei Seite gelassen werden.

Das Material an sich ist vortrefflich nach Form und Inhalt, und die Anmerkungen im besondren ergänzen den Lehrstoff aufs beste. Zugleich bietet alles für eine Gesprächführung in der fremden Sprache eine vorzügliche Unterlage, wie sie oft ja in oberen Klassen bei Gelegenheit grade der gediegensten, zumal poetischen Werke der französischen Literatur schmerzlich vermißt wird. Die Abbildungen sind eine willkommene, die ausführlichen und sorgsamen Anmerkungen eine sehr erwünschte Zugabe.

Frankfurt a. M. **Max Banner.**

F. J. **Wershoven, Hauptregeln der englischen Syntax.** Mit einem Anhang: Synonyma. Vierte verbesserte Auflage. Trier 1910, Jakob Lintz. 47 S. 8. 0,60 *M.*

F. J. **Wershoven, Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische.** Fünfte Auflage. Trier 1910, Jakob Lintz. VII u. 163 S. 8. kart. 1,50 *M.*

Wenn man auch den Reformern des neusprachlichen Unterrichts Dank weiß, daß sie sich mit Erfolg bemüht haben, den grammatischen Unterricht zu Gunsten der Lektüre und Sprechübungen einzuschränken, so muß man doch an der Forderung festhalten, daß die Schüler Sicherheit in den wichtigsten Regeln der Formenlehre und Syntax erlangen müssen, und wird auch die Notwendigkeit anerkennen, zur festen Einprägung dieses unentbehrlichen grammatischen Pensums besondere mündliche und schriftliche Übungen und Wiederholungen anzustellen. Für solche Wiederholungen und Übungen im Bereich der englischen Grammatik bietet Wershoven in den oben angeführten Büchern brauchbare Hilfsmittel.

Digitized by Google

Die in vierter Auflage erschienenen „Hauptregeln der englischen Syntax“ enthalten das Notwendigste aus der Syntax aller Wortklassen. Der Verfasser hat sich im ganzen erfolgreich bemüht, diese Regeln „kurz, klar und übersichtlich“ zu gestalten. Immerhin könnte diese oder jene Regel meines Erachtens genauer gefaßt werden. Von einer Reihe von Änderungen, die ich für eine Neuauflage vorschlagen würde, möchte ich hier einige anführen. Zu der 3. Regel über die Stellung der Abverbien, die so lautet: ‘Adverbien der bestimmten Zeitangabe (wie to-day, yesterday) und des Ortes stehen meist am Ende oder auch am Anfang des Satzes’ würde ich den Zusatz machen: ‘Treffen Ortsadverbien und Adverbien der bestimmten Zeitangabe am Ende des Satzes zusammen, so stehen diese zuletzt’. Das Beispiel zu diesem Zusatz ist bei W. richtig angegeben: I arrived safely here yesterday. — Regel 31 heißt: ‘Das Partizip des Präsens (Verbal-Adjektiv) und das des Perfekts können als Adjektiva und nach den Verben des Wahrnehmens gebraucht werden. Das Part. Präs. steht auch nach come, remain, go u. a.’. Das ist eine grammatisch ungenaue und unklare Fassung. Ich würde, in Übereinstimmung mit den von W. angeführten Beispielen, die Regel so fassen: ‘Das Partizip des Präsens und des Perfekts können als Adjektive (Verbaladjektive) gebraucht werden und stehen nach den Verben des Wahrnehmens als Ergänzung zum Objekt; das Partizip des Präsens steht nach den Verben come, remain, go u. a. als nähere Bestimmung des Prädikatsverbs’. Von den Beispielen zu dieser Regel müßte der Satz: I often heard it say gestrichen oder in eine Anmerkung verwiesen werden. — Regel 61, 2 müßte heißen: ‘Der Dativ mit to muß stehen nach folgenden transitiven Verben (besonders Verben des Sagens und Mitteilens): add, announce etc.’ Der Zusatz: ‘sowie nach passiven und intransitiven Verben (appear, seem, belong, listen, yield u. a.)’ ist unklar. Was für ‘passive’ Verben sind hier gemeint? Vielleicht will Verfasser sagen, daß nach den angeführten transitiven Verben der Dativ mit to stehen muß, auch wenn sie ‘passivisch’ gebraucht werden. Solcher Hinweis erscheint mir überflüssig. Also streiche man aus der Regel die unklare Wendung ‘passive Verben’. — Regel 61. 4 heißt bei W.: Die Präposition to steht abweichend vom Deutschen besonders

a) nach den Verben accustom to gewöhnen an, apply to sich wenden an, consent, agree to einwilligen in (es folgen zahlreiche andere).

Anm. Nach Verben des Trennens, Wegnehmens, Verbergens steht from, also nach take, steal (es folgen andere Verben dieser Art und zwei Beispiele).

b) nach den Adjektiven (besonders Adj., welche eine Gesinnung „gegen“ jemand ausdrücken) advantageous to vorteilhaft für, attentive to aufmerksam auf (es folgen andere Adjektive) und

Digitized by Google

nach den in französischer Weise gebrauchten Komparativen inferior, superior, posterior, anterior, prior.

Anm. Like und unlike stehen immer, near und opposite meistens ohne to. — Um diese Regel übersichtlicher und genauer zu gestalten, würde ich folgende Fassung wählen:

Man beachte besonders den Gebrauch der Präposition to

a) nach den Verben: accustom to gewöhnen an etc.;

b) nach vielen Adjektiven (besonders Adj., welche eine Gesinnung „gegen" jemand ausdrücken): advantageous to vorteilhaft für, attentive to aufmerksam auf, blind to blind gegen, civil, polite to höflich gegen etc.;

c) nach den in französischer Weise als Positive gebrauchten Komparativformen inferior to niedriger als, schwächer als etc.

Anm. 1. Like gleich und unlike ungleich, anders als, stehen immer, near nahe bei und opposite gegenüber meistens ohne to.

Anm. 2. Nach den Verben des Trennens, Wegnehmens, Verbergens, Verheimlichens und Schützens steht *from*, also nach take, steal, conceal etc.

Für die Brauchbarkeit von grammatischen Lehrbüchern, und besonders von solchen, die, wie das vorliegende, hauptsächlich zur Wiederholung bestimmt sind, kommt sehr viel auf die übersichtliche, geordnete, fast möchte ich sagen, plastische Darstellung der Regeln und Beispiele an. Je deutlicher und geordneter der Regelstoff dem Auge des Lernenden vorgeführt wird, desto leichter und dauerhafter prägt er sich dem Gedächtnis des Lernenden ein. Im allgemeinen ist die Darstellung in den 'Hauptregeln' übersichtlich; indessen würde doch bei einer Neuauflage eine Durchsicht der Regeln auf ihre Übersichtlichkeit und ihre genaue Übereinstimmung mit den Beispielen empfehlenswert sein. Anerkennenswert ist es, daß W. in dem vorliegenden Hilfsbuch gelegentlich auf die Ähnlichkeit einer behandelten syntaktischen Regel im Englischen mit der entsprechenden Regel im Französischen und Deutschen hinweist und auch hier und da auf die Verschiedenheit in den syntaktischen Erscheinungen des Englischen und des Französischen oder Deutschen aufmerksam macht. In solcher maßvollen Anwendung kann die Konzentration des neusprachlichen grammatischen Unterrichts eine brauchbare Unterrichtshilfe werden. Daß W. als Beispiele zu seinen Regeln viele Sprichwörter und „geflügelte Worte" benutzt hat, ist nur zu loben; daß er nicht überall die Beispiele den Regeln vorangestellt hat, wie er im Vorwort behauptet — u. a. fehlt die Voranstellung beim Artikel, beim verkürzten Dativ und beim sächsischen Genitiv —, ist ein mehr äußerlicher Mangel in der Anlage des Werkes, sachlich von geringer Bedeutung: die Induktion ist auch nicht überall am Platze. Der Anhang „Synonyma" ist eine dankenswerte Zugabe; mit erläuternden Beispielen wäre sie noch brauchbarer.

Das Übungsbuch zu den Hauptregeln, 'Zusammenhängende

Stücke zum Übersetzen ins Englische', enthält im ersten Abschnitt, S. 1—20, einige leichtere Stücke zur Einübung der Formenlehre; der zweite Abschnitt bringt auf 50 Seiten 29 Stücke zur Einübung der gesamten Syntax. Leider ist keine Übereinstimmung in der Reihenfolge der 'Hauptregeln' und 'Übungsstücke' getroffen worden. Die Vokabeln zu den Stücken der beiden ersten Abschnitte stehen am Schluß des Buches; sie sind ausreichend. Der dritte und letzte Abschnitt enthält 14 längere Übungsstücke ohne Vokabeln. Die Übertragung dieser Stücke, deren Text zum Teil beschreibende Prosa ist, wie das 3. 'Wohnung und Kleidung eines sächsischen Adligen im 12. Jahrhundert', oder das 6. 'Charakter Heinrichs VIII.', muß selbst für die Primaner unserer realen Lehranstalten eine recht schwierige Aufgabe sein: das Wörterbuch muß zu oft zu Rate gezogen werden. Der „Schlüssel" (Preis 1,20 *M*) zu diesen Übungsstücken ist doch ein recht bedenkliches Hilfsmittel; er hätte lieber nicht gedruckt werden sollen. Mir scheint es daher empfehlenswert zu sein, bei einer Neuauflage auch zu den Stücken des dritten Abschnitts die schwierigsten Vokabeln und Redewendungen am Schluß des Textes hinzuzufügen. Dann würden diese 'Stücke zum Übersetzen ins Englische' für das Selbststudium wie für den Schulgebrauch noch geeigneter werden.

Landsberg a. W. Heinrich Truelsen.

Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen, herausgegeben von Paul Seidel. Dreizehnter Jahrgang. Berlin und Leipzig 1909, Verlag von Giesecke und Devrient. 291 S. gr. 4. brosch. 20 *M*, geb. 24 *M*.

Der für den Gymnasialunterricht bedeutendste Aufsatz in diesem Bande ist der von Reinhold Koser, „Die Politik der Kurfürsten Friedrich II. und Albrecht von Brandenburg. Eine vergleichende Charakteristik". Man kann sagen, daß die Markgrafen Friedrich II. und Albrecht zwei entgegengesetzte Richtungen der Hohenzollerschen Politik vertreten haben. Vor jetzt 50 Jahren wurde in den Kreisen der deutschen Geschichtsforscher lebhaft darüber gestritten, ob unsere mittelalterlichen Könige wohl daran getan hätten, imperialistische Politik zu treiben, das heißt ihre Blicke auf das Kaisertum und nach Italien zu richten, statt ihre ungeteilte Kraft daheim den deutschen Angelegenheiten zu widmen. In ähnlicher Weise ist schon damals und gelegentlich auch heute wieder der Politik der brandenburgischen Markgrafen gegenüber die Frage aufgeworfen worden, in welcher Weise, ob günstig oder ungünstig, ihre Teilnahme an den allgemeinen, über den märkischen Horizont hinausliegenden Händeln des deutschen Reichs, der alten Heimat, zurückgewirkt habe auf ihre Tätigkeit als Landesherren.

Digitized by Google

Albrecht Achill war in jeder Beziehung ein auf Deckung bedachter Politiker mit klarem Verständnis für die Abhängigkeit aller Politik von einer geordneten Finanzwirtschaft. Wie Friedrich der Große, ist dieser Fürst nicht nur der gewaltige Kriegsmann und gewiegte Diplomat, sondern auch der große Rechenmeister. In der schroffen und beharrlichen Zuspitzung aller Parteiverhältnisse auf den Gegensatz gegen Bayern verrät sich der innerste Gedanke der Politik Albrechts in seiner fränkischen Periode. Bayern ist in Oberdeutschland im Übergewicht. Die inneren Zwiste im Hause Bayern haben aufgehört, die Kämpfe von Bruder gegen Bruder, von Vater gegen Sohn. Von fünf bayerischen Linien, auf die sich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Herrschaft verteilt hatte, sind nur zwei geblieben, und die Herzöge Ludwig von Landshut und Albrecht von München stehen gegen Hohenzollern fest zusammen. Mit den pfälzischen Wittelsbachern haben sie eine Einiung herbeigeführt. Auch Kurfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz ist Nachbar des Burggrafen von Nürnberg. Im Besitz wittelsbachischer Prinzen sind die Stifte Regensburg, Straßburg, Köln, Münster, seit 1464 auch Magdeburg. Albrechts Sinn ist darauf gerichtet, gegen die vereinigte wittelsbachische Macht ein Gegengewicht zu schaffen durch eine föderative Zusammenfassung der Kräfte von Brandenburg, Württemberg, Baden und Österreich. Also für diese Gleichgewichtspolitik braucht er den Kaiser. Der habsburgische Kaiser soll die Gegner Bayerns verstärken durch seine landesherrlichen Machtmittel und durch sein kaiserliches Ansehen. Selbstlos war diese Politik nicht: die Privilegien und Mandate, welche die beiden hohenzollernschen Brüder bei Kaiser und Papst für sich auswirkten zu Gunsten des Nürnberger Landgerichts, zur Wiederbeibringung der von der Mark Brandenburg entwendeten Landesteile, zu Verstärkung und Zusammenschluß der landesherrlichen Jurisdiktion und zu Unterordnung der märkischen Bistümer unter den landesherrlichen Einfluß schlossen schwerwiegende und in ihrer Wirkung teilweise sehr nachhaltige Vorteile ein. Alte Familienüberlieferung und das persönliche Beispiel des Vaters, Erziehung und Gewöhnung, tausend Erinnerungen aus einem langen Leben, dazu die Vorstellung von der obrigkeitlichen Würde und Weihe des Kaisertums und nicht zuletzt die Überzeugung, daß das richtig verstandene Interesse des Kaisers sich mit dem seinigen decke, alles das wirkte zusammen, den Markgrafen beim Kaiser festzuhalten.

Auch Kurfürst Friedrich II. hatte bedeutsame Eigenschaften: Klarheit und Entschlossenheit in der Erfassung einer bedeutenden Aufgabe, Augenmaß für das Erreichbare, Widerstandsfähigkeit gegen ablenkende Verlockungen, Zähigkeit bei der Ausführung des Beschlossenen, Geduld bei Rückschlägen. Die Aufgabe, die sein Vater in der Mark nichtgelöst hatte, war Wiederbeibringung der seit

den Askaniern erlittenen Verluste und darüber hinaus Wiederaufnahme der von den Askaniern erhobenen und noch nicht durchgesetzten Ansprüche. Friedrich II. hat sich mit vollem Bewußtsein in den Dienst dieser Aufgabe gestellt, und indem er sie zwar nicht ganz, aber durch Wiedergewinn der Avulsa Marchiae zu einem guten Teil gelöst hat, ist er der Restitutor Marchiae geworden, wie man einen alten römischen Kaiser den Restitutor imperii genannt hat.

Bekanntlich hat Johann Gustav Droysen in seinem grundlegenden Werk „Geschichte der preußischen Politik“ die Beteiligung der ersten brandenburgischen Hohenzollern an den Reichshändeln mit einer nationalen Glorie umgeben, indem er sie als bewußte Vertreter des Reichsgedankens, als Träger einer ghibellinischen Politik hinstellt. Unter diesem Gesichtspunkt übernimmt in dem zweiten Bande der „Geschichte der preußischen Politik“, der die Zeit von 1440–1499 behandelt, Markgraf Albrecht die Hauptrolle, sein Bruder Friedrich bleibt im Hintergrunde. Die Droysenschen Ansichten werden aber von Koser wesentlich modifiziert. Ohne Frage ist Albrecht Achilles der glänzendste Fürst im damaligen Deutschland gewesen und ohne Frage eine der glänzendsten Erscheinungen in der ganzen Reihe der Fürsten aus dem Hause Hohenzollern. Aber sein langes, wildbewegtes Leben war reicher an Entwürfen als an Früchten, reicher an kriegerischen und diplomatischen Kämpfen als an politischen Erfolgen. Die Regierung seines Bruders in der Mark hat tiefere Spuren hinterlassen. Nicht jede Politik schickt sich für jedes Zeitalter. Noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts machte sich in der Mark eine Richtung geltend, welche die politische Betätigung des Staats auf die ausschließliche Wahrnehmung der märkischen Interessen beschränkt wissen wollte. In den Tagen des Großen Kurfürsten wäre eine solche Politik auf der Basis reger Territorialität rückständig gewesen, zweihundert Jahr früher entsprach sie den Anforderungen des Augenblickes. Referent kennt nur wenig Abhandlungen, die dem Geschichtslehrer zur Vorbereitung auf den Unterricht so dringend zur Lektüre empfohlen werden können, wie diese Abhandlung von Koser, von der hier mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum nur einige Hauptsätze mitgeteilt werden konnten.

Der allseitigen Beachtung der Geschichtslehrer sei ferner der feinsinnig geschriebene und vorzüglich illustrierte Aufsatz von Paul Bailleu: „Königin Luisens letzte Tage“, nebst einem Anhang: „Königin Luisens letzte Briefe“ warm empfohlen. Es ist rührend nachzulesen, wie die edle Frau, jubelnde Freude im Herzen, über ihrem Haupte Schatten des Todes, Charlottenburg verließ, um Vater und Geschwister zu besuchen. Als der König nachkam, schrieb sie auf ein Blatt Papier: „Mon cher Père je suis bien heureux aujourd'hui comme Votre fille et comme Epouse du

meilleur des Epoux Neu Strelitz le 28 Juin 1810 Luise". Es sind die letzten Worte, die Königin Luise geschrieben hat. Eine Lungenentzündung warf sie aufs Krankenlager. Während dann die Lungenentzündung langsam zurückging, traten Störungen im Blutumlauf ein, die das schwache Herz nicht zu überwinden vermochte. Im Herzen selbst entstand ein Blutgerinnsel. Am 19. Juli 1810 starb sie. „Sie ist durchs Herz gestorben, sie, die nur darin lebte", so urteilte über die entseelte Königin Prinzessin Wilhelm (Marianne), die ihr im Leben besonders nahe gestanden. In der Tat von dem Herzen empfing Luisens Wesen all sein Licht, jenes warme Licht, das sie über ihren Gatten, ihre Kinder, ihr Land ausströmte. Wie Antigone, Gottes ungeschriebene Gesetze in der Brust, ist sie ihres Weges gegangen, nur auf die Stimme ihres Herzens hörend. So schuf Luise mit ihrem Gemahl dem Hohenzollernhause ein Familienleben, dessen schlichte Herzlichkeit den Zeitgenossen immer ein Gegenstand der Bewunderung, den Nachkommen immer ein Vorbild gewesen ist. Wir wissen, wie den Kindern das Andenken der Mutter allezeit heilig war, wie ihr Segen ihnen Häuser baute. Alle Strömungen, die das preußische Volk bewegten, gingen auch durch ihr Herz. Mit Innigkeit liebte sie dies Preußenland, wie es einmal war, — selbst „mit seinem Sande". Mit wie rückhaltlosem Vertrauen, mit wie unbedingter Zuversicht kam sie dem großen Reformminister, dem Freiherrn von Stein, entgegen. Wie wirkte sie für Hardenbergs Rückberufung. Mit einem ihrer letzten Atemzüge hat sie die Freundschaft zwischen Friedrich Wilhelm und Hardenberg besiegelt. So schloß sich über dem Sarge der Königin der Bund, der alle Wechselfälle der nächsten Jahre überdauerte und die Grundlagen für das neue Preußen schuf.

Der vorliegende Jahrgang enthält außerdem noch folgende größere Abhandlungen: Volz, Friedrich der Große am Schreibtisch; Granier, Die Aquarell-Sammlung Kaiser Wilhelms I., Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte, II.; Schuster, Die Verwandtschaft der Häuser Hohenzollern und Hessen; von Jacobi †, Die Flucht der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg; Meier, Die Bildnisse der Herzogin Philippine-Charlotte von Braunschweig, Schwester Friedrichs des Großen, insbesondere das Familienbild J. H. Tischbeins von 1762 auf Schloß Wilhelmshöhe; Seidel, Die neue Schack-Gallerie in München und ihre Einweihung am 18. September 1909; Seidel, Kunst und Kunstgewerbe in den königlichen Schlössern; Backschat, Der Brand der St. Nikolaikirche in Potsdam am 3. September 1795 und König Friedrich Wilhelm II., dazu Miscellanea.

Der Bildschmuck des vorliegenden Bandes verdient besonders gerühmt zu werden. Er eignet sich vorzüglich dazu, das Interesse der Jugend für die Geschichte unseres Vaterlandes wachzurufen, sei es, daß die einzelnen Tafeln abwechselnd in Schau-

Digitized by Google

kästen während der Pausen aushängen oder besonders im Schulzimmer oder in der Privatwohnung des Lehrers von diesem vorgelegt und erläutert werden. In dieser Beziehung seien besonders die Bilder aus der Geschichte Kaiser Wilhelms I. hervorgehoben; der Lehrer findet in den Erläuterungen Graniers alles, was er zur Vorbereitung auf die Vorlage dieser Bilder braucht. Als sehr schön gelungen sei ferner das große Porträt genannt des Prinzen Heinrich von Preußen mit der eigenhändigen Unterschrift: „Heinrich Prinz v. Preußen, Admiral, Chef der Hochseeflotte 1909“, sowie das der Königin Luise von Preußen aus dem Jahre 1802. Aber auch die sonstige überaus zahlreiche Illustrierung verdient das höchste Lob. Die gesamte äußere Ausstattung ist vorzüglich und entspricht der Gediegenheit des Inhaltes.

Dresden. Eduard Heydenreich.

Sammlung geschichtlicher Quellenschriften für den Unterricht. Düsseldorf 1910, L. Schwann. 8. — Heft 1 (Einleitungsheft): Anleitung zur geschichtlichen Lektüre von Fr. Zurbonsen. VI u. 94 S. 1,50 ℳ. — Heft 2: Frau von Berg, Luise, Königin von Preußen. Mit einer Abbildung. Herausgegeben von Fr. Zurbonsen. XII u. 97 S. 1 ℳ. — Heft 3: Ernst Moritz Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein (1812—1814). Im Auszuge bearbeitet von A. Otto. Mit einer Abbildung. XII u. 85 S. 1 ℳ. — Heft 4: Die Prozeßaussagen der Jungfrau von Orleans über ihr Leben. Übersetzt aus den Prozeßakten von 1431. Mit einer Abbildung und einer Karte. Herausgegeben von Fr. Zurbonsen. XIV u. 110 S. 1,50 ℳ. — Heft 5 (unter der Presse) soll die Limburger Chronik 1347—1398 enthalten.

Im Geschichtsunterricht gerade eines tüchtigen Fachlehrers, welcher anziehend und begeisternd vorzutragen versteht, liegt die unleugbare Gefahr nahe, daß die Schüler sich nur rezeptiv verhalten, anstatt zu selbsttätiger Mitarbeit herangezogen zu werden. Zu den Mitteln, dieses zu verhüten, gehört die Kunst, die Schüler unmittelbar an die Quellen heranzubringen und ihnen dadurch Gelegenheit zu geben, in gewissem, bescheidenem Umfange Quellenstudien zu treiben, sich ein eigenes selbständiges Urteil zu bilden und ein Verständnis für die Hilfsmittel und Methode der historischen Forschung zu gewinnen. Damit wäre wieder viel gewonnen für die so wichtige Erziehung zu selbständigem, wissenschaftlichem, d. h. objektivem Denken. Es bedarf keiner Erwähnung, daß auch die Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Geschichtsunterrichts durch solche Quellenlektüre bedeutend erhöht wird. Schon die in den höheren Lehranstalten übliche Auswahl der deutschen und fremdsprachlichen Leküre gibt dem Schüler manches wertvolle Quellenwerk in die Hand. Dazu kommen die neuerdings mehrfach erschienenen quellengeschichtlichen Lesebücher, die auch viel Brauchbares bieten, aber meist doch, wie alle Lesebücher, nur kleinere oder größere Ausschnitte aus Quellenwerken ent-

Digitized by Google

halten. Dagegen die vorliegende Sammlung gibt sie möglichst ungekürzt oder läßt nur ganz Unwesentliches fort, und sie wird diesen Grundsatz hoffentlich auch für die Fortsetzungen beibehalten. Denn zu echter und rechter wissenschaftlichen Arbeit, auch zu der Anleitung hierzu, muß man das komplette Werk des Autors in der Hand haben, „Schulausgaben" mit willkürlichen Kürzungen oder gar Änderungen genügen hier nicht. — Im 1. Heft erörtert der durch seine Schriften jedem Geschichtslehrer vorteilhaft bekannte, bewährte Verfasser (Zurbonsen) den bildenden Wert der Geschichte, die Quellen und Hilfsmittel der geschichtlichen Forschung, die geschichtliche Lektüre und ihre Hauptregeln, die Gesichtspunkte für die Quellenlektüre und die Lektüre geschichtlicher Darstellungen sowie für Schülerreferate. Den Anhang bildet die Charakteristik Julius Cäsars von Mommsen. Das ganze Heft enthält treffliche Ratschläge für die Kunst zu lesen, wissenschaftliche Werke durchzuarbeiten, den Stoff gründlich zu verarbeiten und zu durchdringen, zu eigenem Urteil, zu selbständiger innerer, besonders ethischer Stellungnahme zu kommen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Auch der Deutschlehrer kann aus den Anweisungen und Winken des erfahrenen Schulmannes viel lernen. Nur in einem Punkte möchte Referent noch weiter gehen als der Verfasser (S. 75: Anfertigen des Konzeptes für Referate): ein Schülervortrag oder, wie er offiziell heißt, ein „frei gesprochener Bericht" wird am besten gar nicht ausgearbeitet. Das Ideale wird doch wohl darin bestehen, daß der Schüler den Gegenstand, den er in seinem Referat behandelt, tüchtig durcharbeitet und beherrscht, sich nur eine Disposition entwirft und dann ex tempore spricht: rem tene, verba sequentur. Nur so wird ihm die Zunge gelöst, nur so lernt er frisch von der Leber weg reden. Bei Ausarbeiten eines Konzeptes führt der Vortrag doch schließlich zu dem auswendig gelernten Aufsatz. — Die folgenden Hefte enthalten außer dem Text der Quelle eine kurze, schnell orientierende Einleitung, gute erläuternde Fußnoten und zum Schluß eine Reihe von Themen für Aufsätze und Vorträge. Heft 2 bringt das lebensvolle, aus unmittelbarem persönlichen Verkehr entsprungene Charakterbild der bekannten Freundin der Königin Luise, welches zum 100. Todesjahre derselben sinnig gewählt ist, Heft 3 die Schrift des „getreuen Eckart des deutschen Volkes", welche uns unwiderstehlich in den Bannkreis der Tage der Befreiungskriege zieht, Heft 4 die dem Andenken der Jungfrau von Orleans gewidmeten Prozeßakte. Dieses Heft ist wichtig besonders für die Lektüre des Schillerschen Dramas, auf das die Anmerkungen unter dem Text oft hinweisen. Es zeigt von neuem, welche erschütternden tragischen Momente allein das Geschick der geschichtlichen Johanna bietet, daß es also des von Schiller erdichteten, recht plötzlich und befremdend auftretenden Liebesmotivs nicht bedurfte.

Digitized by Google

Allerdings hatte Johanna den Heiligen freiwillig die Jungfräulichkeit gelobt (S. 58, 81), aber dieser freiwillige Vertrag war ohne Beziehung zu Johannas Berufsaufgabe, während Schiller die Jungfräulichkeit zur Bedingung für die Erfüllung ihrer göttlichen Mission macht. — Die Sammlung, deren Fortsetzung man mit Interesse entgegensehen darf, ist zweifellos ein zweckmäßiges Unternehmen und füllt eine Lücke aus. Die bis jetzt herausgegebenen Hefte können jedenfalls für den praktischen Gebrauch im geschichtlichen und deutschen Unterricht warm empfohlen werden.

Nordhausen. Arnold Zehme.

---

1) P. Goldschmidt, Berlin in Geschichte und Gegenwart. Mit 4 Übersichtsplänen. Berlin 1910, Julius Springer. VIII u. 414 S. gr. 8. 6 *M*.

Es ist eine Freude, Goldschmidts Buch anzuzeigen, denn es war eine Freude, es zu lesen. Zuerst zwar, beim flüchtigen Durchblättern, machte es den Eindruck allzu großer Nüchternheit und allzu trockner Sachlichkeit, und die vielen Zahlen verstärkten diesen Eindruck. Aber er schwand beim Lesen sehr bald. Wohl hat der Verfasser auf schwungvolle Sprache verzichtet, und der Stoff reizte ja auch nicht dazu, aber seine schlichte, sachliche und anschauliche Darstellungsweise fesselt und gewinnt den Leser mehr und mehr: er hat ein ganz vortreffliches Werk geschaffen. Das Buch zeugt von einem außerordentlichen Fleiß und staunenswertem Wissen, und es zeugt auch von großer Liebe zu seinem Gegenstande, von einer Liebe, die sich dem Stoffe ganz und gar widmet, sich nie genug tun kann und doch nicht blind ist.

Die große Sachkenntnis des Verfassers und seine Fähigkeit, das klar Erkannte auch klar darzustellen, tritt überall hervor, mag es sich nun um die großen politischen Vorgänge handeln oder um die Entwicklung von Handel und Industrie, um Kunst und Wissenschaft, um Theater- und Schulwesen, um die Entstehung der einzelnen Stadtteile, um Straßen, Gebäude und Denkmäler. Dem Sachlichen gegenüber tritt das Persönliche, besonders in der neusten Zeit, die sonst recht ausführlich behandelt ist, etwas zu sehr zurück (vgl. das Vorwort), und mitunter scheint mir der Verfasser, vom Reichtum seiner Kenntnisse verlockt, allzu sehr auch auf unwichtige Einzelheiten einzugehen. Andererseits erfreut er uns immer wieder durch seine Beobachtungen, durch hübsche und kulturhistorisch interessante kleine Mitteilungen. Manche weitverbreitete Sage weist er als solche nach und legt ihren Kern bloß; manchen Irrtum deckt er auf und macht in klarer und überzeugender Weise Front gegen allerlei Übertreibungen. Auch beschränkt er sich nicht allzu genau auf Berlin, sondern läßt,

Digitized by Google

was ja auch kaum anders möglich wäre, den Blick oft genug über die Grenzen des Weichbildes hinübergleiten. Aber Berlin steht doch immer in der Mitte, und immer bildet es den Ausgangspunkt aller Darlegungen.

Auf einige Irrtümer und Ungenauigkeiten ist anderwärts (so in der Anzeige von C. Rethwisch, Mitteilungen aus der historischen Literatur, XXXVIII. Jahrgang, Heft 2, S. 250) hingewiesen worden. Soll auch ich noch einige unbedeutende Mängel hervorheben, die meiner Ansicht nach dem schönen Buche anhaften? Die außerordentliche Reichhaltigkeit des Inhalts bringt es mit sich, daß die einzelnen Bausteine, die der Verfasser zu seinem Werke verwenden mußte, mitunter allzu lose aneinander gefügt sind. Auch findet sich ab und zu eine etwas zu weitgehende Freiheit in Ausdruck und Satzbau: auf S. 176 Z. 5 ist das Fürwort „sie" nicht ganz richtig bezogen, wenn sich seine Bedeutung auch aus dem Zusammenhang ergibt; ähnlich ist es mit dem „es" auf S. 208 Z. 19; auf S. 263 Z. 16 v. u. heißt es: „die Stelle, wo Hinkeldey fiel, ist durch ein einfaches Denkmal gekennzeichnet": daß er fiel, ist gar nicht ausdrücklich gesagt, sondern als bekannt vorausgesetzt; auf S. 306 Z. 8 folgt auf „sowohl" statt eines „als auch" ein einfaches „und". Aufgefallen ist mir auch die immer wieder vorkommende Anwendung eines Kommas, wo ein neuer Satz beginnt und mindestens ein Semikolon zu erwarten wäre, so z. B. S. 24 Z. 11; S. 25 Z. 7 v. u.; S. 36 Z. 11 und 13 usw.

Sehr dankenswert ist die Beigabe von 3 Plänen von Berlin aus der Zeit von 1650, 1685 und 1802 nnd eines vierten Plans, der die Einteilung des Berliner Stadtbezirks nach seiner geschichtlichen Entwicklung darstellt. Auch die genauen Quellen- und Literaturangaben auf S. 392 ff. verdienen hervorgehoben zu werden.

Das „Alphabetische Verzeichnis" ist nicht ganz vollständig. So habe ich in ihm z. B. vergeblich das Friedrichs-Werdersche Gymnasium gesucht, das doch wiederholt (S. 57, 119, 122) erwähnt wird; beim Joachimstalschen Gymnasium und beim Gymnasium zum Grauen Kloster fehlt im Verzeichnis der Hinweis auf S. 334.

Nach der ebenfalls trefflichen, aber längst nicht so umfassenden und mehr für den Gelehrten bestimmten Geschichte Berlins, die uns vor vier Jahren Friedrich Holtze geschenkt hat, haben wir in Goldschmidts „Berlin in Geschichte und Gegenwart" ein Buch erhalten, das bei aller wissenschaftlichen Treue doch auch dem Nichtfachmann hochwillkommen sein wird: möchte dem schönen, gehaltvollen und zuverlässigen Werk der reiche Erfolg beschieden sein, der so eindringender, liebe- und verständnisvoller Arbeit gebührt.

Digitized by Google

2) E. Stutzer, Kleine deutsche Staatskunde. Leipzig, Dresden und Berlin 1910, Verlag von L. Ehlermann. 111 S. 8. 0,60 *M*.

Vor kurzem habe ich in dieser Zeitschrift (LXIV S. 518 ff.) Seidenbergers Bürgerkunde angezeigt, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß sie ihren Lehrstoff in einer großen Anzahl von Unterrichtsproben in frischer und anregender Weise darbietet. Eine gewisse Ähnlichkeit damit zeigt Stutzers sehr empfehlenswerte Kleine deutsche Staatskunde. Ihr Verfasser behandelt nacheinander Entstehung, Verfassung, Wehrmacht, Einnahmen und Ausgaben, Recht und Gericht, Volkswirtschaft und Arbeiterfürsorge des Deutschen Reichs und sodann Verfassung, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung in den deutschen Einzelstaaten, namentlich in Preußen. Daran schließt sich noch ein Kapitel: Staatsgesinnung und Volkswohlfahrt. Diesen Stoff bearbeitet Stutzer so, daß zusammenhängende Darstellung mit Gesprächen abwechselt, an deren Stelle einmal auch eine Lehrstunde tritt. So wird in meist recht geschickter und ansprechender Weise der Stoff dem Leser nahe gebracht, wenn auch, wie sich kaum vermeiden läßt, die Gespräche trotz allen Bemühens nicht immer völlig natürlich sind; mitunter merkt man den gestellten Fragen allzu deutlich an, daß sie nur dazu da sind, eine nötig erscheinende Antwort zu veranlassen, und ab und zu lauten auch die Antworten anders als sie in Wirklichkeit lauten könnten: „man merkt die Absicht“. So glaube ich nicht, daß ein noch ganz junger und unreifer Mensch, wie es doch der Sohn im dritten Gespräch (S. 53, Nr. 95) ist, seinem Vater auf die Frage: „Wozu dient die Wehrmacht hauptsächlich?“ den Bescheid geben würde: „Um den Frieden zu sichern“. — Außer dem eben erwähnten Gespräch zwischen Vater und Sohn, bei dem sich's um Steuern und Zölle handelt, finden wir ein anderes zwischen Vater, Sohn und Onkel über die Reichstagswahl, die eben stattgefunden hat, ein weiteres zwischen einem Unteroffizier der „Franzer“ und seinen Bekannten über unsere Heereseinrichtungen und ein Sonntagnachmittagsgespräch in einem Landstädtchen zwischen einem jungen Arbeiter, einer Krämersfrau, einem Landwirt und einem Tischlermeister über unsere sozialen Wohlfahrtseinrichtungen und die soziale Frage überhaupt; bei der schon erwähnten Lehrstunde handelt es sich dagegen um unsere Gerichtsverfassung. Überall sind die Hauptsachen klar und deutlich hervorgehoben und nach Möglichkeit dem Laienverständnis angepaßt; denn, wie der Verfasser im Vorwort hervorhebt, setzt er nur solche Kenntnisse voraus, „wie sie die aus der Volksschule abgehenden Knaben und Mädchen zu besitzen pflegen“.

Wie denkt sich nun aber Stutzer die Benutzung seiner Staatskunde? Er rechnet nach dem Vorwort auf häusliches Lesen sowohl wie auf den Gebrauch „in den verschiedenen Schulen“. Aber so hübsch das Buch ist, so glaube ich doch kaum, daß es

Digitized by Google

sich als Lehrbuch in der Hand der Schüler — in welchen Schulen? — wird brauchen lassen, und was das häusliche Lesen betrifft — ach, in dieser Beziehung soll man sich doch ja keine falschen Hoffnungen machen: es sind immer nur verschwindend wenige, die zu solchem Lesestoff greifen. Wohl aber kann das Buch ebenso wie das Seidenbergers in der Hand eines geschickten Lehrers sehr Gutes wirken und bei Gelegenheit im Unterricht trefflich verwendet werden. Außer den schon angegebenen Vorzügen weist es noch andere auf: Fremdwörter, die dem Verfasser als unvermeidlich erschienen, sind erklärt, eine Anzahl von Sinnsprüchen (zusammengestellt auf S. 6) an passender Stelle eingeschoben; überall ist sorgfältig und mit deutlicher Ortsangabe auf früher schon Besprochenes verwiesen; auch ein Register und eine Zeittafel sind hinzugefügt.

Daß der Verfasser mitunter etwas zu sehr ins einzelne geht (z. B. S. 31, Nr. 55 und S. 34, Nr. 60 f.), daß er in der erwähnten Lehrprobe (S. 73, Nr. 123) den Schülern, „damit wir noch fertig werden", einen ganzen, wieder allzu gründlichen Abschnitt über die Gerichtsverhältnisse in die Feder diktiert, und daß er mitunter nicht streng genug bei seinem Versprechen bleibt, nur Volksschulkenntnisse vorauszusetzen, soll nur aus Gewissenhaftigkeit beanstandet werden, ebenso der Druckfehler auf S. 35, wo in Z. 19 vor „die Kürassiere" das „Fr." (Franzer) fehlt, während in der nächsten Zeile bei „Was bedeutet" ein Absatz gemacht sein müßte.

Möchte dem mit großer Liebe und reicher Sachkenntnis geschriebenem Buch die verdiente Beachtung und ein schöner Erfolg beschieden sein!

Berlin. Rudolf Lange.

Digitized by Google

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Bericht über die Sitzungen des Philologischen Vereins zu Berlin im 41. Vereinsjahr.

Am 11. Dezember 1909 beging der Verein seine 40. Stiftungsfeier.

Nach kurzer Begrüßung einiger werter Gäste und der besonders zahlreich erschienenen auswärtigen und einheimischen Mitglieder, unter denen nach längerer Pause wieder an einer Sitzung teilnehmen konnte der Zweite Ehrenvorsitzende Geh. Reg.-Rat Dr. Herm. Müller, während der Erste Ehrenvorsitzende und Stifter des Vereins Geh. Oberschulrat Dr. von Bamberg in letzter Stunde am Erscheinen verhindert worden war, erbat sich der jetzige Vorsitzende Prof. Dr. Otto Schroeder Gehör zu dem Festvortrage über Euripides' Bakchen.

Nach einer durch Abbildungen illustrierten religionsgeschichtlichen Einleitung trat der Vortragende in eine Analyse des Dramas ein, wobei der 'Gott', der seine Religion zur Strafe verhängt für den Unglauben, die beiden aus lauter 'Frömmigkeit' kindisch gewordenen Alten, der aufgeregte junge König, das Verkleidungs- und das Lauschmotiv als komödienhafte Züge heraustraten. Dem Schwung und dem Stimmungsgehalt des Dionysoskultes wird der Dichter in den schönen Chorliedern gerecht; als Religion kam das im Grunde doch sinnlose und unsittliche Treiben des lydischen Charlatans für Euripides nicht in Betracht.

Zum Schluß rezitierte der Vortragende den Wechselgesang zwischen Dionysos und Chor während des von den verzückten Bakchen in der Phantasie erlebten Erdbebens.

Aus dem weiteren Verlauf des Festes sei hervorgehoben die Ernennung des Verlagsbuchhändlers Dr. Ernst Vollert zum Ehrenmitgliede des Vereins.

In der Sitzung am 10. Januar 1910 legte Herr Brueckner in Photographie ein jüngst ins athenische National-Museum verbrachtes Relief vor, das nach seiner Inschrift von dem öffentlichen Kriegerdenkmal für die 394 v. Chr. Gefallenen herrührt.

Herr Corssen erörterte die Abfassungszeit der beiden von Diels, Sibyllinische Blätter 1890, behandelten sibyllinischen Orakel aus Phlegons Mirabilia. Die Ergebnisse werden demnächst im Rahmen einer größeren Untersuchung über die Sibyllinischen Bücher und die Sibyllen veröffentlicht werden.

Digitized by Google

In der Sitzung am 7. Februar gedachte zunächst der Vorsitzende mit Worten der Trauer des am 24. Januar verstorbenen Ehrenvorsitzenden, des Geh. Oberschulrats Dr. A. von Bamberg.

Herr Niemeyer (Potsdam) besprach kritisch einige Verse der Captivi des Plautus. Zunächst orientierte er über Siegfried Sudhaus' neues Buch: „Der Aufbau der Plautinischen Cantica". Die Theorie dieses Gelehrten habe sich ihm bei der Zergliederung der Lieder der Captivi in merkwürdiger Weise bewährt. Wo Sudhaus seine Ansicht noch zurückgehalten habe, glaube er selbständig Stollen mit gleicher Taktzahl gefunden zu haben. Über die Bakchien freilich halte er an der alten Theorie fest. Molossische Füße bezeichneten die Verlegenheit des Versbildners, gerade am Ende einer Gedankenreihe verrate sich ja das dichterische Tasten und Suchen auch durch archaische Formen und sonstige Seltsamkeiten, wie denn der Mangel an kurzen Silben im Lateinischen schließlich auch der Grund des sogenannten Jambenkürzungsgesetzes bei Plautus sei. An neuen Konjekturen stellte Herr N. zur Debatte: Capt. 201 *oculis aciem minuitis*, 217 *ea fide*, 772 *nec deo nunc*, 852 *iam hodie*, zu 387 und 801 begründete er eingehender seine schon bekannten Vermutungen, zu 441 und 826 die Richtigkeit der Überlieferung.

In der Sitzung vom 14. März gab Herr Magnus textkritische Beobachtungen zur zweiten Hälfte der Ovidischen Metamorphosen.

Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des Textes der Ovidischen Metamorphosen zeigte der Vortragende an einigen Beispielen, daß unsere Handschriften besser sind und häufiger die Hand des Dichters erhalten haben als man gewöhnlich annimmt. Sie gehen (abgesehen von den fragmentarischen Textesquellen) sämtlich auf zwei Exemplare aus der Karolingerzeit zurück, zerfallen also in zwei Klassen. Die ältesten und weitaus besten Vertreter der ersten sind der cod. Marcianus Florentinus (Bibl. Laurenziana) 225 und der cod. Neapolitanus IV F 3, ihnen entspricht für die zweite an Alter und Wert der cod. Florentinus (Laurentianus) 223. Alle drei stammen aus dem XI. Jahrhundert. Neben ihnen haben die andern Handschriften nur sekundäre Bedeutung. Nach diesen Grundsätzen wird der Text in der seit lange vorbereiteten kritischen Ausgabe des Ref. gestaltet sein. An den Stellen VII 612, VIII 621, IX 653, XIII 890 wird die Überlieferung als echt und richtig erwiesen.

Herr Adam sprach über Herodot 8, 85 und Plutarch, Themistocles 14.

Der Vortragende suchte nachzuweisen, daß Herodot irrtümlich die Athener auf dem linken Flügel der griechischen Schlachtreihe und zwar gegen die Phönizier kämpfen lasse; eine andere, zuverlässigere Überlieferung kennt der Scholiast zu Äschylus' Persern (v. 397 u. 408). Am ausführlichsten hat sie Plutarch erhalten, dessen Angaben im einzelnen nicht nur durch Äschylus (v. 397 ff.), Simonides (fr. 96 u. 136) und Ephorus-Diodor (XI 18, 19 u. 27), sondern sogar durch zerstreute Nachrichten Herodots (VII 97 u. VIII 84 u. 89) bestätigt werden. An diesem Beispiele sollte gezeigt werden, daß die Quellenkritik nicht bei Herodot als unserer letzten erreichbaren Quelle stehen zu bleiben brauche, sondern daß sich selbst bei späten Schriftstellern noch Spuren einer guten alten Überlieferung erhalten haben, die zur Kontrolle und gelegentlichen Berichtigung Herodots dienen können.

Digitized by Google

Zum Schluß berichtete Herr O. Schroeder über den neuesten Oxyrhynchosband.

Die Sitzung am 11. April begann mit einem Vortrage des Herrn Reichardt: Sex. Julius Africanus über die beiden Genealogien Christi.

Es wurde zunächst der Brief an Aristides kurz analysiert: nach einem polemischen Teile, in dem Afrikanus frühere Versuche, die Aporie der verschiedenen Genealogien Christi bei Matthäus und Lukas zu erklären, bekämpft, gibt er im Hauptteil seine Lösung, die unter Zuhilfenahme des Instituts der Leviratsehe die Reihe der Vorfahren bei Matthäus als die *κατὰ φύσιν*, bei Lukas als die *κατὰ νόμον* hinstellt. — Dann wurde die Überlieferung besprochen. Das Schreiben ist uns durch Eusebius erhalten, der den Brief in seinem ganzen Umfange in die quaestiones evangelicae aufgenommen hat, den Hauptteil auch in die Kirchengeschichte (I 7). Die quaestiones evangelicae sind uns gerettet: a) in einer Epitome des Cod. Pal. 220 und b) in einer Katene des Niketas zu Lukas, wo unser Brief aber nach den Zwecken des Katenenschreibers auseinandergerissen ist. Aus diesen 3 verschiedenen Quellen: 1. Epitome der quaestiones evangelicae, 2. Katene des Niketas, 3. Kirchengeschichte des Eusebius, muß der Text wiederhergestellt werden, wobei uns die Epitome das Gerippe des Briefes am besten erkennen läßt und für den 1. Teil die Hauptquelle bildet, während die Lücken des 1. Teils mit Hilfe der Katene zu ergänzen sind; für den 2. Teil ist neben der Katene die Kirchengeschichte die Grundlage. — Drittens wurde die Stelle besprochen: *μὴ οὖν καταίωμεν εἰς τοσαύτην θεοσεβείας σμικρολογίαν, ἵνα τῇ ἐναλλαγῇ τῶν ὀνομάτων τὴν Χριστοῦ βασιλείαν καὶ ἱερωσύνην συνιστῶμεν, ἐπεὶ τῇ Ἰούδα φυλῇ τῇ βασιλικῇ ἡ τοῦ Λευὶ φυλὴ ⟨ἡ⟩ ἱερατικὴ συνεζύγη κτλ.* (Texte u. Unters. XXXIV 3 S. 54_{17}—55_1). Wahrscheinlich wendet sich Afr. hier gegen einen auch sonst bezeugten Versuch, die Verwandtschaft der beiden Phylen mit der alten Eheverbindung zur Zeit Arons zu begründen (Aron heiratet Elisabeth aus dem Geschlechte Judas).

Im Briefe an Origenes ist *ἐξ Ἑβραίων δὲ τοῖς Ἕλλησι μετεβλήθη πάνθ' ὅσα τῆς παλαιᾶς διαθήκης φέρεται* (T. u. U. I. 1 S. 79_{16}) wohl zu übersetzen mit „von Hebräern". Diese Auffassung wird der Überlieferung gerecht und mutet dem Afrikanus geringere Flüchtigkeit im Schließen zu. Daß die Hebräer, was sie übersetzten, aus dem Hebräischen übersetzten, ist selbstverständlich.

Herr Malten knüpfte an eine Besprechung von Äsch. Pers. 163 ff. einige Bemerkungen über die verschiedenartigen Personifikationen und Formen, in denen der Dämon wirkend gedacht wird, und führte einige Vorstellungen auf alte Tiergestalt des Dämon zurück.

In der Sitzung am 9. Mai legte zu Beginn Herr Maas zwei griechische Handschriften[1]) vor, von denen die eine, saec. XII, das sog. Glossar des Kyrillos, die andere, saec. XV, einen Auszug des Kardinals Bessarion aus den Regeln des hl. Basileios mit der lat. Übersetzung des Kardinals enthält.

Dann sprach Herr Max C. P. Schmidt über *laetus*, *detrimentum* und *emolumentum*, *delirare* und *luxuriare*, sowie andere Reste des Bauernlateins.

Ausgegangen wurde von Cic. de or. III 155 (vgl. or. 81 und Mart. Cap.

[1]) Des Münchener Antiquars Jacques Rosenthal.

Digitized by Google

V 512), wo die Ausdrücke *gemmare vites*, *sitire agros*, *laetas esse segetes*, *luxuriosa frumenta* für alte Bilder der Bauernsprache ausgegeben werden. Sie sind vielmehr die eigentlichen Ausdrücke des Ackerbaus und erst davon auf Erscheinungen des menschlichen Lebens oder Gemütes übertragen. Behandelt wurden die Bedeutungen folgender Wörter. 1. *Laetus*: fett (Boden), feist (Tiere), strotzend (Ähre); *laetificari* sich mästen, *laetificare* düngen, *laetamen* Dünger; ital. *letame*. 2. *Delirare*: entgleisen, turkeln, faseln; *lira* Furchenhöhe (*sulcus* Furchental) samt Ableitungen *deliramentum*, *delirium*, *delirus*. 3. *Luxuriare*: ins Kraut schießen; *luxuries* geile Triebe, *luxuriosus* geil, fett. Vielleicht von *luxus* λοξός: kriechend (von Kriech- und Schling-Pflanzen). 4. *Calamitas*: Halmschade, plötzlicher und unvermuteter Unglücksschlag; verbunden mit *tempestas*, *fundus*. *tabescere*, *fatalis*, *improvisa*, nicht mit *sempiterna* oder *perpetua*. 5. *Detrimentum*: Das Abgeriebene, der Materialschade, Stoffverlust, Einbuße an Vermögen. Caesar: *detrimentum sarcire*. Senatsultimatum: *ne quid respublica detrimenti capiat* 'der öffentliche Besitz solle keine Kürzung erfahren' = ὥστε μηδεμίαν ἀποτριβὴν τῷ δημοσίῳ συμβῆναι (Dio C. 37, 31). 6. *Emolumentum:* Das Herausgemahlene, der Mahlgewinn, Profit. Interessant besonders Cic. Verr. III 227 (eine förmliche agrarische Druse) und de or. I 38. 7. *Fraus*: Mißernte, Mißerfolg; Enttäuschung, Täuschung. Verwandte sind: *frustratio*, *frustra*, *defrudare* (*segetem*). Nonius: *defrudare significat fructum* (Ernte) *minuere*. 8. *Prŏcĕrēs*: von πρό und κάρα, vgl. *cernuus*, *cernulus* etc. Bedeutung: die den Kopf hochtragen. Bild vom Zuchtbullen und Leithammel. 9. *Prōcērus:* von *prō* und *cresco:* der vorwärts (nicht auch seitwärts) wächst, hochgewachsen, schlank. Bild von Pinie und Cypresse. Gegensatz: *fagus patula*. 10. *Summa* und *Numeri*: *Summe* und *Summanden*. Addition von unten nach oben, das Resultat kam auf die *summa linea*. Daher *summa reliqui* Differenz, *summa multiplicationis* Produkt. Aber nicht *summam deminuere* 'Summe verkleinern'. *Numeri* = Posten: Cic. off. III 14. fin. III 24. Gell. II 8, 7. XVIII 1, 5. Plin. epp. III 4, 5. Tac. dial. 1. — An der Debatte beteiligten sich besonders die Herren Meister und Belling. Man wies auf *clades* und *cadere* als mögliche Verwandte von *calamitas* hin und hielt *laetamen* für eine junge Bildung, die bei Cato und Varro (*stercus*) noch fehle.

Nachher sprach Herr O. Schroeder über Eur. Hel. 684—697 und verteidigte Gottfr. Hermanns Lesungen gegen neuere Angriffe.

In der Sitzung am 13. Juni legte Herr O. Schroeder sein Amt als Vorsitzender nieder, da er Berlin verläßt, um das Direktorat des Kgl. Domgymnasiums in Naumburg zu übernehmen. Auf seinen Vorschlag wurde Herr Geh. Reg.-Rat Dr. Bardt zum Nachfolger, Herr O. Morgenstern zum Stellvertreter gewählt. Der neue Vorsitzende proklamierte seinen Vorgänger neben Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. J. Müller zum Ehrenvorsitzenden.

Herr Karl Meister legte zwei lateinische Miszellen vor:

1. Eine grammatische Besonderheit in der Bezeichnung von Personen mit gleichem Nomen oder Cognomen: CIL VI 30898 M. C. Pomplio; CIL XIV 2891 Q. K. Cestio; Diehl Altlat. Inschr. 165 Q. A. Caedicio; CIL XI 6706, 5 T. C. Vomanio. Er bekämpfte die Deutung dieser Formen als Duale oder Plurale und erklärte sie singularisch analog einzelnen Stellen klassischer Autoren (Sall. Jug. 42, 1 Tiberius et C. Gracchus, Liv. 6, 22, 1 Sp. et

Digitized by Google

L. Papirius, Suet. div. Jul. 80, 4 Marcoque et Decimo Bruto) und jüngern Inschriften (CIL III 5036 Quintus Calpurnius Phoebianus iunior et Charitosianus fili).

2. Über *genetrix meretrix opstetrix — monitrix domitrix debitrix* und ähnliches.

Die Formen auf *-etrix* sind die lautgesetzlichen, die auf *-itrix* verdanken ihr *i* dem Einfluß des Maskulinums. Wenn gelegentlich auch *meritrix* geschrieben wird und *ianitrices* 'Schwägerinnen' mit *i* statt mit *e* erscheint, so liegt das daran, daß später das Sprachgefühl in Wörtern wie *debitrix proditrix portitrix -itrix* als Endung empfand und diese auf ähnliche Wörter übertrug. So sind in späterer Zeit Formen wie *persuasitrix fusitrix* gebildet worden, während Plautus *persuastrix* und Cicero *defenstrix* geschrieben hat.

In derselben Sitzung behandelte Herr Malten Euripides' Melanippen, insbesondere den Aufbau und die mythologischen Voraussetzungen der σοφή. Daran schloß sich eine Erörterung über die Teratologie bei Empedokles und Euripides.

In der Sitzung am 15. August ehrte man das Andenken des am 25. Juli zu Hannover verstorbenen Geh. Reg.-Rats Prof. Dr. Konrad Herrmann, eines der Begründer des Vereins, und des am 8. August verstorbenen Prof. Dr. Oskar Wichmann zu Eberswalde.

Den Vortrag des Abends hielt Herr Belling. Er bemerkte zu Platons Phaidon:

Die aus den Gesprächen 60B—63B (c. 7) erwachsende 'Apologie' κινδυνεύουσι 64A—67E φοβερόν; 67E—69E ἔχοι) wird ergänzt durch den 70B verlangten Beweis (70C—72D; 72E—77D) und durch die Widerlegung der 70A zugleich angegebenen Volksmeinung (78B—80D), der Sokrates seine Meinung gegenüberstellt (80E—82C φιλομαθεῖ); aus diesen Gedanken ergibt sich ihr Epilog (ἀλλὰ τούτων ἕνεκα (82C—84B).

Die weiteren Gespräche und die daraus folgenden Beweisgänge (91C bis 95A = c. 41—43; σκόπει δή 100C—107A ἐν Ἅιδου), mit deren letztem Ergebnis (οἴχεται ἀπιόν) der Mythus von der Seelenfahrt (ἀλλὰ τόδε 107B bis 114D μηκύνω τὸν μῦθον) als Epilog zusammenhängt, zeigen solche Abweichungen und Besonderheiten[1]), daß 84C—114D nicht derselben Konzeption entsprungen zu sein scheinen wie das ihnen Vorhergehende. An jenes aber knüpfen die Gedanken hinter dem Mythus (ἀλλὰ τούτων δή 114D bis 115A καλῇ) an als Abschluß jenes Epilogs und zugleich als Überleitung zum Schlußteil (ὑμεῖς μὲν οὖν κτλ. 115A), welcher der Einleitung (57A—60A) entspricht.

Wir haben also eine zweite, erweiterte Ausgabe des Werkes. Der in 58D. E und 118 = c. 67 zum Ausdruck kommende Grundgedanke der ersten Fassung (in der jene 'Apologie' der Hauptteil und die Beweise für

---

[1]) In der 'auch durch 108A nicht wirklich ausgeglichenen' Abweichung zwischen 81C. D und 107D—113E; in der wesentlichen Weiterbildung der Ideenlehre; in dem Verhältnis des neuen Beweises zu der früheren Argumentation (vgl. besonders 105C ἀποκρίνου — ψυχή als Unterlage von 70C καὶ εἰ τοῦθ' οὕτως ἔχει — εἶεν ἂν αἱ ψυχαὶ ἡμῶν ἐκεῖ); in dem unvorbereiteten Wandel des Standpunkts bei Simmias und Kebes.

Digitized by Google

die Fortdauer der Seele nicht Zweck, sondern Mittel waren) ist auch in dem großen Einschub (der ebenfalls *λόγοι* und *τρόπος* darstellt) noch wahrnehmbar trotz des unverkennbaren besonderen Anlasses für denselben. Die erste Ausgabe, die 70C und 72E (91E—92D) auf den Menon Bezug nimmt und 78A (vgl. 80C) auf Belehrungsreisen ins Ausland deutet, dürfte der literarischen Periode der Jahre 395—391 angehören; die zweite, die auf die sizilische Reise hindeutet (113B; vgl. auch *ὑπό τινος πέπεισμαι* 108C), scheint vor den Phädrus gerückt werden zu müssen.

Was einzelne Stellen betrifft, so sind 60B. C (*ὥσπερ — κορυφάς*); 64B (*παρ' ἡμῖν*); 86B (*οἶμαι — ὑπολαμβάνομεν*) noch nicht befriedigend erklärt. Schleiermachers Umstellung 66B ist nötig; die Annahme von Interpolation 80C erscheint unrichtig; 60B (*ἡδύ — λυπηρόν*) ist in Beziehung zu setzen zu 70E; 67A ist *τοιούτων* als masc. aufzufassen. Madvigs *πελατεύοντες* 82D, das sich durch feine und hier ausgezeichnet passende Nuance von *δουλεύοντες* unterscheidet, verdient Aufnahme, weil damit die Entstehung des (auch durch Vahlens lehrreiche Erörterungen doch nicht annehmbar gemachten) handschriftlichen Textes sich aufs beste erklärt. Von demselben, der 72E interpolierte *καὶ ταῖς μέν γε ἀγαθαῖς ἄμεινον εἶναι ταῖς δὲ κακαῖς κάκιον*, ist 63B der ebenso störende Zusatz *τοῖς ἀγαθοῖς ἢ τοῖς κακοῖς* interpoliert.

In der Sitzung vom 12. September sprach Herr Baehr über die Anspielungen auf Nero in den Satiren des Persius. Nach allgemeineren Bemerkungen über den andeutenden und aktuellen Charakter dieser Anspielungen suchte er die Beziehungen auf den Princeps in der ersten Satire unter Betonung der chronologischen Argumente als zweifellos zu erweisen. Sodann behandelte er die Verse 43ff. der 6. Satire. Er sprach die Vermutung aus, daß der Dichter durch die Verspottung des Caligulatriumphes indirekt den dem Caligula in mancher Hinsicht ähnlichen Nero habe treffen wollen, der nach Tacitus ann. XV, 18 gegen Ende des Jahres 62 wegen unbedeutender Erfolge gegen die Parther trotz momentaner Niederlagen Triumphbauten errichten ließ, und wies auf die Indizien hin, die für die bei dieser Annahme vorauszusetzende Abfassung der Satire in der letzten Lebenszeit des Persius sprechen.

Hierauf berichtete Herr Corssen über mehrere ihm besonders annehmbar erscheinende Konjekturen von E. Thomas zur lat. Anthologie.

Zum Schluß gelangte die Besprechung einer Platostelle (Apol. p. 19C), die Herr O. Schroeder eingesandt hatte, zur Verlesung.

In der Sitzung vom 17. Oktober sprach Herr Busse über „Textkritische Studien zur aristotelischen Schrift de anima". Der Vortragende wies zunächst auf die Lage der Überlieferung hin, die einen viel energischeren Aufbau des Textes auf der besten und ältesten Handschrift Parisinus 1853 (E) erfordere, als es von dem letzten Herausgeber Wilh. Biehl geschehen sei. Alsdann wurden die in dieser Handschrift vom 2. Buch erhaltenen Fragmente eines von der Vulgata abweichenden Textes besprochen, durch den Torstrik zu der Hypothese veranlaßt wurde, daß Aristoteles selbst zwei Ausgaben seiner Schrift veranstaltet habe, von denen die eine in der Vulgata, die andere und zwar ältere in den Pariser Fragmenten erhalten sei. Demgegenüber hat Hugo Rabe, der noch Reste einer 3. Textgestaltung in dem Vaticanus 1339 veröffentlichte, überzeugend nachgewiesen,

Digitized by Google

daß die Vulgata allein als aristotelisch gelten müsse, der in den Pariser Fragmenten erhaltene Text aber von einem Peripatetiker stamme, der das Buch umarbeitete, nichts Wesentliches hinzufügte, vieles verschlechterte, manches auf eine verständlichere Form brachte. In der im Vaticanus vorliegenden Bearbeitung endlich sind die beiden Texte so zusammengeschweißt, daß abschnittweise bald die Vulgata, bald die recensio Parisina erscheint.

Nunmehr wandte sich der Vortragende zu der von Bonitz ausgesprochenen Ansicht über das 1. Buch, wonach wohl die einzelnen Abschnitte von Ar. herrühren, aber von anderer Hand redigiert seien, die nichts Aristotelisches aufgeben wollte und deshalb bei der Einordnung mancher Skizzen Widersprüche verschuldet habe. Der Vortragende konnte dieser Hypothese nicht beitreten, sondern glaubte durch Annahme von Interpolationen der Schwierigkeiten Herr zu werden. Zur Erläuterung wurde die aristotelische Widerlegung der pythagoreischen Auffassung der Seele als einer Harmonie des Körpers A 4. 407^{b} 27—408^{a} 28 erörtert und mit Bonitz der Abschnitt 408^{a} 5—28 auf eine Interpolation erkannt. Im Anschluß daran deutete der Vortragende auf eine ähnliche Interpolation hin in dem von der Bewegung handelnden Abschnitt A 3. 405^{b} 31—406^{a} 22. Hier wurden die Worte 406^{a} 3—12 als spätere Zutat erkannt und die Anstöße des Textes nach Betrachtung des aristotelischen Begriffs der Bewegung und ihrer verschiedenen Arten in Zeile 12 und 13 dadurch beseitigt, daß in Zeile 12 ἢ für *καί* und *τριῶν* für *τεσσάρων* zu schreiben und Zeile 13 *φθίσεως* mit E zu streichen vorgeschlagen wurde, wenn man nicht vorziehe, *γενέσεως* für *φθίσεως* einzusetzen und dann *τεσσάρων* zu halten.

Es folgte die Behandlung einzelner Stellen, deren Überlieferung entweder zu korrigieren oder zu verteidigen war. So schien es nötig, S. 405^{b} 28 vor *διὰ τὴν* ein *διὰ τὸ* einzuschieben. Hingegen wurde 408^{b} 11 das *δέ* des Nachsatzes gegen Bonitz gehalten und als echt attisch an Beispielen nachgewiesen. In S. 408^{b} 17 verlange der Gedanke nach *ἐπὶ τωνδί* die Einfügung von *μέχρι ἐκείνης*, S. 405^{a} 4 nach *τό τε γὰρ κινητικόν* die Ergänzung *καὶ τὸ γνωριστικόν*. Die von Bonitz vertretene Meinung, daß *τε γάρ* von Ar. auch ohne korrelative Beziehung auf ein entsprechendes zweites Glied gebraucht werde, schien nicht haltbar. In S. 404^{b} 22 wurde der Vorschlag gemacht, die Worte *μοναχῶς γὰρ ἐφ' ἕν* vor *ἐπιστήμην* zu stellen, in S. 434^{a} 14 ein früherer Vorschlag des Vortragenden, *ἡ ὄρεξις τὴν ὄρεξιν, ὅταν ἀκρασία γένηται* nach *κινεῖ* Zeile 15 zu stellen mit Interpunktion hinter *ἀρχικωτέρα*, unter Darlegung der aristotelischen Sphärentheorie gegen den Heilungsversuch des letzten Herausgebers verteidigt. Endlich wurde S. 402^{b} 16 unter Zurückweisung der gewundenen Erklärung des Philoponos entweder die Belgersche Konjektur oder die Streichung von *τοῦ αἰσθητικοῦ* und *τοῦ νοῦ* empfohlen, S. 434^{a} 32 nach *εἰ οὖν* eine Lücke angenommen und S. 410^{a} 29 die Überlieferung verteidigt, die den richtigen Gedanken enthalte: „Da viele Bedenken und Schwierigkeiten mit der Auffassung verbunden sind, daß, wie Empedokles sagt, das Einzelne durch körperliche Elemente erkannt werde, so enthält das jetzt Gesagte zugleich auch einen Beweis gegen die Auffassung vom Gleichen."

Herr Bardt behandelte die Stelle Cic. ad fam. I 9, 4: *Ego me, me*

Lentule, initio rerum atque actionum tuarum non solum meis sed etiam rei publicae restitutum putabam. *rerum* ist unerträglich, ob man *tuarum* mit diesem oder nur mit *actionum* verbindet; auf den richtigen Weg zur Herstellung führen Stellen wie post red. in sen. 28, ebenda 2, post red. ad Quir. 18; es muß *deorum* heißen. *initio* kann weder mit *putabam* verbunden werden (denn dann würde Cicero dem Lentulus statt ein Kompliment eine Sottise sagen), noch mit *restitutum* (denn Cicero kann nicht sagen, daß seine im August 57 erfolgte Herstellung *initio actionum* (*Lentuli*), also um den 1. Januar 57, geschehen sei, auch *evento* oder *cursu* oder *vi* zwischen *initio* und *rerum* zu setzen geht nicht an; es muß *beneficio* statt *initio* gelesen werden (was, wie in der Debatte gesagt wurde, schon Sternkopf vorgeschlagen hat), und die Stelle wird gelautet haben: *Ego me beneficio deorum atque actionum tuarum non solum meis sed etiam rei publicae restitutum putabam.*

In der Sitzung am 14. November behandelte Herr Max Pieper das Thema: Plato und Ägypten.

Daß Plato in Ägypten gewesen ist, wurde im Altertum allgemein geglaubt, und der Vortragende sieht keinen Grund, daran zu zweifeln, trotzdem es neuerdings bestritten worden ist.

Was Plato von den Ägyptern erzählt, scheint vielmehr eine so genaue Kenntnis zu verraten, daß er dagewesen sein muß.

Obwohl er die Ägypter einmal als φιλοχρήματοι bezeichnet und sich an einer anderen Stelle nicht ohne Ironie über die ägyptischen Priester äußert, hat die ägyptische Kultur zweifellos auf Plato einen mächtigen Eindruck gemacht. Er lobt es, daß die Verehrung der Götter seit alters in den überlieferten Formen sich vollziehe (vollständig richtig), und rühmt die Geschicklichkeit, mit der bei den Ägyptern der Unterricht gehandhabt werde. Zum Beweise führt er einige Beispiele mathematischer Aufgaben an, wie sie bei den Ägyptern gestellt würden. Zu den von Plato angeführten Beispielen liefert der mathematische Papyrus des britischen Museums augenfällige Parallelen.

Besonders aber lobt Plato die Strenge, mit der die gesamte ägyptische Kunst an den einmal überlieferten Formen festhält. Die Art, wie er das an den ägyptischen Statuen näher ausführt, macht die Schlußfolgerung äußerst wahrscheinlich, daß er solche Statuen gesehen hat, also in Ägypten war.

Auch einige Mythen hat Plato seinem eigenen Zeugnisse nach aus Ägypten. So vor allem die Geschichte von Theuth, dem Erfinder der Schrift, und dem König Thamus im Phädrus. Platos Erzählung liegt zweifellos eine ägyptische Göttersage zu grunde, freilich ist die Antwort des Thamus, die die Schrift für etwas Gefährliches erklärt, so unägyptisch, allerdings auch so platonisch wie nur möglich.

Ferner soll die bekannte Geschichte von der Atlantis im Timäus nach Angabe des Verf. aus Ägypten stammen. Das ist insofern möglich, als die ägyptischen Priester recht gut eine Mythe aus Griechenland übernommen haben können, die mit einer ägyptischen Ähnlichkeit hatte. Diesen Mythus werden sie griechischen Reisenden wiedererzählt haben, wie ja bei Herodot Ähnliches berichtet wird.

Digitized by Google

Auch von den ägyptischen Kasten redet Plato, wie andere griechische Schriftsteller ebenfalls, was aber den ägyptischen Quellen vollkommen widerspricht. Es ist sicher, daß Plato in den Ständen, wie er sie in Ägypten zu finden glaubte, eine Einrichtung sah, die mit den Ständen seines Staates einige Ähnlichkeit hatte. Aber daß er von den Einrichtungen seines Staates irgend etwas aus Ägypten entlehnt haben sollte, erscheint geradezu ausgeschlossen.

Zum Schluß besprach Herr Stengel Aristoph. Lys. 192. *τόμιον* bedeutet zunächst wie *σφάγιον* das zum Eidopfer benutzte Tier. Aber der Singular kommt sonst nicht vor, und im Zusammenhang mit den übrigen an obscönen Anspielungen reichen Versen wird man den gesuchten und gewagten Ausdruck zu verstehen haben: männliches Glied, wodurch dann die auf ganz anderem Wege erschlossene Bedeutung von *τόμια* = Genitalien (Stengel, Opferbräuche 78 ff.) einen weiteren Beleg erhielte.

Digitized by Google

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgange der Antonine. Zweiter und dritter Teil. Achte Auflage. Leipzig 1910, S. Hirzel. X u. 415 S. resp. XII u. 665 S. 9 ℳ resp. 12 ℳ. — Der 2. und 3. Teil dieses anerkannten, hochbedeutsamen Werkes, von dem wir den 1. Teil in den „Eingesandten Büchern" als soeben erschienen bezeichnet haben, zeigen in der neuen Bearbeitung, daß sie durchaus auf der Höhe der Zeit stehen. Gewissenhafte Benutzung der Literatur und sorgfältige Durcharbeitung des Stoffes haben zu einer Vermehrung des Umfanges geführt. Das allen Benutzern längst liebgewordene Werk darf in keiner Bibliothek eines Philologen fehlen.

2. Aus der Praxis der Knaben- und Mädchenarbeit. In Vierteljahrsheften herausgegeben von L. Pallat. Schriftleiter: Chr. F. Morawe. Jahrg. 1 (1910), Frühjahrsheft. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 28 S. (Jährlich 4 ℳ.)

3. Junge Geister, herausgegeben von R. Strecker und Frau Tilde Strecker. Berlin 1910, Schwert-Verlag. Jahrg. 1. Nr. 12.

4. Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1911. XV. Jahrgang. Mit 365 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht. Als Abreißkalender eingerichtet. Wohlfeile Ausgabe 1,75 ℳ. Liebhaberausgabe auf holzfreiem Papier 2,25 ℳ. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Auch den neuen Jahrgang von Meyers Historisch-Geographischem Kalender, der nun bereits zum 15. Male erschienen ist, begrüßen wir als einen gern gesehenen Gehilfen der Schule. Ebenso der sorgfältig bearbeitete lehrreiche Text, die Tafeln der wichtige Persönlichkeiten und Ereignisse betreffenden Gedenktage, die tunlichst den Merktagen angepaßten Sinnsprüche oder Gedichtchen, wie der reiche, wertvolle Inhalt der bildlichen Darstellungen sind zu loben: Landschaftsbilder aus der engern und weitern Heimat, aus unsern Kolonien und allen Teilen der Welt, Porträte führender Männer der Politik, Literatur, Technik, Kunst u. a., Typen interessanter exotischer Völker, Bilder alter und neuer Städte und ihrer markantesten Teile oder Gebäude, kunst- und kulturhistorische Darstellungen wichtiger Kunstschöpfungen.

5. Der ortograpf, monatsblat führ lauttroie rechtschraibung und latainschrift, sowi führ reformen auf anderen gebiten, herausgegäben von kand. der fil. f mälis, sprahchlerer in noistat (holst.). Jährlich 2 ℳ.

6. Scriptor Latinus (nova „civis Romani" series). Annus VIII, num. 5—6

7. Spracherlernung und Sprachmaschine. Jahrgang 2, Nr. 4—5.

8. Verhandlungen der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz. Zusammengestellt von H. Schenkl. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VIII u. 240 S.

Digitized by Google

9. Bibliotheca mathematica, 3. Folge, 10. Band, 2. Heft. Zeitschrift für Geschichte der mathematischen Wissenschaften. Herausgegeben von G. Eneström. Leipzig 1910, B. G. Teubner. (H. Vogt, Die Entdeckungsgeschichte des Irrationalen nach Plato und anderen Quellen des 4. Jahrhunderts) S.-A. 58 S.

10. Berichte über den mathematischen Unterricht in Österreich. Heft 1—3. Wien 1910, in Kommission bei Alfred Hölder.

11. R. Caleb, Praktischer Lehrgang der französischen Geschäftssprache und Einführung in die französische Handelskorrespondenz zum Gebrauch an Handelsschulen und zum Selbstunterricht für Kaufleute. Berlin und Leipzig 1910, Walther Rothschild. VII u. 438 S.

12. H. Fischer, A. Geistbeck, M. Geistbeck, Erdkunde für höhere Schulen, Ausgabe A in 6 Teilen. Berlin und München 1910, R. Oldenbourg. Erster Teil 90 S. 0,70 *M*; zweiter Teil 97 S. 0,75 *M*; dritter Teil 104 S. 0,75 *M*; vierter Teil 106 S. 0,75 *M*, alle in vierter Auflage. Fünfter Teil 99 S. 0,70 *M*; sechster Teil 106 S. 0,80 *M*. Ausgabe B, Buchausgabe mit 250 schwarzen Abbildungen und 12 Farbentafeln. Zweite Auflage. Ebendaselbst. XIV u. 399 S. geb. 3 *M*.

13. W. Gall, Livre de Récitation. Frankfurt a. M. 1910, M. Diesterweg. 78 S. steif kart. 1 *M*.

14. Grünbergs Hauslehrer für die oberen Klassen der Mittelschulen. Erste Serie: Mathemathik, sechster Band: Trigonometrie mit 62 Figuren und 70 Tabellen. Laibach 1910, Jg. v. Kleinmayr & Ferd. Bamberg. IV u. 242 S. geb. 3,80 *M*.

15. Ide, Praktische Atmungsgymnastik. Zum täglichen Gebrauch für jedermann. Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin in München. 19 S.

16. W. James, Psychologie. Übersetzt von Marie Dürr, mit Anmerkungen von E. Dürr. Leipzig 1909, Quelle & Meyer. V u. 478 S. 7 *M*, geb. 8 *M*.

17. H. C. Jüngst, Der Sturz Häckels. Eine Abrechnung. Leipzig-Gohlis 1910, Bruno Volger. 20 S.

18. F. Hoffmann, Die Augsburgische Konfession. Dritte Auflage. Berlin 1910, Reuther & Reichard. IV u. 82 S. 1 *M*.

19. Lackemann, Elemente der Geometrie. Für höhere Lehranstalten bearbeitet von R. Kreuschmer. Erster Teil: Planimetrie. Mit 125 Figuren. Neunte Auflage. Breslau 1910, Ferdinand Hirt. 148 u. 40 S. 2 *M*. — Daraus Funktionsbegriff und Funktionen in graphischer Darstellung von R. Kreuschmer. 40 S 0,80 *M*.

20. P. Manderscheid, Abriß der Musikgeschichte für höhere Schulen und Lehrerbildungsanstalten. Düsseldorf 1910, L. Schwann. V u. 35 S. 0,50 *M*.

21. Neue Preußische Beamten-Besoldungs-Ordnung vom 26. Mai 1909 nebst den Gesetzen betreffend Wohnungsgeldzuschuß und Kommunalsteuerprivileg. Berlin, L. Schwarz & Co. 123 S. 1 *M*. (Bei Umlauf- und Vereinsbestellungen 0,25 *M*.)

22. A. Rausch, Elemente der Philosophie. Ein Lehrbuch auf Grund der Schulwissenschaften. Halle a. S. 1909, Buchhandlung des Waisenhauses. XII u. 376 S.

23. L. Sadée, Schiller als Realist. Eine literarisch-psychologische Studie. Leipzig 1909, Camillo Schneider. X u. 190 S.

Digitized by Google

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN.

SECHSUNDDREISZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1910.

Digitized by Google

Inhalt.

Caesar, von H. Meusel 20
Ciceros Reden, von F. Luterbacher 215
Homer, höhere Kritik, von C. Rothe 347
Horatius, von H. Röhl 76
Livius, von H. J. Müller 1
Plato, von E. Hoffmann 288
Tacitus, von G. Andresen 250
Vergil, von H. Belling 145

Digitized by Google

1.

Livius.

Von den in meinen früheren Jahresberichten angezeigten Livius-Ausgaben und auf Livius' Geschichtswerk bezüglichen Schriften sind einige nachträglich besprochen worden. Ich stelle zusammen, was mir bekannt geworden ist.

Livius, Buch 1, 2, 21, 22, 7. Auflage von A. Zingerle (J. Miller, Württ. Korrespondenzblatt XV S. 346). — Livius, Buch 1 und 2 von W. Heraeus (Beckh, Württ. Korrespondenzblatt XV S. 345). — Livius, Buch 21—24, 30, 2. Auflage von Zingerle—Albrecht (J. Miller, Württ. Korrespondenzblatt XV S. 346). — Livius, Buch 23, 2. Auflage von F. Luterbacher (J. Miller, Württ. Korrespondenzblatt XV S. 346). — Livius, Buch 39 und 40, Textausgabe von Weißenborn-W. Heraeus (E. T., Rev. crit. XX S. 398 f.) — Livius, Buch 39 und 40 von Weißenborn - H. J. Müller (E. Wolff, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 908—913); P. Lejay, Rev. crit. 1909 S. 167—168). — Hodermann, Livius in deutscher Heeressprache (E. Wolff, DLZ. 1909 Sp. 1186—1188; F. Cremer, Monatschrift f. höh. Sch. 1909 S. 607). — Lehmann, Hannibals Alpenweg (Fr. Reuss, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 1054—1058).

I. Ausgaben.

1) Livi ab urbe condita libri. W. Weißenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von H. J. Müller. Neunter Band, zweites Heft. Buch 41 und 42. Dritte Auflage. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. III u. 220 S. 8. 2,80 *M*.

In dieser dritten Auflage, die ich zum ersten Male bearbeitet habe (die zweite erschien 1876), habe ich alles unter Berücksichtigung der neuen Literatur geprüft und zum Teil anders gestaltet. Von den neuen Lesarten erwähne ich diejenigen, in denen ich von der Ausgabe Zingerles (1899. 1901) abgewichen bin, und gebe hier und da etwas zu ihrer Begründung, weise aber besonders auf die Vermutungen R. Nováks hin, die dieser Gelehrte mir für die neue Auflage zur Verfügung gestellt hat.

41, 2, 1 *castra Romana sunt mota* nach R. Novák, der an der Zerreißung der zusammengehörigen Wörter mit Recht Anstoß nahm; es ist dies die gewöhnliche, stehende Wortfolge, — 2, 2 habe ich *eorum* hinter *eos*, unmittelbar vor den Relativsatz, der zu ihm gehört, eingeschoben; Wesenberg fügte es vor *eos* ein.

Digitized by Google

— 2, 8 habe ich ⟨*quidam*⟩ *armati* geschrieben, was vor *armati* ⟨*alii*⟩, wie WBb. liest, den Vorzug verdient, weil kein zweites *alii* folgt und weil auch im Folgenden *inermes* hinter *maior pars* steht; R. Novák vermutet: *armati* ⟨*aliquot*⟩. Vgl. 31, 37, 2; 37, 20, 5. Ebendort ist im Text zu lesen: *maior*. — 2, 9 habe ich die überlieferte La. *tertiae* beibehalten; es war wohl ein Teil der dritten Legion zurückgeblieben, ungewiß, zu welchem Zweck. Aber *ab legione sua* kann nicht richtigsein, es wird *de* (WBb.; oder *e* Mg.) *legione sua* gelesen werden müssen. — 3, 1 kann *est* nicht gehalten werden, es müßte *erat* oder *esse* heißen; ich habe es gestrichen; vgl. § 4; 42, 60, 2. — 3, 6 *equitibus*, abhängig von *imperant*, wie in der Ausgabe des Curio am Rande von einem Anonymus verbessert ist; *equites* als Subjekt des folgenden Satzes gibt eine harte Konstruktion; vgl. 2, 60, 1. — 3, 10 lies im Text: *esse*. —4, 2 *quo* ⟨*id*⟩ *celrius*, wie es auch 1, 5 und 2,8 heißt. Das *id* steht hier offenbar besser als hinter *celerius* (WBb.). — 4, 3 vielleicht *et* ⟨*ex*⟩ *parte*. — 5, 1 vielleicht *Gavilii*. — 6, 2 ⟨*A.*⟩ *Licinius* nach Sigonius wegen der Übereinstimmung mit dem folgenden Namen; doch ist der ergänzte Vorname nicht sicher; s. 43, 3, 1. 16, 3. 26, 2. — 6, 4 *edisserendas* mit Gr.; denn Liv. konstruiert *disserere* mit *de* und verbindet es auch mit dem Akk. des Neutrums eines Pronomens oder Adjektivs; diesem müßte *res* gleichgestellt werden, wenn *disserendas* richtig wäre; vgl. 24, 52, 3. — 6, 9 *fuisse* ohne *se*; s. WBb. zu 41, 10, 7 und 45, 34, 7. — 7, 1 ich vermute, daß ⟨*Ti.*⟩ *Sempronius* zu schreiben ist; vielleicht ist das *Ti.* hinter *argenti* das fälschlich hierher verschlagene Praenomen. — 7, 8 habe ich an zweiter Stelle *id bellum* beibehalten; es ist einmal überliefert und doch ohne Anstoß. — 7, 10 *effusosque* nach J. Perizonius, was der gewöhnliche Ausdruck ist. — 8, 1 *L. Mummius* nach Sigonius. — 8, 10 die Form *quibusquibus* ist zu beanstanden, am einfachsten wird mit WBb. *quibusvis* geschrieben oder mit R. Novák *quibuslibet*. — 8, 10 schlägt B. Kübler folgende Ergänzung vor: *et quibus stirps* (so schreibe auch ich für *stirpes* mit WBb.) *deesset, quam relinquerent, ut* ⟨*legi parerent, liberos adoptabant et ita*⟩ *cives Romani fiebant*. — 8, 12 habe ich die Ergänzung Marquardts gewählt: *id ratum ne esset*. — 9, 2 vermute ich: *quibus deducere ex navalibus vellet*. — 9, 11 glaube ich, daß nicht nur *qui*, sondern *si qui* ausgefallen ist. — 10, 1. 10, 2 usw. habe ich die Formen des Akk. Plur. auf *is* gewählt (*finis, cernentis* usw.). — 10, 2 ist im Text *indignatio* zu lesen; statt ⟨*esse*⟩ vermutet R. Novák ⟨*fore*⟩. — 10, 6 habe ich *ingessisset*⟨*que*⟩ mit Modius geschrieben. — 10, 7 lies im Text *nuncupato*. — 11, 1 *oppugn*⟨*are coeper*⟩*ant* mit WBb. — 11, 4 R. Novák streicht *abscisae aquae* (*abscisaquae* die Hs.). — 11, 6 ⟨*indic*⟩*ium ubi* nach WBb. hinter *capti* eingefügt obwohl diese Verbindung (*indicium .. accepit*) sonst bei Liv. nicht begegnet R. Novák vermutet: *sig*⟨*num*⟩ *ubi*. — 12, 9 da die Hs. *passim*

Digitized by Google

populantiquae hat, ist es einfacher, mit R. Novák *populantique passim* umzustellen; diese Stellung des Adverbs ist gewöhnlicher (stehend außer 9, 45, 16; 28, 11, 13). — 13, 2 *locutum* habe ich beibehalten, da dieses Prodigium nicht ausschließlich bei Kühen vorkommt; s. 35, 21, 4; Plin. 8, 183. — 13, 2 ⟨*a*⟩ *pecore* nach M. Hertz; in lokalem Sinne wird die Präposition nicht fortgelassen. — 14, 1 die überlieferten Worte können wohl durch Einfügung von *cum is* hinter *currum* gestützt werden. — 14, 3 hat die Verbindung *ex hostibus eripere* etwas Anstößiges, Liv. verbindet *eripere ex* nicht mit Personenbezeichnungen; der gewöhnliche Ausdruck ist, wie Kreyßig gesehen hat, *ex hostibus recipere*; vgl. 16, 8; 36, 55, 2. — 15, 1 *redit* (statt *rediit,* wie die Hs. hier und an vielen anderen Stellen hat), in Übereinstimmung mit dem Gebrauche des Schriftstellers; ebenso 27, 4. 28, 9; 42, 28, 1. 45, 8. 62, 15. 63, 12. 67, 7. — 15, 1 *diffluxisse* nach J. Perizonius. — 15, 2 R. Novák vermutet: *inenarrabili* ⟨*foedi*⟩*tate.* — 15, 5 ⟨*Q.*⟩ *Petillio* wegen der Konformität mit *Cn. Cornelio* nach J. Gronov. — 15, 11 lies *quinque* im Text. — 16, 2 *instaurari Latinas* mit Vahlen und *instaurandae* mit Drak.; R. Novák vermutet: *instaurari Latinas placuit Lanuvinosque, quorum opera instauratio esset, hostias praebere.* — 16, 9 *esse* nach *populi Romani* eingefügt mit Mg. — 17, 6 *is iam* mit Grynaeus; die Hs. hat *iis etiam,* woraus R. Novák *is et* ⟨*ipse*⟩ *iam* herstellt. — 18, 1 habe ich das hs. *murosque* in *murisque* verwandelt und *sunt* vor *amplexi* eingefügt; vgl. 38, 18, 15. 19, 5. — 18, 8 da die Hs. *uitio* hat, habe ich die Vermutung ausgesprochen, daß vielleicht *vitio*⟨*se*⟩ zu schreiben sei. — 18, 8 habe ich nach eigener Konjektur geschrieben: *quod extra templum sortem in sitellam* ⟨*deiecisset et sitella*⟩ *in templum lata foris ipse* ⟨*mansisset, cum in templo eum esse*⟩ *oporteret,* ein Versuch, der unsicher ist, aber sich wohl neben den andern Herstellungsweisen sehen lassen kann. Der Sinn der Stelle scheint richtig wiedergegeben zu sein. — 18, 14 für *est* (*se* die Hs.) vermutet R. Novák: *ferunt.* — 19, 1 *Friniates* nach Cluver; es scheinen dieselben gemeint zu sein wie 39, 2, 9. — 19, 6 *habere . . esset* mit J. Gronov, was mir notwendig zu sein scheint. — 19, 8 zu beachten ist die Vermutung von R. Novák, welcher ⟨*fore rati,*⟩ *ut Thraces . . abirent* schreibt. — Ebenda vermutet R. Novák: *pars* ⟨*ut*⟩ *devio.* — 20, 1 ⟨*Romano*⟩ *more* nach Muret. — 20, 2 R. Novák vermutet: *nec sibi* ⟨*placeret*⟩. — 20, 3 *aut lusus* ⟨*res*⟩ ergänzt R. Novák. — 20, 4 *insan*⟨*ire cred*⟩*ebant* habe ich geschrieben. — 20, 8 vermutet R. Novák ⟨*documentum*⟩ *potest esse.* — 20, 9 *Delum* nach W Heraeus (*delom* die Hs.). — 20, 10 habe ich *reliquo*⟨*que*⟩ *apparatu ludo*⟨*rum*⟩ geschrieben, während R. Novák ⟨*et*⟩ *reliquorum sui moris* ⟨*celebratorum sollertia*⟩ *et copia Graecorum artificum* liest. — 20, 12 *etiam familiare* nach Madvig. — 21, 4 ist das überlieferte *cum* schon Duker verdächtig erschienen, ich habe dafür *sunt* geschrieben; vgl. 42, 35, 4. — 21, 7 vermutet

Digitized by Google

R. Novák *volturiis*, weil dieses Wort fast stehend so vom Schriftsteller gebraucht ist, wenigstens in den späteren Büchern. — 21, 9 habe ich mit Drak. *in locum* ⟨*Caepionis*, ** *in locum*⟩ *Tuditani* geschrieben. — 21, 13 ⟨*fl*⟩*avis* nach WBb.; dies entwickelt sich leichter aus *auis* als *aureis* (Fr. 2) oder *albis* (R. Novák). — 22, 5 R. Novák vermutet *oraculum*. — 22, 6 *Pthiotidem* mit der Hs.; ebenso 42, 67, 9. — 22, 6 *eorum, per quorum fines* nach Madvig. — *civitatum* nach Fr. 1. — *iturus erat* nach der Hs. — ⟨*etiam per* (oder *in*) *alias*⟩ *aut legatos* vermutet R. Novák. — 23, 2 R. Novák schreibt *iis* für *suis*. — 23, 6 *interdixissemus manereque id decretum* ⟨*sciremus, quo erat cautum*⟩ *scilicet* nach eigener Vermutung: R. Novák ergänzt ⟨*postea iussimus*⟩. — 23, 11 ergänzt R. Novák: ⟨*belli gerendi cum*⟩ *populo Romano*. — 23, 12 *in Dardaniam misit* nach R. Novák; es ist nur die Präposition *in* umgestellt. — 23, 12 R. Novák vermutet: *habet*. — 23, 18 habe ich *Macedones* geschrieben in der Meinung, daß sich diese Form ebenso leicht aus *macedonos* (V) entwickele wie *Macedonas* (Fr. 1). — 24, 5 lies im Text *accommodare*. — 24, 6 *venisse ad regem Persea* nach Wesenberg, weil so an der ersten Stelle, wo diese Worte fälschlich voraufgenommen sind, geschrieben steht. — *eos* streicht R. Novák. — 24, 11 *oblitterans*; vgl. W. Heraeus, WS. f klass. Phil. 1907 Sp. 520. — 24, 12 *mortem* ⟨*oblitterent*⟩ nach WBb.; vgl. 21, 29, 7; 26, 41, 8; 39, 20, 11. — 24, 14 *idque erat* mit W. Hartel; vielleicht genügt *id erat*. — 24, 15 *valeant et nunc* mit Fr. 1, doch kann auch an *valeant, ad* ⟨*id*⟩ *nunc* gelesen werden; R. Novák vermutet *valeant ac* ⟨*rata sint*⟩ *nunc*. — 24, 16 habe ich mit Vahlen geschrieben: *finium* ⟨*nostrorum*⟩ *nos quoque* ⟨*finibus*⟩ *regni*, nur daß ich *finibus* statt *terminis*, wie er vorgeschlagen hat, eingesetzt habe; R. Novák vermutet: *finium nostrorum nos quoque eius regno*. — 25, 8 *scribere* nach Fr. 1; in dem hs. *res scribere* ist eine fehlerhafte Wiederholung des vorhergehenden *res* zu erkennen oder auch eine Interpolation. — 26. 4 R. Novák vermutet außer *simul* auch *ubi sic*. — 26, 4 ist die hs. La. *secuti* verschrieben, ich habe mich für das einfache *ubi* mit Büttner entschieden, ohne die Entstehung des *secuti* erklären zu können. — 27, 6 *ferreus per quas* nach Wesenberg. — 27, 9 *et intra eandem* nach J. Perizonius. — 27, 11 ist vielleicht *populique Romani* zu lesen. — 28, 5 mit der Hs. *C. Matienus*. — 28, 9 streicht *Iovi* R. Novák. — 28, 10 *atque* statt *autque* nach Fr. 1. — 28, 11 *magni tum* nach Walch.

42, 1, 1 habe ich hinter den beiden Namen *consules* nach A. Luchs eingeschoben; vgl. 32, 8, 1. — 1, 12 *ira* nach Schelius für *iniuria*; im Anhang muß es heißen: *ira*] Schelius; *iniuria* V, *tum ira* WBb. — 2, 2 *regem* habe ich vor *ad arma* eingeschoben. — 2, 7 *eo* (sc. *anno*) nach F. Schmidt. — *ita sacrificatum* ⟨*supplicatum*⟩*que* nach eigener Vermutung; R. Novák schlägt vor: *ita* ⟨*faciendum senatus censuit*⟩ *sacrificatumque*. — 3, 7 vermutet R. Novák: *id censorem . . creatum* ⟨*fecisse*⟩? — 3, 8 habe ich

Digitized by Google

id eum ⟨*in templis deorum*⟩ *immortalium facere* geschrieben, indem ich *demolientem* für ein Glossem halte. — 3, 11 habe ich *pertinebant* mit Wesenberg geschrieben (*pertinent* die Hs.) — 4, 3 *factum est* schreibt R. Novák. — 4, 4 *Parrum* mit der Hs.; vgl. 39 55, 8. — 4, 5 R. Novák vermutet *suis seditionibusque*. — 5, 4 ist vielleicht *et Apellem* zu lesen unter der Annahme, daß das *et* hinter *ob id* verschlagen sei, wo es die Hs. hat; R. Novák ändert dies *et* in *dein*. — Die Worte *post patris mortem* sind vielleicht zu streichen. — 5, 6 *quia non obiecti esse* nach WBb.; vgl. 2, 61, 4; 34, 9, 4; 36, 5, 5: 38, 33, 11. — 5, 7 *ex contagione* nach Döring (*ea contagione* die Hs.); vgl. 5, 6, 11. — 5, 10 *eodemque* nach Fr. 1 (das überflüssige *in* ist aus dem Vorgehenden wiederholt). — R. Novák vermutet *conpositae* ⟨*et*⟩. — ⟨*M.*⟩ *Marcellus* nach Madvig. — 5, 12 *Corinthus, ut ibi* nach Kreyßig. — 6, 1 *traiecit* ⟨*atque ibi Aegium adiit*⟩ vermutet R. Novák. — 6, 5 *C. Lutatius* nach Sigonius. — 6, 6 lies im Text *Apollonius* und *praestaret*. — 6, 8 *afferre* nach Fr. 1. — Auch habe ich *regi* gestrichen. — ⟨*in*⟩ *nullo* nach Wesenberg; vgl. 45, 24, 7; WBb. zu 31, 12, 2. — 7, 4 vielleicht ist *instruxerunt* zu schreiben. — 7, 10 ⟨*nec Romanis*⟩ *incruenta* nach R. Novák (vgl. 7, 8, 7; 27, 14, 14; 30, 18, 14), doch mit dem Bemerken, daß ⟨*nec*⟩ vielleicht genügt; vgl. 42, 66, 10. — 8, 6 *infestis* statt *iustis* nach R. Novák. — 8, 7 *reddi, eaque omnia primo quoque* eingeschoben nach Madvig, *omnia* nach W. Heraeus; vgl. 39, 3, 3; 43, 8, 7. — 9, 2 *extemplo ad* mit der Hs. — 9, 5 *tandem* vermutet für *tamen* R. Novák. — 11, 1 vielleicht *malim*; vgl. 8, 18, 2; 21, 46, 10. — 11, 5 *haec volutantem* vermutet R. Novák. — *hereditarium*, wie die Hs. hat; vgl. Curt. 6, 3, 2. — *iam pridem alere* nach H. A. Koch. — 11, 9 schreibe *accessisse*. — 12, 3 *auctoritate* ⟨*esse*⟩ nach M. Hertz vgl. 4, 6, 5. — 12, 6 R. Novák vermutet: *templo* ohne *in*. — *eo rem* nach Fr. 1; R. Novák vermutet *eo*. — 13, 9 R. Novák vermutet: *sibi obnoxia*. — 13, 12 *uti* statt *utei*, was R. Novák lieber in *ut* ändern möchte; im Text ist *ei* zu streichen. — 14, 6 vermutet R. Novák: *legatio Rhodiorum erat hac* ⟨*causa missa et cum ea*⟩ *Satyrus princeps*. — 14, 6 habe ich nach Vahlen *crimina* eingeschoben und 14, 9 *nec Asiae* eingefügt nach W. Hartel unter Abänderung des *neque* in *nec*. — 14, 10 habe ich *maiorem* mit der Hs. fortgelassen; R. Novák fügt es vor *fecit* ein. — Ebenda habe ich mit Fr. 1 *donaque quam* geschrieben. — 15, 3 vermutet R. Novák, daß entweder *eius* für *regis* zu lesen oder dieses Wort zu streichen sei. — 16, 5 *ut non inconsulte* nach K. Heusinger. — 16, 9 vermutet R. Novák ⟨*ea*⟩ *et tacita habere*; im Text ist *et pati* zu streichen. — 16, 9 ⟨*im*⟩*maturam* nach WBb.; vgl. 2, 40, 9. — 17, 1 vermutet R. Novák [*regis eius*] ⟨*missus*⟩ *erat*. — 17, 3 R. Novák vermutet bloß *hospitio* (ohne das *quoque* der Hs.). — 18, 6 habe ich nach Crévier *scribere* eingefügt. — 19, 4 *educendum* habe ich nach der Hs. beibehalten. — 19, 6 R. Novák vermutet:

Digitized by Google

instructas ⟨praebendas⟩ locaret. — *habitare regie* nach einem Anonymus bei Drechsler. — *Maedis Odomantisque* nach Madvig. — *et Astis* habe ich für das hs. *et satis* geschrieben (es sind nur zwei Buchstaben umgestellt). — 20, 2 *patres et haruspices referre* nach der Hs. — 21, 2 *litteris* ohne *eius* nach R. Novák. — 23, 4 *pellant* nach Dusánek. — 23, 5 *pati non posse* nach R. Novák. — *missos esse* nach der Hs.; vielleicht ist *missos esse ⟨se⟩* zu lesen, weil *qui* leicht von anderen Gesandten verstanden werden kann: vgl. 26, 4. — 23, 7 habe ich nach eig. Verm. geschrieben: *ipsum nulla . . arbitria acturum*; R. Novák vermutet *ipsum nullam . . arbitrio ⟨divisionem agri⟩ facturum.* — 23, 10 am Ende habe ich *invidiam conciliaverunt* eingeschoben nach R. Novák; vgl. 39, 53, 6. — 24, 10 *conservata*, wie die Hs. hat; vgl. 38, 11, 2. — 25, 13 habe ich *aut ⟨abeuntibus aut⟩ manentibus* geschrieben; s. 4. 10. 3: 7, 35, 8; 10, 19, 11; vgl. 8, 38, 4; 40, 10, 4. — R. Novák vermutet: *aut manentibus ibi quicquam hospitaliter aut ⟨abeuntibus⟩ benigne.* — 26, 6 *qui, ut adirent* nach Madvig; R. Novák will nur *qui* lesen (vgl. 23, 7, 11). — 26, 7 habe ich *Eumenem Aeginae* geschrieben nach eigener Vermutung. — 26, 9 *non ante dari* nach Wßb. — 28, 6 *iure* nach der Hs.; R. Novák aber vermutet *iuri*, wie er auch 31, 13, 5 *aeri* lesen will; vgl. 22, 35, 5. — 29, 1 R. Novák vermutet *⟨et⟩ civitates quaeque.* — 29, 2 R. Novák vermutet *⟨in Persea⟩ stimulabat* und im Folgenden *eius*, wie die Hs. hat, wofür nach Jacobs *regis* geschrieben ist. — 29, 6 R. Novák vermutet: *quod bellum ⟨cum decretum esset* oder *cum instaret⟩.* — 29, 9 *suas quoque res . . mansuras esse* nach Wesenberg, *quoque* verdächtigt R. Novák; im Text ist *mansuras* zu schreiben. — *movendum ⟨fore⟩* nach R. Novák. — 29, 12 *clam* nach Gertz für das *eiad* der Hs., was R. Novák lieber streichen möchte. — 30, 1 vermutet R. Novák: *populisque plebs ubique . . deterioribus se ⟨adiunxe⟩rat ad.* — 30, 4 R. Novák vermutet: *quia Persea . . ⟨secuta⟩ erat.* — 30, 6 *utrosque . . altera* nach Wesenberg. — 30, 9 *propagationem finium* nach Wßb.; doch kann auch *propagationem imperii* oder *propagationem finium imperii* ausgefallen sein. — 31, 2 *id praecipuum* nach Gronov; vgl. § 4; 27, 10, 13. — 31, 9 *L. Canuleius Dives Hispaniam* nach Fr. 1 ergänzt, doch *Dives* hinzugefügt nach Wesenberg. — 32, 1 *magna* streicht R. Novák. — *optaturum* nach A. Rubens für das hs. *oppugnatorum*; vgl. 6, 25, 5. — 32, 3 *vellet* nach der Hs. — 32, 5 R. Novák vermutet, daß zu schreiben sei: *⟨sors fuit, ut⟩ prima . . traicerentur, secunda et quarta [ut] . . remanerent.* — 32, 7 habe ich *scribebant* geschrieben, während R. Novák *⟨scribebant, non eligerent,⟩ sed* vermutet. — 33, 3 R. Novák vermutet: *quos, ⟨cum⟩ militarent.* — 33, 5 *deinde ⟨ne⟩ in* nach Wßb.; vielleicht *dein ne in.* — 34, 1 lies *fertur*; 34, 6 *voluntarios*; 34, 7 *acriorem*; 34, 8 *a* ohne Punkt; 34, 15 *defensuri*; 36, 2 *introducti.* — 36, 7 *mandatum, ut intra undecimum* nach Wesenberg. — 37, 2 *quem si aliquem*

Digitized by Google

mit der Hs., *eum si aliquem* vermutet R. Novák. — R. Novák streicht *cum*. — 37, 6 *ipsius* streicht R. Novák. — 37, 8 *fremitum* .. *movebant* nach F. Fügner; s. 30, 37, 8; 32, 20, 7. — 37, 8 *essent* hinter *Elii* eingefügt nach R. Novák. — 38, 1 *ad Gitana* nach Krascheninnikov; s. Polyb. 27, 14, 5. — 38, 2 *et Lycisco* nach der Hs. — 38, 7 *hac mutua* nach Wßb., vielleicht ist jedoch *qua mutua* zu lesen. — 39, 1 *recepit* nach ed. Parisina 1573. — 39, 3 *venerant cura* nach Wßb., *inerat* ⟨*et studium*⟩, *cura insita mortalibus, videndi* vermutet R. Novák — 39, 4 *aliquid* ⟨*hi*⟩ nach Fr. 1. — 39, 5 *tum Marcius* ⟨*risum*⟩ *cunctantibus movit* nach R. Novák, der freilich ⟨*dein risum*⟩ *etiam Marcius cunctantibus movit* lesen will; vgl. 45, 39, 17. — *maiorem* nach Fr. 1. — 40. 3 *medici cum* nach der Hs., doch ist vielleicht *medicus* zu lesen. — 40, 4 habe ich die Lücke ergänzt nach Sigonius, doch *ipsum tamen* geschrieben. — 40, 5 habe ich ⟨*te*⟩ *laetatum* geschrieben. — 41, 2 habe ich ⟨*certe non*⟩ *ea, quae fateri erubescam* geschrieben; R. Novák vermutet: *ne*⟨*dum*⟩ *quae fateri erubescam*. — *negare* ⟨*satis*⟩ *sit* nach Hearne. — 41, 9 *regi et quae* mit der Hs., doch ist vielleicht *regi, et qui* zu lesen (mit folgendem *habeam*). — 42, 8 *castigatione hac* mit der Hs.; R. Novák streicht *hac*. — 42, 9 lies *frustra*. — 43, 1 R. Novák vermutet: *et dicentem cum adsensu Marcius* ⟨*audiit et tacenti*⟩ *auctor fuit*. — R. Novák vermutet: *experienda* ⟨*esse*⟩. — *censuissent* ⟨*amici regis*⟩ nach Wßb.; R. Novák vermutet: ⟨*rex etiam*⟩ *censuisset*. — 43, 2 lies *aliud*; außerdem habe ich *gravate ut eam* geschrieben. — 43, 6 habe ich *Chaeronia* geschrieben; s. Wßb. zu 35, 46, 3. — 43, 7 lies *multitudine*, außerdem habe ich *decretum Thebis* ⟨*fecit*⟩, *ne Boeotarchae* nach Fr. 1 geschrieben, nur daß ich *fecit* hinter, nicht vor *Thebis* eingesetzt habe. — 43, 9 vermutet R. Novák: *causam* ⟨*factae*⟩. — 43, 10 habe ich *ea* ⟨*ex*⟩ geschrieben; ebendort ist *tamen* im Text zu streichen. — 44, 1 *suo quique proprio* nach der Hs. — 44, 5 R. Novák vermutet: *his* ⟨*et universis et*⟩ *separatim*. — 44, 6 habe ich *Peloponnesum* ohne Präposition geschrieben (s. meine Bemerkung zu 36, 42, 4), doch kann diese auch in der Lücke gestanden haben. — 45, 1 vermutet R. Novák, daß *circum*⟨*iectasque*⟩ zu schreiben sei; ich habe an *circum*⟨*iacentesque*⟩ gedacht. — 45, 5 lies *quem nuper*. — 46, 1 habe ich *et Rhodum* ⟨*litteras*⟩ ohne Annahme einer Lücke geschrieben. — 47, 3 R. Novák vermutet: *aecum* ⟨*tempus*⟩ *futurum*. — 47, 9 *nova ac nimis* ⟨.. *minus*⟩ nach M. Hertz; R. Novák vermutet: *nova minus* (oder *nova ac nimis*) *callida minus* oder *nova ac nimis* ⟨*callida non*⟩. — 47, 10 *in Thessaliam* nach F. Fügner, wenn das hs. *in thessalia* nicht zu streichen ist. — 48, 6 *quinqueremi* nach Wesenberg. — 49, 2 *agitur; praecipue* nach R. Novák (über das Fehlen der Adversativpartikel s. 42, 60, 2. 66, 1; Wßb. zu 30, 29, 4), doch vermutet er gleichzeitig *agitur, praecipue* ⟨*vero*⟩. — R. Novák vermutet:

Digitized by Google

consulem ⟨*homines*⟩. — 50, 1 *praeciderunt* nach Wesenberg. — 51, 3 *struxit* mit der Hs.; s. 1, 23, 6; 24, 7, 4; vgl. 7, 4. — 51, 5 *expleverunt* nach der Hs. — 51, 7 *Asclepiodotus* in Abänderung des Hartelschen Vorschlages. — *par ferme* nach R. Novák. — 52, 2 lies *militiae*. — 52, 6 habe ich *patrem* ⟨*et*⟩ *se* geschrieben. — 52, 8 *fallaci dein* nach Bekker. — 52. 12 R. Novák vermutet: *sub omnibus*; vgl. 42. 50, 5. — 53, 1 R. Novák vermutet: *tum vero* ⟨*ad finem*⟩ *ea vociferatio*. — *iter parare* nach Cobet (vgl. Nep. Alc. 10, 3; Claudian in Eutrop. 2, 97); R. Novák vermutet: *ad iter* ⟨*se com*⟩*parare*. — 53, 4 lies *missilium*. — 53, 6 *descendit ad Azorum, Pythoum, Dolichen; Tripolim vocant incolentes* nach WBb. und Madvig. — 54, 3 *sufficiebat* nach Madvig; s. 21, 8, 4; 29, 17, 17. — 54, 4 lies *quarto die*. — 54, 6 *movit* nach der Hs. — 56, 1 *Maleum* nach der Hs.; vgl. WBb. zu 31, 44, 1. — 56, 5 vielleicht ist *obsidio urbis* zu lesen. — 56. 6 vielleicht ist ⟨*admo*⟩-*dum quinque* zu lesen. — 56, 10 *animadvertisset* ** *praedamque* nach Madvig; vielleicht ist der *praedam quidem*, wie die Hs. hat, entsprechende Satz nach *militibus* (s. 36, 19, 10; 42, 66, 1) ausgefallen. R. Novák vermutet: *militibus*, ⟨*captivo svero sub corona vendidit*⟩. — 57, 7 habe ich *Mysi et Cretenses* geschrieben: R. Novák vermutet: *Mysi atque Cretenses*. — 57, 8 *quanta esset vis hostium*; *duos inde* nach Madvig. — 57, 10 *si primo in* nach der Hs. — R. Novák vermutet: *dimicarent, pugnaturos esse*. — 57, 12 R. Novák vermutet *ubicumque* für *ubiubi*, das aber bei den Komikern nicht selten begegnet. — 58, 1 *communi*⟨*vit*⟩ nach R. Novák. — 58. 2 lies *omnem*. — 58, 9 *sacraeque alae equitum* nach F. Schmidt; vgl. 44, 42, 2. — 59, 6 *multos fugientium* nach der Hs. — 59. 7 *adiuvissent, debellatum esse clamaret* nach Madvig; R. Novák; *tum victor . . si adiuvisset,* ⟨*pedestrem quoque exercitum vicisset et*⟩ *debellatum esset. opportune . .* — *adhortanti* nach der Hs.; R. Novák vermutet: *ad hortandum* ⟨*in pugnam*⟩. — 59, 8 *fluctuante* nach Fr. I. — R. Novák vermutet: ⟨*dubitationem exemit; nam*⟩ *postquam*. — *ad regem accurrit* nach der Hs. — 60, 2 R. Novák vermutet: *laeti* ⟨*erant, sed*⟩*ante alios*. — *rumpiis superfixa* nach Drakenborch. — 60.9 *et ceteros*, doch streicht R. Novák das *et*. — 61, 3 *ample laetaque* nach WBb.; doch vermutet R. Novák: ⟨*magna*⟩ *amplaque*. — 62, 3 *evectus* nach der Hs.; vgl. 2, 50, 5. — 62, 8 *ut plurium adsensu conprabata est* nach R. Novák; die ergänzte Konjunktion ist im Texte vor *plurium* zu stellen. — 2 11 *moderari animis* nach M. Hertz. — 62, 15 lies *de-sperato*. — 63, 1 R. Novák vermutet: ⟨*regis*⟩ *experti*; vielleicht ⟨*Persei*⟩ *experti*. — 63, 5 R. Novák vermutet: *cum* ⟨*oppugnatio*⟩ *operibus lentior esset*. — 63, 8 *repente fusus est imber* nach R. Novák; s. 6, 8, 7. 32, 6. — 64, 2 *desecantes* nach Harant. — 64, 3 *tererent* nach Harant. — *profectus* nach der Hs., doch vermute ich, daß ⟨*est*⟩ *profectus* zu schreiben ist; R. Novák schlägt vor: *profectus, ut . . falleret, nequiquam* ⟨*ad castra venit; nam*⟩ *primae*. — 64, 5 *omissa spe*

Digitized by Google

oppugnationis nach Madvig. — 64, 8 vielleicht ist *post meridiem* zu lesen. — 64, 9 *Perseus* nach Held eingeschoben, doch vermutet R. Novák, daß dies oder *rex* hinter *in tumulis* ausgefallen sei. — 64, 9 *qui postquam* nach Fr. 1; R. Novák vermutet *postquam* ⟨*vero*⟩. — 65, 14 ⟨*et*⟩ *Attalus* nach Madvig. — 66, 6 *phalanx trepido* nach R. Novák; vgl. 1, 48, 1; 23, 17, 11; 31, 24. 6. — 66, 7 ⟨*dum*⟩ *utcumque* nach Gronov; s. 10, 36. 2. — 66, 7 ⟨*in*⟩ *praeceps* nach W. Heraeus; vgl. 5, 47, 5; 27, 19, 10. 27, 11. — 67, 2 l. *iussum*. — 67, 4 *Autlesbim* nach der Hs. — 67, 9 *Pthiotim*; s. zu 41, 22. 6. — 67, 12 *et* ⟨*ad*⟩ *horum preces* nach WBb.; R. Novák vermutet: *ad horum preces*.

Im Kommentar setze 41, 4, 2 hinter 's. 1, 5' einen Punkt; 6, 9 ist in 'näml. se' das *se* kursiv zu drucken; 18, 8 zu *quod extra* ist am Ende hinter 'müssen' das Zeichen der Anführung (') zu setzen; zu 19, 8 ist hinzuzufügen: *devio*]*; 42, 18, 6 schreibe 2 Z. vom Schluß: 'ergänzen oder *decreti*'; zu 23. 5 *missos esse* füge hinzu: '*missos sese* ⟨oder *missos esse se*⟩ zu lesen'; 30, 7 l. *sentientes*; 41, 9 (S. 133) Z. 7 l. 'im Folgenden'; 40, 2 füge am Schluß hinzu: *consulem*]*; 64, 5 Z. 2 l. 'Vor *oppugnationis* hat die Hs.'

Im kritischen Anhang zu 41, 8, 10 (S. 188, Z. 3 vom Schluß) l. *deesset*; zu 9, 9 *socii* l. 'Vgl.'; 17, 1 l. 'Fr. 1'; zu 22, 6 *pthiotidem* füge hinzu: '*eptiotae* B 36, 15, 7'; 42, 4, 3 l. *ea* st. *eo*; 5, 6 l. *obiecti* st. *abiecti*; 11, 2 l. *existimabant*; 34, 15 ist zu lesen: '*appellatione*] WBb.; *appellationem uos* V, *appellationis vobis* Fr. 1, *appellatione vostrum* Mg.'; 39. 3 l. 'vermutet er *inerat*'; 51, 5 l. *expleverant*; 55, 9 l. *equitum* st. *equitem*; 62, 9 l. *conprobata*; 64, 7 l. 'Fr. 1' st. 'R. Novák'.

Nicht vorgelegen hat mir:

Livius Book IX edited by W. B. Anderson. Vgl. Athenaeum Nr. 4273 S. 326.

II. Beiträge zur Kritik und Erklärung.

a. Abhandlungen.

2) Adolf M. A. Schmidt, Beiträge zur Livianischen Lexikographie, VII. Teil: *super* und *supra*. Separat-Abdruck aus dem Jahresberichte des nö. Landes-, Real- und Ober-Gymnasiums am Schlusse des Schuljahres 1908—1909 zu St. Pölten. 21 S. 8.

Die Abhandlung beschränkt sich auf *super*, da wegen Platzmangels *supra* zurückgelegt werden mußte. Dies wird 1910 erscheinen und dann auch die Parallele zwischen beiden Partikeln enthalten.

Die Untersuchung über *super*, die dem Verf. viel Mühe bereitete, da er die ganze ältere Literatur durchsehen mußte, bietet

Digitized by Google

nicht viel Neues; doch ließ sich manches genauer feststellen und das Vorkommen in der Darstellung des Livius präziser fassen, als es in den summarischen Angaben gewöhnlich der Fall ist.

I. Adverb. 1. Örtlich gebraucht Liv. *super* nicht. Dafür tritt *insuper* ein, dessen Sprachgebrauch ausführlich dargelegt wird, nur bei Kompositis mit *in*, mit dem Zusatz *alius* (in früheren Büchern), mit *etiam* und *quoque* (in späteren Büchern). Singulär ist *insuper quam* 23, 7, 3. Statt *desuper* gebraucht Liv. *superne*. — 2. Übertragen außer einer fraglichen Stelle im 4. Buche (4, 58, 13) und in der Wendung *satis superque* und im Komparativ *satius* (bei *esse* und *videri*). Neu aber ist *superquam quod* 22, 3, 14; 27, 20, 10.

In dem Abschnitt „Form" (S. 5) hätte auch angeführt werden können 1, 32, 8 *finis superscandit* (vgl. 7, 36, 2), wie Br. Keil das überlieferte *suprascandit* richtig emendiert hat; Komposita mit *supra* sind gar nicht vorhanden.

II. Präposition. Mit dem Akkusativ ist es häufiger als mit dem Ablativ: 1. Örtlich öfter auf die Frage wo? als zur Bezeichnung der Richtung. — 2. Übertragen a. über ein Maß hinaus (fraglich); b. zur Bezeichnung der Reihenfolge (additiv; häufig); c. steigernd bezeichnet es den Vorrang nur an 3 Stellen, die alle drei verbessert werden). — Mit dem Ablativ nur übertragen in Verbindung mit *res*. Dies dürfte Liv. nicht der Volkssprache, sondern der Quelle oder dem Amtsstil entnommen haben. — Jedenfalls ist Liv. der erste Prosaiker, der *super* so oft und in so weitem Umfange verwendete.

Es hat sich dem Verf. die Notwendigkeit ergeben, einer Reihe von Stellen kritisch näher zu treten; es sind dies folgende.

1, 48, 7: *Tullia per patris corpus carpentum egisse fertur* will Schmidt *super patris corpus* schreiben; „denn *per* steht in einer derartigen Verbindung nie bei einem Singular". Er würde *per patris corpus* für eine Singularität des 1. Buches ansehen, wenn es nicht bei Varro LL. 1, 159 hieße: *quod ibi, cum iaceret pater occisus, supra eum carpentum mulio ut ingereret iussit*, wo die „zum Teil wörtliche Übereinstimmung auf Verro als Vorbild hindeutet". „Livius verwendete dann bei seiner Vorliebe für *super* dieses statt *supra*". Daß *per* nie bei einem Singular steht, ist Zufall, und Varros Stelle zeigt doch so geringe Ähnlichkeit mit Livius, daß er diesem wohl schwerlich als Vorbild gedient hat. Außerdem heißt es ganz ähnlich Tac. Ann. 1, 66: *Caecina . . quia per corpus legati eundum erat, clausit portam.*

2, 9, 3 möchte Verf. *nihil quod super cetera emineat* lesen nach 28, 43, 4 und 31, 18, 3 (vgl. 24, 34, 10). Ebenso 26, 25, 11 *senioribus supra sexaginta annos* und 28, 19, 13 *supra animi corporisque vires* (mit ς). Hier dürfte Schmidt beizustimmen sein.

3, 53, 9 liest Mg. *satis superque humili est* in dem Sinne

Digitized by Google

von *satis superque habet is humilis, qui* . . . Dies ist die La. Mg.s, nicht so, wie S. 8 Anm. 1 angegeben wird.

3, 68, 4 meint der Verf., es sei *acervatarum* hinter *legum aliarum super alias* nach 3, 34, 6 einzufügen, „dessen Ausfall vor *et contionum* leicht erklärlich sei". Es liegt hier kaum eine harte Wendung vor, und die Konzinnität mit dem Vorhergehenden rechtfertigt den Ausdruck: *criminum in principes et legum aliarum super alias.* Außerdem wäre der Ausfall dieses Wortes vor *et contionum* auffallend.

4, 58, 13 heißt es: *quid iam integri esset in corpore loci ad nova vulnera accipienda, quid super sanguinis, quod dari pro re publica posset, rogitantes.* Hier müsse es wohl *super⟨esset⟩* heißen; der Ausdruck sei in der Prosa ganz singulär und in hohem Grade befremdend. Das ist richtig, und Schmidt wird mit seinem Vorschlage wohl das Richtige treffen. Allein im Anfange der 1. Dekade kann ein dichterischer Ausdruck vielleicht entschuldigt und auch zu *super* aus dem Vorhergehenden *esset* ergänzt werden; vgl. Verg. Aen. 3, 489: *o mihi sola mei super Astyanactis imago!*, wo Ludwig anmerkt: '*super* steht im Sinne des Partic. praes. von *superesse*'.

37, 45, 1 will Schmidt *Magnesia, quae super Maeandrum ⟨amnem⟩ est* schreiben, weil hier die Stadt zum ersten Male genannt wird und weil „der Ausfall des Wortes durch die Ähnlichkeit der Wortschlusses von *Maeandrum* leicht erklärlich" sei. Aber in demselben Kapitel § 19 sagt Livius auch *consul in hiberna exercitum Magnesiam ad Maeandrum . . divisit,* und *amnis* wird, wenn auch gewöhnlich, so doch nicht immer hinzugesetzt (38, 13, 6).

44, 17, 7 will Verf. *si ⟨de⟩ qua re* lesen; er führt die handschr. La. *si qua re* und Mg.s Konjektur *qua ⟨de⟩ re* an (wofür eigentlich *si qua ⟨de⟩ re* zu schreiben war, ebenso wie Kreyssigs La. *si qua ⟨in⟩ re*). Es kann aber doch wohl bei *si qua ⟨de⟩ re* sein Bewenden haben; denn *de* konnte vor *re* leichter übersehen werden als hinter *si* oder vor *qua*; 39, 33, 6; 42, 24, 2 ist *qua* reines Relativum. Was die Wortstellung betrifft, so ist z. B. *nulla de re* bei Liv. häufiger als *de nulla re* (sogar *nulla super re* 40, 20, 3).

3) **F. Heidenhain, Änderungsvorschläge zu Liv. XXII 1; 13; 14. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1909 S. 563—564.**

Verfasser vermutet, daß die Ausprägung des Gegensatzes statt des schiefen *etiam sese* verlange *etiam ipse se* (22, 1, 4). Eine verhältnismäßig geringfügige Änderung, die den Gegensatz scharf zum Ausdruck bringt. Allein nicht *etiam sese*, sondern *errore etiam* gehört zusammen (s. die Anmerkung von Weißenborn), und damit ist die Stelle recht wohl verständlich. Er war geschützt teils *ipsorum fraude*, teils *errore etiam* infolge der Veränderung in

Digitized by Google

seiner Kleidung. — 13, 11 will Verf. die Worte *quod unum vinculum fidei est* umstellen, und zwar hinter *moderato regebantur imperio*. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Worte hier passend ständen: allein *quod unum vinculum fidei est* gehört als Parenthese zu *melioribus parere*, nicht zu *abnuebant*, und der Gedanke, daß die Bundesgenossen in der Treue beharren, weil die Römer „die Besseren" sind, denen sie gehorchen wollen, ist nicht befremdlich. Wunderlich wäre es allerdings, wenn die Abneigung gegen die Herrschaft der Besseren als einziges Band der Treue bezeichnet würde. Aber nicht *abnuebant*, sondern *nec abnuebant*, sagt Livius, das = dem affirmativen Begriffe „sie waren gewillt" ist. Auffallend ist *quod unum vinculum fidei est* neben *videlicet quia iusto et moderato regebantur imperio* allerdings, und man könnte geneigt sein, diesen Zusatz zu streichen; aber Livius nimmt den Mund etwas voll und gebraucht die Worte, um das *vinculum fidei* noch einmal mit *melioribus parere* zusammenzustellen. — 14, 13 ändert Verf. *impeditam suomet ipsam* in *inpedita suamet ipsa* und gewinnt so den Gedanken: „Lutatius hat sich nicht gescheut, mit seinen eigenen schwerfälligen Schiffen die besser gerüsteten des Gegners anzugreifen, um nur das Hereinbringen neuer Zufuhren und Mannschaft zu verhindern; und damit ist er als ein leuchtendes Beispiel kühnen Vorgehens hingestellt". Allein es ist nur von der Schnelligkeit die Rede, weil er schon am Tage, nachdem er der feindlichen Flotte ansichtig wurde, den Angriff machte. Sein kühnes Vorgehen wird gegenüber den *segnia consilia* des Fabius hervorgehoben, da die mit allerlei Kriegsmaterial beladene Flotte der Karthager gefährlich werden konnte, wenn nicht schnell zugegriffen wurde. Aber daß seine Schiffe schwerfällig, die der Feinde besser gerüstet waren, steht nicht da. Die feindliche Flotte war „an sich schon" in ihrer Bewegung behindert (*ipsam* ist dem *suamet* zu Liebe hinzugefügt). Auch an dieser dritten Stelle ist demgemäß die handschriftliche La. zu halten.

4) J. Vahlen, Über einige Lücken in der fünften Dekade des Livius. Sitzungsberichte der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. XLIII (1909) S. 1086—1104.

Verf. handelt von Lücken, die in der Handschrift nicht indiciert, sondern das reine Ergebnis der Kritik sind, welche einen Mangel in Sprache oder Gedanken aufdeckt und die Ursache davon in einem Überspringen von Wörtern oder Sätzen zu erkennen glaubt. Aber ob das Anstößige nicht vielmehr auf einem verschriebenen Worte beruht, darüber sind die Kritiker nicht überall einig, und hier heißt es, mit Scharfsinn das Richtige zu suchen. Dies wird an einem Beispiel (42, 65, 8) erläutert, wo Madvigs Versuch (*propellere* für *propter* und nach einem Gedanken Wßbs *conitebantur* für *conabantur*) abgelehnt und zu der Er-

Digitized by Google

gänzung von Grynaeus zurückgekehrt wird. (*nam neque conferti ⟨pugnare⟩ propter eos, qui ⟨ascendere undique⟩ in tumulum conabantur, poterant*), wo Vahlen *undique* hinzugesetzt hat, das aus § 7 genommen und wünschenswert ist, um das Abirren des Schreibers von *qui* zu *que* zu erklären. Dies wird mit der dem Verfasser eigenen Gründlichkeit und Genauigkeit dargetan, so daß kein Zweifel möglich ist.

41, 17. 6 sei *senatus* von K. Heusinger sicher ergänzt; im übrigen sei nach Maßgabe anderer Stellen (vgl. 41. 5. 8 und 42. 8 3) der Gedanke etwa so zu formulieren: *nonis Sextilibus paludatus ⟨in provinciam profectus est litterasque senatui de rebus ab se gestis misit. senatus⟩*. Vielleicht *est profectus*.

42, 59. 7 beweist Verf., daß die Worte *parvo momento si adiuvisset, debellatum esse* nicht Worte des Königs seien. Er ergänzt: *cum victor equestri proelio rex ⟨in castra copias reducere vellet, unus ex amicis adversatus admonuit phalangem esse arcessendum⟩: parvo momento si adiuvisset debellatum esse. et opportune adhortanti supervenit phalanx.* Sehr hübsch und passend[1]).

42. 64. 5 ist das hdschr. *inconste* ein Stein des Anstoßes. Vahlen sagt: „der Schreiber der *cons* schreibt, wenn er *consul* versteht, will auch ein mitten im Wort stehendes *cons* für *consul*, *inconste* also für *inconsulte* oder *inconsultae* genommen wissen". Damit wird erreicht. daß alles. was die Hs. bietet richtig und unversehrt ist. Er ergänzt: *⟨tum taedarum immemor erat⟩ et inconsultae oppugnationis castrorum Perseus et extemplo* usw. So wird an beiden Stellen das *et* gerettet. Eine ausführliche Erörterung zieht alles, was irgend in Frage kommt, alle Bedenken gegen die Wortstellung usw. in den Kreis der Besprechung. Da der Anfang des Satzes, namentlich das Wort *taedarum*, unsicher ist, so gibt V. den Herausgebern den Rat, die Worte ungeändert stehen zu lassen und nur den Verlust am Anfang des Satzes kenntlich zu machen[2]).

44. 1, 8 *et in rebus gerendis proconsul ⟨consuli adiutor fuit; proconsul⟩ enim ad exercitum ⟨remansit tribunus militum⟩*. Sinnreich erdacht; die Ergänzung ist freilich, namentlich an der zweiten Stelle. unsicher.

45, 37, 13 ergänzt: *itaque ⟨apparuisset neque⟩ accusatorem hiscere potuisse et supervacaneam . . fuisse*; völlig einwandfrei. Er

---

[1]) Vielleicht kann der Anlaß zum Ausfall augenfällig gemacht werden, wenn man dasselbe Verb, das im Partizip erscheint, auch vorn festhält und schreibt: ⟨. . ., *unus ex amicis adhortatus eum est, ut phalangem arcesseret*⟩. Der Begriff *adversatus* scheint überflüssig, und nun wäre ein Abirren von *rex* zu *ret* anzunehmen.

[2]) Also genau so wie M. Hertz die Stelle bietet (denn *inconsultae* war auch von Kreyßig gefunden worden).

Digitized by Google

zitiert zwei Stellen, die er schon früher in diesem Sinne geheilt hat: 41, 23, 6[1]) und 45, 37, 2[2]).

5) b. Zerstreute Beiträge.

2, 44, 8 verlangt E. Wolff, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 909 *tabem* statt *labem* und tritt auch 39, 9, 1 für *tabes* (ς) gegenüber *labes* (M) ein.

40, 6, 1 nimmt E. Wolff. WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 911 an der Wortstellung Anstoß und vermutet: *caput et mediae* (*media*?) *canis praecisae pars ad dexteram* . .

40, 57, 6. „Im Zusammenhange unserer Stelle erscheint mir der Genitiv *regum* weniger angebracht als ein von *imminens* abhängiger Dativ; ich möchte deshalb vermuten, Livius habe *regno* (statt *regū*) *imminens* geschrieben." E. Wolff, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 912.

III. Quellen, Historisches usw.

6) W. Soltau, Die Anfänge der römischen Geschichtschreibung. Leipzig 1909, H. Haessel Verlag. VI u. 273 S. 8. 6 *M*. — Vgl. K. Z., Lit. Zentralbl. 1909 Sp. 607—609; H. Nissen, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 1028—1033.

Der Verfasser sucht die Frage zu beantworten, woher die römischen Geschichtschreiber die Überlieferung über die ältesten Zeiten genommen haben, für die es so ausführliche Quellen gar nicht gegeben haben könne. „Alle lebensvollen und individuellen Züge der älteren römischen Geschichte beruhen auf Dichtung und Erfindung. Nicht Mythus, nicht Volkssage, sondern literarische Erfindung ist alles das, was an geschichtlich erscheinenden Berichten einer gleichzeitigen Geschichtsüberlieferung vorangeht". Und zwar waren es vornehmlich die Römerdramen und die Dichtungen der Epiker, die den Historikern den Stoff darboten (vgl. JB. 1909 S. 16 f.), wie auch die griechische Geschichtschreibung nicht ohne Bedeutung für die römische Annalistik blieb[3]). Sodann waren es die sogenannten Laudationen, durch die geradezu Fälschungen in die Geschichtsdarstellung hineinkamen, indem in ihnen die Erfindungen der Dichtung Aufnahme fanden und rednerische Ausschmückung aller Art ihr Wesen trieben. Dies wird an zahlreichen Beispielen eingehend erörtert.

[1]) *manereque id decretum* ⟨*sciremus, quo caveremus*⟩ *scilicet* usw.: hier habe ich, um ein Homoioteleuton zu erlangen, *decretum* ⟨*sciremus, quo erat cautum*⟩ geschrieben.

[2]) war zu schreiben: *neque* ⟨*dixerunt seditiose quicquam neque*⟩ *fecerunt*; ebenso S. 1101, wo dasselbe Versehen an 6 Beispielen begegnet.

[3]) Die Erzählungen, die Herodot nachgebildet sind, erwähnt H. Kallenberg JB. 1909 S. 256.

Digitized by Google

Der Inhalt gliedert sich folgendermaßen: 1. Einleitung. 2. die Römerdramen, 3. Ennius' Annalen, 4. der Einfluß der griechischen Historiker auf die römischen Annalisten, 5. Folgerungen aus den Ergebnissen 2.—4., 6. die Laudationen, 7. die zeitgeschichtlichen Memoirenwerke der Griechenzeit und ihr Einfluß auf die Rekonstruktion der Geschichte früherer Epochen, 8. Relativer Wert der Familienarchive für die Feststellung der älteren Geschichte, 9. Überreste offizieller Aufzeichnungen vor Beginn einer gleichzeitigen Stadtchronik, 10. Ältere und jüngere Annalistik, 11. Schlußübersicht: Anhang 1 die nachweisbaren praetextae, Anhang 2 zu den Konsularfesten 245—454, Anhang 3 Herodot bei römischen Historikern. Register.

Soltau geht mit bewundernswertem Scharfsinn zu Werke und liefert ein Werk, dessen Ergebnissen man im allgemeinen Zustimmung nicht versagen wird. Er benutzt die Vorarbeiten und sucht unter Annahme alter, dunkler Familientraditionen die Entwicklung dieser darzustellen. Er verfährt mit großer Entschiedenheit und wendet sich gegen die modernen Forscher, wobei Ettore Pais, wohl mit Unrecht, besonders schlecht fährt.

7) W. Soltau, Die Entstehung der Romuluslegende. Archiv für Religionswissenschaft XII (1906) S. 102—125.

Naevius führte in seiner praetexta, den Alimonia Remi et Romuli, nach dem Vorbilde von Sophokles' Tyro den Römern ein dramatisches Bild ihrer Gründungsgeschichte vor. Diese dichterische Erfindung fand allgemeinen Beifall. Von da ab erzählten der Grieche Diokles wie der Römer Fabius gleich gläubig die Legende von Romulus nach, die Ennius endlich noch durch die Apotheose des Romulus krönte.

8) G. de Sanctis, La légende historique des premiers siècles de Rome I. Journal des savants III S. 126—132.

Verfasser spricht sich dahin aus, daß für die älteste Geschichte Roms die epischen Lieder die Überlieferung gebildet hätten. An den Einfluß griechischer Sagen glaubt er nicht, wohingegen man römische Legenden nicht für Erfindungen der Annalistik halten könne. An die Dichtungen als älteste Form der geschichtlichen Darstellungen dachte zuerst J. Perizonius, Animadversiones historicae (Amsterdam 1685) S. 207.

9) E. Pais, Ricerche storiche e geografiche sull' Italia antica. (Torino 1908) S 111—114,

handelt von dem Orte, wo die Schlacht der römischen und der tarentinischen Flotte im Jahre 210 v. Chr. stattfand. Überliefert ist bei Liv. 26. 39. 6 *ad Sapriportem*, was die Herausgeber (Wßb., Mg., Luchs) unverändert lassen mit der Bemerkung: „der Ort ist nicht weiter bekannt", und Wßb. warnt davor, ihn mit

Digitized by Google

Sacriportus (in Latium) zu verwechseln. Pais schreibt *ad Satyri portum* und sucht den Ort östlich von Tarent. Allein die Lage des Ortes scheint westlich davon angesetzt werden zu müssen, wodurch die Änderung, obwohl eiu bekannter Name dadurch gewonnen wird, an Glaubwürdigkeit verliert.

10) R. Pichon, L'histoire d'Otacilius dans Tite-Live. Revue des études anciennes X (1909) S. 169—172.

Verf. kritisiert die Geschichtschreibung des Livius und nennt sie „beschränkt". Daß T. Otacilius bei der Konsulwahl des Jahres 211 v. Chr. durchfiel, erklärt P. aus der Antipathie, die die Aristokratie gegen kühne Neuerer hatte. Daher die Rede des T. Manlius Torquatus gegen ihn (26. 22, 5 ff.), der selbst auf die Wahl verzichtete, um den Otacilius mit zu Fall zu bringen.

11) Konrad Lehmann, Zur Geschichte der Barkiden. Klio, Beiträge zur alten Geschichte IX (1909) S. 274—290. — Vgl. Fr. Reuss, WS. f. klass. Phil. 1909 S. 1058 f.

Die Abhandlung enthält eine Ergänzung zu des Verf. Buch 'Die Angriffe der drei Barkiden auf Italien' (s. JB. 1906 S. 28 ff.). Hier war die Behauptung aufgestellt, daß Hannibal über den Kleinen St. Bernhard gegangen, wobei einzelne Tagemärsche von 40 km angenommen wurden. Diese „unmöglichen Marschleistungen" veranlaßten die Kritik, Einspruch zu erheben und in ihnen einen Hauptgrund gegen die St. Bernhard-Theorie zu sehen. Verfasser unternimmt es daher, aus militärischen Handbüchern den Nachweis zu führen, daß, wenn es die Lage erforderte, die Kriegsmärsche ganz außerordentlich ausgedehnt wurden und sich bis zu 40—50 km, ja noch mehr steigerten. Es brauchte für Hannibals Truppen keineswegs eine Unmöglichkeit zu sein, den Alpenweg über den Kleinen St. Bernhard in 15 Tagen zurückzulegen. Sein ganzer Kriegsplan beruhte ja darauf, so schnell wie nur irgend möglich nach der Po-Ebene zu gelangen und durch überraschende Schnelligkeit dem Gegner zuvorzukommen.

Am Schluß (S. 286 ff.) gibt der Verfasser drei Exkurse: 1) Inhaltsangabe von 'Hannibals Alpenweg' (s. JB. 1909 S. 21 ff.); 2) das „erste Hindernis" mit einer kleinen Modifikation des früher darüber Gesagten; 3) die Tagezählung.

12) P. Viereck, Die Festsetzung der Grenze im Frieden des Antiochus. Klio, Beiträge zur alten Geschichte IX (1909) S. 371—375.

Verf. wendet sich gegen Mommsen, welcher RF. II S. 510 ff. die Überlieferung über den Frieden mit Antiochus einer genauen Untersuchung unterzogen hat. Aus dem Zuge des Volso nach Pamphylien und aus seinen Unterhandlungen mit dem Komman-

Digitized by Google

danten von Perge lasse sich nicht darauf schließen, daß der Kestros (dies sei der von Liv. 38, 15, 7 erwähnte *fluvius Taurus*) als Grenze festgesetzt war. Denn als Volso nach Termessos heranrücke, empfange er die Gesandtschaften aller Städte Pamphyliens und schließe auch mit den Aspendiern, die in dem von Mommsen Antiochus zugesprochenen Teil Pamphyliens wohnen, einen Freundschaftsvertrag. Daß der Kommandant von Perge die Stadt habe räumen müssen, weil es auf dem linken Ufer des Kestros gelegen und dieser Teil Pamphyliens von Antiochus abgetreten worden sei, dessen geschehe mit keinem Worte Erwähnung. Mommsen stütze sich auf den Wortlaut bei Livius; dieser habe aber flüchtig übersetzt, wie sich aus der Stelle bei Polybius ergebe. Außerdem sei der Begriff *cis Taurum montem* ganz feststehend. Zu dem Gebiet, das mit (ἡ Ἀσία) ἡ ἐπὶ τάδε τοῦ Ταύρου bezeichnet werde, gehöre unter anderem auch Phrygien und Lykaonien, überhaupt die Landschaften Kleinasiens, die außerhalb der vom Taurus eingeschlossenen Südküste lägen, was auch mit dem übereinstimme, was Strabo 2, 5, 31, S. 129 über den Taurus und den Begriff τὰ ἐντὸς τοῦ Ταύρου sage. Wie verderbt auch die Worte des Livius seien, so viel gehe aus ihnen sicher hervor, daß mit ihnen eine weitere Grenzlinie, die den Taurus berührte oder von ihm ausging, bezeichnet werden sollte, und diese Linie könne naturgemäß nur eine sein, die, im großen und ganzen von Norden nach Süden laufend, den Machtbereich der Römer von dem des Antiochus geschieden hat. „Da Kappadokien selbständig blieb, mußte die Grenze zwischen Lykaonien und Kappadokien laufen, und damit kam man an den Halys". Aus diesen Erwägungen schreibt er bei Liv. 38, 38, 4 *usque ad Halyn* (*Tanaim* die Hss.) *amnem et* ⟨*ab*⟩ *ea valle* usw. Mit diesen Worten sollte eine Linie bezeichnet werden, die von dem Punkte, wo der Halys sich nach Norden wendet, südlich etwa nach der Grenze von Kilikien und Pisidien verlaufe. Nur Kilikien blieb bei Antiochus, weil es ἐκτὸς τοῦ Ταύρου liege, wie ja deswegen die Ansprüche der Rhodier auf Soli in Kilikien vom römischen Senat zurückgewiesen wurden. Pamphylien wurde von Eumenes und den Römern als diesseit des Taurus liegend in Anspruch genommen. Wenn Antiochus behauptete, es liege wie Kilikien jenseit des Taurus, so faßt er die Gebirgszüge, die Pamphylien halbmondförmig umschließen und im Westen in die Ἱερὰ ἄκρα gegenüber den Chelidonischen Inseln auslaufen, als die westlichen Ausläufer des Taurus, und zwar in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der Geographen. Eumenes aber rechnete als Taurus wohl nur den pisidischen und kilikischen, und dann konnte man freilich von Pamphylien ebenso wie von Lykien sagen, es liege diesseit des Taurus".

Ich hatte mich von der Richtigkeit dieser Ansicht und der entsprechenden Textänderung überzeugt, als der Verf. mir von

ihr Kenntnis gab, und schon vor 4 Jahren mich bei der Neuauflage der betreffenden Bücher ihr angeschlossen.

13) A. Klotz, Zur Literatur der Exempla und zur Epitoma Livii. Hermes XLIV (1909) S. 198—214.

Verf. wendet sich gegen die Dissertation von H. Schendel (Quibus auctoribus Romanis L. Annaeus Seneca in rebus patriis usus sit, Gryphiae 1908) und meint, daß diese es an Genauigkeit in der Vergleichung der Seneca-Stellen mit den Quellen fehlen lasse. Daß die historischen Notizen bei dem Philosophen Seneca auf das große Geschichtswerk des Livius zurückgehen, was Schendel behauptet, sei nicht erwiesen. Die Worte, die mit Livius übereinstimmen, seien durch die Sache selbst gegeben und lange nicht so zahlreich und so beweiskräftig, wie diejenigen, die dagegensprechen. Weit näher berührten sich Seneca und Valerius Maximus, die beide eine Sammlung von exempla benutzt hätten, „die im einzelnen dem Werke des Valerius ähnlich war". Die Vermittelung durch die Epitoma, den Auszug aus dem Livius, der uns in den Periochae und in den späteren Historikern vorliegt, sei gleichfalls ausgeschlossen. Die Sammlung sei in erster Linie zu rekonstruieren aus Seneca und Valerius Maximus, zu denen Pseudo-Frontin, Macrobius und Apuleius hinzuträten und viele andere Schriftsteller Ergänzungen lieferten. Leider wüßten wir von den exempla des Hyginus zu wenig, um ihn als Verfasser dieser Sammlung zu bezeichnen; doch sei die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß gerade die exempla des Hyginus es waren, die für die Folgezeit von maßgebender Bedeutung wurden.

Soweit eine Nachprüfung möglich ist, scheint es allerdings, als wenn auf den Verfasser der Dissertation Ähnlichkeiten im Ausdruck einen zu starken Eindruck gemacht haben. Die Hauptsache bilden freilich die sachlichen Übereinstimmungen, und hier läßt sich aus den Mitteilungen der Periochae und der auf die Epitoma zurückgehenden späteren Schriftsteller ein sicherer Schluß wohl nicht auf die Abhängigkeit von Livius ziehen.

14) G. Veith, Die Eroberung Istriens durch die Römer in den Jahren 178 und 177 v. Chr. Wien 1908, L. W. Seidel & Sohn. 32 S. mit 3 Beilagen. (S.-A. aus „Streffleurs Militärischer Zeitschrift zugleich Organ der militärwissenschaftlichen Vereine" 1908, Band II, Heft 10.) 0,80 M.

Verf. behandelt die Eroberung des heutigen Istriens durch die Römer, die uns in einer ziemlich ausführlichen Schilderung bei Livius im Anfang des 41. Buches erhalten ist. Er folgt hierbei der von J. Kromayer inaugurierten Methode, die dieser in den „Antiken Schlachtfeldern" betätigt hat.

Nach einer kurzen Charakterisierung des Kriegsschauplatzes

Digitized by Google

und Darstellung der Vorgeschichte wird eine Übersetzung der Livianischen Partien gegeben und zunächst festgestellt, daß das erste Lager an das Westufer des damaligen Timavussees in die Ebene zu verlegen, und zweitens der *portus proximus* in der Bucht von Sistiana zu sehen ist, die nur wenige Kilometer von der Grenze gelegen war (beides ebenso bei Weißenborn). Hierauf folgt die Position der Landarmee, die Stellungen und Wege der Histrer, die Einnahme von Nesactium nebst Mutila und Faveria und die mutmaßliche Lage dieser Städte. Gesichert ist nur die von Nesactium; es lag auf einer Anhöhe etwas über 1 km nordöstlich des Dorfes Altura, 11 km nordöstlich von Pola.

15) W. Schnupp, Die Bildungsziele des Gymnasiums und der lateinische Stil. Bl. f. d. Gymnasialschulwesen 1909 S. 14 ff.

Verf. ist für eine Beschränkung auf eine Auswahl der besten Abschnitte (S. 20) und bemerkt S. 21, Anm. 1: „die Lektüre des Livius könnte auf ein Mindestmaß eingeschränkt werden oder ganz wegfallen".

Berlin. H. J. Müller.

Digitized by Google

2.

Caesar.

Beiträge zur Kritik des Bellum Gallicum.

In den Jahresberichten des Philol. Vereins vom Jahre 1894 habe ich (S. 214—391) die Textgestaltung in meiner kritischen (und Schul-) Ausgabe des Bellum Gallicum zu rechtfertigen begonnen. Meine Absicht, im folgenden Jahre Fortsetzung und Schluß dieser Abhandlung zu liefern, wurde durch verschiedene Umstände bisher vereitelt. Jetzt, wo ich freier über meine Zeit verfügen kann, möchte ich — meinem in der Vorrede zur 2. Auflage meiner Schulausgabe gegebenen Versprechen gemäß — zunächst die vorgenommenen Streichungen zu begründen versuchen.

Eine größere Interpolation liegt nach meiner Überzeugung gleich im ersten Kapitel vor: die §§ 5—7 können nicht von Caesar herrühren. Schon das erste Wort (*eorum*) ist unmöglich: es hat gar keine Beziehung. Gemeint ist natürlich *Gallorum*. Aber dieses Wort läßt sich nicht einsetzen: *Gallorum una pars, quam Gallos obtinere dictum est,* ist undenkbar. Alle Besserungsvorschläge, die gemacht worden sind, haben weder äußere noch innere Wahrscheinlichkeit. Das letztere schon darum nicht, weil Caesar diesen ganzen Abschnitt, wenn er wirklich von ihm stammte, sicherlich nicht an diese Stelle gebracht hätte, sondern nach § 2. Und auch dort könnte er nur stehen, wenn die Worte in § 2 *Gallos ab A. . . . . . Sequana dividit* fehlten. Aber diese kurze geographische Bemerkung in § 2 ist jedenfalls echt und reicht für Caesars nächsten Zweck vollständig aus.

Die §§ 5—7 stehen aber nicht nur an einer ganz falschen Stelle, sondern unterbrechen auch den Zusammenhang in störender Weise. Nach der handschriftlichen Überlieferung gibt Caesar zunächst eine kurze Bemerkung über die Dreiteilung des gesamten Galliens und die Grenzen der drei Hauptstämme. Dann kommt eine Bemerkung über die in § 1 zuerst und in § 2 zuletzt erwähnten Belgae und ihre außerordentliche Tapferkeit; im Anschluß daran einige Worte über die Helvetier, die tapfersten des eigentlichen Keltenlandes. Nun folgt in unseren Texten eine nochmalige längere, vielfach unklare und bedenkliche Bemerkung über die Grenzen der drei Hauptteile, und in Kap. 2 wieder etwas über die Helvetier. Solcher Wirrwarr ist Caesar nicht zuzutrauen. Streicht man da-

Digitized by Google

gegen die drei Paragraphen 5—7, so nimmt die Darstellung einen ganz natürlichen und tadellosen Verlauf. Caesar hat darum die Erwähnung der Helvetier und ihrer hervorragenden Tapferkeit an seine Bemerkung über die Kämpfe der Belger mit den Germanen angeschlossen, weil er so auf die natürlichste Weise zu dem Helvetierkrieg überleitete und seine Leser zugleich auf die nächsten Kriege, die mit den Germanen und mit den Belgern, vorbereitete.

Das Gesagte genügt eigentlich, um die Unechtheit der drei Paragraphen zu erweisen. Aber die Stelle selbst bietet noch mancherlei Anstoß. Sie bringt erstens überflüssige Wiederholungen und nach dem in § 2 Gesagten Selbstverständliches (*continetur Garumna flumine, finibus Belgarum — Belgae ab extremis Galliae finibus oriuntur*). Ferner sind manche Angaben unzureichend: Caesar hätte sicherlich, wenn er überhaupt Völkerschaften aufzählen wollte, deren Gebiet an den Rhein stieß, wenigstens noch die Treverer erwähnt, vielleicht noch einige andere, und nicht bloß die Sequaner und Helvetier. Unvollständig sind auch die Angaben über die Grenzen: bei den eigentlichen Galli und den Aquitani fehlt wenigstens die provincia, bei den Belgae der Ozean. Drittens aber sind die Angaben über die Himmelsgegenden, nach denen die drei Hauptteile Galliens liegen, unhaltbar. Von welchem Standpunkte aus sind denn die Bestimmungen *ad septentriones, in septentrionem et orientem solem, inter occasum solis et septentriones* gegeben? Man sollte meinen, Caesar, der für seine Römer schrieb, würde sie von Rom aus orientiert haben, und wenn er auch keinen Kompaß besaß und keine so schönen Atlanten, wie wir, so wußte er doch ganz genau, daß von Rom aus alle drei Teile von Gallien nordwestlich lagen. Von Rom aus sind also diese Angaben nicht gemacht. Von wo dann? Von der Provincia aus, sagen die Erklärer. So? wirklich? Aber Caesar hätte unzweifelhaft, wenn sich seine Leser in Gedanken in die Provincia versetzen sollten, dies gesagt. Und was konnte ihn bestimmen, gerade vom Standpunkt der Provinz aus diese Angaben zu machen? Hielt er sich, als er die Worte schrieb, in der Provinz auf? Nein, sondern, wenn er am Ende jedes Kriegsjahres im Winter seine Aufzeichnungen machte, in Oberitalien, oder, wenn er im Winter 52/51 schrieb, in Bibracte und im nächsten Jahr wieder in Oberitalien. Von allen diesen Gegenden aus sind die geographischen Bestimmungen in den §§ 5—7 falsch. — Doch nehmen wir einmal an, er hätte aus irgend einem uns unbekannten und unverständlichen Grunde die Lage des Belger-, Kelten- und Aquitanierlandes von der Provinz aus bestimmen wollen, sind denn dann jene Bemerkungen richtig? Vom Standpunkt der Provinz aus konnte er ja allerdings sagen, Gallien liegt nach Norden; aber er mußte dann dasselhe von Belgien sagen; und von Aquitanien hätte er sicherlich gesagt, es liege nach Westen. Aber was heißt:

Digitized by Google

von der Provinz aus? Caesar hätte doch von einem bestimmten Punkte aus seine Angaben gemacht, also etwa von Narbo oder meinetwegen von Tolosa aus, und dann sind sie in der Hauptsache falsch. Nur einen einzigen Punkt gibt es, von dem aus man jene Bestimmungen allenfalls gelten lassen könnte: die südwestlichste Ecke der Provinz, in unmittelbarer Nähe der Pyrenäen. Aber sollte wirklich jemand glauben, daß Caesar von dieser Stelle aus seine Angaben gemacht habe?

Nun macht man freilich immer wieder geltend, die Alten hätten ganz falsche Vorstellungen von der geographischen Lage verschiedener Länder, z. B. Britanniens und Spaniens, gehabt. Das ist ja richtig. Aber kann wirklich jemand im Ernste glauben, daß Caesar, der sich so viele Jahre in Gallien aufgehalten und das Land nach den verschiedensten Richtungen durchzogen hat, von diesem Lande so grundverkehrte Anschauungen gehabt habe? Über Gegenden, die die Schriftsteller nicht aus eigener Anschauung kannten, hatten sie oft ganz falsche Ansichten; aber in den Landstrichen, in denen sie sich aufhielten, längere Zeit aufhielten, achteten sie um so mehr auf den Stand der Gestirne, je weniger sie Orientierungsmittel hatten, wie sie uns zu Gebote stehen; und die Himmelsgegenden kannten sie und namentlich Caesar ganz genau.

Endlich sprechen auch sprachliche Gründe gegen die Annahme, daß die drei Paragraphen Caesar zum Verfasser haben. *Belgae ab extremis Galliae finibus oriuntur* ist unklassisch. Vergleichen könnte man höchstens VI 25, 2: (*Hercynia silva*) *oritur ab Helvetiorum finibus*; allein diese Stelle ist ebensowenig cäsarisch wie I 1, 5—7 und stammt vielleicht von demselben sciolus, von dem unsere Stelle verfaßt ist. — Auch *in septentrionem* (§ 6) ist klassisch unmöglich und war so lange unmöglich, als das Sprachgefühl noch nicht erstorben war. Ebensowenig, wie man im Deutschen sagen würde „der Siebenochs", ebensowenig sagte der gebildete Römer *septemtrio*. Erst diejenigen, die die Bedeutung von *trio* nicht mehr kannten oder fühlten, zuerst wohl Provinzialen mit nichtrömischer Muttersprache, gebrauchten *septentrio* im Singular. Nun wäre es ja leicht, in § 6 den Plural herzustellen wie in den §§ 5 und 7, aber geraten ist dies, wie die Sachen liegen, nicht.

Das waren die Gründe, die mich seiner Zeit bestimmt haben, die ganze Stelle als unecht einzuklammern, Gründe, die ich i. J. 1893 in einer Sitzung des Philologischen Vereins entwickelt habe. Ähnliche, z. T. dieselben Bedenken sind schon manchem beim Lesen dieser Stelle aufgestoßen. Als ich z. B. anfing, in jener Sitzung des Phil. Vereins über diese Paragraphen zu sprechen, riefen mir mehrere Mitglieder des Vereins zu: „Interpolation: zu streichen!" (Den Mitgliedern war mitgeteilt worden, über welche Stellen ich sprechen würde.) J. Lange, der schon mehrmals sehr

Digitized by Google

sorgfältige und scharfsinnige Untersuchungen über Caesar veröffentlicht hat, führt, ohne daß er von meinen Gründen eine Ahnung haben konnte, fast dieselben Gründe an, um die Stelle als interpoliert zu erweisen (Jahrb. f. class. Phil. 1896 S. 706 und Progr. Neumark 1896 S. 17). Auch Bacher, der zuerst (1866) die Stelle für unecht erklärt hat und dessen Abhandlung ich Anfang der achtziger Jahre gelesen, über die ich mir aber leider gar keine Notizen gemacht habe, wird wahrscheinlich ähnliche Bedenken geäußert haben. J. Lange macht an der zitierten Stelle der Jahrb. (S. 706 ff.) noch ein weiteres Bedenken geltend, nämlich die Stellung der Worte *flumen* (*Garumna flumine*) und *montes* (*Pyrenaeos montes*). Caesar stellt nämlich sonst regelmäßig, wenn er ein Appellativum wie *flumen, mons, saltus, oppidum* mit einem Eigennamen verbindet, das Appellativum vor den Eigennamen. Mir war diese Abweichung von seinem sonstigen Sprachgebrauch auch schon aufgefallen; aber da gerade bei *flumen* noch zweimal im B. Gall. und zwar gerade in demselben ersten Kapitel § 2 und II 16, 1, außerdem mehrmals im B. civ. diese auffallende Stellung in allen Hss. sich findet, wollte ich dies Bedenken nicht geltend machen. Sehr bedenklich ist, darin hat J. Lange unbedingt recht, jedenfalls *Pyrenaeos montes* und nicht ohne Bedenken *Garumna flumine*.

Ist nun wirklich die zweite Hälfte des ersten Kapitels unseres B. Gall. ein späterer Zusatz, d. h. eine an unrechter Stelle in den Text geratene Randbemerkung eines alten Lesers, so folgt ganz von selbst, daß auch c. 16, 2 die Worte, die sich auf c. 1, 5 berufen, *quod Gallia sub septentrionibus, ut ante dictum est, posita est,* ein späterer Zusatz sein müssen. Sprachlich ist das ungeschickte *ut ante dictum est, posita est* auffallend und Caesar nicht zuzutrauen.

Darauf, daß gerade geographische Bemerkungen in unserem Caesartext nicht von Caesar herrühren, ist schon öfter, namentlich von H. Schiller, hingewiesen worden. Auch das ganze 10. Kpitel des 4. Buchs ist zweifellos ebenfalls eine in den Text geratene Randbemerkung eines alten Lesers. Dieses Kapitel ist schon öfter, z. B. von Frigell, v. Göler, für unecht erklärt worden. Gründe führt, soviel ich sehe, keiner an.

Auffällig ist zunächst, daß sich durch die Erwähnung eines Flusses, Mosa, Caesar, was er sonst nirgends tut, zu einem längeren Excurs nicht bloß über diesen Fluß, sondern auch, wozu gar kein Anlaß hier vorlag, zu ganz überflüssigen, zum Verständnis seiner Erzählung nicht das geringste beitragenden Bemerkungen über den Rhein sollte haben verführen lassen. Es ist schon öfter bemerkt worden, daß er nur dann eine kurze geographische Bemerkung einflicht, wenn diese zum Verständnis seiner Darstellung wesentlich beiträgt. Daß das ganze Kapitel überflüssig ist, wird jeder zugeben; daraus aber ergibt sich natürlich noch nicht notwendig, daß es auch unecht ist. Caesar könnte ja einmal von

Digitized by Google

seiner sonstigen Kargheit aus Gründen, die uns unbekannt sind, oder auch ohne besonderen Grund, abgewichen sein.

Aber in dem Texte selbst ist gar zu vieles, was gegen Caesar als Verfasser spricht. Zuvörderst enthalten § 1 und 2, wie sie überliefert sind, Unsinn, und alle Heilungsversuche sind mißglückt. Im einzelnen ist folgendes zu bemerken. Gleich der Anfang stimmt nicht: die Maas entspringt gar nicht auf den Vogesen, sondern auf dem Plateau von Langres, und daß Caesar, der wiederholt auf dem Plateau von Langres gewesen ist und auch die Vogesen kannte, diesen Fehler gemacht haben sollte, ist sehr wenig wahrscheinlich. Allerdings fügt der Verfasser des fraglichen Kapitels zu *monte Vosego* hinzu: „*qui est in finibus Lingonum*". Aber sollte jemand im Ernste glauben, daß Caesar den mons Vosegus, der auch lautlich genau dem französischen Vosges, dem deutschen Was(i)genwald, Was(a)genstein entspricht, bis ins Gebiet der Lingonen ausgedehnt, oder daß er die mäßigen, durchschnittlich etwa 400 m hohen Erhebungen des Plateaus von Langres mit den etwa 900—1400 m ansteigenden Bergen der Vogesen, die er ja auch aus eigener Anschauung kannte, verwechselt habe?

Dann kommt die Erwähnung der Batavi. Dieses tapfere und berühmte Volk kommt sonst nirgends bei Caesar vor: nach seiner sonstigen Darstellung muß man durchaus annehmen, daß das ganze Gebiet der Maas- und Rheinmündungen den Menapiern gehörte. Wenn nun J. Wormstall (Über die Wanderung der Bataver nach den Niederlanden, Münster 1872) und F. Stolle (Progr. Schlettstadt, 1897) recht haben mit ihrer Behauptung, daß die Bataver erst unter Augustus in dem Rheindelta sich niedergelassen haben — und ich glaube, der Beweis dafür ist ihnen gelungen —, so dürfte damit auch erwiesen sein, daß die unklare und unerklärliche Stelle im Anfang unseres Kapitels (§§ 1 und 2) nicht von Caesar herrührt. F. Stolle freilich hält nur die Worte *parte quadam ex Rheno recepta* . . . . *milibus passuum LXXX* für einen späteren Zusatz, den Rest des Kapitels dagegen für echt cäsarisch. Von den beiden ersten Paragraphen bleiben nach ihm als von Caesar herrührend die Worte übrig: *Mosa profluit ex monte Vosego, qui est in finibus Lingonum, et in Rhenum influit.* Mosa soll nach seiner Erklärung nicht die Maas, sondern die Mosel sein, die erst nach Caesars Zeit die kleine Maas (Mosella) genannt worden sei. Das wäre an sich sehr wohl möglich. Aber gegen Stolle sind doch mehrere Bedenken geltend zu machen. Die geographische Bemerkung: „die Mosel entspringt auf den Vogesen" würde ja richtig sein, aber nicht der Zusatz *qui est in finibus Lingonum*: bis zu den Vogesen dehnte sich das Gebiet der Lingones auf keinen Fall aus. Und außerdem hätte Caesar, worauf ich schon bei anderer Gelegenheit hingewiesen habe, unmöglich V 24, 4 und VI 33, 3 mit *Mosa* ohne weiteren Zusatz die Maas

Digitized by Google

meinen können, wenn er vorher mit diesem Worte immer die Mosel bezeichnet hatte.

Die nun folgenden Paragraphen (3—5) unseres Kapitels hält Stolle, wie gesagt, für echt. Aber auch gegen diese liegen sehr schwere Bedenken vor. Zunächst ist, wie bemerkt, dieser ganze Abschnitt über den Rhein an dieser Stelle ganz zwecklos. Sodann sind die Angaben über die Uferbewohner teils falsch, teils ungenau, teils unzureichend. Falsch ist gleich der Anfang: der Rhein fließe durch das Gebiet der Nantuaten, wie es in der Handschriftenklasse α heißt. Daß Caesar den Oberlauf des Rheins mit dem der Rhone verwechselt habe, wie Mommsen einmal meinte, glaubt niemand und hat Mommsen später schwerlich selber noch geglaubt. Auch die Lesart von β (Nemetum oder Namnetum) ist unhaltbar. Daß am Oberlauf des Rheins einer dieser Stämme in Caesars Zeit gewohnt haben könne, daran ist gar nicht zu denken. Falsch oder wenigstens sehr ungenau ist ferner die Angabe, der Rhein fließe oder sei damals *per fines Helvetiorum, Sequanorum* usw. geflossen; es hätte heißen müssen *praeter(fluit)*. *Per* fines paßte vielleicht für *Tribocorum*. Die Triboci ferner stehen an falscher Stelle. Ob das Gebiet der Mediomatrici damals bis an den Rhein reichte, ist sehr fraglich. Falsch ist auch, wie wir sogleich sehen werden, in dem Folgenden noch einiges. Unzureichend sind die Angaben insofern, als die Rauraci, die doch sicher am Rhein wohnten, übergangen sind. Auch die Nemeter und Vangionen wären wohl neben den Tribokern zu nennen gewesen. — Falsch ist die weitere Angabe: *ubi Oceano appropinquavit, in plures diffluit partes* und am Schluß *multisque capitibus in Oceanum influit.* Der Rhein hatte nicht eine größere Anzahl (*plures*) Mündungen, sondern nur eine, oder, wenn man die Waal-Maasmündung mitrechnet, zwei; cf. Asinius Pollio (bei Strabo IV, 3, 3 p. 193): φησὶ δὲ καὶ δίστομον εἶναι (τὸν Ῥῆνον), μεμψάμενος τοὺς πλείω λέγοντας. Und nun gar die folgenden Worte *multis ingentibusque insulis effectis*! Der Rhein (denn nur von diesem ist die Rede) soll viele und ungeheuer große Inseln an seiner Mündung bilden, und ein großer Teil dieser Inseln *a feris barbarisque nationibus incolitur*! Nicht eine einzige Insel bildet er (abgesehen etwa von der durch Rhein und Waal-Maas gebildeten (Bataver-) Insel). Später als Drusus den Kanal nach dem Zuydersee hatte anlegen lassen, die fossa Drusiana (Yssel), hätte man allenfalls von noch einer ingens insula sprechen können, wenn man diesen Kanal für eine Rheinmündung hielt. Durch die Worte *quarum pars magna a feris barbarisque nationibus incolitur* würde Caesar auch nicht bloß der Wahrheit, sondern auch sich selbst widersprochen haben. Denn IV 1, 1 gingen die Usipeter und Tencterer über den Rhein *non longe a mari, quo Rhenus influit.* Von dieser Gegend heißt es IV 4, 2: *quas regiones Menapii incolebant*; *hi ad utramque ripam fluminis agros, aedificia vicosque habebant.* Wo

Digitized by Google

bleibt da Platz auch nur für die Bataver, geschweige denn für die (zahlreichen) *ferae barbaraeque nationes*? Und alles das stellt der Verfasser als Caesars eigene Erfahrung, als Tatsache hin, ohne einen Zusatz, „wie man erzählt". Erst zuletzt heißt es: *ex quibus sunt qui piscibus atque ovis avium vivere existimantur.*

Zu all diesen schweren sachlichen Bedenken, die gegen Caesars Autorschaft sprechen, kommen nun noch sprachliche Anstöße. Gleich in § 1 heißt es *parte quadam ex Rheno recepta. Parte ex Rheno*, nicht *parte Rheni*? Welcher verständige Römer drückt sich so aus? — In § 4 teilt sich der Rhein in mehrere Arme, nachdem er viele gewaltige Inseln gebildet hat (*in plures diffluit partes multis ingentibusque insulis effectis*). Sollte er nicht lieber umgekehrt die vermeintlichen Inseln bilden, nachdem er sich in mehrere Arme geteilt hat?! Das ist kein Latein, cäsarisches auf keinen Fall. — Bedenklich ist auch *ex quibus sunt qui*. — Endlich bedeutet *caput fluminis* sonst die Quelle, nicht die Mündung eines Flusses.

K. Thomann (Progr. Zürich 1874 S. 3) sucht die Echtheit des Kapitels dadurch zu erweisen, daß er bemerkt, schon Strabo und Asinius Pollio schienen das Kapitel gelesen zu haben. Denn Strabo zähle als Anwohner des Rheins die gleichen Völker und in der gleichen Reihenfolge auf wie Caesar. Auch spiele er auf die Worte *multis capitibus in Oceanum influit* an mit der Bemerkung, Asinius Pollio tadle diejenigen, welche dem Rhein mehr als zwei Mündungen beilegen. Dem Ausdruck *citatus fertur* entspreche bei Strabo *ὀξύς ἐστι*. Aber die Übereinstimmung zwischen Strabo und dem vermeintlichen Caesar ist 1) nicht vollständig (denn Strabo weiß nichts von den Nantuaten, fügt auch mit Recht die hier fehlenden Menapier noch hinzu, weiß auch nichts von den Batavi), 2) auch nicht auffallend (denn beide Verfasser bieten nichts weiter als Dinge, die entweder bekannt waren oder die man aus Caesar selbst erschließen oder vermuten konnte; höchstens ist vielleicht die Stellung der Triboci auffallend). Folglich ist es nicht unbedingt notwendig, daß einer von beiden Verfassern von dem andern abhängt. Aber nehmen wir einmal an, es sei der Fall, kann dann nicht ebensogut der Geograph von BG. IV 10 den Strabo vor sich gehabt haben, wie Strabo diesen? Und wenn Asinius Pollio auch gelegentlich gegen Caesar polemisiert, muß er es auch bei seiner obigen Bemerkung über die Rheinmündungen getan haben? Wissen wir denn, daß nicht auch andere Schriftsteller dem Rhein mehr als zwei Mündungen zugeschrieben haben? Der Beweis von der Echtheit des Kapitels ist also nicht gelungen. Hinweisen möchte ich zum Schluß noch auf die große Verschiedenheit der Überlieferung in den beiden Handschriftenklassen.

Ein noch viel umfangreicherer Zusatz zu Caesars Werk liegt vor im 6. Buch. Die vier Kapitel 25—28 können ebenfalls nicht von Caesar herrühren. Caesar verspricht VI 11, 1, er wolle *de*

Digitized by Google

Galliae Germaniaeque moribus et quo differant hae nationes inter sese proponere. Das tut er dann auch wirklich in c. 11—24. Und c. 25—28? Die gelegentliche, aber in dem Zusammenhang durchaus gerechtfertigte Erwähnung der silva Hercynia veranlaßt den für Geographie und allerlei Merkwürdigkeiten sich interessierenden Besitzer eines Exemplars des Bell. Gall. zu einem dem Geiste und der Art Caesars ganz widerstrebenden, weil überflüssigen und zwecklosen, Exkurs über dieses Waldgebirge und die in ihm lebenden Wundertiere. Und diese sonderbare, höchst sonderbare Abschweifung soll der gerade in geographischen Dingen so wortkarge und selbst die wünschenswertesten und fast notwendigen Aufklärungen uns vorenthaltende und sich stets streng an sein Thema haltende Caesar sich erlaubt haben, wo er über die Sitten der Gallier und Germanen und ihre Verschiedenheiten sprechen wollte?!

Und nun das Einzelne! Was mag sich der Verfasser des 25. Kapitels unter Hercynia silva gedacht haben? Nach seinen Angaben scheint er den Schwarzwald, den schwäbischen und fränkischen Jura mit ihren Ausläufern, den bayrischen und Böhmerwald, das böhmisch-mährische Berg- und Terrassenland und die Karpathen zusammengefaßt zu haben. Die Breite dieses Gebirgszuges (Hercynia, Orkynia, Arkynia bedeutet nach Zeuss „Erhebung, Bergland“) beträgt nun nach B. G. VI 25, 1 neun Tagemärsche für einen strammen Wandersmann (*huius Hercyniae silvae . . . latitudo VIIII dierum iter expedito patet*; NB. *patet*, nicht *patere dicitur*! wie denn alle Angaben in diesen 4 Kapiteln ganz bestimmt lauten und als unzweifelhafte Tatsachen hingestellt werden). *Novem dierum iter expedito*, also doch wohl mindestens 2—300 km. An welcher Stelle hat einer von diesen Gebirgszügen diese Breite? Und nun behauptet dieser Caesar, das ganze Gebirge habe diese Breite! — Doch wenn auch Hercynia silva bedeutet: bewaldetes Gebirge, so braucht Caesar das nicht gewußt zu haben, und er kann bei Hercynia silva einfach an ausgedehnte Waldungen gedacht haben. Wenn nun auch Deutschland und die östlich angrenzenden Länder damals mit viel größeren Wäldern bedeckt waren als heutzutage, so soll ein Caesar uns als feststehende Tatsache berichtet haben, auf 150—200 geographische Meilen und mehr sei eine Waldzone von 25—40 Meilen Breite? Und wenn ihm auch von verschiedenen sonst zuverlässigen, glaubwürdigen Männern so etwas als Tatsache berichtet worden wäre, würde er da nicht in Gedanken ein Fragezeichen zu einem solchen Bericht gesetzt und dieses Fragezeichen bei der Wiedergabe eines solchen Berichts in Gestalt eines traditur, fertur, narratur u. ä. zum Ausdruck gebracht haben? Und in oder an solch einem wilden Wald- oder Gebirgsland sollen viele Völkerschaften gewohnt haben: *multarum gentium fines attingit*! Unser Geograph liebt das Viele und Gewaltige; vgl. IV 10, 4 *multis ingentibusque insulis effectis.* Und woher wußte Caesar, daß es in dem da-

Digitized by Google

maligen Deutschland, von dem er doch eine recht mangelhafte Kunde besaß, keinen Menschen gab, *qui se adisse ad initium eius silvae diceret?* Oder wenn *huius Germaniae* (c. 25, 4) bedeutet „des westlichen, uns Römern bekannten Deutschlands", konnte er wirklich behaupten: *neque quisquam est huius Germaniae, qui . . . dicat?*

Sehen wir uns nun die genaueren Angaben über diese fabelhafte Hercynia silva an, so fällt auf, daß sie anfängt (§ 2) im Gebiet der Helvetier und Nemeter und Rauraker. Der Helvetier? Aber die wohnten ja am linken Rheinufer. Da hat also unser gedankenloser Caesar vergessen, entweder daß er von dem Lande der Germanen, d. h. der rechtsrheinischen Völker sprechen wollte, oder daß er I 2, 3 die Helvetier auf das linksrheinische Gebiet angewiesen hatte. — Weiter die Nemeter und Rauraker. Nach allem, was wir sonst wissen oder aus den Angaben der Schriftsteller erschließen können, wohnten die Nemeter allezeit nördlicher als die Rauraker; nach dem Wortlaut unserer Stelle aber (*oritur ab Helvetiorum et Nemetum et Rauracorum finibus*) müßte man annehmen entweder, daß Caesar keine Ahnung von ihren wirklichen Wohnsitzen gehabt habe, oder daß er nur Namen in ganz willkürlicher Reihenfolge genannt habe, oder daß diese Völkerschaften zu seiner Zeit ihre Wohnsitze einmal für kurze Zeit gegenseitig ausgetauscht haben! Ähnlich wie mit den Nemetes und Rauraci steht es mit den Daci und Anartes. In § 2 müßte es heißen: *pertinet ad fines Anartium et Dacorum*, und nicht *Dacorum et Anartium.*

Zu diesen schweren sachlichen Bedenken und Anstößen kommen nun noch sprachliche. Das erste Wort *huius* zeigt schon, daß die ganze Darlegung über die *Hercynia silva* gemacht ist und gedacht ist als Anmerkung zu c. 24, 2. *Huius* wäre gerechtfertigt, wenn sich c. 25 unmittelbar an c. 24, 2 anschlösse, aber nicht, nachdem in etwa 10 Zeilen von ganz anderen Dingen die Rede war. Der Leser, der c. 25 verfaßte, schrieb die Bemerkung an den Rand zu c. 24, 2. Als diese Randbemerkung später am Ende des Abschnitts über die Sitten der Germanen in den Text geriet, fügte der Schreiber in dem richtigen Gefühl, daß das Wort *huius* keine rechte Beziehung mehr habe, die Worte hinzu: *quae supra demonstrata est.* Daß diese Worte von Caesar herrühren, ist sehr wenig wahrscheinlich. Caesar würde von einer ganz gelegentlichen Erwähnung nicht *demonstrata*, sondern etwa *commemorata* gesagt haben. — Zu Caesars Sprachgebrauch stimmt auch nicht das letzte Wort des ersten Paragraphen (*neque mensuras itinerum*) *noverunt.* Der allgemeine Begriff man wird von Cicero und Caesar nur bei dicunt, tradunt, ferunt durch die 3. Person des Plurals einer Aktivform ausgedrückt, sonst wird stets ein bestimmtes Subjekt genannt. Caesar hätte sicher *Germani* hinzugefügt. — Über *oritur ab Helvetiorum finibus*

Digitized by Google

als unklassisches Latein ist schon oben zu I 1, 6 gesprochen worden. — *Rectaque fluminis Danuvii regione* soll nach den Erklärern bedeuten: parallel der Donau. Wo findet sich dieser Ausdruck in dieser Bedeutung sonst noch? Nach VII 46, 1 und nach dem sonstigen Sprachgebrauch würde man erwarten, es bedeute: in gerader Richtung auf die Donau zu. — In § 4 soll Caesar sagen: *neque quisquam est . . ., qui se . . . adisse ad initium eius silvae dicat . . . . aut quo ex loco oriatur acceperit*, nachdem er wenige Zeilen vorher gesagt hat: *oritur ab Helvetiorum finibus*! Gemeint ist natürlich *finis* mit dem Worte *initium*. Die Erklärer bemerken zu dieser Stelle: in einem Walde könne das eine Ende so gut wie das andere *initium* heißen. Das ist ganz richtig; aber wenn jemand ein bestimmtes Ende als Anfang bezeichnet hat, so ist für diesen Jemand das andere nicht auch der Anfang, sondern das Ende. Kann wirklich irgend jemand unserem Caesar eine derartige Stümperei zutrauen? — Endlich ist § 5 der Konjunktiv *differant* und *videantur* gerechtfertigt?

Ist nun c. 25 nicht von Caesar, so ist auch das Urteil über die drei folgenden Kapitel gesprochen. Denn diese hängen ja durch den letzten Satz in c. 25 mit dem Vorhergehenden aufs engste zusammen. Aber diese Kapitel selbst enthalten auch sachlich und sprachlich gar mancherlei, was gegen Caesar als Verfasser spricht. Sollte Caesar wirklich, wenn ihm solche Wundermären erzählt worden wären, diese Berichte gläubig hingenommen und als unbezweifelbare Tatsachen, als sein eigenes sicheres Wissen weiter verbreitet haben, ohne durch ein *traditur* oder eine ähnliche Wendung einen leisen Zweifel anzudeuten? Hat er einen Hirsch, ein Renntier mit einem Nashorn verwechselt, oder hat er von dem fabelhaften Einhorn etwas gehört, geglaubt, berichtet, wenn er schreibt: *est bos cervi figura, cuius a media fronte inter aures unum cornu existit*? Ist es einem Caesar zuzutrauen, daß er es ohne Kritik hingenommen und weiter erzählt hätte, wenn ihm berichtet worden wäre: *alces crura sine nodis articulisque habent* und was die folgenden Paragraphen bieten? Diodor (III 27, 2. 3) und Plinius (VIII 39) berichten zwar Ähnliches über gewisse Tiere, aber das sind Raritätensammler, nicht kritisch beanlagte Naturen.

Auch die Sprache enthält manches. was Caesar schwerlich geschrieben hätte. Die Substantivierung *ab eius summo* ist uncaesarisch, *palmae* unklar, und statt *sicut palmae* hätte er wohl eine Wendung gebraucht wie *genus quoddam* (palmarum). — c. 27, 5 *consuetudine* ohne Adjektiv oder Präposition? — c. 28, 4 *adsuescere ad* würde Caesar auch schwerlich geschrieben haben. — Noch einige bedenkliche Wendungen übergehe ich: das Gesagte dürfte genügen.

Noch ein größerer geographisch-ethnographischer Abschnitt hat schon öfter Bedenken erregt: V 12—14. Mit Recht findet

Digitized by Google

es F. C. Wex in seiner Ausgabe von Tacitus Agricola (Braunschweig 1852) auf S. 245 f. auffallend, daß von Tacitus (Agr. c. 10) unter den Schriftstellern, die über die Gestalt Britanniens geschrieben haben, Caesar nicht erwähnt wird, während er ihn sonst sehr hochschätzt (*summus auctorum divus Iulius*). Es ist danach höchst wahrscheinlich, ja so gut wie sicher, daß Tacitus diese Stelle des B. Gall. nicht gekannt hat, d. h. daß sie nicht in dem Exemplar stand, das dem Tacitus vorlag, oder mit anderen Worten, daß V 12—14 ein späterer Zusatz sind. Daß auch diese drei Kapitel den Zusammenhang in sehr störender und ganz ungerechtfertigter Weise unterbrechen, bemerkt Wex mit Recht. — R. Menge schließt sich Wex an.

Zu den von Wex angeführten Gründen gegen die Echtheit der drei Kapitel läßt sich noch manches hinzufügen. So z. B., daß auch Plinius (Nat. Hist. IV 102) für den Umfang Britanniens sich auf Pytheas, Isidorus und Agrippa beruft, aber kein Wort von Caesar sagt, der doch in c. 13 so genaue Angaben macht. — Ferner berichtet Plinius (N. H. XXII 2), daß die Frauen der Britannier sich den ganzen Körper mit *glastum* bestreichen, so daß sie wie Neger (Aethiopes) aussehen. Bei Caesar V 14, 2 aber heißt es: *Omnes vero se Britanni vitro inficiunt, quod caeruleum efficit colorem, atque hoc horribiliores sunt in pugna aspectu.* Hier ist also von allen Britanniern und in erster Linie von den Männern die Rede. Hätte unsere Caesarstelle schon zu Plinius Zeit in dem Text des B. Gall. gestanden, so hätte Plinius doch wohl auf diesen abweichenden Bericht Caesars hingewiesen. — Sehr bedenklich ist auch der Schluß des Abschnittes (c. 15, 4. 5) über die sonderbare Weiber- oder richtiger wohl Männergemeinschaft. Kein anderer Schriftsteller berichtet etwas derartiges. Sodann ist die *hominum infinita multitudo* (c. 12, 3) recht unwahrscheinlich. Die Behauptung *utuntur .. aere ... pro nummo* ist für Caesars Zeit unwahrscheinlich, namentlich wenn die folgende Bemerkung *aere utuntur importato* richtig ist.

Auch sprachlich enthält der Abschnitt manches Auffallende. *Belgium* (c. 12, 2) bezeichnet, wenn es von Caesar überhaupt gebraucht worden ist (V 24, 2; 25, 4), nicht das ganze Land der *Belgae*, sondern nur einen bestimmten Teil. — In demselben Paragraphen hat *iis* (oder *his*) *nominibus civitatum* schon längst Anstoß erregt. — 13, 1 *latus tenet* oder *pertinet* klingt nicht caesarisch. — 14, 1. In den Worten *ex his omnibus* hat das *his* keine Beziehung. Von den Bewohnern des Landes, auf welche *his omnibus* gehen soll, ist nur im Anfang von Kap. 12 die Rede, nicht mehr in der zweiten Hälfte dieses Kapitels und in dem ganzen folgenden. Also ist jenes *ex his omnibus* sehr ungeschickt.

Wenn nun auch einzelne der angeführten Bedenken nicht schwerwiegend sind oder sich als unbegründet sollten nachweisen lassen, immerhin bleibt die durch nichts gerechtfertigte Störung

Digitized by Google

des Zusammenhangs und das Fehlen eines Hinweises auf unsere Stelle bei Tacitus und Plinius bei Gelegenheiten, wo sie nicht unberücksichtigt bleiben durfte und nicht unberücksichtigt geblieben wäre, wenn sie aus Caesars Feder stammte, sehr bedenklich.

Ein nicht so umfangreicher geographischer Zusatz, wie die zuletzt besprochenen, der aber doch auch nicht ganz gering ist, findet sich VI 29, 4. Hier können *profectus per Arduennam silvam, quae est totius Galliae maxima atque ab ripis Rheni finibusque Treverorum ad Nervios pertinet milibusque amplius D in longitudinem patet* aus sprachlichen und sachlichen Gründen nicht von Caesar herrühren. Gleich das erste Wort *profectus* ist unmöglich: nachdem Caesar zum Kriege gegen Ambiorix aufgebrochen war, schickt er den L. Minucius Basilus voraus (*praemittit*) mit dem Bemerken, er komme sogleich nach! Daß das widersinnig ist, hat schon mancher Leser bemerkt, und so ist *profectus* teils getilgt teils in *proficiscens* oder *profecturus* geändert worden. Ganz schön, wenn nur dadurch viel gewonnen wäre! Schreibt man *profecturus*, was eine sehr naheliegende und paläographisch ganz unbedenkliche Änderung (*profect'us*) sein würde, wozu gehören denn die Worte *per Arduennam silvam*, zu *profecturus* oder zu *praemittit*? Doch mag man die Bemerkung *per Ard. silvam e.q.s.* mit dem einen oder mit dem andern verbinden, auf jeden Fall ist sie hier zwecklos, da sie das Verständnis der Operationen in keiner Weise fördert. Aber nicht bloß zwecklos, sondern geradezu störend ist sie an unserer Stelle. Angebracht war eine derartige Bemerkung da, wo der Ardennenwald zum ersten Mal erwähnt wurde, V 3, 4, und dort wird in der Tat eine ähnliche Angabe gemacht. An ihrem Platze wäre sie auch VI 33, 3 gewesen, um die ungeheuren Schwierigkeiten zu veranschaulichen, welche die Verfolgung des Ambiorix bereitete und um das Mißlingen all der gewaltigen Mühen und Anstrengungen zu erklären. Hier ist diese ganze Bemerkung störend, weil der Weg von Neuwied — denn dort ungefähr befand sich Caesar, als er von seinem zweiten Zuge nach Deutschland zurückkam — ins Eburonenland gar nicht über die Ardennen führte, oder wenn man annimmt, daß *Arduenna silva* auch die Eifel umfaßt, doch nur ein kleiner Teil des Eifellandes zu durchziehen war.

Und nun die Angaben über die *Arduenna silva* selbst! Nehmen wir einmal an, daß dieser Ausdruck auch die Eifel und das hohe Venn, ja selbst den Hunsrück mit umfassen sollte und daß er weiter auch die im Westen sich anschließenden Höhen von Artois (die flandrischen Grenzhöhen) in sich schloß, was für eine wahnwitzige Behauptung hätte Caesar ausgesprochen, wenn er gesagt hätte *milibus amplius D in longitudinem patet*! 500 römische Meilen, ungefähr 750 km, sind eine Strecke vom Rhein (von den östlichen Ausläufern der Eifel oder des Hunsrücks) durch Frank-

Digitized by Google

reich, Belgien, über den Kanal, durch den größten Teil Englands bis nach Wales! Und das soll Caesar geschrieben und geglaubt haben oder seinen Lesern haben aufbinden wollen? Glaubt man wirklich, daß Caesar gar keine Anschauung von Raum, Wegemaßen und Entfernungen gehabt habe, noch dazu von Gegenden, die er wiederholt durchzogen hat?

Nun enthält aber die Angabe über die Arduenna silva auch einen inneren Widerspruch. Wenn sich dieser bewaldete Höhenzug (oder vielleicht nur dieses ausgedehnte Waldgebiet) vom Rhein bis zu dem Nervierland erstreckte, (also nicht einmal bis Calais im Gebiet der Moriner), so ist an eine Längenausdehnung von 500 röm. Meilen erst recht nicht zu denken. Konjekturen, die gemacht worden sind, haben gar keine äußere oder innere Wahrscheinlichkeit. Endlich widerspricht sich Caesar auch selbst, wenn er VI 29, 4 die Worte über die Arduenna silva geschrieben hat. Denn V 3, 4 heißt es über dasselbe Waldgebirge: *quae ingenti magnitudine per medios fines Treverorum a flumine Rheno ad initium Remorum pertinet.* Also hier reicht die silva Arduenna bis zum *initium* (Ostgrenze?) *Remorum*, dort *ad Nervios*! — Daß auch die Stellung Arduenna silva etwas auffallend ist, sei nur beiläufig erwähnt. Mir ist es nicht im geringsten zweifelhaft, daß die Stelle über die Ardennen VI 29, 4 ein späteres Einschiebsel ist. Einige von den angeführten Gründen hat übrigens, wie ich nachträglich sehe, schon Morus vorweggenommen.

Ein späterer Zusatz geographischen Inhalts findet sich noch III 20, 1. Hier bieten die Handschriften folgendes: *cum in Aquitaniam pervenisset, quae pars, ut ante dictum est, et regionum latitudine, et multitudine hominum ex tertia parte Galliae* (oder *Gallia*) *est aestimanda.* Daß Caesar so nicht geschrieben haben kann, sieht jeder Leser sofort, und so hat man denn mit den verschiedensten Mitteln an dem überlieferten Texte herumgedoktort. Man hat *pars* gestrichen, ebenso die Worte *et regionum .... multitudine hominum*, hat *ex tertia parte* verändert in *est tertia pars*, ferner *est aestimanda* getilgt oder in *est existimanda* verwandelt. Ich glaube, das Richtige hat Vielhaber vorgeschlagen, der die ganze Stelle *quae pars ... est aestimanda* streicht. Welche Gründe ihn dazu veranlaßt haben, kann ich augenblicklich nicht feststellen; doch wahrscheinlich sind es ähnliche, wie die, die mich allmählich zu der Überzeugung von der Unechtheit der ganzen Bemerkung gebracht haben. Zunächst sollte man eine Verweisung auf eine frühere Angabe da erwarten, wo Aquitania und der Feldzug des Crassus zum ersten Mal erwähnt wird, d. h. III 11, 3. Zweitens enthält die Stelle, auf die verwiesen wird (I 1, § 1 oder § 7), nichts von dem, was sie nach unserer Stelle enthalten soll. Von *regionum latitudine* und *multitudine hominum* steht kein Sterbenswörtchen in dem ersten Kapitel des ersten Buchs. Außerdem ist die betreffende Bemerkung in jeder Beziehung unrichtig, und Caesar konnte sie gar

Digitized by Google

nicht aufstellen. Sie muß von jemand herrühren, der Aquitania in dem später üblichen Sinne der Kaiserzeit kannte als das Land, das von den Pyrenäen fast bis zur Loire reichte. Endlich kann die Stelle auch sprachlich nicht von Caesar stammen. Welch kindliches Stammeln: (Aquitania) *quae pars* ... *ex tertia parte Galliae*) *est aestimanda*! Bedenklich ist freilich bei Tilgung der ganzen Stelle das zweimalige *cum: Crassus, cum in Aquitaniam pervenisset, cum intellegeret*. Ich habe deshalb geschrieben: *quae, ut ante dictum est, tertia pars Galliae est.*

Auch V 11, 8 können die Worte: *a mari circiter milia passuum LXXX* nach meiner Überzeugung nicht aus Caesars Feder geflossen sein. Wozu können und wozu sollen denn diese Worte gehören? Die meisten Erklärer schweigen vollständig über diese Stelle. Nur Baumstark (Freiburg 1832) sagt: „*milia* Accusativ der *Entfernung*". Dasselbe sagt Doberenz-Dinter mit dem Zusatz: „mit dividit zu verbinden". Walther sagt: „C. gibt nicht die gerade Entfernung der Themse von dem Kanal an, sondern die Länge des Weges, welchen er bis zu diesem Flusse zurückgelegt hat". Fügner bemerkt dazu: „*a mari*, d. h. von der nördlichen Küste". Kelsey schreibt: „*a mari*: from Caesar's landing-place. near Deal. He had no accurate notion about the course of the Thames". Und bei Dosson-Lejay heißt es: „*millia* porte sur *dividit*; cette indication de distance est prise du point de la côte où César débarqua". Das ist alles, was ich in erklärenden Bemerkungen gefunden habe. Ich muß gestehen, daß mir die Sache dadurch nicht klarer geworden ist. Die zuletzt genannten Erklärer meinen wohl: die Entfernung desjenigen Punktes, an dem Caesar die Themse erreichte, betrug ungefähr 80 römische Meilen von dem Landungsplatz Caesars. Das wäre eine verständige und verständliche Angabe und würde uns in die Gegend von Kingston weisen. Aber kann denn dieser Gedanke in den überlieferten Worten liegen? Ich meine, nun und nimmermehr läßt sich aus den Worten unseres Textes: (*Cassivellauni*) *fines a maritimis civitatibus flumen dividit, quod appellatur Tamesis, a mari circiter milia passuum LXXX* durch irgendwelche Interpretationskünste der angegebene Sinn herausdestillieren, und niemals hätte Caesar sich in so unklarer Weise ausgedrückt. Jene Worte würden überhaupt nur dann einen vernünftigen Sinn geben, wenn die Themse im allgemeinen von Norden nach Süden flösse und westlich von ihr das Reich des Cassivellaunus, östlich die Küstenstaaten sich befunden hätten. Aber die Themse fließt bekanntlich im allgemeinen von Westen nach Osten; wie kann sie da in einer Entfernung von 80 Meilen die Seestaaten von dem Reich des Cassivellaunus trennen? Befand sich das letztere nördlich oder südlich von der Themse, so gab es doch auf ihrem anderen Ufer nicht bloß Küstenstaaten, sondern auch Binnenländer und -staaten. Wenn aber Caesar an einer Stelle die Themse erreichte, wo diese

Digitized by Google

mehrere Meilen weit einen nordsüdlichen Lauf hatte, also z. B. zwischen Oxford und Pangbourne, so wäre es ja allerdings denkbar, daß an dieser Stelle die Themse die Grenze zwischen dem Reich des Cassivellaunus und anderen Staaten gebildet hätte. Aber wären diese anderen Staaten dann lauter Seestaaten gewesen? Ist es ferner denkbar, daß Caesar, der mehrere Tage von seinem Landungsplatz aus bis zu seinem Übergang über die Themse stets dem Lauf der Themse parallel marschiert war, wenige Meilen südlich der Themse, nie etwas gehört haben sollte, daß dieser bedeutende Fluß auf der ganzen Strecke von Westen nach Osten fließe? daß er also gar nicht die Seestaaten von dem Lande des Cassivellaunus trennen konnte? Caesar konnte demnach die fraglichen Worte gar nicht schreiben. Aber er hat sie auch nicht geschrieben. Denn aus V 18, 1 (*Caesar . . . ad flumen Tamesim in fines Cassivellauni exercitum duxit*) ergibt sich, daß die Themse durch das Gebiet des Cassivellaunus floß und nicht dieses Gebiet von den Küstenstaaten trennte. Folglich sind die Worte in V 11, 8 *cuius fines . . . . milia passuum LXXX* unecht. Streicht man diese Worte, so schließt sich auch der folgende Satz: *huic superiore tempore cum reliquis civitatibus continentia bella intercesserant* viel besser und natürlicher an *Cassivellauno* an.

Eine kurze Bemerkung geographischen Inhalts ist noch zu tilgen I 33, 4, wie schon Thomas Bentley gesehen hat: die Worte *praesertim cum Sequanos a provincia nostra Rhodanus divideret*. Bentley bemerkt kurz: „Haec obscura atque inconcinna videntur. ab alia manu apposita putem". Aber er deutet doch wenigstens das eine Bedenken an durch den Zusatz: „Metaphrastes habet *Ῥοδανοῦ μόνον ἀποτέμνοντος Rhodanus solus divideret*". In der Tat müßte mindestens der Begriff „nur die Rhone" ausgedrückt werden; ich hatte früher an *Rhodanus unus* gedacht. Doch auch das würde nicht genügen. Wenn die Germanen ganz Gallien erobert hatten (*cum omnem Galliam occupavissent*), trennte sie nicht bloß die Rhone von der Provinz. Auch würde Caesar schwerlich geschrieben haben: *praesertim cum Sequanos a provincia nostra Rhodanus divideret*, da es sich um die Germanen handelt. Mindestens hätte er zu *Sequanos* die Bemerkung gesetzt: *in quorum finibus Germani consederant*. Endlich schließt sich der folgende Satz: *quibus rebus quam maturrime occurrendum putabat* viel besser an, wenn der störende Zusatz fehlt.

Außer den bisher besprochenen erregen noch einige geographische Bemerkungen in unserem Caesartext Bedenken; doch diesmal will ich nur noch eine besprechen: I 2, 3 und 4, die zuerst von J. Lange (Jahrb. f. klass. Philol. 1896 S. 707 f. und Progr. Neumark 1896 S. 18) für unecht erklärt worden ist. Lange findet es mit Recht auffallend, daß hier das Relativum zweimal (*flumine Rheno, qui* und *flumine Rhodano, qui*) sich an den Eigennamen anschließt, während es sich sonst stets

Digitized by Google

bei Caesar (10 mal) nach dem Appellativum *flumen* richtet: *flumen Axonam, quod* usw. Er nimmt ferner mit Recht Anstoß daran, daß die Grenzen des Helvetierlandes nur auf drei Seiten angegeben werden, die vierte Seite (die Alpen) vollständig vergessen ist. Endlich macht er auf den auffallenden Widerspruch aufmerksam, in dem unsere Stelle mit c. 1, 4 steht. Dort heißt es von den Helvetiern, daß sie „mit ihren Nachbarn, den Germanen, fast tagtäglich im Streite liegen, indem sie bald ihr eigenes Gebiet verteidigen, bald in deren Land einfallen". Unmöglich konnte Caesar unmittelbar darauf (c. 2, 4) schreiben: *his rebus fiebat, ut et minus late vagarentur et minus facile finitimis bellum inferre possent.* Lange hätte noch hinzufügen können, daß auch noch andere sprachliche Anstöße vorliegen. *His rebus fiebat* ist unberechtigt: es müßte heißen *hac re*; denn es handelt sich nur um die eine Tatsache: *quod undique loci natura Helvetii continentur.* Auch das folgende *qua ex parte* hat schon vielfach berechtigten Anstoß erregt und Änderungsvorschläge veranlaßt. Das Wort *pars* ist überhaupt ein Lieblingsausdruck unseres erklärungssüchtigen Geographen: I 1, 5—7 beginnt gleich: *eorum una pars* und *pars* kommt noch zweimal vor. In c. 2 § 3 und 4 sagt er nach zweimaligem berechtigten *parte* (*una ex parte . . . altera ex parte*) in ganz ungerechtfertigter Weise: *qua ex parte.* III 20, 1 lallt er in kindlicher Weise: *quae pars . . . . ex tertia parte Gallia(e) est aestimanda.* IV 10 gebraucht er dreimal *pars*: § 1 *parte quadam ex Rheno recepta*; § 4 *in plures diffluit partes multis ingentibusque insulis effectis, quarum pars.* V 12—14 findet sich *pars* fünfmal. Ungeschickt ist an unserer Stelle (I 2, 3) auch die Wiederholung derselben Wendung: *qui agrum Helvetium a Germanis dividit* und zwei Zeilen weiter *qui provinciam nostram ab Helvetiis dividit.* Ich meine daher, Lange hat recht, wenn er die beiden Paragraphen streicht.

Einen ähnlichen, ein einzelnes Wort erläuternden Zusatz, wie hier zu *undique*, nur nicht geographischen, sondern historischen Inhalts, finden wir III 7, 1. Hier sind die Worte *superatis Belgis, expulsis Germanis, victis in Alpibus Sedunis* eine ungeschickte, nicht von Caesar herrührende erklärende Randbemerkung zu *omnibus de causis.* An sich wäre natürlich eine erklärende Erläuterung zu diesen Worten recht wohl denkbar; unmöglich aber ist die in unseren Caesartexten stehende. *Superatis Belgis* geht natürlich auf den Inhalt des zweiten Buchs, *expulsis Germanis* auf I 30—54, und *victis . . . Sedunis* auf III 1—6. Caesar würde selbstverständlich die drei Kriege entweder nach der natürlichen Zeitfolge aufgezählt haben (1, 2, 3), oder (allenfalls) umgekehrt (3, 2, 1.). Hier aber haben wir eine durch nichts zu rechtfertigende Ordnung: 2, 1, 3. Das allein würde schon genügen, um zu beweisen, daß die Worte nicht von Caesar geschrieben sein können. Aber sehen wir sie uns trotzdem

Digitized by Google

doch etwas genauer an. Warum *Sedunis*? Die Veragri, in deren Gebiet der Überfall auf Caesars Kohorten erfolgte, waren mindestens ebenso gefährlich und mußten auf jeden Fall mit erwähnt werden. Außerdem sollte man, wenn nach *omnibus de causis* überhaupt eine spezielle Aufzählung erfolgte, mehr und Besseres erwarten, als hier geboten wird, wenigstens noch die Besiegung der Helvetier und der aremorischen Völkerschaften. Endlich hinken die fraglichen abl. abs. da, wo sie stehen, bedenklich nach.

Ähnliche erklärende Zusätze finden sich in unserem Caesartexte in größerer Zahl. So III 9, 3: *Veneti .... quod quantum in se facinus admisissent intellegebant, legatos, quod nomen ad (apud β) omnes nationes sanctum inviolatumque semper fuisset, retentos ab se et in vincula coniectos, pro magnitudine periculi bellum parare .... instituunt.* Die gesperrt gedruckten Worte sind, wie Mommsen (JB. 20 (1894) S. 203) mit Recht bemerkt, ein müßiger und trivialer Zusatz. Sie sind zur Erklärung der Worte *quantum facinus* von einem Leser an den Rand geschrieben und dann in den Text geraten. Gegen Caesar spricht zwar nicht das Wort *legatos*; denn es wäre ihm sehr wohl zuzutrauen, daß er „militärische Beamte, die in den unterworfenen Gegenden Getreidelieferungen fordern" und die keine wirklichen legati waren, doch mit diesem Namen bezeichnet hätte, „um ihre Verhaftung als ein noch größeres, den Feldzug rechtfertigendes Verbrechen gegen das Völkerrecht darzustellen". Wohl aber spricht gegen ihn 1) daß „von einem Verbum (*intellegebant*) zu gleicher Zeit zwei grundverschiedene Konstruktionen" abhängig gemacht sind, was, wie J. Lange (Progr. Neumark 1896 S. 13) bemerkt, durchaus nicht zu Caesars Schreibweise stimmt; 2) der Konjunktiv *fuisset*: Caesar würde wohl *fuit* geschrieben haben, da er sich gesagt hätte, daß die Veneter und die andern dortigen Völkerschaften schwerlich derartige Erwägungen anstellten; 3) die Worte *et in vincula coniectos*; denn Caesar hat vorher (zweimal) nur von *retinere*, nie von *in vincula conicere* gesprochen; dagegen ist die Neigung zu Steigerungen, zu Übertreibungen, wie wir schon mehrmals gesehen haben und noch öfter sehen werden, eine Eigentümlichkeit des Verfassers vieler Zusätze. Außerdem wirkt das *quantum in se facinus admisissent* kräftiger ohne den nachklappenden Zusatz.

Ähnlich steht es mit V 4, 4: *id factum graviter tulit Indutiomarus, suam gratiam inter suos minui.* Hier sind die Worte *id factum* und die folgenden *suam gratiam inter suos minui* unverträglich. Entweder mufs man daher mit Mommsen (JB. 20, 205) *id factum* streichen oder, wie ich getan habe, den acc. c. inf. Ich halte es für wahrscheinlicher, daß die letzten Worte von fremder Hand zugesetzt sind. Denn *id factum* zu erklären konnte sich ein Leser versucht fühlen; aber wenn der betreffende die

Digitized by Google

Worte vorgefunden hätte: *graviter tulit Indutiomarus suam gratiam inter suos minui,* konnte er nicht auf den Gedanken kommen, *id factum* zuzusetzen. Außerdem verbindet Caesar *graviter ferre* stets mit einem Objektsakkusativ (*quod dictum, eam rem, ea, eas res*), nie mit einem acc. c. inf. Endlich ist *id factum* inhaltreicher und umfaßt das *suam gr. i. s. minui* in sich.

Ebenso ist V 55, 2; VI 40, 6; VII 48, 1. 19, 2; V 11, 2. 54, 1; VII 65, 5 und 72, 1 eine erklärende Bemerkung in den Text geraten. V 55, 2 heißt es: *neque tamen ulli civitati Germanorum persuaderi potuit, ut Rhenum transiret, cum se bis expertos dicerent, Ariovisti bello et Tencterorum transitu. non esse amplius fortunam temptaturos.* J. Lange (Progr. 1896 S. 20 f.) hat richtig erkannt, daß die Worte *Ariovisti . . . transitu* eine erklärende uncaesarische Randbemerkung sind zu *bis* 1) wegen des ungeschickten Ausdrucks *transitu* statt *fuga* (oder *calamitate*) und 2) wegen der Übergehung der mindestens ebenso wichtigen) Usipeter. (Vgl. oben III 7, 1 die Nennung der Seduni statt der Veragri et Seduni.) Auch gewinne der Satz durch Ausmerzung dieses Einschubs an Übersichtlichkeit und Eleganz.

VI 40, 6 hat Lange (ib. S. 14) ebenfalls die Worte *ut se loco superiore defenderent* als störendes Einschiebsel, Erklärung zu *consilio*, erkannt. Sie stören in der Tat die Konzinnität, und was mit *eo, quod probaverant, consilio* gemeint war, konnte nicht im geringsten zweifelhaft sein. Übrigens würde Caesar auch nicht geschrieben haben *se loco superiore defendere*, sondern *se loci opportunitate defendere.*

Ähnlich, wie hier zu *consilio,* ist VII 48, 1 zu *nuntiis* eine Ergänzung an den Rand geschrieben worden und dann in den Text geraten. *Interim ii,* liest man dort, *qui ad alteram partem oppidi . . . munitionis causa convenerant, primo exaudito clamore, inde etiam crebris nuntiis incitati, oppidum a Romanis teneri, praemissis equitibus magno cursu eo contenderunt.* Pluygers streicht die gekennzeichneten Worte mit Recht. Denn erstens war die Stadt ja gar nicht genommen: die Römer kämpften vor den Mauern der Festung, nur ein paar Leute hatten die Mauern erstiegen; zweitens läßt Caesar von *nuntius* niemals einen acc. c. inf. abhängen, wie denn überhaupt von einem bloßen Substantiv im klassischen Latein sehr selten diese Konstruktion abhängt. Endlich wird durch das Einschiebsel die Darstellung etwas schwerfällig. Der Glossator zeigt auch hier, wie so oft, seine Neigung zum Übertreiben.

Eine ebensolche erklärende Bemerkung, allerdings zu einem ziemlich seltenen Worte, findet sich, wie Paul wahrscheinlich gemacht hat, VII 19, 2. Wir lesen dort: *hoc se colle . . Galli . . continebant generatimque distributi in civitates omnia vada . . . . obtinebant.* Das ungewöhnliche *generatim* sollte jedenfalls durch *in civitates* erklärt werden.

Digitized by Google

Eine auf Mißverständnis beruhende Erklärung dürfte V 11, 2 vorliegen. V 10, 2 heißt es: *equites a Q. Atrio ad Caesarem venerunt, qui nuntiarent ..... prope omnes naves afflictas ... esse.* Dem entsprechend wird dann berichtet: (Caesar) *ad naves revertitur; eadem fere, quae ex* n u n t i i s *cognoverat, coram perspicit.* Hinter *nuntiis* steht aber in *β* noch *litteris,* in *α litterisque. Litteris* sieht aus, wie eine Erklärung zu *nuntiis.* N u n t i u s bedeutet bekanntlich ebensowohl B o t e wie N a c h r i c h t. Dem Schreiber von *litteris* war wahrscheinlich die zweite Bedeutung geläufiger, und da wichtige Nachrichten von Caesar sehr oft *litteris* mitgeteilt werden, setzte er als Erläuterung zu *nuntiis* an den Rand oder über *nuntiis* sein *litteris.* Der Vater von *α,* der wußte, daß *nuntiis litteris* nicht möglich war, interpolierte dann noch *que.* Zu streichen ist das Einschiebsel auf jeden Fall, wie sich aus c. 10, 2 ergibt. Außerdem ist es ganz undenkbar, daß hier, wo schleunigste Benachrichtigung des Oberfeldherrn nötig war, Atrius sich hingesetzt und mehrere Stunden lang einen ausführlichen Bericht abgefaßt habe, während die Reiter in 1—2 Stunden bei Caesar sein und viel genauer berichten konnten.

Ähnlich dürfte es mit V 54, 1 stehn. *At Caesar,* heißt es dort in unseren Ausgaben, *principibus cuiusque civitatis ad se evocatis alios* (oder *alias*) *territando,* c u m s e s c i r e q u a e f i e r e n t d e n u n t i a r e t, *alios* (*alias*) *cohortando magnam partem Galliae in officio tenuit.* Das ist aber nur eine Konjektur des Aldus; die Handschriften haben etwas ganz anderes. In *α* heißt es: *cum se scire quae fierent alias cohortando denuntiaret*; in *β*: *cum sciret deficere, alias cohortando,* also, wie so oft gerade an den unechten Stellen, ein starkes Auseinandergehn der beiden Handschriftenklassen. Die Lesart von *β* ist unmöglich; die von *α* ebenfalls, doch ist in *α* jedenfalls das gemeint gewesen, was Aldus hergestellt hat. Doch ist denn das möglich? Die Worte *cum .... denuntiaret* sollten offenbar eine Erläuterung zu *territando* sein. Aber sie stören erstens die Konzinnität (*alios territando, alios cohortando* ist viel schöner), zweitens ist *denuntiaret* hier in uncaesarischer Weise gebraucht. *Denuntiare* bedeutet mit nachfolgendem Akkusativ oder acc. c. inf.: „gebieterisch oder drohend erklären“, mit ut „als Gebieter anordnen“. Das paßt natürlich hier nicht.

VII 65, 5 sind die überlieferten Worte *a tribunis militum reliquisque,* s e d e t *equitibus Romanis atque evocatis equos sumit,* wie man sofort sieht, unmöglich. Mommsen dürfte recht haben, wenn er, wie er mir 1894 schriftlich mitteilte, die Worte *sed et* als entstanden aus *scilicet* ansieht. Da nun eine solche durch *scilicet* eingeleitete Erklärung bei Caesar unmöglich ist und auf eine spätere Entstehungszeit hinweist, so fallen auch die folgenden Worte *equitibus Romanis atque evocatis* als Erklärung von *reliquis.* Auf denselben Gedanken ist auch der vorzügliche Kenner des Lateinischen, Professor M. Cl. Gertz in Kopenhagen, Madvigs

Digitized by Google

Nachfolger. gekommen: er schreibt in seiner 1896 erschienenen Ausgabe des Bell. Gall.: *reliquisque [scilicet equitibus Romanis atque evocatis] equos sumit.*

Auch VII 72, 1 ist ein ganzer Satz nichts weiter als eine Erklärung zu dem Worte *derectis*. Caesar schrieb: *fossam pedum XX derectis lateribus duxit.* Der erklärungslustige Leser bemerkte dazu: *ut eius solum tantundem pateret, quantum summa labra distabant.* In der Handschriftenklasse α ist zu *eius* noch zugesetzt *fossae*, statt *summa labra* heißt es dort *summae fossae labra*, und der Indikativ *distabant* ist in den Konjunktiv *distarent* verwandelt. Das Ursprüngliche enthält, wie nicht selten, β. Die Worte *ut . . . distabant* sind durchaus überflüssig: *derectis lateribus* kann ja gar nicht anders verstanden werden.

Ähnliche zur Erklärung beigeschriebene Bemerkungen finden sich noch I 26, 5; II 22, 1; IV 34, 1 und VII 40, 6. An der ersten von diesen Stellen wollte der Schreiber wohl nur, wie an der zuletzt besprochenen den Begriff des *derectus*, so hier den Begriff *continenter* erläutern: *circiter hominum milia CXXX superfuerunt eaque tota nocte continenter ierunt nullam partem noctis itinere intermisso.* Daß die gesperrt gedruckten Worte neben den vorhergehenden nicht bestehen können, sieht ein unbefangener Leser sofort. Nun hat man, auch zur Rechtfertigung unserer Stelle, öfter gesagt, Caesar gebrauche nicht selten, um den ausgesprochenen Gedanken anschaulicher zu machen, mehrere fast gleichbedeutende Wendungen. Das ist richtig, aber doch nur, wenn die Sache dadurch wirklich klarer und anschaulicher wird. Ist das hier der Fall? Nein; der Zusatz enthält gar nichts, was nicht schon in dem vorhergehenden enthalten wäre, und etwas durchaus Nichtssagendes, vollständig Überflüssiges schreibt eben Caesar nicht. Ein Verteidiger unserer Überlieferung schreibt: *tota nocte continenter ierunt; nullam partem noctis itinere intermisso in fines Lingonum die quarto pervenerunt* und erklärt dies so: die Helvetier hätten bei Tage immer geruht und nur Nachtmärsche gemacht. Das ist an sich schon ganz unwahrscheinlich; auch hätte Caesar dies sicherlich klar und bestimmt gesagt; und schließlich müßte es dann doch mindestens heißen: *nullam partem noctium itinere intermisso.*

An der zweiten Stelle (II 22, 1): *instructo exercitu, magis ut loci natura delectusque collis et necessitas temporis, quam ut rei militaris ratio atque ordo postulabat.* Mommsen (l. l. S. 202) erklärt die Worte *delectus collis* für eine Glosse zu *loci natura.* In der Tat ist das letztere nach der vorausgehenden Schilderung (c. 18) vollständig klar und ausreichend. Der schreiblustige Leser bemerkte dazu in seinem Exemplar nach c. 18, 1 (*quem locum nostri castris delegerant*): *delectus collis.* Der Abschreiber setzte dies in den Text und dazu die dann nötige Kopulativpartikel. Durch den Zusatz wird die Symmetrie des Satzes gestört.

Digitized by Google

Ein Erläuterungsversuch ist auch IV 34, 1 in den Text geraten. *Quibus rebus perturbatis nostris novitate pugnae tempore opportunissimo Caesar auxilium tulit.* Neben *quibus rebus* ist *novitate pugnae* unmöglich, wie längst erkannt ist. Wahrscheinlich liegt auch hier ein — freilich ganz ungenügender — Erklärungsversuch des viel umfassenderen *quibus rebus* vor.

Eine erläuternde Randbemerkung, ähnlich wie II 22, 1 in *delectus collis*, liegt auch, wie Paul (Ztschr. f. d. Gymn. 35, 277 f.) nachgewiesen hat, VII 40, 6 vor. Schon das in α fehlende *et* vor *deditionem significare* erweist diese Worte als Erklärung zu *manus tendere*.

Aber der Besitzer jenes Exemplars, auf das alle unsere Caesarhandschriften schließlich zurückgehn, hatte nicht nur das Bedürfnis zu zeigen, daß er seinen Caesar richtig verstehe, auch nicht bloß zu zeigen, daß er ein über Caesar hinausgehendes geographisches Wissen besitze, sondern auch zu beweisen, daß er Andeutungen militär-technischer und historischer Art wohl verstehe und über solche Dinge gut unterrichtet sei. Das auffallendste Beispiel dieser Art steht II 6, 2. 3. Diese beiden Paragraphen stammen, wie zuerst J. Lange ausgesprochen hat, nicht von Caesar. Er weist mit Recht (Jahrb. f. klass. Phil. 1896 S. 690) darauf hin, daß nach *tanta multitudo* der Plural (*tela*) *conicerent* „für Caesar einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist“. Er bemerkt ferner zutreffend (was wohl jeder aufmerksame Leser schon empfunden hat), daß man (nach dem Zusammenhang) erwarten muß: *Belgarum eadem atque Gallorum oppugnatio est haec* statt des überlieferten *Gallorum eadem atque Belgarum o. e. h.* Er weist weiter auf die auffallende. uncaesarische Nebeneinanderstellung von *moenia* und *murus* hin (*ubi circumiecta multitudine hominum totis moenibus undique in murum lapides iaci coepti sunt*), auf die Unhaltbarkeit des hdschr. überlieferten *portas succendunt* und bemerkt, daß durch Beseitigung dieses Einschiebsels die Verbindung der Sätze ein innigeres und festeres Gefüge erhalte. Das genügt schon zum Beweise, daß die beiden Paragraphen nicht von Caesar stammen. Aber es sprechen noch andere Gründe gegen die Echtheit. Zuerst die ungeschickte Stellung der Worte *totis moenibus* (bei Caesar erwartet man *multitudine hominum totis moenibus circumiecta*), ja der Zusatz dieser Worte überhaupt. Ferner muß auch hier das starke Auseinandergehn der beiden Handschriftenklassen stutzig machen. α bietet: *nam cum tanta multitudo lapides ac tela coicerent, in muro consistendi potestas erat nulli*; β: *namque tanta m. l. ac t. coiciebant, ut in muro c. pot. esset nulli.* Absichtliche Änderung liegt hier unzweifelhaft in einer der beiden Klassen vor, und selbstverständlich nimmt man an, daß β der abscheuliche Fälscher ist. Zufällig aber läßt sich hier einmal deutlich nachweisen, daß α absichtlich geändert hat. Der in β überlieferte Text gibt, abgesehen etwa von dem

Digitized by Google

portas succendunt, einen verständigen Sinn. Die Gallier und Belger, wird da berichtet, pflegten die Stadt, die sie stürmen wollten, mit einer großen Menschenmenge einzuschließen und die Mauern durch einen Steinhagel von Verteidigern zu säubern, dann ein Schilddach zu bilden, so vorzurücken und die Mauer zu untergraben. Das letztere (das Untergraben der Mauer) pflegte dann (*tum*, d. h. *ubi murus defensoribus nudatus erat*) keine Schwierigkeiten zu machen; denn es pflegte eine so große Menge Menschen Steine und Geschosse zu schleudern, daß kein Mensch auf der Mauer standhalten konnte. *Tum* sollte also bedeuten: sodann, darauf. Der Vater von α aber, der jene ganz verständige Bemerkung vorfand, faßte *tum* irrtümlicherweise als damals, in dem vorliegenden Falle, = bei der Belagerung von Bibrax, und suchte nun den folgenden Satz zu dem vorliegenden Fall in Beziehung zu setzen. Das ergibt aber Unsinn. *Tum* kann hier nicht bedeuten damals, jetzt, hier, 1) wegen des Imperfekts: unbedingt nötig wäre dann das Perfekt *factum est* gewesen; 2) wegen des Wortes *tanta*: *tanta multitudo* gibt nach β einen guten Sinn durch das folgende *ut . . . esset*; es gibt keinen Sinn bei der Lesart von α: es ist im Anfang des Kapitels nicht gesagt, daß der Angriff auf Bibrax mit einer sehr großen Menschenmenge erfolgte; wäre das gesagt worden, dann hätte durch *tanta* darauf zurückgewiesen werden können; 3) weil die folgende Erzählung beweist, daß in dem vorliegenden Fall nicht einmal der Versuch gemacht ist, die Mauer zu untergraben, geschweige denn, daß dies ohne Schwierigkeit gelungen wäre. Also die Lesart von α ist unmöglich, die von β wäre an sich wenigstens möglich. Aber gegen beide ist geltend zu machen, daß sie in störender Weise den Zusammenhang unterbrechen. Was Caesar geschrieben hat, ist tadellos: *Id* (oppidum) *ex itinere magno impetu Belgae oppugnare coeperunt, Aegre eo die sustentatum est. Cum finem oppugnandi nox fecisset, Iccius . . . . nuntios ad eum* (Caesarem) *mittit.* Nach der Schilderung der Belagerungsmethode aber wäre die Fortführung der Erzählung in der überlieferten Weise recht ungeschickt. Besser wäre es schon, wenn der letzte Satz des § 1 (*aegre eo die sustentatum est*) unmittelbar vor § 4 (vor den Worten *cum finem oppugnandi nox fecisset*) stände. Gemeint war ja natürlich auch die ganze Auseinandersetzung über die oppugnatio der Gallier als Erläuterung zu dem Worte *oppugnare* in § 1. Es ist also, wie das bei Glossen öfter geschehen ist (vgl. zu I. 5—7) die Randbemerkung an falscher Stelle in den Text geraten. Ob übrigens die ganze Darlegung sachlich richtig ist oder nur die Vorstellung wiedergibt, die sich der Schreiber gemacht hatte, erscheint mir sehr zweifelhaft.

Sein Wissen zeigen wollte der Glossator auch bei II 20, 1. Hinter *vexillum proponendum* ist die erklärende Bemerkung: *quod*

Digitized by Google

erat insigne, cum ad arma concurri oporteret schon längst als unecht erkannt worden. Sie ist 1) überflüssig: jeder römische Leser wußte, was vexillum proponere bedeutete; 2) die Symmetrie störend: wie schön und packend ist *vexillum proponendum, ab opere revocandi milites, qui paulo longius . . . processerant, arcessendi, acies instruenda, milites cohortandi, signum dandum.* und wie unerträglich der Zwischensatz des überall seine Bemerkungen machenden hochgelahrten Mannes: 3) sprachlich anstößig: statt des Konjunktivs *oporteret* hätte Caesar *oportebat* geschrieben und *signum* statt *insigne*. Auch die folgenden Worte *signum tuba dandum* rühren schwerlich von Caesar her. Was sollen sie hier neben dem an richtiger Stelle (am Schluß stehenden *signum dandum*? Das Zeichen zum Angriff wurde eben mit der tuba gegeben. Das wußte wohl jener glückliche Besitzer eines Caesar-Exemplars und schrieb deshalb zu den letzten Worten an den Rand: *signum tuba dandum*! Dies geriet dann an falscher Stelle in den Text.

Unserer Stelle sehr ähnlich ist VII 88, 1, wo die Worte *quo insigni in proeliis uti consuerat* schon von Justus Lipsius dem Caesar abgesprochen sind. Diese Worte, eine Bemerkung zu *eius* (Caesaris) *adventu ex colore vestitus cognito*, klingen, als ob das Tragen des paludamentum eine Besonderheit Caesars gewesen wäre, während doch, wie Lipsius richtig bemerkt, „(cum) id fuerit vulgatissimi moris". Jedes Kind wußte das in Rom. Paul weist noch darauf hin, daß diese Bemerkung sich an *vestitus* anschließe, statt an *colore*, wie man erwarten solle, und über den *color vestitus* nichts beizubringen wisse. Das Wort *insigne* weist auf dieselbe Hand hin, von der der Zusatz in II 20, 1 stammt.

Doch nicht bloß geographisches und militärtechnisches Wissen besaß der Herr, sondern auch geschichtliches. I 40, 5 sagt Caesar in seiner Rede an das Offizierkorps: *factum eius hostis periculum patrum nostrorum memoria*; dann heißt es in unseren Handschriften weiter: *cum Cimbris et Teutonis a C. Mario pulsis non minorem laudem exercitus quam ipse imperator meritus videbatur*. Daß der Indikativ auffällig ist, finden alle Erklärer. Ich meine, er ist nicht nur auffällig, sondern unmöglich. Caesar konnte wohl, wenn er die Rede eines anderen in oratio obliqua wiedergab, seinerseits Bemerkungen im Indikativ einfügen, nimmermehr aber in seine eigene Rede. Der Indikativsatz *cum non minorem laudem . . . . . videbatur* ist also sicher ein fremder Zusatz. Freilich sind die Worte *Cimbris et Teutonis a C. Mario pulsis* nicht wohl zu entbehren, da *eius hostis* und *patrum nostrorum memoria* nicht sofort und ohne weiteres für jeden Hörer (zum größten Teil Centurionen) verständlich war und da auch die Konzinnität wegen des folgenden *factum etiam nuper in Italia servili tumultu* eine genauere Bestimmung erforderte. Ich habe deshalb nach dem Vorgang von Ciacconius mit Umstellung des *cum* geschrieben: *factum eius hostis*

Digitized by Google

periculum patrum nostrorum memoria Cimbris et Teutonis a C. Mario pulsis [*cum non minorem laudem .... meritus videbatur*].

Der Glossator fügte aber auch bisweilen etwas hinzu, was nach seiner Ansicht Caesar übersehen hatte. So VII 55, 2 und 80, 3. An beiden Stellen hat J. Lange (Progr. Neumark 1896 S. 10) das Richtige gesehen. An der ersten Stelle schreibt Caesar: *huc* (nach Noviodunum) *Caesar omnes obsides Galliae, frumentum, pecuniam publicam contulerat*; *huc magnum numerum equorum .... miserat.* Jener aufmerksame Leser vermißte die Erwähnung des schweren Gepäcks und fügte deshalb hinter *pecuniam publicam* die Worte ein: *suorum atque exercitus impedimentorum magnam partem.* Aber Caesar hatte die impedimenta hier absichtlich nicht erwähnt und konnte sie nicht erwähnen, weil sie sich gar nicht in Noviodunum befanden, sondern in Agedincum. Vgl. VII 10, 4: *duabus Agedinci legionibus atque impedimentis totius exercitus relictis.* Daß sie sich auch während der in c. 55 erzählten Ereignisse noch dort befanden, ergibt sich aus 57, 1 (*supplemento ... relicto Agedinci, ut esset impedimentis praesidio*) und 62, 10 (*revertitur Agedincum, ubi impedimenta totius exercitus relicta erant*). Daß 55, 2 die Worte *suorum atque exercitus impedimentorum magnam partem* wirklich nicht von Caesar geschrieben sind, ergibt sich nach Langes schlagender Beweisführung auch daraus, daß in § 5—8 desselben Kapitels genau berichtet wird, was aus den obsides, dem frumentum, der pecunia und den equi geworden ist, während über das Schicksal der impedimenta kein Wort gesagt wird. Auch auf die Störung der Konzinnität durch das Einschiebsel macht Lange aufmerksam.

VII 80, 3 liegt die Sache ähnlich. Die Überlieferung lautet hier: *Galli inter equites raros sagittarios expeditosque levis armaturae interiecerant.* Lange nimmt Anstoß an der Wendung *expeditos levis armaturae*, da Caesar sonst für die betreffende Truppengattung das bloße *expediti* gebraucht oder *pedites levis armaturae.* Wichtiger aber ist der zweite Grund, den Lange anführt, daß nämlich § 7 wohl gesagt ist (equitibus) *in fugam coniectis sagittarii circumventi interfectique sunt*, aber von der leichten Infanterie nicht die Rede ist. Daß hier nur sagittarii erwähnt waren, wird dadurch noch wahrscheinlicher, daß auch VII 36, 4 Vercingetorix nur sagittarii zwischen den Reitern hat. Der Glossator vermißte jedenfalls das leichte Fußvolk, weil bei Caesar öfter neben der Reiterei (und den Bogenschützen) auch expediti oder levis armaturae milites erwähnt werden. Aber nur bei den Germanen und bei Caesars Reiterei finden sich diese, nicht bei den Galliern.

Interpolationen so schlimmer Art, in denen der Verfasser Caesars Text verbessern oder durch Zusätze verschönern wollte, finden sich noch an verschiedenen Stellen, wie I 38, 1. 39, 4. 47, 2.

Digitized by Google

An der ersten Stelle lesen wir: *cum* (Caesar) *tridui viam processisset, nuntiatum est ei Ariovistum cum suis omnibus copiis ad occupandum Vesontionem .... contendere triduique viam a suis finibus profecisse* (*α*: *processisse β*). *Id ne accideret, magnopere sibi praecavendum Caesar existimabat.* H. Kraffert (Progr. Aurich 1881 S. 13) sagt: „Es ist höchst auffallend, daß, nachdem von Caesar gesagt ist, er habe drei Tagereisen zurückgelegt, dasselbe mit den nämlichen Worten beinahe von Ariovist erzählt wird. Dazu kommt, daß *a suis finibus* nach dem Vorhergehenden ganz unverständlich, *proficere* in einer bei Caesar sonst nicht üblichen Weise gebraucht ist. Der ganze Satz *triduique* ... *profecisse* scheint mir alle Kennzeichen einer ungeschickten Interpolation an sich zu tragen". Es ist ganz gewiß eine Interpolation. Das zeigt schon der Anfang des nächsten Satzes. *Id ne accideret* soll sich natürlich auf (*ad*) *occupandum Vesontionem* (*contendere*) beziehen, könnte sich aber nach der handschr. Überlieferung nur auf *triduique viam* ... *profecisse* beziehen; und das ist wieder sachlich unmöglich. Nur einem ganz ungewandten Stilisten wäre eine solche ungeschickte Darstellung zuzutrauen. Hätte aber Caesar eine Bemerkung dieses Inhalts machen wollen, so hätte er ganz gewiß mindestens ein *ipsum quoque* zugefügt. Daß er ferner genau dieselben Worte (*tridui viam processisse*) wieder gebraucht haben würde, ist nicht zu glauben. Deshalb änderte *α processisse* in das scheinbar elegantere *profecisse*; aber das ist wieder sprachlich, bei Caesar wenigstens, nicht möglich. Endlich, kann man sich bei *a suis finibus* überhaupt etwas denken? Welches war denn Ariovists Gebiet? Nach I 31, 10 das Land der Sequaner. Vesontio war ja aber die Hauptstadt dieses Landes; da wird doch Ariovist hoffentlich nicht erst drei Tagemärsche außerhalb dieses Landes marschiert sein, um nach Vesontio zu kommen. Wenn aber auch mit *suis finibus* ein Teil des Elsaß gemeint wäre, wo wäre Ariovist nach dreitägigem Marsch gewesen? hätte Caesar trotz angestrengter Märsche dann Besançon noch vor ihm erreichen können? — Der Interpolator meinte wohl, Ariovist habe von Caesars Absicht Kunde erhalten und habe sich gleichzeitig mit ihm aufgemacht, habe also auch drei Tage unterwegs sein müssen. Mag ihn nun aber diese oder jene Erwägung zu seiner Bemerkung veranlaßt haben, jedenfalls ist diese ein recht trauriger Zusatz.

In dem nächsten Kapitel (39, 4) sind die Worte *vulgo totis castris testamenta obsignabantur* von Paul als späteres Einschiebsel erkannt. Man lese Pauls Begründung seiner Athetese in der Ztschr. f. d. Gmn. W. 35 S. 287—291. Hier genügt es, zu bemerken, daß dr Satz den Zusammenhang, wie jeder aufmerksame Leser sofort sehn wird, in störendster Weise unterbricht. Nach der Stelle, an der jene Worte in cap. 39 stehen, könnten sie nur auf die *nonnulli* (= pauci) gehen, die im Lager geblieben waren von

Digitized by Google

den vornehmen jungen Herren. Dazu paßt aber *vulgo totis castris* durchaus nicht. Caesar hätte, wenn der Gedanke von ihm herrührte, sicher gesagt: *atque etiam testamenta obsignabant.*

I 47, 2 sind die Worte *pridie eius diei* mit Recht von Hug und Mommsen beanstandet worden, da sie in Widerspruch stehen mit den Anfangsworten des Kapitels *biduo post.*

Im 2. Buch des B. G. ist c. 11, 4 und 5 nicht in Ordnung. In § 4 ist zunächst ein Widerspruch. Nach dem Anfang (*hi novissimos adorti et multa milia passuum prosecuti magnam multitudinem eorum fugientium conciderunt*) sollte man glauben, daß der Nachtrab des belgischen Heeres nur auf seine Rettung durch die Flucht bedacht gewesen sei und sich ohne Widerstand habe niedermetzeln lassen. Dem widersprechen aber die unmittelbar folgenden Worte: *cum ab extremo agmine, ad quos ventum erat, consisterent fortiterque impetum nostrorum militum sustinerent.* Pauls Vorschlag, *et* hinter *adorti* zu streichen und *ceterorum* statt *eorum* zu schreiben, befriedigt nicht. Caesar kann nicht sagen: sie griffen den Nachtrab an, verfolgten dann und töteten von den übrigen eine große Menge. *Adorti* verlangt durchaus auch eine Bemerkung über den Erfolg dieses Angriffs, also mindestens den Gedanken: und schlugen ihn endlich nach hartnäckigem Kampf in die Flucht. Außerdem bietet der überlieferte Text noch mehrere, zum Teil unlösbare, Schwierigkeiten. Wer sind die *hi* im Anfang von § 4? Doch wohl die equites legionesque. Sind *novissimi* und *extremum agmen* verschieden? Wer sind die *priores*? der Vortrab und der Hauptteil des ganzen Belgerheeres oder nur der vordere Teil der novissimi? Was bedeutet *cum* nach *conciderunt*? Nach den Worten *hi novissimos adorti .... conciderunt* müßte man dieses *cum* doch wohl konzessiv fassen. Das paßt aber wieder nicht zu dem folgenden *priores ... ponerent.* Endlich enthält der überlieferte Text auch noch unleidliche Wiederholungen: *ab extremo agmine ad quos ventum erat* nach *novissimos adorti* und *tantam eorum multitudinem interfecerunt* nach *magnam multitudinem eorum fugientium conciderunt.* Kurz, wohin wir blicken, überall Schwierigkeiten oder Unmöglichkeiten. Ich glaube, Mommsen hat das Rechte getroffen, wenn er vorschlägt, den ersten Satz: *hi novissimos .... conciderunt* zu streichen. Diese Worte halte ich zwar nicht für eine böswillige Fälschung, wohl aber für eine an den Rand geschriebene und dann in den Text geratene Inhaltsangabe von § 4—6. — Doch durch Streichung jenes Satzes ist der Text immer noch nicht vollständig geheilt. § 5 bildet einen Gegensatz zu § 4 *priores* zu *ab extremo agmine*; man sollte also ein adversatives *cum* erwarten, und dann müßte es am Schluß heißen: *omnes in fuga sibi praesidium ponebant,* wie ich in der 2. Auflage meiner Schulausgabe geschrieben habe. Freilich ist bei dieser Änderung wieder bedenklich der Konjunktiv nach *quod* (*viderentur* und *continerentur*), der sich wohl rechtfertigen läßt bei *cum ... ponerent,*

Digitized by Google

aber schwerlich bei *ponebant*. Mommsen behält *ponerent* bei und streicht das folgende Wort *ita*. Doch auch dadurch ist noch nicht alles in Ordnung gebracht. Die Worte *sine ullo periculo* passen nicht zu dem ersten Teil des Satzes: *cum . . . fortiter impetum nostrorum militum sustinerent*, sondern nur zu dem letzten Teil; man würde also außer *ita* auch noch *sine ullo periculo* streichen müssen. Aber wie ist *cum* zu fassen? adversativ oder kausal? Videant acutiores. Die Besprechung dieser Stelle durch J. Lange (Progr. Neustadt W. Pr. 1898 S. 9—12) ist sehr interessant; leider steht das, was Lange in dem überlieferten Text findet, nicht da, sondern ist hineingedeutet.

V 6, 4 habe ich an den Worten *metu territare* von jeher Anstoß genommen. Hätte Caesar diese Worte geschrieben, hätte er sie sicherlich, wie H. J. Müller (Wochenschr. f. kl. Phil. 1894 S. 566) richtig empfand, hinter *principes Galliae sollicitare* gestellt. Da, wo sie jetzt stehn, sind sie entschieden störend. Streicht man sie, so verläuft alles glatt: (Dumnorix) *principes Galliae sollicitare, sevocare singulos hortarique coepit, ut in continenti remanerent*: [*metu territare*:] *non sine causa fieri, ut Gallia omni nobilitate spoliaretur*; *id esse consilium Caesaris, ut, quos in conspectu Galliae interficere vereretur, hos omnes in Britanniam traductos necaret*. Die fraglichen Worte machen durchaus den Eindruck, als wären sie beigefügt, um noch Stärkeres zu sagen, oder — und das halte ich für das Wahrscheinlichere — als wären sie eine an den Rand geschriebene Inhaltsangabe zu den Worten: *non sine causa . . . necaret*, die dann in den Text geraten ist. Und nun fehlen diese Worte in *β*. Wir haben demnach wieder in *α* einen unechten Zusatz, in *β* den ursprünglichen Text.

Auch in V 31, 5 (*omnia excogitantur, quare nec sine periculo maneatur et languore militum et vigiliis periculum augeatur*) kann ich beim besten Willen trotz hundertmaligen Lesens und Nachdenkens nichts anderes als eine übertreibende Interpolation oder wieder eine Art kritisierender, ungeschickt ausgedrückter Inhaltsangabe eines Lesers finden. Die Worte könnten nach meinem Sprachgefühl b e i C a e s a r nichts anderes besagen als: alle erdenkbaren G r ü n d e werden hervorgesucht, u m z u b e w e i s e n, d a ß man nicht ohne Gefahr bleiben könne, und daß anderseits durch das Verzichten auf den Schlaf und durch die Ermattung der Soldaten die Gefahr vermehrt werde. Daß jene Worte aber in dem Zusammenhang, in dem sie vorkommen, einen ganz anderen Sinn haben sollen, ist klar. Sie sollen bedeuten, wie Mommsen es ausdrückt: „es geschieht alles, um den Abmarsch so gefährlich wie möglich zu machen und die Soldaten vor demselben zu ermüden". Das können aber die überlieferten Worte nimmermehr bedeuten, auch dann nicht, wenn wir mit Mommsen *maneatur* in *eatur* ändern. Im einzelnen hat Paul (Ztschr. f. d. G. W. 35 S. 281—83) das Nötige ausgeführt, auch auf die sprachlichen Be-

Digitized by Google

denken, wie das nur an dieser Stelle des B. Gall. vorkommende *excogitare* und das sonst nirgends von Caesar gebrauchte *languor* hingewiesen. Ich glaube auch mit Paul (und Fleischer), daß die Randbemerkung ursprünglich lautete: *omnia excogitantur, quare non sine periculo maneatur; languore militum et vigiliis periculum augetur.*

V, 16, 3 ist von A. Tittler mit Recht getilgt worden. Welche Gründe ihn bestimmt haben, kann ich jetzt nicht feststellen; aber die Worte stören auf jeden Fall in empfindlicher Weise den Gedankengang. Es handelt sich, wie bei fast allen Kämpfen mit den Britanniern, um einen Kampf mit den britischen Streitwagen. In V 16 werden nun die Schwierigkeiten geschildert, welche sich den Römern bei einem derartigen Kampf entgegenstellten, und zwar in § 1 die Schwierigkeiten, welche das römische Fußvolk hatte, in § 2 die Gefahren, welchen sich die Reiterei aussetzte. Dabei wird berichtet, daß die Feinde gewöhnlich absichtlich zurückwichen und sich dann plötzlich wieder zur Wehr setzten. Nun kommen die wunderlichen Worte: *equestris autem proelii ratio et cedentibus et insequentibus par atque idem periculum inferebat.* Vom equestre proelium ist ja aber soeben die Rede gewesen; was will also der Satz? Nun meint ein Erklärer, Caesar spreche hier von einem Kampf der Reiter mit Reitern. Das würde er aber, da er bisher von den essedarii gesprochen hat, klar und bestimmt gesagt und nicht durch das ganz unklare *equestris proelii ratio* ausgedrückt haben. Außerdem kommt Reiterei bei den Britanniern nur in Verbindung mit den essedarii vor, niemals selbständig. Ferner, wer sind denn die *cedentes* und die *insequentes*? Die Römer, sagt man. Pflegten diese absichtlich zurückzuweichen? Auch hätte Caesar *nostris* zugesetzt. Zudem ist *par atque idem* uncaesarisch: Caesar verstärkt idem überhaupt nicht, nicht einmal durch unus. Und worin bestand das par atque idem periculum? Doch wohl in dem, was unmittelbar vorher gesagt ist, in dem desilire und pedibus contendere. Und war es etwas anderes, so mußte es gesagt werden. Kurz und gut, alles spricht gegen Caesar als Urheber dieser Worte. Nach meiner Überzeugung sind die fraglichen Worte nichts weiter als eine Inhaltsangabe von § 2, oder besser die Notiz einer Tatsache, die dem Verfasser merkwürdig oder merkenswert erschien und die er nun in seiner Sprache ausdrückte. *Cedentibus et insequentibus* meinte er nicht als Dative, sondern als abl. abs., auf die Britannier bezogen.

Ähnlich steht es mit VI 14, 1: *militiae vacationem omniumque rerum habent immunitatem.* Die Worte besagen fast dasselbe, wie die vorhergehenden; sie enthalten eine Inhaltsangabe oder eine Notiz über eine dem Schreiber merkenswerte Tatsache, nur verallgemeinern und übertreiben sie in der dem Glossator und Interpolator eigentümlichen Weise. Daß auch *vacatio* und *immunitas* bei Caesar sonst nicht vorkommen, hebt Paul hervor, der die Worte mit Recht unserem Caesar abspricht.

Digitized by Google

VI 42, 1 *quod cohortes ex statione et praesidio essent emissae questus.* Die Worte *statione et* habe ich schon in meiner kritischen Ausgabe als unecht bezeichnet (infolge eines Schreibfehlers ist leider *ex statione* gedruckt worden statt *statione et*). Was soll *ex statione*? *Statio* ist entweder der Ort, an dem die Soldaten auf Posten stehn (vor den Toren) oder = custodia, custodiendi munus oder endlich = milites custodiendi causa positi. In Frage könnte hier nur die erste Bedeutung kommen; aber *ex statione* war kein Soldat entlassen, wie c. 37, 3 (*primum impetum cohors in statione sustinet*) und 38, 3 (*consequuntur hunc centuriones eius cohortis, quae in statione erat*) zeigen. Nun behaupten manche Erklärer, *statio* bezeichne den Posten, der jemand anvertraut ist. Aber wo kommt das Wort in klassischer Prosa in dieser übertragenen Bedeutung vor? Ich glaube, die beiden Worte sind zugesetzt, um Caesars Darstellung zu steigern oder zu verschönern.

Über VII 27, 2 habe ich schon JB. 11 S. 202 und 20 S. 326—28 das Nötige gesagt. Der Interpolator wollte Caesars Bericht vervollständigen und schrieb zunächst an den Rand oder zwischen die Zeilen *in occulto,* weil er von dem Gedanken ausging, die Vorbereitungen zu einem plötzlichen Überfall hätten im Geheimen getroffen werden müssen. Ein anderer wollte dieses *in occulto* erklären und bemerkte dazu *intra vineas,* ohne sich zu fragen, ob das überhaupt möglich wäre.

VII 33, 2 dürfte ebenfalls ein solcher Vervollständigungsversuch eines Unbefugten vorliegen. Mommsen schrieb mir darüber: „*de* [*iure aut de*] *legibus eorum.* Die schwankende Stellung deutet auf Glosse, und solche Tautologie ist nicht caesarisch. c. 37, 5 ist nicht gleichartig". „Die schwankende Stellung" bezieht sich darauf, daß in *β* geschrieben ist *de legibus aut iure eorum.* Die Verbindung *ius* (*iura*) *et leges* kommt allerdings öfter vor bei Caesar und ist gerechtfertigt, *ius aut leges* nirgends. Auch ist die Unterscheidung zwischen *ius* und *leges* hier jedenfalls nicht berechtigt, und außerdem spricht Caesar in dem betreffenden Abschnitt (c. 32. 33) nur von *leges* (32, 3 und 33, 2 und 3), nicht von *ius.*

VII 82, 1 sind die Worte *ab munitione* unzweifelhaft ein Glossem. In *α* lautet der Satz: *dum longius ad munitionem aberant Galli,* in *β*: *dum longius aberant Galli ab munitione.* Schon die verschiedene Stellung der Worte *ab munitione* deutet auf ein Glossem; auffallend ist der Singular *munitione*; endlich hat kein gebildeter Römer, wie ich anderwärts nachgewiesen habe, die Form *ab* vor *m* gebraucht. Daß die beiden Wörter völlig überflüssig sind, sieht man sofort.

Ein unmöglicher Zusatz liegt m. E. vor V 19, 2 in den Worten *omnibus viis semitisque.* Konnten Streitwagen auf Fußpfaden in den Wäldern fahren? Und *omnibus viis semitisque essedarios ex silvis emittebat*?! Der Interpolator liebt, wie wir schon öfter zu

Digitized by Google

beobachten Gelegenheit hatten, das Steigern und Übertreiben.

Eine solche Übertreibung liegt, wie wunderbarerweise erst Mommsen (JB. d. Phil. V. 1894 S. 208 f.) erkannt hat, VII 15, 1 vor. „Es handelt sich", heißt es dort, „nur um Verwüstung *hoc spatio, quo pabulandi causa adire posse videantur* (*Romani*), und es ist abenteuerlich, dies gleichzeitig auf ganz Gallien zu erstrecken. Auch was folgt *in omnibus partibus incendia conspiciuntur* führt nur auf das Gebiet der Biturigen." Da es c. 15, 1 heißt: *uno die amplius XX urbes Biturigum incenduntur*, handelt es sich wohl mehr um die Worte (14, 9): *oppida incendi oportere, quae non . . . ab omni sint periculo tuta.* Aber abenteuerlich ist auf jeden Fall die Behauptung, in ganz Gallien seien sofort alle Städte, die nicht starke Festungen waren, niedergebrannt worden. Auch die Sprache verrät den gedankenlos übertreibenden Interpolator. Denn die Worte *hoc idem fit* besagen streng genommen: auch in allen übrigen Staaten werden 20 Städte niedergebrannt. Außerdem schwankt auch hier die Überlieferung in den beiden Handschriftenklassen: in α fehlt *fit.*

Eine Erweiterung und Steigerung liegt auch vor III 17, 2; II 19, 7; I 16, 6.

III 17, 2 lesen wir: *ex quibus* (civitatibus) *exercitum magnasque copias coegerat.* Mommsen (l. l.) klammert *magnasque copias* als unecht ein. Ich meine, mit Recht: neben exercitum ist es unerträglich. Es ist aus der Sucht zu steigern, zu übertreiben, hervorgegangen. Gertz hatte dieselbe Empfindung wie Mommsen, suchte aber auf andere Weise zu helfen. In seiner Ausgabe (1896) schreibt er: *exercitum magnasque* ⟨*equitum*⟩ *copias coegerat.* Der Ausfall von *equitum* wäre an sich wohl denkbar; aber ich glaube, die Konjektur ist doch zu verwerfen, da die ganze folgende Erzählung es wahrscheinlich macht, daß Viridovix gar keine Reiterei hatte.

Ein steigernder, übertreibender Zusatz findet sich auch II 19, 7, wie Paul (Z. f. d. GW. 35, 278 ff.) nachgewiesen hat. Die Worte *et iam in manibus nostris* sind sachlich ebenso wie sprachlich unmöglich.

Auch die letzten Worte des 16. Kapitels des ersten Buchs scheinen mir aus der Sucht, das von Caesar einfach und sachgemäß Berichtete zu steigern, hervorgegangen zu sein. Die Erzählung verläuft einfach und natürlich bis zu den Worten *bellum susceperit.* Caesar macht den principes der Häduer schwere Vorwürfe, *graviter eos accusat, quod, cum neque emi neque ex agris sumi possit* (*frumentum*), *tam necessario tempore, tam propinquis hostibus ab iis non sublevetur, praesertim cum magna ex parte eorum precibus adductus bellum susceperit; multo etiam gravius, quod sit destitutus, queritur.* Für ein natürliches Sprachgefühl, meine ich, ist *sit destitutus* dasselbe, wie das vorhergehende *non sublevetur.* Ist das

Digitized by Google

aber der Fall, dann versteht man *multo etiam gravius* nicht. Um dies zu erklären, hat man zweierlei versucht: ein Teil der Erklärer setzt hinter *sublevetur* eine stärkere Interpunktion und zieht den Kausalsatz *praesertim cum . . . . susceperit* zum Folgenden. Aber Sätze mit *praesertim cum* begründen bei Caesar stets (und, soweit ich mich erinnere, auch sonst immer) den vorhergehenden, nie den nachfolgenden Gedanken. Andere Erklärer, die dies wußten oder fühlten, erklären, Caesar werfe den Häduern nicht bloß Undankbarkeit, sondern auch Täuschung vor. Ja wo steht denn davon auch nur ein Wort bei Caesar? Soll die Undankbarkeit in den Worten liegen *praesertim cum . . . eorum precibus adductus bellum susceperit*? Dann mußte irgendwie das folgende *destitutus* begründet und gesagt werden, worin die Täuschung, der Betrug bestand, etwa durch den Gedanken: da sie sich feierlich zur Lieferung von Proviant verpflichtet hätten. Und soll andererseits in den Worten *eorum precibus adductus* die Täuschung angedeutet sein, so würde wieder 1) der begründende Satz mit *praesertim cum* vorausgehn, 2) der Begriff der Undankbarkeit nirgends zu entdecken sein. Ich meine also, jener letzte Satz ist nicht zu rechtfertigen und rührt nicht von Caesar her.

V 43, 4 sind die Worte *demigrandi causa* entweder verdorben oder ein läppischer Erklärungsversuch. Die Nervier haben die Hütten des Lagers in Brand geschossen; die Soldaten haben von der Hitze und dem Hagel von feindlichen Geschossen entsetzlich zu leiden, merken, daß all ihr Hab' und Gut ihnen verbrennt. *At*, heißt es da, *tanta militum virtus . . . . fuit, ut, cum . . torrerentur . . . . premerentur . . . . conflagrare intellegerent, non modo demigrandi causa de vallo decederet nemo, sed paene ne respiceret quidem quisquam.* Daß *demigrandi causa* hier unmöglich ist, bedarf keines Beweises. Ein brauchbarer Verbesserungsvorschlag ist noch nicht gemacht; ich habe daher die Worte als fremden Zusatz eingeklammert. Der betreffende Schreiber wollte wohl sagen: um seinen Posten zu verlassen; aber sein Latein reichte nicht aus, um dies verständig und verständlich auszudrücken.

Auch V 11, 1 halte ich die Worte *atque in itinere resistere* (so α; β: *atque itinere desistere*) für unmöglich. Bedenklich ist von vornherein das Auseinandergehen der beiden Handschriftenklassen. Die Lesart von α kann zweierlei bedeuten, entweder: auf der Stelle, wo sie wären, Halt machen, oder: unterwegs einem etwaigen feindlichen Angriff Widerstand leisten. Die erste Bedeutung, welche die meisten Erklärer jetzt annehmen, ist unmöglich. Denn erstens würde dies Caesar nicht so ausdrücken, sondern etwa *eo loco, quo essent, consistere.* Zweitens würde es auch im Widerspruch stehen mit den unmittelbar vorhergehenden Worten: *Caesar legiones equitatumque revocari* (*iubet*); denn wenn sie zurückgerufen werden, sollen sie eben umkehren und

Digitized by Google

nicht unterwegs stehen bleiben. Drittens setzt die folgende Erzählung voraus, daß die Soldaten nicht unterwegs geblieben, sondern sofort ins Lager zurückgekehrt sind. Viertens wäre es Wahnsinn gewesen, mit 10 Kohorten (c, 9, 1) sich 10 Tage lang (c. 11, 6) zu plagen und die übrigen Truppen (4 Legionen) in einer Entfernung von 4 (?) Stunden (c. 9, 2 und 10, 2) ruhig stehen zu lassen; auch ließ sich mit der kleinen Anzahl (10 Kohorten) die Arbeit schwerlich ausführen.

Hätten die Worte *in itinere resistere* die zweite Bedeutung haben sollen „nötigenfalls Widerstand leisten", so hätte Caesar sicherlich einen Bedingungssatz, wie *si ab hostibus impetus fieret*, hinzugefügt. Auch war ein feindlicher Angriff wirklich nicht zu befürchten, da die Feinde auf der Flucht und noch ziemlich weit entfernt waren (10, 2 *cum iam extremi essent in prospectu*).

Die Lesart von β enthält zwar keinen derartigen Widerspruch, auch nichts Widersinniges und keine sprachliche Unmöglichkeit, aber etwas ganz Überflüssiges und nach dem stärkeren und mehr sagenden *revocari* Störendes, mindestens ein ungerechtfertigtes *ὕστερον πρότερον*. Die Worte *atque (in) itinere resistere (desistere)* sind demnach zu streichen.

Welchen Gedanken oder welcher Gedankenlosigkeit die Worte *ita uti supra se* I 24, 2 ihre Entstehung verdanken, ist schwer zu sagen. Vielleicht sollten sie dem *aciem instruxit* gelten, und der Glossator, der sehr gern auf Früheres verweist, wollte an c. 22, 3 *aciem instruit* erinnern und schrieb *ita uti supra; sed.* Getilgt werden die Worte jetzt wohl in allen Ausgaben. Auch der Anfang von § 3 (*ac totum montem hominibus compleri et interea*) ist nicht zu halten; diese Worte verraten den die Übertreibung liebenden Interpolator.

Auch wie *a Boia* VII 14, 5 entstanden ist, ist schwer zu sagen. Madvigs Vorschlag *ab via*, der vielfach Anklang gefunden hat, ist zu verwerfen, da kein geborener Römer die Form *ab* vor *v* gebraucht hat. Ich habe die Worte gestrichen; doch vielleicht liegt eine größere Verderbnis vor.

Ob I 29, 2 die Worte *quarum omnium rerum* zu streichen oder zu ändern sind, ist fraglich. Richtig sind sie schwerlich

Ebenso können die Worte in VI 34, 3 *quae tamen ex parte res ad salutem exercitus pertinebat* nach meiner Meinung nicht von Caesar herrühren. Worauf geht *quae res*? Nach dem Zusammenhang muß es sich doch wohl auf die Tatsache beziehn, daß große Sorgfalt und Vorsicht nötig war, um nicht einzelne Soldaten in Gefahr kommen zu lassen. Was bedeutet *ex parte* und wozu gehört es? Nicht zu *pertinebat*? Soll der Sinn nicht sein: Dieser Umstand trug teilweise (oder zum großen Teil?) zur Rettung des (ganzen) Heeres bei. Wie ist das aber möglich? Wie kann die Sorgfalt, die auf die Sicherung einzelner Soldaten verwandt werden mußte, zur Rettung des (ganzen) Heeres beitragen,

Digitized by Google

das, wie soeben bemerkt ist, in keiner Weise gefährdet war? J. Lange (Progr. Neustadt W.-Pr. 1898 S. 13) verbindet *quae ex parte res* „das was irgend einen einzelnen Teil anging"; aber diese Verbindung ist bei Caesar undenkbar; auch würde Caesar sich nie so ungeschickt und unklar ausgedrückt haben. Ja ich glaube, *quae ex parte res* ist gerade so schlechtes Latein, wie es schlechtes Deutsch ist zu sagen: eine teilweise Verbindung oder glasweiser Weinausschank, wenn man das letztere auch in Weinhandlungen angeschrieben findet. Und *quae ex parte res* „dieser teilweise Umstand" ist m. E. auch dem Gedanken nach unmöglich. Außerdem erklärt Lange *singuli milites* immer als „einzelne Abteilungen"; aber das heißt es nicht. Endlich ist der folgende Satz: *nam praedae cupiditas multos longius sevocabat* auf jeden Fall eine Begründung der Worte *in singulis militibus conservandis*, und jener unsinnige Satz (*quae tamen ... pertinebat*) drängt sich in störendster Weise dazwischen. Stellen, in denen ein Begründungssatz nicht auf das Zunächststehende geht oder zu gehen scheint, sind entweder verdorben oder ganz anderer Art.

Noch sind eine Anzahl Stellen zu betrachten, in denen eine Bemerkung in den Text geraten ist, die eine falsche Begründung oder falsche Folgerung enthält.

V 34, 3. 4 lesen wir: *Ambiorix pronuntiari iubet, ut procul tela coniciant neu propius accedant et, quam in partem Romani impetum fecerint, cedant: levitate armorum et cotidiana exercitatione nihil his noceri posse, rursus se ad signa recipientes insequantur.* Die Worte *levitate armorum ..... noceri posse* hat Paul (Ztschr. f. d. GW. 35, 283 f.) als einen ungeschickten, uncaesarischen Begründungsversuch nachgewiesen. Der Befehl des Ambiorix war nach Lage der Dinge selbstverständlich und bedurfte keiner Begründung; diese bezieht sich zudem nur auf den ersten Teil des Befehls, während sie mindestens ebenso nötig für den zweiten (*rursus .... insequantur*) gewesen wäre; im heißen Gefecht konnte der Befehl gar nicht so wortreich ausfallen; die Begründung selbst ist töricht und störend. Ich möchte noch hinzufügen, daß das Einschiebsel auch sprachlich auffallend ist nicht bloß wegen des im klassischen Latein nie so gebrauchten *levitas*, sondern auch wegen des Ablativs *levitate*, für den nach Caesars Sprachgebrauch *propter levitatem* zu erwarten wäre. Endlich, worin bestand denn die *cotidiana exercitatio* der Eburonen? Nach der Stellung des törichten Satzes sollte man meinen, im Zurückweichen; das hatten sie aber bisher nicht gezeigt.

Eine ganz gedankenlose Bemerkung, die wohl auch ein verunglückter Erklärungsversuch ist, findet sich V 44, 10. Man braucht wirklich nur die §§ 6—10 zu lesen, um sofort zu erkennen, daß ein Zusatz wie *illum veruto transfixum arbitrantur* (für den α das sinnlose *illum vero obscurantur occisum* bietet) unmöglich ist.

Digitized by Google

Der phantasievolle Leser wollte eine Erklärung geben für die ihm auffällig erscheinende Tatsache, daß die ganze feindliche Abteilung sich sofort gegen Varenus wandte. Den Pullo, der aufrecht stand und sich bemühte, seinen Wurfspeer wieder frei zu bekommen, für tot zu halten, lag nicht der geringste Grund vor.

Auch VII 11, 3 haben wir einen mißglückten Motivierungsversuch. Die Worte lauten: *arma conferri, iumenta produci, sescentos obsides dari iubet. Ea qui conficeret, C. Trebonium legatum relinquit; ipse ut quam primum iter faceret* (α; *conficeret* β), *Cenabum Carnutum proficiscitur.* Gehören die Worte *ipse ut quam primum iter faceret* zu dem folgenden *Cenabum C. proficiscitur,* wie die meisten Herausgeber annehmen, oder zu dem Vorhergehenden *ea qui conf., C. Treb. leg. relinquit,* wie J. Vahlen will? Das erstere ist lächerlich, zu sagen, der Grund seines Marsches nach Cenabum sei die Absicht gewesen, ut quam primum iter faceret (oder conficeret). Bei der von Vahlen vorgeschlagenen Interpunktion (*ea qui conficeret, C. Trebonium legatum relinquit, ipse ut quam primum iter faceret*) kommt zwar ein vernünftiger Sinn heraus, aber der folgende Satz (*Cenabum Carnutum proficiscitur*) konnte unmöglich so ohne irgend welche Verbindung mit dem Vorhergehenden bleiben; auch ist die Stellung von *ipse* bei Vahlens Vorschlag sehr auffallend. Nach E. Hoffmanns Vorschlag habe ich die störenden Worte getilgt. Gemeint waren sie wohl so, wie Vahlen sie auffaßte.

In demselben Kapitel § 4 habe ich die Worte *tuendi causa* mit Mommsen (JB. 20, 208) gestrichen, der kurz bemerkt: „Die Mannschaft wird in Cenabum gesammelt, nicht um dies, sondern um Vellaunodunum zu verteidigen.“ Wäre *Cenabi tuendi causa* richtig, so wäre *quod eo mitterent,* weil selbstverständlich, von Caesar nicht hinzugefügt worden. Außerdem ergibt sich aus den vorhergehenden Worten, daß die Carnuten noch gar nichts von der ihrer Stadt drohenden Gefahr ahnen: *qui tum primum allato nuntio de oppugnatione Vellaunoduni, cum longius eam rem ductum iri existimarent, praesidium Cenabi* [*tuendi causa*], *quod eo mitterent, comparabant.* Der gelehrte Mann, der die Worte zusetzte, wollte wieder seine Weisheit anbringen, die sich aber wieder als große Torheit herausstellt.

Auch falsche Folgerungen, die er gezogen, hat jener Mann in seinem Exemplar an den Rand geschrieben und ist dadurch die Veranlassung geworden, daß eine Anzahl fremder Zutaten in unsern Text eingedrungen sind. So VII 61, 4 die Worte *atque omnes perturbatos defectione Haeduorum fugam parare,* wie v. Göler richtig erkannt hat. Die Gallier konnten in der Tat nicht glauben, die Römer wollten die Flucht ergreifen, wenn sie hörten, daß diese an mehreren Punkten über die Seine gingen, um ihnen die Schlacht anzubieten. Das bildete sich nur jener schlaue Leser ein, der aus dem in c. 59 Erzählten jene Folgerung zog und an den Rand schrieb.

Digitized by Google

Einer ähnlichen falschen Annahme verdanken VI 32, 2 die Worte *quaestione captivorum* ihr Dasein, wie zuerst H. J. Müller gesehen hat. Die Segni und Condrusi haben sofort, als Caesar sich näherte, Gesandte geschickt mit der Bitte um Frieden. Es hat gar kein Kampf stattgefunden, es konnten also auch keine Kriegsgefangenen gemacht werden. Auch der auffallende Gebrauch von *quaestio* und die ungewöhnliche Stellung (statt *re quaestione captivorum explorata*) sprechen, wie J. Lange (Jahrb. f. class. Phil. 1895 S. 816) bemerkt, gegen Caesars Autorschaft. Der Schreiber dieser Worte erinnerte sich, daß Caesar oft etwas erkundet durch Befragung der Gefangenen, und so meinte er auch hier, er müsse auf diesem Wege sich Gewißheit verschafft haben.

Eine falsche Annahme liegt auch VII 70, 2 vor in den Worten *ne qua subito irruptio ab hostium peditatu fiat*, deren Unechtheit Paul (Ztschr. f. d. GW. 35, 270 f.) nachgewiesen hat. Nicht um einen Angriff des feindlichen Fußvolkes zu verhindern, sondern um seiner eigenen Reiterei Mut zu machen, hatte Caesar, wie seine Darstellung deutlich zeigt, seine Legionen vor dem Lager in Schlachtordnung aufgestellt. Auch auf das uncaesarische und überhaupt seltene und hier unpassende *irruptio* hat Paul schon aufmerksam gemacht.

Mehrfach findet sich eine überflüssige und störende Zurückweisung auf früher Gesagtes. Wo es nötig ist, erinnert Caesar an Dinge, die er schon erwähnt hat. Aber I 42, 5 hat er es sicher nicht getan, sondern die Worte *cui quam maxime confidebat* rühren, wie Paul (Z. f. d. GW. 35, 262 f.) nachweist, von fremder Hand her. Denn von dem Vertrauen, das er auf die 10. Legion setzte, hat er an passender Stelle (I 40, 15) in einer Weise gesprochen, daß für keinen Leser die fast wörtliche Wiederholung nötig, ja nur erträglich sein konnte. Auch sind jene Worte c. 42, 5 außerordentlich ungeschickt, weil unmittelbar daneben (*ut praesidium quam amicissimum . . . . . haberet*) dasselbe gesagt wird. Endlich ist *quam* (*maxime*) unmöglich.

Auch I 49, 3 liegt eine gedanken- und geschmacklose Wiederholung vor, und die Worte *hic locus ab hoste circiter passus DC, uti dictum est, aberat* sind mit J. Lange (Progr. Neumark 1896 S. 21) zu streichen. Daß Caesar, nachdem er § 1 gesagt hat *circiter passus DC ab his*, drei Zeilen weiter genau dasselbe gesagt haben soll, ist nicht zu glauben, zumal durch diese Wiederholung das Wort *locus* zum fünften mal in sechs Zeilen in den Text kommen würde.

Daß eine nicht von Caesar herrührende Wiederholung in unseren Handschriften (und Ausgaben) auch I 3, 3 vorliegt, wird jetzt von den meisten zugegeben. Der überlieferte Text lautet: *constituerunt — sementes quam maximas facere . . . . . ., cum proximis civitatibus pacem et amicitiam confirmare. Ad eas res conficiendas biennium sibi satis esse duxerunt; in tertium annum*

Digitized by Google

profectionem lege confirmant. Ad eas res conficiendas Orgetorix deligitur. Is sibi legationem ad civitates suscepit. Daß eine derartige Wiederholung nicht „einfach und schmucklos", sondern ungeschickt und geschmacklos ist, wird jeder vorurteilsfreie Leser ohne weiteres zugeben. Schon Gruter hat deshalb das zweite *ad eas res conficiendas* gestrichen (und andere Änderungen vorgeschlagen), und ihm sind viele Herausgeber gefolgt. Mommsen, der natürlich auch die Unmöglichkeit der Wiederholung jener Worte zugibt, will den ersten Satz (*ad eas res conf. biennium sibi satis esse duxerunt*) als entbehrlich streichen. Daß diese Worte aus den folgenden *in tertium annum profectionem lege confirmant* erschlossen und zugefügt sein können, ist zuzugeben. Aber gegen seinen Vorschlag erheben sich doch mehrere Bedenken, die zum Teil schon von H. Schiller (Progr. Fürth 1899 S. 39) geltend gemacht sind. *Confirmare* und *confirmant* folgen dann unmittelbar aufeinander; erwarten sollte man ferner *profectionem in tertium annum lege confirmant* statt der jetzigen Wortstellung; endlich werden dann die Worte, die sich jetzt (§ 2) ganz natürlich an die in § 1 mitgeteilten Beschlüsse anschließen, in unnatürlicher und uncaesarischer Weise davon getrennt. Ich habe deshalb den Text der ersten Auflage in der zweiten beibehalten, ohne mir zu verhehlen, daß damit durchaus nicht eine sichere Herstellung des ursprünglichen Wortlautes erreicht ist.

Wie an der soeben besprochenen Stelle Mommsen annahm, daß aus den Worten *in tertium annum* der Satz *ad eas res conficiendas biennium sibi satis esse duxerunt* erschlossen und von fremder Hand zugefügt sei, so sind auch I 26, 5 die Worte *triduum morati* aus den Worten *die quarto* entnommen. Jedenfalls können die Worte *triduum morati* hinter *die quarto* und vor *triduo intermisso* nicht bestehen.

Ähnlich steht es mit VII 44, 1. Hier sind die Worte *qui ab hostibus tenebatur,* wie R. Sydow (Progr. Berlin, Franz. Gymn. 1898 S. 18 f.) nachgewiesen hat, inhaltlich gleich dem unmittelbar darauf folgenden Relativsatz *qui superioribus diebus vix prae multitudine cerni potuerat,* und *qui ab hostibus tenebatur* steht im Widerspruch mit *nudatum hominibus.*

Ungerechtfertigte Wiederholungen und Verweisungen liegen auch vor I 47, 3; II 1, 1; III 1, 6.

Daß I 47 entweder die Worte *ex suis* in § 3 hinter *legatum* zu tilgen sind oder § 1 das Wort *legatis*, wird ziemlich allgemein zugegeben. Mommsen will beides halten. Er meint, wenn § 3 *ex suis* gestrichen werde, fehle der Anschluß an das Vorhergehende wie an das Folgende. Ich glaube, das beruht auf einem Mißverständnis: Mommsen faßt (nach seiner weiteren Darlegung) das Wort *legatum* in § 3 als „Boten"; aber das ist ausgeschlossen durch die Verbindung *ex suis legatis aliquem* in § 1. Danach konnte *legatum* in § 3 nur einen hohen Offizier bezeichnen.

Digitized by Google

Legatum ex suis (*legatis*) halte ich mit vielen anderen für unmöglich.

II 1, 1 sind die Worte *in hibernis* zu streichen, darüber sind fast alle Erklärer jetzt einig. Von einem Menschen wird der Ausdruck *in hibernis esse* nicht gebraucht, sondern nur von einem Heere. Caesars Heer aber überwinterte nicht *in citeriore Gallia*, sondern (I 54, 2) im Sequanerlande. Wer diese Worte in II 1, 1 schrieb, hatte den Schluß des ersten Buchs flüchtig gelesen und erinnerte sich nur, daß da von hiberna, von Caesar und von citerior Gallia die Rede war. Ob im Anfang des 2. Buches nicht noch mehr von fremder Hand stammt, soll jetzt nicht untersucht werden.

Auch III 1, 6 handelt es sich um Winterquartiere. Daß hier die in den Handschr. hinter *Gallis* stehenden Worte *ad hiemandum* entweder ganz zu beseitigen oder hinter *cohortibus* zu stellen sind, darüber herrscht schon längst keine Meinungsverschiedenheit mehr. Ich meine, sie sind auszumerzen. In § 4 ist gesagt, (Galba constituit) *cum reliquis eius legionis cohortibus in vico Veragrorum, qui appellatur Octodurus, hiemare*. Daß Caesar gleich darauf (§ 6) nochmals gesagt haben sollte (partem eius vici) *cohortibus ad hiemandum attribuit*, ist sehr unwahrscheinlich. Worte umzustellen ist meistens bedenklich; wenn sie nicht an der richtigen Stelle überliefert sind, so ist das gewöhnlich ein Zeichen, daß sie am Rande gestanden haben; und wenn dies der Fall war, so ist es von vornherein einigermaßen wahrscheinlich, daß sie ein Zusatz von fremder Hand sind.

Das, was schon gesagt und gut gesagt ist, wird noch einmal gesagt und schlecht ausgedrückt VII 37, 7. Caesar hat hier erzählt: *placuit, ut Litaviccus X illis milibus, quae Caesari ad bellum mitterentur, praeficeretur*. Darauf folgen noch die Worte: *atque ea ducenda curaret*. Diese Worte sollen doch wohl dasselbe besagen wie *praeficeretur*: „er sollte an die Spitze treten und die Führung übernehmen.“ Aber das wäre sehr ungeschickt ausgedrückt; *atque ea duceret* müßte das lauten, und einer solchen Tautologie macht sich Caesar nicht schuldig. *Ea ducenda curaret* würde doch nur dann richtig sein, wenn Litaviccus, so zu sagen, kommandierender General hätte werden, aber die Führung jener 10 000 etwa einem Generalleutnant oder Generalmajor übertragen sollen. Alle bisher gemachten Änderungsvorschläge sind verfehlt, sowohl *eo ducenda* als *traducenda* und *adducenda*; denn Convictolitavis und Litaviccus waren ja darin einig, daß diese Truppen nicht zu Caesar geführt werden sollten. Die Worte *ea ducenda curaret* waren an den Rand geschrieben als Erklärung zu dem der Erklärung wirklich nicht bedürfenden *praeficeretur* und kamen dann mit *atque* in den Text.

Ein offenbarer Widerspruch liegt vor zwischen dem Anfang und dem Ende des vierten Paragraphen von I 27. Im An-

Digitized by Google

fang heißt es: *dum ea conquiruntur et conferuntur*, *nocte intermissa circiter hominum milia VI* .... *prima nocte e castris Helvetiorum egressi ad Rhenum* ... *contenderunt*. Jene 6000 müssen ja doch entweder *prima nocte* oder *nocte intermissa* aufgebrochen sein. Dittenberger sucht zwar beide Angaben zu vereinigen, indem er erklärt: „*nocte intermissa*: Da inzwischen, *dum ea conferuntur*, die Nacht eingetreten war, unten die spezielle Zeitangabe: *prima nocte-egressi*“. Das wäre sehr schön, wenn nur *nocte intermissa* jene Bedeutung haben könnte. Leider bedeutet aber *nocte intermissa*, *uno die* (*paucis diebus*) *intermisso* (*-sis*), *longo* (*parvo*) *temporis spatio intermisso* stets: nach Verlauf. Sicher haben jene 6000 gleich beim Eintreten der Dunkelheit sich aus dem Staube gemacht. Folglich ist *nocte intermissa* ein Zusatz von fremder Hand. Vielleicht befand sich der Urheber dieses Einschiebsels in demselben Irrtum wie Dittenberger.

Noch zwei Stellen sind zu besprechen: V 34, 2 und VI 13, 4. An der ersten hat man schon seit mehreren hundert Jahren die Unhaltbarkeit der Überlieferung anerkannt und auf die verschiedenste Weise zu helfen gesucht. Zuerst muß man sich darüber klar werden, ob die Worte *erant et virtute et numero pugnandi pares* sich auf die Truppen des Ambiorix oder auf die Römer beziehen sollen. Viele Herausgeber beziehen sie auf die letzteren. Ich glaube aber, das ist unmöglich, mag man auch das folgende Wort *nostri* dazuziehen und dann *hi* einsetzen oder *numero* in *studio* verwandeln oder *pugnandi* tilgen oder in *pugnando* oder in *pugnantium* ändern oder andere Besserungsversuche machen. Denn *numero pares* ist auf jeden Fall falsch, wie die Erzählung deutlich zeigt. Auch würde *numero pares* einen schweren Vorwurf gegen seine eigenen Leute enthalten, deren Tapferkeit er doch wiederholt hervorhebt (c. 34, 2. 35, 5—8. 37, 5). Danach hätte Caesar auch sicher nicht geschrieben: *erant virtute pares nostri*, sondern *superiores*. Die bedenklichen Worte müssen also auf die Eburonen gehen. Aber auch in Beziehung auf diese kann Caesar nicht geschrieben haben *erant virtute pares*; ein solches Zugeständnis wäre überhaupt dem römischen Stolze unmöglich gewesen. Noch weniger konnte er schreiben: *erant numero pares*; er hätte unzweifelhaft *superiores* geschrieben. Nun haben Kraner, Dübner und andere den Satz als zur Rede des Ambiorix gehörend angesehen und *erant* entweder (als Dittographie von *existimarent*) gestrichen oder in *esse* verwandelt. Doch auch das nützt nichts. Das letztere hat keine paläographische Wahrscheinlichkeit, macht auch noch wenigstens eine Änderung notwendig; und bei Tilgung des Verbs hinken die Worte in uncaesarischer Weise nach. Gegen beide Vorschläge ist außerdem zu sagen, daß Ambiorix nicht *pares*, sondern unbedingt *multo superiores* gesagt hätte. Folglich stammen jene Worte überhaupt nicht von Caesar.

Digitized by Google

An der zweiten Stelle (VI 13, 4) haben erst in neuester Zeit J. Lange (Progr. Neumark 1896 S. 12) und R. Sydow (Progr. des Franz. Gymn. 1898 S. 15—17) das fremde Einschiebsel erkannt. Caesar spricht dort c. 13 und 14 von der Tätigkeit der Druiden 1) als Priester, 2) als Richter, 3) als Lehrer. Die letzte Seite ihres Wirkens wird in c. 14 eingehend behandelt. Um so auffallender ist es, daß c. 13, 4 in den Worten *ad hos magnus adulescentium numerus disciplinae causa concurrit* diese schon vorweg genommen wird. Diese Worte stören den Zusammenhang auch noch aus anderen Gründen. Einmal aus sprachlichen. Statt *disciplinae causa* wäre nach Caesars Sprachgebrauch *discendi causa* zu erwarten (vgl. JB. 1894 S. 330 und R. Sydow S. 17). Ferner sind die Pronomina *hos*, *hi*, *eos* anstößig. In § 3 heißt es: *de his duobus generibus alterum est druidum, alterum equitum. Illi rebus divinis intersunt, sacrificia . . . procurant, religiones interpretantur.* Wenn nun die Worte folgen: *ad hos magnus adulescentium numerus disciplinae causa concurrit,* so muß der Leser zunächst glauben, *hos* beziehe sich auf die *equites.* Da aber das Folgende zeigt, daß immer noch von den druides die Rede ist, so schreiben die meisten Herausgeber mit Nipperdey *ad eos.* Weiter ist die Bedeutung des folgenden *hi* und *apud eos* unklar. Viele werden geneigt sein, *hi* auf *adulescentes* und *apud eos* auf die *druides* zu beziehen, während *hi* auf *druides* und *apud eos* auf die nirgends genannten Galli gehen soll. Solcher Unklarheit hätte sich Caesar nicht schuldig gemacht. Der folgende nam-Satz soll ferner sich an *religiones interpretantur magnoque sunt apud eos* (Gallos) *honore* anschließen; das wäre aber durch die sich dazwischen drängende lernbegierige Jugend unmöglich gemacht oder mindestens sehr erschwert. Sydow wird also wohl recht haben, wenn er die Worte *ad hos m. a. n. d. c. concurrit* und *hi* zu streichen vorschlägt.

Übrig ist nun noch III 13, 9, wo α etwas Sinnloses bietet (*accedebat, ut, cum se saevire ventus coepisset vento dedissent, et tempestatem ferrent facilius et*), β etwas Verständiges, nämlich: *accedebat, ut, cum se vento dedissent, tempestatem ferrent facilius et* . . . Die Ausgaben geben gewöhnlich einen aus beiden Hdschr.-Klassen zusammengeschweißten Text: *accedebat, ut, cum saevire ventus coepisset et se vento dedissent, et t. f. f. et.* Mommsen (JB. 1894 S. 203) meint, *cum saevire ventus coepisset* sei der ursprüngliche Text; darüber sei geschrieben gewesen *se vento dedissent.* Von dieser „Glosse“ sei *se* und weiterhin *vento dedissent* in den Text eingedrungen, in β sei diese Glosse an Stelle des ursprünglichen Wortlautes getreten. Aber die Worte *se vento dedissent* sehen nicht aus wie eine Glosse zu *saevire ventus coepisset.* R. Sydow hat es in der Festschrift zu Vahlens 70. Geburtstage S. 252 ff. wahrscheinlich gemacht, daß vielmehr in β das Echte vorliegt und daß der Zusatz in α durch das folgende *tempestatem* veranlaßt

Digitized by Google

worden ist. Ich möchte zu dem von ihm Gesagten noch hinzufügen, daß gegen *saevire ventus coepisset* auch Caesars Sprachgebrauch spricht. Caesar hat *coepi* mit einem Infinitiv im B. Gall. 55 mal, im B. C. 26 mal gebraucht, aber nur einmal im B. G. und einmal im B. C. ist der Infinitiv von *coepi* getrennt, an allen anderen Stellen steht er unmittelbar vor *coepi*. Wir werden also den Zusatz in *α* als Interpolation verwerfen müssen.

Es sind nun noch eine Anzahl Stellen zu besprechen, in denen es sich um den Zusatz eines Wortes handelt.

Ein leichtes Versehen des ersten Abschreibers, einfache Dittographie, scheint vorzuliegen I 33, 2. 35, 4; II 21, 1; III 13, 6; IV 6, 3; VII 17, 1. 34, 1. 72, 2. 75, 2.

I 33, 2 ist überliefert: *concilium dimisit. et secundum ea multae res eum hortabantur, quare . . . . . . putaret.* Daß die Stelle nicht in Ordnung ist, ist schon von mehreren Seiten erkannt worden. Mommsen (JB. 1894 S. 201) schlägt vor *secum dum ea* ⟨*reputat*⟩; J. Lange (Progr. Neumark 1896 S. 11) möchte *et secundum ea* streichen. Ich habe vorläufig nur *et* als Wiederholung der letzten Silbe des vorhergehenden Wortes beseitigt, das hier die bei Caesar unmögliche Bedeutung ‚auch' haben würde. Doch ist mir auch schon längst das folgende *secundum ea* bedenklich erschienen.

Durch Dittographie entstanden ist auch wohl das Wörtchen *id* vor *ita* I 35, 4. Denn Caesar pflegt *si ita fecisse(n)t* zu sagen, oder *si id fecisset*, nicht *si id ita fecisset* (V 1, 8 und VI 32, 1). *Id* ist schon von Oudendorp und anderen für unecht erklärt worden.

Auch II 21, 1 dürfte das Wörtchen *in* auf dieselbe Weise entstanden sein. Die Hdschr. haben hier: *Caesar . . . ad cohortandos milites, quam in partem fors obtulit, de(cu)currit.* Man pflegt die Worte *quam in p. f. obtulit* zu erklären als abgekürzt aus und gleichbedeutend mit *in eam partem* (*decucurrit*), *quam fors obtulit.* Aber das ist unmöglich. Wäre es wohl denkbar, daß IV 4, 2 Caesar geschrieben hätte: *ad Rhenum, quas in regiones Menapii incolebant, pervenerunt* statt der überlieferten *ad Rh. perv., quas reg. Men. incolebant?* Jene Worte können nur gleichwertig sein den Worten *in eam partem, in quam fors obtulit*, und das ist Unsinn. Auch würde *partem* gleichzeitig eine doppelte Bedeutung haben müssen: *in eam partem*, (*decucurrit*) würde bedeuten: er eilte nach der Richtung, und *quam* (*partem*): welche Abteilung des Heeres (der Zufall ihm in den Weg führte). Sollte *partem* beidemal Heeresteil bezeichnen, müßte es ja heißen: *quam ad partem.* — Das Wörtchen *in* verdankt nicht selten dem Schluß -*m* des vorhergehenden Wortes sein Dasein.

Ebenso ist wohl III 13, 6 das Wörtchen *hae* nach *confectae* durch Wiederholung der letzten Buchstaben entstanden. (Für *hae* findet sich in Hdschr. nicht selten *ae, eae, ee* u. Ä.). Statt des einfachen *hae* hätte Caesar wenigstens *atque hae* geschrieben. In

Digitized by Google

ganz ähnlicher Weise ist IV 2, 2 in *α his* nach *importatis* entstanden, und VII 34, 1 in *X his* nach *omissis*.

Auch IV 6, 3 dürfte Dittographie anzunehmen sein. *Cognovit*, haben die Hdschr., *missas legationes . . . ad Germanos invitatosque eos, uti ab Rheno discederent, omnia, quaeque postulassent, ab se fore parata.* Die meisten Herausgeber haben die Vermutung des Aldus: *omniaque, quae postulassent, ab se f. parata* in den Text gesetzt. Paläographisch ist dagegen nicht das Geringste einzuwenden. Aber *que* ist nicht berechtigt. Richtig wäre es, wenn noch ein Verb, etwa *confiderent*, folgte.

VII 17, 1 (*castris ad eam partem oppidi positis, quae intermissa a flumine . . aditum . . . angustum habebat*) ist das *a* wahrscheinlich zu streichen. Denn I 38, 5 sagt Caesar *qua flumen intermittit* und VII 70, 1 haben alle Hdschr. *in ea planitie, quam intermissam collibus . . . . . patere supra demonstravimus.* Will man VII 17, 1 die Präposition halten, so muß man VII 70, 1 hinter *intermissam* ein *a* einfügen. (In meiner Textausgabe von 1908 liegt VII 70, 1 ein Versehen vor.)

Daß VII 34, 1 *his* hinter *omissis* zu streichen ist, kann nicht zweifelhaft sein. Nach den Worten: *cohortatus Haeduos, ut controversiarum ac dissensionis obliviscerentur*, könnten die folgenden Worte (*atque*) *omnibus omissis his rebus* (*huic bello servirent*) sich nur auf *controversiae* und *dissensio* beziehen. Es läge also eine unerträgliche Tautologie vor, und außerdem wäre *omnibus his rebus* lächerlich. Möglich ist hier nur *omnibus omissis rebus* „mit Hintansetzung alles anderen."

VII 72, 2 ist *id* hinter *reduxit* zu tilgen, wie schon Kraffert (Progr. Aurich 1881 S. 13) ausgesprochen hat. Gegen *id* spricht der Sprachgebrauch Caesars, der *eo consilio, hoc consilio* stets unmittelbar auf das Verb folgen läßt, wie I 48, 2: *copias traduxit et milibus passuum duobus ultra eum castra fecit eo consilio, ut*: ebenso II 9, 4; V 49, 7; 1, 70, 4; 3, 29, 3. Überdies würde sich der Satz *hoc consilio — ne — possent* nur auf die letzten Worte *reliquas omnes munitiones . . . . . reduxit* beziehen können, wenn *id* davor stände, während er doch auch auf den ersten Satz (*fossam . . . lateribus duxit*) gehen soll.

Daß VII 75, 2 das Wort *Blannoviis* durch Dittographie aus dem vorhergehenden *Brannovicibus* entstanden ist, wird jetzt ziemlich allgemein angenommen.

Einigemal ist durch unberechtigte Wiederholung eines vorhergehenden Wortes der Text verdorben, so I 33, 2; III 23, 4; IV 1, 1; VII 66, 7.

I 33, 2 (*Haeduos — in servitute atque in dicione videbat Germanorum teneri*) steht das zweite *in*, wie ich JB. 1894 S. 317 nachgewiesen habe, nicht in Einklang mit Caesars Sprachgebrauch. Caesar setzt, wie durch etwa 170 Stellen erwiesen ist, die Präposition nur einmal, wenn synonyme oder nahe verwandte Be-

Digitized by Google

griffe durch eine kopulative Konjunktion verbunden werden. Unsere Stelle ist die einzige Ausnahme. Folglich ist das zweite *in* zu tilgen.

Ähnlich steht es III 23, 4: *quorum adventu magna cum auctoritate et magna cum hominum multitudine bellum gerere conantur.* Auch hier ist die Wiederholung der Präposition unmöglich. Denn erstens hat *cum* in dieser Stellung (zwischen Adjektiv und Substantiv) stets modale Bedeutung „unter" (mindestens 25 mal bei Caesar; vgl. mein Lex. Caes. I S. 758); es müßte also der Text lauten: *cum magna hominum multitudine*; zweitens würde *bellum gerere cum magna hom. multitudine* bedeuten: Krieg führen gegen eine große Menschenmenge. Aber nehmen wir einmal an, es könne *cum* hier soviel sein wie *una cum*, so würde auch das keinen Sinn geben; denn die *magna hominum multitudo* sind ja ihre eigenen Truppen. Der Zusammenhang zeigt, daß hier nur der instrumentale Ablativ *magna hominum multitudine* möglich ist.

IV 1, 1 liegt die Sache genau ebenso. *Usipetes et Tencteri magna cum multitudine hominum flumen Rhenum transierunt* kann nur bedeuten: Die Usipeter u. T. und außer ihnen noch eine große Menge Menschen gingen über den Rhein. Aber die *magna multitudo hominum* sind sie ja selbst!

Daß VII 66, 7 entweder dreimal *ne ad* stehen muß, oder nur einmal, leuchtet sofort ein: *iure iurando confirmari oportere, ne tecto recipiatur, ne ad liberos, (ne) ad parentes, (ne) ad uxorem aditum habeat, qui* ... Nun lassen alle beachtenswerten Hdschr. das *ne* vor *ad uxorem* weg, und ich halte es mit Weidner für wahrscheinlicher, daß in unserem Archetypus nach dem zweimaligen *ne* der Schreiber dieses Wort versehentlich wiederholt, als daß er es an der vierten Stelle ausgelassen hat.

Der umgekehrte Fall, ein Vorwegnehmen eines kommenden Wörtchens (*et*) scheint VI 12, 8 vorzuliegen. Hier habe ich nach Mommsens Vorschlag (JB. 1894 S. 208) in den Worten *ita et novam et repente collectam auctoritatem tenebant* das erste *et* gestrichen. Ein Grund zur Gegenüberstellung von *novam* und *repente collectam* liegt nicht vor; *repente collectam* ist nur eine nähere Ausführung des *novam.*

Wiederholung eines Wortes in anderer Form liegt vor IV 25, 6 und V 25, 5. Überliefert ist an der ersten Stelle: *nostri — ex navi desiluerunt. Hos item ex proximis primis navibus cum conspexissent, subsecuti hostibus appropinquaverunt.* Zu dieser Stelle sind eine ganze Anzahl Verbesserungsvorschläge gemacht. Am einfachsten dürfte es sein, mit Madvig *primi* zu schreiben und mit Mommsen *navibus* zu streichen.

V 25, 5 heißt es: *certior factus est in hiberna perventum locumque hibernis esse munitum.* Das klingt ja, als ob ein Tertianer hätte übersetzen wollen: der Platz für die Winterquartiere. *Hibernis* ist jedenfalls mit Vielhaber zu beseitigen.

Digitized by Google

Mehr Unheil, als durch solche meist unschuldigen Wiederholungen einer Silbe oder eines Wortes ist durch Erklärungsversuche, die übergeschrieben oder an den Rand geschrieben wurden, in unserem Caesartexte angerichtet worden. Derartige Glosseme haben wir zunächst V 6, 2. 20, 1. 31, 6; auch wohl IV 29, 2.

V 6, 2 lesen wir: *accedebat huc, quod in concilio Haeduorum Dumnorix dixerat, sibi a Caesare regnum civitatis deferri; quod dictum Haedui graviter ferebant neque recusandi aut deprecandi causa legatos ad Caesarem mittere audebant.* Schon Ciacconius bemerkt mit Recht, daß die Haeduer nicht jenes dictum des Dumnorix *graviter ferebant*, sondern die Tatsache oder das, was sie leichtgläubig für eine Tatsache hielten, daß nämlich Dumnorix König werden sollte. Das werden wohl die meisten Leser so aufgefaßt haben; außerdem ergibt es sich aus den folgenden Worten *neque recusandi aut deprecandi causa legatos ad Caesarem mittere audebant.* Folglich ist *dictum* ein verkehrter Erklärungsversuch des allgemeinen *quod*, veranlaßt durch das vorhergehende *dixerat.*

V 20, 1 ist *Galliam* Glosse zu *continentem,* wie ebenfalls schon Ciacconius erkannt hat. Es braucht nur ausgesprochen zu werden, es leuchtet sofort ein: Caesar kann nur geschrieben haben: *ex qua* (civitate) *Mandubracius adulescens Caesaris fidem secutus ad eum in continentem* (aus Britannien) *venerat.* Continens Gallia würde nur möglich sein, wenn es auch ein insularisches Gallien gäbe.

Wie hier der Eigenname *Galliam* nichts weiter ist als eine sehr überflüssige Erklärung zu *continentem*, so ist V 31, 6 *Ambiorige* eine unnötige, störende, den Gedanken schwächende Erklärung zu *homine amicissimo: sic . . proficiscuntur, ut quibus esset persuasum non ab hoste, sed ab homine amicissimo* [*Ambiorige*] *consilium datum.* Mit Recht hat Tittler das Wort gestrichen.

Ähnlich ist wohl auch IV 29, 2 die Entstehung der Worte *longas* und *onerarias* zu erklären. Die Heilung der verdorbenen Stelle ist auf verschiedene Weise versucht worden; am einfachsten aber scheint Mommsens Vorschlag (JB. 1894 S. 205) zu sein, jene beiden Worte als törichten Erklärungsversuch zu *naves* zu streichen. Die Konjektur Vielhabers, die ich in der 1. Auflage in den Text gesetzt hatte, macht größere und unwahrscheinlichere Änderungen des überlieferten Textes notwendig.

Geradeso, wie V 31, 6 ein Eigenname zur Erklärung an den Rand geschrieben war und dann in den Text geraten ist, ist dies der Fall IV 2, 2; VII 20, 12. 63, 4.

IV 2, 2 haben die Hdschr.: *quin etiam iumentis, quibus maxime Galli delectantur quaeque impenso parant pretio, Germani importatis non utuntur.* Subjekt zu *utuntur* kann nur sein *Suebi*, da nur von diesen in den drei ersten Kapiteln des 4. Buches die

Digitized by Google

Rede ist. Nun wird ja allerdings oft genug statt einer bestimmten gallischen Völkerschaft da, wo ein Mißverständnis nicht möglich ist, *Galli* von Caesar gesetzt, statt einer bestimmten germanischen *Germani*, wie z. B. gleich c. 4, 3 *Germanos* statt *Usipetes et Tencteros*. Aber an unserer Stelle könnte nach dem Worte *Galli* das folgende *Germani* nur auf alle Germanen gehen, und das ist verkehrt. Ob IV 2, 2 noch andere Verderbnisse vorliegen, soll jetzt nicht untersucht werden.

Sinnwidrig, wie hier *Germani*, ist VII 20, 12 das aus *inquit* entnommene Subjekt *Vercingetorix* zwar nicht, aber von Caesar stammt es nach meiner festen Überzeugung nicht. Die Stellung des Wortes: *haec, inquit, a me, Vercingetorix, beneficia habetis*, ist ja im höchsten Grade auffallend, aber doch vielleicht nicht absolut unmöglich, wenn auch V 30, 1 (*vincite, inquit, si ita vultis, Sabinus*), worauf man sich zu berufen pflegt, doch bei weitem nicht so unnatürlich ist, wie die Stellung des *Vercingetorix* an unserer Stelle. Aber überall, wo sich sonst eine auffallende Stellung des Subjekts zu *inquit* findet, ist die Nennung dieses Subjekts zur Vermeidung von Mißverständnissen notwendig. Hier aber ist dieses Subjekt *Vercingetorix* überflüssig, störend und auffallend. Kein Mensch kann bei *inquit* an ein anderes Subjekt als Vercingetorix denken. Caesar hätte also das Wort auf keinen Fall dazugesetzt, am wenigsten an einen so unnatürlichen Platz.

Ebenso überflüssig, wie hier *Vercingetorix*, ist VII 63, 4 die Nennung der *Haedui*. Nur ein ganz ungeschickter Stilist könnte, da *Haedui* zu allen vorhergehenden Verben Subjekt ist, plötzlich ohne Grund dieses selbstverständliche Subjekt noch besonders nennen. Man lese nur einmal die Stelle im Zusammenhang: *Defectione Haeduorum* [*cognita*] *bellum augetur. Legationes in omnes partes circummittunt*[*ur*]; *quantum gratia, auctoritate, pecunia valent, ad sollicitandas civitates utuntur; nacti obsides, quos Caesar apud eos deposuerat, horum supplicio dubitantes territant. Petunt a Vercingetorige Haedui, ut* .. — und man wird sofort fühlen, daß Caesar dieses *Haedui* nicht geschrieben haben kann.

Eigennamen sind auch sonst zu Unrecht in den Text geraten, so I 19, 4 und V 53, 6. An der ersten Stelle heißt es: *simul commonefacit, quae ipso praesente in concilio Gallorum de Dumnorige sint dicta*. Es handelt sich aber, wie c. 16, 5 und die weitere Erzählung deutlich zeigt, nur um ein *concilium Haeduorum*, und bei *Gallorum* würde der Leser zunächst an eine allgemeine Landesversammlung, eine Versammlung der principes aller Stämme denken. Ein Mißverständnis ist, wenn *Gallorum* fehlt, nicht möglich, wohl aber wird es durch den Zusatz hervorgerufen. Hätte Caesar, wie Mommsen meint (JB. 1894 S. 201), hervorheben wollen, daß nicht Römer, sondern Landsleute den Dumnorix also bezichtigt hatten, hätte er sich deutlicher ausgedrückt.

V 53, 6 ist derselbe Genitiv *Gallorum* ebenfalls ein über-

Digitized by Google

flüssiger und störender Zusatz. *Certior factus est magnas Gallorum copias earum civitatum, quae Aremoricae appellantur, oppugnandi sui causa convenisse* haben die Hdschr. Der Genitiv *Gallorum* ist neben dem andern Genitiv *earum civitatum* nicht bloß ungeschickt, sondern unmöglich: jeder Leser wußte, daß die Aremoricae civitates Gallier waren.

Noch andere Genitive sind in unserem Texte von einer unglücklichen Hand zur Erklärung beigefügt worden, wie I 11, 3; II 15, 4; IV 20, 2; VII 41, 1.

Haedui — legatos ad Caesarem mittunt, heißt es I 11, 2. 3, *rogatum auxilium: ita se omni tempore de populo Romano meritos esse, ut paene in conspectu exercitus nostri agri vastari, liberi eorum in servitutem abduci, oppida expugnari non debuerint.* Statt *eorum* müßte es heißen *sui*, und wenn selbst *eorum* möglich wäre, müßte es wenigstens hinter *agri*, nicht hinter *liberi* stehen; hier stört es auch noch die Symmetrie.

II 15, 4 ist dasselbe Wort schon längst als unmöglich erkannt. (*Nervios*) *nihil pati vini reliquarumque rerum ad luxuriam pertinentium inferri, quod his rebus relanguescere animos eorum et remitti virtutem existimarent* lesen wir dort in den Hdschr. Auf die Nervier bezogen müßte es natürlich *animos suos* heißen. Aber selbstverständlich glauben die Nervier nicht, daß nur ihr Mut und ihre Tapferkeit erschlaffe durch Wein usw., sondern der Gedanke ist ganz allgemein: Mut und Tapferkeit, *animos et virtutem hominum*. Das Pronomen ist also zu tilgen.

Ein törichter Zusatz ist auch der Genitiv *anni* IV 20, 2. *Exigua parte aestatis reliqua Caesar*, heißt es dort, *tamen in Britanniam proficisci contendit — et si tempus anni ad bellum gerendum deficeret, tamen magno sibi usui fore arbitrabatur, si modo insulam adisset, genus hominum perspexisset, loca, portus, aditus cognovisset.* Also trotzdem es schon Spätsommer war, entschließt sich Caesar noch zu einer Fahrt nach Britannien; er meint, wenn es ihm auch an Zeit zum Kriegführen fehlen sollte, würde es doch recht nützlich für ihn sein, aus eigener Anschauung Land und Leute kennen zu lernen. Das ist ein vernünftiger Gedanke; aber „es fehlt ihm an Jahreszeit zum Kriegführen" ist Unsinn, und „die Jahreszeit läßt ihn im Stich zum Kriegführen" würde mindestens sehr ungeschickt sein. Weil im Anfang des Kapitels auf die verhältnismäßig späte Jahreszeit hingewiesen war, dachte der ziemlich gedankenlose Leser, dem wir jenes *anni* verdanken, bei *tempus* an „Jahreszeit".

Wie der Glossator hier zu *tempus* eine nähere Bestimmung hinzufügte, so setzte er auch VII 41, 1 zu dem Zeitbegriff *horis* die unmögliche Bestimmung *noctis*, wie v. Göler (Caesars gallischer Krieg i. d. Jahre 52 n. Chr. S. 40 f. u. 2. Aufl. S. 175) nachgewiesen hat. Caesar erfährt von dem Abfall der Haeduer *media fere nocte* (c. 39, 3), bricht mit vier Legionen und der gesamten

Digitized by Google

Reiterei *nulla interposita dubitatione* (40, 1), nach v. Göler um 2 Uhr morgens, auf, legt (40, 4) *cupidissimis omnibus* 25 römische Meilen ($37^1/_2$ km) zurück, nach v. Göler in $8^1/_3$ Stunde, gönnt nach Unterwerfung der Häduer seinem Heere drei Stunden Ruhe (41, 1), tritt dann den Rückweg an und kommt vor Sonnenaufgang (etwa 4 Uhr morgens) wieder in seinem Lager an (41, 5). Da er für den Rückmarsch wieder ungefähr dieselbe Zeit braucht, wie für den Hinmarsch, mindestens also 8—9 Stunden, muß dieser spätestens um 7 oder 8 Uhr nachmittags (im Hochsommer) angetreten sein, folglich können die drei Stunden Ruhe, die vorhergingen, nicht in die Nachtzeit gefallen sein. Der Urheber des Wortes *noctis* dachte bei den Worten *ad quietem datis*, geruht werde in der Nacht.

Hinzufügung eines erklärenden Wortes finden wir auch II 24, 4. Daß hier das Wort *nostra*(*s*) von fremder Hand zugesetzt ist, zeigt schon die verschiedene Stellung (und Beziehung) dieses Wortes in den beiden Hdschr.-Klassen. Nämlich *β* hat: *cum multitudine hostium castra nostra compleri, legiones premi — vidissent*, *α* dagegen: *cum multitudine hostium castra compleri, nostras legiones premi — vidissent*. Daß *nostra*(*s*) mit Nipperdey zu streichen wäre, auch wenn das Wort im Ashburnhamianus nicht fehlte, bedarf keines Wortes weiter.

Mehrmals ist ein synonymer Begriff zugesetzt worden. Manchmal mag dieser zur Erklärung darüber oder an den Rand geschrieben gewesen sein, manchmal mag auch der unberufene Schreiber sich eingebildet haben, daß er Caesars Darstellung dadurch schöner und voller oder rhythmischer gestalte. Der Fall liegt wohl vor III 6, 4; IV 22, 3; V 53, 4; VI 11, 2; VII 28, 1.

III 6, 4 bietet *β*: *maxime frumenti commeatus inopia permotus . . . . reverti contendit*; *α* hat *commeatusque*. Mommsen hat recht, wenn er *commeatusque* streicht mit der Bemerkung: „Die Glosse verrät sich durch das in der zweiten Familie fehlende *que*". Ich möchte hinzufügen, daß Caesar noch sechsmal die Verbindung *frumenti inopia* hat, aber niemals *commeatus inopia*, niemals *frumenti commeatusque inopia*.

Ein synonymer Ausdruck ist auch IV 22, 3 von fremder Hand hinzugefügt. *Navibus circiter LXXX onerariis coactis contractisque* haben hier die Hdschr. *Contractis* kann hier nichts anderes bedeuten als *coactis*. Aber eine derartige Häufung synonymer Begriffe meidet Caesar in seiner absichtlich einfach und schmucklos gehaltenen Darstellung. Nur wo der zweite Begriff den ersten vervollständigt, also etwas bringt, was in dem ersten noch nicht enthalten war, oder wenn der erste Begriff gar zu allgemein ist und durch den zweiten eingeschränkt werden soll, fügt er noch ein scheinbar synonymes Wort hinzu. Das ist aber hier nicht der Fall. Deshalb habe ich mit Ruhnken und verschiedenen Herausgebern *contractisque* gestrichen.

V 53, 4 tilgt J. Lange (Jahrb. f. class. Phil. 1895 S. 754) das Wort *nuntios* (*omnes fere Galliae civitates de bello consultabant, nuntios legationesque in omnes partes dimittebant*), „weil es erstens die Konzinnität recht unangenehm stört, zweitens aber *nuntios* nach den Worten *illo incommodo de Sabini morte perlato* vollkommen müßig ist, endlich weil in Fällen von Verschwörungen der einzelnen Staaten in der Regel von *legationes* allein die Rede ist". Er hätte noch hinzufügen können, daß Caesar sonst *nuntii legationesque* nicht verbindet, außer an einer Stelle (VII 64, 7), wo die Verbindung berechtigt, ja notwendig ist: *nihilo minus clandestinis nuntiis legationibusque Allobroges sollicitat* (private Boten und staatliche Gesandtschaften).

Ein Synonymum ist auch VI 11, 2 in den Text geraten. *In Gallia*, haben hier sämtliche Hdschr. und die meisten Ausgaben, *non solum in omnibus civitatibus atque in omnibus pagis partibusque, sed paene etiam in singulis domibus factiones sunt*. Die schöne Steigerung *in omnibus civitatibus, in omnibus pagis, in singulis domibus* wird durch das dazwischentretende *partibusque* in recht empfindlicher Weise gestört. Außerdem ist der Zusatz auch unlogisch: auch die *civitates, pagi, domus* sind *partes Galliae*. — Daß *pars* zur Erklärung von *pagus* gebraucht wurde, ersieht man aus I 12, 4, wo die eine Familie der β-Klasse schreibt: *omnis civitas Helvetia in quattuor partes vel pagos divisa est*, während die übrigen Hdschr. richtig *in quattuor pagos* haben.

Daß auch VII 28, 1 eine solche erklärende Glosse vorliegt, wird jetzt von den meisten Herausgebern anerkannt. *Hostes — cuneatim constiterunt, hoc animo, ut si qua ex parte obviam contra veniretur, acie instructa depugnarent*, bieten die Hdschr. *Obviam contra venire* dürfte sich schwerlich irgendwo nachweisen lassen. Das einfache *obviam venire* (*ire, proficisci* u. ä.) kommt oft genug vor, sowohl in freundlichem, als auch in feindlichem Sinne, häufiger wohl in freundlichem. Wer *contra* dazuschrieb, wollte andeuten, daß die Worte hier nicht bedeuten „(freundlich) entgegenkommen", sondern „(feindlich) entgegentreten".

Anschließen lassen sich an die eben besprochenen Stellen am besten wohl noch folgende: V 2, 3; VII 86, 4; 53, 1.

V 2, 3 *quo ex portu commodissimum in Britanniam traiectum esse cognoverat, circiter milium passuum XXX transmissum a continenti* scheint das störende *transmissum* nichts weiter als ein erklärendes, an falscher Stelle in den Text geratenes Glossem zu *traiectum* zu sein. Vielleicht erschien dem Glossator *transmissus* eleganter oder war ihm geläufiger als *traiectus*. Wahrscheinlich war es ein Gallier oder ein Britannier, möglicherweise derselbe, von dem V 12—14 herrühren (vgl. V 13, 2).

Auch VII 86, 4 ist wohl das *ex* (β *atque ex*) zu betrachten als entstanden durch ein übergeschriebenes Synonymum. *Loca prae-*

Digitized by Google

rupta ascensu temptant stand im Archetypus. Über *ascensu* wurde *ex* geschrieben: $\overset{ex}{ascensu}$, um anzudeuten, daß *exscensu* gemeint sei, das mehr den tatsächlichen Verhälnissen („Erklettern") entspreche. Undenkbar wäre es aber auch nicht, daß Caesar *e(x)scensu* geschrieben, der Abschreiber zunächst versehentlich das gebräuchlichere *ascensu* gesetzt, seinen Fehler gemerkt und *ex* darüber geschrieben hätte.

VII 53, 1 lesen wir in α: *Hac habita contione et ad extremam orationem confirmatis militibus, ne ... animo permoverentur*; in β: *Hac h. c. et ad extremum oratione conf. m., ne .... p.* Die Lesart von β würde möglich sein, wenn nicht unmittelbar daneben stände *hac habita contione.* Die Lesart von α scheint ein Verbesserungsversuch des in β Stehenden zu sein, ist aber eine Verschlechterung: es müßte heißen *extrema oratione.* Eine Nebeneinanderstellung von *contio* und dem gleichbedeutenden *oratio* ist ebensowenig möglich, wie II 6, 2 die Nebeneinanderstellung von *moenia* und *murus* in den Worten: *ubi circumiecta multitudine hominum totis moenibus undique in murum lapides iaci coepti sunt.* An unserer Stelle ist *oratione* mit Clarke zu streichen. Vielleicht sollte das Wort eine genauere Bestimmung zu *confirmatis* sein; wahrscheinlicher aber war es Glosse zu *contione.*

Ein Verb, entnommen aus einem verwandten Begriff, ist zugesetzt II 5, 4 und VII 79, 4. *Postquam omnes Belgarum copias .... ad se venire vidit neque iam longe abesse ab iis, quos miserat, exploratoribus et ab Remis cognovit* lautet die Überlieferung II 5, 4. *Vidit* könnte hier neben *cognovit* nur bedeuten: „er sah mit eigenen Augen". Daß er sie aber nicht sah, zeigt die Erzählung in c. 5—7 ganz deutlich, ergibt sich auch aus den folgenden Worten *et ab ...... Remis cognovit.* Folglich ist *vidit* mit Recht von Vascosanus gestrichen worden.

In ähnlicher Weise ist VII 79, 4 aus dem Verb *explent* ein *integunt* herausgenommen worden. Caesar konnte nicht wohl schreiben: *proximam fossam cratibus integunt atque aggere explent*, sondern höchstens *aggere explent et cratibus integunt,* denn das *explere* müßte dem *integere* vorangehn. Aber das *cratibus integere* wäre doch überhaupt für ihren Zweck sehr unpraktisch gewesen und geradezu hinderlich. Caesar hat sicher, wie Nitsche (Z. f. d. GW. 48, 778) erkannt hat, geschrieben: *cratibus atque aggere explent.* Das war verständig und zweckmäßig, wenn sie den Graben überschreiten wollten. Geradeso heißt es VII 58, 1 *cratibus atque aggere paludem explere*; VII, 86, 5 *aggere et cratibus fossas explent.*

Wie an mehreren der bisher besprochenen Stellen, so ist auch sonst öfter ein *et* oder *que* zu Unrecht eingefügt worden. Ich habe in meinen Ausgaben dies angenommen I 2, 1; V 23, 4 VI 37, 1; — III 20, 3; V 18, 3; VI 1, 4.

Digitized by Google

Uber I 2, 1 ist ein Zweifel nicht gut möglich. Die Hdschr. haben: *m. messala et p̃. m̃. pisone consulibus.* Daß kein Römer zwei praenomina hatte, ist bekannt; daß jene Abkürzungen auch nicht bedeuten können Pupio M. Pisone, wie Oudendorp meinte, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Bekannt ist aber auch, daß die Namen der Konsuln asyndetisch neben einander gestellt zu werden pflegten; auch bei Caesar geschieht dies stets: folglich ist nicht nur jenes wunderbare *p̃.* zu streichen, sondern auch das *et.*

Ebenso hat sich ein *et* V 23, 4 eingeschlichen, wie schon vor mehreren hundert Jahren erkannt ist. *Sic accidit,* lesen wir dort § 3, *uti ex tanto navium numero — nulla omnino navis, quae milites portaret, desideraretur, at ex iis, quae inanes ex continenti ad eum remitterentur et prioris commeatus expositis militibus et quas postea Labienus faciendas curaverat . ., perpaucae locum caperent.* Daß das erste *et* hier unmöglich ist, ergibt sich schon aus dem Worte *remitterentur;* denn wäre es richtig, so müßten ja auch die von Labienus erbauten Schiffe nach Britannien zurückgesandt worden sein. Aber die waren noch gar nicht dort gewesen, konnten also auch nicht zurückgesandt werden. Ob an dieser Stelle noch eine größere Interpolation vorliegt, soll jetzt nicht untersucht werden.

Auch VI 37, 1 ist *et* zu streichen. *Hoc ipso tempore et casu Germani equites interveniunt* lautet die hdschr. Überlieferung. Das kann nur bedeuten: *hoc ipso tempore et hoc ipso casu. Hoc ipso tempore* ist sofort aus der Darstellung verständlich; aber *hoc ipso casu* gibt keinen Sinn, da von keinem *casus,* mit dem das in dem folgenden Erzählte verglichen werden könnte, die Rede gewesen ist. *Et* = *etiam* ist bei Caesar unmöglich; *etiam* würde auch nicht einmal einen guten Gedanken ergeben.

Wie *et,* so ist auch *que* öfter mit Unrecht, manchmal vielleicht durch bloße Gedankenlosigkeit des ersten Schreibers oder Abschreibers, in den Text geraten. So III 20, 3. *Sotiates magnis copiis coactis equitatuque, quo plurimum valebant, in itinere agmen nostrum adorti primum equestre proelium commiserunt, deinde equitatu suo pulso . . . subito pedestres copias . . . . . . ostenderunt.* Die Worte *equitatuque* können nicht mit *magnis copiis coactis* verbunden werden in dem Sinne von *equitatuque coacto* (s. J. Lange Jahrb. f. class. Phil. 1895 S. 812 f.), folglich sind sie mit *adorti* zu verbinden. Dann ist aber *que* mit J. Lange (l. l.) und R. Sydow (Progr. 1898 S. 5) zu tilgen. Daß die Verbindung mit *adorti* richtig ist, zeigt das folgende ganz deutlich. Vielleicht ist dies *que* durch Dittographie entstanden aus dem folgenden *quo,* vielleicht auch durch die falsche Verbindung mit dem vorhergehenden *magnis copiis coactis.*

Ebenso ist V 18, 3 *que* hinter *praefixis* mit einem Teil der Hdschr. der α-Klasse fortzulassen. Nach der Lesart der meisten

Digitized by Google

Hdschr. (*ripa erat acutis sudibus praefixisque munita*) müßte, da *praefixis* Partizip ist, auch *acutis* als Partizip gefaßt werden: das Ufer war durch Pfähle, die zugespitzt und vorn (am Ufer) eingeschlagen worden waren, gesichert. Aber *acutus* ist in der klassischen Latinität nie Partizip, sondern stets Adjektiv.

Auch VI 1, 4 handelt es sich um Streichung eines *que*. *Tribus*, haben dort die Hdschr., *et constitutis et adductis legionibus duplicatoque earum cohortium numero, quas cum Q. Titurio amiserat, ... docuit, quid populi Romani .. opes possent.* Caesar hatte 15 Kohorten durch Schuld des Titurius verloren; jetzt bekam er drei neue Legionen, also 30 Kohorten; also begründen die ersten Ablative *tribus—legionibus* den folgenden Satzteil *duplicato .. numero, quas ... amiserat.* Liest man *duplicatoque*, so liegt die falsche Auffassung nahe, Caesar habe drei neue Legionen und außerdem noch 2×15 Kohorten erhalten. Nun erklärt man natürlich die Worte *duplicatoque .. numero* „und nachdem er dadurch die Zahl .. verdoppelt hatte"; aber das hätte Caesar durch *atque ita duplicato n.* oder durch einen ähnlichen Zusatz ausgedrückt. Nach Streichung des *que* ist ein Mißverständnis nicht mehr möglich.

Aus dem Bestreben, Caesars Darstellung zu vervollständigen, scheint noch eine ganze Anzahl Interpolationen hervorgegangen zu sein. Ein Substantiv ist zugesetzt I 15, 4. Hier hat Paul (Z. f. GW. 32, 164) nach Aldus und anderen *pabulationibus* mit Recht gestrichen. Das Wort ist zwischen den verwandten Begriffen *rapinis populationibusque* störend. Es ist auch nach Lage der Dinge unglaublich, daß Caesar auch nur versucht haben sollte, „den augenblicklich siegreichen Feind an der Beschaffung eines Bedürfnisses zu hindern, auf welches dieser um keinen Preis verzichten konnte", geschweige denn, daß ihm dies gelungen wäre, wie man aus seinen Worten *satis habebat .. hostem rapinis [pabulationibus] populationibusque prohibere*, doch wohl schließen müßte. Größere Truppenmassen sollten sich nicht auf einen Kampf einlassen (*suos a proelio continebat*); das wäre aber nötig gewesen, da die Helvetier bei der Spärlichkeit des Futters (c. 16, 2 *ne pabuli quidem satis magna copia suppetebat*) größere Abteilungen zur Beschaffung desselben aussenden mußten, also auch Caesar, wenn er diese an der Beschaffung des nötigen Futters hindern wollte. Ob *pabulationibus* durch Dittographie entstanden ist oder einem Ergänzungsversuch sein Dasein verdankt, wird sich schwerlich feststellen lassen.

Ein Adjektiv ist zu genauerer Charakterisierung zugesetzt IV 23, 3. *Ita* (*adeo β*) *montibus angustis mare continebatur, uti ex locis superioribus in litus telum adigi posset.* Was sind *montes angusti*? Nach dem Thesaurus Linguae Latinae gibt es solche in der ganzen römischen Literatur nicht. Sollten es vielleicht „einengende Berge" sein, wie bei Horaz *angusta pauperies*? Aber in diesem Sinne könnte höchstens ein Dichter das Wort ge-

Digitized by Google

brauchen; auch liegt der Begriff des Einengens schon in der Verbindung *montibus continebatur*. Oder sollten es schmale oder dicht nebeneinander liegende sein? Das alles würde keinen verständigen Sinn ergeben. Eine Umwandlung in das Adverb wäre möglich, empfiehlt sich aber auch nicht, weil der dadurch ausgedrückte Begriff schon in dem Verb steckt. Am besten ist es wohl mit Ciacconius und Mommsen das Wort zu streichen. Mommsen hält das Wort für eine Glosse (*angustis* = *angustiis*) zu *montibus*.

Übrig sind nun noch eine Anzahl Stellen, die mehr vereinzelt dastehen, die sich nicht gut von einem gemeinsamen Gesichtspunkt aus betrachten lassen.

Zweimal ist das Verbum confidere zu Unrecht eingeschoben. VI 40, 2 heißt es: *alii cuneo facto, ut celeriter perrumpant, censent: quoniam tam propinqua sint castra, etsi pars aliqua circumventa ceciderit, at reliquos servari posse confidunt; alii, ut in iugo consistant atque eundem omnes ferant casum*. J. Lange streicht *confidunt*. Welche Gründe ihn dazu bestimmt haben, kann ich augenblicklich nicht feststellen. Aber für notwendig halte auch ich die Streichung. Von *censent* hängt zweierlei ab: 1) *ut celeriter perrumpant*, 2) *ut in iugo consistant atque e. o. ferant c.* Dazwischen ist wohl eine Begründung des ersten Vorschlages denkbar (*quoniam tam propinqua sint castra, ... servari posse*), aber nicht ein neuer selbständiger Satz mit *confidunt*. Mindestens müßte vor *quoniam* noch ein *nam* stehen.

Ebenso ist VII 15, 2 ein *confidebant* in unsere Ausgaben eingeschmuggelt worden. Die beiden Handschriftenklassen gehen hier wieder bedenklich auseinander. Gemeinsam haben beide: *In omnibus partibus incendia conspiciuntur; quae etsi magno cum dolore omnes ferebant, tamen hoc sibi solacii proponebant*. Nun folgt in α: *explorata victoria celeriter amissa recuperaturos confidebant*, in β: *quod se prope explorata victoria celeriter amissa recuperaturos sperabant*. Die Ausgaben haben gewöhnlich die Worte *quod se prope* aus β, *confidebant* aus α aufgenommen. Ich meine, weder *confidebant* noch *sperabant* stammt von Caesar, und mindestens *quod* ist noch zu streichen. *Hoc solacii* erfordert eine Angabe, worin ihr Trost bestand. Diese Angabe kann aber nicht durch den Satz *quod . . . . confidebant* gegeben werden, sondern ein acc. c. inf. wird erwartet: *se prope explorata victoria celeriter amissa recuperaturos*. Es ist aber auch möglich, daß α mit der Auslassung der Worte *quod se prope* im Rechte ist und daß Caesar, dem trotzigen Sinne und der durch Vercingetorix erweckten Siegeszuversicht entsprechend geschrieben hat: *hoc sibi solacii proponebant, explorata victoria celeriter* (se) *amissa recuperaturos*.

Wie an den zuletzt besprochenen Stellen ein verbum finitum, so ist an folgenden ein unberechtigtes participium in den Text geraten: II 12, 1; VII 63, 1; I 25, 7; VI 10, 2.

Digitized by Google

II 12, 1 ist in den Worten *in fines Suessionum .... exercitum duxit et magno itinere confecto ad oppidum Noviodunum contendit* das Partizip *confecto* schon längst als unberechtigter Eindringling erkannt. Rührte es von Caesar her, so müßte *contendit* in *venit* oder *pervenit* verwandelt werden. Denn es läßt sich nicht erweisen, ist auch ganz unwahrscheinlich, daß *contendit* jemals die Bedeutung von *pervenit* gehabt habe, wie behauptet worden ist, am wenigsten bei Caesar. Es ist auch nicht richtig, daß *magno itinere confecto* bedeuten könne „unter Zurücklegung eines starken Marsches = indem er e. st. Marsch zurücklegte“, sondern es heißt stets: „nach Zurücklegung“.

VII 63, 1 ist *cognita* (*defectione Haeduorum cognita bellum augetur*) erst von W. Nitsche 1894 (Z.f.GW. S. 777) als unecht erkannt worden. Die folgende Erzählung gibt an, was die Häduer selbst tun, um die Römer in eine immer bedenklichere Lage zu bringen: *legationes in omnes partes circummittunt; quantum gratia, auctoritate, pecunia valent, ad sollicitandas civitates utuntur; nacti obsides ..... horum supplicio dubitantes territant; petunt a Vercingetorige, ut ...* Wäre das überlieferte *defectione Haeduorum cognita bellum augetur* richtig, so müßte im Folgenden erzählt sein, daß andere Völkerschaften auf die Nachricht vom Abfall der Häduer sich gegen die Römer erhoben, ähnlich wie VII 59, 2 gesagt ist *defectione Haeduorum cognita Bellovaci — bellum parare coeperunt.* Vielleicht hat, wie Nitsche meint, gerade diese Stelle Veranlassung gegeben, c. 63, 1 das Wort *cognita* einzuschieben; vielleicht meinte aber auch der Interpolator, Caesars Darstellung durch den Zusatz zu verschönern.

Die letztere Absicht hat vielleicht auch I 25, 7 vorgelegen. Hier wird berichtet: (Helvetii) *se recipere coeperunt .... succedentibus nostris Boi et Tulingi, qui .... novissimis praesidio erant, .. nostros ... aggressi circumvenire et id conspicati Helvetii ..... rursus instare et proelium redintegrare coeperunt.* Nun folgen die Worte *Romani conversa signa bipertito intulerunt: prima et secunda acies, ut victis ac submotis resisteret, tertia, ut venientes sustineret.* Kurz und treffend bemerkt Mommsen (JB. 1894 S. 201): „Bei den ersten beiden Treffen tritt Frontwechsel nicht ein“. Übrigens war die Bedenklichkeit des Wortes *conversa* längst erkannt. Vielleicht war es nur zu *tertia* an den Rand geschrieben und geriet dann an eine falsche Stelle.

Auch VI 10, 2 tilgt Mommsen (ib. S. 208) das Partizip *adductos* jedenfalls mit Recht. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß Caesar geschrieben haben soll: *sperans barbaros .. homines inopia cibariorum adductos ad iniquam pugnandi condicionem posse deduci.* Ein Schreiber oder Leser erinnerte sich, daß Caesar den Ablativ *inopia* fast stets mit einem Partizip verbindet, besonders gern mit *adductus,* und setzte dies auch hier ein.

Pronomina sind I 3, 3 und IV 7, 3 zu Unrecht in den

Digitized by Google

Text geraten. *Is sibi legationem ad civitates suscipit* (I 3, 3) wäre nur denkbar, wenn daneben stände: dem und dem übertrug er andere Ämter; und selbst dann würde es wohl heißen *ipse suscipit.*

IV 7, 3 ist *haec* mit Kraner zu streichen. Nach den Worten *quod Germanorum consuetudo haec sit* hätte ein Satz mit *ut* folgen müssen: ein Infinitiv folgt nie nach *hic.*

An drei Stellen habe ich ein Zahlwort ausgeschieden: II 25, 2; VI 32, 5 und III 12, 1.

II 25, 2 ist das überlieferte *scuto ab novissimis uni militi detracto* unmöglich; *unus a* gibt es im klassischen Latein nicht: *uni* muß fallen. Vielleicht aber ist mit E. Hoffmann *ab novissimis uni* zu streichen.

VI 32, 5 haben die Handschriften: *legionem XIIII. reliquit, unam ex his tribus, quas proxime conscriptas ex Italia traduxerat.* Jene drei neu ausgehobenen Legionen sind seit cap 1. nicht wieder erwähnt, also ist *hic* vor einem Relativsatz nicht gerechtfertigt. Eine Hdschr. hat *iis tribus*; aber *is* findet sich neben einem Zahlwort nirgends bei Caesar. Erwarten sollte man *ex tribus illis*; aber das liegt von der hdschr. Überlieferung zu weit ab. Wahrscheinlich ist also *iis* zu lesen und *tribus* zu streichen. Das Wort ist entweder durch Dittographie (*III*) aus IIS entstanden (die Zahlwörter *II, III* und *IIII* finden sich öfter statt *ii* und *illi*) oder der Schreiber wollte sein aus c. 1 stammendes Wissen zeigen.

Daß III 12, 1 die hdschr. Lesart (*cum ex alto se aestus incitavisset, quod bis accidit semper horarum XII spatio*) unmöglich ist, bedarf keines Beweises. Wie zu ändern ist, ist sehr fraglich. Ich habe als das Einfachste die Streichung von *bis* gewählt.

Eine Präposition ist eingeschwärzt worden VII 20, 2: *tali modo accusatus ad haec respondit.* Die Worte *tali modo accusatus* und *ad haec* enthalten eine unerträgliche Tautologie: *ad* ist zu streichen.

Noch zwei Stellen sind kurz zu besprechen, in denen die Entstehung des Einschiebsels zweifelhaft ist. I 11, 4 steckt in den Worten *eodem tempore Haedui Ambarri. necessarii et consanguinei Haeduorum, Caesarem certiorem faciunt* ein Fehler; aber ob *Haedui,* wie ich nach Ciacconius getan habe, zu streichen oder ⟨*quo*⟩ *Haedui* oder ⟨*atque*⟩ *Haedui* zu schreiben oder ein anderes Heilmittel anzuwenden ist, ist zweifelhaft. Einen Grund für die Einfügung des Wortes vermag ich nicht zu erkennen, also ist es vielleicht richtiger, den Ausfall eines Wortes (*quo* oder *atque*) anzunehmen.

Auch I 30, 2 vermag ich nicht einzusehen, was irgend jemand veranlassen konnte, *terrae* einzuschieben: *eam rem non minus ex usu terrae Galliae quam populi Rom. accidisse*; und doch ist das Wort entschieden nicht von Caesar: *terra Gallia* gibt es nicht.

Digitized by Google

Es ist ein recht trauriges Bild, das die vorstehenden Betrachtungen vor uns aufrollen: der Text des Bellum Gallicum ist in ganz unglaublich schlechter Weise überliefert, er ist heillos verderbt. Den meisten ist es wahrscheinlich ergangen wie unserem Mommsen, der 1894 (JB. S. 198) schrieb: „Der gute Glaube, in dem ich wenigstens mich bisher befunden habe, daß die gallischen Commentarien uns recht leidlich überliefert seien" — sie haben in demselben guten Glauben gelebt. Ich habe, als ich mich schon Jahre lang eingehender mit Caesar beschäftigt hatte, noch an diesem Glauben festgehalten, habe ihn aber allmählich immer mehr aufgeben müssen.

Wie ist nun diese Verderbnis des Textes zu erklären? Einige Andeutungen habe ich schon im Vorstehenden gelegentlich gemacht. Diejenige Handschrift, auf die alle bisher bekannten Caesar-Handschriften zurückgehen, war ein im Besitz eines Privatmannes befindliches Exemplar, ein zu der Bibliothek irgend eines wohlhabenden Mannes gehörendes Buch. Dieses Exemplar ging im Laufe der ersten drei oder vier Jahrhunderte unserer Zeitrechnung allmählich durch Erbschaft oder Kauf in die Hände verschiedener Besitzer über, und einer von diesen machte sich, geradeso wie wir das oft genug in unseren Büchern tun, am Rande Bemerkungen über Dinge, die ihn interessierten. War dies einmal geschehen, so wirkte dies Beispiel ansteckend auf spätere Besitzer dieses Exemplars. Der eine hatte Interesse für geographische Dinge, ein anderer vielleicht für militärische, ein dritter schrieb hie und da eine kurze Inhaltsangabe an den Rand oder notierte etwas, was ihm besonders merkwürdig oder bemerkenswert erschien. Wieder ein anderer schrieb Erklärungen zu seltenen oder mehrdeutigen Ausdrücken an den Rand oder zwischen die Zeilen, oder ergänzte Dinge, die er vermißte. Ja eine ganze Anzahl unechter Stellen erwecken einen ganz eigentümlichen Verdacht: sie bringen uns auf die Vermutung, daß jenes alte Exemplar auch einmal als Schulbuch benutzt worden sei und daß der Schüler sich manches an den Rand geschrieben habe, wie das ja unsere Jungen auch tun. Wenn z. B. (VI 40, 6) bei den Worten *neque in eo quod probaverant consilio permanere — potuerunt* der Lehrer fragte, was das für ein *consilium* gewesen sei, und vielleicht den Jungen erst auf das Richtige führen mußte, so konnte es geschehen, daß dieser sich an den Rand schrieb: *ut se loco superiore defenderent,* namentlich wenn er befürchtete, daß der Lehrer in der nächsten Stunde ihm dieselbe Frage vorlegen könnte. Denkbar wäre auch, daß der Lehrer mancherlei Erklärungen gegeben und seinen Schüler veranlaßt hätte, den Inhalt des Besprochenen niederzuschreiben.

Daß Inhaltsangaben oft genug am Rande der Handschriften stehen, ist bekannt; daß solche nicht selten in den Text geraten sind, ist nicht minder bekannt. Ein jedem sofort einleuchtendes

Digitized by Google

Beispiel dieser Art und einen schlagenden Beweis dafür, daß eine am Rande jenes Urexemplars stehende Inhaltsangabe in den Text gekommen ist, haben wir noch I 13, 2. Hier heißt es in unseren Hdschr.: *Is* (*Divico*) *ita cum caesare egit.* ***Legati ab helvetiis ad caesarem missi. pacem petitum. cum denuntiatione terroris.*** *si pacem populus romanus cum helvetiis faceret* usw. Diese Inhaltsangabe wurde gedankenlos aus jenem alten Exemplar abgeschrieben sowohl von dem Schreiber, der diejenige Abschrift lieferte, auf welche die Hdschr. der Klasse α zurückgehen, als auch von dem, der die Urquelle der β-Handschriften anfertigte. Nur ein Schreiber merkte, daß jene Inhaltsangabe nicht von Caesar stammen könne und ließ sie weg: der Schreiber desjenigen Codex, aus dem der Thuaneus und der älteste Vindobonensis stammen. Derartige Inhaltsangaben befanden sich noch an verschiedenen Stellen jenes alten Exemplars, waren aber nicht so leicht, nicht sofort als unecht zu erkennen.

Viele von den Zusätzen sind sicher in Gallien entstanden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß jenes Exemplar von Anfang an oder wenigstens lange Zeit im Besitz einer gallischen Familie gewesen ist. Für einen Gallier war es sehr begreiflich, daß er bei dem Lesen der wenigen Worte über die Grenzen der Hauptteile des Landes (I 1, 2) fand, daß diese Angabe doch gar zu dürftig wäre, und sich veranlaßt fühlte, Genaueres (§ 5—7) an den Rand seines Exemplars zu schreiben als Ergänzung zu Caesars Angaben.

So sind denn Zusätze der verschiedensten Art in das Urexemplar gekommen, und es hat sich herausgestellt, daß die ursprüngliche Fassung jener Zusätze oft — ja ich glaube behaupten zu dürfen, meistens — in der β-Klasse erhalten ist, daß α öfter absichtlich geändert hat. Wenn dies nun bei den Randbemerkungen geschehen ist, die der Schreiber von α doch auch für caesarisch gehalten haben muß, da er sie sonst nicht mit abgeschrieben haben würde, ist es da nicht von vornherein so gut wie gewiß, daß er sich auch Eingriffe in den echten Caesartext erlaubt haben wird? Und er hat sich solche erlaubt, wie längst erwiesen ist, gerade so gut, wie der (oder die) Schreiber von β. Nur darf man nicht glauben, daß sie haben fälschen wollen. Sie wollten erklären, verbessern, ergänzen, aber in den meisten Fällen gewiß nur für ihren Privatgebrauch, zu ihrem Privatvergnügen. Das Unglück hat es nun gewollt, daß gerade nur dieses eine Exemplar die Stürme der Völkerwanderung überdauert hat, daß wir nur Nachkommen dieses einen Vaters haben oder wenigstens kennen. Sollte ein günstiges Geschick es einmal fügen, daß ein von diesem unabhängiges Exemplar ans Licht kommt, da wird sich zeigen, daß noch viel mehr, als wir bisher glauben, einer andern Hand als der Caesars sein Dasein verdankt.

Digitized by Google

Verzeichnis der behandelten Stellen.

	Seite		Seite		Seite		Seite
I 1, 5—7	20 ff.	II 20, 1	41 f.	V 11, 8	33 f.	VII 11, 3. 4	53
2, 1	68	21, 1	59	12—14	29 ff.	14, 5	51
2, 3. 4	34 f.	22, 1	39	16, 3	47	15, 1	49
3, 3	54 f. 72	24, 4	65	18, 3	68 f.	15, 2	70
11, 3	64	25, 2	72	19, 2	48 f.	17, 1	60
11, 4	72	III 1, 6	56	20, 1	62	19, 2	37
15, 4	69	6, 4	65	23, 4	68	20, 2	72
16, 2	23	7, 1	35 f.	25, 5	61	20, 12	63
16, 6	49 f.	9, 3	36	31, 5	46 f.	27, 2	48
19, 4	63	12, 1	72	31, 6	62	28, 1	66
24, 2. 3	51	13, 6	59 f.	34, 2	57	33, 2	48
25, 7	71	13, 9	58 f.	34, 4	52	34, 1	60
26, 5	39. 55	17, 2	49	43, 4	50	37, 7	56
27, 4	56 f.	20, 1	32 f.	44, 10	52 f.	40, 6	40
29, 2	51	20, 3	68	53, 4	66	41, 1	64 f.
30, 2	72	23, 4	61	53, 6	63 f.	44, 1	55
33, 2	59. 60 f.	IV 1, 1	61	54, 1	38	48, 1	37
33, 4	34	2, 2	62 f.	55, 2	37	53, 1	67
35, 4	59	6, 3	60	VI 1, 4	69	55, 2	43
38, 1	44	7, 3	72	10, 2	71	61, 4	53
39, 4	44 f.	10	23 ff.	11, 2	66	63, 1	71
40, 5	42 f.	20, 2	64	12, 8	61	63, 4	63
42, 5	54	22, 3	65	13, 4	58	65, 5	38 f.
47, 2	45	23, 3	69 f.	14, 1	47	66, 7	61
47, 3	55 f.	25, 6	61	25—28	26 ff.	70, 2	54
49, 3	54	29, 2	62	29, 4	31 f.	72, 1	39
II 1, 1	56	34, 1	40	32, 2	54	72, 2	60
5, 4	67	V 2, 3	66	32, 5	72	75, 2	60
6, 2. 3	40 f.	4, 4	36 f.	34, 3	51 f.	79, 4	67
11, 4. 5	45 f.	6, 2	62	37, 1	68	80, 3	43
12, 1	71	6, 5	46	40, 2	70	82, 1	48
15, 4	64	11, 1	50 f.	40, 6	37	86, 4	66 f.
19, 7	49	11, 2	38	42, 1	48	88, 1	42

Fürstenwalde a. d. Spree. H. Meusel.

Digitized by Google

3.

Horatius.

I. Ausgaben und Kommentare.

1) Freunds Schülerbibliothek. Präparationen zu den griechischen und römischen Schriftstellern. Horaz' Werke, zum Gebrauch für die Schule und den Privatunterricht erklärt und übersetzt. Heft 1: Einleitung. Oden. Buch I, Ode 1—12. Achte Auflage. 92 S. 0,50 *M.* — Heft 2: Oden. Buch I, Ode 13—38. Siebente Auflage. 80 S. 0,50 *M.* — Heft 3: Oden. Buch II. Siebente Auflage. 84 S. 0,50 *M.* — Heft 4, 1. Hälfte: Oden. Buch III, Ode 1—14. Siebente Auflage. 64 S. 0,40 *M.* — Heft 4, 2. Hälfte: Oden. Buch III, Ode 15—30. Siebente Auflage. 59 S. (S. 65—123). 0,40 *M.* — Heft 5: Oden. Buch IV. Sechste Auflage. 73 S. — Sämtlich umgearbeitet und verbessert. Stuttgart (1908). Violet. 8. 0,50 *M.*

Diese Präparation enthält eine Einleitung über Leben und Dichtungen des Horaz, eine Übersicht über die Versmaße und zu jeder Ode einen Kommentar und eine prosaische Übersetzung. Die Beifügung dieser Übersetzung vermag ich, soweit es sich um Benutzung durch Schüler handelt, von meinem pädagogischen Standpunkte aus nicht zu billigen; in den andern Stücken aber weist diese Präparation keinen prinzipiellen Unterschied gegenüber den Hilfen auf, welche in den neueren Schulausgaben dargeboten werden, und ist ihrer Anlage nach wohlgeeignet, jemand bei ernstlicher Benutzung das Verständnis des Textes zu erschließen.

Die Ausführung zeugt von tüchtiger Sachkunde. Aber was man mit Bedauern vermißt, ist die erforderliche Sorgfalt. Einige Anstöße, die sich mir bei Durchsicht eines Teiles dieses Werkes ergaben, will ich verzeichnen, um für eine vermutlich bald folgende neue Auflage die Anregung zu einer Besserung in dieser Hinsicht zu geben.

Heft 1 S. 12. Als Ausgabe der Scholien wird nur die von Hauthal erwähnt; auch die Aufzählung der Horazausgaben schließt mit Dillenburger und Düntzer. — Od. I 1, 7. „*Mobilium* der unveränderlichen". — Od. I 3, 24. *Vada* wird hier nicht gut durch „Untiefen" gegeben. — Od. I 7, 27. „*Nil desperandum* an nichts dürft ihr zweifeln". So im Kommentar; in der Übersetzung richtig. — Od. I 14, 16. „*Debes*, wie das griech. ὀφλῃ: du bist

Digitized by Google

schuldig". Das zwingt zu falscher Auffassung der griechischen Verbalform. — Od. I 14, 18. „*Nunc*, beim drohenden Ausbruche eines neuen (des aktischen) Krieges", und: „hierdurch wird die Zeit der Abfassung der Ode als das Jahr 32 v. Chr. bestimmt". Das stimmt nicht zu der Angabe Heft 1 S. 6, daß die ersten drei Bücher der Oden in den Jahren 30—24 verfaßt seien. — Od. I 17. 9. „*Haedilia* = Bocksberg". Aber die Lesung *haediliae* ist jetzt sicher. — Od. I 18 a. E. Das zitierte Distichon *οἰνόν τοι πίνειν κτλ.* stammt nicht von Bion, sondern von Theognis her, und durch den Druckfehler *πολύν*, statt *πουλύν*, wird das Metrum zerstört. — Od. I 21, 8. „Das Gebirge *Κράγος* in Lydien", statt Lykien. — Od. I 33, 13. *Ipsum me melior cum peteret Venus*, „während eine edlere Liebe mich anzog". Die Übersetzung verfehlt den Sinn. — Od. I 35, 34. *Quid refugimus* „wovor sind wir zurückgescheucht". Gemeint ist wohl: „zurückgescheut". — Od. I 35, 35. „*Nefasti*, nomin. plur." Aber *nefastus* wird, wie einige Herausgeber mit Recht bemerken, von Personen nicht gebraucht. Man vergleiche zu der Horazstelle auch Isocrat. Paneg. 111: *τί τῶν αἰσχρῶν ἢ δεινῶν οὐ διεξῆλθον;* — Od. I 36, 20. „*Lascivis hederis*, vgl. Epod. 15, 5: *artius atque hederā procerā adstringitur ilex*". Aber *procera* ist Nominativ. — Od. II 17 21. „*Utrumque nostrum* (genit. plur.)." Vielmehr Nominat. sing.; vgl. JB. XXI S. 227; XXIV S. 84. — Od. III 2, 8 f. „soll sie seufzen ... mein fürstlicher Bräutigam", statt: „sollen sie seufzen ... der fürstliche Bräutigam". — Od. III 2, 28 f. *Fragilem solvat phaselon* „die gebrechliche Barke befestige". — Od. III 3, 31 „*Nepotem*, den Nachkommen des Trojaners Aineias". Romulus ist ja der Juno eigener Enkel durch Mars: *nepotem Marti redonabo*. — Od. III 4, 75 „*Nec peredit* nicht zehrt auf, verzehrt". Es ist Perfekt; zwei Seiten darauf, in der fortlaufenden Übersetzung, steht das Richtige. — Od. III 5, 8. Die Soldaten des Crassus lebten noch nicht „mehr als dreißig Jahre" bei den Parthern, wenn diese Ode (vgl. S. 38) im Jahre 27 gedichtet ist. — Od. III 6, 9. „*Monaeses*, sonst nicht bekannt". Nicht zutreffend. — Od. III 6, 13. „Beinahe hätten sie die mit den Parteikämpfen beschäftigte Stadt der Daker und Äthioper vernichtet". Tilge: „sie".

Druckfehler bezw. orthographische Versehen sind außerordentlich zahlreich. Hier zur Probe ein paar störende. Od. I 3, 24. Ein Zitat aus Ovid: *ora micant Tauri septem radiantia flammis, nativa quas Hyadas Graius ab imbre vocat*. — Od, I 8, 12. „Den Wurfspieß über das Spiel hinauszuschleudern". — Od. I 12, 37. In einem Liviuszitate: *concurrit saepe confertis Hannibali* statt *occurrit saepe cum confertis Hannibali*. — Od. I 13, 13. *Si me satis audias* „wenn du in etwa auf mich hören willst". *Satis* = „in etwas"? — Od. I 18, 8 „Deïdamia, Hippodamia". Nach der sonst befolgten Regel war Deïdameia und Hippodameia zu schreiben. —

Digitized by Google

Od. I 28, 2. „Pythagoräer“, statt Pythagoreer. – Od, I 32, 5. „Mytileneer“, statt Mytilenäer. — Od. I 33, 16. „*Curvantis* krümmend, geigend“. — Od. II 2, 22.; Ein Zitat aus Vergil: „*da moenia fessis et genus et mensuram urbem*“. — Od. II 6, 10. Ein Zitat aus Vergil: „*qua niger humectat flamentia culta Galaesus*“. — Od. II 16, 27 und Od. II 18, 10. „Bakchilides“.

Wir wollen indes diese Besprechung lieber mit Anführung einer Bemerkung schließen, in der der Verfasser nach der Ansicht des Ref. zutreffender urteilt als manche Herausgeber: Od. I 2. 1. „Die in *satis* . . . *grandinis* wiederholten Wortausgänge auf *is* sind als unvermeidliche Zufälligkeiten zu entschuldigen, keineswegs aber gar als beabsichtigte Tonmalereien, 'um den unablässigen und unabsehbaren Zorn des Himmels der Vorstellung näher zu bringen', wie Nauck meint, zu betrachten“ (nicht so jetzt bei Nauck-Weißenfels). „Vgl. so Ode I 12, 5: *in umbrosis Heliconis oris*; II 18, 14: *satis beatus unicis Sabinis*; III 7, 7 f: *non sine multis insomnis lacrimis*; ähnlich Verg. Aen. III 136: *conubiis arvisque novis* u. dgl.“

2) **Die Gedichte des Q. Horatius Flaccus, hrsg. von Gustav Schimmelpfeng. Dritte Auflage, besorgt von Georg Schimmelpfeng.** (B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller). Text, mit einer Karte, einem Plane und Namenverzeichnis. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. 321 S. 8. geb. 2 *M*.

Die erste Auflage des Textbandes vom Jahre 1896 ist im JB. XXIII S. 38—40 angezeigt worden; die zweite vom Jahre 1904 hat dem Ref. nicht vorgelegen. So vergleichen wir denn die dritte mit der ersten.

Mit Rücksicht auf die Schüler ist jetzt der Vers Sat. I 5, 105 fortgelassen, was durchaus Billigung verdient. — Die wunderlichen Überschriften über den einzelnen Gedichten sind leider geblieben. Über den Geschmack wollen wir natürlich nicht streiten; aber manche von ihnen sind inhaltlich unzutreffend. Ganz besonders verfehlt ist, wie schon bei der ersten Auflage bemerkt wurde, die Überschrift von Od. II 1: „Von der gewiß spannenden, aber auch trauervollen Geschichte des Bürgerkrieges wende dich wieder zur Muse der Tragödie!“ Hier wird der Zweck der ganzen Ode, sowie Horazens persönliche Stellung gegenüber dem Adressaten Pollio völlig verkannt; das Richtige konnte u. a. einfach aus Kießling-Heinze entnommen werden: die Ode ist eine literarische Voranzeige. — Auch den seltsamen Sperrdruck einzelner Wörter und Sätze weist diese neue Auflage in fast unveränderter Form auf.

Der Text ist laut dem Vorworte „unter Benutzung der jüngsten Horazliteratur, besonders auch der kritischen Untersuchungen Vollmers, gründlich revidiert worden“. Indessen hat

Digitized by Google

sich der Herausgeber keineswegs in größerem Umfange an die Vollmersche Ausgabe angeschlossen. Von denjenigen Schreibungen Vollmers, die den vorhergehenden Ausgaben gegenüber auffällig erscheinen, ist nicht allzu vieles in diese dritte Schimmelpfengsche Auflage übergegangen (so, um eines der ersten Beispiele zu nennen, nicht Od. I 8, 2 *hoc deos vere*), und dieses vorsichtige, konservative Verfahren kann man dem Herausgeber einer Schulausgabe nur zum Lobe anrechnen. An wichtigeren Abweichungen der dritten Auflage von der ersten habe ich mir notiert: Od. I 26, 9 *Pimplei;* Od. II, 19, 24 *horribilemque*; Od. III 4, 10 *limina Pulliae*; Od. III 5, 17 *perires*; Od. III 14, 22 *cohibere*; Epod. 1, 5 *sit* (gut); Sat. I 3, 71 *amari*; Sat. I 4, 35 *excutiat, sibi non, non* (gut); Sat. II 5, 90 *ultra 'non', 'etiam' sileas* (gut); Sat. II 7, 19 *ac prior ille*; Epist. I 7, 2 *atque*; Epist. I 17, 21 *vilia, verum es*; Epist. II 3, 23 *quodvis*; Epist. II 3, 49 *rerum: et*; Epist. II 3, 101 *afflent* (vgl. zu diesem Verse JB. XXXIV S. 103; zu den dort angeführten Stellen, an denen der Gegensatz zu *arridere* nicht durch *afflere* ausgedrückt ist, füge ich noch folgende hinzu: Sen. dial. 4, 25: *inde est quod arridemus ridentibus et contristat nos turba maerentium*; Epist. II 3 410 *prosit*; Epist. II 3, 416 *nunc*.

In der Suetonischen Lebensbeschreibung sind gegen Ende die Worte, deren Ausfall Vahlen, Herm. XXXIII S. 245 f., vermutet hatte, eingesetzt worden. Das ist eine Verbesserung.

Es folgt die Frankesche Tabula chronologica, in welcher keine Änderung vorgenommen ist, nur daß jetzt Sat. I 2 und Epod. 8 und 12 weggelassen sind; das Gleiche ist im Index der Gedichtanfänge geschehen.

Das Namenverzeichnis hat durch Verbesserung vieler kleiner Versehen wesentlich an Korrektheit gewonnen. Für die nächste Auflage merken wir noch Folgendes an: „*Aetolae plagae*, ein Landstrich in Ätolien, berühmt durch Meleagers Jagd, Ep. I 18, 46" so schon in der ersten Auflage); aber die *plagae* sind bei Horaz *Aetolis onerata plagis iumenta*) nicht ein Landstrich, sondern Netze. „*Amazona securis*", statt *Amazonia*. „Mucius, Q. Scaevola, ein Rechtsgelehrter, im Jahre 133 Konsul"; der Konsul des Jahres 133 hieß Publius „Oppidius Servilius", statt Servius Oppidius.

II. Übersetzungen.

Vorbemerkung. Bei Abfassung der früheren Jahresberichte sind manche Publikationen, die in Zeitschriften, besonders ausländischen, erschienen waren, dem Referenten unzugänglich gewesen. Der vorliegende Jahresbericht sucht das Versäumte bei dieser zweiten Abteilung und noch mehr bei der dritten nach Möglichkeit nachzuholen.

Digitized by Google

3) Carlo Lanza, Intorno al carme XVI.° del V.° libro delle liriche di Orazio. In den Atti della Accademia Pontaniana, Bd. XXIV (1894) n. 10. 4 S.

L. gibt nach einer kurzen Einleitung eine Übersetzung von Epod. 16, deren Anfang so lautet:

Un' altra età si logora in guerre cittadine!
Per le sue forze stesse Roma già va in rovine!

4) Carlo Lanza, Tre odi di Orazio. In den Atti della Accademia Pontaniana, Bd. XXV (1895) n. 8. 10 S.

In der bei der vorigen Nummer angegebenen Art behandelt Lanza die Oden III 1, III 2, III 6. Als Probe diene der Anfang von III 2:

A sopportar, di cor rimesso, impari
Anco di dura povertà gli stenti
Gagliardo il giovanetto;
Fra perigliosi eventi,
Il cielo a lui sia tetto;
La lancia, che tremendo cavalliero
Egli palleggia, abbatta il Parto altero.

5) Faunus, Ode des Horaz. Verdeutscht von Ernst Eckstein (Buch III Ode 18). In Velhagen und Klasings Monatsheften. Oktober 1898. S. 248 f.

Als Probe diene die letzte Strophe:

Angst und Sorge scheinen gebannt für immer.
Heitres Laub schmückt Tenne und Hof und Zimmer,
Und der Landmann unter den Lindenzweigen
Dreht sich im Reigen.

Dem antiken Metrum hat Eckstein mit großer Geschicklichkeit den modernen Reim gesellt; aber das Vorliegende ist nicht sowohl eine Verdeutschung als eine Umdichtung.

Ähnlich steht es mit der beigefügten Illustration von J. R. Weguelin; oder vielmehr: diese hat mit der Horazischen Situation kaum noch irgend etwas gemein. Dargestellt ist ein stehendes Mädchen, zu dessen Füßen ein Jüngling sitzt, beide sehr leicht bekleidet; in der Ferne bläst Faunus die Hirtenpfeife.

6) A. Steinberger, Übersetzung von Horaz Od. II, 6. In den Blättern für das (bayrische) Gymnasialschulwesen, Bd. XXXV (1899) S. 284.

Übersetzungsproben desselben Verfassers sind in diesen Jahresberichten bereits mehrmals angezeigt: XXVII S. 62 und 64; XXIX S. 34. Nachträglich soll nun auch diese Übersetzung von Od. II 6 erwähnt werden; sie beginnt:

Digitized by Google

Septimius! Mit mir ja gingst du gerne
Nach Gades zu den Kantabrern, die nicht
Gehorchen wollen, zu den Mauren ferne,
Wo stets die Woge sich am Felsen bricht usw.

Der an einer späteren Stelle begegnende Ausdruck „Konkurrenz machen" paßt zwar recht wohl in den Ton dieser Übersetzung, aber nicht in den des Horaz.

7) P. E. Pavolini, *Donec gratus eram tibi.* In: Atene e Roma III (1900) n. 21 S. 293 f.

Der Verfasser lenkt die Aufmerksamkeit auf eine von Chézy veröffentlichte Sanskrit-Übersetzung der Ode III 9. Sie beginnt:

yadá te dayito' bhúva*m* na cá' nyo' pi priyo naro
tadá' ha*m* mahá-Yayáter loke dhanyatara*h* çruta*h*
yadá te h*r*daye ná' nyá mat supriyatará' bhavat
tada' ha*m* Çarmi*st*háyá vai sarvatra çrítará sm*r*tá.

8) Luigi Mannucci, Per una traduzione. Im Bollettino di filologia classica VIII (1901) S. 17 f.

Mannucci bespricht eine ganz wunderliche Übersetzung der Satiren und Episteln: I 4080 esametri di Q. Orazio Flacco voltati in soli 3390 endecasillabi dal professore Don Ferdinando Ferrini M. O. (Empoli, Tip. di T. Guainai, 1879). Da sie in diesen Jahresberichten seiner Zeit nicht erwähnt ist, mag sie wenigstens hier verzeichnet werden.

9) Giuseppe Tarnassi, Da Orazio (Od. III 29). In: Atene e Roma VI (1903) n. 49—50. S. 39—41.

Eine italienische Übersetzung von Od. III 29. Der Anfang lautet:

Mecena, prole d'Etruschi principi,
un dolce vino, serbato in anfora
non tocca, e odorato di rosa (?)
un olio estratto pei tuoi capelli
t' aspetta presso di me. Disbrigati.

10) Rösch, Übersetzungen aus Horaz. Im Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs, Bd. XIV (1907). S. 45—49.

Rösch gibt von den Oden III 9, III 21, III 12, I 38, II 14 Übersetzungen in den antiken Metren; indes entsprechen diese Übersetzungen nicht den Anforderungen, die man an eine kleine Musterkollektion stellen möchte. In Versen wie: „als ich dir noch im Herzen lag", „als ich dir noch allein gefiel", ist bei der Menge der einsilbigen Wörter das asklepiadeische Metrum nicht zu erkennen. In den alcäischen Elfsilblern ist die Cäsur oft vernachlässigt. Die Zeile: „riesigen Geryon und den Tityos" enthält

Digitized by Google

eine falsche Betonung. „Zypreß“ mit nachfolgendem Konsonanten ist unzulässig. Die Wendung: „einen Kastor überstrahlend“ (= *melior Bellerophonte*) ist unhorazisch.

Von Od. II 14 druckt Rösch zum Vergleich mit seiner eigenen antikisierenden Übersetzung eine von einem andern publizierte trochäische, gereimte Übersetzung ab, die er mit Recht schlecht findet. Aber folgt daraus etwas gegen die letztere Übersetzungsmethode als solche?

11) The Odes of Horace. A translation and an exposition by E. R. Garnsey. London 1907. Swan Sonnenschein & Co. 230 S. Gr. 8.

Der Inhalt ist folgender. Introduction, S. 1—72; Life of Horace, by Suetonius, englisch, S. 73 f.; Odes, Übersetzung und Anmerkungen, S. 75—223. Zwei Appendices behandeln Gegenstände, die uns fern liegen: Notes on the Catalecta Vergilii und Notes on Persius.

Zuerst von den Übersetzungen. Sie sind in bequemen Iamben abgefaßt, die Verse von verschiedener Länge, ohne Reim. Z. B. Od. I 32:

We are required: If idle in the shade with thee
Aught I have played, to live for this year or for more,
Now come again, utter a Latin lay,
O lute of many strings.

Diese Übersetzungen haben dem Ref. einen angenehmen Eindruck gemacht: sie sind ungekünstelt und, soweit ich gesehen habe, zutreffend.

Von ganz anderem Charakter aber sind die Introduction und die Notes. Die Vorrede bereitet den Leser darauf vor, daß er heresies against the canon of traditional criticism zu lesen bekommen werde, und an denen fehlt es denn auch wirklich nicht. Etwas davon verzeichnen wir hier, möglichst mit Garnsey's eigenen Worten; das Buch ganz auszuschöpfen geht nicht an und hat auch keinen Zweck.

Die wunderlichste derartige „Ketzerei“ ist wohl, daß Garnsey in den ersten drei Odenbüchern, deren Herausgabe er ums Jahr 20 setzt, eine Unzahl von Hinweisungen auf den durch seine Katastrophe zu trauriger Berühmtheit gelangten Murena und auf die Folgen dieser Katastrophe findet; ja diese Odensammlung ist geradezu (S. 90) a book treating Murena's career in allegory. So heißt es gleich bei Od. I 1: After this (d. h. nach V. 8) we are brought to the subject of wealth, with expressions that show from what follows that the case of Lucius Licinius Varro Murena is contemplated. From v. 9 to v. 29 we find matter applicable to him. His career (and its effect on the fortunes of Maecenas) is the intimate theme of the work, nowhere openly divulged, but always supplying point and meaning. Zu Od. I 7, 7: This is a

Digitized by Google

reference to the belief that the olive first grew at Athens, and was supposed to have been brought to Italy by the founder of the Licinian gens. Varro calls it Olea Liciniana. The key of the Ode may really lie here: if Licinius Murena's madness, which brought him into collision with Augustus, arose from his belief in his descent from Greek kings, it is highly probable. Zu Od, I 8: The fact reveals itself on a thorough examination of the bearings of the Three Books that in this Ode we may have an allusion to Murena as a self-indulgent young man, being corrupted by a woman ... The developments in Murena's character are quite consistent with this beginning which marks an early tendency to luxury. Zu Od. I 11: It should also be noted that Leuconoe is very close in sound to Lyconoe, or wolf-mind, a possible word play not to be missed by the initiated reader making contact with I 9 (see note on Hirpinus, II 11), and also with the preceeding Ode in which property gained by theft is alluded to, and with the references passim to rapacity and fierceness: cf. II 11, I 18, II 10, II 18 etc. Murena was suspected of acquiring dishonestly a large inheritance. Zu Od. I 13: The name Telephus seems here to designate a man whose attractions influence women greatly ... The man intended may be Murena. Diese Murena-Idee führt selbst zu Textänderungen: zu Od. II 3, 4 vermutet Garnsey *Gillo* statt *Delli*, unter Verwertung der Lesung der ältesten Blandinischen Handschrift *ad Gellium* und mit Bezug auf den bei Juv. Sat. I 40 neben Proculejus genannten Gillo; I believe the original reading to be Gillo, and that II 2 and II 3 are a pair of poems adding point to the story (which here begins in earnest to be unfolded) by illustrating the different dispositions of the brothers, Proculeius and L. Licinius Murena.

Wir verlassen dieses Thema, um noch kurz eine andere Feststellung zu reproduzieren. Zu Od. I 12 *Quem virum aut heroa*: That the defeat of S. Pompeius at Naulochus is the subject of this Ode seems certain; und S. 12: the odes containing references to contemporaneous history are not necessarily to be regarded as having been written at or near the time of happening of those events.

Und nunmehr verweisen wir etwaige Interessenten auf das Buch selbst.

12) K. M. Górski, Dalsze Transkrypcye z Horazego. In der Eos XIII (1907) S. 82 f.

Es sind zwei Übersetzungen von Od. I 14 und III 30 in modernem Metrum mit Reim. Hier die Anfänge:

Od. I 14 Łodzi ojczysta, kędy mkniesz? Na fale
Nowe się puszczasz?! Ocknij się raz w szale!

Od. III 30 Juz postawiłem sobie pomnik niespożyty,
Trwalszy nad spiż i wyższy nad piramid szczyty.

Digitized by Google

13) Oden des Horaz in modernem Gewande, ausgewählt von Seb. Röckl. Bamberg 1909, Buchner. 87 S. 8. geb. 1,30 M.

Die Auswahl umfaßt folgende Gedichte: I 4 (doppelt). 5. 7. 8. 9 (doppelt). 11. 13. 15. 16. 17. 19. 20. 22 (doppelt). 23 (dreifach). 24. 25 (doppelt). 26. 27. 29. 30. 31 (doppelt). 34. 36. 37. 38. II 3. 6. 7. 8. 10 (doppelt). 11. 12. 13. 14 (doppelt). 16. 17. 18. 19. 20. III 2. 6. 7. 9 (vierfach). 10. 12 (doppelt). 13 (doppelt). 15. 19. 21. 23. 26. 28 (doppelt). 29. 30 (doppelt). IV 1. 3. 7. 9. 11. 12. 13. Von Übersetzern und Nachdichtern sind vertreten: Edm. Bartsch (mit 13 Gedichten), Jul. Bartsch (1), Beck (1), Ed. Bürger (Menge) (1), Daumiller (3), Eberl (3), E. Günther (Menge) (1), v. Hoffs (1), Kellerbauer (8), Leisering (1), Meichelt (3), Menge (1), Menrad (1), Proschberger (12), Scheffel (1), Leonh. Schmidt (1), Stadelmann (17), Stegemann (5), Stemplinger (2), Westphal (1).

Es ist ein bunter Kranz, der uns hier dargeboten wird: eine Fülle von verschiedenen Kunstformen und mancherlei Tonarten, unter denen selbst die Travestie vertreten ist. Aber die Auswahl ist mit Geschick und Geschmack getroffen, so daß das Büchlein dem Leser einen schönen Genuß gewährt.

III. Abhandlungen.

Siehe die Vorbemerkung zur vorhergehenden Abteilung.

14) Charles Knapp, A Discussion of Horace, Carmina III 30, 10—14. In den Proceedings of the American Philological Association XXV (1894) S. XXVII—XXX.

Knapp verbindet den Nebensatz *qua* etc. mit *dicar*, so daß Horaz voraussagt, er werde in seinem Heimatlande gepriesen werden; zur Unterstützung dieser Ansicht verweist Knapp auf Martial I 62.

Über denselben Gegenstand hat der Verf. im Jahre 1903 in The Classical Review eine Abhandlung veröffentlicht, die wir in diesen Jahresberichten XXXI S. 83 empfehlend angezeigt haben.

15) Ferdinando Gnesotto, Originalità nelle odi erotiche e conviviali di Orazio. In den Atti e Memorie della R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova, N. S. XI (1895) S. 153—185.

Gnesotto verficht, namentlich gegen einen Aufsatz von Campe im Philologus 1872, die Behauptung, daß die Nachahmung des Anacreon sich bei Horaz in sehr mäßigen Grenzen gehalten habe und von sklavischer Abhängigkeit nicht die Rede sei. In der Hauptsache wird ihm jeder Verständige Recht geben.

Digitized by Google

16) Petrus Ercole, Horatiana quaestiuncula. In den Atti del R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti (Tomo LIII), Serie settima, Tomo sesto, Dispensa sesta, S. 730—737. Venezia 1895.

Die behandelte Stelle ist Sat. I 2, 105 ff. Ercole faßt die Worte *leporem . . . nolit* als direkte Rede (dies mit vielen Herausgebern) und gibt dabei dem *ut* konzessiven Sinn wie in dem bekannten Verse *ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.* So gelangt er zu folgender Interpretation: „Il cacciatore, se anche (mentre) insegue la lepre in mezzo alle nevi, non vorrebbe (però = *tamen*) toccarne una che trovasse, senz' alcuna sua fatica accovacciata“. Così egli (l'adultero) mi va canticchiando; ed aggiunge poi: „tale è il mio amore etc.“

Aber das konzessive *ut* bedeutet: „gesetzt daß“, „zugegeben daß“, und diese Bedeutung paßt an der Horazstelle nicht.

17) Paolo Fossataro, Le odi Romane di Orazio. In den Atti della R. Accademia di archeologia, lettere e belle arti di Napoli. Gelesen am 6. Febr. 1894. Vol. XVII, Parte II, No. 4. 1896. 80 S. 4.

S. 1—52. Im vollen Tone des gehobenen Vortrags handelt Fossataro über den Inhalt, die künstlerische Form, die politische Tendenz (im wesentlichen nach Mommsen) u. dgl. Der Leser freut sich dabei nicht sowohl neuer, sicherer Forschungsresultate als der fesselnden, geschickten Darstellung. Nur zwei Einzelheiten merke ich an: Fossataro findet, daß die Oden paarweis zu einander in engerer Beziehung stehen, und weist in Od. III 3 auf die mehrfach wiederkehrende Dreizahl paralleler Sätze hin.

S. 52—80. Appendici. I. La memoria del Mommsen sulle sei odi Romane. Kritisierende Inhaltsangabe. II. Dati per la cronologia delle odi Romane. Der Verfasser setzt die Römeroden in die Zeit von 29 bis 27. III. Intorno alla quistione dell' unità delle odi Romane. Kritik verschiedener Anschauungen. IV. Le ultime due strofe dell' ode seconda. Fossataro behandelt die Ansichten Früherer über den Zusammenhang dieser Strophen mit dem Vorhergehenden. V. La parlata di Giunone nell' ode 3. Die Einfügung dieser Rede sei nicht gekünstelt.

18) Nicolaus Sabat, De imaginibus atque tropis in Horati carminibus, qui ex proportionis ratione proficiscuntur. In der Eos III (1896) S. 3—48.

Eine Abhandlung desselben Verfassers über die Synekdoche bei Horaz ist schon im JB. XXIII S. 47 angezeigt.

Den Inhalt der vorliegenden Schrift zeigen die Überschriften: I. Deorum hominumque condiciones varias tanquam fontem imaginum metaphoricaeque dictionis in Horatii carminibus esse. II. De comparationibus translationibusque, quae ex animalium indole petuntur. III. De arboribus, plantis, floribus, tralaticiae in Horatii carminibus dictionis materia. IV. De translationibus imaginibusque, quae ex inanimis corporibus petuntur. V. De translationibus imaginibusque,

Digitized by Google

quae a corporibus caelestibus et rebus in natura conspicuis petuntur.

In dem löblichen Streben nach Vollständigkeit gerät der Verfasser in Gefahr, zuviel zu bieten. Denn da jede Kultursprache von übertragenen Ausdrücken wimmelt, so hat es eigentlich wenig Zweck, all diejenigen derartigen Ausdrücke zu sammeln und zu klassifizieren, die Horaz als fertiges Sprachgut vorfand und wie jeder andere Römer benutzte, z. B. *fugaces anni*, *aversus lucro* usw. Aber es mag freilich schwer sein, bei einer solchen Zusammenstellung die Grenze zu ziehen.

19) Federigo Eusebio, *Luteus*, *lutum*, *Pallor luteus*. Im Bollettino di filologia classica IV (1897) S. 36—44 und S. 58—62.

Anläßlich eines von einem andern begangenen Versehens beweist Eusebio mit einem großen Aufwande von lexikalischem Rüstzeug, daß das Horazische *lūteus*, Epod. 10, 16, „gelb“ bedeutet.

20) Charles Knapp, Horace, Sat. I 9, 7, *Noris nos*. In den Proceedings of the American Philological Association', XXVIII (1897) S. XXVI f.

Knapp faßt *noris* als Futurum exactum und erkennt hier the use of the future or future-perfect indicative of acts true in the present; demnach übersetzt er: 'you 'll find you know me' or 'I 'll swear you know me'. Daran schließe sich dann *docti sumus* als Begründung: 'you know all men of culture in Rome, and so of course know me'.

Der Verfasser hebt hervor, daß ein ganz ähnlicher Gebrauch des Futurs sich im Deutschen und im schottischen Englisch finde, und allerdings ist derselbe uns Deutschen geläufig genug. Für das Lateinische jedoch wird er bekanntlich von den Grammatikern in Abrede gestellt, und die Stellen, auf die Knapp sich beruft, sind zwar zahlreich, aber gleich die ersten derselben doch etwas andersartig: Liv. XXI 46, 8; VII 1, 1.

21) Charles Knapp, Roman Business Life as seen in Horace. In den Proceedings of the American Philological Association, XXIX (1898) S. XLIV—XLVI, und in The Classical Journal II n. 3 Jan 1907) S. 111—122.

Der Verfasser hat zusammengestellt, was sich aus Horaz zur Kenntnis und Beurteilung dieses wichtigen Gebietes der römischen Realien entnehmen läßt.

22) Petrus Ercole, Orazio, Epodo IV. Im Bollettino di filologia classica, IV (1898), S. 161 f.

Ercole handelt über die Nachahmung des Anacreon durch Horaz, über die von Horaz gemeinte Person und über den Anlaß der Epode, ohne neue Resultate.

Digitized by Google

23) Fr. Nicolini, Horatiana. In der Rivista di storia antica e scienze affini, III (1898), fasc. 4, S. 5—14.

Od. II 20, 1 ff. Nicolini modifiziert die bekannte Deutung Porphyrions (*biformem vatem se dicit, quod et lyrica scribat et hexametros*) dahin, daß er meint, Horaz nenne sich *biformis*, weil er sowohl Oden als auch Iamben verfaßt habe.

Epist. II 1, 50—54. Den Sinn dieser Verse gibt der Verfasser so wieder: Ennius, qui tamen non talem se praestitit, qualis is esse debuit, qui Homeri animam in se habere professus sit, iam securus de se esse potest; quem ad modum Naevius crebris hominum sermonibus usurpatur et omnium animis haeret, quamvis nemo ex iis, qui eum laudibus efferunt, poemata eius lectitet: tanta vetustatis religio animos nostrorum aequalium occupat; dabei stehe *et* für *sed*. Ich bemerke dazu, daß auch Krüger im Anhange seiner Ausgabe den Satz über Naevius ohne Fragezeichen liest und *et* in *sed* ändert. Die Hauptschwierigkeit der Stelle besteht darin, eine reinliche und zuverlässige Scheidung dessen, was Horaz als Worte der Kritiker zitiert, und dessen, was er in eigenem Namen spricht, vorzunehmen.

Epist. II 2, 49—62. Nicolini handelt über *audax* V. 51: illud *audax* ad ingenii fiduciam, quae nulla in eo erat, vel si malumus, quod in philosophis potius quam in poetis ad illud tempus versatus esset, spectare videtur. Er verweist auf Porphyrion zu V. 1 dieser Epistel: *tota fere haec epistula sub hac sententia est, carmina se Romae non fiducia ingenii, sed penuria rei familiaris scripsisse.*

24) Pietro Rasi, Ad Horatii C. III 8, 27. In der Berliner Philologischen Wochenschrift, 1898 n. 26 S. 830—832.

Rasi verlangt die asyndetische Lesung: *dona praesentis cape laetus horae, linque severa,* namentlich weil Horaz *ac* nie (*atque* nur sehr selten) an das Versende stelle.

25) N. Fritsch, Die Quelle Bandusia. In der Wochenschrift für klassische Philologie, 1898 n. 45 S. 1238—1246.

Horaz meine nicht die Quelle bei Venusia, sondern die von ihm nach jener benannte Digentiaquelle. Man kann den Gründen des Verfassers gern beipflichten; aber wenn er bemerkt: „Dafür spricht auch die gleiche Silbenzahl und Betonung der Wörter Digentia und Bandusia“, so will das bei der verschiedenen Quantität nicht viel besagen.

26) J. B. Kan, Ad Horati Sat. II 5, 103 et 104. In der Berliner Philologischen Wochenschrift, 1898 n. 52 S. 1628—1631.

Kan sucht die Stelle in folgender Weise zu korrigieren:

Sparge subinde, et si paullum poteris, lacrimas: scis
Gaudia prodentem voltum celare.

Digitized by Google

Die Konjektur hat schon äußerlich wenig Empfehlendes; auch das *scis* macht nicht den Eindruck natürlicher Ungezwungenheit.

27) Alfred E. Thiselton, The first Ode of Horace. In The Academy 1898 No. 1357. S. 506 f.

In dem Hauptstücke dieser Ode, V. 3—34, findet Thiselton zwei Teile: Division I. Pursuits involving effort, with a view to tangible or material objects, which the poet himself has not sought after. Division II. Pursuits which are there own reward, irrespective of success, all of which the poet has followed in his time, and some of which his experience has led him to forsake. Was der Verf. über den objektiven Unterschied der in V. 3—18 und der in V. 19—34 charakterisierten Beschäftigungen bemerkt, ist gewiß richtig. Nicht ganz so zutreffend ist aber das über Horazens subjektives Verhältnis zu diesen Beschäftigungen Gesagte; denn Jäger ist Horaz doch wohl nicht gewesen.

28) H. de la Ville de Mirmont, La date du livre I des épitres d'Horace. In der Revue des universités du midi, Tome IV (1898) S. 375—383.

Eine knapp und klar geschriebene Abhandlung, die der Beachtung empfohlen zu werden verdient.

Zunächst werden die Daten für die Episteln I 3, I 8, I 9, I 12, I 18 festgestellt, wobei sich ergibt, daß keine von ihnen nach dem Jahre 20 anzusetzen ist; die jüngste ist nach des Verfassers Ansicht I 18, geschrieben à la fin de 734. Da nun die Epistel I 20 zwischen dem 8. Dezember 21 und dem 8. Dezember 20 verfaßt ist, so liegt keinerlei Veranlassung vor, mit O. Ribbeck für einzelne Episteln anzunehmen, daß sie erst bei einer zweiten Ausgabe eingereiht seien. Mit Recht betont der Verfasser: Horace ne dit point qu'il écrit son épitre I 20 pendant le consulat de Lollius et de Lepidus.

Darauf werden auch die übrigen Episteln des ersten Buches, soweit es möglich ist, chronologisch fixiert. Dieser Abschnitt gibt uns nur zu wenigen Bemerkungen Anlaß. Die Epistel I 13 würde wohl besser nicht ins Jahr 23, sondern mit Mommsen ins Jahr 24 gesetzt. Und wenn dies richtig ist, also die drei ersten Bücher der Oden im Jahre 24 herausgegeben sind, und wenn, wie man wegen der Gleichheit der Situation in Epist. I 7 und Od. II 6 mit ziemlicher Probabilität vermutet hat, diese beiden Gedichte derselben Zeit angehören: so kann auch die Epistel I 7, die der Verfasser dem Jahre 23 zuschreibt, nicht unter das Jahr 24 hinabdatiert werden.

Digitized by Google

29) A. A. Burd, The guest of Maecenas. In Hermathena Bd. X, No. XXV (1899), S. 303—311.

Burd verteidigt zu Od. II 20, 6 die alte, schon von Bentley befehdete Auffassung des Wortes *vocare* als einer Einladung zur Mahlzeit. Er meint, that the words 'Superior to Envy' strike the dominating note of this poem, und indem er nun *pauperum sanguis parentum* und *quem vocas* dazunimmt, glaubt er einen beweiskräftigen Parallelismus mit Sat. I 6, 45 ff. gefunden zu haben: *nunc ad me redeo libertino patre natum, quem rodunt omnes libertino patre natum, nunc quia sim tibi, Maecenas, convictor* etc.

Die Einwendungen gegen Burds Deutung sind naheliegend und nicht neu. In Od. II 20 stehen *pauperum sanguis parentum* und *quem vocas* in unmittelbarer Verbindung nicht mit dem Neide, sondern mit der Hoffnung auf Unsterblichkeit, und da will die Einladung zum Essen weder bei kausaler Auffassung noch bei konzessiver (auf eine solche führt die Koordinierung mit *pauperum sanguis parentum* eher hin) einen befriedigenden Sinn ergeben.

30) Carlo Pascal, Tre noterelle oraziane. In den Atti della R. Accademia delle scienze di Torino, XXXIV (1899) S. 549—553.

Sat. I 4, 10. Dieser Stelle entspreche Sat. I 10, 59 ff.; daraus ergebe sich, daß Horaz mit *stans pede in uno* dasselbe gemeint habe wie mit *pedibus senis,* nämlich: rimanendo sempre nello stesso metro. — Das wäre ja also wohl ein witziger Doppelsinn. Einen solchen würde man jedoch hier nur dann anerkennen können, wenn im Gegensatze zu diesem *stans pede in uno* von Polymetrie geredet würde. Aber ein derartiger Gegensatz liegt eben nicht vor. Siehe die daran anknüpfenden, unten zu erwähnenden Artikel von Rasi und Mannucci.

Sat. I 4, 24 f. In den Worten *quod sunt quos genus hoc minime iuvat, utpote pluris culpari dignos,* will Pascal nach Keckes Vorgang *pluris* als Genetivus culpae auffassen. Der Gedanke sei folgender: vi sono tali cui il mio genere di poesia non piace e sono appunti quelli che io biasimo, e che sarebbero degni di un biasimo ben maggiore di quello ch' io loro infliggo. Aber man sieht leicht, daß bei dieser Umschreibung vieles hineingetragen ist, und daß der Begriff „größerer Tadel" überhaupt nicht in den Zusammenhang paßt. Über die sprachliche Möglichkeit von *pluris culpari* äußert sich Pascal nicht.

Sat. I 9, 11 f. Pascal deutet die Worte *cerebri felicem* als testa fina, cervello fino, bell' ingegno, und versteht unter Bolanus den Aufdringlichen. Horaz sagt also spöttisch bei sich: „Was bist du für ein feiner Kopf, Bolanus", mit Bezug auf das öde Geschwätz des Mannes, der sich ihm als ein *doctus* bezeichnet hatte.' Diese Auffassung sei zur Erwägung empfohlen. Die bekannte abweichende Erklärung in den Scholien kann kein Hindernis bilden, da sie allem Anscheine nach nur aus der vorliegenden

Digitized by Google

Horazstelle geschöpft ist. Inhaltlich ist die Scholienerklärung allerdings wohl nicht mit Schütz deshalb zu bemängeln, weil Horaz selbst reizbar und heftig war. Darin konnte eben der Spaß bestehen, daß er hier sein Bedauern darüber aussprach, kein Hitzkopf zu sein, und so seine lesenden Freunde zu dem Zwischenrufe veranlaßte: „Nun, nun, Freundchen, wir wissen recht gut, daß du jähzornig sein kannst!" Aber, wie gesagt: auch Pascals Deutung scheint beachtenswert.

31) R. Sabbadini, *Molli, Plance, mero.* Im Bollettino di filologia classica V (1899) S. 254.

Zu den beiden Stellen, die zugunsten der Auffassung von *molli*, Od. I 7, 19, als Ablativ angeführt zu werden pflegen (Verg. Georg. I 341 *mollissima vina* und Juv. I 69 *molle Calenum*) fügt Sabbadini noch Stat. Silv. III 5, 102 *non molli Lyaeo.*

32) A. Cima, *Matura virgo* (Nota ad Orazio, Odi III 6, 21 segg.). Im Bollettino di filologia classica V (1899) S. 254—256.

Cima gibt dem Adjektiv *matura* hier den Sinn von precoce, maturata troppo presto, maturata anzi tempo, non ben matura, vgl. Gell. X 11. Aus Horaz beruft er sich für diese Bedeutung auf Od. IV 5, 3, Epist. II 1, 15, Od. II 17, 6; aber man kann sich ohne Mühe davon überzeugen, daß diese Stellen denn doch von anderer Art sind.

33) A. Cima, Orazio, Od. I 3, 22. Im Bollettino di filologia classica V (1899) S. 283 f.

Für die passive Bedeutung von *dissociabilis* (= *ἄμικτος*) bringt Cima zu den bisher bekannten Parallelstellen noch eine aus Rutilius Namatianns I 383 f. bei: *namque loci querulus curam Judaeus agebat humanis animal dissociale cibis.*

34) Pietro Rasi, Della frase oraziana *stans pede in uno* (Sat. I 4, 10). Im Bollettino di filologia classica VI (1899) S. 40—42.

Rasi polemisiert gegen Pascal (s. o. n. 30). Die Priorität hinsichtlich der von diesem vorgetragenen Deutung gebühre dem Holländer van Heusde. Aber diese Deutung sei abzulehnen. Denn erstens habe Lucilius sich in seinen Satiren auch andrer Metra als des Hexameters bedient. Und zweitens müsse in *stans pede in uno* das im vorhergehenden Verse erwähnte *vitium* liegen; liege dieses nun in der Einförmigkeit des Metrums, so tadle Horaz damit auch sich selbst. Rasi verbleibt bei der üblichen Auffassung, daß der sprichwörtliche Ausdruck eine große Leichtigkeit des Produzierens bezeichne.

Digitized by Google

35) **Aloisius Mannucci, De illo Horatiano** *stans pede in uno* (Sat. I 4, 10). Im Bollettino di filologia classica VII (1900) S. 65 f.

Mannucci nimmt sich gegen Rasi (s. o. n. 34) der Pascalschen Interpretation dieser Stelle (s. o. n. 30) an; jedoch muß Ref. gestehen, in Mannuccis Worten nichts, was einer Begründung ähnlich sähe, gefunden zu haben.

36) **Petrus Rasi, De locutione illa Horatiana** *stans pede in uno* (Sat. I 4, 10) **rursus quaeritur.** Im Bollettino di filologia classica VII (1900) S. 108—110.

Rasi contra Mannucci (s. o. n. 35). Für die übliche Erklärung falle die Autorität der ältesten Erklärer stark ins Gewicht. Ferner entspreche der Vers Sat. I 10, 59 nicht dem Ausdrucke *stans pede in uno,* sondern dem Verse Sat. I 4, 7.

Darauf hat Mannucci noch einmal in seinen Noterelle filologiche, Empoli 1901, S. 8 ff., erwidert, und schließlich kommt auch Rasi in seiner unten zu besprechenden Publikation vom Jahre 1909 auf diese Streitfrage zurück.

37) **Oreste Nazari, Orazio,** Od. III 4, str. 1. Im Bollettino di filologia classica VI (1900) S. 183—185.

Nazari faßt die Strophe folgendermaßen auf:

Discendi dal cielo e intona orsù sulla tibia,
regina Calliope, un lungo canto,
sia che tu priferisca accompagnarti al suo suono acuto,
sia che alle corde della cetra di Febo.

Indessen, wo steht bei Horaz etwas von Begleiten? Und kann im Gegensatz zu *fides citharaque* das einfache *vox acuta,* auch wenn vorher die Flöte erwähnt ist, auf die Flöte gedeutet werden?

38) **Emilio Debenedetti, L'epistola I 7 di Orazio.** In Atene e Roma III (1900) n. 19—20, S. 217—224.

Die Epistel I 7 sei zu gleicher Zeit und in gleicher Stimmung geschrieben wie Epist. I 8.

39) **Ferdinando Gnesotto, Le odi romane di Orazio e la critica di Ugo Jurenka.** In den Atti e Memorie della R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova, N. S. XVI (1900) S. 103—138.

Zu dieser Abhandlung hat sich Gnesotto durch einen Aufsatz von Jurenka im Philologus 1898 (vgl. JB. XXXI S. 76 ff.) veranlaßt gesehen; denn er möchte den Dichter gegen die herabwürdigende Beurteilung, die er von Jurenka erfahren habe, in Schutz nehmen. Im ganzen, d. h. von einigen Übertreibungen und Mißverständnissen abgesehen, dürfte Jurenkas realistische Anschaunng aber doch der Wahrheit näher kommen als Gnesottos Idealismus, und wer nicht schon von vornherein auf des letzteren

Digitized by Google

Standpunkt steht, wird sich durch seine Proteste nicht umstimmen lassen. In Einzelnem hat Gnesotto freilich recht: so z. B. in der Ablehnung von Jurenkas unmöglicher Auffassung der Konstruktion in Od. III 4. 2 ff. (vgl. JB. a. a. O.).

40) E. Pottier, Sur un vers d'Horace: *proicit ampullas et sesquipedalia verba*, Art poétique 97. In der Revue des études anciennes II (1900) S. 225—232. (Annales de la faculté des lettres de Bordeaux XXII).

Nach Prüfung der in Betracht kommenden Stellen gelangt Pottier zu folgendem Resultate: le sens véritable et original des mots *λήκυθος*, *ληκυθίζειν*, traduits en latin par *ampulla, ampullari*, est celui de phrases sonores, de couplets oratoires, lancés à toute volée et d'une voix vibrante ... Si Horace a employé ces expressions en y mettant une idée plaisante et un peu satirique, il n'en a certainement pas modifié le sens qui est différent de ce que nous entendons par 'ampoulé'.

41) H. T. Johnstone, Horace, Od. IV 4, and the second Aeneid: some remarkable resemblances. In Hermathena Bd. XI, No. XXVII (1901), S. 343—352.

Dem Verfasser sind Ähnlichkeiten zwischen Od. IV 4 und dem zweiten Buche der Äneis aufgefallen, und er gibt nun eine ziemliche Anzahl solcher Parallelen. Er bemerkt dazu, er habe einige minder wichtige Punkte, die er sich ausnotiert gehabt habe, fortgelassen. Auch der Referent wird seinerseits in der unten folgenden Zusammenstellung noch einzelnes, was ihm gar zu zweifelhaften Wertes schien, mit Stillschweigen übergehen. Und trotzdem wird manchem die nachstehende Zusammenstellung bei Nachprüfung noch weiterer Sichtung bedürftig erscheinen. Es ist eben dem Verfasser ergangen, wie es häufig geht: wer einen Fund gemacht hat und dann weiter sucht, findet mehr, als da ist. Aber daß Johnstone etwas gefunden hat, soll nicht bestritten werden, und man kann ihm gern zustimmen, wenn er es für wahrscheinlich erachtet, that Horace had, shortly before composing this Ode, read that book of the Aeneid; that he had naturally been duly impressed by it; that portions of its substance, its imagery, and even its phraseology had sunk into his mind; that he had then, more or less unconsciously, reproduced them in his own poem; and that this is the true explanation of the striking resemblances.

Nun in kurzer Form das Beweismaterial. Od. IV 4, 54 f. = Aen. II 747. Od. IV 4, 57—60 = Aen. II 626 f. Od. IV 4, 57 (*bipennis* nur hier bei Horaz) = Aen. II 479. Od. IV 4, 59 = Aen. II 664, 358, 527. Od. IV 4, 40 = Aen. II 249. Od. IV 4, 11 (*draco* nur hier bei Horaz) = Aen. II 225. Od. IV 4, 50 = Aen. II 355 f. Od. IV 4, 12 = Aen. II 357. Od. IV 4. 43 f. = Aen. II 417 f. Od. IV 4, 5 = Aen. II 491. Od. IV 4, 43 = Aen. II 304 f.

Digitized by Google

Od, IV 4, 13 = Aen. II 306. Od. IV 4, 76 = Aen. II 633. Od. IV 4, 14 = Aen. II 722. Zwei dieser Stellen findet man schon bei Keller (1899) verzeichnet, wo zu dieser Ode auch mehrere beachtenswerte Parallelen aus andern Büchern der Äneis und den Eklogen angeführt werden: Od. IV 4, 11 f. = Aen. XI 751 ff. Od. IV 4, 14 = Aen. VII 484. Od. IV 4, 15 = Eklog. 7, 15. Auch Nachahmung einzelner Vergilischer Ausdrücke ist erkannt worden: siehe Kiessling-Heinze zu *ceu* V. 43 und zu *Ausonias* V. 56.

42) Giorgio Pitacco, Ancora delle odi romane d'Orazio. In Atene e Roma IV (1901) n. 28 S. 120—124.

Pitacco ist der Ansicht, die Römeroden seien nicht als Zyklus geschrieben. È probabile che Orazio nell' ordinare con scrupolosa simmetria i tre libri delle odi, trovato che il numero di quelle in metro alcaico superava di gran lunga quello delle altre, abbia qui messo insieme queste sei di charattere più serio, senza che gli fosse balenata l'idea di cantare *carmina non prius audita* per la rigenerazione morale della gioventù romana.

Aber durch die Beziehungen zwischen den Römeroden und den Inschriften des Ehrenschildes wird die obige Anschauung widerlegt.

43) Robert S. Radford, Remains of Synapheia in Horace and Roman Tragedy. In den Proceedings of the American Philological Association XXXII (1901) S. IX—XII.

Den auf Horaz bezüglichen Abschnitten entnehmen wir Folgendes. Das häufige Vorkommen von *in* und *et* am Schlusse sapphischer und alcäischer Verse weist auf enge Verbindung hin. Der Prozentsatz der kurzen Endsilben in Horazens sapphischen, alcäischen und asklepiadeischen Versen ist unverhältnismäßig klein. Auch über den Hiatus am Versende gibt Radford Zusammenstellungen.

44) L. J. Richardson, On the Form of Horace's Lesser Asklepiads. In den Proceedings of the Philological Association of the Pacific Coast; Anhang in den Proceedings of the American Philological Association, XXXII (1901) S. LXIV f.

Dies ist ein kurzes Referat über die nachher im American Journal of Philology XXII (1901) S. 283—296 erschienene Abhandlung, die bereits im JB. XXIX S. 38 angezeigt ist.

45) W. S. Elden, Notes on the Conditional Sentence in Horace. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXII (1901) S. XCIII—XCV.

Elden stellt die Beispiele zusammen für *si* mit dem Indicativus Perfecti und dann im Hauptsatze Imperativ; ferner *si* mit Indic. Praes. und dann Indic. Fut., usw. Auch über den Gebrauch von *sive*, von *si* = *sin*, von *sic* und *ita* in Wünschen werden Übersichten gegeben.

Digitized by Google

46) William E. Waters, An Horatian Gloss. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXII (1901) S. XCV f.

Eine Glosse C. G. L. 5, 236, 9 bietet in einem Zitat aus Od. I 20, 10 die Lesung *tum bibis*; mit Benutzung der handschriftlichen Lesung *bibes* findet Waters demnach in der Schlußstrophe diesen Sinn: Then when you have finished your visit, you shall find a better wine on your journey; there are plenty of better quality. Meines Erachtens ist sowohl die Bezeichnung der im Gedichte gar nicht erwähnten Reise durch das bloße *tum* undenkbar, als auch fehlt eine für den Ausdruck des von Waters vermuteten Gedankens unentbehrliche Ortsbezeichnung wie: „an den Produktionsorten“; denn sonst klingt es, als habe Mäcenas bisher keinen Cäkuber und Kalener getrunken. Der letztere Einwand ist derselbe, welcher auch gegen die mit Ausnahme der Lesung gleichartige Auffassung Hoppes (1908; vgl. JB. XXXV S. 75) geltend gemacht werden mußte.

47) E. M. Pease, Note on Horace Sat. I 5, 16 *nauta atque viator*. In den Proceedings of the Philological Association of the Pacific Coast: Anhang in den Proceedings of the American Philological Association XXXII (1901) S. LIII—LIV.

Der Verfasser entscheidet sich dafür, that *viator* was a traveler on the boat, and *nauta* the man on the tow-path, in der Hauptsache gewiß richtig und in Übereinstimmung mit manchen deutschen Herausgebern; nur dürfte es sich doch empfehlen, *viator* kollektiv zu fassen, worüber u. a. Schütz zu vergleichen ist. — Beachtenswert scheint noch die Bemerkung des Verfassers, daß jener *nauta* nicht der einzige Mann zur Bedienung des großen, stark besetzten Bootes gewesen sein kann: it is impossible to think of one man taking care of the helm and attending to the wants of the passengers, not to mention the managing of the mule in the distance, and the difficulty of getting off and on the boat in motion. Auch braucht ja Horaz selbst den Plural, V. 11 f.: *tum pueri nautis, pueris convicia nautae ingerere.*

48) Joannes Kopacz, De Horatii rectae vitae praeceptis. In der Eos VII (1901) S. 154—179.

Der Verfasser hat das gesamte umfängliche Material aus Horaz fleißig gesammelt, übersichtlich geordnet und mit einem verbindenden Texte versehen. In der Gesamtauffassung bekundet er verständiges Urteil.

49) Gabriele Grasso, Il *pauper aquae Daunus* Oraziano. In den Studi di geografia classica e di topografia storica. Ariano 1901. S. S. 19—31.

Diese Abhandlung, in welcher der Verfasser zu beweisen versucht, daß Daunus der eponyme Heros eines Flusses sei und man diesen Fluß in dem heutigen Carapella wiederzuerkennen habe, ist vorher bereits in der Rivista di filologia e d'istruzione

Digitized by Google

classica, XXIV (1896) S. 243—253, erschienen und in diesen Jahresberichten XXVII S. 73 f. angezeigt. Bei der zweiten Publikation ist ein Anhang, S. 30 f., hinzugekommen; hier lehnt der Verfasser u. a. mit Recht die Vermutungen ab, welche nachher Cristofolini (vgl. JB. XXVII S. 75) und Ussani (vgl. JB. XXVII S. 77) zu dieser Stelle vorgetragen haben.

50) George Lincoln Hendrickson, Horace and Lucilius: a study of Horace Serm. I 10. In den Studies in honor of Basil L. Gildersleeve. Baltimore 1902. The Johns Hopkins Press. S. 151—168.

Hendrickson behandelt diejenigen auf Horazens Urteil über Lucilius bezüglichen Stellen von Sat. I 10, wo die geläufigen Erklärungen ihm einer Korrektur oder genaueren Fassung bedürftig scheinen. Wir merken einiges daraus an. V. 11. *Tristis* bedeute hier nicht „ernst“, sondern „herbe“, „rauh“, πικρός; vgl. Kiessling-Heinze. — V. 17. *Hoc sunt imitandi,* nämlich mehr in ihrer Beherrschung des *ridiculum* als im Gebrauche des *acre.* Jenes habe aber Lucilius eben nicht getan. — V. 53. *Comis* enthalte außer seinem ironischen Sinne vielleicht ein Wortspiel mit κωμῳδός. — V. 57 f. *Rerum dura natura* = der spröde Charakter des Stoffes (*res* = πράγματα), und zwar namentlich mit Rücksicht auf die von Lucilius gewählte hexametrische Form. — V. 64 ff. Die beiden konzessiven Sätze bezögen sich zurück auf die beiden möglichen Gründe für die Mangelhaftigkeit der Poesie des Lucilius; es entspreche *comis et urbanus* den Worten *illius dura natura,* und *limatior quam rudis et Graecis intacti carminis auctor* den Worten *rerum dura natura.* In Wirklichkeit eines der beiden bezeichneten Zugeständnisse zu machen liege nicht in Horazens Absicht. — V. 72—90. Auch in diesen Versen habe Horaz stets den Gegensatz zu Lucilius im Auge, der ausgesprochenermaßen für ein ganz anderes Lesepublikum schrieb. In Sat. II 1 finde Horaz mehr anerkennende Worte für Lucilius; dies beruhe auf seiner nunmehr gesicherten Stellung und dem Wegfall der Fehde mit den Kritikern.

Exkurs über V. 66 *limatior quam rudis et Graecis intacti carminis auctor,* more finished than was to have been exspected of the pioneer in a form of poetry as yet unhewn and unshaped by the hands of Greek predecessors. Diese alte, neuerdings von vielen verlassene Auffassung verteidigt Hendrickson in grammatischer Hinsicht durch den Hinweis auf ein Beispiel bei Tac. Hist. III 53 und inhaltlich durch die Bemerkung, daß Lucilius eben der Erfinder der von den Griechen nicht kultivierten hexametrischen Satire sei, so daß kein Widerspruch mit Sat. I 4 vorliege.

Nach dem Urteile des Ref. erörtert Hendrickson in dieser Abhandlung das viel behandelte Thema mit ruhiger Verständigkeit und klarem Blicke. Seine Deduktion hat Hand und Fuß, und es ist ihm meines Erachtens gelungen, manches Dunkel zu erhellen.

Digitized by Google

51) H. T. Johnstone, Notes on passages in the Satires of Horace. In Hermathena Bd. XII, No. XXVIII (1902), S. 29—39.

Sat. I 3, 23 f. Johnstone macht auf das Spiel mit Gleichklang und Bedeutung aufmerksam, das in den Worten *ignoras, ignotum, ignosco* vorliegt.

Sat. II 3, 71 f. In den Worten *malis ridentem alienis* seien zwei Scherze enthalten: 1. unter Anspielung auf *aes alienum* eine Andeutung, daß der Mann auf deine Kosten lacht, 2. unter Bezugnahme auf des Proteus Verwandlungsfähigkeit ein Hinweis auf die Beweglichkeit der Gesichtszüge des Mannes.

Epist. II 3, 80 ff. In dem Verse *hunc socci cepere pedem grandesque cothurni* stecke ein Spaß: die Schuhe wählen sich einen Fuß. Auch in *alternis aptum* und *vincentem strepitum* liege vielleicht eine Fortsetzung solcher Zweideutigkeit vor.

Epist. II 3, 147. *Nec gemino bellum Troianum orditur ab ovo*: vielleicht eine kleine Anspielung auf die Phrase *ab ovo*, wie sie sich in der Verbindung mit *usque ad mala* findet.

Über diese Mutmaßungen eines Nebensinnes sagt der Verfasser selbst: my readers will decide for themselves wether they agree with my view. In der Tat kann man sich der Befürchtung nicht erwehren, daß Johnstone mitunter zu weit geht; aber z. B. das zu Epist. II 3, 80 Bemerkte dürfte doch begründet sein.

Sat. I 3, 66. *Communis sensus* sei „Takt". So auch viele deutsche Übersetzer.

Sat. I 4, 10. Zu *stans pede in uno* gibt J. eine moderne Parallele aus Farrars Life of Christ, App. 3.

Sat. I 4, 126 f. Für den Satz *avidos vicinum funus ut aegros exanimat, mortisque metu sibi parcere cogit,* schlägt J. eine von der herkömmlichen stark abweichende Auffassung vor: *avidos* = miserly, *aegros* = ill from starvation, *sibi parcere* = to make oneself comfortable. Der Dichter rede ebenso wie in Sat. I 1, 70 ff. von Geizigen, die sich durch Entbehrungen zu Grunde richten. Aber diese Interpretation wird verfehlt sein, und man wird dabei bleiben müssen, mit den Scholien und Herausgebern die Stelle — was auch dem Wortlaute nach näher liegt — auf schädliche Eßlust Kranker zu beziehen. Ich habe schon früher einmal darauf hingewiesen, daß die Vorstellung, Kranke müßten zu ihrem eigenen Besten ihre Eßlust bekämpfen, den Alten geläufiger war als uns, und zwei Ovidstellen herangezogen: Rem. am. 228 *et oranti mensa negata mihi*; Ars am. II 335 *neve cibo prohibe* (nämlich der Liebhaber soll der Kranken, um sich einzuschmeicheln, gewähren, was ihr eigentlich versagt werden müßte). Vgl. auch Plat. Lach. 192 E.

Sat. I 10, 65 ff. Über den Sinn dieser vielumstrittenen Stelle äußert sich Johnstone ohne Zuversichtlichkeit so: His polish was, no doubt, finer than that of the times before Grecian influence was felt at all (*Quam rudis et Graecis intacti carminis auctor*): finer than that of the period in which his own time lay, when

Digitized by Google

that influence was beginning to exert, and was gradually extending, its power ... As for the fact, that *auctor* is in the singular number, that is quite easy to understand as a contemptuous reference to 'a composer of verse' not worth particularizing further, like the *turba* used in speaking of the other class. Vgl. Hendrickson in der vorhergehenden No.

Sat. II 3, 129. Johnstone zieht die Lesung *tuo* vor: wegen der besseren Bezeugung, wegen der Horazischen Stellung des Adjektivs, wegen des Wohlklanges.

Sat. II 3, 299. *Ignoto pendentia tergo* bezieht Johnstone auf die *cauda* von V. 53 und vermutet für beide Stellen eine Anspielung auf eine uns unbekannte Redensart oder Sitte.

Epist. I 1, 44. Die Worte *animi capitisque labore* erklärt der Verfasser so: toil that involves courage and risk of life. Der Sinn wäre ja befriedigend; aber ergibt er sich in ungezwungener Weise aus dem lateinischen Wortlaute?

Epist. I 1, 74 f. In den Worten *quia me vestigia terrent, omnia te adversum spectantia, nulla retrorsum* findet Johnstone diesen Gedanken: Because my individuality would be swallowed up, and for ever lost in the confused and undistinguishable mass of all that had been your courtiers, were your victims, and have become yourself.

52) P. Sandford, Notes on Two Passages of Horace. In Hermathena Bd. XII No. XXVIII (1902) S. 44—47.

Epist. I 1, 59 ff. Sandford ist der Ansicht, daß die Worte der Knaben bis *culpa* reichen. Seine Begründung herzusetzen mangelt uns der Raum; aber ein derartiger Vorschlag würde, wenn er gut wäre, auch ohne weiteres von selbst einleuchten. Dieser Vorschlag aber ist m. E. von vornherein unmöglich: Spielverse solchen moralischen Inhaltes gibt es nicht und gab es nie. Wie das *recte* im Munde der Knaben gemeint war, findet man in vielen Kommentaren zutreffend angegeben.

Sat. I 1, 80 ff. Die Verse 80—83 spreche der Geizige, die Verse 84—87 Horaz, die Verse 88—91 (*At si cognatos* etc.) wieder der Geizige. The above apportioning of the dialogue seems to remove all the serious difficulties (?).

53) Leon J. Richardson, On certain sound properties of the Sapphic Strophe as employed by Horace. In den Transactions of the American Philological Association, XXXIII (1902) S. 38—44.

Richardson liefert detaillierte statistische Angaben namentlich über Cäsur und Diärese, über Pausen des Sinnes, über Elision und Ekthlipsis, über die Strophe als Ganzes. Wir notieren daraus einzelnes. Im elfsilbigen sapphischen Verse stehen lange Worte vorzugsweise in der zweiten Hälfte. Nur ein einziger Vers beginnt mit zwei zweisilbigen Worten. Interpunktion ist im dritten Verse der Strophe etwa nur halb so häufig wie im ersten oder zweiten.

Digitized by Google

54) Curtis C. Bushnell, The First Four Feet of the Hexameter of Horace's Satires. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXIII (1902) S. LVI—LVIII.

Bushnell handelt über die Verteilung von Daktylen und Spondeen in den ersten vier Füßen. Die häufigste Ordnung ist dsss, die seltenste dddd. Auffällig ist die Wiederholung desselben Schemas sdss in fünf aufeinander folgenden Versen, Sat. II 5, 96—100:

importunus amat laudari: donec „ohe iam"
ad caelum manibus sublatis dixerit, urge:
crescentem tumidis infla sermonibus utrem.
cum te servitio longo curaque levarit,
et certum vigilans „quartae sit partis Ulixes",

wozu sich noch V. 102 *„nusquam est? unde mihi tam fortem tamque fidelem?"* gesellt. Die Spondeen nehmen in Horazens Satiren, wie bei den meisten lateinischen Dichtern, vom ersten bis zum vierten Fuße an Häufigkeit zu.

55) John C. Rolfe, On Hor. Carm. III 6, 21. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXIII (1902) S. LXII—LXIV.

Der Verfasser erwägt in sehr besonnener Weise die Bedeutung von *de tenero ungui*. Er meint, daß bei den von den Nägeln hergenommenen Phrasen mindestens ursprünglich ein deutlicher Unterschied bestand zwischen denjenigen, die „tief innerlich" bedeuteten und kein Adjektiv enthielten, und denjenigen, die „von Jugend auf" bedeuteten und mit dem Adjektiv *ἁπαλός tener* gebildet waren. Das Adjektivum *tener* erwecke den Begriff der Jugendlichkeit; in der Bedeutung to the quick sei *tener* nicht gebraucht worden. *De* komme im Sinne von „von . . . an" nicht vor. Für Horaz gelangt er dann zu dem Resultate: My opinion is that Horace has combined two different idioms in *de tenero ungui*, and that the meaning is 'with all her youthful soul'. — Ref. hält diesen kleinen Aufsatz für recht verdienstlich: über die sprachgeschichtliche Entwickelung der einschlägigen Phrasen ist eine ansprechende Vermutung aufgestellt; die gegen eine temporale Auffassung der Horazischen Worte schon von früher her bestehenden Gründe sind durch den Hinweis auf die Bedeutung von *de* um einen neuen vermehrt; das Adjektiv *tener* hat eine annehmbare Erklärung gefunden. — Beiläufig sei bemerkt, daß eine ähnlich klingende Phrase von den Nägeln sich auch in einer modernen Sprache findet: man sagt im Russischen съ молодыхъ ногтей, wörtlich „von jungen Nägeln an" = „von frühester Kindheit an".

56) H. T. Archibald, The Fable in Archilochus, Herodotus, Livy and Horace. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXIII (1902) S. LXXXVIII—XC.

Archibald handelt über den Zweck der Fabeln bei Horaz, über ihren Charakter und die bei der Darstellung angewandten Kunstmittel.

Digitized by Google

57) Ernest Ensor, Notes on the Odes of Horace. In Hermathena Bd. XII No. XXVIII (1902) S. 105—110.

Od. IV 14, 10 ff. Bei der üblichen Interpunktion *Drusus Genaunos . . . Breunosque . . . deiecit acer plus vice simplici; maior Neronum* etc. findet Ensor die Worte *plus vice simplici* in der ihnen gewöhnlich beigelegten Bedeutung anstößig, da Horaz von einem früheren Siege der Genaunen oder Breunen nichts gesagt habe. Aber mußte er das denn noch besonders tun, wenn *plus vice simplici* „in mehr als einfacher Vergeltung" bedeutet? Und war es nicht durchaus taktvoll, daß er sich in einem solchen Ehrenliede darauf beschränkte, die früheren Niederlagen der Römer nur leise anzudeuten? Vergleiche sein ganz gleichartiges Verfahren hinsichtlich der Vindelicier Od. IV 4, 24. Ensor nun interpungiert: *Drusus . . . deiecit; acer plus vice simplici maior Neronum* etc. Horace means that Drusus did exceeding well, and Tiberius better still. Aber weder durfte Horaz so gröblich gegen den höfischen Ton verstoßen, noch gestattet der Sprachgebrauch, den Textworten *plus vice simplici* einen derartigen Sinn beizulegen.

Od. II 9, 21 f. *Medumque flumen gentibus additum victis minores volvere vertices.* Gegen die gewöhnliche Interpretation wendet Ensor ein: how can a river be said to be added to nations? Aber nennt nicht auch Vergil Aen. VIII 722 ff. Flüsse mitten unter den *victae gentes*? Ensor selbst nimmt *additum gentibus victis* im Sinne von set like a gaoler upon conquered nations. Indes die Vorstellung von dem Flusse, der zum Kerkermeister seiner bisherigen Freunde und Landsleute gemacht und dabei selbst gedemütigt ist, hat nichts Lockendes.

Od. IV 2, 49 ff. Ensor schreibt: *Teque, dum procedit io Triumphe, non semel dicemus io Triumphe civitas omnis.* Mit *te* ist Antonius gemeint; in dem Satze mit *dum* ist *io Triumphe* Subjekt zu *procedit*; Horaz und seine Freunde riefen: *io Triumphe, Antoni.* Horace means that the crowd will hail Antonius also, as well as Caesar, with cries of *io Triumphe.* 'You also, whilst the cry "Ho Triumph" is passing along, we shall address as "Ho Triumph".' Wir begnügen uns, diese Deutung zu verzeichnen.

Od. II 8, 21—24. *Te suis matres metuunt iuvencis,*
Te senes parci miseraeque nuper
Virgines nuptae, tua ne retardet
Aura maritos.

Ensor macht auf die Ähnlichkeit mit Catull. LXI 51—55 aufmerksam:

Te suis tremulus parens
Invocat, tibi virgines
Zonula solvunt sinus.
Te timens cupida novos
Captat aure maritus.

Digitized by Google

Der Nachweis dieser unleugbaren Ähnlichkeit ist jedenfalls dankenswert. Was die Erklärung derselben anlangt, so denkt Ensor an spöttische Travestie. Wohl kaum mit Recht. Wahrscheinlich lag dem Horaz der Klang der Catullischen Verse unbewußt im Ohre. Zur Unterstützung dieser letzteren Ansicht möchte ich eine andere, meines Wissens sonst noch nicht angemerkte Anlehnung des Horaz an Catull hersetzen; man vergleiche:

Cat. LXIV 103 non ingrata tamen frustra munuscula divis,
Hor. Epist. I 7, 17 non invisa feres pueris munuscula parvis.

Auch erinnere ich daran, wie dem Horaz seine eigenen Redewendungen unvermerkt immer wieder in den Griffel kamen; man sehe darüber die lehrreiche Zusammenstellung von Fritsche, Die Wiederholungen bei Horaz, Güstrow 1903. Besonders interessant ist übrigens bei der von Ensor nachgewiesenen Parallele, daß der dem Horaz vorschwebende Catullische Schluß *aure maritus* ihm für sein eigenes Gedicht den lautlich ähnlichen Schluß *aura maritos* eingab. Das ist genau derselbe psychologische Vorgang, den wir Epist. I 18, 108 beobachten können; dort sind Horazens Worte am Versanfang *quod superest aevi* eine unklare Reminiscenz an einen Versanfang des von ihm so eifrig studierten Lucrez V 206: *quod superest arvi.*

58) V. Brugnola, Quadretti Oraziani. In Atene e Roma V (1902) n. 43—44 S. 633—646.

Brugnola handelt ganz hübsch und verständnisvoll über Horazens Geschicklichkeit in der Kleinmalerei.

59) Carlo Pascal, Un verso di Orazio. (Epod. 16, 52.) Im Bollettino di filologia classica IX (1902) S. 35—37.

Pascal meint, in einer Stelle des Numenios bei Athenaeus VII 305 A:

καὶ δὲ σύ γε μνήσαιο δελείατος, ὅττι παρ' ἄκρα
θῆεις αἰγιαλοῖο γεώλοφα· τοὶ μὲν ἴουλοι
κέκληνται, μέλανες, γαιηφάγοι, ἔντερα γαίης,

eine gewisse Ähnlichkeit mit Horazens Vers *neque intumescit alta viperis humus* gefunden zu haben, und vermutet, Horaz habe eine derartige griechische Dichterstelle benutzt. Eine etwas wunderliche Annahme.

60) Philippus Caccialanza, *Mutare, permutare.* Im Bollettino di filologia classica IX (1902) S. 37—39.

Caccialanza führt die Stellen, an denen diese Verba bei Horaz vorkommen, nach den Konstruktionen geordnet vor; zu Od. II 16, 18 verlangt er entweder *quid terras alio calentes sole mutamus patriae?* (eine Nachahmung griechischer Konstruktion) *quis exsul* etc. oder *quid terras alio calentes sole mutamus patria? quis exsul* etc.

Digitized by Google

Letzteres ist ja bekanntlich eine sehr alte Konjektur. Aber mit Recht ist man dabei geblieben, *patriae* zum Folgenden zu ziehen; vgl. besonders Orelli-Hirschfelder.

61) Paolo Fossataro, Studii di letteratura classica. Napoli 1902, Stab. tipo-stereotipo F. di Gennaro e A. Morano. 196 S. 8.

Mit Ausnahme des letzten Abschnittes (S. 156—196) handelt das ganze Buch über Horaz. Vgl. oben no. 17.

S. 5—72. Le Odi Romane di Orazio. Diese sachkundige und klare Darstellung des Anlasses und Gedankeninhaltes der Römeroden ruht im wesentlichen auf der von Mommsen geschaffenen Grundlage. Aber wenn Fossataro bei der vierten Römerode S. 55 meint, Horaz stelle sich hinsichtlich der Notwendigkeit eines Partherkrieges auf die Seite der öffentlichen Meinung und bringe sich dadurch in einen Gegensatz zu Augustus, so muß dies als unmöglich erachtet werden. Die sechs Römeroden sind nach Fossataros Ansicht, S. 11, durch besondere Beziehungen zu Paaren verbunden; indes dürfte dies mindestens bei 5 und 6 nicht recht erweislich sein. In den Versen Od. III 5, 34—36 und namentlich in den Worten *et Marte Poenos proteret altero* findet Fossataro S. 60 wegen der vielen *r* und *t* einen eisernen Klang, der die ganze stolze Leidenschaftlichkeit des Regulus zum Ausdruck bringe; jedoch kommt ähnliche Häufung solcher Konsonanten auch vor, wo von beabsichtigtem eisernen Klange nicht die Rede sein kann.

S. 73—93. La memoria del Mommsen sulle sei odi Romane. In der Hauptsache schließt sich Fossataro an Mommsen an; in einigen Punkten polemisiert er gegen ihn, und es werden dabei auch die Ansichten von Cauer und von Plüß erwogen.

S. 93—96. Dati per la cronologia delle odi Romane. Der Verfasser stellt die bekannten Anhaltspunkte für die Datierung zusammen, mit dem Resultate: questi dati intanto, per quanto scarsi, convergono tutti al periodo degli anni 29—27 a. C.

S. 96—107. Intorno alla quistione dell' unità delle odi Romane. Die Ansichten von Peerlkamp, Schütz, Lehrs, Ritter, Nauck werden von dem Verfasser mit gesundem Urteil geprüft. Jedoch möchte man annehmen, daß er inzwischen, nachdem die Beziehungen der Römeroden auf den Ehrenschild ermittelt sind (vgl. v. Domaszewski, Rhein. Mus. LIX S. 302 ff.; JB. XXXI S. 98), selbst seine Ansichten etwas modifiziert hat.

S. 107—109. Le ultime due strofe dell' ode seconda. Inbetreff des Zusammenhanges dieser beiden Strophen mit dem übrigen Gedichte übersetzt Fossataro die Auseinandersetzung von Schütz und verweist auf seine eigene Darstellung im ersten Teile, wo er S. 12 gesagt hat: Orazio pensa, con Augusto, che nello spirito della nuova generazione bisogna rieccitare la virtù militare, la virtù civile e il sentimento religioso che s' erano attutiti.

Digitized by Google

S. 110—113. La parlata di Giunone nell' ode 3a. Die Rede der Juno habe nichts Gezwungenes und schweife nicht vom Thema ab.

S. 114—133. Un' ode d' Orazio e un' ode del Monti. Im Jahre 1784 hat der Dichter Vincenzo Monti an den Luftschiffer Montgolfier eine Ode gerichtet, die sich bis zu einem gewissen Grade an Horazens Ode I 3 anlehnt.

S. 134—142. Note ermeneutiche sull' ode I 3 di Orazio. V. 1. *Sic* faßt Fossataro in dem bei Beschwörungen üblichen Sinne und sucht die dann entstehende Schwierigkeit durch den Hinweis auf die Personifizierung des Schiffes zu heben, welches gleichsam sein eigenes Schicksal habe. Die Sache liege ähnlich, wie wenn man zu einem Boten, dem ein wertvoller Gegenstand anvertraut sei, sage: Fa buon viaggio e caldamente ti raccommando di recar questo intatto. — V. 7. *Reddere* bedeute: portare fino a. In Übereinstimmung mit vielen Herausgebern. — V. 10. *Circa* erklärt Fossataro wie Kießling-Heinze und verweist noch auf Epist. II 3, 132, auf Hom. Il. II 490, Aeschyl. Prom. 242 und auf Porphyrion. Wenn sich nur *triplex* mit dieser Auffassung in befriedigender Weise vereinigen ließe. — V. 22. Nach längerer Erörterung der bisher vorgebrachten Interpretationen entscheidet sich Fossataro für folgende: separò tra loro le terre con l'oceano che doveva, nella divina intenzione, esser con quelle inconciliabile. — V. 26. Fossataro will das Wort *nefas* zwar nicht als Ausruf, aber als eine aus einem Relativsatze verkürzte Apposition zu dem ganzen vorhergehenden Satze ansehen: *gens humana ruit per vetitum (quod est) nefas*; oder auch so: *gens humana ruit nefarie per vetitum*. Wir werden unten bei Besprechung einer Schrift von Rasi diese Stelle noch einmal zu erwähnen haben, an der in Italien wunderliche Künsteleien verübt werden. — Was die Abfassungszeit der Ode anlangt, so tritt Fossataro der Vermutung von Friedrich entgegen, daß die Ode aus dem Jahre 19 stamme und erst bei einer zweiten Ausgabe der drei ersten Bücher hier eingeschaltet sei. Er stellt eine Anzahl vermeintlicher Mängel zusammen, die es ihm wahrscheinlich machen, daß die Ode der ersten lyrischen Periode des Dichters angehöre; sie müsse sich dann also auf eine vielleicht nur geplante Reise Vergils beziehen.

S. 143—155. Il Gingillino del Giusti e la Satira II 5 di Orazio. Eine Parallele.

Das Buch bringt zwar nicht viel Neues, ist aber verständig geschrieben und liest sich gut.

62) Giosuè Carducci, I primi tre epodi di Orazio. Saggio di versione. In der Nuova Antologia, Vol. CII, Serie IV, 16. Dizembre 1902, S. 577—586.

Wer den berühmten Namen des Dichters der Odi barbare und die Überschrift liest, wird nicht das erwarten, was sogleich

Digitized by Google

die Eingangsworte besagen: Tradussi in prosa, perchè in rima o ritmicamente non saprei e non vorrei. Carducci gibt hier also von den drei Epoden 7 und 13 und 16 den lateinischen Text und eine italienische Übersetzung in Prosa; beigefügt hat der philologisch gebildete Verfasser jedesmal eine kleine Abhandlung, und da diese für uns wichtiger ist, besprechen wir die Publikation hier in der dritten Abteilung.

Bei der Epode 7 erörtert er das Datum der Abfassung und setzt sie ins Jahr 43. Seine meisten Einwendungen gegen jüngere Datierungen dürften nicht stichhaltig sein; aber richtig scheint, was er gegen die Beziehung auf den aktischen Krieg vorbringt: daß dieser von Horaz und den meisten Römern nicht als ein Bürgerkrieg, sondern als ein auswärtiger angesehen sei. Dann druckt Carducci die Nachahmung dieser Epode von Jean Baptiste Rousseau ab (vgl. Stemplinger, Das Fortleben der Horazischen Lyrik, 1906, S. 445).

Die Epode 13 setzt Carducci mit Ritter ins Jahr 42, veranlaßt zunächst durch Porphyrions Anmerkung: *hortatur contubernales ut* etc. È un render l'anima a questo epodo l'imaginarlo scritto sul campo di Filippi, dopo la rotta e la morte di Cassio, nell' intervallo dei venti giorni alla definitiva rotta ed eccidio di Bruto, l' autunno inoltrato del 712 (42 a. G. C.): ci sta anche il ricordo del giorno natale d'Orazio, 8 dicembre . . . Le circonstanze rispondono: il campo de' repubblicani era su due colli non lungi da Filippi, a mezzogiorno il mare, a settentrione le grandi foreste del monte Pangeo da cui soffiava l' aquilone di Tracia; e Appiano (Guerra Civile IV 22) parla di una tempesta dopo la prima rotta di Cassio, e Plutarco (Bruto 47) di gran pioggie sopravenute nell' autunno e di un aspettato aspro inverno. Dopo la rotta di Cassio poteva bene il poeta pensare: *deus haec fortasse benigna reducet in sedem vice.* Che se non, cerchiamo ristoro nel vino e nel canto, come il nobile Centauro incuorava al suo grande alunno. Ben sapeva egli che Achille non sarebbe tornato dai campi di Troia. Così forse anche noi giaceremo su questi campi filippensi.

Carduccis Bemerkungen über den Anlaß von Epod. 16 (er setzt sie ins Jahr 40) entfernen sich nicht von der üblichen Auffassung.

63) **Vincenzo Ussani, Per un verso di Orazio** (Epod. 16, 52). Im Bollettino di filologia classica IX (1903) S. 157—159.

Dieser Artikel ist durch den oben (n. 59) angezeigten Pascalschen veranlaßt worden. Ussani macht auf eine bisher nicht herangezogene Parallelstelle bei Lucan II 397 ff. aufmerksam: *nullo vertice tellus altius intumuit.* Hinsichtlich der Deutung der Horazstelle schließt er sich an Kießling an.

Digitized by Google

64) **Paul Lejay, La date et le but de l'art poétique d'Horace.** In der Revue de l'instruction publique en Belgique, Tome XLV (1902) S. 361—386 und Tome XLVI (1903) S. 153—185.

Die Lektüre dieser sehr klar und verständig geschriebenen Abhandlung gewährt großes Vergnügen. Ob es dem Verfasser gelingt, in diesen überaus diffizilen Fragen alle Andersdenkenden zu seiner Ansicht hinüberzuziehen, ist eine Sache für sich; aber jedenfalls hat er einen recht interessanten, beachtenswerten Beitrag zur Debatte geliefert.

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile, aus denen wir einige der wichtigsten Sätze herausheben.

I. Les données chronologiques de l'Épître aux Pisons. Keine der literarischen Anspielungen in der Ars poetica liefere uns die gesuchte chronologische Begrenzung (S. 370). — Das vom Rheine Gesagte (V. 18) passe am besten auf die Zeit der Rückkehr des Drusus, im Winter 11/10, wo der Schwarm der Dichter diesen Fluß reichlich oft erwähnen mochte (S. 371). — Der Vers 301 sei später als der Winter 16/15 (S. 375). — Die Verse 63 ff. bezögen sich auf die Zeit nach dem Tode Agrippas i. J. 12 (S. 381). — Porphyrions Zeugnis über die Person des älteren Piso sei unverächtlich; daraus folge aber die Abfassung der Ars poetica in den letzten Lebensjahren des Dichters (S. 384 f.). — So ergebe sich als Zeit des Abschlusses der Ars poetica etwa das Jahr 10.

II. Les idées littéraires d'Horace et le but de l'Épître aux Pisons. Nach einem umfassenden und gründlichen Überblick über Horazens literarischen Entwickelungsgang kommt Lejay (S. 184) zu folgendem Resultate: Tel paraît avoir été le but d'Horace: susciter des poètes dramatiques. L'œuvre de restauration littéraire entreprise sous le règne d'Auguste serait alors complète. Tous les genres auraient été abordés et renouvelés. Nous retrouvons dans ce projet toutes les idées qu'Horace a recueillies et éprouvées sur la littérature au cours de sa vie. Nous retrouvons aussi ce patriotisme littéraire qui le rend si fier d'avoir donné aux Romains un Alcée et un Archiloque.

Auch einige Bemerkungen des Verfassers zu einzelnen Stellen hier kurz zu verzeichnen können wir uns nicht versagen. Epist. II 3, 63 ff. Von bloßen Projekten und Plänen, etwa Cäsars, könne dies nicht gesagt sein; wo noch nichts sei, habe der Tod sein Recht verloren. Auch tue man unrecht, jede dieser Horazischen Angaben auf ein bestimmtes einzelnes Faktum zu beziehen. Vielmehr habe der Dichter drei allgemeine Kategorien von großartigen und doch vergänglichen Unternehmungen hinstellen wollen (S. 377 ff.) — Epist. I 19, 28. In dem Verse *temperat Archilochi musam pede mascula Sappho* bedeute *temperare* soviel wie régler. Sappho et Alcée ont réglé leur muse sur la marche d'Archiloque, c'est-à-dire ne sont pas sortis des types métriques employés par Archiloque, types dactylique et ïambo-trochaïque (S. 166). —

Epist. II 1. Die von Augustus gelesenen sermones quosdam, die Sueton bei Angabe des Anlasses von Epist. II 1 erwähnt, bezieht Lejay nicht mit Kießling auf den Brief an Florus und die Ars poetica, sondern auf das erste Buch der Episteln (S. 167). — Die Abfassung der Episteln II 1 und II 2 verlegt Lejay ungefähr in die Jahre 13 und 12 (S. 170).

65) P. Knapp, Bemerkungen zu Horaz. Im Neuen Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs X (1903) S. 411—416.

Knapp handelt darüber, inwiefern das, was Horaz über seine Neigung zum Landleben mitteilt, für bare Münze zu nehmen sei. Das Resultat der wohldurchdachten Darlegung ist, daß Horaz seiner ganzen Denkweise nach zu dauerndem Aufenthalte auf dem Lande nicht taugte.

66) H. T. Johnstone, Notes on the Epistles of Horace. In Hermathena Bd. XII, No. XXIX (1903) S. 295—308.

Der Verfasser gibt Bemerkungen zu der Ausgabe von Wilkins; wir notieren davon einiges.

Epist I 2, 31. Das Scholion *quia adhibemus sonitum citharae ac lyrae, ut facilius sopiamur,* beweise nichts für die Lesart *somnum.* — Epist. I 7, 29. Das von Keller gegen Bentleys *nitedula* vorgebrachte Argument, daß ein Wiesel einer Maus einen solchen Rat nicht geben könne, sei wertlos. — Epist. II 1, 173 ff. Den Sinn dieser Stelle faßt Johnstone ungefähr so: Plautus zeigt sich in seiner Habsucht nicht besser als Dossennus, eine durch Geldgier ausgezeichnete Spezies von Parasiten. Diese Interpretation der schwierigen Stelle sei zur Beachtung empfohlen. — Epist. II 2, 81 ff. Der Gedankengang ist nach des Verfassers Ansicht folgender: So-and-so (i. e. Horace) selected quiet Athens as a place to devote his mind to books etc.: result — awkward shyness and so on; but now, under my present circumstances, I cannot go back to the quiet so essential to the poet: so you must not exspect Odes from me. — Epist. II 2, 114. *Et versentur adhuc intra penetralia Vestae.* The suggested meaning is that of something held in popular respect and veneration; possibly with a hint that this respect is due rather to tradition than to reason.

67) Ernest Ensor, Notes on the Odes of Horace. In Hermathena Bd. XII, No. XXIX (1903) S. 441—446.

Od. III 4, 9 ff. In V. 9 konjiziert Ensor: *me fabulosae in Volturem ut appuli* oder auch *attuli,* as I betook myself to Voltur outside the threshold of my native Apulia. *Fabulosae* sei mit *nutricis Apuliae* zu verbinden. Die Konjektur müssen wir, wie alle übrigen, die zu dieser Stelle vorgebracht sind, ablehnen. — Od. III 24, 4. Der Verfasser beginnt: it is agreed that *Apulicum*

Digitized by Google

is wrong; indessen ist dies keineswegs eine auch nur annähernd allgemeine Ansicht. Er vermutet nun: *et mare publices*, was er dann deutet: throw open (for building) the Tyrrhenian sea, let it out to the public to build upon; he may be doing it for his own gain, or as a public benefactor. Aber eine solche parzellierende Tätigkeit würde keinen für diesen Krösus charakteristischen Zug bilden. — Od. III 11, 17 ff. Ensor schlägt vor: *Cerberus, quamvis furiale centum muniunt angues caput, eicitque spiritum taetrum, saniesque manat ore trilingui*, was etwas reichlich viel Änderungen sind. — Od. III 14, 21 ff. Für die Verse *dic et argutae properet Neaerae murreum nodo cohibere crinem* gibt Ensor folgende Auffassung: Each of his orders is nullified by a kind of *σκῶμμα παρὰ προσδοκίαν*. So he shouts: 'Bid also clear-voiced Neaera hasten —'; than he sinks back in idleness, and adds, 'to bind her perfumed hair in a knot.' Wie die in V. 21 ausgesprochene Forderung durch V. 22 ungültig gemacht sein soll, ist nicht abzusehen; die Weisung, Neaera solle sich schnell frisieren, hat ja überhaupt keinen vernünftigen Sinn ohne die stillschweigende Ergänzung: und sie solle herkommen.

68) Mortimer Lamson Earle, On Horace, Carm. I 3, 1—8. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXIV (1903) S. XXI f.

Earle plädiert für die Einsetzung eines *ut* nach *Vergilium*, eine Konjektur, die, wie er selbst anmerkt, bereits von Döderlein vorgetragen ist. Aber ein zwingender Grund, die Überlieferung für korrupt zu erachten, dürfte schwer beizubringen sein.

69) John C. Rolfe, *De tenero ungui*, Hor. Carm. III 6, 24. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXIV (1903) S. LV—LIX.

Rolfe gibt hier einen Nachtrag zu seiner Abhandlung vom Vorjahre (siehe oben n. 55), indem er noch manches einschlägige Material zur Bedeutung von *de* und *unguis* liefert. Das Resultat bleibt unverändert: Horazens Ausdruck solle bedeuten: with all her youthful soul und sei a combination of *ex unguiculis* and *a tenero ungui* (*unguiculis*).

70) Otto Keller, Comment les scolies non-porphyrioniennes sur Horace ont-elles pris le nom d'Acron? In den Mélanges Boissier. Paris 1903, Albert Fontemoing. gr. 8. S. 311—314.

Keller stellt über die in einigen Handschriften sich findende Bezeichnung als Akronische Scholien folgende Ansicht auf: Le rédacteur de ce groupe a peut-être vécu en Italie au douzième siècle, et sachant que le meilleur commentateur d'Horace s'appellait Acron, il a, certainement pas de bonne foi, mais pour faire mieux respecter son oeuvre, placé à la tête de son livre le nom d'Acron.

Digitized by Google

commentateur autrefois fort estimé et plein de mérite. C'est ainsi que le *ψευδεπίγραφον* à pris naissance.

Demgegenüber muß aber darauf hingewiesen werden, daß Graffunder im Rhein. Museum LX (1905) es wahrscheinlich zu machen gesucht hat, daß „der Kern unseres Akronischen Kommentars dennoch auf den Helenius Acron zurückgeht" (vgl. JB. XXXII S. 54). Einen anderen Standpunkt nehmen in dieser Frage folgende Schriften ein: 1) Wessner, in Bursians Jahresbericht Bd. CXXXIX S. 170 ff.; 2) A. Langenhorst, De scholiis Horatianis, quae Acronis nomine feruntur, quaestiones selectae. Dissert. Bonn 1908 (dem Ref. zur Zeit nicht zugänglich); 3) Wessner, in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1909 S. 1107 ff.

71) Léon Veruier, Sur un passage de l'épître aux Pisons. In den Mélanges Boissier. Paris 1903, Albert Fontemoing. gr. 8. S. 451—454.

Es handelt sich um die Verse 251 ff. Wir setzen die Hauptstelle der Erörterung unverkürzt her: Horace après avoir parlé de la réforme d'Archiloque (v. 252—254) s'occupe ici de la versification latine. La clef de la phrase, d'un tour compliqué, est l'expression *non ut, sans que*. Quand on dit en français: *Il n'y a pas longtemps qu'il parle sans bégayer,* cela ne signifie pas: *Il parle depuis peu;* mais bien *Depuis peu il ne bégaye plus en parlant.* L'idée maîtresse de la phrase, comme il arrive assez souvent dans Horace, n'est pas exprimée par le verbe principal (cf. v. 266.) Le sens serait donc: „Depuis quelque temps, l'iambe, pour frapper l'oreille d'une cadence plus lente et plus grave, a bien voulu par condescendance continuer à admettre au partage de ses droits de famille le spondée, compagnon sérieux et posé, mais sans pousser la camaraderie jusqu'à lui céder la deuxième ou la quatrième place".

Dies ist, wie der Verfasser selbst sagt, une opinion déjà émise, mais peu défendue. Letzteres wohl mit Recht, da durch die obige Auffassung eine seltsame Lückenhaftigkeit in der Darstellung der Geschichte des iambischen Verses und eine so gekünstelte Konstruktion erzielt werden, daß dergleichen dem Horaz nicht wohl zugetraut werden kann.

72) Bronislavos Kruczkiewicz, Obvia (Hor. Epist. II 1, 69—71). In der Eos IX (1903) S. 153—156.

Kruczkiewicz nimmt bei den Versen *non equidem insector delendave carmina Livi esse reor, memini quae plagosum mihi parvo Orbilium dictare* daran Anstoß, daß Orbilius die Gedichte des Livius Andronicus dem Unterrichte sollte zu Grunde gelegt haben, und versucht, dem Texte einen ganz anderen Sinn abzugewinnen. Die Bedeutung von *dictare* schließe hier nicht den Zweck des Niederschreibens ein (vgl. Epist. I 6, 50); praeterea pronomen *quae*

Digitized by Google

non ad sola *carmina Livi*, sed ad totam sententiam *delenda esse carmina Livi* referendum esse censeo. Also im Sinne von *quod*. Itaque iam nihil impedire videtur, quominus Orbilium tantum abfuisse, ut lectitandis dictandisque Livi carminibus discipulos suos vexaret, ut potius eadem, utpote vitiosa, delenda esse iterum iterumque censeret, concedere possimus.

Diese Auffassung erscheint in sprachlicher Hinsicht unmöglich, und auch der erzielte Gedanke nimmt sich sehr wunderlich aus: der Lehrer sagt seinen kleinen Schülern immer wieder, ein gewisses altertümliches Schriftwerk verdiene vernichtet zu werden (?).

73) Pietro Rasi, Di un esempio errato di sillessi in latino (Orazio, Od. I 37, 21). Im Bollettino di filologia classica X (1904) S. 228—230.

Rasi legt ganz richtig dar, daß in den Worten *daret ut catenis fatale monstrum. quae generosius perire quaerens* etc. eine Constructio κατὰ σύνεσιν nicht vorliege; *quae*, das hier keinen wirklichen Relativsatz beginne, sondern nur eine relativische Anknüpfung darstelle, beziehe sich auf den im Vorhergehenden enthaltenen Begriff *Cleopatra*; ein *quod* für *quae* sei hier ganz unmöglich. Ebenso übrigens Kießling-Heinze.

74) Domenico Carutti, Una strofa storica di Orazio. In den Atti della R. Accademia delle scienze di Torino, XXXIX (1904) S. 539—549.

Die Strophe, um die es sich handelt, ist Od. II 7, 9 ff. *tecum Philippos et celerem fugam sensi relicta non bene parmula* etc. Carutti gibt eine eingehende historische Darstellung von der Auffassung dieser Strophe und setzt ausführlich die Verhältnisse vor, bei und nach der Schlacht bei Philippi auseinander. Er selbst schließt sich der freundlichen Interpretation Dillenburgers an: *relicta non bene parmula* bedeute einfach: *ab armis discessi, arma posui.*

75) Edward Kennard Rand, Imitation of Ovid in Horace. In den Transactions of the American Philological Association, XXXV (1904) S. 136—147.

Dem Verfasser ist die Ähnlichkeit zwischen Hor. Od. IV 1, 16 *late signa feret militiae tuae* und Ov. Am. II 12, 28 *iussit militiae signa movere suae* (vgl. auch Ov. Am. I 11, 12 *in me militiae signa tuere tuae*) aufgefallen. Nach seinen chronologischen Erwägungen, die freilich wohl nicht jeden Zweifel ausschließen (vgl. als neueste Behandlung dieses Gegenstandes den Aufsatz von Remigio Sabbadini, Per la cronologia delle poesie amorose d'Ovidio, in der Rivista di filologia e d'istruzione classica XXXVII, 1909, S. 166—169), ist der Ovidvers älter als der Horazische, und daher hält

Digitized by Google

Rand letzteren für eine Nachahmung; Horace takes off his cap to the rising generation, to Ovid (ebenso faßt Kießling-Heinze zu Epod. 16 das Verhältnis des Vergil zu Horaz auf: „Das ist das Kompliment des Meisters für den aufstrebenden Anfänger"), who heads the coming school; why not pay a decent courtesy to a youngster who writes clever poetry and shows his sense by copying some of the good things in one's own verse? — Auch die Übereinstimmung zwischen Hor. Epist. I 8, 3 *si quaeret quid agam, dic multa et pulchra minantem vivere nec recte nec suaviter* und Ov. Am. I 11, 13 *si quaeret quid agam, spe noctis vivere dices,* führt Rand auf Benutzung des Ovidverses durch Horaz zurück. Zu dieser Horazstelle bemerkt L. Müller: „halb annektiert, wie solches bei ihm nicht selten, wenn auch nicht aus eigenem Unvermögen, von Ovid". Dagegen Rand: I believe it is Horace who adapts. The simpler message of Ovid's impassioned lover is expanded into a witty parody, quite in Horace's manner; the Muse plays the part of a go-between, a Nape.

So hübsch auch Rand seine Ansicht zum Teil vorträgt: überzeugend wirkt sie nicht. Sie widerstreitet eben allem, was bisher mit Sicherheit über das Verhältnis der beiden Dichter bekannt ist, und erweckt dadurch ein berechtigtes Mißtrauen. Wie in Ovids Corinna-Gedichten Reminiscenzen an die drei ersten Odenbücher und die Satiren vorkommen (Rand stellt sie S. 141 zusammen: Am. II 8, 9 ff. = Od. II 4; Am. II 13, 19 = Od. III 22, 2; Am. I 12, 13 = Sat. I 8, 1), so wird man auch die Übereinstimmungen, die sich in ihnen mit Hor. Od. IV und Epist. I finden (soweit überhaupt Entlehnung vorliegt, was bei *signa militiae* wohl nicht sicher ist), nicht in entgegengesetzter Weise zu beurteilen haben.

76) **Paulus Fossataro, Horatiana.** In Carmen III 7, 10 sq. Im Bollettino di filologia classica XI (1904) S. 87—89.

Fossataro ist der Ansicht, daß Horaz mit den Worten *tuis ignibus uri* sich absichtlich eines mehrdeutigen Ausdrucks bedient habe: Illud *tuis ignibus uri* in duo sententiarum genera accipiendum videtur, quorum unum duplex sit: ut simul id significet: 'eodem igne accensa est, qui te incendit (id est, quem tu amas eundem amat)', atque 'accensa est quo tu igne ex iure tuo ardes (id est, tua exstitit aemula)'; simul illud: 'amore in te Gygis discruciatur'. Itaque unum est quasi quoddam amoris incendium quo plures flammas inter se accendant alantque, ardores cruciatusque hac illac invicem gignentes. Das alles soll Horaz in diese wenigen Worte hineingeheimnißt haben? Ich meinerseits habe — was dem Verfasser nicht bekannt geworden zu sein scheint — im Programm des Domgymnasiums zu Halberstadt vom Jahre 1897 die Stelle als verderbt zu erweisen versucht und für *tuis* vermutet: *intumis.* Zum Gedanken verwies ich dabei auf Od. I 13, 8

Digitized by Google

quam lentis penitus macerer ignibus und zu dem *u* von *intumus* auf Keller, Epileg. Od. I 9, 21 (auch über *optumus*: Epileg. Od. IV 5, 1, Sat. I 3, 130).

77) Karl P. Harrington, Horace as a Nature Poet. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXV (1904) S. V—VII.

Horaz hat sich aus den Tagen der Kindheit ein lebhaftes Gefühl für die Natur bewahrt. Nur einige wenige Naturerscheinungen haben einen minder starken Eindruck auf ihn gemacht, als man erwarten möchte.

78) J. Elmore, Note on Horace, Sat. I 6, 126. In den Proceedings of the Philological Association of the Pacific Coast; Anhang in den Proceedings of the American Philological Association, XXXV (1904) S. XCII f.

In den Worten *lusumque trigonem* ist nach Elmore *lusum* Particip und drückt den abstrakten Begriff der Handlung aus: the ball-playing. Man brauche nicht anzunehmen, daß Horaz selbst mitgespielt habe; vielleicht sei er nur Zuschauer gewesen.

In gleichem Sinne hat Elmore ein Jahr darauf über diese Stelle in The Classical Review gehandelt; vgl. JB. XXXIII S. 67.

79) J. E. Church, Old Problems in Horace and Vergil. In den Proceedings of the Philological Association of the Pacific Coast; Anhang in den Proceedings of the American Philological Association, XXXV (1904) S. XCVI.

Über diese Arbeit, die sich, was Horaz anlangt, auf Od. I 3, 1—8 bezieht, liegt in den Proceedings nur eine kurze Notiz vor, aus der hervorgeht, daß Church sich gegen den oben n. 68 erwähnten Artikel von Earle wendet: a reply, based on Bücheler, Carm. Lat. Epigr. 196, 197, 198, 215; Tibullus I 4, 1—3 etc.

80) R. Sciava, La terza satira di Orazio e gli schiavi. In Atene e Roma VII (1904) n. 63 S. 69—82.

Das interessanteste Stück dieser lesenswerten Abhandlung ist die Besprechung der Verse 80—86. Die Versuche, den Sinn derselben nach der humanen Seite abzuschwächen oder die Stelle als Hyperbel oder Ironie zu deuten oder die hier ausgesprochene Gesinnung als die gemeinsame jenes Zeitalters darzustellen, weist Sciava zurück. Es laste auf Horaz der schwere Vorwurf, das Menschtum der Sklaven verkannt zu haben. Sciava stellt aus Horazens Gedichten noch manche für seine Denkweise in diesem Punkte charakteristische Stellen zusammen.

Digitized by Google

81) **Röskens, Zur Erklärung von Hor. carm. I 1.** In der Zeitschrift Gymnasium XXIII (1905) S. 155 f.

Zu Od. I 1, 14 verlangt Röskens *impavidus*. Diese Peerlkampsche Konjektur ist längst als durchaus überflüssig und metrisch anstößig (vgl. L. Müller) abgelehnt worden. — Die Disposition der Ode faßt Röskens so auf: 1) Manche Menschen dienen dem Ruhme und der Ehre, 2) manche dem Erwerbe, 3) manche folgen ihrer Neigung und Liebhaberei. Präziser und schärfer scheint mir die von Thiselton (s. oben n. 27) gegebene Formulierung der Disposition.

82) **G. Pierleoni, L'arte poetica di Orazio e il de oratore di Cicerone.** In Atene e Roma VIII n. 80 (1905) S. 251—260.

Bei einer Vergleichung der beiden Schriften kommt Pierleoni zu dem Resultate, daß, wie Crassus zuerst über die Beredsamkeit und dann über den Redner handelt, so auch Orazio nell' epistola indirizzata ai Pisoni espone le sue idee 1) sui canoni fondamentali della poesia e sulla tecnica del drama, 2) sui requisiti necessari al buon poeta, con intenzione didascalico-parenetica. Interessant ist die Übereinstimmung mit der ziemlich gleichzeitig von E. Norden aufgestellten Disposition; vgl. Jb. XXXII S. 65.

83) **Nicola di Lorenzo, *Quamvis* con l'indicativo in Orazio.** Im Bollettino di filologia classica XII (1905) S. 13—18.

Der Verfasser stellt die Stellen für *quamvis* mit dem Konjunktiv und ebenso die für *quamvis* mit dem Indikativ zusammen, prüft bei einer jeden den Gedanken und gelangt zu dem Resultate, daß Horaz mit dem Konjunktiv etwas als nur möglich und hypothetisch habe bezeichnen wollen, mit dem Indikativ dagegen als real. Daß dies richtig ist, dürfte keinem Zweifel unterliegen; es muß von vornherein als selbstverständlich angesehen werden, daß der Römer die beiden Modi nicht so ganz promiscue gebrauchte, sondern mit dem Konjunktiv eine andere Empfindung ausdrückte als mit dem Indikativ. Aber nicht j e d e der Horazstellen von *quamvis* mit dem Indikativ ist von der Art, daß man sagen könnte: hier war der Konjunktiv ausgeschlossen.

84) **Augusto Mancini, Sul commento Oraziano del codice della biblioteca pubblica di Lucca N. 1433 (Trattato di origine Alcuiniana).** In den Atti del congresso internazionale di scienze storiche (Roma, 1—9. Aprile 1903). Volume II, Roma 1905, S. 243—248.

In seinem Index codicum latinorum publicae bybliothecae Lucensis (in den Studi Italiani di filologica classica, volume ottavo, S. 211 f., Firenze 1900) hatte Mancini eine Handschrift mit folgendem Inhalt verzeichnet: 1) Commentarius in Horatii artem poeticam, in epistulas, in sermones; 2) Expositio Remigii super

Digitized by Google

Catonem. Dieser Kommentar, welchen Mancini später herauszugeben beabsichtigt, hat Ähnlichkeit mit dem in einer Wiener Handschrift, welchen Zechmeister im Jahre 1877 veröffentlichte. Diese Ähnlichkeit beruht nicht auf Abhängigkeit des einen vom andern, sondern auf Benutzung einer gemeinsamen Quelle. Mancini vermutet, der Luccaer Kommentar sei un trattato dipendente da quello di Alcuino dovuto verisimilmente a Remy d'Auxerre.

85) N. Vianello, Orazio, epod. 16, v. 59. 60. Im Bollettino di filologia classica XII (1906) S. 208—210.

Der Umstand, daß Darstellungen von Schiffen in Stein und Bronze mitunter am Vorderteil eine Tiergestalt, u. a. einen Stier, aufweisen, hat den Verfasser auf den verwunderlichen Gedanken gebracht, ob Horaz bei den Worten *non huc Sidonii torserunt cornua nautae* vielleicht ein solches Stierbild gemeint habe.

86) R. Sciava, *Nemo dexterius fortuna est usus* (Hor. Sat. I 9, 45). In Atene e Roma IX n. 90—91 (1906) S. 215—217.

Le parole *Nemo dexterius* ecc. insieme con le precedenti *Paucorum hominum* ecc. sono dette di Mecenate da Orazio, e sottintendono, come permettono appunto le precedenti, *in eligendis amicis*; vale a dire nessuno meglio di Mecenate ha saputo evitare il pericolo delle grandi fortune, quello di essere avvolti e contaminati da un nuvolo di falsi amici. Daß dies mit *fortuna uti* nicht gemeint sein kann, bedarf wohl keiner Ausführung. So passend eine Ergänzung wie *in eligendis amicis* zu *mentis bene sanae* ist, so unzulässig ist sie beim folgenden Satze.

87) Bronislavos Kruczkiewicz, Obvia III. In der Eos XII (1906) S. 108—110.

Der Verfasser handelt über Od. I 6, 1 f. *Vario* sei Dativ, *alite* Ablativus modi oder adverbialer Ablativ, und zwar in der Bedeutung: *omine*. An dem Fehlen eines Adjektivs bei einem derartigen *alite* nimmt er keinen Anstoß; durch den Zusatz des Genetivus obiectivus *Maeonii carminis* entstehe der Sinn: *auspiciis sive omine eodem, quo Homerica carmina scripta sunt*.

Ähnliches ist ja in Anlehnung an die Scholien zu wiederholten Malen vorgebracht worden; so sagt von Neueren Sargeaunt: we must either read *aliti* or separate *alite* from *Vario*, taking it harshly as 'with an omen', as it were under Homeric auspices.

Aber die grammatische Schwierigkeit dürfte dabei weit größer sein, als wenn man *Vario Maeonii carminis alite* zusammenfaßt. Und Kruczkiewicz's sachliches Bedenken, potueritne eo tempore, quo hoc carmen scriptum esse consentaneum est, Varius apte atque commode dici ab Horatio poeta *κατ' ἐξοχήν* epicus, wird nicht ins Gewicht fallen.

Digitized by Google

88) T. Nicklin, On Horace Satires I 3, 7. In The Classical Review XXI (1907) S. 14 f.

Nicklin macht darauf aufmerksam, daß die Worte *io Bacchae* ein geeignetes Mittel zur Übung der Stimme bilden, so wie die heutigen Gesanglehrer eine gewisse Folge von Vokalen singen lassen.

89) H. H. Johnson, On Herodas and Horace. In The Classical Review XXI (1907) S. 233.

Aus Horaz werden zwei Stellen behandelt. Od. II 8, 13. Für *ridet hoc, inquam, Venus ipsa* verlangt Johnson: *ridet hoc nequam Venus ipsa*. Dagegen ist zu sagen, daß *inquam* keinen ernstlichen Anstoß erregt, und daß Horaz in einer Ode wohl kaum von einer Göttin das Adjektiv *nequam* gebrauchen durfte.

Epist. II 2, 123. In dem Satze *virtute carentia tollet* bevorzugt Johnson das gut bezeugte *calentia* und übersetzt: will adopt what is instinct with worth. Eine solche Lesung und Auffassung ist schon früher versucht; vgl. die Anmerkung bei Schütz, und über *tollere* Kießling-Heinze. Als einen natürlichen, glatten Ausdruck kann man, meine ich, *virtute calentia tollet* nicht bezeichnen.

90) J. Elmore, Horace Carm. I 34, 14. In Classical Philology II (1907) S. 341.

Elmore will in den Versen *hinc apicem rapax fortuna cum stridore acuto sustulit, hic posuisse gaudet* das *cum* als Konjunktion fassen; zu Gunsten dieser Annahme führt er namentlich an, man brauche dann *sustulit* nicht als gnomisches Perfekt anzusehen.

Es mag sein, daß letztere Erklärung nicht bequem ist; indes zwingt das noch nicht dazu, den Satz für einen Nebensatz zu halten. Kann doch auch das Perfekt hier deshalb stehen, weil die Handlung dieses Hauptsatzes der Handlung des folgenden Hauptsatzes vorhergeht; die Herausgeber verweisen auf Verg. Aen. V 145. Bedenklich ist bei Elmores Interpretation die Zweideutigkeit der Stelle; er beruft sich auf zwei Stellen, wo *cum* vor einem Ablativ Konjunktion ist, Epod. 12, 8 *cum pene soluto* und Sat. II 7, 53 *cum proiectis insignibus*; aber an diesen beiden Stellen ist jedes Mißverständnis ausgeschlossen. Auch wäre eine Anaphora (*hinc ... hic*) bei Nebensatz und Hauptsatz eigenartig; über diesen Punkt äußert sich Elmore nicht.

91) George Dwight Kellogg, *Simius iste* = Fannius? In Classical Philology II (1907) S. 466 f.).

Der Ausdruck *simius iste*, Sat. I 10, 18, gehe auf sklavische Abhängigkeit und bezeichne den in V. 80 erwähnten Fannius, von dem Ähnliches ausgesagt werde: *ineptus Fannius Hermogenis con-*

Digitized by Google

viva Tigelli; dafür spreche auch die gleiche Messung von *Fannius* und *simius*. Das ließe sich ja hören; aber bedenklich macht doch das entgegenstehende Zeugnis der Scholien, wonach vielmehr Demetrius mit dem *simius* gemeint sei.

Ferner weist Kellogg darauf hin, daß die von Horaz in einem Verse mit *Hermogenes* und *simius* bezeichneten Personen an den Hermogenes in Platons Kratylos und an den Simmias (Kellogg: Simias) in Platons Phädon erinnern, welche beide bei Platon im Phädon 59 bc und bei Xen. Mem. I 2, 48 dicht zusammen begegnen. Es liege bei Horaz vielleicht eine Anspielung auf irgend einen Scherz vor. Ins Klare wird darüber nicht leicht zu kommen sein.

92) H. Ludwig, Über den Gebrauch der Präposition *a* (*ab*) bei Horaz. Im Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs XIV (1907) S. 229—232.

Ludwig bietet uns für diese Präposition eine Statistik 1) über ihre Formen, 2) über ihre Stellung, 3) über ihren metrischen Gebrauch, 4) über ihre syntaktische Verwendung. Zu wesentlicher Erhöhung des Wertes dieser Zusammenstellungen würde es beigetragen haben, wenn der Verfasser hervorgehoben hätte, worin etwa Horaz von dem allgemeinen Sprachgebrauche abweicht.

Bei No. 3 heißt es: „durch Position lang erscheint *ab* in folgenden Stellen: *ab Iove* Od. I 28, 29, Epist. I 12, 3; *ab labore* Epod. 17, 24, *ab Lamo* Od. III 17, 1". Man vermißt folgende zwei Stellen: *ab dis* Od. III 16, 22 und *ab se* Od. III 5, 43.

93) Moses Stephen Slaughter, Horace, an appreciation. In The Classical Journal III n. 2 (Dez. 1907) S. 45—57.

Eine zutreffende Charakteristik des Dichters und seiner Poesie. Neue Gesichtspunkte wolle man hier nicht suchen; der Wert dieses Aufsatzes liegt in seiner gefälligen, wohl abgerundeten Form, ganz entsprechend dem Anlasse: Presidents address, read at the meeting etc.

94) E. R. Garnsey, Epilegomena on Horace, in the form of a critical letter. London 1907, Swan Sonnenschein & Co. 176 S. 8.

Dieses Buch ist bald nach der oben unter n. 11 angezeigten Schrift desselben Verfassers, The Odes of Horace, a translation and an exposition, erschienen. Hier die Inhaltsangabe: Introductory, S. 1—3; On the interpretation of the Odes, S. 4—16; The Epodes, S. 16—34; The Satires, S. 34—46; The Satyricon of Petronius, S. 46—75; Recent exposition of Horace, S. 76—83; The Epistles, S. 84—127; The Catalecta, S. 127—143; Ovid, Lycaon's banquet, Met. I 141 and ff., S. 144—153; Note on Ode IV 5 and Curtius, De gestis Alexandri Magni X 28, S. 153—154; Concluding Remarks, S. 155—160; Appendix, The Character and Conduct of Augustus and its Relation to the Date of the Three Books, S. 161—170; Index. Der Standpunkt des Verfassers ist derselbe wie

Digitized by Google

in der ersteren Publikation, auf deren Besprechung wir daher verweisen. Hier nur einiges aus den vorliegenden Nachträgen.

S. 12 f. Mit Asterie, Od. III 7, ist möglicherweise Julia gemeint. — S. 19 f. Alfius (Epod. 2) ist Licinius Murena. — S. 20. Die Verse Epod. 3, 1 f. deuten auf Murenas Handlungsweise hin. — S. 25 f. Varus, Epod. 5, ist Murena; denn Murena war buckelig, which is the primary signification of Varus, though this word was specially applied to a distortion of the legs. — Und so fort, durch das ganze Buch. Wir geben noch einen Passus aus einer späteren Partie, S. 93: The next epistle (nämlich I 5) I again believe to be an address of bitter mockery to the dead Murena — the „Torquatus" whose *torques*, in the shape of a *laqueus* or bowstring, had deprived him of life.

95) G. L. Hendrickson, Horace's propempticon to Virgil. In The Classical Journal III n. 3 (Jan. 1908) S. 100—104.

Bei der Ode I 3 sind schon manche der Ansicht gewesen, es fehle ein rechter Zusammenhang zwischen V. 1—8 und V. 9—40, ja der Inhalt des zweiten Abschnittes sei der Situation wenig angemessen; vgl. als neuesten Vertreter dieser Meinung Prodinger, Wiener Studien XXIX S. 165 ff. (JB. XXXIV S. 137 f.). Dem ersten Bedenken gegenüber zeigt Hendrickson durch Hinweis auf die theoretische Vorschrift (Spengel, Rhet. Graec. III S. 396. 2 und 397. 13) und auf die Praxis (Ovid, Am. II 11, und Statius, Propempticon Maecio Celeri), daß Horazens Ode die beiden üblichen Elemente eines Propemptikons enthält und die Verse 9—40 den sogenannten σχετλιασμός bilden. Was den zweiten Tadel anlangt, so äußert er folgende interessante Ansicht: It is only his solemn injunction for the save delivery of her (d. h. des Schiffes) precious freight which is to be thought of as reaching the ears of those on board. Only then, as the ship fades from sight and is lost in the distance, does he give way to his grief at separation, and utter in reflective soliloquy the thoughts on man's audacity and impiety. Bei Horaz werde allerdings dieser Situationswechsel nicht markiert, wohl aber bei Statius. — Anschließen möchte ich mich dieser Ansicht allerdings nicht. Erstens spricht das Fehlen jeder Andeutung eines Szenenwechsels dagegen. Zweitens würde diese Auffassung nicht zur Rechtfertigung des Horaz dienen, falls er einer solchen überhaupt bedürfte. Denn enthielten die Verse 9—40 etwas, was Horaz taktvoller Weise von dem Ohre Vergils fernhalten mußte, so durfte er es auch nicht nach Abfahrt des Schiffes aussprechen; zu lesen bekam es Vergil ja doch früher oder später.

Nicht unzweckmäßig erscheint es mir, in diesem Zusammenhange nochmals auf die sehr probable Ausführung von Rößner (Programm des Gymnasiums zu Salzwedel 1907 S. 7 f.; vgl. JB. XXXIV

Digitized by Google

S. 121) hinzuweisen: Horaz spinne in dieser Ode eine seinem Freunde Vergil geläufige Gedankenreihe aus und huldige diesem dadurch in zarter Weise.

96) **Robinson Ellis**, Horace A. P. 65. In The Journal of Philology XXXI no. 61 (1908) S. 46 f.

Ellis vermutet, daß Horaz sich der Form *plaus* bedient habe, die sich in einigen sehr alten Handschriften (Fronto S. 228, Catull CXV 5) für *palus* finde. Aber die Spuren einer solchen Vulgärform erscheinen doch recht unsicher; Catull hat, wie das Metrum zeigt, diese Form jedenfalls nicht verwendet. Auch würde die Vulgärform in die Sprache der Episteln schlecht hineinpassen: man müßte denn annehmen, Horaz habe seinen kurz vorher ausgesprochenen Grundsatz *licuit semperque licebit signatum praesente nota producere nomen* hier sofort durch eine Probe illustrieren wollen.

97) **Mary Emily Case**, Horace C. III 18 and 23. In The Classical Journal IV n. 2 (Dez. 1908) S. 65—68.

Die Verfasserin handelt anläßlich dieser beiden Gedichte über Horazens Stellung zu Philosophie und Religion. I am convinced that Horace in these two poems expresses not an affectation of sympathy but a real sympathy with the rustic faith of his neighbors.

98) **George Dwight Kellogg**, Hor. Sat. I 10 (Ps.-Hor. Introd. vss. 3—4). In The Classical Journal IV n 5 (März 1909) S. 220 f.

In den Eingangsversen, welche Kellogg für das Werk eines Grammatikers etwa aus der Zeit Suetons zu halten geneigt ist, möchte er unter Benutzung der vielzitierten Stelle aus Sueton (de gramm. 2) folgende Änderungen vornehmen:

Lucili, quam sis mendosus, teste Catone,
defensore tuo, pervincam, qui male factos
emendare parat versus, hoc Laelius ille,
cum Lenaeus adest, longe subtilior illo,
qui etc.

Sinn: Lucilius, how teeming with faults you are, I will prove by the witness of Cato, your champion, who essays to correct your verses. In this respect the well-known Laelius, backed by Lenaeus, is far more discriminating than that other editor. Viel Zustimmung wird diesen Konjekturen wohl kaum beschieden sein.

99) **Ernst Schmolling**, Hat Horaz den pergamenischen Altar gekannt? Beilage zum Programm des Marienstiftsgymnasiums in Stettin 1909. 24 S. 4.

Die im Titel gestellte Frage beantwortet der Verfasser nach weit ausholender Erörterung bejahend. Von einer Änderung des

Digitized by Google

Textes in Od. II 19, 24 will er indessen Abstand nehmen; der Löwe, durch dessen Klauen und schreckliches Gebiß Bacchus bei Horaz den Rhötus zurückschlage, sei der vom Altar her bekannte Löwe der Rhea, die zu Bacchus in freundlicher Beziehung stehe und ihn gern unterstütze; dieser Löwe packe den Rhötus, der dem mit einem andern Gegner beschäftigten Gotte gefährlich zu werden drohte.

Entgangen zu sein scheint dem Verfasser leider die auf demselben Gebiete sich bewegende kleine Abhandlung von Gottlieb Stier, Erinnerungen an die Zeit unter Brutus (Festschrift des Herzoglichen Francisceums in Zerbst zur Begrüßung der XXXVII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dessau, 1884, S. 20—25), wo auch die Änderung *horribilem* bereits erwogen ist.

100) Karl Meiser, Der Brief des Horaz an Bullatius (I 11). In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1909 n. 13 S. 414.

Unter Berufung auf Mark Aurel IV 3, VI 2, XII 26, V 27 und Epiktet II 23 sucht Meiser zu beweisen, daß der Gedanke der Epistel I 11 stoisch, nicht epikureisch, ist. Daß das Gleichnis von der Herberge uns in einer stoischen Quelle erhalten ist, ist richtig; übrigens findet sich das Zitat aus Epiktet in vielen Ausgaben. Aber die Gesamtanschauung der Epistel kann auch sehr wohl als epikureisch in Anspruch genommen werden; vgl. Merrill, University of California Publications, Classical Philology Vol. I S. 125 f.

101) Otto Kampfhenkel, Horazstudien. Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Friedeberg Nm. 1909. 25 S. 8.

Od. I 14, 3 ff. Diese Stelle will Kampfhenkel so lesen und interpungieren: *Nonne vides, ut nudum remigio latus et malus celeri saucius Africo? antemnaeque gemunt ac sine funibus vix durare carinae possunt imperiosius aequor! non tibi sunt integra lintea, non di, quos iterum pressa voces malo!* Für den Satzbau verweist er auf Sat. II 5, 5 ff. *vides, ut* . . . *redeam* . . . *neque* . . . *est.* Die Einwendungen des Verfassers gegen die übliche Interpunktion dürften allerdings nicht schwer ins Gewicht fallen; aber auch gegen seine eigene obige Auffassung der Stelle wird sich nichts Durchschlagendes vorbringen lassen.

Epist. II 3, 251 ff. Kampfhenkel faßt *non ita pridem* als Satz: „nicht so war es ehedem“. Es wird ihm entgangen sein, daß auf diese, wie Schütz sich mit Recht ausdrückt, sehr wunderliche Aushülfe schon Döring verfallen ist. Im Verlauf dieser schwierigen Stelle interpretiert Kampfhenkel V. 258 f. so: „Hier (an diesen Stellen) erscheint er (der Spondeus!) auch in des Accius gerühmten Versen, freilich nur selten“.

Sat. II 6, 16 ff. Der Verfasser empfiehlt den schon alten Vorschlag, V. 17 hinter V. 19 zu stellen. Ich begrüße es freudig, daß

Digitized by Google

diese m. E. schlechterdings notwendige Umstellung wieder einmal einen Fürsprecher gefunden hat. Übrigens rührt der Gedanke nicht, wie Kampfhenkel meint, von Kirchner, sondern von Haberfeldt her. Auch ist er nicht etwa „wenig beachtet worden"; erörtert ist er mehrmals und z. T. ausführlich, aber allerdings von manchen nicht nach Verdienst gewürdigt. Acceptiert haben ihn Kirchner, Döderlein, L. Müller, ich, Weidner; Schütz bezeichnet ihn als „sehr glücklich".

Zu Od. III 30, 14 ff. trägt Kampfhenkel einen Einfall vor, den ich mich begnüge zu registrieren: „Würde man den ersten Imperativ *sume* nicht an Melpomene gerichtet denken, sondern allgemein an jeden Menschen, der sich Ruhm und Glanz durch staatliche Verdienste zu erlangen trachtet, so würde der Gedanke ganz klar sein: Nimm dir, behalte für dich den Glanz, den du durch staatliche Verdienste gesucht hast, und (erst jetzt würde sich der Dichter an Melpomene wenden) mir bekränze mein Haupt mit dem Lorbeer, Göttin der Dichtkunst!" Vgl. auch unten No. 103.

Auch Folgendes wird wohl kaum Beifall finden. Die Oden IV 1 und II 9 seien allegorisch. In Od. IV 1 bedeute die Rückkehr zur Liebe für den Dichter die Rückkehr zur lyrischen Muse. In Od. II 9 bezeichne *Mysten ademptum* nicht eine bestimmte Veranlassung, sondern den ständigen, typischen Inhalt der Dichtungsart des Valgius, und der Inhalt der Ode sei: Behandle nicht stets elegische Stoffe; wende dich lieber dem Epos zu!

Vielleicht habe der Apollotempel auf dem Palatin eine Darstellung des Gigantenkampfes enthalten, auf die sich Od. III 4, 42 ff. bezogen hätte. — Bei Od. IV 8, 15 f. sei an ein Gemälde der Schlacht bei Zama zu denken. — Möglicherweise ziele Horaz auch mit Od. IV 14, 17 ff. auf ein Gemälde hin.

Ein letzter Abschnitt enthält Dispositionen zu Oden der beiden ersten Bücher, mit der dem Referenten unsympathischen Tendenz, Zahlensymmetrie nachzuweisen. Für Od. I 12 fällt dabei noch die Vermutung ab, daß die Marcellusstrophe in einer zweiten Ausgabe der Gedichte an die Stelle einer dafür gestrichenen Strophe von den Heroen getreten sei.

102) **Gottlieb Leuchtenberger, Die Oden des Horaz für den Schulgebrauch disponiert.** Vierte, durchgesehene Auflage. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 50 S. 8. 1 *M*.

Die dritte Auflage dieser Dispositionen vom Jahre 1898 ist im JB. XXIV S. 86 ff. angezeigt. Da dort über die Anlage und Einrichtung dieses Büchleins ausführlich gesprochen ist, die neue Auflage aber nur wenige Änderungen aufweist, so kann hier auf das an jener Stelle Gesagte verwiesen werden. Einige damals von mir monierte Einzelheiten sind jetzt gebessert; seltsamerweise hat sich *Iule* IV 2, statt *Iulle,* erhalten.

Digitized by Google

Der Umfang des Schriftchens ist der gleiche geblieben; die äußerlich geringere Seitenzahl beruht nur auf der jetzt gesonderten Numerierung der Vorreden.

So mögen diese Dispositionen denn weiter dazu dienen, Interesse und Verständnis für den Dichter bei den Schülern zu fördern.

103) Pietro Rasi, Analecta Horatiana per saturam. Pars prior in den Rendiconti del R. Ist. Lomb. di Scienze e Lettere, Serie II, Vol. XLII, Fasc. VIII S. 288—309. Pars posterior ebendort Fasc. XI S. 427—453. Als besonderes Heft erschienen: Milano 1909, Tipo-Lit. Rebeschini di Turati E. C.

Der schon seit mehreren Jahrzehnten auf dem Gebiete der Horazkritik und Horazerklärung eifrig tätige Verfasser gibt in diesen Analekten eine Zusammenstellung seiner Ansichten über 62 Stellen, wobei sowohl Älteres aus seiner Ausgabe und verstreuten Abhandlungen, meist in modifizierter Form, als auch mancherlei Neues vorgelegt wird. Mit Genugtuung mag den Verf. ein Überblick über die große Arbeitsleistung erfüllen, die er diesem Schriftsteller zugewendet hat. Und diese Arbeit hat für einzelne Stellen Gutes zutage gefördert, das sich hoffentlich in dem weiteren Kampfe ums Dasein sieghaft behaupten wird. Was an solchen Beiträgen vorliegt, genügt vollkommen, um dem Verfasser dauernd eine geachtete Stellung in der Horazliteratur zu sichern, wenn auch seine Nova zu vielen andern Stellen abgelehnt werden müssen. Am Horaz ist schon so unendlich viel gearbeitet worden, daß ein Mann eine großartige Förderung nicht mehr bringen kann. Hier und da gelingt einem noch ein Fund, wie Samuelsson zu Sat. II 5, 91, Meiser zu Sat. I 4, 35 — das ist dann ein großes Ereignis.

Wir berichten über Rasis Analekten mit Auswahl. — Od. I 3, 26. Rasi meint, vielleicht sei *nefas* als Ausruf abzusondern. Dies hat bereits Ussani vorgeschlagen (vgl. JB. XXVII S. 77); aber es sind keine Beispiele für solche Verwendung des *nefas* am Ende des Satzes beigebracht. An der vorliegenden Horazstelle erscheint diese Auffassung gekünstelt und entbehrlich. — Od. I 11, 6 f. *Spatio brevi* sei Ablativus separativus, so daß sich der Sinn ergebe: a tua vita, quae brevis est, aufer (deme, tolle cett.) spem longam. Oder auch Ablativus qualitatis: cum sis aevo brevi. — Od. I 15, 19 f. *Heu* ziehe Ussani mit Recht zu *serus* (auch L. Müller, Rosenberg, Tentori u. a. tuen es); denn per il dio Paride morrà tardi, perchè avrà prima il tempo di uccidere il suo glorioso nepote (Ussani). Diese Auffassung möchten wir nicht ohne weiteres von der Hand weisen; denn wenn auch dabei die Beziehung des Zuspät in ein gewisses Dunkel gehüllt bleibt, so kann das auf Rechnung der Sehersprache kommen. Und auch die andern Interpretationen der Stelle befriedigen nicht völlig.

Digitized by Google

Denn bezieht man mit den meisten *heu* auf den ganzen Satz, so macht das *serus* Schwierigkeit: es wird 1) konzessiv gedeutet (?) oder 2) in englischen Ausgaben als at last, wobei sprachliche Bedenken durch den Hinweis auf Tib. I 9, 4 beschwichtigt werden sollen. — Od. I 37, 2. In *nunc ornare tempus erat* gehöre *nunc* zu *ornare*; Rasi verweist auf eine ähnliche Stelle bei Ovid. Trist. IV 8, 24. — Od. I 37, 14. Er empfiehlt G. Hermanns Konjektur *lymphatam a Mareotico* und führt dafür noch Sall. Jug. 31, 2 an. Siehe aber unten zu Od. IV 14, 17. — Od. II 17, 5. Beachtenswerter als der notwendig mißlingende Versuch, ob sich nicht *a* als Präposition auffassen lasse, ist das Zitat aus Pers. V 22 f. *quantaque nostrae pars tua sit, Cornute, animae.* — Od. III 3, 49. Rasi bemerkt: *irrepertum* dicitur aurum quod cum terra celetur reperiri non possit, nisi data opera quaeratur. Die Notwendigkeit des letzteren Zusatzes zeigt, daß diese Interpretation verfehlt ist; auch *invictus* bezeichnet nicht denjenigen, den man nur besiegen kann, wenn man sich Mühe gibt. — Od. III 4, 43 und 47. Es ist ein dankenswertes Verdienst Rasis, im Boll. di fil. class. IV (1898) S. 280 ff. aus dem Sprachgebrauche nachgewiesen zu haben, daß in dieser Ode zuerst *turbam*, dann *turmas* zu lesen ist. Hier fügt er noch ein wenig Material hinzu. Die falsche Lesung haben aber von den neueren Ausgaben noch manche, so Petschenig, Weidner-Franz, Kießling-Heinze, Haupt-Vahlen. — Od. III 23, 18. Diese Zeile will Rasi als Parenthese mit zu ergänzendem *est* fassen: (hostiā sumptuosā non est blandior). Alles hängt natürlich von dem metrischen Bedenken ab, über das sich nichts Neues sagen läßt. — Od. III 30, 12. Zu *ex humili* ergänzt Rasi *viro, homine* o. dgl. Aber Stellen wie Juv. III 39 *quales ex humili* und V 134 *quantus ex nihilo* dürften doch für das Neutrum sprechen; vgl. Gow. — Od. III 30, 14. Potior videtur interpretatio, si cohortationem illam *sume* cum universe ad lectorem quendam animo fictum tum proprie ad se ipsum pertinere voluisse Horatium statuimus. Ein solcher durch nichts angedeuteter Wechsel der Anrede muß als unmöglich erachtet werden. — Od. IV 2, 18. *Caelestis* könne Nominativus singularis sein. So schon die Akronischen Scholien. Indes die Häufung der Attribute ist unwahrscheinlich. — Od. IV 14, 17. Um die Cäsur herzustellen, ändert Rasi, wie mit G. Hermann Od. I 37, 14, so auch diesen Vers: *in certo agmine Martio.* Jedoch stützen sich die beiden cäsurlosen Verse gegenseitig. — Epod. 5, 35 f. *Mento* will Rasi, statt mit *suspensa*, lieber mit *exstant* verbinden. Sehr möglich, daß er darin recht hat. — Epod. 5, 87. Er betrachtet *magnum fas nefasque* als Apposition zu *venena*. Aber der Sinn befriedigt nicht. Als die beste Interpretation der Überlieferung erscheint mir noch die von Frigell und Maccari: *venena magnum* (= sind etwas Großes); (aber) *fas nefasque* etc. — Epod. 13, 18. Rasi: *ac dulcibus.* So schon Bentley. — Epod. 16, 17 ff. Die Objekte *agros, lares, fana* seien

Digitized by Google

von *reliquit* abhängig. Indes durch das Asyndeton *profugit reliquit* wird dieser Vorschlag nicht empfohlen, sondern widerlegt. — Sat. I 1, 43. Die kausale Auffassung des *quod* hatte Rasi in seiner Ausgabe vom Jahre 1906 als möglich bezeichnet. (*Quod* può intendersi anche congiunz. causale = *ideo ita ago quod, si comminuas* (*hoc*) *ecc.*), und im gleichen Jahre ist Heinze zu ihr übergegangen. Jetzt begründet Rasi sie von neuem, und sie verdient allerdings alle Beachtung. — Sat. I 4, 10. In der Fehde über *stans pede in uno* (siehe o. n. 30. 34. 35. 36) nimmt Rasi noch einmal das Wort und trägt zum Beweise noch einige ähnliche Wendungen aus anderen Sprachen nach, auch das deutsche 'stehenden Fußes'. — Sat. I 5, 87. Man könne zu *quod versu dicere non est* auch *perfacile* oder *facile* ergänzen. Schwerlich; der Gedanke wird dann zu schwach, namentlich da doch nur die Ergänzung von *perfacile*, nicht von *facile*, in Frage kommt. Übrigens hat Rasi nicht bemerkt, daß er schon in Gow (1901) einen Vorgänger hat: *non est*, sc. *facile*, supplied from *perfacile*. — Sat. I 10, 21. *Qui* könne auch Adverb sein. So schon Bentley. — Sat. II 1, 85. *Opprobriis dignum* dürfe auch gedeutet werden: *ea quae vituperanda sunt.* Kaum; es handelt sich hier immer um Angriffe auf Personen. — Sat. II 3, 30. Als Parallelstelle zitiert Rasi Augustin Enarr. in Ps. LXIII 3. — Sat. II 3, 183. Rasi schlägt vor: *aut aereus.* Man hat sich bisher zu dieser Schreibung nicht entschließen mögen, weil *aereus* bei Horaz nicht vorkommt (dies erwähnt auch Rasi) und *et* dem Sinne besser zu entsprechen scheint als *aut.* — Sat. II 7, 108. Für *illusi* konjiziert Rasi *illisi* (Kirchner führt dies als Lesung einer Handschrift an). Indes wird ersteres von den Herausgebern m. E. befriedigend erklärt, und daß das letztere hinsichtlich der Bedeutung hierher paßt, ist doch nicht zweifellos. — Sat. II 8, 7. Vielleicht sei *captus* Substantiv = der Fang (?). — Epist, I 6, 36. L. Müller wird von Rasi gescholten, weil er zu *fides* auf Epist. I 1, 57 verweist. Rasi übersieht, daß L. Müller den Bedeutungsunterschied ganz richtig hervorhebt. — Epist. I 6, 49. Rasi denkt daran, *fortunatum* auf den vorgenannten Reichen zu beziehen und *praestare* im Sinne von *vincere, superare* zu fassen. Einwendungen liegen nahe. — Epist. I 9, 5. Es sei *se* zu ergänzen, so daß sich folgender Sinn ergebe: *Septimius cum ita se gerat precibus me cogens ut se tibi commendem, nullo alio munere se fungi putat quam familiarissimi mei: esse enim 'amici propioris' ut suo quisque iure utatur mutuae amicitiae fruendae ad aliquod sibi commodum comparandum.* (?) — Epist. I 14, 23. Rasi: *ferat.* So schon N. Fritsch im Jahre 1897 (vgl. JB. XXIV S. 71). — Epist. II 1, 106. Der Verf. will ohne Komma lesen: *maiores audire minori dicere* (= *dicentes, cum dicerent*). Die übliche Lesung mit Komma wird sprachlich und sachlich den Vorzug verdienen.

Digitized by Google

104) Arthur Platt, On Horace, Serm. II 8, 15. In The Classical Review XXIII (1909) S. 190.

Nach Platt mischte man den Wein mit Seewasser, um einen zu starken Fortschritt der Gährung zu hindern. There can be no doubt therefore, what was wrong with the Chian of Nasidienus; it had gone sour because it had not been properly treated ... Chian exported to Rome without it (nämlich the sea-water) would infallibly go bad. Aber daß bei Horaz durch die Worte *maris expers* eine schlechte Eigenschaft bezeichnet sei, für diese Annahme bietet der Zusammenhang keinerlei Anhalt. Die Erklärung der Stelle ist wohl durch das Zitat aus Galen, welches man in vielen Ausgaben lesen kann, erledigt.

105) K. Fulda, Anmerkungen zur ersten Ode des ersten Buches des Horaz. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXIII (1909) S. 625—636.

Diese Abhandlung enthält Beiträge zur Interpretation und zur Textkritik.

In der Interpretation befolgt Fulda einen bei dem bedachtsamen Horaz durchaus richtigen und zweckmäßigen Grundsatz, indem er die einzelnen Ausdrücke genau prüft und aus ihnen herauszuschöpfen versucht, was sie nur irgend enthalten können. Wir führen aus seinen Darlegungen diejenigen Punkte an, die uns als die wichtigsten erscheinen. — V. 3—6. Das über den Olympiasieger Gesagte enthalte eine kritische Beleuchtung der Eitelkeit. Gewiß; auch L. Müller spricht von der hier und an anderen Stellen des Gedichtes merkbaren milden Ironie; ähnlich andere. — Zu V. 9. 10 weist Fulda auf die maßlos steigernde Kraft des *quidquid* hin. Vgl. Smith: *quidquid* „all the grain that", suggesting unbounded desire. — V. 11—18. Fulda meint, der Bauer bilde nur eine Nebenfigur zum Kaufmann; nur um des Vergleiches willen herangezogen, stehe er zwischen dem Geizigen und Habgierigen nicht wie eine trennende Schranke da, sondern er bilde eine Brücke, die von dem einen zum andern hinüberleite. Indes der ganze Bau der Ode läßt uns doch an der üblichen Auffassung festhalten, daß auch dieser Typus mit den andern in Reih und Glied steht. Treffend aber hebt Fulda in diesen Versen den Gegensatz zwischen der Weisheit des Bauern und der Torheit des Kaufmanns hervor. — V. 23—25. Mit den Ausdrücken *lituo tubae permixtus sonitus* und *bella matribus detestata* (konzessiv) sei es auf eine Charakteristik des Soldaten abgesehen. — Die Disposition der Verse 3—28 faßt Fulda so auf: 1) die Eitelkeit, die Ehrsucht, der Geiz; 2) neben der Genügsamkeit die Habgier; 3) die auf Behaglichkeit bedachte oder wilde und rauhe Sinnesart. Man vergleiche aber oben bei n. 27 das von Thiselton aufgestellte Einteilungsprinzip. — Auch die Verse 29 und 30 seien in humoristischem Tone gehalten. — V. 30—32. „Mit den Worten 'der Hain

Digitized by Google

trennt mich vom Volke' spricht Horaz, das Bildliche weggedacht, nur den Gedanken aus, daß sich sein dichterisches Schaffen fern vom Volksgewühl (*populus*) in stiller Zurückgezogenheit abspielt". Ebenso faßt diese Worte Elter (dessen Abhandlung Fulda nur im Auszuge kennt) III S. 58: „als ein Dichter wandelt er für sich weltfremd, nicht gerade weltentrückt, abseits von den anderen Menschen seine eigene Bahn". Dagegen stimmen viele Erklärer der bei Acron und Porphyrion ausgesprochenen Auffassung bei. — V. 36. Das derbe *feriam* bedeute einen Spaß; es liege ein Bild voll drastischer Komik vor: „dann renne ich mit stolz erhobenem Scheitel die Gestirne an". Auch hier berührt sich Fulda wieder mit Elter III S. 59: „den höchsten Freudensprung tun". Gemäßigter drückt sich Smith aus: There is a touch of humour in it, und das scheint mir das Richtige zu sein; drastische Komik in der Einleitung zu einer solchen Odensammlung wäre ein dem Horaz nicht wohl zuzutrauender Mißgriff.

Während von dem, was Fulda zur Erklärung dieser Ode beibringt, einzelnes beifallswert erscheint, vermögen wir seinen kritischen Vorschlägen nicht zuzustimmen. Er möchte in V. 32 *sic* für *si* schreiben und die Verse 27 und 28 als Glossem (?) tilgen, wodurch sich folgendes Schema ergebe: Anrede, 1—2; I. 3—6, 7—10; II. 11—14, 15—18; III. 19—22, 23—26; IV 29—32, 33—36.

106) **Tenney Frank, Some classical quotations from the middle ages.** In Classical Philology IV (1909) S. 82 f.

Darin bezieht sich auf Horaz die Notiz, daß Thiodrek Munk (Theodoricus Monachus), ein Mönch in Drontheim ums Jahr 1160, die Verse Epod. 1, 1 und Epist. I 2, 69 f. zitiert.

107) **Pietro Rasi, Orazio, Epist. II 1, 141.** In der Rivista di filologia e d'istruzione classica XXXVII (1909) S. 197—199.

Bezugnehmend auf einen kleinen Aufsatz von Balsamo (Rivista di filol. e d'istr. class. XXXVI S. 586; vgl. JB. XXXV S. 86) konstatiert Rasi: nè io ne altri, ch' io sappia, pensò mai di stabilire l' equazione *finis* = raccolto. Ähnlich Ref. a. a. O. Die Horazstelle gibt zu Erörterungen keinen Anlaß.

108) **Romano Sciava, Note Oraziane.** In der Rivista di filologia e d' istruzione classica XXXVII (1909) S. 200—205.

Od. II 6, 1—4. Mit Recht lehnt der Verfasser die Auffassung ab, als sollten mit den drei hier genannten Örtlichkeiten die Enden der Welt oder besonders barbarische und ungastliche Gegenden bezeichnet werden. Er selbst meint, wenn ich ihn recht verstehe, Septimius fordere den Dichter auf, mit ihm über das Meer (wobei die Erwähnung der Syrten eine Übertreibung sei)

Digitized by Google

nach Gades und von dort auf dem Landwege nach Kantabrien zu reisen; daß eine Landung in Afrika in Aussicht genommen sei, könne aus den Textworten nicht entnommen werden. — Aber stimmt dazu die Reihenfolge: *Gades, Cantabrum, Syrtes*? Und ist der Plan einer Landreise quer durch Spanien glaublich? Eine Schwierigkeit liegt ja wohl gar nicht vor: Septimius hatte dem melancholischen Dichter, um ihn von seiner psychischen Krankheit zu befreien, drei verschiedene Reisevorschläge zur Auswahl vorgelegt, von denen die beiden ersten nur auf Luftveränderung und einen Wechsel der Umgebung hinzielten, während bei dem dritten eine anregende Tätigkeit, nämlich ein bißchen Kampagneleben, eine gute Wirkung ausüben sollte.

Epist. II 3, 172. *Spe longus* faßt Sciava folgendermaßen: preoccupato del lontano avvenire, und er fügt hinzu: intendo non tanto che il vecchio si preoccupi dell' avvenire suo proprio, ma specialmente di quello dei figli e dei nepoti, pei quali e non per sè i vecchi sogliono risparmiare.

109) Franz Skutsch, Sechzehnte Epode und vierte Ekloge. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum XII (1909) S. 23—35.

I. Den Sinn der Verse Epod. 16, 13 f. *quaeque carent ventis et solibus ossa Quirini* (*nefas videre*) *dissipabit insolens* macht Skutsch durch treffende Parallelen dahin klar, daß das Wohlergehen, die Existenz der Stadt daran gebunden gewesen sei, daß ihr die Gebeine des ἥρως κτίστης unversehrt erhalten blieben; solche Gebeine seien ἀπόρρητα gewesen und hätten nicht gesehen werden dürfen. Horaz ziele mit seinen Worten auf die Denkmälergruppe am lapis niger.

II. Demnächst handelt Skutsch über das Entlehnungsverhältnis (vgl. Sudhaus, Rhein. Mus. LVI S. 49—51; JB. XXVIII S. 59). Der Horazische Vers *credula nec ravos timeant armenta leones* steht in der Aufzählung der ἀδύνατα, der entsprechende Vergilische *nec magnos metuent armenta leones* in der Schilderung des glückseligen Zustandes. Sehr einleuchtend bemerkt nun Skutsch, daß Horaz, wenn er der Nachahmer war, gar keinen Anlaß hatte, jenen Zug aus der Schilderung der Glückseligkeit in seine ἀδύνατα zu verpflanzen, daß dagegen Vergil, der kein ἀδύνατον in seiner Ekloge hat, als Nachahmer sehr wohl jenen Zug herübergenommen und dabei in einen andern Zusammenhang gebracht haben kann, wo er ihn gut gebrauchen konnte. So sei der Zug in ein Gemälde hineingeraten, dem andre Schriftsteller, die den gleichen Vorwurf behandelt haben, ihn nicht einzufügen pflegten; ja die Erwähnung der Löwen vertrage sich nicht einmal mit dem bei Vergil im übrigen vorliegenden italischen Lokalkolorit. Auch sei der metrische Grund verständlich, warum Vergil Horazens

timeant in *metuent* ändern mußte, während Horaz für Vergils *metuent* einfach hätte *metuant* setzen können. Auf Grund dessen betrachtet Skutsch diese Epode als das früheste sicher datierbare Gedicht Horazens. Vortrefflich sind auch Skutschs weitere Folgerungen: „Wir sehen, wie ihm (Vergil) das Horazische Gedicht imponiert haben muß. Ohne Grund ahmt man doch dergleichen nicht nach, sofort nach Erscheinen zudem (42 Philippi, 40 vierte Ekloge) und in einem Gedichte, das so hohe Töne anschlägt und einem so hohen Herrn zugedacht ist wie die vierte Ekloge. Dabei kann ja gut und gern zugegeben werden, daß die Ekloge eine gewisse Zurechtweisung für Horaz enthielt: er glaubte, die goldene Zeit nur in fernen, phantastischen Landen finden zu können; nun klingt die neue Prophezeiung, zum Teil mit seinen eigenen Worten: 'Nicht draußen! hier bei uns — und schon wird der geboren, der uns all dies unglaubliche Glück bescheren wird'." Man sieht, hier hat alles Hand und Fuß; aber man muß dies und anderes bei Skutsch selbst nachlesen.

Der Skutsch'sche Aufsatz sei als wertvolle Förderung des Verständnisses zur Beachtung bestens empfohlen.

110) **Theodor Plüß, Ein Vorschlag zu *Donarem pateras*.** In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum XII (1909) S. 66—69.

Den Inhalt dieser Ode skizziert Plüß so: „Ich darf dir ein bloßes Gedicht schenken. Dichtung auch in bescheidener Gestalt offenbart und belohnt erst wahrhaft das volle Verdienst eines ausgezeichneten Mannes. Ja durch ihre Offenbarungen belohnt die Dichtung geweihter Sänger das göttliche Verdienst unsterblicher Helden mit einer ruhmreicheren Unsterblichkeit und sogar mit ehren- und segensreichster Himmelsgötterschaft". Dabei fällt am meisten die „Dichtung auch in bescheidener Gestalt" auf; aber Plüß erklärt eben *Calabrae Pierides*: „Die bescheiden italische Muse eines Ennius", eine Interpretation, für die ich keinerlei Berechtigung abzusehen vermag. Auch sonst erregt manches, wenigstens dem Ref., Bedenken. So die Anschauung, daß die augusteische Poesie die völlige Vernichtung Karthagos als Schicksalserfolg des älteren Afrikanus habe auffassen dürfen. Ferner die Deutung des Satzes *eius qui* etc. dahin, daß Scipio aus dem bezwungenen Afrika keinen anderen eigenen Vorteil heimbrachte als einen Namen; das ist nach dem Zusammenhange hier ebenso wenig der Sinn dieses Ausdrucks wie Sat. II 1, 66.

111) **Eduard Stemplinger, Lessings 'Rettungen des Horaz'. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte Lessings.** In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum XII (1909) S. 261—274.

Obwohl nach dem Untertitel das Ziel dieses Aufsatzes Lessing ist, wird doch auch der Horazforschung schöne Förderung zuteil. Da finden wir einen Überblick über die verschiedene Würdigung

Digitized by Google

des Horaz im Laufe der Jahrhunderte, eine Zusammenstellung der Nachahmungen des Horaz durch Lessing, eine Kritik der gravierenden Suetonstelle usw. Und durchweg beweist Stemplinger auch hier diejenige erstaunliche Beherrschung des einschlägigen Materials, an die uns bei ihm schon seine früheren Publikationen gewöhnt haben; er schöpft aus dem Vollen.

112) **A. Goldbacher, Horaz Sat. I 3.** In den Στρωματεῖς, Grazer Festgabe zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Graz 1909, Selbstverlag des Festausschusses. 8. S. 16—28.

Sat. I 3, 7 f. Goldbacher verteidigt die alte Deutung von *summa vox* = „der höchste Ton“, *ima vox* = „der tiefste Ton“. Es ist ihm dabei wohl die treffliche Abhandlung von Clement L. Smith (The Classical Review XX 1906 S. 397—401; vgl. JB. XXXIV S. 119 f.) entgangen, die zu demselben — so gut wie zweifellosen — Resultate gelangt; indes ist gerade die Übereinstimmung zweier von einander unabhängiger Untersuchungen erfreulich und wertvoll.

Sat. I 3, 25. Hier bringt Goldbacher die einst von Heindorf aufgestellte, aber leider seitdem unberücksichtigt gebliebene Interpretation von *pervidere* als „überschauen, überblicken“ wieder zu Ehren, unter Berufung auf diejenigen Stellen, wo das Objekt im Pluralis steht: Ov. Met. XIV 375, Pont. I 7, 43, Pont. I 8, 34; Plin. Ep. I 8, 8; Quint. X 2, 27.

Sat. I 3, 31 f. *Male* verbindet Goldbacher nicht mit *haeret*, sondern mit *laxus*, welches prädikatives Attribut sei: *laxus in pede calceus haeret* = „der Schuh hängt am Fuße locker“. Aber gegen diese Deutung ist von manchen Herausgebern (Döring, Kirchner, L. Müller u. a.) darauf hingewiesen worden, daß *haerere* in solchen Verbindungen überall das Anschließen und Festhalten bezeichnet. Was andrerseits die von Goldbacher bekämpfte Zusammenfassung von *male* mit *haeret* anlangt, so möchte ich bemerken, daß sie durch die Rhythmik des Versschlusses und durch die Wortstellung nicht widerlegt wird; vgl. Od. IV 12, 7 *quod male barbaras | regum est ulta libidines*. Und für *male haerere* läßt sich auch Ov. Met. III 729 f. heranziehen: *frondes autumno frigore tactas iamque male haerentes*.

Sat. I 3, 56 ff. Diese Stelle faßt Goldbacher mit manchen so: „da lebt einer als *probus* unter uns, gleich heißt er ein *multum demissus homo*; dort ist einer *tardus*, wir bezeichnen ihn als *pinguis*“. Auf die Wortbedeutungen, die m. E. der anderen Deutung günstiger sind, sowie auf manches andere können wir hier nicht eingehen; auch ist in den Ausgaben darüber hinreichend gehandelt. Nur ein Punkt, den ich nicht erwähnt finde, sei hervorgehoben: wo steht denn bei Horaz „gleich heißt er“? Überall hat Horaz bei diesen Beispielen Verba wie *appellat, balbutit, dicatur, postulat ut videatur, habeatur, numeretur, cognomen damus,*

Digitized by Google

vocamus, inquimus; sollte er ein einziges Mal das Verb unterdrückt haben und in dramatische Lebendigkeit hineingeraten sein? Und wenn es noch am Ende einer Aufzählung wäre, wo dem Leser der stets wiederkehrende Gedankengang geläufig geworden ist; aber am Anfang der zweiten Gruppe?

113) Walther Gilbert, Zur Auffassung der sechsten Römerode des Horaz. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXIII (1909) S. 235—238.

Das Wichtigste an diesem kleinen Aufsatze ist uns die Auffassung der Disposition des Gedichtes. Gilbert nimmt zwei Teile an: V. 1—16 und V. 17—44. „Den zweiten Teil beginnt Horaz mit einer zweiteiligen Ankündigung: V. 17 f. *fecunda culpae saecula* (d. h. das gottlose Zeitalter) *nuptias primum inquinavere et genus et domos* und V. 19 f. *hoc fonte derivata clades in patriam populumque fluxit* 'diese Entweihung der Ehen ist der Quell, aus dem Kriegsunglück über das Vaterland und das Volk geströmt ist'. Jeden dieser beiden Sätze führt der Dichter wesentlich nur durch Zeichnung je eines Bildes aus (V. 21—32 und V. 33—44)".

Ich fürchte, daß hier der Bau der Ode verkannt ist, obwohl er sich doch gerade durch schematische Regelmäßigkeit auszeichnet. Nach dem Einleitungsgedanken und der Überleitung folgen zwei Hauptteile mit je zwei Unterteilen (vgl. Leuchtenberger): I. Der gegenwärtige schlechte Zustand, a) in der Stellung nach außen hin (V. 9—16), b) in sittlicher Hinsicht (V. 17—32). II. Der frühere gute Zustand, a) in der Stellung nach außen hin (V. 33—36), b) in sittlicher Hinsicht (V. 37—44). Mehr über diesen Gegenstand siehe im JB. XXXI S. 93.

114) Karl Prinz, Anzeige der dritten Auflage der Episteln von Kießling-Heinze. In der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien LX (1909) S. 212—221.

Diese sehr eingehende Anzeige bringt auch manchen eigenen Beitrag von Prinz, wovon wir das Wichtigste hier zu notieren nicht unterlassen möchten. Zu Epist. II 2, 51; *audax* verbindet Prinz zweifellos richtig mit *paupertas*, wozu jetzt auch Heinze neigt, und bringt als Parallelen *metus audax* und *industria audax* aus Statius und Claudian bei. Auf die von Gemoll, Realien III S. 86, aus Horaz zusammengestellten ähnlichen Ausdrücke habe ich im JB. XXXIII S. 52 und XXXV S. 53 hingewiesen. — Zu Epist. II 3, 178. Mit Recht verlangt Prinz, daß *semper* zu *morabimur* gezogen werde. Die von Heinze in dieser Auflage noch beibehaltene Verbindung des *semper* mit *adiunctis et aptis* ist eine jener Kießling'schen Seltsamkeiten, die allmählich wieder aus der Horazinterpretation verschwinden. — Zu Epist. II 3, 205. Auch darin wird man Prinz (und vielen Herausgebern) gegen Kießling-

Digitized by Google

Heinze zustimmen müssen, daß *nondum* zu *spissa nimis* gehört. Treffend bemerkt er gegen ein Kießling-Heinzesches Bedenken Folgendes: „Horaz will begründen, warum damals die einfache Flöte am Platze war; sie reichte völlig aus für die damaligen Theaterverhältnisse; das Publikum war klein und ein anderes wie heute; so vermochte sie 'die Sitzreihen mit ihrem Blasen zu erfüllen'." Ferner widerlegt er durch Beweise aus dem Sprachgebrauche die bei Kießling-Heinze ausgesprochene Ansicht, daß *flatu* hier eine Steigerung von *adspirare* enthalte.

115) Emil Rosenberg, Zu Horaz I 3. Die Luftschiffahrt und Horaz. In der Wochenschrift für klassische Philologie XXVI (1909) n. 44 S. 1209—1215.

Nur ein Teil dieses Aufsatzes handelt über Horaz. Notiert sei daraus folgende Bemerkung. Mit dem Vers *caelum ipsum petimus stultitia* komme der Dichter sicherlich nicht auf die Luftschiffer zurück, sondern *caelum* gehe auf die „Göttlichkeit", auf das Überirdische, das, unfaßbar, sich die Götter noch vorläufig vorbehalten. Darum habe Horaz vielleicht mit Absicht bei *Daedalus* nicht *aethera*, sondern *aera* gewählt.

116) Agenor Artymowicz, Der Wechsel von *et* und *que* zu Beginn lateinischer daktylischer Verse von Ennius bis Corippus. In den Wiener Studien XXXI (1909) S. 38—81.

Diese interessante Statistik belehrt darüber, wie die Dichter, wo am Versanfange das Metrum sowohl *et* als auch *que* zuließ, die eine oder die andere Partikel bevorzugt haben. Wir excerpieren das auf Horaz bezügliche Material; übrigens weicht Horaz nicht erheblich von der zu seiner Zeit üblichen Praxis ab. Von den nachfolgenden sechs Fällen beziehen sich die drei ersten auf invertiertes *et*, die drei letzten auf nicht invertiertes.

I. Schema: A. *Fessaque Bistonia.* B. *Liba et Mopsopio.* Bei Horaz begegnet A an folgenden Stellen: Sat. II 6, 104 *multaque de magna*; Epist. I 6, 2 *solaque quae possit*; Epist. I 12, 13 *cultaque, dum peregre*; Epist. I 15, 6 *dictaque cessantem*; Epist. II 1, 11 (in den Wiener Studien steht durch Druckfehler: II 1, 14; aber daß V. 11 gemeint ist, kann nicht zweifelhaft sein, obwohl die Zitate dort ohne Beifügung der Textworte dargeboten werden) *notaque fatali*; Epist. II 1, 153 *poenaque lata, malo*; Epist. II 1, 255 *claustraque custodem*; Epist. II 3, 235 *verbaque, Pisones*; Epist. II 3, 311 *verbaque provisam.* B fehlt.

II. Schema: A. *poculaque inventis* und *tardaque Eleusiniae.* B. *pocula et inventis* und *tarda et Eleusiniae.* A. Sat. I 2, 100 *plurimaque invideant* (jedoch merke ich an, daß *que* für das überlieferte *quae* nur eine von anderen Herausgebern nicht acceptierte Konjektur L. Müllers ist); Sat. I 3, 104 *nominaque invenere*; Sat. II 2, 136 *fortiaque adversis.* B fehlt.

Digitized by Google

III. Schema: A. *pinguisque ingratae.* B. *pinguis et ingratae* A. fehlt. B. Sat. II 4, 74 *primus et invenior*; Epist. I 15, 35 *vilis et agninae* (das Beispiel gehört nicht mit Sicherheit hierher, da in dem Satze *patinas cenabat omasi vilis et agninae* das Adjektiv *vilis* keineswegs notwendig nur mit *agninae* verbunden werden muß, sondern sehr wohl zunächst auch zu *omasi* gezogen werden kann. Anm. des Ref.)

IV. Schema: Aa. *teque his.* Ab. *iamque ea.* Ba. *et te his.* Bb. *et iam ea.* Aa. Epist. I 14, 19 *meque et* (hier verbietet jedoch, wie der Verfasser anmerkt, der Sinn der Stelle den Gebrauch von *et*). Ab fehlt. Ba fehlt. Bb fehlt.

V. Schema: Aa. *curaeque insidiaeque.* Ab. *septemque una sibi.* Ba. *et bello Iliacas.* Bb. *et maestum illacrimat.* Aa. Epist. I 18, 50 *vitaeque et membris.* Ab fehlt. Ba fehlt. Bb. Epist. II 3, 375 *et crassum unguentum.*

VI. Schema: Aa. *Sacranaeque acies.* Ab. *Sacranamque aciem.* Ba. *et Sacranae acies.* Bb. *et Sacranam aciem.* Aa. Sat. II 7, 54 *Romanoque habitu.* Ab fehlt. Ba fehlt. Bb. Epist. II 3, 406 *et longorum operum.*

117) **N. Vianello, Horat. A. P. 75—78. Im Bollettino di filologia classica XV (1909) S. 181—183.**

Wir entnehmen der kleinen Abhandlung den folgenden Passus: Per Orazio come per Ovidio l'elegia è *flebilis, levis; odoratos nexa capillos* quando ha da cantare gli amori, colle chiome disciolte quando ha da piangere la morte di persone caramente dilette. Tale fu nella sua origine e tale si mostra con Mimnermo e si mantiene con gli Alessandrini e coi Romani. — Zugrunde liegt die Voraussetzung, daß es sich in V. 76 um Liebesgedichte handelt; aber wohl mit Recht deuten die alten und viele neueren Erklärer die Worte *voti sententia compos* auf Weihinschriften.

118) **Carlo Pascal, L'espressione *non bene*. Im Bollettino di filologia classica XV (1909) S. 205—206.**

Den Ausdruck *non bene* Od. II 7, 10 erklärt Pascal mit 'per imprudenza, improvvidamente', und beruft sich dabei auf einen Vorgänger, Occioni, der im Jahre 1893 folgende Bemerkung veröffentlichte: Gli storici della battaglia di Filippi convegnono nel dire, che i repubblicani vincitori avevano occupato gli alloggiamenti dei Cesariani e che Cassio si fece uccidere, perchè prese per nemica la cavalleria sua, che accorreva ad annunziargli la lieta novella. La sconfitta sarebbe quindi avvenuta in effetto a un brutto gioco della fortuna. Per tali ragioni io proposi parecchi anni or sono, di spiegare il *non bene* per 'senza ragione, stoltamente.

Einen solchen Gedanken unter der Regierung des Augustus zu äußern konnte dem Dichter nicht in den Sinn kommen, und

Digitized by Google

daß er so etwas nicht gemeint hat, geht ja auch sogleich aus dem Folgenden (*cum fracta virtus* etc.) hervor.

119) Karl Meiser, Griechische Parallelstellen zu Horaz. In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1909 S. 1581.

Zu Sat. I 6, 122 f. *aut ego lecto aut scripto, quod me tacitum iuvet*, vergleicht Meiser folgende Worte Epiktets in der Schilderung der epikureischen Tagesordnung (III 24, 38 ff.): *εἶτα γράψαι καὶ ἀναγνῶναι ἃ θέλουσιν.* Sehr wohl möglich, daß beides auf eine gemeinsame Quelle zurückgeht. — Sat. I 6, 127 f. *pransus non avide, quantum interpellet inani ventre diem durare*, hat Ähnlichkeit mit Xenoph. Oec. 11, 18. — Von zwei ungleichen Brüdern redet, wie Horaz Epist. II 2, 183 ff., so auch Xenoph. Symp. 4, 35. — Zum Doppeltsehen der Trunkenen (Sat. II 1, 24 f.) zitiert Meiser Philostr. Vit. Apoll. II 36. Eine ganze Kollektion andrer derartiger Stellen findet man bei Kirchner-Teuffel. — Über die Wahrheit der Träume nach Mitternacht (Sat. I 10, 33): Philostr. Vit. Apoll. II 37. — Am wichtigsten aber wäre die letzte Parallele, wenn sie zuträfe: „Im Encheiridion c. 33, 11 gibt Epiktet Vorschriften, wie man sich bei Vorlesungen (*ἀκροάσεις*) zu verhalten habe; Simplicius gibt dazu die Erklärung: *μήτε σύννουν περιττῶς φαίνεσθαι — μήτε σιωπᾶν ὑπὲρ τὸ δέον.* Das letztere entspricht den Worten des Horaz Sat. II 5, 90: *ultra non etiam sileas*“. Danach müßte man ja wohl die im Jahre 1899 von Samuelsson gefundene, fast allgemein gebilligte Lesung *ultra 'non' 'etiam' sileas* (vgl. JB. XXVI S. 66) wieder fallen lassen? Aber es ist nicht an dem. Erstens: das Adverb *ultra*, welches M. mit Früheren bei Horaz für vorliegend erachtet, bedeutet eben nach lateinischem Sprachgebrauche nicht „allzu sehr“, *ὑπὲρ τὸ δέον, ultra modum, ultra quam licet, ultra quam satis est*, sondern „darüber hinaus“ und verlangt eine Ergänzung aus dem Vorhergehenden. Die vorhergehenden Worte aber, *difficilem et morosum offendet garrulus*, bieten zu einer solchen Ergänzung (man hat gewaltsam versucht: *ultra quam ut ne garrulus habearis et offendas*) keine Möglichkeit. Zweitens würde der Satz: „Sei auch nicht zu schweigsam!“ nicht recht in den Gedankengang hineinpassen. Denn nach dem theoretischen Lehrsatze (*difficilem et morosum offendet garrulus*) erwartet man eine aus ihm abgeleitete praktische Nutzanwendung, wie sie bei der Samuelssonschen Auffassung wirklich dasteht, und nicht eine Ermahnung, den entgegengesetzten Fehler zu vermeiden; auch das Folgende (*Davus sis comicus atque stes capite obstipo multum similis metuenti*) ist ja eine Nutzanwendung des Satzes *difficilem* etc. Über die Unmöglichkeit der Lesung *ultra non etiam sileas* hat nach anderen zuletzt ausführlich und klar Samuelsson selbst gehandelt, dessen Abhandlung aber vielleicht leider nicht allgemein zugänglich ist. Also: vor übermäßiger Schweigsamkeit wird zwar bei Simplicius der Zuhörer von Vorlesungen, aber nicht bei Horaz der Schmeichler eines mürrischen Reichen gewarnt.

Digitized by Google

120) R. C. Kukula, Die sechzehnte Epode des Horaz. Im Wiener Eranos zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909, S. 179—188. Wien 1909, Alfred Hölder. gr. 8.

Zuerst gibt der Verf. einen Beitrag zur Interpretation. In V. 35 beziehe sich *haec* nicht auf den Eidschwur, sondern auf die *salsa aequora* V. 34 und bezeichne den Raum oder Weg, über den sich die in *eamus* ausgedrückte Bewegung erstrecke. Also: „Hinaus denn mit uns Unseligen auf die salzige Flut, die uns die süße Heimkehr wehren mag!“

Dann handelt er über die Tendenz dieser Epode. Nach seiner Ansicht ist die Epode sarkastisch gemeint und hat eine apotreptische Tendenz. Horaz mache sich zum ironischen *πρόμαχος* jener utopischen Phantasien; das Gedicht sei ein *λόγος*, der die Zeitgenossen des Dichters mit deren eigenen Ideen ad absurdum führen sollte. Das vom Dichter gewählte Beispiel der Phokäer sei durch die düsteren Farben, in die seine Schilderung (V. 17—20) mit durchsichtiger Absicht getaucht werde, den Hörer keineswegs zur Nachahmung zu überreden, sondern nur mit Abscheu und Grauen zu erfüllen geeignet gewesen.

Wir begnügen uns ohne Polemik mit dieser kurzen Inhaltsangabe.

121) Fr. Vogel, Horazische Kürze. In den Blättern für das Gymnasialschulwesen XLV (1909) S. 689—695.

Vogel stellt eine Anzahl von Stellen zusammen, wo ein Gegensatz vorliegt, dieser aber von Horaz nur in dem einen Gliede der Antithese ausdrücklich bezeichnet wird: Sat. I 1, 66 f., Epist. I 7, 75, Epist. I 7, 83, Sat. 9, 62 f., Sat. II 6, 6 f., Sat. II 6, 53, Epist. I 1, 100. Für diese durchaus richtige Beobachtung ließen sich mit Leichtigkeit noch viele Stellen beibringen, z. B. als besonders instruktiv Od. III 13, 6 f. und Od. IV 10, 4 f. Das so erkannte „Gesetz des latenten Gegensatzes“ sucht er dann zum Verständnisse einiger anderer Stellen nutzbar zu machen.

Epist. II 3, 342. Zu *Ramnes* sei nach dem genannten Stilgesetze *iuniores* zu ergänzen. Ref. hält allerdings diese Ergänzung hier, wenn *Ramnes* der allgemeinere Begriff ist, für viel schwieriger und härter als an den obigen Stellen. — Sat. II 6, 44. Dem *Thraex* gegenüber habe man eine bestimmte Gladiatorenart zu ergänzen. So auch viele Herausgeber. — Sat. I 6, 38. Zu *Syri Damae* laute der Gegensatz nur *Dionysi*; Horaz habe bei dem zweiten Personennamen das Ethnikon *Graeci* weggelassen, weil er gemeint habe, aus der griechischen Namensform könne jeder Leser selbst das entsprechende Ethnikon sich herausnehmen. Aber diese Begründung wird dadurch widerlegt, daß auch *Dama* eine griechische Namensform ist. — Sat. II 6, 69 f. Zu den Adjektiven *acria* und *modicis* bemerkt Vogel: „Horaz wollte in seine Worte in knappster Form den doppelten Unterschied der Mischung und der

Digitized by Google

Größe hineinpressen". Dies halte ich für eine erfreuliche Entdeckung, für die man dem Verfasser dankbar sein muß; *acria* und *modicis* stehen einander also gerade so gegenüber wie in den oben von mir zitierten Odenstellen III 13, 6 f. *gelidos* und *rubro*. IV 10, 4 f. *color prior flore puniceae rosae* und *faciem hispidam*. — Auch das hebt Vogel richtig hervor, daß der ganze Bau der Satire II 6 jenes Stilgesetz des latenten Gegensatzes aufweist, indem Horaz dem ungemütlichen Morgen in der Stadt den gemütlichen Abend auf dem Lande gegenüberstellt. Ich möchte noch Od. III 6, 21 ff. zum Vergleiche heranziehen, wo den schlechten Weibern der Neuzeit die braven Männer der alten Zeit gegenübergestellt werden.

Bei einigen weiteren Stellen, welche Vogel erörtert, handelt es sich um andersartige „Horazische Kürze".

Sat. II 6, 16 ff. Die überlieferte Reihenfolge der Verse sucht Vogel zu schützen, indem er zu V. 17 ergänzt: „als eben diese *montes* oder die Tatsache des *se removisse in montes*". Indessen stimmt diese Ergänzung nicht zu der Antwort, die Horaz selbst auf jene Frage gibt: *Matutine pater . . . tu carminis esto principium*. — Beiläufig (Kürze kommt dabei nicht in Frage) spricht Vogel auch gegen eine Umstellung in Epist. II 1, 101 ff. Wenn man (was Vogel nicht erwähnt) den Vers 102 mit A. d'Alès, Revue de philologie XXIV (1900) S. 132—134, richtig versteht, so kann allerdings wohl von einer Umstellung abgesehen werden (gegen JB. XXVIII S. 53 f.). — Die viel umstrittene Stelle Sat. I 9, 43 ff. meint Vogel dadurch zu erledigen, daß er zu *nemo dexterius fortuna est usus* ergänzt: *quam ego*. Wird so alles glatt? Eine Renommage des Schwätzers, daß niemand solche Leute geschickter zu behandeln wisse als er, würde man hier ja gern acceptieren; aber stimmt zu einem solchen Gedanken in ungezwungener Weise *fortuna* und das Perfektum? — Sat. II 1. Vogel streicht in V. 62 *est* und schreibt in V. 64 *detraheret* für *detrahere et*. Wohl ohne Not. — Den Vers Epist. I 4, 11 *et mundus victus non deficiente crumena* will Vogel streichen. Er sei eine lahme Wiederholung des schon in V. 7 Gesagten, mache den kraftvollen Abschluß *gratia, fama, valetudo contingat abunde* unwirksam usw. Aber ich meine, man wird den hübschen, humorvollen Vers lieber dem Horaz als einem Interpolator zutrauen.

122) **Karl Schliack, Horaz' Carm. III 2.** In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXIII (1909) S. 706—710.

In dieser Erörterung des Gedankenganges der zweiten Römerode erläutert S. zunächst den Anschluß des Verses 13 an das Vorhergehende in folgender Weise: „Aber auch zu sterben im Kampfe für das Vaterland ist süß und ehrenvoll usw. Der Nachdruck fällt in dem letzten Satze auf das *mori*". Diese Ergänzung des „aber auch" kommt allerdings etwas hart heraus; natürlicher klingt

Digitized by Google

doch, was man in manchen Ausgaben liest, bei Shorey: and if he dies, why 'how can man die better?' bei Smith: and if such heroic conduct should cost him his life, it is a joyful and glorious privilege. — Den Vers 17, die schwierigste Stelle dieser Ode, faßt S. so auf: „Sie bedarf äußerer Ehren nicht und verschmäht es, sich um solche zu bewerben, die das Volk nach Laune verleiht und nimmt". Aber wie lautet nun dazu der positive Gegensatz? Mit Recht heißt es bei Kießling-Heinze: „Nicht darauf geht H.' Mahnung, daß der wahre *vir* sich von der Bewerbung um die *honores* fern halten solle; eine solche Zumutung konnte er an den vornehmen jungen Römer in den Anfängen des augusteischen Regiments keinesfalls stellen". — Zutreffend merkt S. an, daß, wie V. 1—12 vom Leben des Kämpfers, V. 13—16 vom Sterben im Kampfe handeln, so auch V. 17—20 von der Bewährung der *virtus* im Leben, V. 21—24 von ihrem Lohn im Tode. — *Coetus volgares*, V. 23, deutet S. so: „es ist die, wie die Stoiker sagen, nach dem Tode am Boden haften und schweben bleibende *turba* der Seelen, die nicht als vollendete, reine und geläuterte in das verwandte, reine und lautere Element, den Äther, aufsteigen können, sondern, vom Irdischen beschwert, darniedergehalten werden". Diese Erklärung ist m. E. als ein brauchbarer und billigenswerter Beitrag zum Verständnis dieser Ode zu begrüßen. — Zu V. 6 ff. Damit die *virgo* als alleiniges Subjekt zu *suspiret* empfunden werde (vgl. Kießling-Heinze), empfiehlt S., *prospiciens* als Verbum finitum und *suspiret* als Participium zu übersetzen.

123) J. S. Postgate, Corrections of Horace's Satires Book II. In Hermathena Bd. XV, No. XXXV (1909) S. 416—420.

Sat. II 2, 13. I suggest that under the verse *molliter austerum studio fallente laborem* there stood originally the verse *seu te discus agit, ludo satiatus utrovis,* or one of similar form and meaning, and that the scribe's eye slipped from the *ludo* he was about to copy to the *studio* immediately above, which resembled it, so that he copied the rest of that line twice . . . Next came the 'improver', who, taking his cue from *discus*, substituted for the obviously impossible repetition of *studio fallente laborem* the present ending of the verse. Zuzugeben ist, daß in der Überlieferung ein bisher nicht in befriedigender Weise erledigter Anstoß vorliegt; auch das sei gern anerkannt, daß der von Postgate ergänzte Gedanke sich sehr gefällig in den Zusammenhang einfügt. Nicht recht erklärlich scheint es dagegen, wie der improver gerade auf diesen Ersatz-Halbvers verfiel. Postgates Vermutung mag nunmehr konkurrieren mit der von Peerlkamp: *seu te discus agit studio fallente laborem* (unter Streichung des übrigen) und der von Höger: *seu te discus agit per cedentem aera missus.* — Sat. II 3, 12. *Tanti* with a stop after *educere* would make excellent sense: 'Will you leave virtue and propitiate envy at such a price?' Und in einem Postskriptum:

Digitized by Google

quanti! 'at how great a cost!' is also possible, and perhaps preferable to *tanti*. Aber die Überlieferung wird mit Recht von den Herausgebern als heil angesehen; auf der andern Seite ließe sich über Postgates excellent sense streiten und auch ein solcher Genetivus pretii scheint bedenklich. — Sat. II 3, 142. Mit Anlehnung an eine Peerlkampsche Konjektur schreibt Postgate: *pauper Opimius argento in posito intus et auro*. Auch hier wird an der Überlieferung nicht zu rütteln sein. — Sat. II 5, 79. Wie Bentley *indignum*, in Klammern, konjizierte, so verlangt Postgate Klammern um das überlieferte *magnum*, 'an important matter', vgl. Sat. I 4, 10. Beides unnötig, letzteres auch gekünstelt. — Zu Sat. II 6, 59 vermutet Postgate *disperit*, was, wenn überhaupt zu ändern wäre, nicht wahrscheinlicher sein würde als mancher andre Vorschlag zu dieser Stelle.

124) **Friedrich Aly, Horaz, sein Leben und seine Werke. Zweite, verbesserte Auflage. (Fünfzehntes Heft der von Hugo Hoffmann herausgegebenen Gymnasialbibliothek). Gütersloh 1909, C. Bertelsmann. 59 S. 8.**

Die erste Auflage vom Jahre 1893 ist in diesen JB. XXI S. 218 f. von G. Wartenberg angezeigt worden. Die neue ist um 13 Seiten gewachsen.

Das Büchelchen ist dem Ref. außerordentlich sympathisch. Es ist frisch und lebendig geschrieben, von einer erfreulichen Wärme für seinen Gegenstand erfüllt und zeigt durchweg ein ruhiges, besonnenes Urteil. So berührt auch, gegenüber den Verhimmelungen, in denen sich manche andern Autoren ergehen, angenehm die Offenheit, mit welcher Mängel der Horazischen Jugendpoesie zugegeben und einzelne Oden als unserm Geschmacke wenig zusagend bezeichnet werden. Die Primaner werden diese Schrift mit Genuß und Nutzen zur Zusammenfassung und Ergänzung des im Unterrichte Dargebotenen lesen.

Wenige Kleinigkeiten sind mir aufgefallen. Woher weiß der Verfasser S. 11, daß Pompejus Varus den Vornamen Quintus führte? Auf S. 30 heißt es, Horaz habe als Weinmischung bevorzugt „auf einen halben Liter drei Teile Wein und neun Teile Wasser". Zunächst ist die Angabe des Quantums „auf einen halben Liter" neben der folgenden Angabe des Mischungsverhältnisses durch Zwölftel wunderlich und störend. Ferner aber ist das Mischungsverhältnis unrichtig; denn Horaz entscheidet sich ja Od. III 19 mit humoristischer Begründung gerade für neun Zwölftel Wein, verdient also für diese Ode nicht das Lob besonderer Mäßigkeit, das ihm der Verfasser erteilt. Die Ode IV 1 „symbolisch zu verstehen" (S. 47) ist nicht möglich; auf der Suche nach neuen Stoffen für dieses späte Buch ist Horaz auf das Thema der Knabenliebe verfallen, vermutlich ohne daß irgend welche persönlichen Empfindungen zu Grunde lagen.

Digitized by Google

125) Albert Ruppersberg, Über zwei Horazstellen. Im Philologus LXVIII (1909) S. 523—528.

Od. II 7, 10. Die Worte *relicta non bene parmula* werden von manchen Herausgebern als ein symbolischer Zug aufgefaßt; L. Müller allerdings denkt, unter Berufung auf Ennius Ann. 450, an einen wirklichen Schild. Ruppersberg beweist nun aus folgenden weiteren Stellen, daß die römischen Offiziere wirklich einen Schild trugen: Liv. XXV 16, Caes. Bell. Gall. II 25, Cic. ad fam. X 30, Ammianus Marc. XXI 2; dazu kommen noch bildliche Darstellungen, besonders der Pariser Cameo mit der Verherrlichung des julisch-claudischen Hauses. Dieser Nachweis ist sehr erwünscht und liegt durchaus in der Richtung, in der sich die Horazforschung der letzten Jahrzehnte bewegt: wir lernen Horaz immer mehr als Realisten kennen. Jetzt paßt die Wendung *relicta non bene parmula* so genau, wie horazische Wendungen passen müssen (vgl. Mommsen zu Epist. I 13, 10 im Hermes XV S. 106).

Od. II 18, 40. Ruppersberg nimmt an *non vocatus audit* Anstoß: „wie kann der Tod den Armen hören, wenn er nicht gerufen ist?" Oxymoron und Parenthese will er nicht gelten lassen, sondern konjiziert lieber *audet* „er gewinnt es über sich" „es beliebt ihm" „er hat Lust". Darüber ist dreierlei zu sagen. Erstens: der überlieferte Ausdruck ist ganz untadelig, ja außerordentlich glücklich. Ich verweise auf die Ausgaben und auf Friedrich S. 13. Zweitens: das Verb *audere* dem Horaztexte in einer für diese Zeit äußerst seltenen, bei Horaz gar nicht begegnenden Bedeutung aufzudrängen ist überaus bedenklich. Drittens: diese Konjektur ist — man möchte fast sagen: selbstverständlich — schon längst gemacht; wenn nicht früher, so jedenfalls von Weidner, Neue Jahrb. für Philol. u. Päd. 1896 S. 134 ff.

126) D. A. Slater, Horace Carm. IV 2, 49. In The Classical Review XXIII (1909) S. 252 f.

Slater hat, wie er angibt, vor einigen Jahren *terque* konjiziert, dann aber gesehen, daß schon im Jahre 1855 Pauly und im Jahre 1895 Howard dasselbe getan haben. Jetzt kommt er auf diese Konjektur zurück und gibt zu ihrer Unterstützung Nachweisungen über die Dreizahl bei religiösen Akten. Er übersetzt nun die Stelle so: and as the Emperor passes on his way, we the assembled people will greet him, every man of us, with the cry of Triumph, uttered not once alone but thrice (*τρίς, οὐχ ἅπαξ μόνον*).

Aber der Ausdruck: „wir wollen dreimal 'Triumph!' rufen, nicht bloß einmal" muß für unmöglich erachtet werden. War es denn das Gewöhnliche, daß man bei solchen Gelegenheiten den Ruf *io Triumphe* nur einmal erschallen ließ? Das meint doch Slater selbst nicht. Oder war zu befürchten, die Bürgerschaft werde diesmal geneigt sein von der üblichen Dreizahl abzugehen

Digitized by Google

und sich mit einem einmaligen Rufe zu begnügen, so daß vor dieser fehlerhaften Kargheit ausdrücklich gewarnt werden mußte? Slater bemerkt: For the antithesis cf. Ennius, Medea: *Ter sub armis malim vitam cernere quam semel modo parere* (Eur. Medea 250); aber das ist ja völlig andersartig.

Und dennoch hat m. E. die Konjektur sehr viel für sich: man muß nur anders interpretieren, als es Slater tut. Horaz meint: wir wollen den dem religiösen Brauche entsprechenden dreifachen Ruf „Triumph!" immer wieder und wieder ertönen lassen. Also es soll zuerst *Io triumphe, io triumphe, io triumphe!* gerufen werden, dann nach kurzer Pause wieder dreimal usw. Horaz kann sich eben gar nicht genug tun; das stimmt zu dem Charakter der Ode.

127) P. H. D(amsté), Ad Horat. Sat. II 6, 46. In der Mnemosyne XXXVIII (1910) S. 63 f.

Unter Verwerfung von L. Müllers Deutung des Wortes *rimosa* knüpft D. an folgende Äußerung desselben an: „Wie hätte wohl Horaz in dieser zunächst für Mäcenas bestimmten Satire sich als unzuverlässigen Schwätzer hinstellen mögen?", indem er dazu bemerkt: Iusta sane observatio est, nam in promptu est ad *rimosa — in aure* intellegere: *mea* vel: *qualis mea est*, quamquam Horatius nimirum voluit res eiusmodi, quas homini quamvis loquacissimo sine ullo periculo concredere possis, id quod ita demum ei reddideris, si levissima mutatione mecum scripseris: *et quae rimosa bene deponantur in aure.*

Indessen die in L. Müllers rhetorischer Frage steckende Anschauung ist unbegründet. Um dem lästigen Gerede, als sei er ein Intimus Mäcens, entgegenzutreten, konnte Horaz allerdings in dieser Satire, die doch sowohl im ganzen wie namentlich in der hier behandelten Partie auch auf das Lesepublikum berechnet ist, mit scherzender Selbstbeschuldigung sagen: Mäcenas weiß, daß ich ein Schwätzer bin, und vertraut mir darum nichts Wichtiges an. Somit ist auch zu D.s Konjektur kein Anlaß.

128) E. R. Garnsey, Note on Ovid and Horace. In The Classical Review XXIV (1910) S. 5—7.

Ovid ziele in den Versen Trist. II 563 ff. auf Horaz:

Non ego mordaci destrinxi carmine quemquam,
Nec meus ullius crimina versus habet.
Candidus a salibus suffusis felle refugi,
Nulla venenato littera mixta ioco est.
Inter tot populi, tot scriptis, milia nostri,
Quem mea Calliope laeserit, unus ego.

He is thinking of Horace's carmina as things of points and barbs — things suffused with gall, and as far removed as can well be from the modern conception of them. Garnsey findet

Digitized by Google

hier einen Beweis für seine phantastische Auffassung der Horazischen Gedichte, die wir schon oben bei No. 11 und No. 94 kennen gelernt haben.

129) George W. Mooney, Horace Ep. II 2, 49 sqq. In Hermathena Bd. XV, No. XXXV (1908) S. 161.

Epist. II 2, 52. Mooney verlangt *defit* für *desit*. Aber auch abgesehen von Bedenken gegen das durch Konjektur eingesetzte Wort, ist die Überlieferung unanstößig; Orelli: quod deesse non debeat; Wegehaupt: „was nicht fehlen darf."

130) Hugo Jurenka, Horatiana. Im Wiener Eranos zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909, S. 175—178. Wien 1909, Alfred Hölder. gr. 8.

Od. I 23, 5 ff. Jurenka konjiziert: *nam seu mobilibus veris inhorruit adventu foliis, seu virides rubum dimovere lacertae*; das Subjekt von *inhorruit* sei aus dem folgenden *rubum* zu ergänzen. Das ist ein bedenklicher Haken.

Mehr Zustimmung wird Jurenka wohl mit dem zweiten Teile seiner kleinen Abhandlung finden, wo er einige eigenartige Kießling'sche Erklärungen bekämpft, die Heinze (vielleicht nur vorläufig) noch beibehalten hat. Od. I 2, 17. *Nimium* gehört nach Jurenka zu *querenti*. — Od. I 3, 9 f. Der Verfasser tritt, namentlich wegen *triplex*, für die alte Deutung (σάκεος πτύχες) ein. Vgl. in diesem JB. oben n. 61. — Od. I 4, 5. Abzulehnen sei Kießlings Erklärung von *imminente luna*; dieses sei vielmehr = σελήνης ἐπεχούσης. Gewiß richtig. — Mit kleinen Anfangsbuchstaben will Jurenka schreiben: *luna* Od. I 4, 5, *pudor* Od. I 6, 9, *musa* Od. I 6, 10. — Od. I 12, 45. Jurenka tritt der Kießling'schen Interpretation von *occulto aevo* entgegen. — Od. I 28, 15. Gegen Kießlings Deutung von *una*. Vgl. JB. XXIX S. 47. — In *temperat*, Od. I 12, 16, in *apricos*, Od. I 26, 7, in *adparatus*, Od. I, 38, 1, in *sedulus*, Od. I 38, 6, suche Kießling gegen den Sprachgebrauch die Bedeutungskraft der Etyma geltend zu machen.

131) J. Vahlen, Varia. Im Hermes XXXXV (1910) S. 306—309.

Zu Od. I 8, 2. Vahlen rechtfertigt gegenüber der bekannten Vollmer'schen Lesung, daß er in der fünften Auflage des Hauptschen Horaz bei der alten Lesung geblieben sei. Über die handschriftliche Grundlage urteilt er, potiora testimonia Vollmero favere, sed tamen ita ut ne altera quidem scriptura omni genere testium destituta sit. So geht er denn zur Vergleichung des inneren Wertes der beiden Lesungen über. Bei der Vollmerschen entsprächen die Worte *dic per omnes deos* dem griechischen Ausdrucke φέρ' εἰπὲ πρὸς θεῶν. Aber dann seien die Worte *hoc* und *vere* so gut wie überflüssig; ja, dieser Zusatz verschlechtere den Gedanken. Horaz verbinde die Phrase *per deos* u. dgl. nie unmittel-

Digitized by Google

bar mit dem Imperativ, sondern setze stets ein Verb des Bittens: Sat. I 7, 33 f. *per magnos, Brute, deos te oro*; Epod. 17, 2 ff. *supplex et oro regna per Proserpinae* etc.; Epist. I 7, 94 f. *quod te per Genium dextramque deosque Penates obsecro et obtestor*; Sat. II 3, 176 *quare per divos oratus uterque Penates*; Sat. II 4, 88 *per amicitiam divosque rogatus.* Die Beweiskraft dieser Stellensammlung wird schwerlich zu bestreiten sein.

In ähnlicher Weise verdiene Epist. II 2, 212 das minder gut bezeugte *levat* vor dem besser bezeugten *iuvat* den Vorzug: das ergebe sich aus Horazens Sprachgebrauch bei der Verwendung beider Verba: Epod. 13, 8 ff. *nunc et Achaemenio perfundi nardo iuvat et fide Cyllenea levare diris pectora sollicitudinibus*; Epod. 11, 17 *fomenta volnus nil malum levantia*; Epist. II 3, 377 *sic animis natum inventumque poema iuvandis*; Epist. I 8, 8 *nil audire velim, nil discere, quod levet aegrum*; Epist. I 16, 9 *si quercus et ilex multa fruge pecus, multa dominum iuvet umbra.*

132) **Frank Granger, The Religion of Horace.** In The Classical Review XXIV (1910) S. 46—48.

1. Granger setzt in Od. III 1, 8 hinter *moventis* ein Semikolon statt des üblichen Punktes. The translation of our passage, therefore, runs as follows: 'The rule of Jove is such that one man has larger vineyards than another: one man is of nobler descent and higher character, but his fellow has larger estates. It is with an equitable law that Necessity (the will of God) marks out by lot high and low. Every name comes in its turn out of the ballot-box'. The world is ruled, therefore, by one supreme God, who is just to every man. For the variety of human fortune is not inconsistent with this supreme justice. Aber diese Auffassung des Gedankenganges tut dem Texte Gewalt an, dem namentlich der Begriff der Gerechtigkeit fremd ist. Der Verfasser verkennt die klare Disposition dieser Partie: V. 5—8, alle Menschen stehen unter der Gottheit; V. 9—16, alle Menschen stehen unter der Gewalt des Todes.

2. Granger interpungiert in Od. III 23, 17: *immunis, aram si tetigit, manus; non* etc. 'if the hand has touched the altar it is freed from the burden of debt towards heaven'. Für den Sinn von *immunis* beruft er sich auf Cic. Verr. 2. 5. 21, 53. Indes der obige Gedanke ist ja inhaltlich ganz unmöglich.

3. In Epod. 5, 87 f. übersetzt Granger: 'Poisons cannot change the mighty law of right and wrong to suit a human turn'. *Humanam vicem* is an accusative of manner, such as *meam vicem.* Diese Auffassung der Konstruktion ist nicht neu; aber wie soll der obige Sinn herauskommen?

133) **Alb. Poutsma, Ad Horatium.** In der Mnemosyne XXXVIII (1910) S. 136.

Poutsma bespricht den Vers Sat. II 6, 46; ohne eigentlich

Digitized by Google

Neues zu bringen; er meint recte eam quoque dici proditionem, cum mutum aliquod receptaculum per rimas effluere patiatur quod ei creditum sit.

134) J. van Wageningen, *Scriba* (ad Hor. Sat. I 5, 66—67). In der Mnemosyne XXXVIII (1910) S. 210—212.

Der Ausdruck *crassas compedes* in dem Scholion zu Juv. V 3 (bei Kießling-Heinze [3] S. 79) weise darauf hin, daß Sarmentus einst ein flüchtiger Sklave gewesen sei (vgl. Hor. Sat. I 5, 68). Solchen sei ein *F* auf die Stirn gebrannt worden (*inscribere*, oder auch *scribere*). In den Spottversen des Volkes habe die Phrase *scriptum habere* nicht nur bedeuten können: *scriptum facere* (sc. *quaestorium*) oder *scribam esse*, sondern auch *litteram F inscriptam habere* oder „ein *litteratus* sein". So werde der Scherz verständlich. Populus enim parum curans genera vocabulorum (nam dixit *scriptum* n. pro *scriptus* m., ut in sermone vulgari fieri solet), trochaeis illis: *aliud scriptum habet Sarmentus, aliud populus voluerat,* designat Sarmentum potius a se dignum iudicari qui stigmatias quam qui scriba sit. Bei Horaz sei der Sinn: quod (was das betrifft, daß) tu dicis te esse scribam sive te habere scriptum (quaestorium), iam omnes sciunt, quale istud *scriptum* sit: sc. te esse fugitivum atque *inscriptum* et ius dominae (Favoniae, uxoris etiam tum vivi Favonii nilo deterius in te esse factum.

Dabei ist ja manches bedenklich; auch Horaz wäre zu schelten, weil er gerade das Wort *scriptum,* den Angelpunkt des Witzes, nicht beibehalten hätte.

135) H. Röhl, Zu Hor. Sat. II 7, 49 f. (Bisher nicht gedruckt; doch vgl. schon JB. XXXI S. 61).

Ob in den Versen Sat. II 7, 49 f. *quaecumque excepit turgentis verbera caudae clunibus aut agitavit equum lasciva supinum* das Wort *clunibus* zum ersten oder zum zweiten Satze gehört, ist strittig; in der Gegenwart neigt die Majorität der Herausgeber dazu, dieses Wort zum Folgenden zu ziehen. Aber gegen diese Auffassung lassen sich doch einige Bedenken vorbringen; Prüderie ist allerdings bei Besprechung dieser Stelle nicht am Platze.

1. Die Nachstellung von *aut* findet sich in den Satiren und Episteln gar nicht, und auch in den Oden und Epoden nur so, daß *aut* einem Attribute nachgestellt wird und somit jeder Zweifel darüber ausgeschlossen ist, wohin das vorangestellte Wort gehöre: Od. I 21, 7 *nigris aut Erymanthi silvis*, Od. II 12, 24 *plenas aut Arabum domos,* Epod. 1, 34 *discinctus aut perdam nepos*, Epod. 7, 7 *intactus aut Britannus,* Epod. 9, 31 *exercitatas aut petit Syrtes noto,* Epod. 16, 4 *minacis aut Etrusca Porsenae manus.* Manche andern Dichter sind ja darin freier; so z. B. würde, wenn in *clunibus aut agitavit* Umstellung vorläge, mit der Horazstelle Verg. Aen.

Digitized by Google

VII 298 verglichen werden können: *at, credo, mea numina tandem fessa iacent, odiis aut exsaturata quievi*; nur würde allerdings der Unterschied bestehen, daß bei der Horazstelle die Zugehörigkeit des Ablativs dem Leser zweifelhaft sein müßte, während sie in der Vergilstelle klar und sicher ist. Aber der Horazische Sprachgebrauch macht doch den Eindruck einer solchen Grundsätzlichkeit, daß es unmethodisch wäre, ohne dringende Notwendigkeit eine Ausnahme zu statuieren.

2. In den Versen 49 und 50 scheinen die Herausgeber bei der Lesung *quaecumque excepit turgentis verbera caudae, clunibus aut agitavit equum lasciva supinum* einen Gegensatz zwischen der normalen Form des Geschlechtsgenusses und einer ungewöhnlichen zu finden. Zunächst ein formales Bedenken: läge ein derartiger Gegensatz vor, enthielte also das erste Stück nichts Eigentümliches, nichts von den Genüssen, die die matrona bietet, Abweichendes, so hätte sich Davus wohl nicht mit dem bloßen „oder" begnügt, sondern das Verhältnis durch irgend einen Zusatz verdeutlicht, etwa: „oder wenn ich einmal auf etwas Besonderes Appetit habe", oder sonstwie. Und weiter: wenn man den Gegensatz bei der obigen Lesung sachlich näher ansieht, so erkennt man, daß keine angemessene Disjunktion herauskommt. Denn welches soll der Sinn sein? Erste Annahme: meint Davus, daß die meretricula je nach seinem Wunsche sich sowohl zu passivem als auch zu aktivem Verhalten verstehe? Aber diese Unterscheidung wäre für den Vergleich mit der matrona nicht recht fruchtbar; denn die matrona läßt sich allerdings nur auf passives Verhalten ein, aber nicht auf jede figura desselben, nur cunno, nicht clunibus. Und wenn man darauf keinen Wert legen will: was soll unter jener Voraussetzung das betont vorangestellte *clunibus*? Dieses Wort müßte entweder fehlen oder im ersten Satze einen Gegensatz finden. Oder zweite Annahme: soll eine Unterscheidung zwischen natürlichem und unnatürlichem Geschlechtsgenuß gemacht werden? Aber die Worte *excepit turgentis verbera caudae* schließen, wenn bei ihnen kein Körperteil angegeben ist, ja auch unnatürlichen Geschlechtsgenuß ein. Kurz, man mag sich wenden, wie man will: bei der Interpunktion vor *clunibus* kommt die Disjunktion schief und unlogisch heraus.

3. Die in V. 50 erwähnte Form des Geschlechtsverkehrs, das sogenannte κελητίζειν, erfolgte nicht clunibus, sondern cunno. Diese Behauptung bedarf gegenüber der Meinung so vieler namhafter Interpreten des Beweises. Zu ihren Gunsten fällt zunächst der Umstand ins Gewicht, das nirgends (soviel ich weiß) diese Handlung, das κελητίζειν, von einer männlichen Person ausgesagt wird, immer nur von Weibern (auch Aristoph. Thesm. 153 ff. spricht nicht dagegen); und doch hätte sie, wenn sie von den Weibern clunibus ausgeübt worden wäre, auch von männlichen Personen ebenso vollzogen werden können, und dies wäre

Digitized by Google

sicherlich nicht unterblieben. Also wird diese Handlung eben cunno vollzogen sein. — Wenn ich nicht irre, geht dies auch aus Ovid. A. a. III 777 f. hervor, nach dessen Urteil dieses Verfahren nur einem kleinen Weibe möglich ist. Kämen nun dabei die clunes zur Verwendung, so würde sich bei jedem kauernden Weibe, auch bei einem großgewachsenen, die Länge der Oberschenkel mit der der Unterschenkel kompensieren. Wenn es sich aber darum handelt, den cunnus in niedrige Stellung und geeignete Haltung zu bringen, so wird das einem langbeinigen Weibe unmöglich sein. — Auch aus der unten zu erwähnenden, m. E. richtigen Deutung von Hor. Sat. II 7, 64 wird sich dasselbe ergeben. — Eine Art von Leitfaden auf diesem Gebiete des Wissens, mit besonderer Berücksichtigung des Altertums, ist das Buch: Antonii Panormitae Hermaphroditus; primus in Germania edidit et apophoreta adiecit F. C. Forbergius. Dort findet man S. 43 folgendes Epigramm:

Quum mea vult futui, superincubat Ursa Priapo,
Ipse suas partes sustineo, illa meas.
Si iuvat, Ursa, vehi, moveas clunemque femurque
Parcius, aut inguen non tolerabit onus.
Deinde cave reduci repetas ne podice penem;
Quamvis, Ursa, velis, non mea virga volet.

Das futui soll natürlich cunno ausgeführt werden, und der Redende verlangt ausdrücklich, daß die sich hebende und senkende Ursa bei letzterer Bewegung nicht etwa einmal podice statt cunno seinen penis aufsuche. In der Anmerkung wird diese figura Veneris identifiziert mit dem *Hectoreus equus* bei Ovid A. a. III 778 und Mart. XI 104, 14, sowie mit dem Verfahren bei Apul. Met. II S. 32. Die Apophoreta handeln über diese figura, die übrigens in zwei Variationen ausgeführt werden könne, im ersten Kapitel, S. 213—234, de fututione (welche als opus quod fit per mentulam cunno commissam erklärt wird), nicht im zweiten, S. 234—277, de paedicando (i. e. Veneris genus, quod mentula perficit ope culi). Bei der Erörterung dieser figura in Kap. 1 (S. 220 ff.) ist klar, daß bei ihr der cunnus in Frage kommt; vgl. S. 223: voravit tibi rudem mentulam, Rangoni, heluo cunnus; auch S. 224: cette attitude est du goût de beaucoup de gens, et les dames mêmes y trouvent plus de plaisir. On prétend que Priape va plus au fond, et que la belle par ses mouvemens se procure une volupté plus vive et une libation plus abondante. Allerdings darf ich nicht verschweigen, daß in Kap. 1 auf S. 221 die Horazstelle in dieser Form zitiert wird: *sub clara nuda lucerna clunibus agitavit equum lasciva supinum;* eine Erörterung knüpft sich daran nicht an; der Herausgeber scheint unachtsamer Weise, im Widerspruch zu seiner eigenen Darlegung, das Zitat aus einer Ausgabe entnommen zu haben, welche hinter *caudae* interpungierte. Daß die Geschichte von Gnathainion (Athen. XIII 581 d) im zweiten

Digitized by Google

Kapitel, also in der Auseinandersetzung de paedicando, verwertet wird, erklärt sich daraus, daß der Verfasser nicht wie heutzutage ἑξῆς καθιππάσθαι δ' ὑπ' αὐτῆς πεντάκις, sondern ἑξῆς καθιππάσαι δ' ἐπ' αὐτῆς πεντάκις las.

Nach alle dem muß, meine ich, die Verbindung von *clunibus* mit dem folgenden Satze als unrichtig erscheinen; zieht man dieses Wort dagegen zum Vorhergehenden, so ist alles glatt und klar. Zwei Dinge gefallen dem Davus an der meretricula: 1) daß er sie *nudam sub clara lucerna* genießen kann, 2) daß er ihr auf zwei absonderliche, interessante Weisen beiwohnen darf, indem sie entweder einen ungewöhnlichen Körperteil darbietet, *excipit turgentis verbera caudae clunibus*, oder die für ein Weib ungewöhnliche Rolle des Tätigen übernimmt, *agitat equum lasciva supinum*. Die Richtigkeit dieser Auffassung können wir dann durch eine bald darauf folgende Stelle des Horaz, V. 63 f., kontrollieren, wo in derselben Reihenfolge das Gegenteil des Obigen über die ehebrecherische matrona ausgesagt wird: *illa tamen* („dennoch", obgleich du dich um ihretwillen in Gefahr begibst; so fassen das *tamen*, meines Erachtens richtig, Schütz, Kießling-Heinze u. a.) *se non habitu mutatve loco peccatve superne*. Also diese *se non mutat habitu*, d. h. sie legt die Kleider nicht ab: Gegensatz *nudam*. Daß dem obigen *sub clara lucerna* hier nichts entspricht, liegt in der Natur der Sache: wenn die matrona sich nicht entkleidet, macht Hell oder Dunkel für die Lustempfindung des fututor keinen nennenswerten Unterschied. Ferner *se non mutat loco*, d. h. sie läßt in Bezug auf die dargebotene Stelle des Körpers keine Abweichung vom Gewöhnlichen eintreten (zu der technischen Bedeutung von *locus* vergleiche außer Lucr. IV 1034. 1266. 1273 usw. noch z. B. Ovid A. a. III 799 *infelix, cui torpet hebes locus ille, puellast*; Priap. 2 *quod virgo prima cupido dat nocte marito, dum timet alterius volnus inepta loci*; siehe auch über das gleichbedeutende griechische τόπος Steph. Thes. s. v. S. 2306); Gegensatz: *excipit turgentis verbera caudae clunibus*. Und drittens: *non peccat superne,* was dem obigen *agitat equum lasciva supinum* entspricht. Daß aber der coitus mutato loco und das *superne peccare* durch die sprachliche Verbindung so völlig parallel neben einander gestellt werden, ist wieder ein neuer Beweis dafür, daß das *superne peccare* nicht etwa eine der Unterarten des coitus mutato loco ist.

136) H. Röhl, Zu Hor. Epist. I 17, 22. (Bisher nicht gedruckt).

Meiser hat in den Blättern für das Gymnasialschulwesen XL (1904) S. 696 f. auf die Übereinstimmung zwischen Aristot. Eth. Nicom. IV 14 (1128 a 34) und Hor. Sat. I 4, 34 f. hingewiesen und damit zugleich die Lesung bei Horaz in evidenter Weise gesichert: καὶ οὔτε ἑαυτοῦ οὔτε τῶν ἄλλων ἀπεχόμενος, εἰ

Digitized by Google

γέλωτα ποιήσει = *dummodo risum excutiat, sibi non, non cuiquam parcet amico.* Es ist klar, daß Horaz, dessen Schriften ja auch sonst von eifrigem Studium des Aristoteles Zeugnis ablegen, kurz bevor er die Satire I 4 schrieb, das betreffende Kapitel der Nikomachischen Ethik gelesen hatte und jener Satz des Aristoteles ihm noch wörtlich im Gedächtnis haftete.

Eine ähnliche Reminiscenz scheint mir bei der Epistel I 17 vorzuliegen, wo sie meines Wissens bisher nicht beachtet ist. Wenn Horaz dort V. 21 f. sagt; *tu poscis vilia rerum* (auf die Lesung dieses letzten Wortes kommt es hier nicht an), *dante minor, quamvis fers te nullius egentem*, so finden sich die beiden Ausdrücke *dante minor* und *nullius egentem* in Eth. Nic. IV 8 (1124 b 13 f., 17 f.) wieder: *ἐλάττων γὰρ ὁ παθὼν εὖ τοῦ ποιήσαντος*, und: *μεγαλοψύχου δὲ καὶ τὸ μηθενὸς δεῖσθαι ἢ μόγις*.

Und wenn ich nicht irre, so bringt der Nachweis dieser Reminiscenz auch einen kleinen Nutzen für das Verständnis des Horaztextes. Ob in V. 22 *nullius* Maskulinum oder Neutrum ist, darüber sind die Herausgeber uneins. So entscheiden sich von Neueren für das Maskulinum: Orelli-Mewes, Schütz, Wegehaupt, Wickham, Rasi, Tentori; dagegen für das Neutrum: L. Müller, Kießling-Heinze, Krüger, Brugnola. Für das Neutrum pflegt auf Epist. II 3, 324 *praeter laudem nullius avaris* verwiesen zu werden; indes ergibt sich aus dieser Stelle doch nur, daß bei *nullius egentem* die Auffassung des *nullius* als Neutrum nicht von vornherein als sprachlich unzulässig abzulehnen ist. Für das Maskulinum bin ich in diesen Jahresberichten XXVIII S. 29 eingetreten und setze das dort Gesagte hier noch einmal her: „Was findet denn der Cyniker an Aristipps Verhalten unwürdig? Doch, daß dieser sich von Königen abhängig macht; und demgegenüber rühmt er selbst sich, daß er niemand nötig habe. Also im Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein patronisierender Wohltäter liegt der Unterschied; er kann nicht liegen in dem Vorhandensein großer oder garkeiner Lebensbedürfnisse. Denn darüber, daß auch er etwas zum Leben braucht, kann sich dieser Cyniker garnicht täuschen; er weiß, daß er ohne *olus* nicht leben kann. Aber weil er nur geringe, für die Geber so wertlose Dinge fordert, daß die Geber keinen Anspruch auf Dankbarkeit erheben, und weil er diese geringen Dinge bald von diesem, bald von jenem Manne aus dem Volke sich kann geben lassen, täuscht er sich über das Vorhandensein eines Abhängigkeitsverhältnisses und fühlt sich wie jeder Bettler frei, nicht weil er gar nichts zu bedürfen wähnte, sondern weil er sich von niemand (hier liegt der Irrtum; richtig: von keinem Bestimmten, Einzelnen) abhängig glaubt. In diesem Punkte bedarf der Cyniker der ihm nun in V. 21. 22 zu teil werdenden Belehrung, daß jedes Empfangen ein Sich-Unterordnen in sich schließt. So stehen also in V. 22 *dante*

Digitized by Google

minor, quamvis fers te nullius egentem die Worte *dante minor* und *nullius egentem* im Gegensatz (vgl. Orelli-Mewes), und *nullius* ist Maskulinum". Aber das hat, wie solche Darlegungen oft, nicht jeden Andersdenkenden überzeugt; wenigstens erwiderte J. Häußner in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1903 S. 1546: „ . . . Nach V. 20 *equus ut me portet, alat rex, officium facio, tu poscis vilia* ist vielmehr ganz deutlich auf die Lebensbedürfnisse abgehoben. Aristipp ordnet sich unter, um gut und vornehm zu leben, während der Cyniker sich zwar der Unabhängigkeit rühmt, aber doch, da es nun einmal keine absolute Bedürfnislosigkeit gibt, um die allergemeinste Notdurft betteln und sich so doch unterordnen muß. Wie bei *vilia poscere* ist auch bei dem ihm entgegengesetzten *nullius egere* nur an Sachliches zu denken". Nunmehr entscheidet, meine ich, die Aristotelesstelle für das Maskulinum: denn daß *μηθενός* Maskulinum ist, kann nach dem Zusammenhange nicht zweifelhaft sein: *μεγαλοψύχου δὲ καὶ τὸ μηθενὸς δεῖσθαι ἢ μόγις, ὑπηρετεῖν δὲ προθύμως, καὶ πρὸς μὲν τοὺς ἐν ἀξιώματι καὶ εὐτυχίαις μέγαν εἶναι, πρὸς δὲ τοὺς μέσους μέτριον.* Im Sinne des Aristoteles ist übrigens, wie man sieht, *δεῖσθαι* hier nicht sowohl = *egere*, als vielmehr = *rogare.*

Berichtigung.

Auf S. 64 des vorigen JB. habe ich dem Verse Epist. II 2. 75 eine besondere Beweiskraft für die Interpunktion von Versen eines gewissen Baues zugeschrieben. Dies ist ein auf einem Schreibfehler beruhendes Versehen, insofern in diesem Verse nicht *canis fugit,* sondern *fugit canis* überliefert ist. Der Vers hat also vor den demnächst angeführten an Beweiskraft nichts voraus.

Folgende Publikationen haben dem Referenten noch nicht vorgelegen.

Horace, Odes, metrical translated by various authors, selected by S. A. Courtauld. London 1908, Bickers. 292 S. 12.

Horace, Odes et Epodes. T. I er. (Les auteurs latins expliqués d'après une méthode nouvelle par deux traductions françaises, l'une littérale et juxtalinéaire, l'autre correcte et précédée du texte latin avec des arguments et des notes, par une société de professeurs et de latinistes.) Traduites par E. Taillefer. Paris 1908, Hachette. 207 S. 16.

A. Langenhorst, De scholiis Horatianis quae Acronis nomine feruntur quaestiones selectae. Dissert. Bonn 1908. 54 S. 8.

A. Bednarowsky, Horatii lyricorum apud Cochanowium vestigia. Programm, Brodach 1908. 42 S.

M. Schuster, De C. Solii Apollinaris Sidonii imitationibus studiisque Horatianis. Wien 1909. 74 S. gr. 8.

Zehlendorf bei Berlin. H. Röhl.

Digitized by Google

4.

Vergil.

I. Über den Dichter und seine Werke.

1) **Homerischer Hymnenbau nebst seinen Nachahmungen bei Kallimachos, Theokrit, Vergil, Nonnos und anderen, erschlossen durch Arthur Ludwich. Leipzig 1908, S. Hirzel. XII u. 380 S. 8. 10 *M*, geb. 12 *M*. — Vgl. Lit. Zentralblatt 1909 Sp. 20 f. ('ob die Grundidee durchdringt, mag die Folge zeigen' Pr-z); D. Litt.-Ztg. 1909 S. 933 ('gründlich verfehlt' K. Kuiper); C. Rothe im JB. über Homer 1909 S. 220—222.**

C. Rothe, dessen Gefälligkeit ich es verdanke, daß ich den Vergilforschern aus diesem Werke des Königsberger Meisters berichten kann (denn der Verlag hat meine Bitte um ein Exemplar abgeschlagen; und die Königl. Bibliothek zu Berlin macht durch die modernen Beschränkungen dem, der außer der Wissenschaft auch ein amtliches Tagewerk betreibt, eingehendes und zusammenhängendes Studium solcher Arbeiten leider schwer oder unmöglich), hat aus dem Inhalt herausgehoben, was für die 'höhere' Homerkritik von Bedeutung ist; mit seinem Urteil über die ganze Frage hält er gegenüber diesem 'ersten Anlauf' noch zurück.

Auch wir haben hier nicht zu prüfen noch gar zu entscheiden, inwieweit Ludwichs Angaben und Ansichten über die griechischen Vorgänger Vergils zutreffend und förderlich sind. Aber, um zu verstehen und zu würdigen, was er über Vergil auf S. 306 ff. vorträgt, müssen wir über Gedankengang und Beweismaterial der ganzen, ebenso energischen wie festgefügten Arbeit einen objektiven Überblick nehmen, in dem wir uns bemühen, nichts zu übergehen, was als Einzelerscheinung oder als Glied der Entwicklung für Vergils Bukolika von Wichtigkeit sein könnte.

Arthur Ludwich, der eine Gesamtausgabe der kleineren Homerischen Gedichte plant, hat an dem Hermes-Hymnus gefunden, daß die beiden Zahlen, die der Dichter selbst gleich im Proömium als bedeutungsvoll hervorhebt[1]), auch zum formalen Aufbau des Lobgesangs benutzt sind, dessen 580 Hexameter sowohl in 58 zehnzeilige als auch in 145 vierzeilige Perikopen (ohne regel-

[1]) V. 11 *τῇ δ' ἤδη δέκατος μεὶς οὐρανῷ ἐστήρικτο*, V. 19 *τετράδι τῇ προτέρῃ τῇ μιν τέκε πότνια Μαῖα.*

Digitized by Google

mäßigen Sinnabschluß) teilbar sind. Diese Gliederung deutet auf einen Zusammenhang mit religiöser Zahlensymbolik; der Hymnus tritt in Beziehung zum Kultus und zur religiösen **Lyrik** mit ihrer musikalischen und orchestischen Begleitung: die Stropheneinteilung der chorischen Lyrik hat in den Perikopen des hexametrischen Hymnus ihr passendes Seitenstück. 'Nur ein gänzlich Uneingeweihter kann Anstoß an der Tatsache nehmen, daß die alten Hymnendichter sich oft von vornherein lieber auf ein sinnvolles Zahlenschema festlegten als dem blinden Zufall oder gar der Formlosigkeit überließen' (S. 35—42). Ebenso haben in Theokrits Herakliskos (auch Herakles war am vierten Tage als Zehnmonatskind geboren) die Perikopenzahlen 4 und 10 die Bedeutung von heiligen Symbolen (S. 150).

Apollo war am siebenten Monatstage geboren; diese Zahl bestimmt den formalen Aufbau des Homerischen Apollohymnus, der auch hieratischen Charakter trägt; die zweite sakrale Zahl, die dem Aufbau zu Grunde liegt, ist die generell heilige Drei, die für den gefeierten Gott auch spezielle Bedeutung hat: $546 = 78 \times 7$ und $= 182 \times 3$ (S. 159 f.). Derjenige Text von Homers Ilias-Proömium (A), den Aristarch für echt hielt, war ganz ebenso aufgebaut und gegliedert: $567 = 81 \times 7$ und $= 189 \times 3$ (S. 196). — An der Siebenzahl hält Kallimachos für seinen Apollohymnus fest, der, mit Ausschluss von V. 44, aus 4×4 Heptaden besteht (S. 222). — Dieselbe hieratische Zahl wie Apollo hat Pan: der Homerische Hymnus auf ihn besteht aus 7×7 Versen, ist also nur durch **eine** Zahl gegliedert (S. 242).

Der größere Homerische Aphrodite-Hymnus (V) soll die Vierzahl verherrlichen, welche Liebesglück bedeutet; von seinen 294 Versen sind nämlich die zwei Schlußverse[1]) als eine selbständige Formel rein persönlichen Charakters (*ἐπᾳσμα*) hier nicht dem Zahlenorganismus der 73 (11; 31 + 31) Tetraden einverleibt (S. 257).

Der Homerische Selenecyklus (hymn. H. 27—33) enthält drei auf Gottheiten astralen Ursprungs bezügliche Hymnen von je 19 Versen; jeder läßt sich in 4 Tetraden und 1 Triade als Nachgesang zerlegen. Die Gesamtzahl 19 hat, wie sich aus Diodor II 47 ergibt[2]), nicht bloß eine sakrale, sondern zugleich auch siderisch-chronologische Bedeutung; sie erinnert an den neunzehnjährigen Metonischen Cyklus (etwa 432 eingeführt), der das Mond- und Sonnenjahr in Einklang zu bringen versuchte (S. 288). Dieser Cyklus erforderte immer nach Verlauf von je 63 Tagen einen

---

[1]) *χαῖρε, θεά, Κύπροιο ἐυκτιμένης μεδέουσα· σεῦ δ' ἐγὼ ἀρξάμενος μεταβήσομαι ἄλλον ἐς ὕμνον.*

[2]) *λέγεται δὲ καὶ τὸν θεὸν* (Apollon) *δι' ἐτῶν ἐννεακαίδεκα καταντᾶν εἰς τὴν νῆσον, ἐν οἷς καὶ αἱ τῶν ἄστρων ἀποκαταστάσεις ἐπὶ τέλος ἄγονται· καὶ διὰ τοῦτο τὸν ἐννεακαιδεκαετῆ χρόνον ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων μέγαν ἐνιαυτὸν ὀνομάζεσθαι.*

Digitized by Google

ἐξαιρέσιμον. Beide Metonische Zahlen hat Aristophanes zur Verspottung des Neuerers in das Projekt des Peithetairos (Aves 451—626) hineingeheimnißt, jedenfalls angeregt durch vorhandene Kunstwerke mit ähnlicher Zahlenmystik (S. 299). Daß die poetische Kunst sich dieser Zahlensymbolik für den symmetrischen Aufbau 'bemächtigt hat, ist noch lange nicht so wunderbar, als die Gleichgiltigkeit, mit der moderne Philologen den massenhaften Zeugnissen dafür lieber auszuweichen pflegen, statt sie als einen gar nicht unwichtigen Kulturfaktor zu begreifen' (S. 301).

Der formgebende Einfluß der Metonischen Zahlen 19 und 63 äußert sich höchst auffällig in den Idyllen Theokrits, so der der kleineren in V und VII: 'ob damit etwa das Lebensalter der beiden jungen Hirten symbolisiert werden sollte', läßt L. dahingestellt (S. 302). Die größere 'hat den Vorzug, die beliebten triadischen und heptadischen Systeme Apollinischer Weihelieder in sich zu vereinigen ($7 \times 9 = 63$), und dies ward vermutlich die Ursache ihres häufigen Gebrauchs. Leicht ließ sich das Zahlensymbol 63 durch Teilung in verschiedene Perikopenreihen gliedern'. So ist Theokr. IV aus $14 + 35 + 14 = 63$ Zeilen zusammengesetzt, wobei die Zahl 63 'keinen ersichtlichen Selbstzweck mehr' hat; sondern 'nur die zusammenhaltende Summe der kleineren Glieder darstellt'; von den 81 Zeilen des XI. Idylls entfallen 18 auf das πρόᾳσμα, und $(8 \times 7) + 7$ (nämlich V. 80 f. und die ans Ende zu stellenden Verse 72—72) $= 63$ bleiben (S. 304).

Die sicilische Bukolik führt zu den Eklogen Vergils, der auch in der formellen Symmetrie der Anlage dem Theokrit viel verdankt, der 'ihm sogar seine versteckte Zahlensymbolik abzulauschen verstand. Nicht die ältere griechische Hymnenpoesie mit ihren vorwiegend sakralen Formen nahm er sich zum Muster, sondern die mehr profane, hauptsächlich auf Symbolisierung gewisser Zeiträume und 'goldener' Zahlen gerichtete Kunst'. Die beiden Metonischen Zahlen hat Vergil in ganz ähnlicher Art wie Theokrit verwendet, die kleinere in der 5. und 9. Ekloge, die größere in ecl. 1—4. 'Selbst die Zerlegung dieser Zahlen erfolgt bei dem Römer meistens mit derselben künstelnden Sorgfalt und Genauigkeit wie bei dem Griechen' (S. 307).

Aus den Wiederholungen, die in den Hymnen an Götter von Anbeginn gebräuchlich waren und von der jüngeren sakralen und profanen Lyrik aufgenommen wurden, entstand der Schaltvers oder Refrain am Anfange oder am Ende der Strophe. In Anlehnung daran nutzte ihn Theokrit als Perikopenteiler für stichisch gebaute Gedichte, wobei die Anzahl der Schaltverse bedeutsam ist. Denn der Refrain ist bei den alten Bukolikern weder rein musikalisch noch hat er 'unter allen Umständen ehemals eine strophenabschließende oder gar strophenbildende Bedeutung gehabt', wie er sich ja auch mitunter parenthetisch mitten in einen Satz eindrängt (S. 321). Der Epitaphios auf Bion (Mosch. III) ist in zwei

Digitized by Google

gleiche Abschnitte von je 63 Versen geschieden; alle seine Teile sind durch 7, 'das uralte musische Zahlensymbol', teilbar (S. 338). Die Refraindichtung Vergils (ecl. VIII) ist 'fast völlig nach dem Muster der griechischen Symbolik' (S. 346).

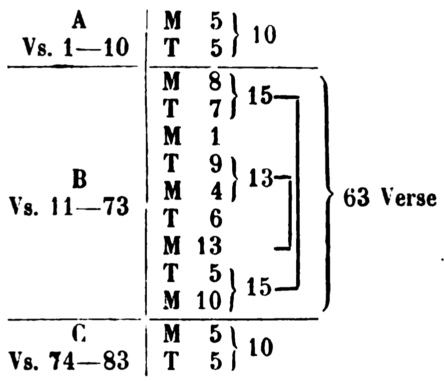
Den arithmetisch genau berechneten Aufbau und die gesamte Zahlenmystik, welche durch die antiken Götterhymnen in die alexandrinische Bukolik hineingekommen sind, hat noch Nonnos gekannt (S. 348). 'Das kann doch nun nicht mehr in Frage gestellt werden, daß die bukolische Poesie bei Griechen und Römern formell von der Zahl und von deren symbolischer Bedeutung regiert wird' (S. 352). Neben den religiösen Beziehungen der Zahlensymbole bestehen weltliche: 'ein enger Zusammenhang besteht zwischen den Buchstabenzahlen jeweilig hervorragender Götter- und Menschennamen einerseits und den arithmetischen Verhältnissen im architektonischen Aufbau von Gedichten anderseits' (S. 357); unter den Beispielen für die Übereinstimmung zwischen der Buchstabenzahl der Namen und der regierenden Perikopenziffer stehen Vergils VII. und X. Ekloge. Eine allgemein giltige symbolische Bedeutung wohnt den zu dichterischen Zwecken dienenden Zahlen nicht inne. Die Zahlensymbolik ist mehr und mehr zur Zahlenmystik ausgeartet (S. 360).

Ludwich sagt gelegentlich von dem Werke eines anderen Gelehrten: von Nutzen war es indessen gewiß, daß auf die versteckten Probleme der fast so unschuldig wie leichte Tändeleien dareinschauenden Idyllen einmal wieder energisch die Aufmerksamkeit hingelenkt wurde. Dasselbe gilt auch von seinem Werke, mindestens in Beziehung auf Vergil; denn ein Problem liegt hier zweifellos vor. Otto Ribbeck hat in der G. d. R. D. II (S. 33 der 1. Aufl.) darüber klar und vorsichtig gesprochen (vergl. S. XXIII seiner Ausgabe 'in usum scholarum'); aber seine Versuche, gleichartige Gliederung durchzuführen, und ebenso die von W. H. Kolster, übten gegen den Text selbst und gegen dessen Überlieferung zu viel Gewalt, um als Lösung anerkannnt werden zu können. Ludwich nimmt auch bei Vergil weder Interpolationen noch Lücken an, ebensowenig Versumstellungen; indem er trotzdem eine formelle Harmonie des Aufbaus fordert und findet, regt er dazu an, die Forschung nach der Komposition der Eklogen auf neuem Wege aufzunehmen, und gibt dafür beachtenswerte Fingerzeige. Auch hier werden wir weder tadeln noch verzagen dürfen, wenn es beim 'ersten Anlauf' nicht gelingt, die so verwickelte Frage zu lösen. Es ist bei dem Standpunkt, den wir hier vertreten, berechtigt, wenn wir von Vergils Bukolika ausgehen und uns auch auf sie beschränken. Unsere eigentliche Aufgabe ist, unabhängig von jeder anderweitigen Kompositionstheorie zunächst einmal festzustellen, was dem unbefangenen Betrachter der einzelnen Eklogen vorliegt[1]).

---

[1]) Wer danach strebt, die vorliegenden Erscheinungen in einen größeren

I. Von der ersten Ekloge gibt L. auf S. 310 folgendes Schema, das als Beispiel für seine Art dienen mag:



Er merkt dazu an: 'Vs. 26 (M) und 40—45 (T) ergänzen sich zu 7 Versen. Die äußere Gliederung des ganzen Mittelstückes ist: $7 \times 9 = 63$. Den Vorzug aber erhielt, soweit es möglich war, die innere Gliederung nach 3 und 5'. Ich empfinde nach V. 10 und vor V. 74 wohl Einschnitte, aber nicht Abschnitte und sehe mich dadurch veranlaßt, das Kunstwerk ohne Gedanken an die 'größere Metonische Zahl', die in dieser Ekloge, wenn auch 'verhüllt', verwendet sein soll (S. 309), selbständig zu betrachten.

Des Meliboeus Worte V. 1—5 geben die Exposition der aktuellen Situation. Aus diesem Grunde bricht, wie aus der Morgenröte der leuchtende Sonnenball, scheinbar plötzlich und unvermittelt, und doch als natürliches Ergebnis, die Empfindung des Tityrus hervor in dem Bekenntnis 'deus nobis haec otia fecit', dessen überraschendes Stichwort er durch die Aussage 'erit ille mihi semper deus' wiederholend bestätigt und durch 'ille, illius, ille' mit starker Betonung aufnimmt (V. 6—10). Daran schließen des M. Worte 'non invideo, miror' sich unmittelbar an[1]; indem

---

Zusammenhang einzureihen, und nicht dazu neigt, sich durch tyrannische Schlagwörter schnellfertiger Rezensionen verblüffen zu lassen, sei auf das Material hingewiesen, das ich in den 'Studien über die Kompositionskunst in der Aeneide' z. B. auf S. 16. 23. 37. 51. 111f. 162. 164. 211. 227. 241 vorgelegt habe; ferner auf die größeren unter den nicht tetrastichischen Liedern des Horaz ('Studien über die Liederbücher des H.' S. 176 ff.); endlich auf die Dispositionsschemata, durch die ich in der Untersuchung 'Albius Tibullus' (S. 406 s. v.) meine Analysen darzustellen versuche. Was gegen eine von diesen soeben F. Jacoby im Rhein. Mus. 1909 S. 603 äußert, mag der, dem eine wissenschaftliche Frage durch Anwendung von Schlagwörtern und Kraftausdrücken noch nicht für entschieden gilt, mit den ausdrücklichen und klaren Angaben vergleichen. die ich über Zugehörigkeit und Zweck von V. 57 f. der Elegie auf S. 224. 230. 231 des 'A. T.' gemacht habe.

[1]) Auch seine folgenden Worte *undique — quercus* gehören nicht, wie Ludwich will, mit V. 19 ff. zusammen.

er das 'miror' erläutert, deutet er, damit die Exposition ergänzend hin auf die allgemeine, in seinem typischen Schicksal augenfällige Not der Zeit und des Landes, die durch den Zorn der Götter verhängt zu sein scheint (V. 17: de caelo tactas quercus), so daß es nur scheinbar ein Abbruch der Schilderung (sed), in Wirklichkeit ein durch den Gegensatz (tamen) heraufgeführter, seit den Worten von V. 6 f. in ihm ruhender Gedanke ist, wenn er jetzt nach dem von T. genannten (iste) Gott fragt (V. 11—18).

Zum Bescheide auf das damit gestellte Thema holt T. weiter aus. Die Schilderung der durch Vergleich noch vorstellbaren Welthauptstadt (V. 19—25) bildet die Unterlage und Vorbereitung für das *hic* V. 42. 44; solcher Residenz entsprechend mag sich M. 'illum iuvenem' vorstellen (V. 42; auch V. 44 kehrt *ille* wieder). Indes wird des begeisterten T. Redefluß abgebrochen durch des M. Frage nach dem Anlaß, der den ländlichen Hirten in diese Großstadt geführt hat; von V. 26 darf der V. 27 schon um der grammatischen Ergänzung willen nicht abgetrennt werden. Mit der 'causa Romam videndi' zugleich lernen wir die Persönlichkeit des T. näher kennen (V. 26—35); und was wir aus der auf seine Romreise zurückgehenden Bemerkung des M. über seine neue Liebe und über die Anteilnahme der Natur erfahren, läßt ihn uns vollends der in Rom empfangenen Gnade würdig erscheinen. In diesem Kolon (V. 36 ff.) hängen die ersten Worte des T. (V. 40 f.) einerseits durch 'quid facerem' und auch durch 'servitio exire' mit dem Vorhergehenden näher zusammen; andererseits finden an dem *alibi* und auch an dem Ausdruck *divos* die Worte 'hic illum vidi' Anschluß. Mit V. 45 (pascite ut ante boves) ist der Bescheid auf die Frage 'iste deus qui sit (qui tuas errare boves permisit)' abgeschlossen.

Den aus neidloser (V. 11) Mitfreude quellenden Erguß des M. hat der Dichter unverkennbar in zwei mit 'fortunate senex' (V. 46. 51) anhebende Teile zerlegt; den größeren davon hat er ebenso durch 'hic, hinc, hinc' gegliedert. Dem *ergo* des M. entspricht das *ergo* des T. (V. 59). Mit dem Schwur 'nunquam nostro illius labetur pectore voltus' (V. 63) kommt die Gedankenreihe, die mit dem Bekenntnis von V. 6 f. begann, zum harmonischen Abschluß.

In V. 64 ff. klingt eine andere Note als dankbarer Preis des gnädigen Gottes: die geschichtliche Lehre 'en quo discordia cives produxit miseros' gibt jetzt den Grundton an. Der Schmerz, in die Ferne und Fremde zu müssen und die trauliche Heimat vielleicht nie wiederzusehen (V. 64—69), wird noch verbittert durch den Gedanken, die Frucht der eigenen Arbeit in Feld und Garten und Weinberg den rohen Kriegsknechten überlassen zu müssen. Die Bitterkeit steigert sich bis zu der schneidenden Ironie des (ohne jeden Zweifel zum Vorhergehenden zu ziehenden) V. 73 'insere nunc Meliboee piros, pone ordine vites'; die hier aus 'bis

consevimus' zu entnehmende Ergänzung 'quibus hi fruantur' noch auszusprechen, versagt dem Verzweifelten die Stimme (vgl. ecl. 9, 50 'insere piros: carpent tua poma nepotes'; dazu auch den Spruch 'serit arbores quae alteri saeculo prosint'). So nimmt M. schnell Abschied (V. 74—78), und T., seine Stimmung verstehend (tamen), drängt ihn nicht, zu bleiben (V. 79—83).

Das Ergebnis unserer Betrachtung der ersten Ekloge läßt sich so darstellen:

```
          ┌──────────── 27 ────────────┐
          18          20           18         20
        5   13    7  10   10     13   5  |  10   10
            5.8      5.5  6.4    5.8        6.4  5.5
              7.1  1.4  4.2              3.3
         Ia           Ib           Ic       IIa  IIb
```

Wir haben aus klaren inneren Gründen die 18 Zeilen der Teile I^a und I^c in Kola von 5 und 13 Zeilen zerlegt. Eine äußere Bestätigung dafür scheint in der Tatsache zu liegen, daß in beiden Teilen dem M. im ganzen 13, dem T. 5 Zeilen zufallen; in dem Herzstück I^b hat M. hinwiederum 5 Zeilen und T. 7 + 9 + 6 Zeilen, die man vielleicht als 13 + 9 (nämlich + V. 27—35) auffassen darf. Im Teil II, der mit der veränderten Grundstimmung auch andere Rhythmen zu bringen scheint (weder 9 noch auch 7 ist mehr Maßzahl) hat T. wieder 5, dagegen M. 15 Zeilen. In der ganzen Ekloge hat demnach T. 37 und M. 46 (also vielleicht 37 + 9) Zeilen.

Daß wir mit der Abtrennung von II und mit der Abgrenzung von I^a. I^b. I^c den Sinn des Dichters getroffen haben, glauben wir zuversichtlich; unsere Gliederung von I^b halten wir wohl für die am meisten indicierte, aber doch nicht für die einzig mögliche. Sicher also ist (je entschlossener wir waren, Ludwichs Schema abzulehnen, desto mehr hat auch uns dies Ergebnis überrascht), daß der Hauptteil $I^{a.b.c}$, der eine Art Hymnus auf Oktavian in bukolischer Einkleidung ist, aus 7 (nämlich 2 + 3 + 2) × 9 Zeilen besteht und die nach Ludwichs Beobachtung merkwürdig oft begegnende Gesamtzahl 63 aufweist. Wir denken nicht daran, sie hier Metonisch zu nennen. Aber da erstens wohl nicht mehr die Rede davon sein kann, daß der Dichter dieser Ekloge die Zeilenzahlen der Abschnitte dem Zufall überlassen habe; da zweitens es sich gerade um C. Julius Caesar Octavianus handelt und 'alte Beziehungen des Julischen Geschlechtes zum Apollokulte' [1]) feststehen (man lese nur, was Sueton c. 94 von Atia und dem Vater Octavius zu erzählen weiß; vgl. Kießling zu Hor. c. I 2, 32): so

---

[1]) Worte von G. Wissowa (Rel. und Kultus der R.), auf die Ludwich S. 314 zur 4. Ekloge hinweist.

Digitized by Google

sind wir berechtigt, die vorliegende Tatsache zum Zweck zureichender Erklärung in Zusammenhang zu setzen mit der Eigentümlichkeit der Zahl 63, die Ludwich in den oben S. 147 angeführten Worten festgestellt hat.

II. Von der zweiten Ekloge Vergils sagt Ludwich S. 311: 'Nach Abzug der 5 + 5 Verse, die er auf Einleitung und Schluß verwendete, bleiben für Corydons Liebesklage 7 × 9 = 63 übrig, die große Metonische Zahl'; er meint nämlich von V. 69—73: 'niemand, der die lateinischen Verse unbefangen liest, wird aus eigenem Antriebe auf den Einfall kommen, sie als eine Mahnung, die Corydon an sich selbst richtet, anzusehen. Sie gehören unstreitig dem Dichter: das fordert nicht allein ihr Sinn, sondern auch die Responsion mit der einleitenden pentadischen Perikope, die Vergil selber spricht'. Dabei sind, fürchte ich, V. 56 f. (rusticus es, Corydon) übersehen; wer, wie sich gehört, von ihrer Lektüre aus zu V. 69 ff. kommt, muß und wird auch diese als Selbstansprache des endlich zur Besinnung kommenden Corydon auffassen, der V. 6—73 spricht. Also von Responsion (worunter man doch ein innerliches Verhältnis versteht) der 'Schlußpentade' des Corydon mit der Einleitung des Dichters kann vorerst nicht die Rede sein; auch von 'Metonischer' Zahl hätte L. hier überhaupt nicht sprechen sollen. Um festzustellen, ob äußerlicher Parallelismus zwischen V. 1—5 und V. 69—73 anzunehmen ist, können wir nicht umhin, in die Disposition der Worte, die der Dichter den Corydon sprechen läßt, einzudringen, — falls eine Disposition vorhanden ist; denn nach V. 4 sollen es ja 'incondita' sein.

C. sucht erstens, den Alexis zum Mitleid mit seiner Lage zu rühren ('nil nostri miserere' ist das Stichwort des Abschnitts; übrigens wird, wer die rhetorische Steigerung der drei Kola beachtet und das *denique* verständlich machen will, auch hinter *coges* ein Fragezeichen setzen). Wie dieser Abschnitt mit 'o crudelis Alexi', so beginnt mit 'o formonse puer' V. 17 ein neuer Absatz, mit 'ne crede colori' an den Schluß des ersten (tu candidus) anknüpfend. Jetzt beginnt die eigentliche Liebeswerbung durch Hinweis auf die persönlichen Vorzüge (nec qui sim quaeris) des liebenden Hirten: auf seinen äußeren Reichtum, auf seine bukolische Gesangeskunst (vgl. V. 6: mea carmina) und seine, mit Daphnis vergleichbare (nec informis = formosissimus) Gestalt (V. 17—27). Daran schließt sich, mit 'o tantum libeat' nachdrücklich eingeführt, durch *mecum* in V. 28 und 31 gegliedert, die Einladung zu gemeinsamem Genuß der bukolischen Freuden (V. 28—33; die Interpolationstheorie liegt auch für diese Ekloge im Grabe, und gern schleppen wir mehr Steine hinzu). An das zweite Glied (Pan calamos coniungere instituit) anknüpfend (nec te paeniteat calamo trivisse labellum), erfolgt zur Umrahmung des Lockrufs 'mecum' erneute Werbung durch Angebot berufsgemäßer

Digitized by Google

Gaben des liebenden Panjüngers; voran geht diesmal, sodaß es wieder (wie V. 23—27) mit der Ladung 'mecum' sich unmittelbar berührt, Ideelles und Individuelles: Unterricht im Flötenspiel durch den auch um sein Instrument beneideten ersten Maestro unter den Lebenden; es folgt (praeterea) Materielles: zur Variation gegenüber V. 20—22 diesmal 'duo reperti capreoli', doch auch nicht ohne persönliche, wertsteigernde Note (nec tuta valle reperti). Dabei ein schwacher Versuch, Eigensucht und Eifersucht des Geliebten zu erwecken; alles wieder mal vergebens (quoniam); Schluß 'sordent tibi munera nostra' V. 44, wobei das *nostra* zu beachten ist: was ich dir zu geben habe. Die Werbung ist mißlungen.

Aber sie ist noch nicht aus; mit 'huc ades o formonse puer' hebt C. noch einmal an (vgl. V. 17), weil — je nun, zunächst weil V. 6—16 noch kein symmetrisches Gegenstück hat; die Existenz von V. 45 ff. ist ein Beweis strophischer Komposition der Ekloge. Aber in der Notlage hat sich die Kunstfertigkeit unseres Meistersingers bewährt. Sein Corydon, bisher als schlichter Hirt erscheinend, der von sich aus, denkt man, nun nichts mehr zu bieten hat (denn auch das Edelobst ist nicht als 'eigenes Gewächs' seines Gehöfts charakterisiert, so daß es nicht Zufall ist, wenn in den zusammenfassenden Worten 'nec munera curat Alexis' V. 56 *nostra* wohl noch gedacht, aber nicht mehr ausgedrückt wird) — er zeigt sich nicht nur in der Wahl anderer Geschenke, sondern auch in der Darstellung der Blumengabe (V. 45—50) und im Arrangement der Fruchtschale (V. 51—55) als Mann von poetischem Geist (vgl. V. 6: mea carmina) und von elegantem Geschmack. Freilich hat er sich damit auf ein fremdes Gebiet begeben, auf dem ein städtischer Rival ihn eher bei Alexis ausstechen könnte; so wird — das ist der innere Zweck des Abschnitts — im Stillen die Wendung des Gedankens vorbereitet, die in V. 56 f. hervortritt.

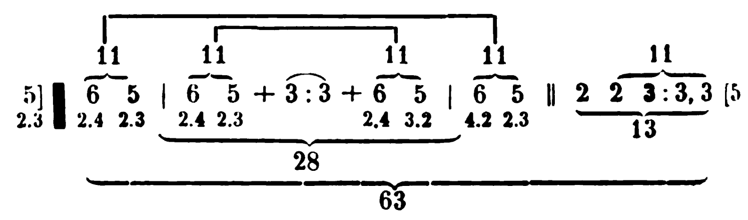
Mit den Worten 'rusticus es, Corydon' setzt ein neuer Teil ein, der einen ganz anderen Ton anschlägt; den wohlgeordneten Werbungsstanzen folgen die abgebrochenen Schmerzensschreie des am Erfolg Verzweifelnden. Er fühlt, daß er, wie in 'deliratio', sich selbst zu Grunde richtet. Aber nur einen Augenblick bleibt er noch sinnend stehen. Ihm ist, als sähe er den Verblendeten von der alten Heimstätte der Schäferliebe zur Stadt enteilen, wo der Krieger sein Kulturleben führt; als müsse er ihm nacheilen, wie von unwiderstehlichem Naturtrieb gedrängt. Wie er so aus dem Schatten der Buchen (V. 3 f.) aufs Feld hinauskommt, sieht er zu seiner Überraschung (auch *aspice* = ἠνίδε ist Selbstanrede) den βουλυτὸς und die Sonne (vgl. V. 8—13) im Sinken; der Tag vergeht, die Liebe besteht.

Mit den Worten 'a Corydon, Corydon' setzt wieder ein Neues ein: dem Paroxysmus der Leidenschaft folgt die Ernüchterung.

Digitized by Google

Zwar die halbe Tagesarbeit ist versäumt; doch können die Abendstunden noch nützlich verwendet werden, es liegt nötige Arbeit vor.

Hiernach können wir den Aufbau der zweiten Ekloge so veranschaulichen:



Darin, daß dem großen Hauptteil ein kurzer Abgesang mit veränderter Stimmung folgt (V. 56 ff.), gleicht der Aufbau dem der ersten Ekloge. Aber nicht hierin allein besteht die Disharmonie, die der Dichter mit *incondita* von *haec* aussagt (V. 4). Es kommt hinzu, daß auch V. 69 ff. eine völlig neue Stimmung eintritt. Diese fünf Verse gehören mit zu *haec*; aber sie gehören wirklich nicht zu der aus Liebeswerbung (V. 6—55) und Liebesklage (V. 56—68) zusammengesetzten bukolischen Elegie an Alexis; diese schließt mit dem bezeichnenden Gedanken: nullus modus adest amori. Was folgt, ist poetische Form der Mitteilung: haec ubi locutus pastor Corydon domum ad opus suum rediit iamiam alium Alexim quaesiturus; so steht diese Pentade doch nicht nur in äußerlichem Parallelismus zu V. 1—5. So verbleiben die 63 Verse 6—68 wirklich als ein besonderes Ganzes für sich, und wir haben zu prüfen, ob die durch ihr wiederholtes Auftreten auffällige Zahl hier zufällig herausgekommen ist; tritt doch weder 9 noch 7 als Maßzahl hervor.

Ludwich, der die Zahl auch hier nicht erklärt (denn daß er sie 'die große Metonische Zahl' nennt, ist eben keine zureichende Erklärung), bietet uns doch das Material zum Verständnis dessen, was vorliegt.

Aus dem Hauptteil hebt sich das Mittelstück V. 17—44 ab, die eigentliche Werbung des *βουκόλος* als solchen. Das sind 28 Zeilen, so daß als Maßzahl 7 zu Grunde liegen könnte. In dem Herzstück des Ganzen (V. 28—33) ist nicht zu verkennen, wie der Hirtengott Pan geflissentlich und ausführlich hervorgehoben wird, ohne daß der nächste Zweck Corydons zu einer derartigen Verweilung, wie sie die von Ribbeck zu Unrecht ausgewiesenen Verse 32 f. doch enthalten, ausreichenden Anlaß zu bieten scheint. Wozu vor allem hier die Aetiologie 'Pan primus calamos coniungere plures instituit'?

'Plures' heißt es, um das Neue an der Erfindung hervorzuheben. Es sind sieben; und daran denkt auch Vergil: 'est mihi septem compacta cicutis fistula' betont gleich darauf (V. 36)

Digitized by Google

Corydon. Nun erklärt sich alles Rätselhafte mit Ludwichs Hilfe; die Sieben ist, wie er S. 241 feststellt, die hieratische Zahl Pans, die dem Homerischen Pan-Hymnus zu Grunde liegt (vgl. was oben S. 146 zu diesem und S. 147 zu Mosch. III angeführt ist). Werfen wir dazu noch einen Blick auf Theokrits, dem Vergil so wohlbekannten Thyrsis, dessen Aufbau mir etwas anders zu sein scheint, als Ludwich S. 317 f. annimmt. Es sind nach der Überlieferung gerade 63 Verse, die seinen ersten Teil ausmachen; darin wird Pan V. 3 (*μετὰ Πᾶνα τὸ δεύτερον ἆθλον ἀποίσῃ* sagt Th.) und V. 16 (*τὸν Πᾶνα δεδοίκαμες* sagt der Aipolos) erwähnt. Des Thyrsis Worte V. 64. 65 stehen als Vorwort für sich; auch Vergil hat, wie wir aus ecl. 10, 9 f. schließen dürfen, V. 66 als Anfang der eigentlichen Nänie auf Daphnis aufgefaßt. Diese selbst aber besteht nach der Überlieferung aus 28 (V. 66—93) + 28 (V. 94—121) und einem Abgesang von 21 Versen (122—142), in dem Daphnis dem *ἄναξ Πάν* seine Syrinx vermacht, also im ganzen aus 77 Zeilen (11×7); als Schluß des ganzen Gedichts stehen 3 + 7 Verse (143—152) für sich.

Darnach kann kein Zweifel sein, daß für die 28 Zeilen unserer Ekloge 7 die maßgebende Grundzahl und daß die Gesamtzahl 63 (9×7; in der ersten Ekloge dagegen 7×9) auch hier nicht zufällig ist. Dahingestellt bleiben mag, ob es Berechnung oder Zufall ist, daß die Liebesklage des Corydon (V. 56—68) 13 Zeilen ausmacht. Ludwich betrachtet nämlich (S. 318) die Dreizehn als 'ein Symbol unglücklicher Liebe', und in der dort von ihm behandelten Daphnis-Nänie (Theokr. I) entsprechen die deutlich erkennbaren Kola (13 + 13 : 2 = 28) der ersten Hälfte des Hauptteils (s. oben) dieser Auffassung in überraschendem Maße (V. 66—78, mit *Δάφνις ἐτάκετο* beginnend, mit *Δάφνι, τίς τυ κατατρύχει; τίνος τόσσον ἔρασαι* schließend; und V. 79—91, mit *τάκεαι* beginnend und schließend, in der Mitte V. 85 *ἆ δύσερώς τις ἄγαν καὶ ἀμήχανός ἐσσι*). Ich persönlich halte, wenn ich die Künstlichkeit des ganzen Schemas unserer Ekloge und ihre Zahlenmystik im Großen bedenke, auch in dieser Einzelheit Berechnung unseres Meistersingers, und zwar eben in Anlehnung an Theokrits Schema, für wahrscheinlich.

Völlig sicher ist, daß die 63 auch hier nicht 'Metonisch' ist. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß durch unsere Analyse des Gedichts Ribbecks Verwerfung von V. 32 f. als ganz verkehrt, wenn auch seiner Zeit nicht unbegreiflich, erwiesen ist und daß V. 39, den auch Kolster verwarf, durch die Symmetrie gesichert wird, ohne solches Schutzes zu bedürfen; denn sein Inhalt schützt ihn zur Genüge ('die Wiederholung legt Gewicht auf die Person des Redenden' sagt Voß treffend, und auch der Gedanke 'es war nur Torheit, daß Amyntas scheel sah' paßt als indirekte Bestätigung und als Ergänzung von V. 35 in den Zusammenhang), und Anlaß seines nun endgiltig beendeten Exils war nur, daß er einem aufgezwungenen Strophenschema sich nicht fügen wollte.

Digitized by Google

III. Von den 111 Versen der dritten Ekloge, die den distichisch ausgefochtenen Wettstreit des Menalcas und des Damoetas enthält (V. 60—107), sagt Ludwich S. 311 mit Recht, daß sich dieser '48 zeilige Teil scharf von dem übrigen, dem 63 zeiligen abhebt'; ob aber dieser 'aus einer Reihe ungleicher Perikopen besteht' und ob hier die größere Metonische Zahl vorliegt (S. 309), bedarf nach dem, was wir bisher feststellen konnten, der Nachprüfung. Ludwich, der von der dritten Ekloge ebensowenig ein Schema bietet wie von der zweiten, bemerkt nur noch, die Gesamtzahlen der Zeilen des M., des D. und des Palaemon seien alle durch 3 teilbar; auf M. kämen Pentaden, auf D. Tetraden; dann schließt er mit den Worten: 'dem gekränkten D. wurde als Genugtuung die Glückszahl zu Teil'; eine so wackelige und schiefe Stütze der Theorie wäre schlimmer als gar keine. Wir laden Ludwich ein, mit uns den Aufbau des Gedichts und die Zusammensetzung der 63 Verse etwas genauer zu betrachten.

An das, von der aktuellen Situation ausgehende Gezänk des Menalcas[1]) mit Damoetas (V. 1—15) schließt sich der Wortwechsel

---

[1]) Man ahnt, warum der Eifersüchtige (V. 4) dem Daphnis das Geschenk zertrümmerte (V. 13 'perverse Menalca'), nachdem ihn Damoetas mit 'viris tamen' in Beziehung auf seinen Vorwurf 'Aegon Neaeram fovet' zurechtgewiesen und mit dem masculinen Pronomen *qui* an den Pranger gestellt hat. Es macht ihm (V. 66. 70. 74. 83: mihi solus Amyntas) nichts aus, ein Mädchen zu verpfänden (V. 107: Phyllida solus habeto), in deren Kammer er, um des Damoetas 'mitte mihi' in gemeinsamer Verhöhnung ihres bösen und häßlichen Galans Iollas (vgl. ecl. 2, 57) zu überbieten, schon solch Schäferstündchen verlebt haben will, daß die Schöne ihn noch nicht aus den Armen lassen mag und ihm vom Fenster weithin noch nachruft: wir hören das sehnsüchtige 'vale' noch heute verhallen (V. 79), unbeirrt durch die neueren Editoren und Interpreten (wie unersetzlich ist doch der gute Johann Heinrich Voß noch nach über hundert Jahren!), die trotz der parallelen Wendung des Damoetas an Iollas V. 76 (die Wiederholung des Anrufs mit dem Namen verstärkt den höhnischen Klang), nach 'me discedere' (dulci opere peracto; darauf deutet *amo* mit femininem Object ohne weiteres) und neben 'formose' unsere Phyllis dem Iollas Valet sagen lassen, und zwar 'weithin vernehmlich', damit M. nicht 'sich zurückzieht', sondern 'zum Umkehren vom Wege solches Rückzugs 'veranlaßt werde'! — Damoetas ist mit Amaryllis auseinander (V. 81); von Galatea (vgl. ecl. 1,30) will er schon mal hinter einen Busch gelockt sein (V. 64), aber genossen hat er bis jetzt nur schöne Worte, freilich so viele, daß nur ein Teil davon sich zu erfüllen braucht (V. 73), und seine Liebesgaben sind auch erst in Aussicht genommen (V. 68), so daß er gelegentlich Phyllis haben möchte (V. 76): denn er vergeht vor Brunst (V. 101). Er bezeichnet zwischendurch (V. 68) seine Angebetete mit 'meae Veneri' (und bestimmt ihr daher Tauben), wohl nicht, um sich als einen Anchises darzustellen ὃς βουκολέεσκεν βοῦς, sondern um den M. zu übertrumpfen, der, weil er dem Amyntas zur Eberjagd Netze tragen darf (vgl. Tib. IV 3), sich V. 67 so ausgedrückt hat, als ob Diana (vgl. ecl. 7, 29), um ihn zur Jagd abzuholen (V. 5 Tibulls: abducit venandi Delia cura), sein Gehöft regelmäßig besucht; auch mit Phoebus tut er V. 62 intim wie mit einem Hausfreund.

Digitized by Google

über den angeblichen Sieg des D. über Damon (V. 16—27). Infolge dessen erbietet sich D. zu einem Wettgesang mit M. und beide setzen ein, jener eine Kuh, dieser Becher (V. 28—39). Aber vergebens preist M. die Kunst seines Einsatzes, D. besitzt schon zwei Becher mit denselben Vorzügen und meint, neben seinem Einsatz sei der des Gegners minderwertig; darin findet M. den Versuch einer Kneiferei und erklärt, auf jegliche Bestimmung des Gegners einzugehen. Das ist (vgl. Voß) der im Zusammenhange von selbst sonnenklare und völlig sichere Sinn der Worte 'nunquam effugies; veniam, quocumque vocaris' (V. 49); was man neuerdings über die Worte angemerkt findet, ist ein typisches Beispiel für die 'Methode' moderner Interpreten, die, statt zunächst einmal beide Augen in das lateinische Werk zu graben, gleich mit dem einen nach griechischen 'Mustern' schielen und mit dem andern womöglich in der deutschen Literatur stöbern, um belanglose Nachklänge einspeichern und durch schiefe Überschriften blenden zu können. Da nunmehr die Einsätze gut und gleich sind (V. 109 'et vitula tu dignus et hic' bestätigt, daß auch M. für verpflichtet gilt, dem Gegner im Fall des Sieges den von diesem V. 29 eingesetzten und V. 48 verlangten Preis zu geben), da auch ein Unparteiischer erscheint, sind die Vorbereitungen zum Kampf vollendet (V. 40—54).

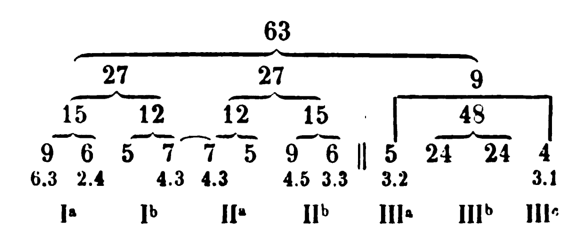
Der Wettkampf selbst, den Palaemon V. 55—59 ordnet, erfolgt in zwei gleichmäßigen Gängen von je 6 distichischen Tetraden (V. 60—83; 84—107). Während der erste Teil, vom Proömium abgesehen, mit elegischer Färbung die persönlichen Liebeshändel der beiden zum Gegenstand nimmt, ist der zweite allgemein bukolisch gehalten und wahrt, abgesehen von der Einlage über Gönner und Gegner der ländlichen Muse Vergils (S. 84—91), den ursprünglichen Charakter solcher Improvisationen bukolischer Wettsänger. Der Richter (S. 108 ff.) erklärt sich außer Stande, den Streit um den Vorrang nach diesem Wettkampf durch Entscheidung für einen zu schlichten; beide verdienen den gleichen Preis. Wie er, als ein älterer Mann gedacht (vgl. Voß), vorher eine allgemeine Bemerkung über die günstige Gelegenheit zum Vorhaben der beiden eingeflochten hat (V. 56 f.; vgl. ecl. 5, 1—7; 7, 12 f.; auch 9, 40—2) — er hat, scheint es fast, Lieder auf die jetzt gerade so schöne Natur erwartet —, so schließt er jetzt, die persönlichen Erlebnisse der beiden (V. 64—83. 101; vgl. auch 107) ins allgemein Menschliche erhebend und, an die aus dem Berufsleben bekannten Gefahren (V. 92—103) eine Warnung aus allgemeiner Lebenserfahrung knüpfend, mit einem Spruch (vgl. Voß): 'Hört noch eins (et), ihr jungen Leute: Liebe bringt leicht Leid'. Dann geht er weiter, seiner Arbeit nach (V. 111).

Ich lese also V. 110, indem ich dem ersten (aus Angleichung an das zweite entstandenen) *aut* ein *h* hinzufüge, *et, quisquis amores haud metuet, dulces — aut experietur amaros* und über-

Digitized by Google

setze: 'wird ihre Freuden erfahren — oder aber auch ihr Leid'. Denn, *vitula* 'verallgemeinert' als 'Preis' zu interpretieren (wie einst Spohn und Jahn und jetzt Deuticke), woran sich 'eine Empfehlung des bukolischen Minnesangs' schließen soll (so schon Jahn; s. Heyne-Wagner S. 122), ist bei richtiger Auffassung von V. 48 f. (s. oben) meines Erachtens unmöglich, und damit wird Leos geistreicher Erklärung von 'aut dulces aut amaros' der Boden entzogen.

Darnach bietet die dritte Ekloge folgendes Bild:



Eine äußere Bestätigung für unsere Zerlegung der 27 Zeilen von I und II in 15 und 12 finden wir (ganz ebenso wie in der I. Ekloge, wo auch dieselbe Umstellung der Kola vorliegt; s. oben S. 151), in der Tatsache, daß in beiden Teilen dem M. im ganzen 15, dem D. im ganzen 12 Zeilen zufallen oder vielmehr, da an Zufall jetzt kaum noch zu denken ist, von Vergil zugewiesen worden sind. Ob es Zufall ist, daß das Kolon von Iᵇ, das die 'fistula (cera iuncta)' zweimal nennt und der einfachen 'stipula' gegenüberstellt (V. 21—27), gerade aus 7 Zeilen zusammengesetzt ist (vgl. die Grundzahl von ecl. 2, 17—44; oben S. 154), mag dahingestellt bleiben; die Grundzahl von I + II ist hier jedenfalls die Neun (wie in der I. Ekloge). Da nun die Kola IIIᵃ und IIIᶜ nicht nur dadurch zusammengehören, daß P. sie spricht, sondern auch, wie wir sahen, inhaltlich zusammenhängen und verwandt sind (S. 157); da ferner IIIᵃ durch die Ausmalung in V. 56 f. und ebenso IIIᶜ durch den Zusatz 'et quisquis-amaros' über das Maß des inhaltlich Notwendigen hinaus erweiterter scheinen: so dürfen wir es nach allem, was wir bisher beobachteten, nicht für Zufall halten, daß sie 5 + 4 = 9 Zeilen ausmachen. Somit muß die Tatsache, daß die Ekloge mit Ausschluß von IIIᵇ aus 63 (7 × 9) Zeilen besteht, auf Berechnung unseres Meistersingers zurückgeführt werden; und wir können uns nicht der Aufgabe entziehen, nach einer zureichenden Erklärung der Tatsache zu forschen.

Die Erwägungen, die uns bei ecl. 1, 1—63 und 2, 6—68 an eine 'heilige Zahl' als Maßzahl glauben ließen, versagen hier offenbar völlig. Die Annahme, Vergil habe in der 3. Ekloge wieder dieselbe Zahl genommen wie in der älteren zweiten, würde (auch abgesehen von der verschiedenen Grundzahl) nicht ausreichen:

Digitized by Google

denn die Eklogen pflegen, wie wir sehen werden, auch im Aufbau charakteristische Eigentümlichkeiten zu zeigen; von einer 'goldenen' Zahl als festgelegtem Maße zu reden, was Ludwich öfter tut (S. 307. 315), bedeutet nicht viel anderes als auf Erklärung des vorliegenden Falles zu verzichten. Das möchten wir nach den Ergebnissen, die wir mit Ludwichs Hilfe bei den vorigen Gedichten fanden, doch nicht ohne weiteres.

Das Rätsel, vor dem wir stehen, ist nicht das einzige, das die Ekloge auch uns aufgibt; sie enthält deren noch drei, und ein Zusammenhang der Fragen ist methodisch nicht ausgeschlossen. Mit zwei von diesen Rätseln ist man, scheint mir, gar zu leicht fertig geworden; ich meine die, welche die Hirten einander aufgeben V. 104—107. Zu V. 106 f. belehren uns die Kommentare, von den ältesten bis zu den neuesten, mit 'inscripti flores' seien Hyacinthen gemeint, mit 'regum' H. und Aias; es sieht wahrhaftig aus, als hätten sie gemeint, damit des Rätsels Verständnis zu verraten. Aber daß Vergil gewollt haben soll, daß für seine Hirten, welche die Hyacinthe und ihre Bedeutung für Apoll kennen (wie zum Überfluß V. 62 f. unserer Ekloge ausdrücklich bezeugen), jene Umschreibung des Namens rätselhaft erscheine, ist doch, ganz gelinde gesagt, gar zu einfältig; und vor allem fragt M., der, wie sein Wetteinsatz V. 107 zeigt, die Antwort für wertvoll und nicht für kinderleicht hält, gar nicht 'qui flores nominibus regum sint inscripti', sondern 'quibus in terris nascantur'. Wenn Servius dazu bemerkt 'captiose *quibus in terris* dixit; hyacinthus enim ubique nascitur flos', so macht er aus dem, was sicher ein geistreiches Spiel sein soll, eine platte Albernheit; und, was noch schlimmer ist, er beachtet nicht, daß Vergil nicht sagt 'ubi inveniuntur' (*ποῦ φύονται*), sondern 'quibus in terris nascuntur' (*ποῦ γῆς ἔφυσαν*): wo geht ihr Werden vor sich? Er denkt also an Lakonien (Amyklae) und an Troas, und er meint, nach dem Plural zu schließen, als Antwort die beiden Ländernamen. Wenn man auf den Numerus weniger Gewicht legen wollte (er könnte allenfalls durch die gleichen Worte der parallelen Frage des D. V. 104 veranlaßt sein), so könnte die Frage auch Entscheidung für das eine oder das andere Land erzielen oder auf der angenommenen Unmöglichkeit einer Entscheidung beruhen.

Die Frage 'quibus in terris'[1]) hat bekanntlich Euphorion erörtert in dem, durch glücklichen Zufall uns weiterhelfenden Fragmente, über das zuletzt Skutsch 1901 (Aus Vergils Frühzeit S. 80) gehandelt hat. Ich schreibe es hier hin, weil mir Vergils 'inscripti' (vgl. auch V. 63) wie ein Nachklang aus der Ferne zu tönen scheint.

---

[1]) Vgl. Kallimachos 1 4 ff: *σὲ μὲν Ἰδαίοισιν ἐν οὔρεσί φασι γενέσθαι, σὲ δ' ἐν Ἀρκαδίῃ.*

πορφυρέη ὑάκινθε, σὲ μὲν μία φῆμις ἀοιδῶν
Ῥοιτείης ἀμάθοισι δεδουπότος Αἰακίδαο
εἴαρος ἀντέλλειν γεγραμμένα κωκύουσαν.

Soviel ist nun sicher: in V. 106 f. steckt eine literarische Anspielung, die auf Euphorions *Ὑάκινθος* zurückgeht, sei es unmittelbar, sei es vermittelt durch einen cantor Euphorionis; daß Vergil sich nicht scheute, eine solche Anspielung seinen Hirten in den Mund zu legen, wissen wir ja aus V. 84 ff. eben dieser Ekloge. Diese Verse locken zu weiterer Kombination, die zu ihrem Verständnis beizutragen scheint. Denn was Kießling zu Hor. c. II 1, 12 über Vergils Worte 'Polio et ipse facit nova carmina' bemerkt, ist unglaublich; nicht einmal P. selbst konnte das aus dem Ausdruck *nova* herauslesen, geschweige daß überhaupt ein Leser hier bei dem schlichten Worte *carmina* auf dramatische Dichtungen kommen konnte. Besseren Anhalt in Wortlaut und Zusammenhang scheint mir die Hypothese zu haben, daß V. 106 f. auf eine wunderbar neue (V. 86) Dichtung des Polio anspielt, in der die beiden Versionen des Blumenmythus bedeutsam hervortraten, vermutlich im Proömium; daß diese Dichtung nicht bukolisch war, zeigt V. 84 'Polio amat nostram, quamvis est rustica, musam': es war also vermutlich eine Elegie alexandrinischen Stils. Daß Polio auch erotische Gedichte verfaßt hat, wissen wir ja (Teuffel. GRL [1] § 208, 2 a); die Berechtigung, ihn den cantores Euphorionis einzureihen, bestätigt uns der jüngere Plinius, der ep. V 3 für seine versiculi (Schanz GRL II [1] § 446) als auctores 'quorum non seria modo verum etiam lusus exprimere laudabile est' nach einander nennt 'C. Calvum, Asinium Pollionem, M. Messalam' [1]).

In nüchterne Prosa übersetzt bedeutet also die Rätselfrage des M. für den eingeweihten Zeitgenossen einen ehrenden Hinweis des Dichters und Herausgebers Vergil: Kennst du, Leser meiner Ekloge, auch schon Polios 'Hyacinthus'? Anlaß dieses Kompliments ist ein anerkennendes Urteil des Gönners über ein älteres bukolisches Gedicht Vergils (vermutlich die zweite Ekloge); darauf gehen die Worte Vergils V. 84 f. (Pierides, vitulam lectori pascite vestro) zurück.

Nun verstehen wir, denke ich, den ganzen Abschnitt V. 84 ff. etwas besser [2]); wir begreifen auch, hoffe ich, daß dieses Rätsel.

---

[1]) Von Messala dürften die in Vergils Catal. IX bezeugten Bukolika (vgl. JB. 1909 S. 142) gemeint sein. Plinius' weitere Worte 'inter quos vel praecipue numerandus est P. Vergilius' beziehen sich wahrscheinlich auf die Catal. (JB. 1909 S. 175; vgl. S. 180 Anm.).

[2]) Sinn und Zusammenhang von V. 88—91 hat Voß (S. 143. 145; ich citiere nach der Ausgabe Altona 1797) verstanden, was mir zweifelhaft ist bei Neueren, die, nach Theokrit schielend, bei V. 89 von einem 'beglückenden Aufenthalt', einem 'Dichterparadies' reden, statt die Worte als stoffliche Erläuterung zu 'idem canat quod te nuper incohasse gaudet' aufzufassen im Gegensatz zu den verkehrten Urteilen und Gedichten eines Bavius und Maevius.

Digitized by Google

das so unbedeutend erschien, den Abschluß bildet. Das Moment, das Vergil zur Konzeption dieser Ekloge begeisterte, war nicht das Bedürfnis, Theokritische Steine mit Fleiß zusammenzubauen; es war vielmehr das Gefühl und Verlangen des Dichters, in seiner Weise dem Polio Dank und Ehre darzubringen (vgl. JB. 1909 S. 168. 164 über ecl. 6. 10).

Der Trumpf, den er den M. zuguterletzt ausspielen läßt, ist um so wirksamer, als er nach dem parallelen Rätsel, das der Aufbau des Ganzen erforderte, überrascht. Denn wenn auch die Aufgabe eines Rätsels an sich der Sitte dieser Hirten entspringt, so werden wir doch nach dem feinen Zusammenhang des ganzen Wettgesangs im Inhalt des ersten Rätsels (V. 104 f.) eine besondere Beziehung zu ländlichem Leben und Treiben (V. 92—103) voraussetzen dürfen; ebenso dürfen wir andererseits vermuten, daß auch in dem ersten Rätsel schon etwas Literarisches steckt. Ganz sicher aber können wir sein, daß die fragenden Worte 'quibus in terris', wo sie zum ersten Mal stehen, vollkommen zutreffend für die Antwort geformt sind. Wenn also wirklich Vergil selbst mit dem Witz von dem Mantuaner Caelius unverständigen Fragern eine Nase gedreht haben sollte (ich gestehe, daß mich trotz aller Zeugennamen der alten Erklärer sein angeblicher Ausdruck 'se grammaticis crucem fixisse' bedenklich macht), so mag das eine ganz nette und für den Menschen Vergil (vgl. catal. 8: Sabinus ille) charakteristische Anekdote sein, aber des Rätsels 'quibus in terris' Lösung ist es nicht. Des Servius 'cuiuslibet loci puteus' steht auf demselben Niveau wie sein 'ubique nascitur' von der Hyazinthe. Aber zwischen diesen verfehlten Deutungen sagt Servius folgendes: alii vero volunt puteum significari, qui est in Syene, parte Aegypti, quem ad hoc nimiae altitudinis philosophi effoderunt, ut probarent locum illum esse solum, quem recto intuitu sol inradiaret: nam VIII Kl. Iul. die, quando in centro suo est sol, lumine suo tam ima illius putei quam summam terram inradiat. sed neutrum horum convenit rustico. Was er berichtet, ist offenbar gute, alte Gelehrsamkeit, die mindestens das Hauptstück der Antwort darbietet; um sein verwunderliches Urteil über Astronomie 'non convenit rustico' zu widerlegen, genügt es, auf V. 40—42 eben unserer Ekloge zu verweisen. Der dort von Menalcas, welcher hier dieses Rätsel des D. lösen soll, genannte und zwar ohne dort erkennbare Absicht des Dichters vor anderen von diesem gewählte Conon, mag er nun Samier sein oder nach Probus (Hagen III 2 S. 330) 'Aegyptius natione', hat als 'Ptolemaeo adsiduus' jene Merkwürdigkeit von Syene (vgl. Pauly-Teuffel RE. VI 2 S. 1528) selbstverständlich gekannt und 'libros de astrologia VII reliquit'; da er 'stellarum ortus comperit atque obitus, ut cedant certis sidera temporibus' (Catull 66, 1—7; vgl. Verg. georg. I 257), ist die Bedeutung seiner Werke für die Landwirtschaft klar. Auf eine seiner Schriften, in

Digitized by Google

der er den Brunnen von Syene erklärte und dabei entweder den Verlauf des Wendekreises durch andere Landschaften oder anderweitige Brunnen-Observatorien erwähnte, muß also die durch V. 40 vorbereitete und daher lösbare Rätselfrage unmittelbar oder mittelbar zurückgehen.

Damit sind wir an die dritte Frage getreten, die der Dichter uns stellt: quis fuit alter descripsit 'radio totum qui gentibus orbem, tempora quae messor, quae curvus arator haberet? Da die Nennung Conons nicht mehr als willkürlich und zwecklos erscheint, wird man auch bei den folgenden Worten eine Absicht und Zweckmäßigkeit voraussetzen wollen. Aber bei keinem der Namen, auf die man blindlings geraten hat, ist ein Zusammenhang mit dem vorliegenden Gedichte vorhanden; bei keinem (denn Archimedes, dessen Namen 'versu dicere non est', kommt nicht ernstlich in Frage) ist ersichtlich, welchen Grund das Versteckensspiel mit dem Namen haben könnte. Und doch kann es hier nicht Selbstzweck sein, daß M. als vergeßlich charakterisiert wird (anders ist es mit Moeris ecl. 9, 38 ff.); es kann nur Mittel für einen besonderen Zweck des Dichters sein. Die Frage, die formell M. an D. oder auch an sich selbst richtet, ist in Wahrheit ein Rätsel, das Vergil seinem Leser aufgibt; und da die Angaben V. 41 f. auch für den Zeitgenossen zur Lösung nicht ausreichten, muß Vergil doch wohl geglaubt haben, daß sich in seinem Werke sonstwie ein Anhalt finden lasse.

Indem ich diese Aporie mit der anderen, die noch einer Erklärung harrt, kombiniere, finde ich jenen von Vergil zu verlangenden Anhalt in der Gesamtzahl 63 gegeben: der 'alter' ist eben Meton. Daß Meton dasselbe Anrecht, hier verstanden zu werden, hat wie Eudoxos, den man seit Voß zu verstehen pflegt, beweist Columella IX 14 (den Hinweis auf die Stelle verdanke ich Voß, der im Abschnitt von der Bienenpflege sagt: 'nec me fallit Hipparchi ratio quae docet solstitia et aequinoctia non octavis, sed primis partibus signorum confici. verum in hac ruris disciplina sequor nunc Eudoxi et Metonis antiquorumque fastos astrologorum, qui sunt aptati publicis sacrificiis, quia et notior est ista vetus agricolis concepta opinio; nec tamen Hipparchi subtilitas pinguioribus ut aiunt rusticorum libris necessaria est'. Aber ein entscheidender Vorzug Metons vor Eudoxus ist es, daß wir so die rätselhafte Verheimlichung des Namens, die auffällige Ausführlichkeit in der Beschreibung der nicht als Preis verwendeten Becher samt dem Kunstverständnis und der Astronomiekenntnis der Hirten, die hier besonderer Erklärung bedürftige Gesamtzeilenzahl der Rahmendichtung, daß wir, sage ich, all dies in seinem Zusammenhang als Produkt der berechnenden Technik dieses Meistersangs mit einem Schlage begreifen und das Kunstwerk in seiner Art würdigen können: hier haben wir wirklich Ludwichs 'größere Metonische Zahl'.

Digitized by Google

Wir gingen von der Annahme aus, daß wir den Wettgesang (V. 60—107) aus dem Ganzen herausheben dürften, und betrachteten den verbleibenden Teil; das Ergebnis dieser Betrachtung scheint unser Verfahren zu rechtfertigen. Aber betrachten wir noch einmal das oben S. 158 gegebene Schema der ganzen Dichtung! Je klarer für die Teile I und II die Grundzahl 9 ist, desto bemerkenswerter ist es, daß III^b aus 12 (2×6) Tetraden besteht, wofür man 9×4 Verse erwarten könnte; wie leicht sich so die Maßzahl auch in dem Teil III durchführen ließ, kann man sich veranschaulichen, wenn man aus dem Wettgesang die drei mehr literarischen als bukolischen Tetraden (V. 84—91. 104—107) gestrichen denkt. Ferner dürfen wir nicht vergessen, daß III^b doch keineswegs aus dem Rahmen ganz herausfällt, sondern mit III^a und III^c zusammen den zweiten Hauptteil des Ganzen ausmacht. Dieser ist nun durch die Ausdehnung, welche III^b vom Dichter erhalten hat, 57 Zeilen groß geworden. Das ist das Dreifache der kleineren Metonischen Zahl. Wer voraussetzungslos das von Ludwich entdeckte Material nachprüft (vgl. oben S. 146) und unseren Versuch, V. 104 f. dieser Ekloge zu verstehen, annimmt, erkennt den sachlichen Zusammenhang, der uns den tatsächlichen Umfang auch des Teils III auf Berechnung und besondere Absicht des Dichters zurückführen läßt.

IV. Von der vierten Ekloge (63 Verse) sagt Ludwich S. 311: 'es ist das einzige Mal, daß Vergil eine der beiden Metonischen Zahlen durch den Umfang des ganzen Gedichtes rein zum Ausdruck gebracht hat'. Denken wir an die Eigenheit der 3. Ekloge, so erscheint die Berechtigung des Namens 'Metonisch' für die vierte fraglich; denken wir an die zweite zurück, so erregt gerade die 'Reinheit' Bedenken: müßten nicht V. 1—3 (und 60—64) hier so gut in Abzug gebracht werden wie dort V. 1—5 (und 69—73)?

Ludwich bietet alsdann den Text nach seiner Perikopentheorie, über die wir, soweit sie Vergil[1]) betrifft, uns hier ein Urteil bilden können. Er rückt die ersten Zeilen der Triaden (V. 1. 4. 7 usw.) etwas ein; nach jeder Heptade läßt er eine Zeile frei; so sehen wir eine Perikope nicht nur mit V. 8. 15. 50 beginnen, sondern auch mit V. 22. 29. 36. 43. 57[2]). Die Struktur, die Vergil bisher erkennen ließ, spricht nicht für eine mechanische Perikopeneinteilung unserer Ekloge.

---

[1]) Wesentlich anders steht es, soviel ich sehe, mit der Annehmbarkeit einer Perikopenabteilung bei den Homerischen Hymnen wegen ihrer Ausdehnung und breiten Darstellung und wegen ihrer ursprünglichen Bestimmung zum musikalisch begleiteten Vortrag (vgl. Ludwich S. 37).

[2]) Wenig glücklich beruft sich Ludwich S. 41 auf Horaz, dessen aus gleichen Versen gebildete Oden nur zum Teil in vierzeilige Strophen zerlegt werden dürfen; s. Anhang 1) und 12) meiner 'Studien über die Liederbücher' (vgl. Wochenschr. f. kl. Phil. 1908 Sp. 1036).

Digitized by Google

So bedarf es auch hier einer genaueren Analyse. Dabei werden wir Ludwichs gesamte Auffassung des Gedichts und seine Gründe dafür ebenfalls nachprüfen müssen. Der Dichter, meint er, weiß ganz genau, daß der 'modo nascens' sicher ein Knabe wird; 'ein gewöhnliches Kind, wie es Sterbliche zu erzeugen pflegen, ist es mithin jedenfalls nicht'. Für die ganze Welt 'aus dem eisernen ein goldenes Zeitalter zu machen' (V. 8. 6), 'dessen ist einzig und allein ein Götterkind fähig' (vgl. V. 7. 15. 49). Ein Götterknabe, der eben erst (V. 8), im J. 40, geboren wird, 'kann selbstverständlich . . nur ein allegorischer sein'; die Deutung dieser Allegorie gibt der Dichter selbst mit V. 5. Den Beginn dieses 'großen' Zeitencyklus 'personificiert Vergil unter dem Bilde eines Nachkommen oder einer im Wachsen begriffenen Neuschöpfung (V. 49), nämlich eines Knaben, der eben geboren wird und zu der Hoffnung berechtigt, er werde zu segensreichem Jünglings- und Mannesalter heranreifen und dereinst das Leben der Götter (V. 15) in ihrer Gemeinschaft (V. 63) genießen'. Die Gebärerin ist die Zeit (aetas).

Soweit Ludwich, der mehrere der von ihm zitierten Verse offenbar ungenau oder unrichtig auffaßt. Wir möchten, indem wir geflissentlich von allen Parallelen unseres Dichters und von allen Mustern früherer absehen, das Verständnis zu gewinnen suchen, das Polio als erster Empfänger haben konnte, oder wenigstens ein solches, wie es ein Leser des Buches Bukolikon im J. 39 haben konnte; daraus werden wir auf die Absichten des Verfassers, hoffentlich auch auf die Empfindungen des Dichters, einen Rückschluß machen dürfen. Auf dem so genommenen Standpunkt möchten wir eine Reihe von sprachlichen und sachlichen Mißverständnissen vermeiden, die teils durch die Kontinuität der gelehrten Kommentare suggeriert werden, teils auch durch die religiösen Denkformen, die uns die christliche Dogmatik eingeimpft hat, supponiert werden. Es bedarf, scheint mir, zunächst mehr der unbefangenen Feststellung als der gelehrten Erläuterung und Herleitung; wir nehmen dabei nicht ausschließlich auf das vorliegende Buch Rücksicht.

Nach dem Spruch der Sibylle von Cumae ist die vorliegende *aetas* die letzte des bisherigen 'magnus saeclorum ordo'. Der neue *ordo* ist im Werden; aber jene *aetas*, in der er sich vorbereitet, dauert an (vēnit iam = nunc est) als 'regnum Apollineum' (iam regnat Apollo V. 10; vgl. V. 6) von der göttlichen, als 'ferrea' (V. 8) von der menschlichen Seite sich darstellend; die neue Zeit, die als 'Saturnia regna' und 'gens aurea' (V. 6. 9. 11) erscheint, gehört noch der Zukunft an: 'decus hoc aevi inibit' V. 11, 'aspice venturo laetentur ut omnia saeclo' V. 52. Das Neue muß sich während des Alten entwickeln, das alte Wesen muß allmählich vom aufkommenden neuen überwunden werden.

Digitized by Google

Mit Seheraugen das Neue schauend, erläutert und begründet der Dichter seinen Hauptsatz 'ultima vēnit iam aetas' in den Versen 6—8 (deren Zweck und Bedeutung die herkömmliche Interpunktion verhüllt), und zwar so, daß 'ultima' durch 'ab integro nascitur' und 'ab integro' wieder durch 'iam redit, redeunt; iam nova' erläutert wird. Da zu 'regna' die 'populi regendi' eine notwendige Ergänzung bilden, ist 'nova progenies' selbstverständlich für den antiken Leser die Menschheit der neuen Zeit; weil sie vom Standpunkt der ultima aetas als ein Novum erscheint, das von der göttlichen Weltordnung vorbereitet wird, und weil ihr Auftreten in Parallele steht zu 'redeunt de caelo in terras Virgo et Saturnus', hat der Dichter, den von Lucrez (II 1154) verspotteten[1]) frommen alten Ausdruck von der Herkunft der ersten Menschen mit Wahl aufnehmend und davon, wie christliche Gemüter von dem Ausdruck 'vom Himmel hoch herkommen' fasciniert werden sollten, nichts ahnend, von dieser 'nova progenies' hier gesagt 'iam caelo demittitur', während er nach den Worten 'nascenti puero' und 'ferrea desinet', von dem anderen Gesichtspunkt dieselbe Sache bezeichnend, sagt; 'surget gens aurea mundo'.

Bei dem parenthetischen Charakter von V. 5—7 treten die Worte 'tu modo nascenti puero fave, Lucina' um so bedeutender hervor, und zugleich tritt ihr Gedankenzusammenhang mit V. 4 ins Licht: modo, cum ultima illa aetas venit, cum Apollo regnat, nascenti puero[2]). Der Begriff progenies ist es, der den Dichter von jener Vision zur Gegenwart zurückführt; was er dort als gegenwärtig schaute, rückt jetzt in die Zukunft, indem es im Relativsatz auf den einzelnen nascens bezogen wird, quo nascente ferrea gens nasci primum desinet. Das erwartete Kind ist der erste Mensch, der nicht mehr zur ferrea gens gehört, und so ist es der ἀρχηγέτης der nova progenies: ac toto surget gens aurea mundo. Daß der Dichter das noch nicht geborene Kind als puer präsumiert[3]), ist durch die Erwartung, die er an dasselbe knüpft, nicht nur durch den natürlichen Gedanken jedes und besonders des familienbewußten römischen Vaters, veranlaßt und gerechtfertigt. Was erwartet oder verlangt man von dem Dichter eigentlich? Daß er seine hoffnungsfrohe Phantasie durch naturwissenschaftliche

---

[1]) 'haud, ut opinor, enim mortalia saecla superne aurea de caelo demisit funis in arva'.

[2]) Die Erklärer verweisen zu 'tu modo' (als ob *modo* zu *tu* gehörte!) auf Aen. IV 50 'wo auch ein Imperativ folgt'. Dort steht 'tu modo posce deos veniam'; und so sicher wie dort *modo* (modal) zu 'posce veniam' gehört, so sicher gehört es in unserem V. 8 (temporal) zum danebengesetzten *nascenti* und nicht zu dem weit abgetrennten *fave* in V. 10.

[3]) Nach F. Marx (Neue Jahrb. 1898 S. 105) wäre die Ekloge 'kurz nach der Geburt' entstanden.

Digitized by Google

Überlegung stützt, oder daß er sagt 'nascenti sive puero sive puellae'? Ich will nicht auf Ev. Mt. 1, 21 und Lc. 1, 13. 31 verweisen, weil da eine Ausflucht bleibt; aber was der alte Prophet Jesaja 7, 14 von dem erwarteten Kind seiner Frau sagt, ist eine vollkommene Parallele; außerdem vergleiche man Catull 61, 216 ff. und Aen. IV 328.

Wie der Sohn der ἀρχηγέτης, so soll der Vater ἐπώνυμος der neuen Zeit werden: gerade mit seinem Konsulat wird das freudige Ereignis eintreten, welches das prinzipielle Aufhören der alten Zeit bedeutet (V. 11 f.; hoc = quod puero nascente surget, decus aevi = aurea aetas: 'decus initurum' ist die Zeit und nicht die Person). Da 'te consule' zu den Aussagen 'inibit et incipient' gehört, ist es 'cum tu consul eris'; Polio ist in dem Augenblick, wo der Dichter zu ihm spricht, noch consul designatus: daß er schon als solcher die Geburt eines Sohnes erwartet, stimmt mit dem feststehenden Konsulatsjahr (8 v. Chr.) desselben überein.

Angenommen nun, die politische Lage von 41/40 erlaubte, zu vermuten, daß Vergil V. 8 auf Grund intimer Kenntnis an ein Kind Octavians dachte, und zu glauben, daß er ein Octavian und seine Familie (V. 17. 26. 60—62) angehendes Gedicht gerade dem Polio dedicierte; angenommen ferner, es könne dem Geschmack Vergils entsprochen haben, nach dem Scheitern jener Hoffnung Octavians auf einen Sohn durch Veröffentlichung der mißglückten Huldigung im Buche die peinliche Erinnerung lebendig zu erhalten: alles das als möglich zugegeben, so müßte man doch mit aller Entschiedenheit behaupten: die ehelichen Umstände Polios zu der Zeit widerstreiten jeglicher Beziehung auf ein fremdes Kind[1]. Für den Adressaten der Ekloge, dessen Familienverhältnisse unserem Dichter genau bekannt sein konnten, bestand die Frage, wes Kind gemeint sei, überhaupt nicht: so und nur so erklärt sich vollkommen, daß der Dichter ohne nähere Bestimmung gleich von dem modo nascens puer spricht; aber auch von dem Leser des Buches durfte Vergil voraussetzen, daß er von Polios damals geborenem Sohne wußte und die Worte danach ohne weiteres auf ihn bezog.

Aber ist denn, so höre ich ungeduldig fragen, des Marruciners Asinius Polio natürlicher Sohn 'deum suboles' (V. 49)? Er ist es freilich nicht, aber er wird es nach des Dichters Prophezeiung werden, und er kann es werden durch seine facta und seine virtus (V. 54. 27. 17), so gut wie hac arte Pollux et vagus Hercules enisus arces attigit igneas quos inter Augustus recumbens purpureo bibit ore nectar. Man beachte nur, daß Vergil — bei dem wir nicht nur das Recht, sondern die Pflicht haben, so genau zu sein —

[1]) Vgl. F. Marx (Neue Jahrb. 1898 S. 107).

Digitized by Google

nicht sagt proles (prooles = progenies = Abkomme), sondern suboles: dieses Kompositum bezeichnet den ergänzend einrückenden Nachwuchs; der Angeredete wird in der Götterfamilie, in die er eintritt, gern aufgenommen werden (cara) und ein 'magnum incrementum' ihres Oberhauptes bilden[1]).

Man beachte ferner, daß diese Anrede als 'in caelum ascensurus' sich bei unserem Dichter als Ergebnis anschließt an die Aufforderung (V. 48), seiner Zeit die Bahn der 'magni honores' zu betreten, die den triumphierenden Träger des Imperiums terrarum dominos evehit ad deos. Wir haben in V. 48 f. dieselbe Gedankenverbindung wie in der korrespondierenden Stelle des ersten Hauptteils V. 15—17. Da heißt es zunächst: er wird göttlichen Lebens teilhaftig werden (vgl. V. 63: deus hunc mensa, dea dignata cubili), indem er, der 'heroum laudes' sich zum Muster genommen hat (V. 26 f.), wie diese unter die Götter aufgenommen werden wird (divis permixtos videbit heroas et ab illis videbitur 'divis permixtus' = in heroum divis permixtorum coetum introducetur). Damit ist durch que zur Gedankeneinheit verbunden: pacatum (qui tum pacatus erit; vgl. V. 31—41) reget patriis virtutibus orbem. Das 'regere imperio populos' ist das Amt des consul populi Romani (vgl. Hor. c. I 12, 57: latum reget orbem); ebendahin weist der, wie die Stellung jedem Unbefangenen handgreiflich macht, zu *reget* gehörende Zusatz 'patriis virtutibus'; denn eben (V. 13 f.) ist hingewiesen auf das, was Polio in seiner leitenden Stellung anregen wird. Auch des Vaters Taten wird der Jüngling zum Muster nehmen (V. 26 f.) für seine (V. 54). Freilich ändern sich inzwischen die Zeiten. Polio wird als Konsul den orbis terrarum von den unmittelbar vorliegenden Folgen des bösen Wesens (wenn auch noch nicht von diesem selbst: V. 31 ff.) erlösen, der Sohn wird ihn als solcher 'pacatum' finden (vgl. V. 37 ff.); aber das Amt des Weltregiments wird ihm doch Gelegenheit bieten zu Erweisen männlicher Tüchtigkeit (virtutibus; vgl. V. 27). — 'Tibi succrescat proles quae facta parentis augeat' wünscht Tibull (I 7, 55) seinem Gönner zum Geburtstage.

Wer nach alldem noch für annehmbar hält, daß der Knabe (übrigens auch ein Zehnmonatskind; s. Ludwich S. 149 f.), von dem der römische Dichter in V. 8—17 und 48—62 spricht, ein allegorischer Schemen sein könne, wird durch den Inhalt und durch die Einteilung des Mittelstücks (V. 18—45) endgiltig widerlegt. Denn auch hier wird mit keiner Silbe gesagt oder angedeutet, daß der Knabe das Glück der goldenen Zeit bringt oder bewirkt oder beschleunigt oder erhöht; der allmähliche Übergang der ferrea in

---

[1]) Je genauer man Vergils Worte V. 49 betrachtet, desto klarer wird es, daß V. 398 der Ciris ein unechter Zusatz ist; s. JB. 1909 S. 148 f.

Digitized by Google

die aurea aetas und die natürliche Entwicklung des Kindes (V. 18) zum Jüngling (V. 26) und Mann (V. 37) gehen nebeneinander her. Für den Abend seines Lebens erhofft der (gegen 30 Jahre alte) Dichter das Glück, von den Taten des jetzt Geborenen singen zu können (V. 53).

Vergil begrüßt durch unser Gedicht den Gönner Polio zu einem doppelten Freudenfest, das ihm bevorsteht: dem Antritt des Konsulats und der gleichzeitigen Erwartung eines Stammhalters. Keins von beiden eignet sich als Grundstoff eines bukolischen Gedichtes. Beide aber bringen ein beginnendes Neues, das Hoffnungen und Wünsche weckt, und die Welt ist erfüllt von Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, nach einer neuen besseren Zeit. Alte Sagen erzählen, daß sie einst war; heilige Sänger künden, daß sie wiederkehren soll. Die Empfindungen des Volks versteht und teilt der Dichter; in seinem Inneren vereinigen sich damit die Gedanken, welche die freudigen Aussichten in Polios Haus anregen. Diese fügt er als goldene Fäden in das Gewebe, das die neue goldene Zeit darstellt; so erhebt er sein Werk über die Bedeutung eines Gelegenheitsgedichtes empor. Als er es im Buch veröffentlichte, war das allgemeine Sehnen noch nicht gestillt.

Den Aufbau der vierten Ekloge können wir so veranschaulichen:

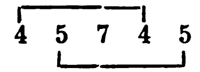
				63				
	14			28		14		
3 |	7	7	8	11	9	7	7	| 4
	4.3	4.3	3.5	5.(3.3)	3.(3.3)	2.5	2.5	
	I			II		III		

Der Aufbau ist so klar erkennbar, daß es nur noch weniger Hinweise bedarf. In ähnlicher Weise wie die Worte 'ultima Cumaei iam carminis aetas' und 'iam regnat Apollo' den ersten Abschnitt von I, umrahmen die Worte 'talia saecla currite' und 'venturo laetentur saeclo' den ersten von III. Nachdem eben (V. 15) der Knabe mit 'ille' bezeichnet ist, hebt sich der Anfang von II 'at tibi puer' deutlich ab; mit 'talia' V. 46, das den Inhalt von II zusammenfaßt, beginnt III. — Die zu Grunde liegende Maßzahl ist offenbar die Sieben; daß die für sich stehenden Zeilen am Anfang und am Ende zusammen sieben sind, ist schwerlich Zufall. I und III haben zusammen soviel Zeilen wie das Mittelstück II. Der Umstand, daß das Ganze neun Heptaden ausmacht, scheint mir hier keine besondere Bedeutung zu haben; mit Meton hat die Gesamtzahl sicher nichts zu tun; sie ergab sich wohl dadurch, daß im ganzen sieben Zeilen für Einleitung und Schluß ausreichten

Digitized by Google

und so zu den 2 + 4 + 2 Heptaden noch eine hinzutrat. Von der Grundzahl sagt Ludwich S. 314: 'Neben Apollo (V. 10. 57) wird noch ein zweiter göttlicher Träger der 7 genannt, Pan (V. 58 f.), ebenfalls ein Verehrer der musischen Kunst, zumal der bukolischen'. Ich glaube, Apollo, der doch nur nebenher genannt wird, kommt hier nicht in Betracht, wohl aber Pan, mit dem der Dichter 'Arcadia iudice' wetteifern will; Vergil hat im Einklang mit V. 1—3. 21 f. 28—30. 39—45 auch durch die Wahl der Maßzahl den bukolischen Grundzug seines Gedichtes wahren und zum Ausdruck bringen wollen (vgl, oben S. 154 f. 158).

V. Die kleinere Metonische Zahl (19) glaubt Ludwich in zwei Gedichten Vergils aufweisen zu können. 'Sie bestimmt den Umfang der Einleitung zum fünften Idyll, das teils äußerlich durch 3 und 5, teils innerlich nach den Wechselreden der Hirten . . gegliedert ist' (S. 307). In einem Schema bezeichnet er V. 1—19 (die er aus 7 + 5 + 7 zusammensetzt) als A, V. 20—80 als B und V. 81—90 (die er aus 7 + 3 zusammensetzt) als C. Von Metonischer Zahl würde hier auch dann schwerlich zu reden sein, wenn die angegebene Einteilung einwandsfrei wäre, was sie durchaus nicht ist. Denn der Teil C, welcher auf die Exposition des Ortes und der Personen (V. 1 ff.) in keiner Weise Bezug nimmt, stellt sich nicht als Schlußteil der ganzen Ekloge dar, sondern nur als formeller Abschluß des Wettgesangs und entspricht als solcher dessen eigentlicher Einleitung, die in V. 10—19 (incipe Mopse prior) dargeboten ist. Ferner gehören die in B eingeschlossenen Verse 45—55 keineswegs mit dem Liede des Mopsus und dem des Menalcas inniger zusammen, als A und B es tun; vielmehr steht dies Zwischengespräch mit A und B auf einer Stufe, von der sich V. 20—44 und V. 56—80 abheben. Wenn endlich Ludwich[1]) von diesen beiden aus je 25 Versen bestehenden Liedern sagt, sie hätten die Form

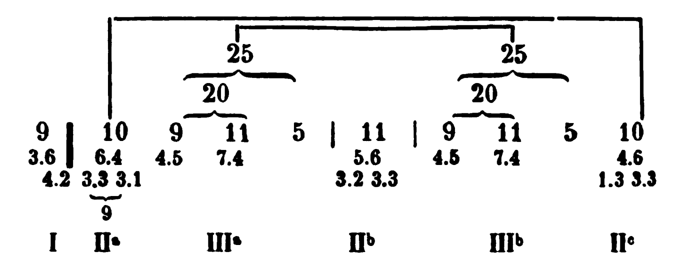


erhalten, so genügt das auch nicht. Denn offenbar gehören einerseits V. 20—28 (Trauer um den Tod des Daphnis) und andererseits V. 56—64 (Freude über die Apotheose des D.) enger zusammen; ebenso einerseits V. 29—39 (Bedeutung des D.) und andererseits V. 65—75 (Verehrung des D.). Demnach läßt sich der Aufbau der aus 90 Versen bestehenden fünften Ekloge durch die folgende Übersicht darstellen:

---

[1]) Vgl. Kolster, Vergils Eklogen S. 79.

Digitized by Google



Als Grundzahlen erscheinen 10 (oder 5) und 9. Aus der Enneade, die den Anfang macht, scheint sich die Dekade durch Zusatz einer Zeile (V. 19) zu entwickeln; die Elf ergibt sich als Komplement der Neun zur Doppeldekade; die Abgesänge der beiden Lieder IIIa und IIIb (V. 40—44 und 76—80) werden durch halbe Dekaden gebildet. Dem inhaltlichen Parallelismus der Teile IIa und IIc (s. oben) entspricht der Parallelismus ihrer nach dem Schema abba geordneten Kola. Daß die Teile I und IIb zusammen eine Doppeldekade ausmachen, wird man schwerlich noch als blinden Zufall betrachten wollen (vgl. oben S. 158. 168).

Warum Vergil diesem Gedichte 9 × 10 Verse gegeben hat, ist für uns nicht ersichtlich; vielleicht wird eine Ludwichs Hinweisen genauer nachgehende Erforschung der griechischen Bukoliker einmal die Wahl dieser Maßzahlen erklären. Einstweilen müssen wir uns begnügen mit der negativen Feststellung, daß von den Gründen, die Vergils besondere Wahl bei den älteren Eklogen II und III bestimmt zu haben scheinen, hier keiner vorlag und also Gleichheit der Struktur hier nicht erwartet werden darf.

VI. Von der sechsten Ekloge, die 86 Verse enthält, sagt Ludwich nichts; es scheint, daß seine Perikopentheorie und auch die 'Metonischen' Zahlen hier versagen. Aber es ist wenig wahrscheinlich, daß diese Ekloge ganz anders aufgebaut sein sollte als die fünf vorhergehenden, die bei Verschiedenheit im Einzelnen doch im Ganzen ein gleichartiges Verfahren des Dichters zeigen.

Den inhaltlichen Aufbau des Gedichtes haben wir im JB. 1909 S. 166—170 klargelegt, im besonderen den Zweck und die Zugehörigkeit von V. 61—63. Darnach würde es nicht dem Sinne des Dichters entsprechen, wenn man V. 64 ff. als dem Gallus gewidmeten Teil abschneiden und etwa für die davorstehenden 63 Verse auf die unbestreitbare Solennität dieser Zahl verweisen wollte; vielmehr beginnt der für sich stehende letzte Hauptteil schon mit V. 61. In dem ersten Hauptteil des Berichtes über Silens Vortrag (V. 31—60) bezeichnet 'his adiungit' (V. 43) einen zweiten Abschnitt; ebenso zerlegt sich der einleitende Hauptteil von selbst in zwei Abschnitte (V. 1—12; 13—30). Wir können uns den Aufbau der sechsten Ekloge so veranschaulichen:

Digitized by Google

30			30				
	18			18			
12	10	8	12	9	9	13	13
(5.3).4	5.5	4.4	(6.4).2	4.5		3.(3.7)	(4.4).5
I	II		III^a	III^b		IV^a	IV^b

Die eine Grundzahl für die Teile I, II und III ist, wie es scheint, die Sechs, die andere die Zehn oder die Fünf. Zum Zweck der Responsion mit II ist III^b durch die ausführliche Pasiphae-Episode ausgedehnt, in der sich V. 52—60 durch den Tempuswechsel vom Vorhergehenden absondern. Aber warum Vergil hier gerade jene Zahlen gewählt hat, ist nicht ersichtlich. Auch über den Teil IV lassen sich nur ungewisse Vermutungen anstellen. Den Umfang des Abschnitts, der die Dichterweihe des Gallus darstellt (V. 64 ff.), scheint die zweite Maßzahl bestimmt zu haben; daß dieser Dekade drei Zeilen vorgesetzt wurden, könnte daher kommen, daß der korrespondierende Schlußabschnitt (V. 74 ff.) 13 Zeilen erhielt, weil er wenigstens der Hauptsache nach von unheilvoller Liebe handelte (vgl. oben S. 155).

VII. Von der siebenten Ekloge, die 70 Verse zählt, sagt Ludwich (S. 357; vgl. oben S. 148), daß die Wettsänger Corydon und Thyrsis mit ihren je 7 Buchstaben den Umfang bestimmen. Diese Erklärung kann nach den Feststellungen, die sich uns bisher ergaben, nicht mehr befriedigen, um so weniger als in den Wettgesängen selbst die Sieben gar nicht vorkommt. Denn C. und Th. tragen in zwei Gängen jeder je drei vierzeilige Strophen vor (V. 21—44; 45—68). Die Gesamtzahl der vorgetragenen Verse (48) ist hier ebenso groß wie in der III. Ekloge; aber ihr Verhältnis zur Zeilenzahl des ganzen Gedichts (dort 111, hier 70 Verse) ist erheblich anders. Auch hören wir die Vorträge hier nicht unmittelbar aus dem Munde der Wettsänger als einen besonderen Abschnitt ihres Dialogs, sondern im Referat des Meliboeus, der dasselbe mit einführenden und abschließenden Worten umrahmt. Wir können also nicht erwarten, wenn wir hier — wie wir es dort zunächst taten — von den 48 Versen absehen, in dem verbleibenden Rest (V. 1—20. 69 f.) ein relativ selbständiges Gebilde mit besonderem Kompositionsprinzip zu finden. Der Vergleich unserer Ekloge mit der dritten scheint uns zunächst nicht zu fördern.

Ziehen wir die fünfte Ekloge zum Vergleich heran (oben S. 169), so dürfen wir glauben, im Sinne des Dichters zu handeln, wenn wir von dem Rahmen unserer Ekloge V. 1—13 abtrennen als Exposition, die uns mit den Personen bekannt macht und in die Situation einführt; der Bericht des Ohrenzeugen über den Beginn (V. 14—20) und den Ausgang (V. 69 f.) des certamen 'Corydon cum Thyrside' magnum hängt mit dem Wettstreit selbst als innere

Digitized by Google

Umrahmung enger zusammen[1]). Die siebente Ekloge zeigt also folgendes Bild:

57 (7 bis 2)

24 (8 8 8) 24 (8 8 8)

5 8 | 7 8 8 8 8 8 8 2

4.3

I^a I^b II^a III^a III^b II^b

Nunmehr erkennen wir, daß der wiedergegebene Wettstreit mit seiner engeren Umrahmung (7, 14—70) zu vergleichen ist mit dem zweiten Hauptteil der dritten Ekloge (3, 55—111). Wir beobachten, daß nicht nur die Gesamtzeilenzahl des Wettgesangs sondern auch die Summe der umrahmenden Zeilen (dort 5 + 4, hier 7 + 2) übereinstimmt und infolgedessen auch die Teile II + III unseres Gedichtes zusammen gerade 57 Zeilen enthalten. Dort war ein Anlaß für diese Wahl (3 × 19) ersichtlich; hier müssen wir wohl annehmen, daß der Dichter, der eines Maßes bedurfte, den dort gewählten Umfang des umrahmten Wettgesangs kopierte.

Daß die komplementäre Neunzahl der Umrahmung hier in 7 + 2 zerlegt ist, läßt sich daraus erklären, daß für die ganze Ekloge 7 die eine Maßzahl ist (auch $I^a + II^b$ sind 7 Zeilen). Die Sieben ist wohl nicht gewählt mit Rücksicht auf Phoebus und Delia (V. 22. 29. 62. 64), sondern als eigentliche Grundzahl des bukolischen Liedes (vgl. oben S. 169), auf dessen Charakter V. 4 (Arcades ambo), 24 (arguta sacra pendebit fistula pinu), 26 (Arcades), 33 (Priape) ausdrücklich hinweisen. Das Ganze besteht also aus 10 × 7 Versen. Warum die Zehn gewählt ist, kann man auch hier nicht erkennen; doch läßt sich feststellen, daß ein Grund, aus dem wir hier eine andere Zahl erwarten dürften, nicht ersichtlich ist. Allerdings hätte Vergil den Teil I wohl auch statt aus 13 aus nur 6 Zeilen herstellen können, wodurch 63 Zeilen im ganzen herausgekommen wären. Aber er ist eben, wie sich hier wieder zeigt, nicht darauf ausgegangen, diese Zahl anzubringen; vielmehr hat er sich leiten lassen von dem sachlich berechtigten Wunsche, den Hintergrund, vor dem sich der nur berichtete Wettgesang abspielen sollte, zu einem lebendig und individuell gezeichneten Kleinbilde aus dem Hirtenleben auszugestalten und zu vervollständigen. Ein ähnliches Verfahren des Dichters beobachten wir in V. 13—30 der 6. Ekloge.

VII. Von dem Bau der achten Ekloge, die (mit Zurechnung von V. 28ª) 110 Verse hat, gibt Ludwich S. 346 einen Grundriß, der vollkommen frei ist von den Willkürlichkeiten, durch welche Ribbeck und Kolster selbst für dies Gedicht die strophische Ein-

[1]) Der oben im Schema mit II^b bezeichnete Teil nimmt auf die Situationsangaben im Teil I keine Rücksicht.

Digitized by Google

teilung diskreditiert haben, und der die Konformität der Hauptteile unverkennbar zeigt. Aber, so bedeutend der Fortschritt auch ist, so verlangt doch auch Ludwichs Zeichnung noch in zwei Punkten schärfere Ausführung, wenn wir von der Kunst und Sorgfalt dieses Meistersangs ein genaues Bild gewinnen wollen. Erstens faßt Ludwich einfach V. 1—16 als Einleitung zusammen, ohne zu bemerken, daß V. 1—13 als Thema und Widmung einen besonderen Abschnitt bilden[1]) und nur V. 14—16 in inhaltlicher Beziehung zu V. 62 f. stehen. Zweitens zerlegt er das Lied des Damon (V. 17—61) in 4 + (4 + 4 + 3) + (5 + 6 + 4) + (5 + 6 + 5) Verse und das des Alphesiboeus (V. 64—109) entsprechend (nur im letzten Glied: 6 + 4 + 6). Dabei ist übersehen oder doch nicht zum gebührenden Ausdruck gebracht, daß V. 25—30 und entsprechend V. 72—78, daß V. 36—45 und entsprechend V. 84—93, daß V. 51—60 und entsprechend V. 94—103[2]) enger zusammengehören; die Zusammengehörigkeit ist bei all diesen Stücken so offenbar, daß sie wohl des Hinweises, aber, scheint mir, keines ausführlichen Nachweises hier bedarf. Dabei ist ferner nicht beachtet, daß V. 61 und entsprechend V. 109 nicht als Abschluß der Kola 46—60 (oder gar 57—60) und 94—108 (oder gar 104—108) betrachtet werden dürfen, sondern daß sie den V. 17—20 (entsprechend 64—67) gegenüberstehen und den Abschluß der ganzen Lieder V. 17—60 und V. 64—108 bezeichnen.

Noch viel weniger vermögen wir Ludwich zu folgen, wenn er meint, in der Struktur des Ganzen trete, 'da beide Hirten unglücklich lieben' (gegen dies Mißverständnis vgl. Vahlen, op. I p. 393), die 5 als ungünstiges Zahlensymbol in den Vordergrund, 'in der des Einzelnen die 4 (das Symbol der Aphrodite) nebst der bei den Römern überhaupt sehr beliebten 3'. Die weiteren Spitzfindigkeiten, in die sich Ludwich hier maßlos verliert, möchte ich mit Stillschweigen übergehen; denn all dies verliert den Boden, wenn wir seinen Grundriß der achten Ekloge zu der folgenden Übersicht umgestalten und korrigieren:

```
            15      15     15            15     15     15
          ⏞‾‾‾‾‾‾‾⏞  ‾‾  ⏞‾‾⏞        ⏞‾‾‾‾‾‾‾⏞  ⏞‾‾⏞  ⏞‾‾⏞
              11                         11
 ⏜          ⏜                           ⏜
5 8 ▌ 3 | 4 : 4 7   5 10   5 10 : 1 | 2 | 4 : 4 7   5 10   10 5 : 1
                4.3   6.4    6.4                 4.3   6.4   6.4
            \_______________________/
                       42
```

Daß wir den allgemein überlieferten Intercalaris V. 76 (mit Ludwich) im Text behalten, ist selbstverständlich; es wäre ja auch sonderbar, wenn gerade das Kolon, in dem die Worte stehen 'numero deus impare gaudet', aus 4 + 6 Versen zusammengesetzt

[1]) Vgl. Vahlen, Op. I S. 386—392.
[2]) Vgl. Vahlen a. a. O. S. 396.

Digitized by Google

wäre. Dem V. 76 muß nun allerdings ein Intercalaris nach V. 28 entsprechen, wie nach G. Hermann mit Ribbeck auch Ludwich annimmt; angesichts unseres Parallelbildes der beiden Lieder muß man dem Gudianus vertrauen, der V. 28ᵃ überliefert: es ist unglaublich, daß sein Schreiber oder sein Gewährsmann die Symmetrie des Ganzen überschaut und ihn ihr zu Liebe interpoliert haben soll (vgl. Ribbecks Prol. S. 320. 327 f.). Dagegen ist sehr glaublich, daß man ihn, wenn er im Archetypus an den Rand geraten war, in MP und in anderen Handschriften ausließ, weil er den engen Gedankenzusammenhang von V. 26—28 mit V. 29 f. ungehörig zu unterbrechen schien; daß aber Vergil selbst sich bei der Komposition solcher Wettgesänge und der Hirtenlieder überhaupt nicht nur von inhaltlichen, sondern daneben auch von Rücksichten auf Symmetrie und auf Zahlensymbolik leiten ließ, ist nicht mehr bestreitbar. Dazu ist für unsern Dichter (aber nicht für seine Abschreiber) ein Grund ersichtlich, der es empfahl, dem mit V. 25 beginnenden Kolon 7 (nicht 6) Zeilen zu geben; denn unmittelbar gehen die Worte vorher 'Maenalus pastorum audit amores Panaque qui primus calamos non passus inertes': vgl. oben S. 169. Nehme ich V. 33 hinzu (tibi est odio mea fistula), so kann ich es nicht mehr für blinden Zufall halten, daß das eigentliche Klagelied des 'Nysae deceptus amore' von dem ersten 'incipe Maenalios mecum mea tibia versus' (V. 21) bis zum 'desine, iam desine tibia' (V. 61) gerade 42 (6×7) Zeilen enthält. Der Umfang und die Gliederung, die sich dem Dichter bei der Komposition des ersten Liedes (V. 14—61) empfohlen und ergeben hatten, sind in dem parallelen zweiten Liede (V. 64—109) von ihm kopiert worden (denselben Ausdruck hielten wir oben S. 172 für angebracht); die umgekehrte Reihe der Kola von 5 und 10 Zeilen in den Abschnitten V. 46—60 einerseits und V. 94—108 andererseits kann weder die handgreifliche Symmetrie der ganzen Lieder umstoßen noch braucht sie etwas besonderes zu bedeuten: denn sie ist nichts Ungewöhnliches oder Besonderes, wie ein Blick auf unsere Grundrisse der Eklogen jedem offenen Auge zeigt.

Daß die Sieben nicht als Maßzahl des Ganzen genommen worden ist, erklärt sich aus dem abweichenden Charakter des zweiten Liedes. Als Grundzahl des Ganzen erscheint vielmehr auch hier (vgl. oben S. 170) die Zehn oder die Fünf: die Einleitung der respondierenden Lieder und die Überleitung (V. 14—16. 62 f.) machen zusammen 5 Zeilen aus. Die $5 + 2 \times (4 + 42) = 97$ Zeilen des Berichtes über den Wettgesang (V. 14—109) sind zu 11×10 erweitert durch die 13 Zeilen des Prooemium: während der Raum von 3 Versen für dies offenbar zu knapp war, waren 13 reichlich genug; so erklärt sich vielleicht die Wortfülle, die ich in V. 2—4 und auch in V. 6 ff. als gesucht empfinde (vgl. JB. 1909 S. 172 f.).

Digitized by Google

IX. Von der neunten Ekloge[1]) sagt Ludwich S. 308, daß sich in ihr 'die Zahl 19 noch augenfälliger geltend macht' als in der fünften, für die wir oben S. 169 die Annahme eines bestimmenden Einflusses der 'Metonischen Zahl' ablehnen mußten, während wir für einen Teil der III. Ekloge S. 163 ihre Einwirkung annehmbar fanden. Wie ist es nun hier? Ludwich trennt mit Recht V. 1—10 ab, durch die wir die agierenden Personen kennen lernen und die Situation: alte Kolonen sind durch das Machtwort eines Fremden, dem sie sich fügen mußten, depossediert trotz der ausdrücklichen Verfügung, die um des Dichters Menalcas willen ergangen ist. Da dieser selbst im Hintergrunde bleibt, dient das, was im folgenden Abschnitt die beiden Acteure von ihm und seinen Liedern mitteilen (V. 11—16 leiten von der Situation auf seine Person über), als Ergänzung des ersten Abschnitts.

Die hier wie von selbst erfolgende abwechselnde Wiedergabe von Stücken des Menalcas bringt den Lycidas auf den Gedanken, in gewohnter Hirtenart einen förmlichen Wettgesang zu inscenieren, bei dem Moeris selbstverständlich ein Lied des Menalcas vortragen soll, während Lycidas, der Varius und Cinna als seine noch unerreichten Muster ehrt, dann gern ein eigenes zum besten geben möchte (V. 30—36); darum ist er auch, als der niedergeschlagene Moeris als unfähig die Sache aufgeben muß (V. 37—55), so ungeduldig und so hartnäckig bei seinem Vorhaben (56 ff.). Aber Moeris will den Befehl des Usurpators ausführen, um ihm keinen Anlaß zu Gewalttat zu geben; und zum Singen wird bessere Zeit sein, wenn Menalcas zurück ist (V. 67. 55): er ist, so muß man annehmen, gereist, um an maßgebender Stelle noch einmal dafür einzutreten, daß der bezeichnete (V. 7—10) Teil des Gebiets von Mantua vor dem Schicksal von Cremona bewahrt bleibt. Es scheint, daß der Dichter jene Verfügung über 'omnia' (V. 10), wozu sein väterlicher Besitz gehörte, von Varus erreicht hat und ihre Aufrechterhaltung von Octavian erbittet (V. 26—29. 46—50).

Mit Recht also faßt Ludwig V. 30 ff. als zweiten Hauptteil zusammen. Aber wenn er darin V. 30—43 als den einen, von 7 + 7 Versen gebildeten Teil auffaßt und den zweiten (V. 44—67) in 2 + 10 + 10 + 2 zerlegt, so hat er die einleitende Bedeutung von V. 30—36 verkannt (vgl. F. Leo, Hermes 1903 S. 15 f.) und ist in die frühere Art von Strophenabteilung zurückgefallen. Ich würde den Aufbau der neunten Ekloge so veranschaulichen:

						38		
		19				19		
10	|	6	13	‖	7	14	5	12
6.4			9.4			7.7		10.2
I^a			I^b		II^a	II^b		II^c

[1]) Unentbehrliche Beiträge zu ihrem Verständnis hat F. Leo im Hermes 1903 S. 1—18 gegeben.

Digitized by Google

In dem Teil I^a haben Lycidas und Moeris je 5 Verse; in I^b der eine 9, der andere 10; in II$^{a.b.c}$ zusammen haben sie je neunzehn, und zwar der eine 7 + 2 + 10, der andere 7 + 10 + 2: denn V. 46—50 gehören dem Moeris, den Lycidas durch die Angabe 'pura solum sub nocte' und durch Summen oder Pfeifen der Melodie (V. 44 f.) auf die Worte des Liedes gebracht hat (vgl. Leo S. 16; die Angabe zu V. 46 im Anhang von Ladewig-Deuticke[8] ist irrtümlich). Dem Teil I^b, in dem Menalcas und seine Lieder den Gesprächstoff bilden, entspricht inhaltlich der Teil II^b, und er ist ebenfalls aus 19 Versen gebildet; das ist doch wohl eben um der Symmetrie willen; denn während von V. 11—29 kaum ein Wort entbehrlich erscheint, wird man sagen dürfen, daß der Abbruch auch des letzten Liedes (vgl. JB. 1909 S. 171) mit weniger als 5 Zeilen begründet werden konnte (vgl. V. 38). Indem der Teil II^c, dessen Umfang mir auch nicht ganz im Verhältnis zu seiner Bedeutung für das Ganze zu sein scheint, so ausgedehnt wurde, daß er mit II^a zusammen 19 Zeilen ausmacht, ist erreicht, daß der ganze Teil II aus 2 × 19 Versen besteht und daß in ihm beide Hirten 19 Zeilen bekommen.

Ludwich hat also darin recht, daß sich die Zahl 19 in dieser Ekloge augenfällig geltend macht. Metonisch darf man sie in dieser allerdings nicht nennen; aber die astrale Bedeutung der Zahl, die Ludwich S. 287 ff. festgestellt hat (s. oben S. 146 f.), könnte bei der Wahl in Betracht gekommen sein: lesen wir doch in dem Stück, das für den Zweck des Gedichtes (denn von einem Zweck wird man hier sprechen dürfen) am wichtigsten ist, 'quid antiquos signorum suspicis ortus? ecce processit Caesaris astrum' (V. 46 f.). Ferner erscheint der Umstand, daß unsere Ekloge in einzelnen Worten und Gedanken sicher Erinnerung an Theokrits VII. Idylle zeigt, beachtenswert; denn in einem Teil derselben (V. 52—127) hat Ludwich S. 302 den formgebenden Einfluß der Zahl nachgewiesen. Vielleicht ist es auch nicht zufällig, daß in dem eben zitierten V. 46 der Name Daphnis für die Anrede genommen ist; denn die Zahl 19 zeigt sich nach Ludwich S. 301 in Theokr. I. V. VII und 'in allen dreien spielt Daphnis eine gewisse Rolle'. Zu einem bestimmten positiven Ergebnis kommen wir also noch nicht; negativ aber läßt sich feststellen, daß die neunte Ekloge keines der Momente enthält, aus denen wir nach den bisherigen Ergebnissen einen anderen Aufbau erwarten dürften (vgl. S. 172).

X. Von der zehnten Ekloge sagt Ludwich (S. 357) wieder (vgl. oben S. 171 zur VII. Ekl.) nur, daß die 7 Buchstaben von Lycoris den Versbestand (77 Verse) bestimmen. Ich vermute, daß auch hier andere Erwägungen maßgebend gewesen sind; jedenfalls müssen wir, um Ludwichs Hypothese zu beurteilen, auch den Aufbau dieses letzten Stückes in unsere Erörterung ziehen.

Digitized by Google

Da sich je 8 Zeilen der Einleitung und des Abschlusses von selbst absondern, handelt es sich um V. 9—69. Der Bukoliker, der als solcher, in einem bukolischen Liede, Interesse für Elegien bekunden und wecken will (vgl. JB. 1909 S. 166), versetzt den Elegiker in bukolische Umgebung, der das Schicksal kund geworden ist, das jener nach seiner Dichtung 'amores' erleidet. Dabei müssen wir bedenken, daß für diese Poeten 'amare' und 'cantare' coincident sind (vgl. Hor. c. I 22, 10. 23); wie bukolisches Lied und elegisches Gedicht verschieden sind, so erscheint der bukolischen Umgebung die elegische Form der Liebe mit ihren Worten (*cura* V. 22; vgl. S. 69 f. meiner Untersuchung 'Albius Tibullus') und ihren Motiven (V. 23. 29) als etwas Maßlos-unnatürliches (V. 22. 28) und Unbegreiflich-fremdes (V. 21): die bukolische Form der Liebe zeigt, durch die neue Umgebung angeregt, träumende Phantasie dem bisherigen Elegiker V. 37—41. Der erste Wunsch, den ihm seine Lage (V. 10) in dieser Umgebung eingibt (V. 33 f.) — was unser Dichter ihn wünschen läßt, das bringt er ihm eben durch dies Gedicht als munus sodalitii dar (vgl. V. 1—3, wo man nur ja nicht aus 'neget' eine Aufforderung des Gallus herauspressen darf) —, jener Wunsch also bringt in natürlicher Verknüpfung den zweiten stärkeren: hätte ich doch als Bukoliker gelebt — gelebt, geliebt und gesungen (denn das ist eins)! Wie gefällig ist bukolische Liebe! Wie lockend die bukolische Örtlichkeit; hier mit dir, Lycoris: fato concederem, non perirem misere amore indigno aut sollicitos sive de me ad bella tracto sive de tenera (V. 49, auch das ein Lieblingswort der Elegie) puella sine me pericula adeunte decantarem elegos. Ja ich reiße mich los; ich will statt Elegiker fortan Bukoliker sein: was hier V. 50 f. unser Dichter den Gallus sich vornehmen läßt, das hat er selbst eben in V. 44—49 mit dessen Gedanken, Worten und Rhythmen ausgeführt, indem er sie in sein Versmaß umsetzt: hi omnes versus Galli sunt, de ipsius translati carminibus. Der neue Bukoliker träumt sich auch schon lebhaft hinein in die neue Lebensweise in Wäldern und Bergen: da fühlt er, daß auch dieses Heilmittel versagt. Die Liebe ist zu stark: cedamus Amori! So schließt im Sinne des Elegikers Gallus Vergils bukolisches Gedicht, das 'legat ipsa Lycoris'.

Es ist selbstverständlich, daß wir angesichts dieses fest geschlossenen Gedankenzusammenhangs weder einen Vers verwerfen noch eine Lücke annehmen. Wie aber sollen wir die überlieferten Verse im Sinne Vergils abteilen?

An dem Liebesweh des Gallus nimmt die Natur Teil, die unbelebte wie die belebte (V. 9—18); die Hirten und ihre Götter kommen, ihre Teilnahme zu bezeugen (V. 19—30). In dieser arkadischen Scenerie, unter dieser Umgebung beginnt V. 31 Gallus zu sprechen; und er spricht ohne äußere Unterbrechung bis zu V. 69. Ist das eine ganze Rede, die er den versammelten Göttern

Digitized by Google

und Hirten hält? Die Frage aufwerfen heißt wohl sie beantworten. Während in V. 31—36 die Arkader geflissentlich apostrophiert werden, sind diese Persönlichkeiten im Folgenden dem Gesichtskreis des Sprechenden entrückt; in V. 42 ff. steht statt ihrer Lycoris vor seinem geistigen Auge, und nur die arkadische Scenerie im allgemeinen verbleibt. Wir haben tatsächlich von V. 37 an einen Monolog des vom Dichter (nicht durch irgendwelchen nachweisbaren Kriegszug; vgl. Ladewig-Deuticke[8] zu V. 44) nach Arkadien, in bukolisches Milieu versetzten Gallus. Mit V. 42, wo er Lycoris nennt, wendet sich dieser dazu, seine Liebe von bukolischem Gesichtspunkt aus zu behandeln; den Übergang zu diesem zweiten Hauptteil vermittelt innerlich die Träumerei V. 37—41, zu welcher der erste Hauptteil hingeführt hat (vgl. Voß zu V. 42 f., den auch Leo im Hermes 1902 S. 16 anführt): man müßte hinter V. 36 und hinter 41 Gedankenstrich und Kolon setzen. Der zweite Hauptteil ist durch 'hic' V. 42 f. angeschlossen; als sein erster Abschnitt müssen, nach dem oben S. 177 dargelegten Zusammenhang von V. 50 mit den 'versus translati', die Verse 42—51 zusammengefaßt werden. Ihre Eigenart (Vergil nimmt an, daß sein Leser die Dichtung, aus der gewissermaßen zitiert wird, gelesen hat und wiedererkennt) könnte man vielleicht so darstellen:

hic gelidi fontes hic mollia prata Lycori
hic nemus, hic ipso tecum consumerer aevo:
nunc insanus Amor duri me Martis in armis
tela inter media atque adversos detinet hostes;
tu procul a patria (nec sit mihi credere tantum)
Alpinas a dura nives et frigora Rheni
me sine sola vides: a te ne frigora laedant,
a tibi ne teneras glacies secet aspera plantas —:
ibo, et Chalcidico quae sunt mihi condita versu
carmina pastoris Siculi modulabor avena.

Im ganzen bietet also der Aufbau der zehnten Ekloge folgendes Bild:

```
          28                  28
     ___________          ___________
               18                  18
             ____                ____
8 | 10     12   6 : 5 : 10     12   6 | 8
    7.3    5.7          2.6.2  6.6

Iª  IIª       IIᵇ   III  IVª      IVᵇ   Iᵇ
```

Wie das Bild zeigt, ist die maßgebende Grundzahl für die 77 Verse die Sieben. Wenn es galt, die 5 Zeilen des Mittelstücks III durch widmende Einleitung und besonderen Schluß (beider bedurfte dieses Gedicht; vgl. JB. 1909 S. 171) zu einem Vielfachen von 7 zu komplementieren, so empfahl sich die Zahl 16

Digitized by Google

vor der 9 als Komplement dadurch, daß die korrespondierenden Teile I[a] und I[b] so gleichmäßig werden konnten; der Raum, der ihnen so zugemessen wurde, hat, wie mir scheint, bei beiden eine gewisse Abundanz gebracht, die ich aus inneren Gründen nicht genügend zu erklären wüßte. Die Wahl der Grundzahl 7 erklärt sich aus dem, was wir oben S. 169 bemerkten; vgl. V. 21 (Apollo), 26 (Pan deus Arcadiae), 31—34 (cantare periti Arcades; vestra meos fistula dicat amores), 51 (pastoris Siculi avena). Mit einer Heptade (V. 9—15) beginnt der Teil II[a]; in II[b] nimmt die Erscheinung von Pan und Silvanus 7 Zeilen ein. Daß im Teil IV die Zahl nicht wieder begegnet, dürfte damit zusammenhängen, daß der Arkadische Pan und seine Flöte nur in II im Vordergrund steht (vgl. oben S. 174).

Schließlich möchte ich noch eine Anregung erwähnen, die Ludwich der Vergilforschung bietet (S. 307 f.). Sie betrifft den Titel Eklogen, dessen gewöhnliche Erklärung, das Buch enthalte eine Auslese von Gedichten, Ludwich mit vollem Recht verwirft; aber die von ihm aufgestellte 'gegliederte, in ausgewählte Stücke gesonderte Gedichte' ist auch nicht haltbar. Eine Erörterung der Frage, auf die zurückzukommen sich wohl Gelegenheit finden wird, möchte ich hier nicht mehr anstellen.

Nach dem, was sich bei Vergil ergeben hat, glaube ich, obwohl Ludwich in Einzelheiten sicher zu weit geht, doch sein Buch im ganzen auch denen, die sich mit Homer, besonders seinen Hymnen, und mit den griechischen Bukolikern beschäftigen, zum Studium empfehlen zu sollen.

Meine Besprechung des Werkes steht äußerlich in starkem Mißverhältnis zum Umfang der Vergilkapitel desselben; der Bedeutung des Verfassers und seiner Entdeckungen und dem Interesse des geneigten und geduldigen Lesers an unserem speziellen Thema entspricht sie hoffentlich besser. Wer bei unserer gemeinsamen Betrachtung der Eklogen, die 'mit dunkeln Rätselaugen uns anschauen', an Verständnis wenigstens ihres Aufbaus — der doch mit dem Inhalt zusammenhängt — gewonnen zu haben glaubt, wird mit mir Arthur Ludwich dankend schließen wollen:

καὶ σὺ μὲν οὕτω χαῖρε, καθηγητῶν ἀρχηγέ·
σεῦ δ' ἐγὼ ἀρξάμενος μεταβήσομαι ἄλλον ἐς ὕμνον.

2) **Hans Lietzmann, Der Weltheiland.** Eine Jenaer Rosenvorlesung mit Anmerkungen. Bonn 1909, A. Marcus und E. Weber. 59 S. 8. geh. 1 ℳ. — Vgl. Lit. Zentralblatt 1909 Nr. 18; WS. f. klass. Phil. 1909 Nr. 39.

Der Vortrag (S. 1—34) will Gebildeten die Geschichte der Heilandsidee in den zur Zeit bereits erkennbaren Hauptpunkten vor Augen führen. Uns geht hier an, was mit Vergil zusammenhängt. Da muß leider gesagt werden, daß die Ausführungen, mit denen L. beginnt, sich auf gründlichem Mißverständnis von Stellen der 4. Ekloge aufbauen. Nach L. (S. 3) ruft sie dem Polio jubelnd

Digitized by Google

zu: 'unter deinem Konsulat wird der Heiland der Welt geboren, der das so sehnlichst erwartete goldene Zeitalter bringen wird'. L. übersetzt nämlich V. 8 'welcher ein Ende der eisernen bringt und den Anfang der goldnen Zeit für die Welt'; V. 13 'du wirst jegliche Spur . . tilgen'; V. 15 'er wird leben als Gott'; V. 17 'Frieden bringt er der Welt'; V. 49 'Juppiters Sproß, du liebes göttliches Kindlein': und danach bezeichnet er es S. 5 als 'völlig klar', daß ein Kind geboren werden soll, 'welches zum König des goldenen Zeitalters bestimmt ist: es ist vom hohen Himmel herabgesandt als Erstling des neuen Geschlechtes, ja es kann sich göttlicher Abstammung rühmen'. Er findet in V. 4—10 'unzweideutig betont', daß 'dieses neue Zeitalter bereits angebrochen ist' (S. 6), und meint, 'daß Vergil diese (*ultima*) *aetas* (*Apollinis*) als das glückliche Zeitalter und den Beginn der neuen Weltperiode faßt' (S. 36). Wenn er danach auf Grund der Behauptung, Vergil 'weiß, daß diese Zeit des Heiles für die ganze Welt bereits angebrochen ist, und zweitens, daß ein göttlicher König ihr Vollender sein wird' (S. 8), die Frage aufwirft 'wie kam er dazu?', so ist ohne weiteres klar, daß wir die folgenden, religionsgeschichtlich sehr interessanten Darbietungen über griechische Könige und römische Kaiser als Heilande (Soteres) und über orientalisches Gottkönigtum hier bei Seite zu lassen haben.

Wer ist denn nun aber nach Lietzmann der angebliche 'König', von dessen Geburt Vergil spricht? S. 3 heißt es: 'dem Vater überläßt der Dichter, aus seinen Versen herauszulesen, daß sein eigenes Kind, dessen Geburt er erwartet, dieser Heiland sein soll': S. 6: 'nicht mehr als die Möglichkeit läßt der Dichter offen, daß das erwartete Kind seines Gönners dieser König sein werde': S. 44: 'Vergil spricht nur aus . . . daß ein Göttersohn die Welt erlösen werde. Wer den Sohn des Pollio als diesen Erlöser betrachtete, mochte sich eventuell nach der beliebten Formel θέσει —φύσει die Sache erklären' (auch V. 17 *patriae virtutes* und 26 *facta parentis* soll absichtlich zweideutig sein); endlich S. 15 lesen wir über Aen. VI 792: 'Der Dichter gibt hier die authentische Korrektur seines früheren Liedes: er will es auf Augustus bezogen wissen'. — Der Vorwurf der Unklarheit und Unsicherheit, der hier erhoben werden muß, trifft nicht den Dichter. Ich füge zu den Richtlinien des Verständnisses, die ich oben S. 164 ff. zu zeichnen versuchte, nur ein Wort über die Aeneisstelle, in der Anchises von Augustus aussagt 'aurea condet saecula (rursus Latio)'. Wo hat Vergil in der 4. Ekloge diese oder eine ähnliche Wirksamkeit von dem Knaben ausgesagt oder auch nur greifbar angedeutet? Er bringt 'Saturnia regna' so wenig, wie er die Virgo zur Erde zurückführt (V. 6).

In den Anmerkungen handeln S. 35—44 von der 4. Ekloge Vergils und von den Äußerungen anderer römischer Dichter, besonders des Horaz, über das goldene Zeitalter: L. meint, daß

Digitized by Google

sie alle 'bei gegenseitiger Unabhängigkeit auf griechische Vorbilder hellenistischer Zeit zurückgehen' (vgl. JB. 1909 S. 136 f.). Bei Erörterung des Zusammenhangs der Ekloge mit der Säcularidee (S. 10. 38 f.) findet L. in V. 13 f. angedeutet, daß von Staatswegen eine 'Säcularfeier, die ja von Hause aus Sühnehandlung ist', geplant worden sei, bei der 'Pollio die Sühnefeier als Consul vollziehen sollte'. Mir scheint, Vergils Ausdrücke (te duce .. perpetua solvent formidine terras) weisen doch mehr auf Bestrebung Polios ad pacandum orbem finiendaque civilia bella (so auch Ladewig-Deuticke [8]).

Soweit nicht Vergilisches in Betracht kommt, bietet Lietzmanns kleine Arbeit reiche Belehrungen und gedankenvolle Anregungen.

3) Geyza Némethy, De sexta Vergilii ecloga. Commentatio in consessu Acad. Litt. Hung. recitata. Budapest 1909. 16 S. gr. 8. 60 *h*. — Vgl. Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 41 (abgelehnt von 'Novus Zoilus'; vgl. unten Nr. 21).

Némethy vermutet, daß 'omnes fabulae a Sileno narratae ex Euphorione sunt sumptae et totus cantus Sileni ex epylliis eiusdem est contextus, tamquam epitome poeseos Euphorioneae', und folgert unter Hinweis auf Ciceros Worte gegen die cantores Euphorionis weiter: 'Vergilium . . . Ciceronis verbis provocatum esse statuimus, ut Euphorionem peculiari carmine celebraret'; auch die Einführung des Silen als Philosophen hänge mit Cic. Tusc. I 114 zusammen. Vergil wolle Euphorion als 'dignum imitatione' erweisen und gebe in der Ekloge 'defensionem poeticam neotericorum'.

Wie wiederholt gesagt, denke ich über die dichterische Konzeption und ihre Ausführung wesentlich anders; von literarischer Fehde (vgl. ecl. 3, 90) vermag ich hier keine Spur zu sehen.

4) Wilhelm Bannier, Zu Vergil und Manilius. In der Berliner Philol. Wochenschrift 1909 Nr. 43 Sp. 1356.

B. beschäftigt sich mit ecl. 10, 42—48, die er so versteht, daß Vergil den Gallus 'nicht in Wirklichkeit, sondern nur mit seinen Gedanken im Kriege sein läßt, aber nicht in dem Kriege, in welchen Lycoris mitgezogen ist . . . sondern allgemein gesagt im Kriegs- und Schlachtengetümmel . . . Gallus befindet sich im Kriege, weil sein einziger Gedanke Lycoris in den Krieg gezogen ist'. — Ich habe meine Meinung über die Stelle oben S. 178 dargelegt.

5) Alfred Klotz, Das Ordnungsprinzip in Vergils Bucolica. Im Rheinischen Museum 1909 S. 325—327.

Das Prinzip chronologischer Anordnung (mit Ausnahme der 1. Ekloge) versagt; auch die Unterscheidung von Gedichten mit Wechselgesang und solchen ohne Wechselgesang befriedigt nicht. Aber daß eine künstlerische Ordnung herrscht, ist sicher.

Das richtige Einteilungsprinzip glaubt K. gefunden zu haben.

Digitized by Google

Achtet man, statt auf die (dialogische oder monologische) Art des Hirtengesanges, auf die Art des Gedichtes, 'so springt sofort folgende Anordnung in die Augen':

'ecl. 1 die Hirten treten handelnd auf: dramatisch.
ecl. 2 der Dichter erzählt von Corydons Liebe zu Alexis.
ecl. 3 wieder dramatisch.
ecl. 4 der Dichter selbst singt.
ecl. 5 läßt die Hirten dramatisch handeln.
ecl. 6 hat wieder erzählenden Charakter.
ecl. 7 der Hirt M. erzählt vom Wettstreit des C. und Th.; es ist also ein Monolog, mithin auch hier dramatische Form.
ecl. 8 der Dichter berichtet von D. und A.
ecl. 9 ist dramatisch angelegt.
ecl. 10 spricht der Dichter'.

Nach K. 'geht die Rechnung glatt auf: dramatische und erzählende Idyllen wechseln in regelmäßiger Folge'.

Ich begnüge mich, zu versichern, daß ich auch die Charakterisierung der 7. Ekloge wirklich wörtlich wiedergegeben habe, wie sie im Rhein. Mus. steht. Vgl. übrigens JB. 1909 S. 169—173.

6) **Rudolf Ritter, Die Quellen Vergils für die Darstellung der Irrfahrten des Aeneas. I. Teil: Bemerkungen über das Werden der Aeneis.** Wissenschaftliche Beigabe zum Progr. (No. 335) des Königl. Gymnasiums zu Nordhausen, Ostern 1909. 30 S.

Ritter, dessen 'gründliche' Dissertation 'De Varrone Vergilii ... auctore' im JB. 1903 S. 188 angezeigt worden ist, bringt ein neues specimen diligentiae atque doctrinae. Er hat aus äußeren Gründen nur die Einleitung seiner Arbeit veröffentlichen können und ist sich bewußt, darin nicht viel Eigenes zu bieten; er bezweckt zunächst, 'diesen und jenen, dem sein Vergil fremd geworden ist', hinzuführen zu den Quellen, aus denen er geschöpft hat: das sind in erster Reihe die Arbeiten von Heinze, Kroll, Norden, in zweiter die von Leo, Gercke, Wissowa, Skutsch, Jahn. Auf umfassenden und eindringenden Studien beruhend, frisch und übersichtlich geschrieben, mit Verweisen auf jene Quellen versehen, ist sein Aufsatz jedem zu empfehlen, der die gegenwärtig herrschenden Ansichten über die Frage im Überblick kennen lernen will. Dabei ist zu wünschen, daß die zu Ritters Quellen hingeführten Leser auch weiter forschen; denn die Ansichten über das Werden der Werke Vergils bedürfen nach meinem Empfinden der Berichtigung und Ergänzung. Soviel ich sehe, besteht die Gefahr, über dem Nachweise von äußeren Anregungen durch Personen und Zeitumstände, über der Festnagelung von rhetorischen Bildungselementen, über der Statistik von Vorgängern und Mustern den unter befruchtenden Einflüssen doch spontan keimenden Kern der Dichterpersönlichkeit zu übersehen und zu unterschätzen.

Digitized by Google

Ritters Aufsatz behandelt im ersten Kapitel die Konzeption, im zweiten die Ausführung. In jenem schließt er aus ecl. 6, 3 auf 'erste Versuche', aus georg. III 13 ff. auf 'ein neues Projekt'; der 'endgültige Plan' ist: 'aus der Aeneassage ein Epos zu schaffen in der Sprache des Ennius, vom Umfang eines kyklischen, unter Verwendung aller bewährten Mittel alexandrinischer Technik, das alles Gute und Große der Zeit wiederspiegelte'. Das zweite Kapitel führt von der 'inventio' aus, daß V. den Rohstoff der Sage aus den am bequemsten erreichbaren Quellen schöpfte, also aus Varro soweit möglich; zweitens wird unter dem Titel 'die Dispositio' von der 'Prosa-Aeneis' angenommen, daß sie 'bis in alle Einzelheiten erst durchdacht und (relativ) abgeschlossen wurde, als der Dichter sich daran machte, einen Teil seines Gedichtes vortragsfähig zu gestalten'; unter 'Elocutio' wird davon gesprochen, wie V. seine 'Haupt- und Nebenmuster', besonders Ennius, 'verarbeitet hat'. Mit Recht fürchtet Ritter S. 28, 'daß die Untersuchungen über die relative Chronologie der Scenen der Aeneis (von ganzen Büchern sollte man schon garnicht reden) bei der unsystematischen Arbeitsweise Vergils nur wenige positive Ergebnisse zutage fördern werden'.

7) N. Vulić, Ein vorgeblicher Widerspruch bei Vergil (in der Wochenschr. f. klass. Phil. 1909 Sp. 590), findet in den Angaben über die Mondnacht Aen. II 250 ff. keinen Widerspruch, indem er auf Aen. VI 270 ff. hinweist (per incertam lunam sub luce maligna iter in silvis, ubi caelum condidit umbra Juppiter et rebus nox abstulit atra colorem). Vgl. Ladewig-Deuticke[12] zu II 360.

8) P. Jahn zeigt in der Wochenschr. f. klass. Phil. 1909 Nr. 48 Sp. 1309—1315 zwei in Paris bei Leroux 1908 erschienene Schriften von Roiron an (Étude sur l'imagination auditive de Virgile; *Κριτικὰ καὶ ἐξηγητικὰ περί τινων Οὐεργιλίου στίχων*); ich habe dieselben für diesen JB. ohne Erfolg einberufen. Nach Jahn stellen die beiden Bücher 'wegen der neuen Methode eine hochbedeutsame Leistung dar', obwohl ihm in dem ersten 'dickleibigen Buche' der zusammenstellende Teil 'sehr langweilig gewesen ist'; er wünscht ihnen wegen der 'Fülle von Belehrung' auch in Deutschland viele Leser, möchte aber 'Leute, die sich an schwerer Kost leicht den Magen verderben, nachdrücklich vor ihnen warnen'.

Es handelt sich darum, 'wie Vergil sich selbst als Muster benutzt und umgestaltet': also Wasser auf Jahns Mühle. 'Diese Abhängigkeit Vergils von sich selbst tritt . . in bisher nicht geahnter Weise hervor . . . Es ist das sicher ein Teil der Eigenart Vergils . . Er ist unendlich gebunden: auf der einen Seite durch seine Muster, auf der andern durch sich selbst . . Er ist

Digitized by Google

unendlich arm an Gedanken' usw. Von wem nicht geahnt? Soweit ich Vergil kenne, ist die, bewußte oder unbewußte, durch die Schranken des Versmaßes und die Enge des literarischen Kreises begünstigte Wort- und Gedankenassociation bei ihm (abgesehen von den Wiederholungen, die der epische Stil brachte) nicht wesentlich anders als ich sie z. B. bei Tibull und bei Horaz gefunden habe, und auch Ovid zeigt darin m. E. nur einen quantitativen, nicht einen qualitativen Unterschied. Wenn nun diese angeblich 'ganz besondere Art der Gedankenassociation' bei Vergil 'ungeheuer wichtig' sein soll für die Kritik des Textes und 'sehr wichtig für die Entscheidung der Frage nach dem Ursprung der Appendix Vergiliana', so ziehe ich vor, für diese Fragen bei der alten Methode zu bleiben. — In der zweiten Abhandlung, die auf 94 Seiten drei Stellen (Aen. X 857; IV 436; VI 242) behandelt, hat R. nach Jahn 'eine glänzende Probe auf das Exempel gemacht'. Was Jahn Sp. 1314 f. aus der 'meisterhaften Beweisführung' über die zweite Stelle anführt, gibt mir nur Anlaß, meinen Erklärungsversuch ('Studien' S. 215 f.) zur Kentnisnahme zu empfehlen. Wenn sich dabei R. 'in wirklich köstlicher Weise über die bisherigen Kritiker . . . lustig macht', so werden Scherze über ernste Versuche doch nicht nach jedermanns Geschmack sein.

9) Unter der bezeichnenden Überschrift 'Alter rixatur de lana saepe caprina' führt **Pietro Rasi** (im Bollettino di filologia classica 1908 N. 10) aus, daß man im Italienischen *Virgilio* schreiben solle als die dem lat. *Vergilius* entsprechende Form; die Form *Vergilio*, deren *e* nicht etwa das der klassischen Form bewahre, sondern aus mittelalterlichem *i* sich lautgesetzlich entwickelt habe, verwirft er als 'una contaminazione di due forme, popolare l'una e dotta l'altera'; denn die reine 'forma popolare' müsse *Vergiglio* geschrieben werden.

10) **Franz Dexel, Des Prudentius Verhältnis zu Vergil.** Beilage zum Jahresbericht des K. Humanistischen Gymnasiums Metten für das Schuljahr 1906/7. X u. 68 S.

Dexel weist den umfassenden Einfluß unseres Vergil auf den 'christlichen Maro' genau und gründlich nach. Am meisten ist verhältnismäßig aus Aen. VI entnommen. Prudentius hat es verstanden, 'das Erlernte oder Gelesene in einem ganz anderen Stoffe, meist in einem ganz anderen Zusammenhang und großenteils zu einem ganz anderen Zwecke zu verwerten. Bei der Lektüre des Vergil hat Prudentius sich des Codex bedient, auf den der Bernensis c zurückgeht.

Digitized by Google

II. Ausgaben der Werke. Sprachliches.

11) **Palaeographia Latina. Exempla codicum Latinorum phototypice expressa scholarum maxime in usum edidit Maximilianus Ihm. Series I. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 18 Tafeln Folio (23 Abbildungen) in Mappe; darin Enarratio tabularum. 16 S. 5 ℳ.**

Die glänzend gelungene Publikation macht der Verlagsanstalt, die dieses Werk für einen so geringen Preis darbietet, die größte Ehre. Für fünf Mark erhalten wir in Lichtdruck tadellos ausgeführte Facsimiles von 25 Seiten aus 22 Handschriften, von der Capitalis Quadrata des 2/3. bis zur Humanistenschrift des 15. Jahrhunderts, sämtlich in Originalgröße und nach Originalaufnahmen. Das Ganze gewährt eine vortreffliche Übersicht über die Geschichte der Schrift. Es ist durchaus nicht nur für paläographische Übungen geeignet; es kann jedem, der nicht schon Handschriftenkenner ist, die beste Hilfe bieten, um die adnot. crit. seines Autors zu verstehen und eine fremde oder eigene Konjektur auf ihre paläographische Wahrscheinlichkeit zu prüfen.

Über die Auswahl und über die Enarratio zu sprechen ist nicht unsere Aufgabe; doch sei der Verfasser versichert, daß wir auch seine Leistung dankbar zu würdigen wissen. Uns interessieren hier im besonderen die beiden ersten Blätter der Sammlung. Das erste ist die Rückseite des ersten Blatts der schedae Berolinenses (Ribbecks A), 'Vergilianorum carminum exemplar fortasse antiquissimum'; darauf steht georg. I 101—120. Das zweite Blatt zeigt uns zwei Zeiten des Mediceus (M) mit georg. I 262—291 und Aen. IX 264—292: 'in hoc quod legitur scholion litteris semicursivis scriptum saeculo VI tribuerim' (vgl. Ribbeck, Prol. S. 221). Von den übrigen Abbildungen seien erwähnt, weil sie weitere Kreise angehen: Caesar b. Gall. II 12—16 nach dem Laur. 68, 6 (scriptura Langobardica); Prop. II 18, 26—19, 5 nach dem Neapolitanus; Tib. I 8, 57—9, 4 nach dem Guelferbytanus; Tacitus, Dial. 11—13 nach dem Vindob. II.

Das Werk gehört in jede Gymnasialbibliothek; der Privatbibliothek des Textforschers wird es eine liebe Zierde sein; mehrere Blätter sind geeignet, in Oberklassen unter Wechselrahmen ausgehängt zu werden.

12) **Virgils Äneide, 5. und 6. Gesang, in deutsche Strophen übertragen von Ludwig Hertel. Arnstadt 1908, Gimmerthal'sche Buchhandlung. 122 S. kl. 8. geh. 1,50 ℳ; geb. 2 ℳ. — Vgl. Wochenschrift f. kl. Ph. 1908 Nr. 40; Neue Phil. Rundschau 1908 Nr. 25 S. 586 ('die schwere Aufgabe ist in manchen Abschnitten vortrefflich gelöst' Heitkamp).**

Hertel hat, wie sein Muster Schiller, die sogenannte Oberonstrophe gewählt, die er meisterlich bildet. Auch sprachlich ist seine Übertragung des Originals würdig. Es ist ein Genuß, sie

Digitized by Google

zu lesen. Das Büchelchen ist durchaus empfehlenswert, — wenn man nur wüßte, wem man dieses Bruchstück empfehlen soll! Man kann in Vertretungsstunden daraus vorlesen; man möge, wo die Klassenlektüre über den Anfang der Aeneis nicht hinauskommt, es wie Schillers Übersetzung zur Privatlektüre empfehlen und dazu in der Bibliothek der Oberklassen vorrätig halten; aber weitere Kreise werden schwerlich danach greifen. Es ist dringend zu wünschen, daß Hertel wenigstens noch Aen. I und III in gleicher Art überträgt und sein Verleger mit Zuhilfenahme der Schillerschen Übersetzung von II und IV, mit der sich Hertels ganz gut vertragen wird, ein ordentliches Buch herausbringt, das auch an Realgymnasien und lateinlosen höheren Schulen gute Verwendung finden könnte. Eine Inhaltsangabe der zweiten Hälfte, unterbrochen durch Übertragungen hervorragender Stellen, und ein Verzeichnis, wie es im JB. 1909 S. 141 gewünscht wird, wären eine willkommene Zugabe. Aber der Preis müßte dann nach anderem Ansatz berechnet werden!

Ein gedruckter Zettel des Verlages erlaubt sich, zwei bestimmte Strophen aus dem 6. Gesang 'als Proben für die Besprechung vorzuschlagen'. Unwürdig; auch des Verfassers unwürdig, dessen Arbeit aufgedrängter Empfehlung wahrlich nicht bedarf. Ich schlage blindlings auf und lese S. 31:

Zu Dares tritt der Edle hin und spricht:
'O Mann des Jammers, merkst du es denn nicht,
Daß dich ein Wahnsinn böslich hat verblendet,
Als du zum Wettkampf stolz erschienst allhie,
Daß Zeus ganz andre Kräfte diesem lieh
Und daß der Götter Huld sich von dir wendet?
So sträube dich nicht länger gegen sie!' —
Und laut ruft er: 'Der Ringkampf ist beendet!'

Da doch aber mehrere Strophen als Proben gewünscht werden, gebe ich noch eine Stelle, bei der ich erst anstieß, dann aber die Findigkeit des Verfassers anerkennen mußte (S. 57; Aen. V 822 ff.):

Da tauchen aus der Flut von allen Seiten
Die wunderbaren, ries'gen Meergestalten,
Auf seiner Fahrt den Herrscher zu geleiten.
Dort schaust du Blauings Chor, des Meeresalten,
Hier tummeln Nixen sich auf flinken Rossen,
Da scherzen Grutta, Bluti und Walbild
Im Wellenspiel mit Schwester Wundermild
Und Alting plätschert silberschaumumflossen.

Da zieht der Hoffnung goldner Sonnenschein
Auch in Aeneas' düstres Herz hinein.
'Die Masten hoch, zu frischem frohem Jagen!

Digitized by Google

Die Schoten bindet fest, die Stangen wendet
Dem Winde zu, den uns der Meergott sendet.
Und Segel hißt, soviel das Schiff kann tragen!'
Hei, wie vom Süd die Tücher mächtig schwellen,
Und pfeilschnell saust die Flotte durch die Wellen.

Änderungen empfehle ich im 5. Buch in den Strophen 42, 4; 56, 8 ('aus jenes Aug'); 78, 4 (Tempus); 107, 2 (das); 114, 8 (Umstand?); 120, 3 (Casus); 132, 6 ('mit eins'); 143, 5 (Komma); 172, 7 (*nein* statt *ha*).

13) **Erwin Hampel, De apostrophae apud Romanorum poetas usu.** Diss. inaug. Jena 1908. 54 S. 8.

Über die Apostrophe bei Vergil haben Norden (S. 122. 125. 307 des Komm. zu Aen. VI) und auch Heinze (Technik[2] S. 361. 372; Hampel führt nur S. 368 f. an) das Nötige kurz und klar angegeben; vgl. auch die JB. 1908 S. 197 f. angezeigte Abhandlung über das Thema, die Hampel, soviel ich sehe, nicht kennt.

Hampel bedauert, daß — wie er meint — 'viri docti semper paucis quibusdam exemplis inniti satis habuerunt'; und mit der Begründung 'ex nonnullis selectis exemplis de universo figurae usu iudicari non posse' unternimmt er es, im zweiten Kapitel (das erste geht auf Namen und Begriff der Figur ein, das dritte handelt von den übrigen lateinischen Dichtern und ihren griechischen Vorgängern) aus Ovid und Vergil 'omnia vel certe plurima exempla colligere' (S. 15—42). Als Sammlung und Vorlegung des Stoffs ist die Arbeit von Nutzen; ihr Ergebnis bestätigt, was man wußte.

Hampel geht aus von Aen. IV 408 ff., wo die Leser 'eodem affectu afficiuntur atque poeta'; er schließt andere Beispiele an, wo 'luctus vel misericordia' den Dichter affizieren. Es folgen ira et indignatio, veneratio, stupor et admiratio (georg. III 277! 'lege quaeso versus: iam cognosces, quanto in affectu poeta versatus sit'). Ein zweiter Abschnitt registriert in dieselben Spezialfächer der Affecte die Beispiele 'ubi in figura explicanda respiciendae sunt et interior ratio et metrica'. Den Reigen eröffnet Aen. VI 31, trotz Nordens Hinweis auf die Steigerung des Ethos; H. setzt nämlich den Satz *tu quoque .. haberes* in die dritte Person um und stellt dann in Sperrdruck die verblüffende Frage 'quae verba quomodo redigi potuerunt in metrum heroicum': beinahe als ob Vergil (oder Ovid!) wie ein Schüler wäre, der aus den Worten der Vorlage in Seyfferts Palaestra Verse zurechtdrechseln muß. Unter dieselbe Rubrik wird S. 31 Aen. VI 18 gezwängt, trotz Nordens treffendem Hinweis auf den Stil der Dedikationsepigramme, wobei dessen klare Worte verdreht werden zu 'Nordenus explicat igitur hanc apostropham ex religione deorum'; desgleichen ecl. VII 33 und 67 ('ad Lycidam formosam', wie H.

Digitized by Google

drucken läßt) sowie X 17: an diesen 3 Stellen liegt m. E. überhaupt keine 'Apostrophe' vor. Im dritten Abschnitt bringt H. Stellen, wo 'haec metrica ratio videtur mihi quidem fundamentum unicum harum apostropharum'; auch hier scheint mir gleich das erste Beispiel (Aen. V 123: genus unde tibi, Romane Cluenti) zum Erweis des rein konventionellen Gebrauchs der Apostrophe als grammatischer Figur nicht glücklich gewählt zu sein. Viertens solche von H. rein metrisch erklärte Stellen, die zu tadeln sind, weil 'apostropham nullo modo profluxisse ex affectu luce clarius est'; darunter Aen. VI 251 trotz Nordens, mit im Blick auf diese Stelle vorsichtig gesagten, sehr beachtenswerten Worten, 'daß Vergil in der Aeneis die Figur nur da zuläßt, wo das Ethos sie wenigstens nicht ausschließt'; und wenn H. von georg. I 215 sagt 'paene ridiculum', so zieht er nicht in Betracht, daß den Dichter dieses Stoffs die Pflanze so gut und so sehr interessiert wie in der Aeneis ein Held und daß sie ihm hier nicht weniger lebt wie dem Corydon Lorbeer und Myrte. Tadelnswert findet H. endlich Stellen, wo ('affectu nullo accedente', wie er findet) durch die Figur 'variatur aut mutatur sermo'; darunter Aen. VI 841 ff. (vgl. Norden S. 307) und X 185 f. — Ich habe den Eindruck, daß H. selber im Verlauf seiner Arbeit (etwa von S. 33 ab) an der Durchführbarkeit seiner Rubrizierung unsicher geworden ist. Weder die Art noch die Energie des dichterischen Affekts läßt sich objektiv feststellen und katalogisieren. Die Figur der Apostrophe ist überall zulässig, wo das Ethos sie nicht ausschließt; also auch 'bei sehr schwacher innerer Motivierung' (Keller), obwohl ihr ursprünglicher Zweck gewiß die Äußerung starken Affekts ist. Aber schon bei Homer, der sie angeblich 'nur bei Personen verwendet, welche ihm besonders am Herzen liegen' (Ladewig-Deuticke[8] zu georg. *Y* 125), dessen Apostrophen nach Hampel S. 43 mit einziger Ausnahme von *Y* 151 f. 'intelleguntur optime ex animo poetae affectibus quibusdam perfuso', ist die Anwendung nach meinem Empfinden mindestens in der Mehrzahl der Fälle konventionell. Bei dem Epigonen Vergil die konkurrierenden Motive sondern und eines oder das andere ausschließen zu wollen, war ein Bemühen, das nicht gelingen konnte. Übrigens war wohl auch das Thema für eine solche Arbeit zu umfassend gewählt.

Das Latein dieser Dissertation über 'poetae Romanorum' ist verständlich bis auf einzelne Stellen, wo man sich die Worte erst ins Deutsche zurückübersetzen muß; so S. 30 'talia exempla, ubi', S. 22 'spondeus hoc loco semper ponitur tantum de certa aliqua causa'. S. 28 'formae speciei metricae, de qua modo diximus, omnino non inseri potuerint' ist gemeint *verba eius formae . . . non potuerint inseri*; S. 48 'ex affectu aliquo profluxisse nemo contendet' soll nach dem Zusammenhang offenbar heißen *ortas esse nemo negabit*; auch S. 19 wird *contendere* zweimal im Sinne *be-*

Digitized by Google

streiten gebraucht. S. 32 steht 'bello Veiorum' statt *Veienti*; S. 20 und ebenso 33 'partim admiratio partim misericordia videntur insita [!] loco qui' statt *et . et . . inesse in eo loco*; S. 36 'meritos avis mactavit honores' lies *aris*; S. 37 'ridiculum videtur, cum' statt *quod*. Eine unangenehme Flüchtigkeit liegt S. 28 vor, wo Hampel als eine Stelle über Polydor von S. 19 seiner Dissertation Aen. IV 112 zitiert; dort ist V. 412 des 4. Buches und vor diesem die Polydorstelle III 56 behandelt.

14) **Theodor Winter, De ellipsi verbi esse apud Catullum, Vergilium, Ovidium, Statium, Iuvenalem obvia capita duo. Dissert. inaug. Marburg in H. 1907. 62 S. 8. — Vgl. Berl. Phil. Wochenschr. 1908 Nr. 26 Sp. 817 ('verdienstlich' C. Hosius).**

Den größten Teil der Dissertation beansprucht Ovid. Wir betrachten und beurteilen hier ausschließlich die Abschnitte, die Vergil gewidmet sind.

Über die fehlenden Formen des Hilfsverbs handelt Ladewig-Deuticke [12] zu Aen. I 202; der Anhang weist zurück auf E. Albrecht (Hermes 1881), dessen Zusammenstellung für ecl. und georg. die nötige Ergänzung bietet. Winter hat davon keinen Gebrauch gemacht ('ut omittam, quae in commentariis hic vel illic dispersa sunt' sagt er S. 6), wie er auch bei einzelnen Stellen (S. 45) Deutickes Arbeiten zu ignorieren scheint: sehr mit Unrecht — und sehr zu seinem eigenen Schaden! Freilich ging, soviel ich verstehe, auch dieses Thema nach Umfang und Art erheblich über die Grenzen hinaus, die für solche primitiae eruditionis mit weiser Beschränkung gezogen sein sollten. Das Problem — denn es handelt sich um ein sprachwissenschaftliches Problem, nicht um Stellenzählung — ist völlig nur zu lösen mit Rücksicht auf die prosaische Schriftsprache und auf 'cotidiani sermonis usum', von dem wir nur zu wenig wissen; die Behandlung des Problems ist für uns um so schwieriger, als wir uns erst aus den Fesseln erlösen müssen, in welchen die Schemata des genossenen Elementarunterrichts den jugendlichen Geist befangen und der von Amts wegen geübte Mißbrauch gerade der lateinischen Sprache zur Gewöhnung an grammatische 'Correctheit' das Sprachverständnis gebannt hat. Dazu kommt das psychologische Moment: wer will im Einzelfall (ehe das Konventionelle den Sprachgebrauch überwuchert und das Individuelle erstickt hat) die Evolutionen im Gehirn des Schriftstellers und die Entscheidung ihres Widerspiels erspüren? Denn auch hier handelt es sich oft genug um konkurrierende Motive, als da sind: allgemeiner Sprachgebrauch (besonders bei *est*), Stoff und allgemeine Stilgesetze, sanfter oder harter Zwang des Metrums, bewußte oder unbewußte Reminiscenz an fremdes [1]) oder eigenes

[1]) Griechischer Einfluß, auf den W. S. 61 die ganze Erscheinung zurückführen zu wollen scheint, kann m. E. höchstens bei einzelnen Ausdrücken mitgewirkt haben.

Digitized by Google

Verfahren, Wucht und Kürze des Ausdrucks, Vermeidung von Mißklang und Wiederholung, Charakterisierung des Sprechenden, Variation der Stilarten (Erzählung, Beschreibung, Reden) usw.

Winter hat den Stoff in 5 Teile zerlegt: prima respicit locutiones *pote mirum* similia, altera ellipsin in sententiis rectis admissam; tertia eandem in sententiis parenthetis, quarta in secundariis obviam; quinta omissionem infinitivi separatim illustrabit. Die Disposition ist unrichtig. Offenbar gehört I unter II—IV, III unter II oder unter IV (wie denn auch tatsächlich Winter z. B. den Zwischenruf *infandum* Aen. I 251 unter 'sententiae rectae' S. 10 bringt); die Scheidung von II und IV bei einer Sache, die mit Syntax so gut wie nichts zu tun hat, läßt z. B. bei *experti* (*estis*) Aen. I 202 (S. 32) die gleiche Spracherscheinung *quibus usi* (*estis*) V 192 unerwähnt bleiben. Die Mängel dieser Ablösung wirken besonders ungünstig, weil W., 'ne nimis augeatur libelli ambitus' (S. 44 und ähnlich 45), nur die Teile I. II veröffentlicht und seine Behandlung von III—V, die wir nicht nachprüfen können, nur mit zu Grunde legt bei der Tabelle 'de frequentia omissionum' S. 57: 'eam enim omittere nefas mihi visum est, cum gravissima sint [lies: quod . . sunt], quae ea de vario genere dicendi poetarum doceamur' [lies: p. g. d. demonstrantur]. Aus diesen Ergebnissen (S. 56 ff.) hebe ich folgende heraus: die Form *est* 'Vergilius saepius omisit quam posuit; saepenumero *est* non nisi [?] metri fulciendi causa conservatum est; ex versu interiore eicere formam *est* studuit'. Unangenehm berührt es, daß erst in dieser Tabelle S. 57 völlig zutage tritt, was W. von vornherein (spätestens S. 8, wo mir zufällig bei *quid tum si* die Stelle Aen. V 410 einfiel *quid si quis vidisset*) dem Leser offen sagen und nicht erst S. 29. 36 andeuten mußte: daß er nämlich von der Aeneis überhaupt nur ein Drittel. I—IV, für diese Arbeit in Vergleich gezogen hat. Es bedarf also einer Ergänzungsarbeit, um festzustellen, ob jene Ergebnisse durchgängig zutreffen.

Wenig glücklich ist W. auch in der Untereinteilung des zweiten Hauptteils, in dem er die Ellipse von *esse* feststellt 1) in exclamationibus, 2) in interrogationibus principalibus, 3) alia forma iuxta posita, 4) in sententiis graviter dictis, 5) in generaliter dictis, 6) in perfecto verborum deponentium, 7) in perfecto passivi, 8) apud gerundivum, 9) in enumeratione et descriptione, 10) in definitionibus, 11) omissiones quae ex argumenti tractatione excusationem habent (der letzte Abschnitt 'duriores omissiones' berührt Vergil nicht). Hosius hat schon hervorgehoben, daß hier innere und äußere Gründe gemischt sind. Daß zwischen mehreren dieser Teile, z. B. 1 und 2, 'summa similitudo' besteht, hat W. selbst empfunden; aber er hat eben offenbar für seine Pflicht gehalten, für jeden 'Fall' die 'excusatio' aufzuspüren ('tolerari potest' sagt W. gelegentlich) und jeden säuberlich in einen bereitgehaltenen Pappkasten mit Titel zu bergen. Der Gesichtspunkt

Digitized by Google

scheint mir verkehrt. Ich behaupte: bei einer großen Zahl dieser 'Ellipsen' würde der Dichter Tadel verdienen und der Verteidigung bedürfen, wenn er etwas seinem Text hinzugesetzt hätte; ich schlage vor, mit dem Ausdruck 'Ellipse' sparsamer und wählerischer umzugehen. Zur Begründung meines Standpunkts möchte ich noch auf einzelnes eingehen, wobei ich von *est* im allgemeinen ohne weiteres absehe.

Erstens. Ein Ausruf (Winter S. 9—11) bedarf seinem Wesen nach keines verbum finitum; und jedes unbedeutende Wort beeinträchtigt seine wesentliche Art. Liegt in 'a miser!' eine Ellipse vor? Wer georg. 2, 490 (felix qui potuit) den Zusatz von *est* für möglich hält, dürfte nicht versäumen, auch 'Ellipse' des mit *est* zugleich nötig werdenden *is* zu notieren (V. 493 tritt *ille* ein, damit nicht 'fortunatus et qui' den *qui* von V. 490 zu betreffen scheine): dann hätten wir statt des dichterischen Ausrufs einen philosophischen Lehrsatz. In Damoetas' Worten ecl. 3, 60 'ab Jove principium musae' nach Winter et *erit* et *est* et *sit* 'excidisse' potest, er möchte sich für *sit* entscheiden; ich halte die Worte (schon wegen des folgenden Satzes 'Jovis omnia plena') für eine Aussage, ebenso 'a te principium' ecl. 8, 11 (obwohl ich das folgende *desinam*, wenn man mich zu grammatischer Definition zwänge, natürlich Konjunktiv nennen würde) und georg. 2, 45 'in manibus terrae' (vgl. Deuticke). Dagegen halte ich die Worte ecl. 9, 18 'heu tua paene solacia rapta', die W. unter den Fragesätzen S. 12 ff. aufführt, wegen des *paene* für einen Ausruf (V. 17 ist durch *quemquam* als Frage charakterisiert). — Unter den Fragen sind viele der sogenannten rhetorischen den Ausrufesätzen so wesensähnlich, daß das oben Gesagte bei Vergil wie anderen auch von ihnen gilt (z. B. Aen. I 11. 253); und ebenso natürlich ist es, daß Vergil, die lebendige Sprechsprache nachbildend[1]), in echten Fragen die tonlose Copula nicht überflüssigerweise einsetzt (vgl. Aen. II 150 f.). Wie wäre, wenn wir, statt lauten Denkens und verwirrten Staunens neugierige Frage zwischenzwängend, ein- oder zweimal *es* einsetzten, die Stelle verhunzt, die durch keine Interpunktionskunst ganz zu erfassen ist: *o .. quam te memorem virgo* [*namque haut tibi vultus mortalis nec vox hominem sonat*] .. *o dea certe* (.. *an Phoebi soror* .. *an nympharum sanguinis una*) — *sis felix* (Aen. I 329; hinter 326 setze ich Punkt, vgl. 596 f.).

Zweitens sollten nicht solche Stellen als Ellipsen aufgeführt und als entschuldigungsbedürftig behandelt werden, wo vielmehr sylleptische (mit *esse*) oder zeugmatische (mit anderem verb.

---

[1]) Das tut er z. B. auch in der Volksscene Aen. II 29 f.: 'hic Dolopum manus, hic saevus tendebat Achilles'. — 'classibus hic locus'. — 'hic acie certare solebant'.

fin.) Redeweise[1]) vorliegt, die beim Blick auf das ganze Satzgefüge als natürliche Ausdrucksform sich darstellt; z. B. Aen. I 369 'qui tandem (venistis) quibus aut venistis ab oris' und ecl. 8, 3 'quorum stupefactae carmine lynces et mutata suos requierunt flumina cursus' (vgl. Vahlen, Op. I S. 386). So ist es bei mehreren der von W. S. 15 ff. 'alia forma iuxta posita' verteidigten Stellen (einige scheinen mir ein anderes Motiv zur Schau zu tragen); vgl. ecl. 5, 32 und 2, 40, wo durch *praeterea* der Begriff des mit starkem Ton weithin wirkenden *est* von V. 36 aufgenommen wird. Aber, um Derartiges zu berichtigen, wie es W. hier über ecl. 8, 3 (wo er *sunt* aus dem 'quos est mirata' V. 2 entnimmt; vgl. Vahlen) und S. 8 über ecl. 10, 38 sagt (wo 'sunt subsequitur'; in Betracht kommt V. 37 'sive mihi e s s e t furor'), bedarf es der Bemerkung, daß nicht ein beliebiger Satz der Umgegend, sondern ein entsprechender oder zusammenhängender die natürliche Ergänzung durch sich darstellt oder bildet. Auch über manche Fälle, die Winter (S. 22 ff.) 'in graviter dictis et in sententiis quae pondus aliquod habent' findet und damit entschuldigt, denke ich anders[2]). Aen. I 339[3]) ist weder *sunt* zwischen *fines* und *genus* unterzubringen noch *est* oder gar *sunt* hinter *genus* denkbar, also der Begriff Ellipse unanwendbar. Aen. II 780 ist (ohne Komma!) wie ecl. 8, 3 zu erklären: das Verb wird natürlicherweise nach dem zweiten Glied, bei dem es steht, gewählt und konstruiert. Zu Aen. I 669 vgl. Ladewig-Deuticke[12]. Aen. II 554 (haec Priami finis) zu sagen '*fuit* omissum est' heißt den lapidaren Klagelaut der schmerzerstickten Stimme in die Konstatierung einer historische Tatsache verwandeln. An ein singularisches Glied ohne das tonlose *est* reiht sich ein pluralisches ohne weiteres an; so georg. III 356. Aen. I 166 f. (in umgekehrter Reihe georg. I 101; III 500) und öfter in Aufzählungen.

Überhaupt sehe ich an vielen Stellen aus Winters Rubriken 4. 5. 9—11 (s. oben) in Vergils Verfahren nichts anderes als gewöhnlichen und natürlichen Sprachgebrauch; so ist ecl. 3, 40 'in medio duo signa, Conon et . . . quis fuit alter' und 7, 9 'caper tibi salvus et haedi' lebendige Sprechsprache, während die hier nach der Ellipsentheorie zu wünschende Form 'caper tibi salvus est et haedi tibi salvi sunt' als totgeborenes Kind der Pedanterie

---

1) Vgl. Madvig, Lat. Sprachlehre[3] § 478 f.; Ferdinand Schultz, Lat. Sprachlehre[8] § 459 f.

2) Unter dieser Rubrik findet Catulls *nilo mundius hoc niloque immundior ille* seinen Platz und von Vergil z. B. georg. II 286 'hoc satis armentis'! — S. 23 sind mehrere Stellenangaben Winters unrichtig, z. B. will er Aen. II 601 *est* 'supplere'; vgl. Deuticke's klare Interpunktion.

3) Die ersten Worte der Venus stehen für sich wie in demselben Buche V. 326 und 595 f. (vgl. oben S. 191). Ich lese (indem ich in der Antwort schon V. 338 *sunt* für überflüssig halte): P u n i c a r e g n a (vides Tyrios et Agenoris urbem), sed f i n e s L i b y c i.

Digitized by Google

erscheint. Hierhin gehören also Aufzählungen und aufzählende Beschreibungen (Winter S. 37 ff.): ecl. 2,40 (vgl. oben); 7, 49 f.; 8, 33; 10, 42 f.; georg. I 341 f.; 423; II 112. 133. 150; III 54. 81. 91; IV 141; Aen. I 639 (vgl. L-D.[12]). 703—5; III 216—8 und 111 f. (aber in 112 f. konkurriert die oben behandelte Ausdrucksweise von ecl. 8, 3); zu Aen. III 228 vgl. Ladewig-Deuticke[12] (ich meinerseits halte die Worte, nach denen ich einen Abbruch der Erzählung empfinde, für einen Ausruf entsetzensvoller Erinnerung).

Drittens darf (ein von W. ganz übersehener Umstand) von Ellipse des Hilfsverbums nicht die Rede sein, wo die Funktion, die sein im Zusammenhange allein bedeutsamer Bestandteil zu erfüllen hätte, tatsächlich erfüllt wird durch ein anderes im Satze vorhandenes Wort, neben dem die Copula mit ihrem spärlichen Bedeutungsreste einen tadelnswerten Pleonasmus schaffen würde, besonders im lebendigen Dialoge. So fungieren persönliche Fürwörter: ecl. III 109 *vitula tu dignus, et hic*; V 4 *tu maior*; 21 *vos coryli testes et flumina*; 34 *tu decus* (hier konkurriert Syllepsis mit dem Vordersatz 'vitis ut decori est'); 43 *Daphnis ego* (im carmen tumulo super additum); VIII 48—50 *crudelis tu quoque, mater* (wo auch *quoque* in Betracht[1]) kommt); IX 34 *sed non ego credulus illis*; Aen.[2]) I 617 *tune ille Aeneas* (in demselben halb noch ungläubigen Ton wie 'tantaene irae' I 11; oben S. 191); III 45 *Polydorus ego* ('gemitus auditur tumulo'; vgl. ecl. 5, 43); IV 113 *tu coniunx*; 336 *dum memor ipse mei* (ipse = ego; auch die Fortsetzung 'dum spiritus hos regit artus' kommt in Betracht); V 414 *his ego suetus* (doch vgl. unten S. 196 zu 402; daß der Dichter nichts, weder *fui* noch auch *eram* als Ergänzung gedacht hat, zeigt sich auch darin, daß jenes nicht zum folgenden *dum dabat*, dieses nicht zum vorhergehenden *stetit* passsen würde); 672 *en, ego vester Ascanius*; XII 159 *auctor ego*. Für die dritte Person vgl. ecl. 5, 64 *deus, deus ille, Menalca* (hier wird der sachlich passende Begriff des wirklichen Seins durch die Verdoppelung der Aussage deus ausgedrückt; ein beachtenswertes Beispiel für die Abneigung gegen *est*) und Aen. III 558 *haec illa Charybdis*. In derselben Weise wie diese Pronomina fungieren entsprechende Adverbia und Partikeln: ecl. 9, 40 *hic ver purpureum* (wo es ganz verkehrt ist, wenn W. S. 16 mit seinem 'subaudias' das *est* von V. 39 'quis est[3]) nam ludus in undis'

---

[1]) Man denke sich einmal ohne 'Ellipse': crudelis tu quoque es mater. crudelis mater magis est an puer improbus ille? improbus est ille puer, crudelis tu quoque, mater, es.

[2]) Vgl. auch I 369: sed vos qui tandem quibus aut venistis ab oris (oben S. 192); ferner georg. III 393; Aen. I 202; II 25. 651; V 414 (an diesen Stellen konkurriert mit dem Pronomen das Partizip; s. unten S. 195 f.).

[3]) Hier ist *est*, soviel ich sehe, doch nicht nur durch das Metrum hervorgerufen (W. S. 59); mir scheint 'quis ludus in undis' würde heißen

Digitized by Google

heranzerrt: von 'sibi permittere potuit V.' ist gar keine Rede: vgl. die oben S. 193 erwähnte Stelle georg. II 149 *hic ver assiduum*); Aen. I 461 *en Priamus*; III 477 *ecce tibi Ausoniae tellus*; IV 597 *en dextra fidesque;* ecl. 3, 57 *nunc formosissimus annus*: besonders beachtenswert scheint mir Aen. IV 408 *quis tibi tum Dido sensus*, wo also weder *fuit* (das man zunächst erwarten müßte) noch *erat* (zu dem das folgende *dabas* passen würde) ausgelassen (vgl. oben zu V 414), sondern dafür tum eingetreten ist; übrigens kommt auch in Betracht, daß der Satz mit 'quosve dabas gemitus' fortgesetzt wird und daß der Ausruf in Frageform gekleidet ist.

Viertens. Es verbleiben noch die Fälle, über die W. in den Abschnitten 6—8 einiges gesammelt hat. Was zunächst das Gerundivum betrifft, so erfahren wir leider nicht, wie oft es in den Büchern Vergils, die W. verglichen hat, mit einer Form von *sum* verbunden ist und ob dabei metrische Erleichterung mit im Spiel ist. Unter den von W. angeführten Stellen sind die nicht ohne Interesse (obwohl sie nichts Unerwartetes bringen), wo das prädikative Gerundivum im Plural teils allein steht, teils in Verbindung mit einem vorangehenden oder folgenden Singular: georg. II 365 f. *ipsa nondum temptanda, sed carpendae frondes interque legendae*; 371 *texendae saepes et pecus tenendum*; III 305 *haec nobis tuendae*; Aen. II 118 *quaerendi reditus animaque litandum*; 780 *tibi exilia et aequor arandum* (vgl. oben S. 192); III 161 *mutandae sedes*; 384—6 *lentandus remus et lustrandum aequor infernique lacus Circaeque insula*; 495—7 (vobis parta quies:) *nullum aequor arandum, arva neque quaerenda* (alle diese Stellen der Aen. sind aus Reden). In den Eklogen begegnet nach meiner Erinnerung nur 3, 7 (ista obicienda memento) und 10, 3 (carmina sunt dicenda) prädikatives Gerundiv. Wie es die gewöhnliche Sprache bei ihm hält und wie seine Verwendung numerisch zu dem prädikativen Perfektpartizip steht, weiß ich leider nicht. — Sehr bemerkenswert ist jedenfalls, in welchem Maße Vergil diese Partizipialformen (warum W. Deponentia und Passiva trennt[1]), ist mir nicht klar) ohne Copula prädicativ setzt, um die Verba und die in der Zusammensetzung schwerfälligen Formen besser im Vers gebrauchen zu können; es wäre interessant, zu wissen, wie sich die älteren lateinischen Daktyliker in dieser

---

'wie kann man in den Wellen spielen,' während 'quis est ludus in undis' heißen soll 'wie kann man in den Wellen spielen'. Übrigens steht *est* in den Eklogen nicht 27 mal, wie Winters Tabelle angibt, sondern nach meiner wiederholten Zählung sicher mindestens (denn VI 49 ist es nicht ganz sicher) 31 mal (10 mal in der dritten, keinmal in der ersten).

[1]) S. 31 nennt W. Aen. I 475 als Stelle, wo *est* fehlt; aber *infelix puer atque impar congressus* ist Apposition zu *Troilus*; die richtige Interpunktion bei L.-D.[12] S. 34 wird zu Aen. I 326 *nulla tuarum audita mihi neque visa sororum*, offenbar wegen *visa*, bemerkt: 'ubi *est* etiam in perfecto deponentis verbi deest'!

Digitized by Google

Sache verhalten haben. Da Winters Angaben über Vergil wenig übersichtlich und auch nicht einmal für seine Bücher vollständig sind, möchte die folgende anspruchslose Liste, die ich aus fremden und eigenen Notizen zusammenstelle, dem dienen, der vorläufig und ungefähr einen Überblick gewinnen will[1]). Im voraus sei bemerkt, daß, soviel ich sehe, an keiner dieser Stellen durch die Weglassung eine Beeinträchtigung des Sinnes oder Erschwerung des Verständnisses eingetreten ist: man wolle bei der Nachprüfung nur immer Zusammenhang und Umstände betrachten!

ecl. 2, 23 canto, quae solitus Amphion
6, 49 implerunt, at non ulla secuta (?)
8, 24 Panaque, qui non passus
9, 53 memini, nunc oblita mihi carmina
georg. I 140 tum fecit, tum captare inventum
150 mox et labor additus
238 duae concessae, et via secta
278 Horcus Eumenidesque satae
466 ille etiam monet, ille etiam miseratus Romam, cum texit
476 vox quoque exaudita et simulacra visa pecudesque locutae
II 116 divisae patriae
350 iamque reperti, qui
416 iam vinctae vites
III 4 omnia iam volgata
6 quoi non dictus Hylas et Delos
113 primus Erichthonius ausus
393 fefellit, nec tu aspernata[1])
500 demissae aures, incertus sudor
510 ea visa salus
IV 43 sub terra fovere, penitusque repertae
276 saepe ornatae arae
324 quo tibi pulsus amor
450 tantum effatus
530 at non Cyrene; namque effata
Aen. I 81 haec ubi dicta,
83 qua data porta,
121 qua vectus Abas,
Aen. I 202 vos et accestis, vos et experti: revocate[1])
216 postquam exempta fames mensaeque remotae
237 pollicitus: quae te vertit[2])
283 sic placitum (spr. Jupp.)
325 sic Venus, et contra sic filius orsus
326 nulla audita mihi neque visa
362 quae forte paratae
367 devenere mercatique solum
452 hoc primum leniit, hic pr. ausus
513 obstipuit simul ipse, simul percussus A.
520 postquam introgressi et data copia
558 sedes, unde huc advecti, petamus
623 casus mihi cognitus regesque
644 A. — neque enim passus amor — praemittit
730 pateram, quam Belus et omnes soliti
Aen. II 2 conticuere, inde A. sic orsus
25 huc se condunt, nos abiisse rati[1])
73 conversi animi compressus et impetus
74 fari, quo sanguine cretus quidve ferat
168 corripuere manibusque ausi
170 fractae vires, aversa mens
172 vix positum simulacrum: arsere
196 credita res, captique quos

[1]) Durch Sperrdruck werden die Stellen hervorgehoben, wo die bloßen Participia bei der 1. und 2. Person Sing. und Plur. erscheinen.

Digitized by Google

Aen. II 206 pectora quorum arrecta iubaeque superant
270 ecce, visus adesse
291 sat patriae datum
355 sic furor additus (nach einer Rede)
428 dis aliter visum
451 instaurati animi
462 unde Troia videri et solitae naves et castra
624 mihi visum considere Ilium et verti Troia
651 nos contra effusi coniunxque A. que omnisque domus[1])
682 ecce visus fundere apex
773 simulacrum atque umbra visa mihi
784 res laetae regnumque et coniunx parta tibi
792 ter conatus, ter effugit imago[3])
III 90 vix fatus eram: tremere omnia visa
99 haec Phoebus, exortaque laetitia et cuncti quaerunt
135 iam subductae puppes, operata iuventus: cum venit
150 nox erat: penates visi astare
167 hae sedes, hinc D. ortus
206 terra se attollere visa
495 parta quies, aequor arandum
533 portus curvatus (in Beschreibung)
541 idem olim succedere sueti
IV 53 dum saevit hiems quassataeque rates

Aen. IV 80 ubi digressi lunaque premit
151 postquam ventum
280 arrectae comae, et vox haesit
322 te propter odere, infensi; t. p. extinctus pudor et fama
456 hoc nulli effata
461 audiri voces et verba visa
483 locus est, hinc monstrata sacerdos
552 non licuit, non servata fides
632 haec ait; tum affata
705 dilapsus calor atque vita recessit
V 192 promite animos, quibus usi[4])
402 caestus quibus E. suetus ferre[5]) manum
414 his stetit, his ego suetus[1])
687 Juppiter, si nondum exosus Troianos, si pietas [tua] respicit[6])
VI 700 ter conatus, ter effugit imago[7])
VII 300 [non] quievi, quin etiam ausa me opponere (spricht Juno)
X 162 iam quaerit sidera, iam quae passus[8])
827 arma, quibus laetatus, habe tua[9])
XI 248 vidimus . . postquam introgressi et data copia, praeferimus[10])
XII 806 sic Juppiter orsus, sic dea contra

[1]) Vgl. oben S. 193 und die hier folgenden Fälle der gleichen Art. — [2]) Bei Annahme eines Anakoluths (Ladewig-Deuticke[12]) verliert der Vorwurf an Wucht, der in der Aussage *pollicitus* liegt; das selbständige Part. ist im Zusammenhang unbedenklich und entspricht dem Gebrauch Vergils (vgl. V 687; X 827; auch georg. III 393). — [3]) Aeneas erzählt von seiner Begegnung mit Creusa (vgl. VII 300); anders VI 700. — [4]) Vgl. I 202. — [5]) Hier und im Zusammenhang damit V. 414 ist das Part. von *suere* (oder *sueri*) noch verbal gebraucht; ebenso III 541, wie *olim* beweist. — [6]) Vgl zu I 237. — [7]) Vgl. II 792. — 8) Vgl. II 74 (auch I 517). — [9]) Vgl. zu I 237. — 10) Vgl. I 558; II 25. 651; außerdem I 520.

Einer besonderen Betrachtung bedürfen schließlich die Worte der Fama IV 193 'nunc hiemem inter se luxu, quam longa, fovere', in denen *sit* fehlen soll; das kann ich, da es sich nicht um ein Partizip handelt, nicht ohne weiteres glauben. Der Sinn und

Digitized by Google

Zweck der Worte *quam longa* ist klar; über den Ausdruck sagen ältere Kommentare 'saepe al.' oder 'Graecorum ratione dicendi', leider ohne Belege. Von den zwei allbekannten Parallelen bietet Aen. VIII 86 'Thybris ea fluvium, quam longa est, nocte tumentem leniit' eine neue Schwierigkeit (auf die Ladewig-Deuticke[9] aufmerksam macht) grade durch das *est*; denn es mußte in einem coincidenten Relativsatz ja *fuit* heißen, oder aber nachher *lenit*. Also hat Vergil die Ausdrucksweise hier nicht als Relativnebensatz empfunden, sondern als selbständigen Satz; d. h. wir haben einen Zwischenruf, durch den der Dichter, sich selbst ganz in die Situation versetzend, die Hilfe des Flußgotts in ihrer Größe hervorhebt und dankbar anerkennt. Einen solchen Ausruf konnte er ohne Verb bilden, wie es Ovid amor. I 2, 3 getan hat: *vacuus somno noctem — quam longa! — peregi*. Aber indem Vergil *est* hinzusetzte, hat er nicht nur den Versbau erleichtert, sondern zugleich und vornehmlich den Standpunkt bezeichnet, von dem diese Bemerkung ausgeht, so daß niemand *erat* denken und sie vom Standpunkt des Thybris aus auffassen darf. Es liegt nahe, zu vermuten, daß hier eine formelhafte Wendung (= perpetuo) vorliegt, die Vergil der lebendigen Umgangssprache entnommen hat. Jedenfalls aber ist klar, wenn wir nun zur Fama zurückkehren, daß sie gesagt hat *nunc hiemem inter se luxu — quam longa! — fovent*; und hätte Vergil hier auch nur in Gedanken *est* 'ergänzt', so hätte er ja in der or. obl. 'correct' schreiben müssen 'quam longam esse'!

Winters erster Satz beginnt S. 5 'Unus quisque, qui poetas Romanos perlegerit, mirabitur'; lies 'Quicumque p. Latinos'. Der dritte heißt wörtlich: 'Distare enim inter se, qui poetas diversos examinaverit, non est quin neget'; das muß nach dem Zusammenhang den tiefen Sinn haben: die Verschiedenheit kann kein Kundiger bestreiten. S. 8 'quod unum est exemplum, quod invenitur apud' = das ist das einzige Beispiel, das sich findet. S. 12 steht 'num . . an'; S. 16 'eo magis . . cum' und 'nec opprobium tangere debet Maronem'; *deficere* wird gebraucht statt *deesse*, *exempla cumulare* statt eines Comp. von *ferre* (vgl. S. 216 meiner 'Studien'). S. 33 lies *vites* statt *vices*; S. 38 *torvae* statt *torrae*. Mit 'calculus inest' S. 37. 39 ist vielleicht *scrupulus* gemeint. S. 61 steht *adhibeant* statt des Indikativs und 'eos illos praecipue secutos esse'.

Da Winters Arbeit gedient hat 'ad summos in philosophia honores rite capessendos', so vermute ich, daß die uns hier nicht angehenden und die nicht veröffentlichten Abschnitte gründlich und gut sind. Aber auch den hier so ausführlich besprochenen Abschnitten kann ich — schon um mich selbst zu entschuldigen — den einen Ruhm nicht versagen: sie sind geeignet, zu weiterer Behandlung des Gegenstands anzuregen.

15) Th. Drück, Präparation zu Vergils Aeneide. 1. Heft: Buch I. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. 16 S. 8. geh. 0,30 *M*.

Die Präparationen von D. sind schon im JB. 1903 S. 182 als eine sorgfältige Anleitung bezeichnet worden. Ich möchte für die nächste Auflage eine Beschränkung im Gebrauch und in der Abkürzung der unentbehrlichen termini technici empfehlen; ich zweifle, ob Angaben wie: abstr., absolut, Adi. relat., 'Hendyadyoin' (dies Ungeheuer S. 3), Meton., Tmesis, prolept., a. Schr., Nom. ág., Aposiopesis, Protasis paratactica (S. 14) nötig und nützlich sind, um den Schüler im ersten, vórbereitenden Textverständnis zu fördern. Bei den Vokabeln sind auch Bedeutungen mitangegeben, 'die das betreffende Wort in den sechs ersten Büchern der Aen. hat'; ich fürchte, daß Angaben, die mehr enthalten als Grund- und nötigenfalls spezielle Bedeutung für die Stelle, für diese nicht immer förderlich und für die spätere selten noch wirksam sind. Jedenfalls müßte alles vermieden sein, was nicht auf allgemeine Zustimmung der Lehrer rechnen kann; so wird zu 'forte sua' V. 377 nur angegeben 'durch reinen Zufall' (vgl. Wochenschr. f. kl. Phil. 1908 Sp. 839); V. 135 soll ausgerechnet '*puniam* oder *ulciscar*' zu ergänzen sein; *ministrare* und *minister* wird von *manus* abgeleitet S. 5; V. 14 soll *asper* 'abgehärtet' heißen (vgl. V. 339). Das isolierte *qua* wird S. 1 als Pronomen relat. (interrog.) bezeichnet; S. 8 lies *Rea*, S. 16 *poculo*. Zu V. 274 wird gesagt: '*gravis* (= *gravida*) übers.: von'. Meint man, der Sekundaner kenne *gravidus* schon, oder scheut man sich, ihm das deutsche Wort gedruckt zu zeigen?

III. Appendix Vergiliana.

16) Theodor Birt, Jugendverse und Heimatpoesie Vergils. Erklärung des Catalepton. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. 8. geh. 3,60 *M*.; geb. 4,20 *M*.

Eine Erklärung des Catalepton durch einen Kenner ist, schon wegen der Dürftigkeit der Hilfsmittel, des Interesses und der Beachtung im voraus sicher. Aber der Vorsatz des Titels, der Jugendverse und Heimatpoesie Vergils ankündigt, mag nach Art eines Reklameschildes den Unkundigen locken; dem, der die Sammlung kennt (s. JB. 1909 S. 175), wird er die erste Freude auf das neue Buch eher herabstimmen als erhöhen. Wird diese Verheißung des Titels erfüllt?

In der Einleitung stoßen wir S. 4 auf die Worte, die Bezeichnung *prolusiones* bei Diomedes drücke etwa dasselbe aus, 'was Varius in unserem Catalept. XV 3 als *elementa* Vergils bezeichnet'. Darnach (S. 6) wird auf die Frage 'wer war der Editor? und wer hat unsere Nr. XV geschrieben?' in folgender Weise Antwort ge-

Digitized by Google

geben: 'Nichts liegt näher als dabei an Tucca und Varius zu denken'; diese 'Vermutung' sei von Vollmer einleuchtend begründet worden (vgl. JB. 1908 S. 198). Zwischen a. 19 und 15 v. Chr. sei das Buch erschienen; 'ob Varius oder ob Tucca der Urheber war, ist im Grunde gleichgültig; wir ziehen den ersteren Namen vor und werden ihn der Kürze halber gelegentlich da einsetzen, wo wir den Editor des Catalepton meinen'.

Eine in solcher Art begründete Vermutung (vgl. S. 53. 82) nimmt Birt zur Grundlage eines Beweises; er sagt S. 7: 'Aus dem Epigramm des Varius Nr. XV ergibt sich nun erstlich, daß der vergilische Ursprung des Catalepton viel besser gesichert ist als der des Moretum, der Ciris usf. Denn hier erhalten wir die bündige und ausdrückliche Zusicherung des ersten Herausgebers, XV 3: *illius haec quoque sunt divini elementa poetae.* Es steht also nicht in unserem Gutachten, ob wir geneigt sein wollen, dem Vergil die drei Priapeen oder die cinädische Epode Nr. XIII zuzutrauen, sondern sie werden uns von Varius als vergilisch überreicht, ebenso wie die Aeneis, und nur ganz außerordentliche Umstände können uns veranlassen, ein einzelnes Stück der Sammlung, wie Nr. IX, trotzdem anzuzweifeln'. In diesen Sätzen muß man 'Editor' einsetzen für 'Varius', und damit fällt der beabsichtigte Beweis hin. Es bleibt vielmehr dabei: der Editor glaubte eine Sammlung von Gedichten des Anfängers Vergil zu veröffentlichen, aber wer dieser Editor war, wissen wir nicht; wir können nur soviel sagen: daß es Varius oder Tucca war, der unter anderen catal. IX als Werk Vergils betrachtete und herausgab (vgl. JB. 1909 S. 142), ist ebenso unwahrscheinlich, als daß sie selbst die testamentarische Bestimmung des Freundes durch Publikation dieser nugae verletzt haben sollen. Wie man sich die Entstehung und Veröffentlichung des Catal. erklären kann, habe ich im vorigen JB. S. 174 ff. ausgeführt. So gut wie der unbekannte Editor sich über den Verfasser von catal. 9 nach allgemeiner, auch von Birt geteilter Überzeugung geirrt hat, so leicht kann er bei einem oder dem anderen der übrigen Stücke, z. B. bei catal. 3, durch äußere Umstände zum Irrtum über den Verfasser gebracht sein. Auf so unsicherem Boden Jugendeindrücke und Heimatpoesie Vergils apodiktisch festzustellen ist leider unmöglich. Wie weit Birt, dem 'selbstverständlicherweise für die Biographie Vergils das Catalepton als Selbstaussage des Dichters authentisch ist', sich hat hinreißen lassen, zeigen seine Folgerungen aus catal. 13, 1—4[1]) (S. 142—4), die er S. 18 ohne jede Einschränkung so zusammenfaßt: 'Als im Januar des Jahres 49 Cäsar den Bürgerkrieg begann, war Vergil 20 Jahre alt. Wie das Catalepton lehrt, hat er im Jahre 49 und 48 diesen Krieg, und zwar gewiß auf

[1]) quod alta non possim, ut ante, vectari freta nec ferre durum frigus aut aestum pati neque arma victoris sequi.

Digitized by Google

Cäsars Seite, mitgemacht'. Mit Recht sagt Birt S. 5 (vgl. S. 87), im Altertum seien für die Vergilvita die Bukolika in absurder Weise ausgedeutet worden; die Hypothese, von der aus er das ganze Catal. für das Vorleben des Dichters ausnutzt, führt leider auch neue Verwirrung herbei.

Soweit nicht die Vorstellung über den Autor von catal. XV hereinspielt und soweit nicht die Rücksicht auf die Vergilvita den Blick des Erklärers von vornherein ablenkt und seine Einsicht trübt, ist der kritische und exegetische Kommentar (S. 21—182) eine dankens- und beachtenswerte Arbeit, die im einzelnen Belehrung, Förderung und Anregung in Fülle bietet. Der Kommentar umfaßt auch die 'drei Priapeen Vergils' (I^a—III^a), in denen Birt 'Präzision, Schlichtheit und doch Neuheit des Ausdrucks, frische Lauterkeit des Sinns im Zurückdrängen des Obszönen, kurz, reine gesunde Landluft' findet, só daß er sie 'Perlen der Miniaturpoesie' nennt (S. 47): die Übertreibung ist handgreiflich und verstimmend da sie Absicht vermuten läßt[1]). Ich denke nicht daran, zu behaupten, Vergil könne nicht Priapeen gedichtet haben. Ich glaube auch mit Birt (S. 2 f.), 'daß die Priapea von vornherein mit zu dieser Sammlung gehörten' und 'vom antiken Herausgeber planvoll vorangestellt worden sind', auch daß in der Vorlage der Donatvita *Κατὰ λεπτὸν et Priapia et Epigrammata* gestanden hat, 'd. h. der Inhalt der Sammlung wurde parenthetisch präzisiert und in seine Hauptbestandteile aufgelöst'. Aber ich halte das kritische Urteil des Editors und Verfassers von catal. XV, das sich auf die Priapeen mit bezieht, auch hierin nicht für unfehlbar; und ich mißtraue ihm gerade hierin auf Grund mehrerer Indizien. Erstens sind die Ähnlichkeiten der Stücke unter einander in Gedanken und Worten so, daß für II^a und III^a Behandlung desselben Themas oder Nachbildung derselben Vorlage durch verschiedene Verfasser viel wahrscheinlicher ist. Zweitens ist freilich möglich, daß Birt nicht zu weit geht, wenn er aus den Worten III^a 1 'villulamque palustrem' entnimmt, daß 'wir hier norditalische Lokalpoesie vor uns haben' (S. 39); aber der Dichter von I^a, der V. 4 den Priap die Furcht aussprecheu läßt 'ne ignem ignaris (oder auch *ignaris*) praebeat agricolis' war sicher nicht 'rustikan'. Drittens ist kaum zu bezweifeln, daß die Ungeschicklichkeit der von Priap II 10 ff. an 'capella in urbem portat ubera' angeschlossenen Worte 'agnus gravem domum remittit aere dexteram' durch contaminierende Reminiscenz an die schlichten und klaren Worte des Tityrus bei Vergil (ecl. 1, 35) 'gravis aere domum mihi dextra redibat' zu erklären ist. Dieses Verhältnis der beiden Stellen hat bezeichnenderweise auch Birt unbewußt empfunden *ἑκὼν ἀέκοντι*

---

1) Bei dem nichtvergilischen catal. IX wählt Birt S. 96 folgende Ausdrücke: 'Dazu kommt die blödsinnige Liebe zur Anaphora als Klingklang und öde Versfüllung, die den Leser zum Erbrechen reizt'.

Digitized by Google

γε θυμῷ; er bemerkt nämlich zu V. 13: 'In dieser Zeile wiederholt Vergil sich selbst; vgl. Bucol. 1, 35', fährt dann aber, ohne den Widerspruch zu merken, fort: 'welche von beiden Stellen früher geschrieben ist, läßt sich aus dem Wortlaut selbst zwar nicht erkennen; doch spricht alles [?] dafür, daß Vergil das Priapeum früher, die Bucolica später schrieb'. Viertens läßt sich die Tatsache, daß der Finder und Herausgeber der Stücke I—XIII (über XIV s. JB. 1909 S. 176) auch die Stücke Iª—IIIª auf Vergil zurückgeführt hat, leicht begreifen und erklären, viel leichter als sich die Abfassung der drei Stücke durch den einen Dichter und zwar Vergil verstehen und erklären ließe. Der Herausgeber kombinierte im allgemeinen (ähnlich wie der des Culex: JB. 1909 S. 177 f.) aus der Gemeinsamkeit des bukolischen Milieu mit Vergil Buc. (7, 33—36) und Georg.; im besonderen betrachtete er (ähnlich wie der Bearbeiter der Ciris: JB. 1909 S. 153 f. 178 ff.) die Nachklänge und Reminiscenzen, welche wir auf Abhängigkeit von Vergils echten Publikationen zurückführen (Iª: georg. IV 134 f.; IIª 13: ecl. 1, 35; IIIª 4: georg. II 425), mit denselben Augen[1]) wie jetzt wieder Birt. Dazu kam die Beziehung, in der IIª 3 f. (agellulum hunc erique villulam hortulumque pauperis) und IIIª 1. 5 f. 20 (hunc locum villulamque palustrem; huius domini colunt me pauperis tuguri, pater filiusque) zu catal. VIII zu stehen schienen (villula et pauper agelle, illi domino tu divitiae, me tibi commendo imprimisque patrem): man wollte natürlich bei der Ausschüttung der vermeintlich rein vergilischen Masse (JB. 1909 S. 174) nichts verloren gehen lassen, was dem Meister anzugehören schien. Die Hypothese, deren wir zur Erklärung des Tatbestands allerdings bedürfen, ist, daß sich in jenem Nachlaß (vgl. Birt S. 59) auch Priapeen fanden; das ist gewiß leicht annehmbar (vgl. Ribbeck GRD II¹ S. 366—9; Luc. Mueller, praef. Priapeorum p. XLII). Ich nehme nicht an, daß nur diese drei Stücke sich fanden, sondern man wählte (ähnlich wie das Priapeum 'Quid hoc novi est' wegen seiner Anklänge an Tibull I 4. 8. 9 diesem zugeschrieben worden ist) zunächst IIª und IIIª als vergilisch aus wegen der oben angegebenen Zusammenhänge; Iª, das ebenfalls vergilisch klang und inhaltlich mit IIª 6—9 verbunden war (wie IIª mit IIIª), setzte man wegen seiner allgemeineren Haltung und wegen jener Verbindung vor IIª und an den Anfang des Buches.

Die folgenden Stücke des Catal. enthalten besonders viele Stellen, die rätselhaft sind und bleiben werden, weil ihre Bezugnahmen auf Persönliches und Intimes für uns nicht greifbar sind, so daß wir über Vermutung von Möglichkeiten kaum hinauskommen; an solchen Stellen hätte Birt in der ausschließlichen Wertschätzung

[1]) Ebenso ist es ihm mit catal. IX ergangen, von dem auch Birt selbst S. 97 sagt: 'diese starken vergilischen Entlehnungen haben dereinst den Herausgeber des Catalepton getäuscht'. Vgl. JB. 1909 S. 175. 142.

Digitized by Google

seiner eigenen Auffassung meines Erachtens vorsichtiger sein können. Nimmt man die Irrungen und Wirrungen hinzu, zu denen Birts Ansicht über Verfasser und Herausgeber führt, so wird man sich vorstellen, daß die Einzelinterpretation vielfach Bedenken weckt und Nachforschern viel Stoff läßt; dies freimütig auszusprechen, ist im Sinne des Verfassers[1]), der S. 10 sagt, sein Kommentar wolle 'nichts sein als eine Aufforderung zur Mitarbeit und ev. zum motivierten Widerspruch': er wird dieses Ziel nicht verfehlen. Manchmal scheint es mir weiterer Motivierung des Widerspruchs nicht zu bedürfen, so wenn Birt in den bekannten Worten Vergils (catal. 5, 14) 'camenae, meas chartas revisitote, sed pudenter et raro' die Andeutung findet 'dem Vergil mißfiel an seinen früheren Sachen jetzt auch das *impudicum*' und wenn er daraus ein Indicium für frühere Abfassung von catal. 6. 12. 13 entnimmt (S. 72. 141. 150); nicht anders, wenn er catal. 6 (puella stupore pressa rus abibit) interpretiert 'beide, gener und socer, haben sie beschlafen, und sie haben es in sinnloser Betrunkenheit getan .. Infolge der Schandtat wird die puella aufs Land müssen, um dort die Niederkunft zu verbergen (!) oder um den Männern selbst sich zu entziehen' (S. 78 f. 139): dabei soll der 'Töpferssohn', als er die Gedichte auf Noctuinus (und dann dieses 'rus abibit'!) schrieb, 'in seinem Heimatlande', 'bei den Eltern zu Haus' gewesen sein (S. 139).

Unter Birts Abweichungen von der Vulgata ist am auffälligsten und am bedeutsamsten die Rückkehr zur handschriftlichen Lesart catal. I 1. 3. Seit Scaliger hat man am Anfang beider Verse für *de qua* den Namen *Delia* eingesetzt. Eine blendende Konjektur; aber weder bringt sie ein befriedigendes Verständnis des ganzen Gedichtes (besonders bereitet die Verbindung der Worte *saepe venit* im Zusammenhang Schwierigkeit), noch ist die Entstehung der doppelten Korruptel verständlich. Nach Birt (S. 48) steht *De qua saepe tibi* (sc. *dixi*) für *illa quam nominare nolo*; *nam nosti eam*; es handle sich um eine verheiratete Frau, deren Namen der Dichter nicht nennen möchte. In dem Falle pflegen die Dichter freilich anders zu verfahren; auch ist zwischen 'de qua saepe tibi venit' und der von Birt (nach mehreren belanglosen) angeführten Hauptstelle Cic. ad Att. XIV 1 'deverti ad illum, de quo tecum mane' noch ein beträchtlicher Unterschied; übrigens ist das Ge-

---

[1]) Ich unterlasse nicht, mitzuteilen, daß Birt die Gelegenheiten wahrnimmt, auf seine Lieblingsideen zurückzukommen, so zu catal. 9, 60 auf Prop II 13, 25, trotz Rothstein (dem S. 113 ein flacher Seitenhieb gewidmet wird). Da ich hier auf die Sache nicht eingehen kann, bitte ich, zu vergleichen, was in der Wochenschr. f. Klass. Phil. 1896 Sp. 830 f. ausgeführt ist. — Bei catal. 9, 50 (communem belli deum) erwähnt Birt Ciris 359 und meint, diese Stelle sei später geschrieben, weil sie '*belli* ausläßt'; aber es steht ja da (358 f.): nunc tremere instantis belli certamina dicit communemque timere deum.

dicht kein eigentlicher Brief, sondern ein Epigramm. Trotz alledem scheint mir *de qua*, das überliefert und nicht unmöglich ist, gerettet, weil *Delia* nicht einwandfrei ist. Aber die Zusammennahme der Worte 'de qua saepe tibi, (venit)' scheint mir doch nicht ganz richtig. Denn wenn Birt V. 5 f., in denen der Sprecher sich den Boten zuwendet, so erklärt 'Mag sie gekommen sein, ich hab' es ja begriffen. Aber was nützt denn diese neue Botschaft mir? Erzählt die Sache dem, für den sie zurückgekehrt ist' und wenn er meint 'in alle dem ist nichts unverständlich', so nehme ich nicht nur an der Verbindung der Worte *venerit*, *audivi* Anstoß; vor allem frage ich: wen soll der Sprecher unter dem illi cui rediit gedacht haben? Sicher ist: alicui rediit; dieser *aliquis* ist wegen *dicite* nicht der *vir*, also kann nur Tucca gemeint sein. Ich nehme deshalb nur 'de qua saepe' zusammen, verbinde in V. 1 und 3 *tibi* mit *venit* und ziehe in V. 5 *audivi* zum Folgenden. So könnte der Gedankengang sein: Wie ich eben hörte, ist die Bewußte (wieder) da und zwar für dich. Aber da sie sich nicht selbst sehen läßt, ist sie für mich noch so gut wie verreist. Doch meinetwegen, mag sie da sein! — Ich danke für eure Botschaft; aber was soll ich damit? Bringt die ihm, für den sie wieder da ist!

S. 4 Z. 18 ist vielleicht VI gemeint; S. 71 Z. 1 des Kommentars wohl II[b]. Unschön finde ich 'rustikan' S. 27. 35; 'Gentiliz' S. 147; 'voviert' S. 163; noch häßlicher ist (um von 'Zäsur' und 'konzinn' abzusehen) die 'Orthographie' der Worte 'obszön' (5 mal); 'lasziv' (S. 142. 150); 'Flektion' S. 44. In Schulbüchern gibt es 'Konditional'-Sätze; in wissenschaftlichen Büchern sollte man schon um der ausländischen Leser willen sich solcher barbarischen Tyrannei nicht unterwerfen.

17) Friedrich Vollmer, P. Virgilii Maronis iuvenalis ludi libellus. In den Sitzungsberichten der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-philologische und historische Klasse, Jahrg. 1908, 11. Abhandlung. München 1908, in Kommission des Franz'schen Verlags. 82 S. gr. 8. 1,80 *M*.

Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll: den umsichtigen und keine Kosten scheuenden Fleiß, mit dem Vollmer die vielen (nach S. 82: 37) Handschriften selbst studiert und von allen irgend bedeutsamen die Photographien zusammengebracht hat; oder die Klarheit, mit der er seine Ergebnisse aus diesen verwickelten Studien dargestellt hat. Jeder, der Handschriften zu beschreiben, zu ordnen und zu werten und nach Ort und Zeit zu bestimmen hat, kann sich hier ein Muster nehmen; und wer solche Arbeit sucht, findet hier einen Wegweiser. So sagt V. S. 17 f. von dem großen mittelalterlichen Dichterflorilegium: 'Es ist sehr zu beklagen, daß noch niemand die umständliche, aber

Digitized by Google

reichen Ertrag[1]) verheißende Arbeit unternommen hat, die Geschichte dieser wertvollen Sammlung zu schreiben'; so (S. 24) 'muß einmal gesagt werden, um den Wetteifer der heranwachsenden Generation anzuspornen: weder Ribbecks grundlegende Arbeiten für den Text noch Thilo-Hagens fleißige und umsichtige Bemühungen um die Scholien haben irgend Abschließendes geleistet; es muß in planmäßigem, organisiertem Sammeln und Sichten das ganze Material der Überlieferung zusammengebracht und geordnet werden. Das sind noch gewaltige literarische und kulturgeschichtliche Aufgaben.'

Vollmer beschreibt zunächst (S. 1—20) die Handschriften derjenigen Sammlung, die man bisher mit 'Virgilii iuvenalis ludi libellus' bezeichnete; sie enthält in fester Ordnung: die Vita 'Bernensis' (eine kritische Ausgabe von ihr im Anhang S. 80 f.), Gedichte über Vergil, Culex, Dirae (und Lydia), Copa, [Est et non, De institutione viri boni, De rosis nascentibus,] Moretum. Der Urheber der zu Grunde liegenden Vergilausgabe hat von den opuscula Vergilii, die Sueton aufzählt, nur 4 gefunden; er hat weder die Vita des Donat noch die des Servius oder Probus gekannt, sondern sich selbst eine komponiert: deren Weisheit (studuit apud Epidium oratorem cum Caesare Augusto) 'prangt natürlich nun auch in unseren Literaturgeschichten'. Er kombiniert nämlich mit dem Prooemium des Culex (Lusimus, Octavi), der unter den Werken Vergils voranstand, die Notiz Suetons (Epidius docuit interceteros Augustum), die er aus der Hersfelder oder Fuldenser Handschrift kennen konnte (denn diese Sammlung des sogenannten *ludus* ist nicht antik, sondern in karolingischer Zeit zusammengestellt S. 26. 47. 61); 'und damit dieser Verkehr des Kaisers nicht unwürdig erscheine, avanciert der Bauernsohn von Andes zum *eques Romanus*'. Der Titel *iuvenalis ludi libellus* ist aus jenem *Lusimus* hergeleitet und bezieht sich auch ursprünglich nur auf den Culex (S. 22). Das ist in der Tat 'einfach und einleuchtend'.

Die Überlieferung der Vergiliana in den Handschriften der Ludus-Sippe und die Hss., welche die ganze seit Scaliger sogenannte appendix Vergiliana als Nachtrag oder als Vortrag zu den größeren Werken überliefern (diese Hss. werden S. 27—35. 48—50. 54 f. beschrieben), entstammen einem Exemplare des Altertums; und zwar bilden jene Hss. unter den beachtenswerten Hss. den letzten, jüngsten und am meisten verderbten Zweig: diesen Beweis ermöglichen jetzt der von Ellis gefundene Corsinianus (vgl. JB. 1908 S. 199) und der von G. Curcio (Poeti latini minori, Vol. II fasc. 1. 2, Catania 1905. 8) gefundene Vaticanus 2759, der aber nicht dem X., sondern dem XIII. Jahrh. angehört. Dabei ergibt sich für Vollmer 'ein nicht unerwartetes, aber willkommenes Analogon zur reißenden Verbreitung des wiederaufgefundenen Horaz in der Karolingerzeit' S. 48.

---

[1]) z. B. für die Erkenntnis der Überlieferung Tibulls.

Digitized by Google

18) Poetae Latini minores. Post Aemilium Baehrens iterum recensuit Fridericus Vollmer. Volumen I: Appendix Vergiliana. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VIII u. 208 S. 8. geh. 2,40 *M.*; geb. 2,80 *M.*

Der Titel, der die Erinnerung an Baehrens' Verdienst um die PLM nach Gebühr erhalten will, scheint mir Vollmer zu wenig Ehre zu bieten: wir haben hier nicht eine verbesserte Auflage von Baehrens' vol. II, sondern eine neue Recension, in der Culex, Dirae, Lydia, Copa, Moretum, Ciris, Priapea, Catalepton. Elegiae in Maecenatem (diese bei B. in vol. I) und Aetna enthalten sind. Völlig neu ist die Praefatio, die unter Hinweis auf den oben behandelten Akademie-Vortrag über die Handschriften (S. 3—30), über die Ausgaben und über die Beiträge zur Erklärung (S. 30—36) die wünschenswerte Auskunft gibt und dazu noch einen Catalogus aller bekannten Hss. dieser Stücke bietet (S. 37—42; es sind mehr als 100). Neu ist auch die Art der Handschriftenbenutzung: 'spero me pro virili parte assecutum esse quod cum cura sequebar, scilicet ut ne falsa ex codicibus afferrem. ideo mihi fere omnium codicum coemi photographa neque abnui laborem molestissimum paginas iam typis expressas iterum cum iis conferre'. Neu und nützlich ist auch, daß man vor jeder Abteilung ein Verzeichnis und ein Stemma der zugehörigen Handschriften findet.

In der Emendatio vermag ich nicht immer Vollmer beizustimmen; vor allem scheint er mir in der Aufnahme eigener Konjekturen in den Text, in dem Ausschluß fremder (auch nahe liegender) aus dem Apparat und in der Annahme von Lücken manchmal zuweit zu gehen. Vollmers Buch wird auf die absehbare Zeit die unentbehrliche Handausgabe aller Forscher sein; aber doch wird, wer Konjekturen veröffentlichen will, stets die älteren Ausgaben und die Jahresberichte über frühere Versuche befragen müssen, 'ne ut fit terque quaterque pro novis venum irent'. Da wir in diesen JB. noch oft auf Vollmers Urteile über den Text zu sprechen kommen werden, möchte ich nur noch einige vereinzelte Notizen darüber geben.

Beim Vergleich der Copa[1]) mit Leos Text (im Anhang seines Culex) sehe ich drei Abweichungen, von denen V. zwei in der Ak.-Abhandlung S. 52 erwähnt. Er gibt V. 3 der Lesart des M. *fumosa* (taberna) den Vorzug vor *famosa* (SFL), da jenes 'viel sinnenfälliger' sei; aber die südliche Scene spielt doch im Freien vor dem 'Lokal', so daß der Rauch vom thermopolium kaum in Betracht kommt. V. 10 wählt Vollmer nach SFL 'rustica pastoris

---

[1]) Als Verf. dieses Gedichts betrachtet F. Keppler (Über Copa, Leipzig 1908, G. Fock. 99 S. 3 *M.*) die Cynthia-Hostia, wie ich aus der völlig ablehnenden Anzeige durch F. Skutsch in der Wochenschr. f. klass. Phil. 1908 Sp. 1292 erfahren habe.

Digitized by Google

fistula in ore sonat' unter Hinweis auf Ciris 357 wo mir die Sache doch wesentlich anders zu liegen scheint; ich ziehe nach Leo mit M 'pastoris more' vor, ohne seine Erklärung 'non dulcissime' anzunehmen. Drittens V. 28 zweifelt V. nicht an der Richtigkeit von 'varia in gelida sede lacerta latet' (M), während Leo an vere (L) festhielt; ich gestehe, daß mir die Schreibart Haupts — von der aber V. nicht nur das für sich unverständliche *veprum,* sondern auch *saepe* statt *sede* anführen mußte — wohl gefällt, auch zur Erklärung der Textverschiedenheit in den Handschriften. — Für die Sprachforschung ist es interessant, daß V. in den Dirae 67 die Überlieferung 'flectite currentes nymphas, vaga flumina, retro' beibehält und nicht *lymphas* einsetzt. — Im catal. III scheint mir V. 8 das *et* der besseren Überlieferung richtig zu sein; das 'subito corruit' wird mit pathetisch wirksamer Trennung der Glieder gesteigert: praeceps corruit et exsul. Durch diese Verbindung wird das Mißverständnis ausgeschlossen, daß das Partizip einen cum-Satz vertrete und nachtrage; *pulsus* ist *φεύγων*, nicht *ἐκπεσών*. Den passiven Ausdruck wählt der Dichter teils auf Grund seiner allgemeinen Weltanschauung, die er in V. 9 f. niederlegt (zu V. 10 hätte Haupts *ruit*, mit dem sich 'tali (deae) nutu' als Abl. der Ursache vereinigen läßt, doch wohl Erwähnung im Apparat verdient); teils tut er es in Rücksicht auf den individuellen Fall. Denn auf die Frage 'quis expulit' lautet die Antwort: Gloria, quae animum illius ad altiora excitaverat ipsumque evexerat e finibus regni, in quo acquiescere et poterat et debebat; an ein so aufgefaßtes *extulerat* schließt sich *concusserat* usw. richtig an. Es liegt nahe, das Epigramm im letzten Grunde zurückzuführen auf ein Grabmal (vgl. Birt S. 62 ff.) des Betreffenden mit einer Darstellung der Nike als Lenkerin des Siegeswagens: vgl. Kießlings Note zu Hor. sat. I 6, 23 (fulgente trahit constrictos Gloria curru): 'der griechische Wagen der Nike ist den Römern zum Flügelwagen der Gloria, nicht des Ruhmes, sondern der Ruhmsucht geworden'. Wir müssen also in V. 2 des Epigramms nicht 'caeli sedibus' (BH) lesen, sondern nach AR '(quem Gloria) altius et regni sedibus expulerat' mit Zeugma; daß das Wort *regno* auch im vorhergehenden Verse steht, ist kein stichhaltiger Gegengrund. Es ist nicht das einzige Mal, daß mönchische Gedankenassociation die Verbindung *caeli sedes* fälschlich hergestellt oder *caelum* zu lesen geglaubt hat. In der Ciris 175 (sedibus ex altis caeli speculatur amorem) ist *caeli* jedenfalls falsch; ich möchte (Vollmers Note '*opinor* caecis' begreife ich nicht) dafür *caecum* (speculatur amorem) vorschlagen. Ciris 218 (alti suspicit ad caeli nutantia sidera mundi) halte ich *celi* für eine Glosse über *mundi* (alti s. ad mundi n. s.), die dieses Wort von seinem Platze verdrängte und es an die Stelle des so verlorenen letzten Wortes (*frustra* Sudhaus) treten ließ. In dem 'Epigramma erraticum' (nach catal. XIII 16; vgl. Birt S. 178 ff.) hat, glaube ich (vgl. JB. XXXI 1905 S. 141), V. 1 ur-

Digitized by Google

sprünglich gelautet: *Pallida imago sub hac sede est — iniuria saecli! — antiquis, hospes, non minor ingeniis* etc.; über *sede* trat die Bestimmung *celi* und verdrängte jenes Wort (Sabbadini, dessen Konjektur jetzt Birt S. 179 wiederholt, setzte *sede* für *secli* ein; ich halte die Verbindung 'caeli iniuria' trotz Birt für unannehmbar, während der Ausruf bedeuten kann: quo viro erepto quanta iniuria saeculo est illata, quantum omnes detrimentum acceperunt!). Warum übrigens Vollmer dieses Epitaphium (ich erinnere an das in den Tibullhandschriften an IV 14 angeschlossene E.) 'nescio cuius humanistae in Vergili mortem praematuram carmen' nennt, weiß ich nicht; mir scheint das 'non minor' V. 2 (in V. 3 bedeutet 'doctis Athenis' soviel wie 'doctae Graeciae') unmittelbar aus derselben Versstelle im catal. XV entnommen und unser Gedicht dazu bestimmt zu sein, hinter XV stehend (darum bedarf es des Namens nicht) eine vollständige Vergilausgabe, deren Nachtrag kleine Vergiliana und deren letztes Stück das Catalepton war, abzuschließen: durch einen Zufall, vermutlich durch Raummangel bei einer Abschrift, ist es einmal auf eine breitere Randfläche und von da an seinen jetzigen Platz geraten, von dem man es in den Ausgaben wieder erlösen sollte (vgl. Buecheler, Rhein. Mus. 38 S. 524). Vollmer aber bietet leider sogar catal. XV nur unten im Apparat, indem er aus einem auch mir (vgl. Birt S. 174) nicht ersichtlichen Grunde urteilt: 'ne ab eo quidem qui libellum edidit sed a sero grammatico additum est'.

'Pessime omnium carminum Vergilianorum Ciris tradita est et spes novos codices inveniendi me ut alios fefellit'. Das ist recht schade; denn der Unterschied zwischen V. 1—453 und V. 454 ff., wo wir den Bruxellensis haben, ist groß. Abgesehen von den Zusätzen des Bearbeiters, über die Vollmer nicht richtig urteilt (JB. 1909 S. 144 ff.), kann man das letzte Stück in dem von V. gebotenen Texte mit Genuß und ohne erheblichen Anstoß lesen bis auf eine Stelle, und an der ist die Überlieferung unschuldig. Vollmer hat nämlich die von Sudhaus (dem das Werk gewidmet ist) vorgeschlagene Umstellung von V. 418—453 hinter V. 477 im Texte ausgeführt, und zwar nicht nur 'contra fidem archetypi', wie er selbst angibt. Das ist nicht ohne Nutzen (man lese bei der Gelegenheit einmal wieder, was Vahlen op. II S. 311 sagt!). Denn nun läßt sich nicht mehr verkennen, welche Lücke so vor V. 454 f. gähnt und wie gut das ausgestoßene Stück auch nach der anderen Seite hin an V. 440—4 Anschluß hat, während an der neuen Stelle in schlechtem Anschluß (iam tandem = prope Seriphon) ein für den Erzähler nach Inhalt und Darstellung weniger als für die aufgeregte Rednerin von V. 404—458 passender (vgl. V. 485 f.) Stoff zwischen den (auch von Vollmer nach seiner Note zu V. 473 anerkannten) Zusammenhang von V. 478 mit der 'descriptio cursus' hineingezwängt wird. — In dem schlecht über-

Digitized by Google

lieferten Stück hätte ich V. 48 Baehrens' Konjektur *magnis* (JB. 1909 S. 182 Anm.), die nicht einmal im Apparat erwähnt wird, lieber im Texte gesehen als Vollmers *proles*. V. 118 gehörte Vollmers Konjektur *deicere*, obwohl sie einen Buchstaben mehr rettet als Heinsius' *reicere*, doch nicht in den Text, weil sie auf der von V. vermuteten Ausfüllung der vermuteten Lücke beruht (vgl. Vahlen a. a. O. S. 315 Z. 14 f.). In V. 185[1]) behält V. *serum* mit der Erklärung *sero demptum*, die m. E. nur die Unhaltbarkeit des Begriffs im Zusammenhang noch klarer macht. Ich halte eine genaue Bezeichnung eben des V. 122 beschriebenen *crinis* hier für unentbehrlich, und indem ich *serum* auf *roseum* zurückführe, das durch Zufall mit seinem Substantiv den Platz vertauschte, schlage ich vor: roseum de vertice crinem (vgl. V. 320. 381). Während hier eine rückweisende Wiederholung nötig und nützlich ist, scheinen mir in der Rede der Carme V. 293 f. die Konjekturen Vollmers 'iam iam nec nobis. *heu* quae senioribus *una* vivendi *causa est*, vivit genus' (die er in den Text setzt, ohne Silligs und Haupts gelindere und annehmbare Änderungen auch nur unten zu erwähnen) durch V. 314, auf den er verweist (sola meae vivendi causa senectae), nicht empfohlen, sondern widerlegt zu werden. — Endlich sei mit Dank erwähnt, daß Vollmer in der Ciris unter dem Text die wichtigen Parallelstellen aus Catull, Lucretius und anderen angibt.

19) **Geyza Némethy, De Ovidio Elegiae in Messallam auctore.** Budapest 1909, Sumptibus Acad. Litt. Hung. 8. 24 S. 60 *h*. — Vgl. Lit. Centralblatt 1909 Sp. 1112 f. ('die Hypothese hängt grundlos in der Luft' Th. Birt).

Dieser Akademievortrag (vgl. oben Nr. 3) beschäftigt sich mit catal. IX, das sicher nicht von Vergil ist (JB. 1909 S. 142). Némethy sammelt die Stellen Ovids, nach denen er von Jugend auf 'ut ita dicam, domesticus Messallarum poeta erat'; er behauptet S. 6 'argumentum huius elegiae talis [so] est, ut ingenio Ovidii vel maxime respondeat' und 'et elocutio carminis et sententiae quaedam Ovidianam prae se ferunt indolem' (z. B. von V. 2 'pauca mihi doctae dicite Pegasides' im Vergleich mit V. 27 des Sapphobriefes 'at mihi Pegasides blandissima carmina dictant' sagt er 'ad verbum paene respondet'), um schließlich von diesem Beweismaterial für seine Titel-Hypothese S. 8 selbst zu gestehen: 'certe non sufficiunt ad elegiam in Messallam Ovidio tribuendam.' Die Wiederholung der S. 3—8 gesammelten Stellen in den 'Adnotationes' S. 11 ff. ändert daran nichts: die vorhandenen Anklänge erklären sich dadurch ohne weiteres, daß Ovid, dem sponte sua carmen numeros veniebat ad aptos, dieses Werk eines pinguе ingenium im Hause Messalas oder auch im Buche Catal. (vgl. JB

[1]) V. 187 steht auf S. 104, die zugehörige adn. crit. ohne Verweis schon auf S. 103.

Digitized by Google

1909 S. 180) einmal gelesen hat. Mehrere Verse der Elegie sollen nach N. in der Ciris nachgeahmt sein; da Birt in den Zusätzen seines unter Nr. 16 behandelten Buches S. 184 diese Annahme billigt, stelle ich die überlieferten Verse neben einander:

catal. IX	Ciris
30 defessa certamine, optabant gravidae quod sibi quaeque manus (von Hippodamia)	412 Scylla, certatim ex omni petiit quam Graecia regno
53 nunc aliam ex alia bellando quaerere gentem	364 nunc alia ex aliis (nec desunt) omina quaerit

Das Verhältnis von V. 50 'communem belli deum' zu Cir. 359 ist schon oben S. 202 erwähnt; die Beziehung zwischen V. 47 und Cir. 76 ist im JB. 1909 S. 179 erklärt. — Auf das Verhältnis der Elegie zum Panegyricus (Tib. IV 1) darf ich hier nicht eingehen (vgl. S. 204—7 meiner Untersuchung 'Albius Tibullus').

20) Geyza Némethy, De epodo Horatii catalepton Vergilii inserto. Budapest 1908, Sumptibus Acad Litt. Hungaricae. 36 S. 8. 1 K. — Vgl. Berl. Phil. Wochenschr. 1908 Sp. 1436—8 (C. Hosius findet die Gründe der These nicht stichhaltig; sonst enthalte der Kommentar viel Brauchbares); Wochenschr. f. kl. Phil. 1909 Sp. 293 f. ('Hypothesengespinst' A. Körte).

Dieser Akademievortrag (vgl. Nr. 19) beschäftigt sich mit catal. XIII, das sicher nicht 'Jugendverse und Heimatpoesie Vergils' enthält (oben S. 199 ff.). Némethy sagt: 'hoc carmen ab editoribus Vergilii huc usque neglectum Horatio vindicandum esse censeo'. Das 'huc usque neglectum' hat der Academia Amplissima vielleicht imponiert. Der Vortragende hätte die Namen Ribbeck, Buecheler, Sabbadini, Curcio (ich nenne nur die wichtigsten Arbeiten, die vor 1906 erschienen sind) kennen sollen; wenn er ihnen ihre Ehre gab, ehrte er sich mehr als durch dieses 'huc usque', das S. 6. 31 (zweimal) und S. 33 dem Sinne nach wiederkehrt (vgl. Wochenschr. f. kl. Phil. 1909 Sp. 1070).

Und nun die Beweise der These? Horatiana est forma metrica; V. 1—4 'mirum in modum congruunt cum' Hor. c. II 6, 5—8: 'agitur enim utrobique de bellis terra marique gestis et de laboribus longarum viarum' [!]; elocutio adeo Horatiana est 'ut quivis paene versus commode possit cum aliquo loco Horatiano conferri'. Wenn dies *commode* richtig wäre, würde darin noch eher ein Argument gegen als für die Hypothese zu finden sein; Horatius ipse hoc carmen sibi vindicat: nämlich epod. 17, 56 f. wo 'riseris Cotyttia' auf V. 19 f. in unserem catal. XIII sich beziehen müsse; auch sat. I 8, 39 (fragilis Pediatia) ad hoc ipsum carmen alludit. Nun führt N. das Scholion des Porphyrio über Pediatius an (in dem er 'castitatem moris amiserat' liest statt *oris*), um fortzufahren 'agitur autem in hoc epodo de eodem Pediatio'; als

Digitized by Google

Beleg für diese verblüffende Behauptung werden die Verse 9—24 des Catal. aufgeführt, in denen von Pediatius ebensowenig eine Spur zu entdecken ist, wie in V. 1—8 und gar in V. 25 ff.; denn daß der im verdorbenen Vers 35 steckende Name nicht Pediatius sein kann, bedarf ja keines Wortes. Aber es kommt noch ärger: auf Grund dieser 'Identität' geht N. daran, nicht nur aus V. 11 des Catal. den V. 39 des Horaz zu 'emendieren' ('*helluo vel* fragilis, Pediatia, fur*ve* Voranus', wozu eine Anmerkung wegen des *vel* hinfügt 'an scribendum potius *seu*?'), sondern auch aus den unrichtig verstandenen Worten V. 7 f. des Catal. in die klaren Worte des Porph. hineinzuinterpolieren 'castitatem *sororis vendiderat*'. Mit diesen Kunststückchen ist die Identifizierung freilich noch nicht ganz fertig; es fehlt im Catal. noch immer der Name, vielmehr es steht ein anderer da (sei es nun Lucci oder Luci oder Luciene). Aber Geduld! Gleich folgt S. 8 (mit Übersetzung ins Ungarische) der Text des 'Horatii epodus duodevicesimus'. Und richtig, da ist der noch Vermißte; in V. 35 steht zu lesen: *Cinaede Pediati, tuae liquere opes.* Im Kommentar zu dem Verse folgen wiederum auf den Versuch metrischer Rechtfertigung jener Konjektur die Worte: An ponendum cognomen scribendumque: 'cinaede L u s c e, iam *tuae* liquere opes'? Das ist, wie Körte sagt, 'ein diskutierbarer Einfall, aber er stößt Némethys ganzes Kartenhaus um'.

Der Kommentar besteht zum größeren Teil (nach Némethys Art) aus Parallelstellen, die — so geringfügig die Übereinstimmung auch sein mag — kritiklos als 'imitationes' bezeichnet zu werden pflegen. S. 25 heißt es einmal 'poeta ante oculos habuit Eupolidis Baptas', ein andermal 'sumpsit Horatius ex Plaut. Epid.', S. 31 'Horatius respexit Hesiod. Scut.'; umgekehrt soll Tibull die Worte 'labentur opes' I 6, 54 und 'dare anhelanti pugnantibus umida linguis oscula' I 8, 37 aus V. 35. 32 unseres Catal. bezogen haben. — Seine eigenen (oben genannten) Konjekturen zum Text und Scholion der Satire I 8 führt N. S. 19 f. ohne weiteres an, als seien sie überlieferter Text. Auf dies irreführende Verfahren ist Th. Birt ahnungslos hereingefallen, indem er (S. 154 seines Buches zu V. 7 schreibt: N. 'vergleicht sehr gut Porph. zu Horaz Sat. 1, 8, 39: *Pediatius eques Romanus patrimonio consumpto etiam castitatem sororis vendiderat*'. Denn daß Birt, der Némethys Hypothese S. 142 einen 'Schlag ins Wasser' nennt, diese Interpolation wirklich als solche billigt, wird niemand von ihm glauben.

Wie mir scheint, ist für den Herausgeber des Catalepton[1] bei der Aufnahme dieser Invective[2]) neben dem äußeren Anlaß

---

[1]) Von den Anlässen und Beziehungen der Gelegenheitsgedichte hat er schwerlich viel mehr gewußt, als in ihnen ausgesprochen ist.

[2]) In V. 31 f. hat man ohne Not durch Konjektur und Interpretation Ekelhaftes hinzugetan, das dem Dichter nicht zur Last fällt.

den die Gemeinsamkeit der Auffindung geboten haben muß (JB. 1909 S. 175), auch in Betracht gekommen, daß das Gedicht 'Iacere me' mit dem Gedichte 'Superbe Noctuine' in der ganzen Art und vor allem in einzelnen Ausdrücken und Gedanken sich so eigenartig berührte, daß ein Schluß auf Zusammengehörigkeit, auf Herkunft von demselben Verfasser naheliegen konnte; man vergleiche V. 7 f. 16. 39 von 'Iacere me' mit den entsprechenden Versen 5 f. 9. 8 von 'Superbe Noctuine.' Das Verfahren des Herausgebers ist hier ebenso, wie wir es oben S. 201 an der Zusammenstellung der drei Priapeen unter Vergils Namen beobachteten; und weil das zweite Stück dieses Paares durch den Rückweis auf 'antiquus furor' V. 5 (vgl. 'ante' V. 2) sich als jünger darstellte, so wurde es an den Schluß der vorgefundenen Stücke gesetzt und andererseits das andere Gedicht gegen Noctuinus 'socer beate nec tibi neque alteri' als Beleg für jene frühere Periode nach vorn gerückt. Denn es sind Spuren des Versuchs chronologischer Anordnung dieser Epigrammata unverkennbar. Den ersten Platz hat honoris causa das Gedicht an Tucca; alsdann weisen catal. 2—5 auf die rhetorischen und poetischen Lehrjahre; darnach deuten catal. 6. 7 auf Beziehungen zu puella und puer; catal. 8 und 9 sollen die Periode der Bukolika repräsentieren; catal. 10 'Sabinus ille' wies durch V. 24—26 auf Abfassung in Rom (auch wenn es, wie Birt behauptet, 'mit Rom nichts, auch gar nichts zu tun' haben sollte); catal. 11 war im Verhältnis zu catal. 4 an später Stelle einzurücken; endlich catal. 14 versetzt in die Zeit, wo nach den Georgika der Plan zur Aeneis gefaßt ist (s. JB. 1909 S. 176).

21) Ciris epyllion Pseudovergilianum. Edidit, adnotationibus exegeticis et criticis instruxit Geyza Némethy. Budapest 1909. Sumptibus Acad. Litt. Hungaricae. 159 S. 8. 3 *K*. — Vgl. Lit. Centralblatt 1909 Sp. 844 f. (abgelehnt von M.).

Die praefatio (S. 5—11) besteht zum größten Teil aus 'ingratis altercationibus', um des Verf. eigenen, sehr milde gewählten Ausdruck zu gebrauchen. Seine Angriffe, die durch gehässigen Ton und durch kritiklose Übertreibung (vgl. JB. 1909 S. 165 f.) sich selbst jede Wirkung nehmen, richten sich gegen F. Skutsch, der auch S. 148 als 'novus ille Zoilus' gescholten wird (vgl. oben Nr. 3), und gegen seine Anhänger, besonders gegen F. Jacoby, 'qui originem elegiae Romanae duobus post me annis denuo detexit, postea tamen a rectore Musei Rhenani admonitus me primum vidisse verum "dentibus infrendens" fassus est, quo ex tempore nullum possum edere librum, quin me mordere temptet'. Ich habe keinen Anlaß, mich für Jacobys Verfahren mit Gegnern in den Harnisch zu werfen (s. oben S. 149 Anm.); grade darum halte ich mich für verpflichtet, zu der angeführten Verdächtigung zwei Bemerkungen zu machen. Erstens hat derselbe Némethy

Digitized by Google

über dieselbe Sache 1907 (in seiner Ausgabe der Amores Ovids S. 96) einfach geschrieben: 'eadem fere duobus post annis exposuit F. Jacoby . . sed me primum vidisse verum mox in eadem ephemeride ipse confessus est'. Zweitens hat derselbe Némethy in der ebengenannten Ausgabe etwa ein halbes Dutzend 'Emendationen' als von ihm selbst gefunden hingestellt, während er aus einer allbekannten und jedem lesbaren Quelle, der Burmannschen Ausgabe, hätte wissen können, daß sie älterer Herkunft sind (s. meine Rezension in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1909 Sp. 1062—4; vgl. ebenda Sp. 1070 über einen ähnlichen Fund Némethys bei Tibull); ebenso bezeichnet N. jetzt in der Ciris als 'emendationes meae' V. 13 *nosse*, das Baehrens in seinem Apparat vorgeschlagen hat, und V. 326 *numinaque*, obwohl *numina* von Heyne und der damit nicht zusammenhängende Einschub von *que* von Haupt herstammt. Vgl. oben S. 209 über 'huc usque', das ich hier S. 6. 7. 150. 152 wiederfinde. — Zu den Unerfreulichkeiten der praefatio wird, fürchte ich, auch gerechnet werden müssen, daß N. 'totius Appendicis Vergilianae editionem adnotationibus exegeticis instructam' in Aussicht stellt; Catalepton soll in kurzem, Culex mit Copa und Moretum soll auch noch im laufenden Jahr erscheinen.

Némethy (dessen Vorwort vom März 1909 datiert ist) nennt die Ciris in Bausch und Bogen 'fetum misellum' eines Fälschers, als dessen Absicht er unter Hinweis auf Sueton Tib. c. 70 angibt 'epyllium Parthenianum Maroni suppositum et Messalae dedicatum venditare Tiberio imperatori'; außer den absichtlichen Anleihen bei Lucrez, Catull und Vergil 'expressit non sponte imitando non solum Ciceronem poetam et philosophum, non solum Horatium, Tibullum . . Propertium Ovidiumque totum, sed etiam Manilii Astronomica et Caesaris Germanici Aratea'. Den Beweis sollen die adnotationes exegeticae (S. 45—118) bringen, an die sich adn. criticae (S. 121—135) anschließen; jenen ist als Motto Hor. epist. I 3, 18—20 vorangesetzt. Leider ist die Ausgabe auch in diesen Teilen genau nach demselben Schema von N. verfertigt worden wie die der Amoren; und was ich a. a. O. Sp. 1059. 67—70 über die Disposition und die Arbeitsweise des Verf. sagen mußte, gilt im allgemeinen auch hier. Zu V. 8 '(mens ausa est) ascendere collem' bemerkt N.: 'ex Verg. Aen. I 419' (iamque ascendebant collem'; zu V. 22 (qualis Erectheis olim portatur Athenis) 'ex Manil. I 882—3' (qualis Erechtheos pestis populata colonos extulit . . Athenas); zu V. 24 (tardaque confecto redeunt quinquennia lustro): 'ex Ov. Met. X 219' (annua praelata redeunt Hyacinthia pompa); zu V. 30: 'ex Ov. Fast. V 555'; zu V. 45 (iuvenes annos): 'ex Ov. Met. VII 295 et XIV 139'; zu V. 50: 'ex Ov. Met. III 299 (aethera conscendit); zu V. 191: 'ex Ov. Met. VIII 126'. Nicht wenige Parallelen, die mit der Formel *ex* angeführt werden (z. B. zu V. 203, wo *prevertite in aethera*

nubes sicher richtig überliefert und Heinsius' *praeverrite* falsch konjiziert ist: 'ex Ov. Am. III 13, 23—24', wo *praeverrunt veste vias*), sind überhaupt erst verfertigt durch Némethys kritischen Grundsatz 'sensus scriptoris ex locis auctorum, quos sequebatur, restituendus'. Bei den Vergleichen, die N. mit Ovids Metamorphosen (und mit späteren Schriften Ovids und anderer) zieht, haben wir — soweit überhaupt leise Anklänge in Wortwahl und Wortstellung wahrnehmbar und der Erklärung durch literarische Abhängigkeit bedürftig sind — die vollkommen genügende und zunächst liegende Erklärung in Sudhaus' Annahme, die im JB. 1909 S. 180 Anm. erwähnt ist. Überhaupt sehe ich unter den zahllosen Stellen, die N. anführt, keine, die meiner im vorigen JB. dargelegten Ansicht über cir widerspräche; wohl aber könnte ich, wie mir scheint, mehrere von ihnen zur Unterstützung meiner Hypothese über die Entstehung unserer Cir heranziehen, wenn ich das für nötig hielte. Gern benutze ich diese Gelegenheit, um Némethys Belesenheit anzuerkennen.

Unter dem Motto 'in sterquilino margaritas repperi' bietet N. schließlich noch S. 139—159 Exkurse. Er will Aen. I 694 *dulce adspirans* schreiben statt *dulci* und versteht unter umbra 'frondem, i. e. folia'; er fügt Culex 230 zu den immerhin diskutabeln älteren Konjekturen *tum* und *tua* ohne Not die schlechtere *tibi*; Ciris 63 sei mit 'malus auctor' Euphorion gemeint; Cir. 125 sei *formarant nemine* zu schreiben; ecl. 8, 4 (carmine mutata suos requierunt flumina cursus' bedeute *mutare* 'verstummen machen' (N. hat offenbar das mit Nachdruck daneben gesetzte *suos* nicht verstanden); ecl. 4, 49 'genetivus *deum* non ad deos Olympios, sed ad Pollionem et uxorem eius est referendus' [!].

---

22) Um einen erfreulicheren Abschluß zu gewinnen, als diese eilfertig sich überstürzenden Arbeiten Némethys bilden würden, erwähne ich zum Schluß eine Publikation, die von allen Vergilforschern ohne Ausnahme mit Dank und Freude zu begrüßen ist. Die R. Accademia Virgiliana di Mantova hat nämlich ihr korrespondierendes Mitglied Pietro Rasi beauftragt, in ihren Atti e Memorie einen regelmäßigen Jahresbericht herauszugeben. Für das Jahr 1908 ist Rasi's 'Bibliografia Virgiliana' im Volume Secondo (Mantova 1909) der Nuova Serie der A. e M. erschienen. Rasi's Arbeit ist ausgezeichnet durch Klarheit der Inhaltsangaben und Besonnenheit des Urteils; sie ist ein unentbehrliches Hilfsmittel durch den Fleiß, mit dem er auch die sogenannte verstreute Literatur des Auslands wie des Inlands gesammelt hat. Unter den 46 Publikationen, die auf S. 6—31 ausführlicher behandelt werden (darunter vom JB. 1908 die Nummern 9. 17. 31. 58. 59; vom JB. 1909 die Nummern 1. 3. 5. 8. 9. 12. 13 und von diesem JB. die Nummern 8. 9. 12. 20), und unter den weiteren

Digitized by Google

20 Publikationen, die im Nachtrag S. 31—35 summarisch angezeigt werden, sind nicht wenige, von denen ich bisher nichts gewußt habe; auch nicht wenige, die ich zur häuslichen Durcharbeitung für diesen Bericht nicht habe bekommen können. Ich nehme die Gelegenheit wahr, besonders die Verfasser von Abhandlungen und Bemerkungen zu Vergil darum zu bitten, daß sie durch Einreichung eines Exemplars an den Verlag der JB. oder an den Unterzeichneten das Ihrige tun, um ihre Arbeiten den Mitforschern bekannter und nützlicher werden zu lassen.

Zehlendorf (Berlin). Heinz Belling.

Berichtigung.

S. 147 Z. 24 lies '72—76'; S. 155 Z. 9 ἀποισῃ statt ἀποίσῃ; S. 158 Z. 12 von unten 'erweitert erscheinen'; S. 166 Z. 1 'stutzt' statt 'stützt'; S. 188 Z. 30 'georg. I 125'.

Digitized by Google

5.
Ciceros Reden.

---

1) **Albert C. Clark, Inventa Italorum, being a contribution to the textual criticism of Cicero pro Quinctio, pro Roscio comoedo, pro Caecina, de lege agraria contra Rullum, pro Rabirio perduellionis reo, pro Flacco, in Pisonem, pro Rabirio Postumo. With three facsimiles. Oxford 1909, at the Clarendon Press. Anecdota Oxoniensia, classical series, part XI. 86 S. 4.**

Obwohl diese Schrift später erschienen ist als Clarks Ausgabe dieser zehn Reden, nehme ich sie hier als Einleitung zu jener vorweg. Während nämlich die Ausgabe gedruckt wurde, drängte sich Clark die Überzeugung auf, daß es für das genauere Studium dieser Reden nützlich sei, wenn er einige seiner Kollationen veröffentliche und sich über die Entdeckung dieser Reden durch Italiener und die einzelnen auf uns gekommenen Handschriften ausführlicher ausspreche, als es in der Vorrede zur Textesrezension geschehen konnte.

Diese von Clark zu einem Bande vereinigten Reden haben nämlich das gemeinsam, daß sie im Anfang des 15. Jahrhunderts den italienischen Gelehrten bekannt wurden. Die Reden pro Quinctio und pro Flacco waren ihnen zuerst bekannt. Clark vermutet, daß der von Coluccio 1396 als Entdecker von Handschriften und Auffinder des Quintilian erwähnte Andreolo Arese sie nach Italien gebracht habe. Antonius Luschus behandelte sie in seinen vor 1405 geschriebenen Kommentaren. Für die Rede pro Quinctio bot uns der Turiner Palimpsest P einige Fragmente; für die Rede pro Flacco haben wir die Lemmata des Scholiasta Bobiensis, des Fragmentum Mediolanense § 5, Vaticanum § 39—54, Peutingerianum § 75—83. Die Haupthandschrift für beide Reden aber ist Σ (= Cod. Paris. 14749). Dazu kommen die Randkorrekturen B in b (= Cod. S. Marci 255 in Florenz), während b selbst keinen eigenen Wert besitzt und mit Σ beinahe übereinstimmt. Durch Zusammenstellung vieler Lesarten zeigt Clark, daß, Σ und B in diesen zwei Reden zwei unabhängige Quellen vertreten. In χ (= Cod. S. Marci 254) sind sie vermischt; χ stammt von der französischen Familie und ist nach B korrigiert. Auf S. 74—84 findet sich eine Kollation von ΣbB für die Reden pro Quinctio und pro Flacco. Die 13 Pariser Handschriften, die

Digitized by Google

Keller und Baiter für die Quinctiana benutzten, sind von geringem Wert; Clark zog nur eine von ihnen bei, k, den 1459 zu Pavia geschriebenen Parisinus 7779. Er hat k für sämtliche 19 Reden verglichen, die er 1905 und 1909 herausgab. k enthält manche auffallende Lesarten, die ohne Zweifel auf Konjektur beruhen. Verwandt damit ist die Handschrift c in Oxford (= Cod. Oxon. Canonici 226); doch ist die Emendation in k weiter fortgeschritten als in c, so daß k oft c² entspricht. Clark führt S. 28—31 aus ck Lesarten zu 14 Reden vor.

Die übrigen acht Reden der neuen Ausgabe sind 1417 von Poggio entdeckt und abgeschrieben worden. Da keine der erhaltenen Handschriften als das Apographum Poggios angesehen werden kann, dessen Hand und Abbreviaturen man aus dem Cod. Matritensis X 81 kennt, so versuchte Clark, dieses aus den daraus abgeleiteten Handschriften annähernd wiederherzustellen. Am engsten verbunden mit Poggios Abschrift sind wohl die Codices, welche nur die von ihm entdeckten Reden enthalten. Der bedeutendste ist M oder Lag. 39 (= Laur. Conv. Soppr. 13). Clark bietet eine Kollation dieser Handschrift und drei Faksimilia. Die Rede gegen Piso steht am Schlusse und ist von einer zweiten Hand geschrieben, die auch in den anderen Verbesserungen anbrachte und am Ende die Notiz beisetzte: Has septem M. Tullii orationes, quae antea culpa temporum apud Italos deperditae erant, Poggius Florentinus perquisitis plurimis Galliae Germaniaeque summo cum studio ac diligentia bibliothecis . . . in pristinam dignitatem decoremque restituens Latinis Musis dicavit. Die Rede pro Caecina ist unter diesen sieben Reden nicht mitverstanden: sie steht in M zuerst und es ist ihr am Schluß die Bemerkung beigefügt: Hanc orationem antea culpa temporum deperditam Poggius Latinis viris restituit et in Italiam reduxit, cum eam diligentia sua in Gallia reclusam in silvis Lingonum adinvenisset conscripsissetque. Die Reden für Q. Roscius, den Senator Rabirius und Rabirius Postumus standen vor der Rede gegen Piso; die sie enthaltenden Bogen sind verloren gegangen. Vorher jedoch war, wie Clark glaubt, eine Kopie von M angefertigt worden; diese wurde nach Poggios Apographum korrigiert und daraus entstammten dann: ω oder Lag. 26 (= Laur. XLIII 26), o oder Lag. 38 (= Oxon. Dorvill. 78), s (= Senensis H. VI 12). ω allein bietet pro Rab. p. r. § 6 *articulum* statt *curriculum*; die Angabe bei C. F. W. Müller (p. LXI), daß Reifferscheid *articulum* in M gefunden habe, wo diese Rede fehlt, ist zu berichtigen. In ω wurden erst später die Reden pro Sexto Roscio und pro Murena hinzugefügt, die auch die verwandte Handschrift m (= Ambros. C. 96 supr.) enthält.

Die drei nicht vollständig erhaltenen Reden für Q. Roscius, Rabirius p. r. und Rabirius Postumus finden sich nur in Handschriften der Poggiofamilie, ω b m o s c k. Auf S. 65—73

bietet Clark eine Kollation von ω für diese drei Reden. Lambin benutzte eine mit ck verwandte Handschrift aus St. Denis. Pro Flacco 24 führt er an: et conficiendarum litterarum diligentissima, mit der Notiz: huius loci emendatio debetur codici manuscr. ex coenobio divi Dionysii et Adr. Turnebo. Clark fand diese Lesung nur in k. — Turnebus führt in den Reden gegen Rullus und für Rabirius Postumus Lesarten aus einem vetus codex an, die mit ck stimmen. Zur Rede für Rabirius Postumus fertigte er im Parisinus X 17810 eine Kollation aus einem Codex D an, die Clark S. 84—85 veröffentlicht; er glaubt, D sei eben das von Lambin benutzte Exemplar. Zu dieser Rede erhielt C. F. W. Müller von Studemund die Lesarten von m, n (= Ambros. C. 121 inf.) und vier andern Handschriften. Nach ihm ist n für diese Rede nostrorum codicum longe optimus. Clark dagegen schätzt m höher als n.

Für die übrigen fünf Reden ist also M der Hauptvertreter der Poggiofamilie; es sind aber für sie später ältere Handschriften gefunden worden: Cod. Vaticanus (für die Rede gegen Piso § 32—74), Tegernseensis, Erfurtensis, Palatinus 1525 (= e). Clark stellt die Lesungen von M in der Rede für Caecina zusammen mit denen von TE und e (nach einer Kollation von S. G. Owen), in den Reden gegen Rullus mit Ee, in der Rede gegen Piso mit PVEe. Er glaubt, daß die Vorlagen Poggios aus dem 12. Jahrhundert stammten. Eine Anzahl jüngerer Handschriften der Poggiofamilie, die Clark auf verschiedenen Bibliotheken durchmusterte, haben neben den älteren Exemplaren für die Textkritik keine Bedeutung.

1429 brachte Nicolaus Cusanus ein Exemplar der Reden gegen Rullus und gegen Piso aus Köln nach Italien. Durch Vergleichung der Lesarten in der Rede für Piso hat Clark sich überzeugt, daß Lag. 1, 7, 8, 13, 24 und die zweite Hand in Lag. 3 oft mit den unabhängigen Codices Ee zusammenstimmen und eine familia Cusana bilden, während Lag. 9, 20, 26, 38, 39 und die erste Hand in Lag. 3 zur familia Poggiana gehören. Bei den Gliedern der Poggiofamilie beginnt die Rede mit: Iam vides, bellua, iamne sentis, in der andern Familie mit: Iamne sentis, bellua, iamne sentis. Der Codex Cusanus war schwierig zu lesen; man hat ihn nicht abgeschrieben, sondern nur einzelne Lesarten daraus genommen.

Durch die neue Ausgabe von Clark und das beigefügte Anecdoton hat unser kritischer Apparat zu diesen zehn Reden eine bedeutende Umgestaltung und Klärung erfahren. Auch finden sich manche Emendationen, die bisher auf die ältesten Ausgaben zurückgeführt wurden, bereits in c; 1459 gingen sie in k über. Es hatten somit die Italiener in den vier Jahrzehnten zwischen Poggios Entdeckung des Codex Lingonensis und 1459 einen großen und

Digitized by Google

vielfach glücklichen Eifer in der Verbesserung des Cicerotextes entfaltet.

In einem Anhang S. 34—42 erörtert Clark die in der Rede für Q. Roscius vorkommenden Zahlen. Fannius hatte einen Sklaven Panurgus, dessen Wert nach § 28 non erat HS LIII ∞ (vgl. § 29 alter HS LII ∞); nam illa membra merere per se non amplius poterant duodecim aeris. Die Ausgaben bieten: HS IIII ∞ (nach Baiter). Das heißt wohl 996 Sesterzen. 4000 wäre IIII milia oder ∞ ∞ ∞ ∞. Mommsen vermutete: HS IↃↃ ∞ (6000 Sest.). Clark schreibt HS ∞, weil Panurgus could not earn more than 12 asses a year und Dig. XXI 1, 57 § 1 der Preis eines Sklaven auf zehn aurei, = 180 Mark, angegeben wird. Aber *non erat* deutet an, daß Cicero einen hohen Preis ansetze, wohl 6000 Sesterzen. — Durch den Unterricht des Komöden Roscius erhielt Panurgus einen viel höhern Wert: § 28 amplius erat HS CCCLIIICCCL; denn disciplina, quae erat ab hoc tradita, locabat se non minus HS CCCLIII (vgl. § 29: alter LIII quod sit ...... HS CCCLIIILIII ex disciplina). Die Ausgaben bieten nach Nauger viermal HS CCCIↃↃↃ, wohl richtig, da *amplius* andeutet, daß Cicero einen niedrigen Preis ansetze. Clark schreibt nach Mommsens Vermutung HS CCCIↃↃↃIↃↃↃ (= 150 000 S.). — Panurgus war nun der gemeinsame Sklave des Fannius und Roscius, so daß sie sich gleichmäßig in den Gewinn teilten. Als dann Flavius den Panurgus getötet hatte, erhielt Roscius von ihm ein Stück Land, eine mediocrem et tenuem Entschädigung. § 32 sagt Fannius zu Roscius: HS que CCCLIII tu abstulisti. Roscius antwortet: Si fit hoc vero HS que tu aufer. Man stellt in beiden Sätzen HS CCCIↃↃↃ her, wie denn Fannius später 100 000 Sest. von Flavius erhielt. Mommsen (Hermes 1885 S. 317) nahm an, daß que aus Q., einem Zeichen für 500 000, entstanden sei, und stellte zweimal Q. CCCIↃↃↃ her. Clark tilgt CCCLIII; für eine ungefähre Schätzung in runder Summe scheint ihm eine halbe Million ganz passend. Er liest: HS Q. tu abstulisti. — Sit ita hoc, vero HS Q. tu aufer. Hier scheint *vero* im Anfang des Nachsatzes bedenklich, und 500 000 Sesterzen sind zuviel. Roscius kann kaum zugeben, daß er eine so hohe Entschädigung erhalten habe und dem Fannius ebensoviel gebühre. — Von Roscius heißt es § 23: HS CCCLIII CCCLIII CCCLIII quaestus facere noluit ... Decem his annis proximis HS sexagiens honestissime consequi potuit; noluit. Nimmt man an, daß im ersten Satz das von Roscius verschmähte Jahreseinkommen auf 300 000 Sesterzen bestimmt werde (vgl. Plin. n. h. 7, 129 cum apud maiores Roscius histrio HS D annua meritasse prodatur), so bleibt unverständlich, wie es dann in zehn Jahren sechs Millionen betragen hätte. Clark stellt mit Schütz IↃↃↃↃCCCIↃↃↃ her. Nach § 32 erwartet man eher Q. CCCIↃↃↃ, und es läßt sich nicht einsehen, wie die drei CCCLIII entstanden. XX his annis kann man auch nicht

herstellen; es ist unglaublich, daß Roscius während so langer Zeit umsonst auftrat (§ 23 laborem quaestus recepit, quaestum laboris reiecit). Früher hatte er nach Macrob. 3, 14, 13 mercedem diurnam de publico mille denarios sine gregalibus solus erhalten. Clark nimmt an, er habe dieses Honorar nur für die Tage erhalten, an denen er auftrat. Es gab keine Behörde, die mit ihm einen Kontrakt auf ein ganzes Jahr schließen konnte An den Megalesien (im April) und den ludi Romani (im Sept.) veranstalteten die Curulädilen, an den ludi Apollinares (im Juli) der Stadtprätor, an den ludi plebei (im Nov.) die plebejischen Ädilen Bühnenspiele. Cicero scheint zu denken, daß Roscius nicht bei allen diesen Spielen auftrat, sondern nur etwa bei zweien im Jahr, und daß er dann jedesmal 300000 Sesterzen hätte bekommen können, gelegentlich auch bei außerordentlichen Veranlassungen (wie ludi funerales).

Roscius erhielt das Landstück von Flavius vor 15 Jahren, § 37 abhinc annis XV. Die Änderung Hotmans abhinc annis IV, die Zielinski gebilligt hat (Philol. 1905 S. 15), lehnt Clark mit Recht ab. Damals iacebant pretia praediorum; propter rei publicae calamitates omnium possessiones erant incertae. Sternkopf verstand darunter den Anfang des Bundesgenossenkrieges und setzte Ciceros Rede ins Jahr 76 (vgl. JB. 1897 S. 72). Clark glaubt mit Morgan (vgl. JB. 1906 S. 186), es sei hier dieselbe Zeit gemeint, wie pró Caec. 11 temporibus illis difficillimis solutionis, die Zeit der Sullanischen Proskriptionen, und neigt dazu, unsere Rede um 67 anzusetzen. Ich verstehe pro Caec. 11 nach de imp. Pomp. 19 den Anfang des Mithridatischen Krieges. Die Schauspieler waren verachtet wegen des Lohndienstes; Roscius aber erhielt von Sulla einen goldenen Ring, was ihn den Rittern gleichstellte. Die Meinung Zielinskis, daß er erst von da an ohne Honorar auftrat und decem annis runde Zahl sei statt sex annis, ist nicht überzeugend; Roscius hatte wohl schon vorher auf den *quaestus* verzichtet, um diese Ehrung von Sulla zu erlangen.

Da er sein Gut zwölf Jahre besessen und bedeutend verbessert hatte und da unterdessen die Güterpreise gestiegen waren, versprach er dem Fannius auf sein Drängen nach § 38, daß er ihm HS CCCLIII in zwei Terminen geben wolle, mit dem Vorbehalt, daß Fannius, wenn er von Flavius noch eine Entschädigung erhalte, ihm die Hälfte davon abliefere. Nauger stellte richtig HS CCCIƆƆƆ her; Clark folgt ihm. Lambins Vermutung CCIƆƆIƆƆ, der C. F. W. Müller folgte, ist nicht ansprechend. 15000 Sesterzen hätte Roscius sicherlich auf einmal bezahlt. Sodann gab er nach § 51 dem Fannius 50000 Sesterzen, und um die andern 50000, die er nachher zu zahlen sich weigerte, kam es eben zum Prozeß.

Zur Rede pro Caecina. Die beste Überlieferung für diese Rede bietet neben den geringfügigen Resten des Turinerpalimpsestes der Codex T. Diesem scheint E zunächst zu kommen.

Digitized by Google

Daneben hat Clark e, Lag. 39, 26, 38, ferner s c k benutzt. Es fällt auf, daß er die Handschrift 14492 auf der königlichen Bibliothek zu Brüssel nicht erwähnt. Paul Thomas gab eine Kollation von ihr für diese Rede in der Revue de l'instruction publique en Belgique XXXV (1892) S. 365—81 und XXXVI S. 22—27; er gibt dieser Handschrift den Vorzug vor E (vgl. JB. 1893 S. 170).

2) M. Tulli Ciceronis orationes pro P. Quinctio, pro Q. Roscio comoedo, pro A. Caecina, de lege agraria contra Rullum, pro C. Rabirio perduellionis reo, pro L. Flacco, in L. Pisonem, pro C. Rabirio Postumo recognovit brevique adnotatione critica instruxit Albertus Curtis Clark. Oxonii MDCCCCIX, e typographeo Clarendoniano (London, H. Frowde). XVI u. 387 S. 8. 2,75 *M.*

In der Einleitung handelt Clark über die Überlieferung der einzelnen Reden. Dem Text ist am Fuß jeder Seite der kritische Apparat beigegeben; dieser ist nach den Anecdota Oxon. S. 86 zu berichtigen. Die Personennamen auf *ius* und die Appellativa auf *ium* haben im Genitiv *i*, die Adjektiva und Ortsnamen *ii* (Quinct. 88 adversarii, Flacc. 68 Adramytii, Pis. 86 honorarii, 93 Dyrrachii).

Pro P. Quinctio. Im Text dieser Rede zählte ich 26 Abweichungen gegenüber der Ausgabe von C. F. W. Müller (1880). § 25 steht zweimal *stetisse* (nach Roby, JB. 1906 S. 186), nicht *stitisse*. Dagegen wurde *tabulae maxime* beibehalten, während Oetling und Roby wohl richtig *maximae* (nach jüng. Hss.) empfehlen. Nach Rau ist aufgenommen: Quod ubi ex Publicio audivit, pueros. — § 30 schreibt Clark: *Non recusabat Quinctius, quin ita satis dare iuberetur, si bona possessa essent ex edicto.* Unzweifelhaft stellt Quinctius hier der für ihn unannehmbaren *formula*, die Nävius verlangte, seine Forderung entgegen. Er verlangt ein anderes Verfahren, nämlich nach der formula, SI BONA POSSESSA ESSENT EX EDICTO. Clark, den ich auf diesen Fehler der Ausgaben aufmerksam machte, fand, daß die Auffassung dieser Worte als Formel „give a perfectly good and clear sense to the passage". Quinctius verlangt aber auch: *iudicatum solvi satis accipiat; quibus a me verbis satis acceperit, isdem ipse, quod peto, satis det* § 44; *iudicatum solvi satis daturum, dum ipse, si quid peteret, pari condicione uteretur* § 85. Der Prätor soll also beiden Teilen Satisdatio auferlegen. Auch das folgende *decernit* spricht für das überlieferte *iuberet* (sc. *praetor*), da man sonst bei *decernit* das Subjekt vermißt. Dolabella verderbt diese alte Rechtsformel durch Einfügung eines NON (vgl. JB. 1908 S. 218). — 49. vita *ita* turpis (nach Clericus) ist abzulehnen; diese tändelnden Gleichklänge wie *vita ita* liebt Cicero nicht. — 60. TRACTAT EDICTVM, Cicero nimmt das Edikt hervor. Dieses wird nicht eigentlich verlesen, sondern Cicero hebt einzelne Bestimmungen heraus; er liest sie selber aus dem Edikt ab. § 89 *recitavi edictum* ist buchstäblich zu verstehen. Die Änderung des Manuzio

Recita edictum scheint mir nicht sachgemäß. — 75 verbessert Clark *ita levis esse* (Hss. *sint*). — 80 stellt er *Sebagninos* her (statt *Sebaginos*). — 90 wird von den Herausgebern *non* unrichtig zugesetzt. Weil Nävius die *praedia privata Quincti* nicht antastete, die *servos privatos Quincti* aus dem gemeinsamen Besitze verjagte, schließt Cicero, daß er sich den *ager communis* aneignen wollte; die Lesung *non omnis eiectos* stört diesen Schluß. Über die Lücke in § 60 vgl. JB. 1908 S. 226.

Pro Q. Roscio. Aus C. F. W. Müllers Ausgabe wurden herübergenommen: 39 a. Q., 48 a. C. Cluvio. § 23 soll im Text (zweimal) und Apparat die Zahl 600 000 stehen: IↃↃↃↃCCCIↃↃↃ, nicht IↃↃↃCCCIↃↃↃ. § 36 lese man *quid* (statt *quod*) *vero*, 40 *quorsum*. — § 47 *nunc omnibus inimicis necesse est castissimus et constantissimus esse videatur* scheint richtig („sogar allen seinen Feinden"); weder ist *inimicis* zu tilgen (nach Madvig) noch *civibus* (nach C. F. W. Müller) oder *non iniquis* mit Clark herzustellen. — § 48 *mihi veritas manum iniecit et paulisper consistere et commorari cogit* scheint mir natürlich; die Hand ist schon angelegt und jetzt gerade findet der Zwang statt. Weder *inicit* (Müller) noch *coegit* (Clark) scheint notwendig. Nach 16 *debeatur,* 17 *Q. Roscius,* 19 *arguebas* entferne ich das Fragezeichen. Nach eigener Vermutung schreibt Clark § 4 *noluerit* (Hss. *noluit*), 12 *pareat* (Hss. *peieres*), 22 ⟨*tibi*⟩, *C. Piso,* 25 *indicasti. Dic enim* (Hss. *iudiditionem*), *tabulas habes an non*? (vgl. JB. 1905 S. 247), 35 *assem* (Hss. *a se*). Nach zwei späten Hss. (ck) ist 41 aufgenommen: *numquid causae est* (Var. *causare*), *quin*.

Pro A. Caecina. Clarks Text dieser langen Rede weicht nur an 34 Stellen vom Text C. F. W. Müllers ab. § 6 ist *quod videtur* beibehalten gegenüber Pluygers' Änderung *quod videretur*. 34 ist das störende *ut* vor *hoc* nach Lambin getilgt; ich vermute: *num hoc.* 35 folgt Clark P. Faber: aut *ad praetoris* notionem atque animadversionem? Ebenso schreibt er nach Faber 36: *armatis* (Hss. *armatos*) se tibi obstitisse. Doch sagt Cicero sonst: armatis hominibus (4, 39, 62). Zu *saucius* § 41 wurde mit Zielinski *factus* gesetzt nach pro Tull 56 (Ernesti *sauciatus*). 54 licere, si via sit in *Bruttiis* immunita, agere, si velit, iumentum per M. Scauri Tusculanum. Hier ist eine Gegend bezeichnet, in der das Tusculanum des Scaurus lag; die Lesung *Brittiis* hat größere Wahrscheinlichkeit. 74 liest Clark: quae *nunc* (T *mina,* Madvig *in manu*) tua iure mancipi sint, 78 ita *probata* fides. — 79. defensionis Kayser und Müller, defensionis nostrae Clark, alle ohne eine Bemerkung, besser *nostrae* (T *nostrum*, Lambin *vestrae*) *defensionis* Baiter. Darauf schreibt Clark: Illud autem miror, *quem* (T cum) vos aliquid contra me sentire dicatis, *cur* (Hss. cum) eum . . nostrum *nominetis*. — 95. Nach *responderat* bietet der Bruxellensis B *esse aequum*, was Aufnahme verdient. — 97. Dubium esse nemini vestrum *certo*. Statt *certo scio*,

Digitized by Google

das doch zuviel sagt, möchte ich *credo* empfehlen. — 100. *adferant* Naug., Hss. *aderant*, doch B *edant*, wohl richtig.

De lege agr. I. § 2 schreibt Clark ansprechend: *praesens pecunia, certa, numerata.* — 13 behielt er *deferat*, indem er den Cod. Erlangensis (*referat*) nicht erwähnt. — 19 extr. ist nach *non videretis* ein Fragezeichen zu setzen; *credo* gehört zu *vobis novam dominationem comparare.*

De lege agr. II. 7. *ut, cum me intellegam . . . non et in hoc magistratu et in omni vita essem popularis*] Da die Gegenwart durch *intellegam* markiert wird, ist *essem* unerträglich und Müllers Annahme einer Attraktion nicht haltbar. Clark schreibt: *videar esse*; aber Cicero will nicht bloß volksfreundlich scheinen, sondern es sein. Ich billige die Vulgata *sim.* — 23. *Rullum cogitasse.* Clark fügt *illud* ein. Dies oder ein ähnlicher Zusatz scheint unentbehrlich. — 29. *rem gerere* (Klotz) ersetzt Clark durch *magistratum gerere.* — 44. Clark nahm Anstoß an der Clausula heroica *regionem illam petierunt*; er setzt *petiverunt.* — 48. *quam tu mihi ex ordine recita de legis scripto populi Romani auctionem*] Ussing tilgte *quam*, Clark ersetzte es durch *Quirites. Eam*; damit ist nichts erreicht. Hier ist *populi Romani* überflüssig. Es fehlt aber eine Bezeichnung des mit *tu* angeredeten Mannes. Aus dem nächsten Satz ergibt sich, daß hier zu lesen ist: *recita de legis scripto, praeco, auctionem.* — Nach *puto* fügt Clark *Auctio* ein (mit Lambin). Ich ziehe *Praeco* vor und füge es auch nach *Siciliam* ein. — 55 *quibuscumque in locis videatur* ist die heroische Klausel durch Tilgung des Verbs beseitigt; der Rest wird als Lemma des Gesetzes aufgefaßt; QVIBVSCVMQVE IN LOCIS. — 57. *qui publicus esse fateatur* scheint nicht erträglich; das Verb ist wohl zu ändern (*dicatur* oder *concedatur*?). Clark schreibt: *qui publicum se esse fateatur* mit einer kühnen Personifikation des *ager.* — 59. Clark nimmt *Horum erit nullum iudicium* in Schutz gegen *nunc iudicium,* indem er den Satz von den *furta* der *decemviri* versteht, da er sonst nur das Vorhergehende wiederholt. — Ansprechend ist 80 *Syriae ora* (E *Syriae rura*); *scriptura* (Gebhardt) weicht stark von den Hss. ab und paßt nicht recht in den Zusammenhang. — 81. *At vero hoc agri Campani vectigal cum eius modi sit ut cum domi si et omnibus praesidiis oppidorum tegatur, tum . . . solet.* Die Herstellung dieses Satzes bei Müller und bei Clark befriedigt nicht. Nach meinem Dafürhalten sind einfach die Worte *cum domi sit et* zu tilgen; *cum eius modi sit ut* ist Korrektur dazu. — An 11 Stellen dieser Rede, die C. F. W. Müller durch einen Stern oder ein Kreuz als noch ungeheilt bezeichnete, bietet Clark einen lesbaren Text; außerdem habe ich noch 70 Abweichungen gezählt, großenteils Verbesserungen. — 35. post*ve* ea] Das das a von postea lang ist, scheint diese Ergänzung Richters verfehlt. Man setze aut postea mit § 38. — 77 maiorive vestrum] Die Wiederholung des *ve* ist eine dem Cicero fremde

Digitized by Google

Klangspielerei. Besser ist *si maiori.* — 96 *agros vero Vaticanum et Pupiniam . . . conferendos non putabunt*] Diese Worte bergen einen Fehler. Entweder muß es heißen *agrum* oder *Vaticanos* oder (nach alten Ausgaben) *Pupinium.*

De lege agr. III. Von Valgius heißt es § 14 bei Baiter und C. F. W. Müller: *cum usque eo vicinos proscriberet, quoad oculis conformando ex multis praediis unam fundi regionem formamque perficeret*] Clark behält das überlieferte *perfecerit*; es ist wohl aus *perfecit* entstanden. Er schreibt nach eigener Vermutung *normamque*, Regelmäßigkeit, und das unverständliche *oculis* ersetzt er durch *angulos* (nach Gulielmius).

Pro C. Rabirio ad Quirites. Der Text dieser Rede weicht nur siebenmal von C. F. W. Müller ab. § 6 ist aufgenommen: *articulum* Zeitabschnitt (nach Lag. 26), 14 *simili iure* (nach Beck), 23 *et fuerit nulla vi* nach eigener Vermutung (Hss. *et fuerit in*), 31 *capitis* (ohne *rei*) *C. Rabiri nomine citantur.*

Pro Flacco. § 1 ist beibehalten: *honoris potius L. Flacci me adiutorem futurum quam miseriarum deprecatorem.* Wie Fritz Schöll in Wölfflins Archiv II, 207 gezeigt hat, ist *adiutorem* durch *praedicatorem* zu ersetzen (nach Isidorus). — 4. *Quem enim alium appellem?* Das vollkommen passende *alium* (wen sonst als euch) hat Clark nach den Scholien (Hildebrandt 34, 4) getilgt. A. du Mesnils Meinung, daß so der Singular richtig sei, bei Hinzufügung von *alius* der Plural eintreten sollte, ist mir nicht verständlich. Man muß auch bei *Quem enim appellem?* hinzudenken: *nisi vos.* — Iudicabitis . . . quid cum omnibus (nämlich *eius ordinis*) senseritis Hss., A. du Mesnil. Die Frage nach *iudicare* scheint hier nicht passend; Müller schrieb *quod*, Clark *indicabitis.* § 12 sind nach *timet* die bei Müller fehlenden Worte *ne quid cupide* beibehalten. — 31. Statt *eventus* liest Clark passend *ventus.* — § 41 ist *arborem fici* richtig; „der nie einen Baum gesehen hatte“ ist eine unsinnige Behauptung. — 56 lesen die Ausgaben nach der zweiten Hand von Lag. 6 *uno pecunia* (Hss. *una pecunia*), 57 *excitari in contione.* Clark stellte her: *universa pecunia* und (nach Hss.) *excitari contionum.* Unrichtig scheint mir 59 *si licuit* ⟨*uti*⟩ . . . *conlata* wegen des Fehlschlusses: was der Vater benutzen durfte, nahm der Sohn mit Recht weg. — § 64 liest Clark: Asiae *maritimam* (Var. *maximam*) oram bello superatam cinxit urbibus, non ut *victam* (Hss. *munitam*) coloniis illam *constringeret* (Σ *generaret*). — 69. quod est victa, quod *elocata,* quod serva facta] Die lange Bemerkung A. du Mesnils überzeugt mich nicht, daß *elocata,* wofür die meisten Hss. *est locata* bieten, richtig sei. Die gens Iudaeorum wurde doch nicht verpachtet, wie ein Grundstück, oder ausgemietet, wie ein Ochse oder Sklave; es hatte nur Steuern und Zölle zu entrichten. Auch bilden die Begriffe „besiegt, vermietet, geknechtet“ keine richtige Steigerung. Ich vermute: *domita.* — 73. *Sciunt haec omnes nobiles*

Digitized by Google

sciunt boni viri, sciunt denique nostri homines, sciunt mediocres negotiatores] Diese Worte machten den Erklärern viele Schwierigkeiten, aus denen A. du Mesnil kaum den richtigen Ausweg fand. Die *nobiles* sind wohl die vornehmen von Apollonis, die *boni viri* die ehrlichen Leute, die nicht zu den *nobiles* gehörten, die *nostri homines* sind vornehme Römer (Senatoren nach § 79 und Beamte in Asien), denen die gewöhnlichen Geschäftsleute, die in Asien waren, zur Seite gestellt werden. Clark schreibt *noti* statt *nostri*: er meint wohl: *apud nos noti*. — 74. *Emptiones falsas, praediorum proscriptiones cum mulieribus* (Var. *mulierculis*) *aperta circumscriptione fecisti. Tutor his rebus Graecorum legibus ascribendus fuit* Diese Sätze scheinen mir in der Ausgabe von A. du Mesnil richtig erklärt zu sein. Clark tilgt *mulieribus*, sodaß man *cum mulieribus* hinzudenken muß, da bei einem Kauf doch ein Verkäufer vorhanden ist. In der Kaufurkunde war der Vogt der Verkäuferin zu nennen, und er gab seine Unterschrift. Clark ersetzt *his rebus* durch *his mulieribus*, wodurch der Sinn der Worte nicht geändert wird. Er hat doch *ascribendus* kaum mit *instituendus, apponendus* verwechselt. Außerdem habe ich in dieser Rede 50 Änderungen gegenüber C. F. W. Müllers Text, darunter manche kleine Verbesserungen, gezählt.

In L. Pisonem. § 14 productus in contionem ab eo, cui *sic aequatum* praebebas consulatum tuum] Da nicht von Gabinius die Rede ist, sondern von P. Clodius (nach § 15 und Dio Cass. 38, 16, 6), so sind die Worte *sic aequatum* verderbt. C. F. W. Müller ersetzte sie durch *inlaqueatum*, Clark durch *sicam quandam* mit Verweisung auf Sest. 24 *consulatus tamquam gladius*. — § 15 Catilina wollte *interimere* (Var. *vi terrere*) *patriam*. Darnach setzt Clark: *vos adflixistis* nach meiner Vermutung (vgl. JB. 1901 S. 213) statt [*vos adiuvistis*]. — 21. Cicero ging nicht aus Furcht vor Clodius, Piso, Gabinius ins Exil, sondern weil die Triumvirn hinter diesen standen: aliis impendentibus tempestatibus non cessi, sed his unum me pro omnium salute obtuli. Er wich den Stürmen nicht dadurch aus, daß er sich den Triumvirn unterzog und ihre Pläne gegen den Senat zu unterstützen bereit war, sondern er setzte sich allein dem Ansturm des Clodius aus, der Verbannung und Vermögenskonfiskation. Die Ausgaben, auch Clark, setzen nach Mommsen *bis* statt *his*. Was sie sich unter *bis* vorstellen, verstehe ich nicht.— § 29 liest Clark: qui rem publicam senatus auctoritate servarat, qui omnis omnium gentium partis tribus triumphis devinxerat, is se in publico, is denique in Italia tuto statuit esse non posse. Das könnte man nur auf Pompejus beziehen. Die Worte *is denique in Italia* stehen in den Hss. nach *servarat* und sind von Cicero zu verstehen (Madvig *is domi se aut denique in Italia*). — 44 ist *fraudum* aufgenommen, nicht *fraudium*. — 67. *Est enim quaedam* (näml. luxuries), *quamquam omnis est vitiosa atque turpis, tamen ingenuo ac libero dignior*. Clark fügt hinter

Digitized by Google

quaedam mit V ein *quae* ein und ergänzt vor *tamen* ein *est*, wofür doch wohl *sit* stehen sollte. — 82. *tu me a tuis inimicitiis ad simultatem revocabis, sic tuis sceleribus rei publicae praeterita fata refricabis?* Clark ersetzt *revocabis* durch *veterem vocabis*. Darnach würde ich ein Fragezeichen setzen, um das Asyndeton erträglicher zu machen. — 87. *vectigalem provinciam, singulis rebus quaecumque venirent certo portorio imposito, servis tuis publicanis a te factam esse meministi.* Clark schreibt *populi Romani provinciam*, was nicht nötig scheint. Der Sinn des Satzes ist nicht klar; sicher ist, daß Piso hier einen Akt der Habgier begeht. Wahrscheinlich ist er von den Zollpächtern bestochen und duldet, daß sie mehr fordern als das *certum portorium*. Clark ersetzt *servis* durch *servam*; doch ist nun *tuis* auffallend. — 89. *innovasti* wurde in *renovasti* verändert. Außerdem wurden im Vergleich zu C. F. W. Müllers Text an fünfzig Stellen Konjekturen beseitigt oder andere Lesarten der Hss. aufgenommen.

Pro Rabirio Post. § 4. *quamvis patrem suum numquam viderat*] Laurand hielt dies für familiären Stil (JB. 1909 S. 97); Clark setzt *quamquam*. — 8. nec praedes dati nec ex bonis populi seruari lex aequa est] Mommsen las: *populo universa pecunia exacta est*. Aus *servaril* möchte ich eher (nach § 37) *summa lit*(*ium*) herstellen als universa pecunia. Clark meint, eine Notiz *lex aequa est* habe die Worte Ciceros verdrängt, und schreibt: *populo universae lites solutae*. Jene Notiz hätte nach dem Folgenden lauten müssen: *lex antiqua est*. — 28 dioecetes (hoc enim nomine utitur *quiaretiae*). Statt *qui ea regit* (Madvig) vermute ich *quaestor*. — § 41 wurde bisher nicht richtig hergestellt. Ich würde lesen: nisi vero hoc mediocri virtute effici potest, ut tantus ille vir (nämlich Caesar) tanti ducat hunc ... et in tanta fortuna sua ut aliena respicere *mala velit, cum in* tanta occupatione maximarum rerum, quas gerit et gessit, vel oblivisci aliorum non sit mirum vel, si meminerit, oblitum esse se facile possit probare. — Richtig ist wohl 47 *in patriam* reductos (vgl. 39 vidit in vinclis familiaris suos, die er dann befreite).

3) Albert C. Clark, The Cursus in Mediaeval and Vulgar Latin. Oxford 1910, Clarendon Press. 31 S. 8. 2 *M*.

Der Sophist Thrasymachus erstrebte zuerst mit Überlegung durch rhythmische Silbenfolge und metrische Schlüsse der Perioden und Kola rednerische Effekte und führte so die Klauseln in die rhetorische Technik ein. Gorgias, Isokrates, Demosthenes und spätere Redner bildeten diese Anfänge weiter aus, und so ging die Klauseltechnik auf die Römer über, zumal auf Cicero. Zielinski hat Ciceros Klauseln am eingehendsten untersucht. Jetzt befaßt er sich mit den Kola, deren er in Ciceros Reden 130 000 zählt,

Digitized by Google

und hofft, bald wichtige Schlüsse hierüber veröffentlichen zu können. Im Anschluß an Zielinski führt Clark die Hauptformen der Klauseln in Ciceros Reden vor. Sie finden sich auch in manchen der Briefe Ciceros ad familiares und in dem Commentariolum petitionis des Quintus Cicero. Caesar, Sallust, M. Brutus, Nepos, Livius, Tacitus verschmähen metrische Klauseln; dagegen die späteren Autoren sind fast alle von ihrem Zauber beherrscht, so Minucius Felix, Cyprian, Symmachus, Sidonius Apollinaris.

In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts kam der Cursus mixtus auf, indem in den Klauseln eine betonte Kürze statt einer Länge eintreten konnte. Die Form –⏑––⏑ konnte nun durch genus humanum oder numerum facit, –⏑––⏑– durch bona remedia, –⏑––⏑–⏑ durch faciunt mèritorum ersetzt werden. Diese Mischung metrischer und rhythmischer Elemente findet sich bei Ammian, Vegetius, Ambrosius, Hieronymus, Augustin, Boethius. Nach Clark stammt sie aus dem Vulgärlatein. Er weist sie nach in Ciceros Briefen an Atticus (IV, 5), in einem Brief des Caelius an Cicero (VIII, 6, 3), bei Petron, Vitruv, Frontin.

Von 600 bis 1000 nach Chr. scheint der Rhythmus aus der Prosa fast ganz zu verschwinden. Dann dringt er wieder durch, bis er beim Wiederaufleben der Wissenschaften als Spielerei beseitigt wird.

4) **Theodor Mommsen, Juristische Schriften.** Dritter Band, herausgegeben von B. Kübler. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. XII und 632 S. 8. 15 *M*. S. 546—566.

Hier ist Mommsens 1845 erschienene Rezension des ersten Bandes von Kellers Semestria, worin über Ciceros Reden für P. Quinctius und A. Caecina gehandelt wird, wieder abgedruckt. Da Kellers und Mommsens Erörterungen und Vermutungen die Erklärung dieser beiden Reden bis heute beherrscht haben, so gehe ich hier auf Mommsens Meinungen ein.

Nach Mommsen sprach Cicero in der causa Quinctiana nur über einen „Incidentpunkt in einem andern Prozeß, in dem der Kläger Sextus Naevius von P. Quinctius Satisdatio iudicatum solvi forderte ex formula: *quod ab eo petat, cuius ex edicto praetoris bona dies XXX possessa sint* . . . In dieser Sache gingen Beweis und Gegenbeweis auf die Frage: *an Sex. Naevius bona P. Quinctii ex edicto praetoris dies XXX possederit* . . , ob Quinctius *bonorum possessio* erlitten habe oder nicht“. Die Frage hieß böswilliger Weise: ob Quinctius nicht *bonorum possessio* erlitten habe. Nach dieser Feststellung „konnte denn das vorläufig gehemmte Verfahren *in iure* im Hauptprozeß seinen Fortgang nehmen“. Quinctius hatte diese Fragestellung angenommen, um den „Hauptprozeß“ zu verhindern. Die Richter erklärten denn auch, daß seine Güter nicht in Beschlag genommen waren und der „Hauptprozeß“ nicht stattfinden dürfe.

Digitized by Google

Nahm Quinctius die Formel des Näevius an, so gab er zu: bona sua ex edicto praetoris possessa esse. Deshalb *non recusabat Quinctius, quin ita satis dare iuberet: si bona possessa essent ex edicto*; er war zur Satisdatio bereit nach der Formel: *si bona possessa essent*. In diese Formel setzte aber Cn. Dolabella ein *non* ein. Mehrere Stellen der Rede sind nur dadurch verständlich, daß man darin eine Vergleichung der Untersuchung über die bonorum possessio nach der hergebrachten Formel und nach der neuen Formel annimmt (44, 67, 71, 85, 96). Nach Mommsen dagegen suchte Quinctius „die gehässige und gefährliche Untersuchung über die bonorum possessio womöglich zu vermeiden und bot darum Naevius im Wege des Vergleichs eine vertragsmäßige cautio iudicatum solvi an". „Quinctius weigerte sich nicht in der angegebenen Weise Bürgschaft zu leisten, wofern bonorum possessio gegen ihn stattgefunden hätte; daß aber dieselbe stattgefunden, stellte er in Abrede". Von den Worten „daß aber dieselbe stattgefunden, stellte er in Abrede" bei Cicero steht nichts; wir müssen vielmehr den Text so interpretieren, daß sich ohne diesen Zusatz ein klarer Sinn ergibt. Die beiden Bestimmungen „in der angegebenen Weise" (d. h, weil seine Güter gepfändet waren) und „wofern bonorum possessio gegen ihn stattgefunden hätte" sind mit einander nicht vereinbar.

Die Anwälte des Quinctius wollen vom „Hauptprozeß" nichts wissen, weil er nur gegen den gerichtet wird, cuius bona dies XXX possessa sint. Es ist unrichtig die Worte *demonstrabant de re iudicium fieri oportere* so auszulegen: „Sie forderten sofortiges Erkennen des Hauptprozesses ohne Satisdatio". Vielmehr verlangten sie nach der Formel *si bona possessa essent ex edicto*, und der gesunde Menschenverstand forderte es, daß der angebliche Gläubiger Naevius, der vom Prätor die zwangsweise Eintreibung seiner Forderung, die Ermächtigung zur Versteigerung der Güter des Quinctius begehrte, das Bestehen einer rechtsgültigen Forderung und die gesetzliche Durchführung des Pfändungsverfahrens beweise. Dies war *usitata consuetudo* (§ 67). Hätte Naevius diesen Beweis erbringen können, so hätte der Prätor keinen Grund gehabt, dem Quinctius das *iudicium usitatum* (§ 71) zu verweigern. Indem er aber in die von Quinctius verlangte Rechtsformel (auf Betreiben des Hortensius und Philippus, nach § 9) ein *non* einsetzte und ihn zu einer *postulatio ante hoc tempus ne fando quidem audita* (§ 71) zwang, erließ er dem Naevius den Beweis für seine angebliche Forderung und nötigte den Quinctius gegen alles Recht, als Sponsionskläger gegen Naevius aufzutreten, da es sonst jedermann freistand, ob er eine Sponsionsklage anheben wolle oder nicht. So konnte Naevius' Anwalt Hortensius zuletzt sprechen, und da ihm Quinctius nichts mehr erwidern durfte, schien seine Redegewalt dem Naevius den Sieg und den gewünschten Raub zu sichern.

Da also Mommsen übersah, daß die Worte § 31 *si bona possessa*

Digitized by Google

essent ex edicto eine Rechtsformel enthalten, so konnte er sich über das „Unrecht" des Dolabella nicht klar werden und meinte, daß Cicero übertreibe. Er zog dann zur Vergleichung eine Stelle aus Livius (39, 43) herbei. Der alte Cato sagt bei Cicero (Cato m. 42): Invitus feci, ut fortissimi viri T. Flaminini fratrem, L. Flamininum, e senatu eicerem, sed notandam putavi libidinem, quae cum probro privato coniungeret imperii dedecus. Nachdem also die Censoren den L. Quinctius aus dem Senate ausgestoßen hatten, hielt Cato ihm in einer Ansprache seine Sünden vor, namentlich daß er als Konsul in Gallien vino et Venere amens in convivio nobilem Boium durchbohrt hatte. Da ihm die Abstrafung dieses durch Adel und Ehren hervorragenden Mannes peinlich war hatte er die Tatsachen genau festgestellt und wollte, um alle zu überzeugen, dem L. Quinctius selbst ein Geständnis abnötigen. Während die andern sechs Ausgestoßenen keine Widerrede wagen durften, erlaubte er diesem, sich zu verteidigen, öffentlich vor den Censoren, selbst und sofort, ohne Anwalt und Zeugen. Da aber zu erwarten war, daß Quinctius von seinen Schandtaten, um Mitleid zu erregen, auf viele andere Dinge abschweife, so engte Cato ihn durch eine Sponsio (si haec facta essent) ein: in extrema oratione Catonis condicio Quinctio fertur, ut, si id factum negaret ceteraque, quae obiecisset, sponsione d e f e n d e r e t sese; sin fateretur, ignominiane sua quemquam doliturum censeret? Cato wußte wohl, daß L. Quinctius auf eine solche Verteidigung verzichten müsse. Nicht entfernt aber dachte er daran, die Autorität der Censur zu schwächen und sich als Censor mit L. Quinctius wegen der Nota censoria in eine Gerichtsverhandlung einzulassen. Die Habe des L. Quinctius kam gar nicht in Frage, während Naevius Ansprüche an die Habe des P. Quinctius erhebt. Dieser forderte mit der Formel *si bona possessa essent ex edicto* eben das Verfahren des Cato; er verlangte Aufklärung über seine angebliche Verschuldung, um sich dagegen zu verteidigen. — Dazu nimmt Mommsen Cic. in Pis. 55: Cum ego eum Caelimontana porta introisse dixissem, sponsione me, ni Esquilina introisset, homo promptus lacessivit. Aus diesen zwei Stellen schließt er: „Es war ein alter Gebrauch bei den Römern, daß derjenige, dem eine ehrenrührige Handlung schuldgegeben war, den Beleidiger dadurch der Unwahrheit überführte, daß er von ihm eine Summe sich versprechen ließ, wofern die Beschuldigung falsch sei", als ob Cato die Unwahrheit gesprochen, L. Quinctius die Sponsio aufgenommen und der Wettende (spondens) nicht die gleiche Summe einsetzte. Dem P. Quinctius konnte keine ehrenrührige Handlung vorgehalten werden; Mommsen aber nimmt an, „daß Quinctius sittlich gezwungen gewesen sei, sich von der ehrenrührigen Beschuldigung, die Naevius gegen ihn vorgebracht, durch eine Sponsion zu reinigen", und daher, als der Prätor eine Untersuchung über die *bonorum possessio* anordnete, selbst diese Weise der Ent-

Digitized by Google

scheidung wählte, nach der er priore loco reden mußte. „Gerecht muß Dolabellas Entscheidung doch gewesen sein, da Quinctius sich nicht über sie beschwerte“. Cicero sagt im Gegenteil, daß Quinctius zu einer Sponsio bereit war, aber gegen *sponsionem istius modi* protestierte: „Dolabella iniuriam facere fortissime perseverat; aut satis dare aut sponsionem iubet facere et recusantes nostros advocatos acerrime submoveri“. Die erzwungene Klage des Quinctius lautete etwa: Dem Sex. Naevius soll die Rechtsformel *quod petat* etc. versagt sein und er soll die Wettsumme an mich verlieren, wenn meine Güter nicht ediktgemäß von ihm in Beschlag genommen waren.

Undeutlich ist mir auch Mommsens Ansicht, daß des Quinctius „Stand als Kläger nicht schwieriger war wie als Beklagter“, da ihm eine Replik auf die Rede des Gegners von vornherein verweigert wurde, gewiß nicht durch die Gerechtigkeitsliebe des Prätors und Quinctius' freien Entschluß.

Das prätorische Edikt durfte nur gegen einen sich dem Rechtsgang entziehenden Schuldner angewandt werden. Im ersten Hauptteil, § 37—59, tut Cicero dar, daß Naevius von Dolabella auf betrügerische Weise die Erlaubnis erlangt habe, das Edikt gegen Quinctius anzuwenden. Während einzelne Gelehrte diesen Teil als unnütz und überflüssig ansehen (vgl. JB. 1908 S. 223), erklärt Mommsen mit Recht, daß Quinctius siegen mußte, wenn die Richter sich überzeugten, daß er dem Naevius nichts schulde oder daß er als Schuldner kein Vadimonium versäumt habe.

Der die Klauseln des Edikts enthaltende § 60 ist fehlerhaft überliefert. Hotman und Lambin haben wohl richtig vier Klauseln angenommen (vgl. JB. 1908 S. 226). Nach Mommsen ist ihre vierte Klausel nur eine „durch Interpretation hinzugekommene Erweiterung der zweiten Klausel“. Aber daß die Bestimmung *qui exilii causa solum verterit* bloß durch die Frage *Quo tempore?* abgefertigt und dann die schon abgelehnte zweite Klausel mit den Worten *Existimas oportuisse absentem Quinctium defendi* in erweitertem Sinn wieder aufgenommen werde, ist mir ganz unwahrscheinlich. Ebenso unrichtig scheint mir die Angabe, daß Alfenus den abwesenden Quinctius ungenügend verteidigt habe (vgl. JB. 1908 S. 228). Einleuchtend dagegen ist folgende Erwägung: Infolge der vom Volkstribun Brutus gedrohten Interzession stand Naevius von der bonorum possessio ab und vereinbarte ein Vadimonium mit P. Quinctius auf den 13. Sept. 83. Durch dieses neue Vadimonium gab er den Grund eines vadimonium desertum, den er für das Verlangen der Anwendung des prätorischen Ediktes auf seinen Schuldner P. Quinctius geltend gemacht hatte, selber preis, und der Richter konnte seine angebliche bonorum possessio nicht als gültig anerkennen.

In dem Prozeß des A. Caecina war Caecina Kläger gegen Sextus Aebutius auf Grund eines Interdiktes de vi armata.

Digitized by Google

Mommsen nimmt mit Keller an, daß es Caecina war, der nach § 19 den Arbiter verlangte. Da aber Caecina von Aebutius nichts zu fordern hatte, so bin ich mit Bögli (vgl. JB. 1906 S. 189) der Meinung, daß Aebutius den Schiedsrichter forderte. Ein solcher trat aber offenbar nicht in Funktion; denn als Caecina gegen diesen *terror litium* nichts einwendete, stand Aebutius von der Forderung ab, um seine Chikanen fortsetzen zu können.

Es werden dann die Interdikte de vi und de vi armata besprochen (vgl. JB. 1906 S. 191). Mommsen urteilt: „Wenn Caecina gesiegt hat, so hat die Beredsamkeit einen traurigen Triumph über das gute Recht davongetragen". Dieser Meinung kann ich nicht beistimmen. Die Richter, und zwar sachverständige recuperatores, verfuhren mit höchster Vorsicht. Sie hatten sich die Sache von den Parteien vorher schon zweimal auseinandersetzen lassen und beidemal das Urteil verschoben (§ 6). Wir haben nun nur die nicht vollständige Rede des Klägers bei der dritten Verhandlung, die von Mommsen ungenau interpretiert wird. Es ist mir durchaus gläubwürdig, daß die Richter gehofft hatten, Aebutius werde in Erkenntnis seines Unrechtes das Interdikt vollziehen und die gesetzliche Erledigung des Eigentumsstreites, die er durch gewaltsame Vertreibung der Gegenpartei gestört hatte, ermöglichen und das Gericht dadurch der Nötigung entheben, ihn mit ignominia zu belegen. Ein Rechtsagent, der „den auf seinen Namen gestellten Kaufbrief" über ein großes Gut in der Tasche und den Pächter zum Zeugen seiner Besitzergreifung hat, wie M. S. 561 meint (während nach Cicero § 7 Aebutius den auf den Namen der Caesennia lautenden Kaufbrief unterschlug und nach § 94 der Colonus bisher nur mit Caesennia und Caecina geschäftlich verkehrte), der schlägt nicht so ungesetzliche und mit Ehrenschmälerung bedrohte Wege ein, um ja nicht sein Eigentumsrecht beweisen zu müssen.

Nach § 104 hat Cicero nicht nur über den Besitz, sondern auch über das Eigentumsrecht Caecinas an dem streitigen Gute gespochen (*fundum esse Caecinae*); er hat dargetan, daß Aebutius das Gut für Caesennia gekauft und daß s i e es bezahlt hatte. Das hat Mommsen übersehen. Diese wichtige Beweisführung ist leider in § 95 ausgefallen. Damit wird Mommsens Satz hinfällig: „Besaß jene nur propter usumfructum, so konnte begreiflicherweise der Erbe auf diesen Titel nicht provozieren, und es ist daher eine Chikane Ciceros, wenn er auf den Besitz Caesennias propter usumfructum irgend ein Gewicht legt". Das tut Cicero auch nicht. Er sagt nur, der Gegner leugne nicht, daß Caesennia propter usumfructum das Gut besessen habe; nach ihrem Tode aber habe der Colonus bisher in dem gleichen Pachtverhältnis zu Caecina gestanden, wie vorher zu Caesennia; so gut als Caesennia habe also nach ihr Caecina das Gut besessen. Dann fuhr er in der Lücke fort, Caesennia habe in Wirklichkeit nicht den ususfructus

Digitized by Google

des Gutes gehabt, sondern das Eigentum, und Eigentum und Besitz seien von ihr auf den Erben Caecina übergegangen.

Der Beweis konnte auf folgende Weise geführt werden. Bei der Steigerung, da Aebutius das Gut kaufte, waren noch andere Güter unter den gleichen Bedingungen versteigert worden. Es war nun leicht festzustellen, daß Caesennia seither an diesen Grundstücken keinen ususfructus mehr hatte, sondern daß sie, als sie durch das Testament des Sohnes partem maiorem bonorum erbte, dafür den mit dem Sohne gemeinsam besessenen ususfructus verlor. Dadurch ergab sich für die Richter der unabweisbare Schluß, daß sie das nun von Aebutius beanspruchte Gut nicht, wie dieser behauptete, deswegen besaß, weil usus eius fundi et fructus testamento viri fuerat Caesenniae (§ 19), sondern weil sie in dem von ihrem Sachwalter Aebutius auf die Seite geschafften Kaufbrief als Eigentümerin eingeschrieben war. Solange Caesennia Anteil am ususfructus hatte, war ihr Sohn Besitzer des Gutes; erst nach der Ersteigerung fundum possedit locavitque (§ 17 u. 19). Hätte Aebutius das Gut für sich gekauft, so hätte er es selbst übernommen und nötigenfalls der Caesennia statt ihres Anteils am ususfructus einen Zins entrichtet, wie vorher ihr Sohn; sie wäre nie Besitzerin des Gutes geworden, da sie ja nur den halben ususfructus gehabt hatte.

5) Richard Heinze, Ciceros politische Anfänge. Des XXVII. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften No. XXVII. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 66 S. 4 2,60 *M*. — Vgl. C. Bardt, Berliner philologische Wochenschrift 1910 Sp. 426—433.

Über seine Stellung zu den Parteien während des ersten Bürgerkrieges äußerte sich Cicero 80 v. Chr. in der Rede für Sextus Roscius, indem er § 136 den Satz begründete: non vereor, ne quis alienum me animum habuisse a causa nobilitatis existimet. Heinze übersetzt die Stelle und erläutert sie durch mancherlei Erwägungen. Cicero war kein leidenschaftlicher Parteigänger der Nobilität; doch scheint er hier seiner wirklichen Gesinnung Ausdruck gegeben zu haben.

81 v. Chr. übernahm er die Verteidigung des P. Quinctius in einem Civilprozeß gegen Sex. Naevius. Heinze geht mehr als nötig auf diesen Handel ein, ohne Klarheit zu schaffen. Er irrt S. 956 mit Mommsen in der Meinung, daß Cicero über die iniuria des Prätors Stillschweigen beobachte. Unnütz ist seine Annahme, daß Dolabellas Anordnung „nicht eigentlich ungerecht" war; dieser ist bald nachher wegen ruchloser Verwaltung Asiens gerichtlich verurteilt worden und hat Ciceros Vorwurf der *summa iniuria* (§ 10) bestätigt. Ebensowenig taugt die Ausrede: „Wahrscheinlich

Digitized by Google

stand Dolabella selbst vor einem Novum." Daß der Schuldner sich den Zwangsmaßregeln widersetzte, wurde als selbstverständlich angesehen und entschuldigte die Härte der Prätoren (Sall. Cat. 33 nicht. Richtig fühlte Heinze, daß die dem P. Quinctius von Dolabella angewiesene Prozeßstellung eine sehr ungünstige war, stellte sich aber das Verfahren des Censors Cato. bei Liv. 39, 43 gegen L. Quinctius nicht richtig vor, indem er S. 955 schrieb: „Wenn in dem Fall, den Mommsen (Jur. Sch. III 551) zum Vergleich heranzieht (Liv. 39, 63), Cato den C. Quinctius aufforderte, sich gegen die Beschuldigung, vor Zeugen einen Mord begangen zu haben, durch eine sponsio zu verteidigen, so war es hier gleichgültig, wer vor Gericht zuerst sprach: es kam doch alles auf die Aussage der Zeugen an. Und ähnlich werden die meisten Fälle, wo Infamie gerichtlich deklariert wurde, gelegen haben. Hier dagegen kam es nicht auf die einfache Konstatierung eines Faktums, sondern auf die Konstatierung und juristische Beurteilung eines aus vielen Einzelheiten zusammengesetzten Tatsachenkomplexes an, da konnte es in der Tat verhängnisvoll werden, wenn Hortensius Argumente vorbrachte, die Cicero nicht hatte voraussehen können und gegen die dann eine Replik nicht möglich war".

Heinze stellt die Momente zusammen, die Hortensius wohl zu seiner Erwiderung verwendete. „Es mußte motiviert werden, warum Naevius erst jetzt das Verfahren in Gang brachte: Hortensius machte die Beschwerde des Naevius über die Rechtslosigkeit der letzten Jahre zur seinen" (68). Die Worte in § 68 beziehen sich auf das Jahr 83 bis zur Rückkehr des Quinctius aus Gallien. Die Unterlassung des Verfahrens im J. 82, da Naevius und Quinctius zusammen die Güter des geächteten Alfenus kauften, ist damit nicht erklärt. Cicero „gibt zu, daß nicht nur der populare Prätor Burrienus ungerechte Entscheidungen fällte, sondern es damals auch andere gab, die in frevelhafter Weise eine angemaßte Gewalt ausübten. Aber er behauptet einmal, daß eben dies ja die Freunde des *Quinctius* gewesen seien, und zweitens, daß die jetzigen Freunde des *Quinctius* durch rücksichtslose Ausnutzung ihres Einflusses das Recht zu beugen suchten". Hier ist *Quinctius* durch *Naevius* zu ersetzen. Cicero nötigt den Hortensius, „zunächst den Verdacht, als wolle er vor Gericht seinen politischen Einfluß geltend machen, von sich abzuweisen".

Heinze glaubt, daß Cicero dem P. Quinctius zum Siege verhalf und ungesäumt seine Rede abschriftlich verbreitete.

Gegen den Übermut der Sieger aufzutreten, sah sich Cicero im J. 80 genötigt beim Prozeß des Sex. Roscius. Des Angeklagten nahmen sich Mitglieder der höchsten Aristokratie an. Sein Hauptgegner war Chrysogonus, ein Freigelassener und Günstling Sullas; doch trat er nicht offen hervor und es bleibt unklar, wie der Ankläger Erucius dessen Interesse für die Verfolgung des Sex. Roscius begründete (§ 132). Heinze erzählt kurz den Handel

Digitized by Google

und setzt die politischen Umstände geschickt auseinander; etwas unvorsichtig ist er im Ausdruck. Cicero bleibt dabei, daß die Tötung des Vaters Roscius ein strafbarer Mord war und die spätere Einschmuggelung seines Namens in die Proskriptionsliste kein Recht schuf zur Wegnahme seiner Güter. „Denn wenn auch nur eine Möglichkeit vorhanden war, den Freispruch des Angeklagten hinzustellen als motiviert nicht durch seine erwiesene Unschuld, sondern durch sein Recht, den proskribierten Vater zu töten (es sollte etwa heißen: sondern durch die nachträgliche Ächtung des ermordeten Vaters), so blieb einerseits das Odium des Vatermordes auf Roscius lasten und alle weiteren Schritte zugunsten seiner Restitution wurden aufs äußerste gehemmt; und anderseits war die Gültigkeit der Proskription damit so gut wie zugegeben". Merkwürdig ist die Notiz: „Daß zwischen ihm und dem Vater eine Entfremdung bestand, bemüht sich auch Cicero vergebens zu widerlegen, und Roscius Capito hätte es im Zeugenverhör bestätigt". Obwohl Capitó dem Angeklagten drei Güter geraubt und mit dessen Vater in Feindschaft gelebt hat, soll sein Zeugnis glaubwürdig sein.

War Cicero in diesen zwei Reden gegen Übergriffe sullanischer Parteigänger aufgetreten, so bekämpfte er in der Rede pro Arretina muliere noch zu Lebzeiten Sullas vom juristischen, nicht politischen Standpunkt mit Erfolg ein Gesetz des Diktators, durch das er municipiis civitatem ademit, und legte damit einen Grund für seine Popularität in den Municipien.

Welche Stellung Cicero in den Parteikämpfen der Jahre 78—70 einnahm, wissen wir nicht sicher. Der Senatorenstand kompromittierte sich im Inneren durch die Bestechlichkeit der Richter, in den Provinzen durch Ausbeutung der Untertanen. Cicero wurde allmählich in die Interessen des Ritterstandes hineingezogen. Mit Cn. Pompejus scheint er noch nicht in persönlichen Beziehungen gestanden zu haben. Heinze erniedrigt den Cn. Pompejus S. 980 zu einem homo novus, indem er ihn mit Q. Pompejus verwechselt. Da Cicero nicht als Vertreter der Volkspartei eine politische Rolle spielen mochte, bewarb er sich 70 um die Ädilität, obwohl das Volkstribunat nach dem Gesetz des Cotta vom J. 75 den Weg zu den höheren Ämtern nicht mehr verschloß. „Von der Notwendigkeit einer sozialen Reform hat sich Cicero vermutlich damals so wenig wie später überzeugen lassen". Er sah wohl, daß die soziale Gefahr in erster Linie von der Sklaverei herrührte, und trat stets für eine menschliche Behandlung der Sklaven ein. Heinze erwähnt die Erschütterung Italiens durch den Sklavenkrieg mit keinem Wort. Die Proskriptionen und Kolonien Sullas begeisterten Cicero nicht für Reformen.

Die Anklage des Verres soll Cicero unternommen haben teils wegen der inständigen Bitten der Sikuler, teils um das Ansehen der römischen Gerichte im Ausland wieder zu heben; Heinze

Digitized by Google

hält diese Angabe für richtig. „Daß in Verres zugleich die extreme Nobilität getroffen wurde, konnte Cicero freilich von der Anklage nicht abhalten“. Schon im Vorgefecht mit Caecilius charakterisiert er den Prozeß als ein Ereignis von politischer Bedeutung. Er klagt das herrschende Regiment und die Gerichte der Korruption an. Dennoch will er nicht Wortführer der Volkspartei sein. In der Actio I stellt er sich niemals in Gegensatz zum Senat und deutet an, daß er an den Bestrebungen für eine Änderung der Gerichtsverfassung nicht beteiligt sei. Freilich trat er den Wünschen der Ritter nach Teilnahme an der richterlichen Gewalt auch nicht entgegen und durfte dies nicht tun im Interesse seines Prozesses; „in Wahrheit ist es weniger die ungünstige Stimmung der Geschworenen als die Empörung des durch die sizilischen Zeugenaussagen aufs höchste erbitterten Volkes gewesen, die dem Hortensius die Verteidigung aussichtslos erscheinen ließ“ Die Verrespartei rechnete darauf, im nächsten Jahr noch senatorische Gerichte zu haben, und wurde nur durch das ungewöhnliche Verfahren Ciceros verhindert, den Prozeß in dieses Jahr zu verschieben. Ein persönliches Moment spielte hier mit, indem Cicero in dem Verteidiger Hortensius seinen einzigen Nebenbuhler in der Redekunst überwand.

Wir wissen nicht, wie es kam, daß Cicero bald nach der Verurteilung des Verres den M. Fonteius in dem von den Galliern gegen ihn angestrengten Repetundenprozeß verteidigte, zumal da uns nur Stücke der Schlußrede bei der zweiten Actio erhalten sind. Cicero sprach im Anfang der Rede über den Unterschied zwischen Verres und Fonteius. Die Verteidigung des P. Oppius, der als Quästor in Bithynien vom Prokonsul M. Cotta entlassen und auf Grund eines von Cotta an den Senat gesandten Schreibens angeklagt war, quod de militum cibariis detraxisset et quod voluisset exercitum largiendo corrumpere, war zugleich ein Angriff auf den hochadeligen Cotta. Die Frage „Liegt vielleicht bei Quintilian eine Verwechselung mit der Cluentiana vor?“ darf man verneinen. Es war für den Ritterstand peinlich, wenn Oppius seinen Rang im Senat als Quaestorius verlor und unter die Ritter zurückversetzt wurde.

Vortrefflich und überzeugend ist, was Heinze über die Rede de imperio Cn. Pompei schreibt. Die bisher an dieser Rede geübte Kritik, zumal von Schanz und Neumann, ist verfehlt. Heinze macht drei Dinge klar: 1) Cicero war, wie die Mehrheit des Senates, mit dem Antrage des Manilius einverstanden; eine energische Führung des Krieges in Asien war notwendig und nur von Pompejus zu erwarten; ein positiver, Erfolg versprechender Gegenvorschlag lag nicht vor. 2) Nach seiner ehrenvollen Wahl zum Prätor konnte Cicero als der bedeutendste Redner unter den damaligen Beamten in dieser Sache dem Volke seine Meinung nicht vorenthalten, wenn er nicht als Gegner der Vorlage erscheinen

Digitized by Google

wollte. Wurde sie nur durch Caesar vertreten, so war ihre Annahme ein Sieg der Volkspartei; Cicero empfiehlt sie hauptsächlich im Namen des Ritterstandes, der Geldaristokratie, nicht um die Gunst des Pompejus zu gewinnen, wie er denn richtig sagt, daß diese ihm weniger nützen könne, als die Mißgunst des hohen Adels, die er sich zuziehe, ihm schaden werde (§ 71). 3) Wenn Hortensius und Catulus, die Vertreter der strengen Optimaten, die den Staat als ihr Eigentum betrachteten, wirklich den Bestand der Republik durch Übertragung einer solchen Macht an Pompejus für gefährdet erklärten (nach Schanz), was unwahrscheinlich ist, so gebot Cicero die einfachste Vorsicht, den Liebling des Volkes nicht gegen die Unterschiebung hochverräterischer Absichten zu verteidigen. Die oligarchischen Staatshäupter fürchteten nur, Pompejus könnte mit einer Autorität aus Asien zurückkehren, die das Regiment der *pauci* erschüttere. Cicero vermeidet es geschickt, Fragen der inneren Politik zu streifen. Er ist nicht Redner der Volkspartei, sondern des populus universus mit Einschluß der Ritter und der Senatsmehrheit und wendet sich gegen die *pauci principes,* wie in den Verrinen. „Gegen diese Kaste wird denn auch hier mit größter Schärfe der Vorwurf erhoben, daß ihre in der Provinzialverwaltung betätigte Habsucht, Härte und Willkür größtenteils schuld sei an den auswärtigen Schwierigkeiten Roms, daß die socii unter ihrem Drucke seufzten, daß sie Rom bei den fremden Nationen verhaßt gemacht hätten; diese *vitia* anderer, von denen Pompejus frei ist, empfehlen ihn so gut wie seine eigene *virtus*".

Ferner trat Cicero während seiner Prätur in einer Contio auf, da ein Volkstribun vom Sohn des Diktators Sulla Ersatz der öffentlichen Gelder forderte, die sein Vater eingenommen und nicht restituiert hatte. Während die extremen Aristokraten die Verfolgung der Sache durch einen Senatsbeschluß niederschlagen wollten, war Cicero für eine gerichtliche Entscheidung, aber zu günstigerer Zeit, und die Richter lehnten dann eine Anklage ab, weil „der Stand des Angeklagten gegenüber einem Volkstribun als Ankläger zu ungünstig sei". Auch in der Rede für Cluentius tadelt er den L. Quinctius, weil er im J. 74 als Volkstribun das Volk in Contionen aufgehetzt hatte, und weist auf die Gefahr hin, die dieses agitatorische Treiben der Tribunen jedem Bürger bringen könne.

Gleichwohl sprach er am Ende des J. 66 in einer Contio, von den neuen Tribunen gedrängt, zugunsten des repetundarum angeklagten C. Manilius. Als dieser dann aber im J. 65 de maiestate angeklagt und verurteilt wurde, scheint er ihn nicht verteidigt zu haben.

Im J. 67 beantragte der Volkstribun C. Cornelius, ne quis nisi per populum legibus solveretur, während bisher die wenigen Mächtigen in schwachbesuchten Senatssitzungen solche Privilegien

Digitized by Google

RSH. Halm, Kayser, Peterson tilgen *negotiatores*; die geringeren Hss. bieten *negotiatoresque* „das Zeugnis der Sizilier und der Kaufleute". B. vermutet: testis Siculos *Siciliaeque* (oder *nostrosque*) negotiatores. Dadurch wird die Verbindung *testis* . . . *negotiatores* gestört. — § 81. Quam ob rem si suscipis domesticae laudis patrocinium] Diese Worte knüpfen enge an das Vorhergehende an; der Nachdruck fällt auf das Verb *suscipis*. B. empfiehlt: si *tu* suscipis. Mir scheint *tu* hier ebenso wenig passend, wie vorher bei *non praecerpo* ein *ego* wäre. — § 90 erklärt Busche: Das Geschick der Sikuler hat dir jetzt den C. Marcellus zum Richter gegeben, so daß wir dich durch die Richterpflicht eben des Mannes, an dessen Statue unter deiner Prätur die Sikuler gebunden wurden, hier (*istic* Madvig, Hss. *isti*) gebunden und gefesselt sehen (*videamus* Lambin, Hss. *dedamus*). — § 102. An minime mirum] Vgl. JB. 1909 S. 105. B. ändert: *Iam* minime mirum (vgl. V 48).

Verrine V. § 48. Primum video . . . deinde—id quod perspicio et quod ostendam. B. findet diese Worte erträglich. Mir scheint es unmöglich, nach *deinde* ein *video* zu ergänzen. — § 57. paucae et parvae et metu repressae silent. B. liest: paucae et parvae, *vi* et metu repressae, silent. Das ist klar und sehr ansprechend. Doch ist schon das erste *et* eigentlich unlogisch für „wenige Kleinstaaten". Ich verstehe deshalb: wenige Gemeinden schweigen, solche die klein und durch Furcht zurückgehalten sind. — § 89 vermutet B. *turris* (Hss. urbis) instar, 100 *nostrorum* hominum conventum, 123 innocentium cruciatus et maeror *parentum*, 162 qui numquam istam pestem *pro*viderat „der nie dieses Unheil, d. h. dieses schreckliche Ende, vorhergesehen hatte", 165 Cum haec omnia, quae polliceor, *cumulatius et prolixius* plana fecero „ausführlicher und reichlicher als es eigentlich erfordert wird". — B. untersucht das Verhältnis des Cod. Regius zum Vatikanischen Palimpsest und kommt zu dem Ergebnis, daß das Mißtrauen der neuesten Herausgeber gegen V nicht begründet sei. Er liest nach V: 82 animo tamen (R tamen animo), 84 quae *in* (om. R) Insula est, Syracusanum (R Syracusanorum) neminem; 94 tum (R cum) iste . . . hoc etiam maius *hoc* (om. R.) videbatur: 97 forum Syracusanum (R Syracusanorum); 98 in eo ipso portu loci ipsius [R portusque] natura; 115 superabit (R superavit); 117 sunt haec (R haec sunt) — nauarchus (R nauarchus homo) nobilissimae civitatis — usitatum *est* (om. R); 118 civium *Romanorum* (om. R) — ut tibi cibum vestitumque (R ut cibum tibi); 126 ad senatum*ne* (*ne* om. R); 127 totam denique (R totamque) Asiam; 130 exsanguia (V exangula, R exangium); 133 in crimen et *in* (om. R) invidiam.

In Catil. II 21: qui iam pridem premuntur, qui numquam emergunt. „Der natürliche und richtige Gegensatz zu *emergere* ist *deprimere*. Die Schiffe werden durch die eingedrungene

Digitized by Google

Wassermasse niedergedrückt, ebenso die Catilinarier durch die Schulden. Es ist darnach anzunehmen, daß nach *pridem* die Silbe *de* übersehen und so *deprimuntur* zu *premuntur* geworden ist" (S. 15). Der Gegensatz zu *emergo* ist an den von B. zitierten Stellen *depressus sum*. Statt *depressi sunt* setzte Cicero hier das mildere *premuntur*.

Pro Caecina. B. erörtert mehrere Stellen dieser Rede, ohne das Verständnis dieses verwickelten Handels zu fördern. Er will z. B. § 71 solet nonnumquam honesto ac probabili nomine *bono viro* iudici error obici ändern: *bono et vero* iudici. Wer sich aber so irreführen läßt, kann wohl ein *bonus vir* sein, ist aber kein bonus et verus iudex. — § 78 vermutet Busche: cuius tantum est ingenium, ita *probata* (Hss. promta) fides. Dies steht schon bei Clark im Texte. — B. hat den Palatinus 1525 (bei Clark *e*) zu dieser Rede verglichen und teilt seine Kollation S. 36—41 mit. Clark sagt über diesen Codex: „quem non ex ipso E, sed ex gemello quodam derivatum esse iudicavit C. Halm, cui ego assentior". Nach Busche ist e „aus einem Exemplar hervorgegangen, das nahe mit E verwandt, aber schon weit mehr durchkorrigiert war als E selbst". Beachtenswert scheint § 22 *clara voce* (für *voce clara*), § 41 *loquemur*, wie Kayser vermutete, für *loquamur*.

7) H. Nohl, Zu Cicero in Verrem IV 43. Wochenschrift für klassische Philologie 1909 Sp. 726.

Verres hat dem Ritter Cn. Calidius silberne Trinkhörner geraubt, behauptet aber, sie ihm abgekauft zu haben. Deshalb richtet Cicero die Frage an ihn: Wenn Calidius dir sein Silbergeschirr verkauft hatte, was hatte es dann für einen Sinn, daß er versicherte, er wolle es von dir zurückfordern? Tu porro posses facere, ut Cn. Calidio non redderes, praesertim cum is L. Sisenna, defensore tuo, tam familiariter uteretur et cum ceteris familiaribus Sisennae reddidisses? Während man bisher aus diesen Worten entnahm, Calidius habe nichts zurückerhalten, erklärt Nohl: tu posses facere heißt 'du hättest es fertig bringen können', ohne Frageform = facere non potuisti, also ist tu posses facere ut non redderes = facere non potuisti quin redderes 'du hast sicher zurückgegeben'. „Durch den Eid des Curidius ist erwiesen, daß Verres diesem sein Eigentum zurückgegeben hat; da Curidius nicht einflußreicher war als Calidius, so hat dieser es sicher auch zurück bekommen".

Dieser Schluß ist unsicher. Denn das Zeugnis des Curidius *ceterorum causam difficiliorem fecit*, weil Verres sah *praeda se de manibus amissa testimonium tamen effugere non posse.* Calidius hoffte, sein Eigentum zurückzuerhalten, wie *ceteri familiares Sisennae* es bekommen hatten, und verweigerte sein Zeugnis. Der Schlußsatz des Berichtes aber (§ 46) *iactat se iam dudum de*

Digitized by Google

Calidio; narrat omnibus emisse se macht den Eindruck, daß Verres dieses Silbergeschirr noch besitze. Vor *tu porro posses* ist aus dem Vorhergehenden *si emisses* zu denken, und *posses* steht für *potuisses*: wenn du es gekauft hättest, hättest du dabei beharren können, es ihm nicht zurückzugeben?

8) M. Tullii Ciceronis in C. Verrem orationes. Actio secunda — Liber V: De suppliciis. Texte latin publié avec une introduction, des notes, un appendice critique, historique et grammatical, des gravures d'après les monuments et deux cartes par Emile Thomas. Sixième tirage revu. Paris 1909, Librairie Hachette. 158 S. 16. geb. 1,20 *M.*

Die 5. Auflage dieser Ausgabe wurde JB. 1906 S. 210 erwähnt. S. 4 wurde der Name Philostrate zweimal berichtigt in Philodamus, einmal blieb er stehen. S. 156 wurde Laurands Buch zitiert. Der Text ist fehlerfrei (außer 120 *dicers*). Einige Lesarten sind zweifelhaft: 16 *Diocli* (R Dioclis), 57 *primum ut* (wo *ut* besser entfernt wird), 82 *Cleomeni Syracusani* (wo das *S* zu verdoppeln ist; vgl. 101, 112, 122); 117 *ut ne condemnaretur* (wo *ut* besser getilgt wird), 133 *possent* (für possint), 156 *omnibus illo conventu notus* (besser *omnibus in*).

9) Ciceros Reden gegen Catilina. Für Schüler erklärt von O. Drenckhahn. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 56 S. Text und 82 S. Erläuterungen. 8. geb. 1,40 *M.*

In den Einleitungen zu diesen Reden von Richter-Eberhard (6. Aufl. 1897) und Halm-Laubmann (14. Aufl. 1900) sind die neueren Hilfsmittel gewissenhaft verwertet. Drenckhahn weicht mehrfach von diesen Vorlagen ab, ohne ersichtliche Gründe. Von der ersten Verschwörung berichtet er, daß sie „ihren Mitgliedern vor allen Dingen völlige Tilgung oder wenigstens Verminderung ihrer Schulden (tabulae novae) versprach und sich deshalb schnell über alle Landschaften und Gemeinden Italiens verbreitete". Man tilge diese Worte als haltlose Annahme. — Die Wahl der Konsuln wurde im J. 63 nicht viel über die gewöhnliche Zeit verschoben. Als sie bevorstand, empfahl sich Catilina in seinem Hause den Wählern durch eine revolutionäre Rede. Darauf beschloß der Senat, *ne postero die comitia haberentur.* Am folgenden Tage verlangte Cicero im Senat von Catilina über seine Rede Auskunft. Diese erregte den Unwillen des Senates, *neque tamen satis severe pro rei indignitate decrevit* (pro Mur. 51). Nach Drenckhahn ist dies die Senatsverhandlung vom 21. Okt. und das senatus consultum ultimum. Nach der Sitzung *Catilina erupit e senatu triumphans gaudio.* Es scheint nicht glaublich, daß Catilina sich über den Senatsbeschluß, durch den Cicero diktatorische Macht erhielt, so freute, und daß Cicero ein noch severius decretum erwartet hatte. Nach Drenckhahn fand die Wahl am 28. Okt. statt Dazu stimmt aber die Schilderung der Maßregeln Ciceros pro

Digitized by Google

Mur. 52 nicht; statt Truppen zu seinem Schutze aufzubieten, macht er durch einen Panzer die Bürger aufmerksam, daß er *in metu et periculo* sei und von ihnen *opem praesidiumque* begehre. Das senatus consultum ultimum wurde bei der Wahlverhandlung nach pro Mur. 53 in keiner Weise zu Ungunsten der Bewerbung Catilinas verwendet, d. h. es war nóch nicht gefaßt worden.

Ein besonderer Abschnitt (S. 13—18) macht den Schüler in zweckmäßiger Weise mit den Staatseinrichtungen bekannt, den Standesunterschieden, den Ämtern, der Tätigkeit des Senates, den Comitia und Contiones. Statt „25 tribus" setze man S. 18 „35 Tribus".

Text. I 15 ist *desisti* durch *desistis* zu ersetzen, 33 *omnibus* durch *ominibus*, II 29 *nomine* durch *numine*; IV 3 soll es heißen: neque ille, *qui*. — II 12 simul atque ire in exilium iussus est, paruit, quievit] Statt des unpassenden *quievit* bieten die besten Handschriften *quid ut*. *Q* entstand aus O, *u* aus b, wie häufig, *i* aus e (für oe). Cicero schrieb: *paruit, oboediit.* — III 3 cum sceleris sui socios huiusce nefarii belli acerrimos duces Romae reliquisset, da er die Genossen seiner Frevelhaftigkeit als schneidige Führer . . . zurückgelassen hatte. Bei dieser Auffassung der Worte scheint mir *acerrimos duces* statt des bloßen *duces* unpassend. Die andern Ausgaben setzen nach *socios* ein Komma.

Da von Ciceros Reden die Catilinarien meist zuerst gelesen werden, sind die Erläuterungen reichlich, aber kurz und einfach. I 26 ad obsidendum stuprum . . . ad facinus obeundum] „*stuprum* hier: ein Liebchen; gleicher Anfang (Alliteration), belagern — begehren". Man setze: begehen. Was D. unter „ein Liebchen belagern" meint, ist mir nicht verständlich. § 27—32 „Dieser Teil ist erst später, bei der Herausgabe der Rede, hinzugefügt worden". Dies ist nicht wahrscheinlich. — 27 „*si* . . . *loquatur* ohne Nachsatz, der § 20 in anderer Form folgt". Man setze: § 29. Damit ist dem Schüler nicht geholfen. Man weise ihn an zu übersetzen: fortasse *sic* mecum patria loquatur. — II 4 ne vobis quidem. Wegen des unpassenden und kritisch unsicheren *quidem* vergleiche man JB. 1906 S. 219, wo ich *nequaquam vobis* vorschlug. — III 1 vestrûm] Vor *m* am Wortschluß ist jeder Vokal kurz. — 6 litteris „gemeint ist hier der kurze Brief § 12" und der in § 11. — 7 diligentiam] „Der Grund dieser Vorsicht war, daß Cicero auch die geringste Möglichkeit eines Vorwurfes, die Briefe seien gefälscht, zu vermeiden wünschte". — 11 leguntur eadem ratione . . . litterae] „auf dieselbe Weise eröffnet". Es gab nur eine Weise des Eröffnens, das *linum incidere* § 10. Das Öffnen ist doch nicht eine Weise des Lesens, und nur von diesem ist hier die Rede. Die Art des Öffnens und Lesens sind aber ganz gleichgiltig, dagegen ist der Inhalt des Briefes bedeutsam, und dieser kann nur durch die Worte *eadem ratione* angedeutet sein. — 11 impudentia, qua superabat omnes „er wollte, suchte zu

Digitized by Google

übertreffen". Diese Notiz ist nicht haltbar, auch unklar. Cicero meint, daß Lentulus bisher alle Redner an Unverschämtheit im Lügen übertroffen hatte. D. scheint zu sagen, daß Lentulus absichtlich unverschämt war, um so alle andern niederzukämpfen. 12 *ecquid tibi iam sit necesse* ist nicht erklärt und gibt keinen klaren Sinn (ob dir nun etwas notwendig sei); *ecquid* ist durch *quid* zu ersetzen (wozu du nun gezwungen bist, nämlich einen Krieg zu beginnen). — 17. „litterae suae Briefe an ihn". Vielmehr ist ein Brief von ihm an die Allobrogen zu verstehen. — 20. „in excelso auf einen hohen Punkt, d. h. Unterbau, Sockel". Cicero meint: in excelso loco urbis, ut *forum curiamque conspiceret.* — IV 18. „die arae Penatium, der Hausgötter des römischen Volkes, standen im Vestatempel am Forum". Cicero meint wohl das templum deum Penatium in der Velia.

10) **Ciceros Philippische Reden I, II, III und VII.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Joseph Bach.** Münster i. W. 19.9, Aschendorffsche Buchhandlung. Textheft, XXVIII u. 104 S. kl. 8 geb. 0,90 *M.*

Die Einleitung bietet eine Zeittafel zu Ciceros Leben, eine Schilderung der politischen Ereignisse von der Schlacht bei Pharsalus bis auf Ciceros Tod, eine verständige Beurteilung der letzten Tätigkeit Ciceros und Dispositionen der vier Reden. — Der Text wurde mit großer Sorgfalt hergestellt; den Schluß bildet „Verzeichnis und Erklärung der Eigennamen". — I 3 unum] Sex. Clodius. Dieser wird S. 92 als ein Bruder des P. Clodius Pulcher bezeichnet; er war sein Schreiber, von niederem Stande, wohl Nachkomme eines Freigelassenen der Claudier. Während der Verbannung wurde er Rhetor (II 43). — I 18 leges Semproniae] Dies sind die Gesetze des C. Gracchus, nicht der beiden Brüder (S. 95). — I 20 ut iis res] Man setze: *ii.* — II 11 id domi tuae est] die Fulvia; ihre Tochter „Claudia verheiratete sich mit Caesar" (S. 95), nämlich mit Octavian (Suet. Aug. 62). — II 27 *auctoritatis* ist durch *auctoritas* zu ersetzen. — II 41 Q. Fufii honestissimi equitis Romani] „Volkstribun im J. 61". Der hier gemeinte Q. Fufius ist tot. Jener Volkstribun Q. Fufius Calenus lebt noch und ist Senator, nicht Ritter. Er war 59 Prätor, dann Caesars Legat im Bürgerkrieg. Er verteidigte jetzt im Senat den Antonius (Phil. VIII 11), und Dio Cassius (46, 1—28) legt ihm die bekannte Schmährede auf Cicero in den Mund. — II 50 *similis,* nicht *similes*! — II 93 septiens miliens 700 Mill. Sest.: S. 102 steht irrtümlich „140 Mill. Sest. = 112 Mill. Mk." statt „140 Mill. Mk." — II 101 vinulentiam entspricht nicht 68 vinolentus (bessere Lesung *violentus*). — II 105 Casino, Aquino, Interamna] Hier ist die Stadt am Einfluß des Casinus in den Liris zu verstehen, nicht die „Stadt in Umbrien" (S. 96). — II 110 heri quartum in Circo diem ludorum Romanorum fuisse] Cicero

Digitized by Google

gibt sich den Anschein, er halte diese Rede am 19 Sept. im Senat. Die Zirkusspiele fanden vom 15. bis 19. Sept. statt; die eigentlichen ludi Romani (Bühnenspiele) gingen vorher, den 4.—12. Sept. Am 13. Sept. war epulum Jovis, am 14. equorum probatio. Nach Bach S. 101 wurden die ludi Romani vom 15.—29. Sept. im circus Maximus gefeiert. — III 17. L. Philippus, Konsul 56, wird S. 99 fälschlich als Prätor im J. 44 (somit als Kollege seines Sohnes) bezeichnet. — VII 24 L. Visidio] Es ist wohl ein Vibidier, der aus Horaz (Sat. II 8) bekannte Freund des Mäcenas.

11) **Otto Günther, De Ciceronis Philippicarum codice Jenensi recte aestimando. Dissertation. Jena 1909. 37 S. 8.**

Die Universitätsbibliothek zu Jena erhielt 1675 von den Erben des Prof. I. A. Bosius eine Pergamenthandschrift, die auf 66 Quartblättern den Text der philippischen Reden in karolingischen Minuskeln bietet. Wernsdorf benutzte sie 1821 für seine Ausgabe dieser Reden; seither blieb sie unbeachtet.

Günther beschreibt diese Handschrift und erwähnt zunächst Eigentümlichkeiten in der Rechtschreibung und Abkürzungen. Die Buchstabenformen entsprechen am meisten denen des 12. Jahrhunderts. Dann handelt er über die Überlieferung der philippischen Reden, den Cod. Vaticanus V und die deteriores D, die auf eine alte Rezension der Kaiserzeit zurückgehen. Der Cod. Jenensis gehört zur Familie D; denn er hat mit ihr drei große Lücken gemeinsam (II, 93—96; V, 31—VI, 18; X, 8—10) und viele kleinere; er weicht mit D an vielen Stellen in der Wortfolge und zuweilen in einzelnen Varianten von V ab; er hat eine Anzahl Interpolationen in Übereinstimmung mit D.

G. führt die bedeutenderen Deteriores an und stellt fest, daß der Jenensis mit dem Bambergensis a aus dem 13. Jahrhundert die meiste Verwandtschaft hat. Sie weichen von den andern Handschriften ab durch gemeinsame Auslassungen, Änderungen der Wortfolge, Einschiebungen, Varianten. Doch hat der Jenensis Auslassungen, die a nicht hat, ebenso a Auslassungen wo im Jenensis nichts fehlt. Da also die Annahme, a sei aus dem Jenensis abgeschrieben, als unzulässig erscheint, so bleibt übrig, daß beide aus einer gemeinsamen Vorlage stammen. Da a kein großes Ansehen hat, so kommt auch dem Jenensis nur eine geringe Bedeutung zu; immerhin sollte er im kritischen Apparate an die Stelle von a treten, zumal er an manchen Stellen bessere Lesungen bietet. Große Ähnlichkeit mit beiden hat der Cod. Regius l im britischen Museum aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, der Phil. I bis XIII 46 *cupiant* enthält. Günther nimmt einen gemeinsamen Ursprung dieser drei Handschriften an, in der Weise, daß l direkt aus dem gemeinsamen Archetypos stamme, die andern *per ambagem*.

Digitized by Google

Der beste Vertreter der D-Familie ist der Cod. Tegernseensis t: er bricht XIV 25 ab. Ihm zunächst steht l, an dessen Stelle von XIII 46 an der Jenensis und a treten. Es folgt der Cod. Vossianus in Leiden aus dem 10. Jahrhundert; er bricht XIII 29 ab und wird für den Schluß ersetzt durch den Oxoniensis, der aus ihm im 12. Jahrhundert vor seiner Verstümmelung abgeschrieben wurde. Günther gibt eine genaue Kollation des Jenensis von XIII 46 an und zeigt an einigen Beispielen, wie seine Lesungen bei der Wahl zwischen verschiedenen Varianten ins Gewicht fallen können.

12) Thomas Stangl, Pseudoasconiana. Textgestaltung und Sprache der anonymen Scholien zu Ciceros vier ersten Verrinen untersucht auf Grund der erstmals verwerteten ältesten Handschriften (= Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, herausgegeben von E. Drerup; II. Band, 4./5. Heft). Paderborn 1909, Ferdinand Schöningh. 202 S. gr. 8. 5,20 *M*. — Vgl. Émile Thomas, Revue critique 1909, Nr. 19, S. 364—366.

Das textkritische Rüstzeug zum echten und unechten Asconius bestand noch 1833 beim Erscheinen der Züricher Ausgabe von Orelli und Baiter in einer Varianten- und Konjekturensammlung aus den früheren Drucken. Seither haben Madvig, A. Kießling und R. Schöll (in der Ausgabe bei Weidmann 1875), Alb. C. Clark (in seiner Ausgabe 1907) und A. Giarratano über die Handschriften für den echten Asconius Klarheit geschaffen (vgl. JB. 1908 S. 282). 1416 fand Poggio in St. Gallen die alsbald wieder verschollene Urhandschrift C der zwei zeitlich und inhaltlich so weit voneinander abstehenden Kommentare; seine Abschrift P ist, wie Clark erkannte, in der Madrider Hs. X 81 erhalten. Eine andere Abschrift S von Sozomenus bietet der Codex Pistoriensis Forteguerri 37. Der Laurentianus LIV 5 enthält eine dritte Abschrift M, die Bartolomeo da Montepulciano durch einen Kalligraphen aus seinem Apographon anfertigen ließ, korrigierte und unterschrieb. Aus P stammen die jüngeren Hss. abgln; nach einer solchen wurde die editio princeps, Venedig 1477, angefertigt. So konnte Clark für den Text des Asconius die sekundären Quellen verlassen und auf die primären zurückgehen.

Die gleiche Arbeit leistet Stangl für den unechten Asconius, für dessen Text die handschriftlichen Grundlagen dieselben sind. Für P benutzte er eine zuverlässige Kollation von Paul Schmiedeberg; S und M hat er selbst verglichen. Auf dieser festen Grundlage bereitet er eine Ausgabe vor. Als Vorarbeit erschien hier eine kritische Erörterung der Vulgata v, des im Anschluß an die Editio princeps p und sieben andere Ausgaben festgestellten Züricher Textes, eine Beleuchtung der Sprache und des Stiles dieser Scholien, eine Widerlegung unbrauchbarer und Erhärtung brauchbarer Konjekturen. Wenn einst die Ausgabe des Pseudoasconius von Stangl vorliegt, bildet dann dieses Buch einen kriti-

Digitized by Google

schen und exegetischen Kommentar dazu. Es enthält viele Erörterungen über Eigentümlichkeiten des Spätlateins, und seine Brauchbarkeit wird durch ausführliche Indices gefördert. Als Hilfsmittel benutzte Stangl Wörterverzeichnisse zu den Bobienser Scholien (von P. Kellermann), Pseudoasconius (von K. Heck) und den Gronovscholien (von I. Weis) und ein Manuskript über die Klauseln und Rhythmen dieser Scholien von P. Schmiedeberg. Ich kann aus dem reichen Inhalt des Buches nur weniges herausheben, das mir für die Erklärung Ciceros am bedeutsamsten scheint.

Im Argumentum zur Divinatio (vgl. die Ausgabe von C. F. W. Müller S. 99) liest Stangl: *praetore* Sex. Peducaeo; accessit *eis*; domo Siculus, [*et*] quaestor Verris; etiam *sine inquisitione* crimina noverit Verris; facundia *et* innocentia; non de facto quaeritur *hic* coniectura, agitur *enim*; dicit enim Caecilius *actore* (P aut a, S auctore, M auctorē) se accusandum esse Verrem aut a se quoque. „Unzweifelhaft schrieb Poggio *aut a se* wegen des parallelen *aut a se quoque*. Er bedachte nicht, daß se ohne die Präposition ominös als Akkusativ gefaßt werden könne".

In Caec. 1. Halm bemerkt: *in causis* in Privatprozessen, im Gegensatz der *iudicia publica*. Stangl stellt das Scholion dazu (nach Rau) so her: Causae etiam privatae sunt; iudicia (P *sed*, entstanden aus der Abkürzung *iud.*?) repetundarum, ambitus, maiestatis et cetera rei publicae causa constituta sunt. — 2. Das Scholion zu *causam defensionemque* lautet nach Stangl so: A causa seiungit quasi iuste defensionem, et mire defensionem esse vult, non accusationem „vom Rechtsfalle sondert er, scheinbar mit gutem Grunde, die Verteidigung ab. Und doch befremdet seine Behauptung, es sei . . ." — 11. cognitorem d*icit* (SM) modo familiarissimum defensorem. Das von Poggio bei modo 'hier' gesetzte Perfekt *dixit* wäre nicht unlogisch, wird aber von Ps.-Asc. gemieden. — Bei § 20 steht die Notiz: *Accedere* est proximum fieri, *aspirare* in eam partem, qua quidque situm (nach A. Gessner) est, vultum et oculos et (nicht *ac*) spiritum oris advertere. Dem Sprachgebrauche des Ps.-Asc. ist im 3. Gliede des Polysyndetons nur *et* angemessen. — Zu 27 *commoda provinciarum* wird bemerkt: Hoc est causam p. R. (v *patriae*) suscipere et recepisse Siculorum (Hss. *singulorum*). Vom Inf. Präs. ging der Scholiast dem Rhythmus zuliebe zum Inf. Perf. über. — 30. Frumentum in cellam. Annonas praetoris dicit, quae in frumenti certo numero praebebantur ab Siculis: in quibus etc. Der Plural von annona bleibt schon wegen *in quibus* unerläßlich. — 48. *Alienum*. Um die Ableitung des Personennamens vom Flußnamen aufrecht zu erhalten, braucht man weder mit Aldus *Allienum* zu schreiben noch mit Danesius und Baiter *Alia*. — 50. „addatur" proprie, quasi invito et superbo, quod huiusmodi enim res 'additae' dicuntur.

Digitized by Google

Diese Definition für *additus*, aufgedrungen, ist vortrefflich. — 62 quamobrem, qui quaestor eius fueris, accuses] SM cum cui. Stangl tilgt cum und liest *cui quaestor fueris*, E. Thomas *eum cui quaestor fueris*. Die Auslassung des Nominativs *is* oder eines *quisquam* im nächsten Satz vor *qui quaestor fuisset* hat nichts Schroffes; dagegen die Ergänzung des Akkusativs *eum* kommt mir hier hart vor.

Im Argumentum zur Act. I (in der Ciceroausgabe von C. F. W. Müller S. 121) bieten S und M Z. 6 a Vibone transitum iam. Stangl liest: a Vibone *transiit. Iam.* Mir scheint, daß in *um iam* das Ziel der Fahrt stecke (*transiit Ostiam?*). — 122, 3 emendirt Stangl: *et expositio de Ciceronis consiliis iudicibus exhibetur quasi tractantis communiter* (mittels der Figur der communicatio, wie p. Quinct. 53, in Caec. 37), 122, 24 moram ac *tard*itatem; Z. 22 bietet C *possit* statt *poterit* (pv).

Act. I, 12 contra omnium instituta] Das Scholion hierzu lautet nach PM: *qui praetores urbani ante se fuerunt. Sunt autem instituta praetorum in decretis interponendis diiudicandisque causis.* — 16. in condicione atque pacto] An vier Stellen wird das nachklassische *placitum* (= pactum, pactio) hergestellt. — 20. loquebantur etc.] Non ex sua persona hoc dicit Tullius, nam esset offensum. Stangl ergänzt: offensum *iudicium*. — 23. Durch einen Fehler Poggios fiel der Anfang eines Scholions aus: Cum ipse praeturam petisset] Ostendit Verrem non gratis factum fuisse praetorem urbanum. — *Et proximis consularibus comitiis*] *Criminatur Metellum praetorem urbanum* et alterum Metellum, praetorem Siciliae, pecunia Verris similiter meruisse praeturam. — 26. corruptarum a se tribuum] Metellus ließ die Bestechung zu seinen Gunsten geschehen, d. h. er bestach die Tribus mit dem Gelde des Verres. Die Änderung *pro se* scheint nicht nötig (S. 33). — 38. Der zweite Satz des Scholions zu *Lis aestimata sit* wird emendiert: Duae poenae enim consequebantur damnationem: pecuniaria, in qua vel simpli vel dupli vel quadrupli ratio ducebatur, altera exilii. — 47 non gratia] *Non* vult amicum videri Hortensii Verrem, sed tantummodo praedae *partitione* sociatum. — 55 *ubi id interrogando*] C bietet im Lemma hiezu *ut ubi*, entstanden aus *id ubi*. In alten Hss. steht oft *illut*, *aliquit*, *aput*, *it*. Die Schreibung *it* führte dann zu *ut, et, ita*. — 56 quadringenties sestertium] Im Scholion hiezu liest Stangl nach Madvig: quamvis sestertium ⟨quadringenties repetitum est, tamen sestertium⟩ septingenties (C *septuagies*, p v g n *septua*gesies) tantum dupli nomine exigi iussus est (sc. Verres).

Im Argumentum zu actio II, 1 (bei C. F. W. Müller S. 140) schreibt Stangl: contra *reum* (C *eum*); *expromitur* (C *exprimitur*); sic *ficta* (C *facta*) est; sumitur hinc etiam (v etiam hinc) defensio. Omnis enim *et* confirmatio ab attributis ⟨personae et *ab attributis*⟩ negotio sumi solet . . . *negotii* in ipso crimine . . . dat *illi*

(P *ibi*) sortitionem . . , Capita autem *quattuor* (C *quae*) ipse Tullius fecit dividendo totam accusationem in *ea quae admiserat Verres in quaestura*, in legatione vicem*que* quaesturae, tertio in praetura urbana, *postremo in praetura Siciliensi.* . . . Siciliensis *denique* . . . ante acta *ad unum* omnia. — § 15 quo in numero e vobis complures fuerunt] Nach Lodoicus wird gelesen: Alia enim sortitione nunc sedent, *alia in* (Hss. *illa*) divinatione constituendi accusatoris *olim* fuit (Hss. *alia fuit*). — 25 quod mihi lex mea causa *det*. C. F. W. Müller und Peterson ersetzten *det* durch *dedit*. Stangl nimmt nun an, daß *dedit* im Scholion aus *det*. *Dicit* entstanden sei (det. Dicit de commodo proprio *licere* unicuique detrahere). — 34. Stangl liest im Cicerotext: Quaestor Cn. Papirio consuli fuisti. — § 69 hat der Scholiast Ciceros Worte mißverstanden, und Stangl scheint dies nicht klar erkannt zu haben. Die Lampsacener hatten gegen die römische Herrschaft gefehlt, indem sie einen Liktor des Legaten Verres erschlugen. Da sie hierauf diesen selbst in seinem Quartier bedrohten, wurden sie von römischen Bürgern gewarnt: *levius* (d. h. minus grave) *eorum peccatum* (die Tötung des Liktors) *fore, si homini scelerato pepercissent, quam si legato non pepercissent,* d. h. sie söllten ihr *peccatum* nicht durch die Ermordung eines Legaten verschlimmern, wenn dieser auch ein *homo sceleratus* sei. Nach dem Scholiasten meinten die Mahner, den homo sceleratus Verres zu schonen, sei ein *peccatum*, jedöch ein leichteres als einen Legaten zu töten. Er bemerkt: Magna vi oratoria etiam parcere peccatum dicebant, inquit (nämlich Cicero), quia Verri parcebatur, sed tamen leve, quia legato. Stangl S. 142 setzt als Lemma an: Leve eorum peccatum (nach C). Nach *parcere* hat M einen Punkt. Daher liest Stangl: Magna vi oratoria *ut* etiam 'parcere'. Dann fährt er fort: 'Parcebatur' (wohl verschrieben statt *peccatum*) dicebant, inquit, quia Verri parcebatur, sed tamen 'leve' quia legato. Der kritisierende Ausdruck *magna vi* oratoria bezieht sich „auf das Gehässige, das im Lemmawort peccatum lag". Das Scholion irrt, scheint mir aber im Wortlaut nicht einen „offenkundigen Fehler" zu enthalten. — 92. *quo modo DC . . . quadrarint*] Die Notiz: „Ubi enim ratio sine fraude est, difficile est quadringenta quadrare et solidare vel solida fieri, quin aut minus aut plus aliquid reperiatur" enthält zwei Fehler. Es muß *solidari* (nach Danesius und Stangl) und *sescenta* heißen. Es ist schwierig, über eine Vermögensverwaltung getreue Rechnung zu führen, so daß ein Restbetrag von genau 600000 Sesterzen eintrifft; es ist ein höchst seltener Zufall, wenn (wie schon in § 36) nicht einige Sesterzen mehr oder weniger bleiben. Stangl möchte schreiben: *quadringentis detractis sexcenta*. Aber einmal fehlt hier *ex deciens*; sodann ergibt eine Million minus 400000 genau 600000; das ist doch nicht *difficile*. — 98. Als Verres von seiner Quästur in Asien zurückkam, lieferte er seine Rechnung nicht *more quaestorum* an

Digitized by Google

das Arar ab; impetrat a senatu, ut dies sibi prorogaretur. Denn so wurde verfahren (d. h. die Rechnung wurde abgegeben), sobald ein Quästor aus seiner Provinz heimkam: Sic enim fiebat, *ut* (C) de provinciis quaestores redissent. Der Konjunktiv nach *ut* bezeichnet die wiederholte Handlung. Stangl erklärt: „Dann erst geschah das allemal, wann". Dieses „dann erst" scheint mir nicht sachgemäß. — 98. Solus est hic, qui numquam rationes ad aerarium referat. Das Scholion erklärt: quia nec superioris quaesturae . . . rationes ex usu ad aerarium rettulisset, weil Verres auch über seine erste Quästur keine brauchbare Rechnung abgeliefert hatte (wie der folgende Satz ausführt). Stangl glaubt, daß *ex usu* "dem Brauche gemäß" bedeuten müßte und sprachlich hochbedenklich sei. Da C dafür *usus* bietet, schlägt er vor: visus est ad aerarium rettulisse. — Gut ist das Scholion zu 113 bona fortunasque: Bona *sunt* (hergestellt aus *bonas* S) in ipsis possessionibus, fortunae in fructibus earum. — 129 *advocationes fiunt*] Statt v *vel uti consulantur* stellt Stangl *vel ut consultentur* her. Ebenso liest er Tac. Hist. 2, 91 *consultarentur* statt *consulerentur* (Med. consularentur). — 143 ist bei Cicero mit Peterson zu lesen: *Corriguntur leges censoriae. Quid enim? Video* etc. (S. 166).

Actio II, 2. Im Argumentum liest Stangl: *sic* de iure Siculorum *universo. In quo* (SM, von Poggio getilgt) frustra quidam Ciceronem reprehendunt. — § 24. e Chelidonis sinu] Alludit ad nomen, quod hirundo, quam chelidona Graeci vocant, veris, id est temporis veris, sit amica. "Vielleicht ist das erste *veris* in PM Zusatz und einfach *item temporis verni sit amica* zu lesen". Vielmehr ist das zweite *veris* durch *Veneris* zu ersetzen: S *ueuerris*, M *ueueris*). Der Frühling, da die Gewächse blühen und die Tiere ihre Brunstzeit haben, heißt hier die Zeit der Liebesgöttin (der Paarung). — 25. Volcatium] Die Schreibung Volcacius wurde 1878 von Bücheler Rh. Mus. 33, 492 verteidigt. Clarks Harleianus bestätigte sie, jetzt auch der Sangallensis bei Asconius.

13) **Th. Stangl, Bobiensia. Neue Beiträge zu den Bobienser Ciceroscholien. Rheinisches Museum für Philologie, Neue Folge, Band LXV.** 1910. S. 88—120, 249—269, 420—440.

Mit einer eminenten Kenntnis des Sprachgebrauches des klassischen und des späteren Lateins und der einschlägigen Schriften aus neuerer und neuester Zeit ausgerüstet, erörtert Stangl viele Stellen der Scholien zu den Reden für Flaccus, cum populo gratias egit, für Plancius, Milo, Sestius, Archias, Sulla.

Verr. 2, 19 empfiehlt er mit Peterson: Messana litteras Halaesum mittit . . . Halaesinus ad se Dio continuo veniret, ohne *ut* (S. 96), wie Verr. 4, 41. — Im Argumentum zur Rede für

Digitized by Google

Plancius (bei C. F. W. Müller S. 202) wird hergestellt: qui sibi conciliassent *sodales* (S. 258). — Pro Mil § 8 ist mit den Scholien zu lesen: *At*que (Hss. zu Cicero *itaque*) hoc, iudices (S. 260). — Phil. 2, 21 ist nach dem Scholienpalimpsest herzustellen: *in*spectante (Hss. zu Cicero *spectante*) populo Romano (S. 262). Vgl. Phil. 3, 12.

Pro Archia 28 gibt Müller: Quibus auditis . . . hunc ad perficiendum *adhortatus sum* (so Hs. E). Die Klausel ist arhythmisch. Als Varianten verzeichnet er: adortavi G, hortavi P, adoravi S. Recht haben Klotz, Baiter, Kayser, Emil Thomas mit ad perficiendum *adornavi* (–́ ⏑ ⏖ –́ ⏑): das sieht man aus der Geschichte des Wortes im Thes. l. L. I 818, 34—60 (adornō = apparo, praeparo). Dem Verfasser des Kommentars lag gewiß adornavi vor; das zeigt die Erklärung: verbum 'adoravi' significat 'cohortatus sum'.

Pro Sulla 21 liest Stangl: An tum in tanto imperio, *tanta* (nicht tantaque) potestate non *dices* (Var. dicis) me fuisse regem, nunc privatum regnare *dices* (Hss. dicis).

Am Schlusse bemerkt Stangl: „Vorstehende Abhandlung, deren letzter Teil zwei Jahre nach der Niederschrift gedruckt wurde, könnte heute beträchtlich vermehrt werden. Den Stoff böte teils die Nachprüfung wichtiger Stellen der Mailänder Blätter, die auf mein Ersuchen Remigio Sabbadini vornahm, teils das von mir während der Osterferien 1910 durchgearbeitete Faksimile der Vatikanischen Blätter. Aber die Unzulänglichkeit der Teubneriana und die Notwendigkeit einer neuen Ausgabe dürfte schon jetzt für jeden unbefangenen Beurteiler feststehen."

Burgdorf bei Bern. Franz Luterbacher.

Digitized by Google

6.

Tacitus.

Über das Jahr 1909/10.

I. Ausgaben und Übersetzungen.

1) **P. Cornelius Tacitus Germania herausgegeben von Oskar Altenburg. Text. Mit einer Karte. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. VI u. 52 S. geb. 0,60 ℳ.**

Diese Schülerausgabe hat U. Zernial JB. XXIX 257 ausführlich besprochen. Die zweite Auflage bringt, von einigen äußerlichen Änderungen abgesehen, insofern eine Neuerung, als den beiden Namensverzeichnissen, deren zweites über den Rahmen der Germania hinausreicht, die an jeden einzelnen Namen sich knüpfenden Tatsachen in Kürze hinzugefügt worden sind, um so dem Schüler dieses 'Hilfsmittel des Selbststudiums' bequemer und einladender zu machen. Aber nicht alle Angaben, die wir hier finden, sind richtig. Der Altar des Drusus stand nicht im Chattenlande (S. 29); auch Aliso hat noch niemand im Gebiet dieses Stammes gesucht (S. 44); nicht Caecina, sondern Germanicus war der Führer auf dem Zuge gegen die Marsen (Ann. I 50) und bei dem Einfall ins Chattenland I 56 (S. 45), und Mallovendus war ein Häuptling der Marsen, nicht der Chatten (S. 48). Catualda war kein Gotone, sondern ein von Marbod vertriebener Markomane, der bei den Gotonen Aufnahme gefunden hatte; Cassius Chaerea war nicht Soldat in Germanicus' Heer, sondern Centurio; auch gehörte er nicht zu den Rädelsführern der Meuterei; vielmehr bahnte er sich durch die ihn verfolgenden Meuterer mit dem Schwerte einen Weg; Varus erschien im Traume dem Caecina, nicht dem Germanicus. Die Ann. I 69 genannte Rheinbrücke war bei Vetera, nicht bei Köln (S. 39); Marbod lebte, nachdem er in Ravenna angesiedelt worden war, noch 18, nicht 22 Jahre. Daß der Sohn des Arminius in Ravenna geboren sei, ist nicht überliefert; wir wissen nur, daß er dort erzogen worden ist. Domitian ist nicht 95, sondern 96 ermordet. Unrichtig ist auch die Angabe S. 41, Germanicus sei vor den meuterischen Legionen mit Frau und Kindern zu den Treverern

Digitized by Google

geflüchtet. Mißverstanden ist Ann. I 60 *equitem Pedo praefectus finibus Frisiorum ducit*, als wäre Reiterei gegen die Friesen geschickt worden (S. 30), und *ad munitiones viarum et fluminum* I 56 'zum Schutze der Wege und Flußübergänge' (S. 44). Auf einem Druckfehler beruht augenscheinlich die Angabe S. 41, daß Trajan von Nero adoptiert worden sei.

2) Tacitus Annalen deutsch von August Horneffer. 4 Bändchen. 613 S. Leipzig 1909, Werner Klinkhardt (Antike Kultur Band V—VIII).

Der Übersetzung der Germania (JB. XXXV 262) ist die der Annalen rasch gefolgt. Im ganzen ist auch dieser Teil des Unternehmens wohl gelungen und dem Programm entsprechend durchgeführt, die Übertragung treffend und erschöpfend, die Ausdrucksweise angemessen und ungekünstelt. Ich gebe eine Probe aus I 13: Augustus hatte sich nämlich in seinen letzten Gesprächen über die Frage geäußert, wer das Amt eines Princeps wohl ausfüllen könnte, aber ablehnen würde, wer es dagegen nicht ausfüllen könnte, aber annehmen würde, und endlich wer sowohl Kraft als auch Neigung genug dazu haben würde. „M. Lepidus (schreibe M.' Lepidus)", hatte er gemeint, „könnte es, will aber nicht; Gallus Asinius möchte, ist aber unfähig; L. Arruntius hätte die Fähigkeit und wird, wenn die Verhältnisse es so fügen, auch zugreifen". Viele Seiten der Übersetzung, der Nipperdeys Ausgabe, jedoch eine ältere Auflage, zu Grunde zu liegen scheint, liest man ohne anzustoßen; auch findet man hier und da ein lumen orationis treffend wiedergegeben, z. B. die Alliteration *paenitentiam . . . perniciem* I 58 'falls diesem die Reue lieber ist als der Ruin'. Andererseits ist die Zahl der Fehler und Ungenauigkeiten nicht gering. In der Auswahl der Beispiele beschränke ich mich auf das erste Buch. Der I 23 genannte Centurio heißt Julius Clemens, nicht Clemens Junius; der Plural *Neronibus et Drusis* 28 bezeichnet die kaiserliche Familie, nicht zwei einzelne Personen, wie man aus der Übersetzung 'statt Nero und Drusus' schließen müßte; *fretum Siculum* 53 ist nicht der Sizilische 'Meerbusen'; 61 *hic cecidisse legatos* 'wo die Legionen in den Staub gesunken' schreibe Legaten statt Legionen. Livia heißt 10 *gravis in rem publicam mater,* bei Horneffer unrichtig 'die böse Landesmutter'. Denn Livia wird hier als Mutter des Tiberius *mater* genannt: indem sie diesem zum Throne verhalf, wurde ihre mütterliche Fürsorge dem Staate verderblich. Andererseits wäre 14, wo H. übersetzt: einige stellten den Antrag, sie müßte den Titel '*Parens*', andere: den Titel '*Mater patriae*' erhalten, der Genauigkeit wegen '*Parens*' in '*Parens patriae*' zu ändern. *Constat* 13 ist nicht 'bekanntlich', sondern stellt die einstimmig bezeugte Tatsache fest. *Discordare* 16 bezeichnet nicht die Neigung zu 'Händeln', sondern zum Ungehorsam. Die Worte *quod municipii*

Digitized by Google

instar erat 20 deuten auf die Größe der Ansiedelung, nicht darauf, daß sie 'die Rechte einer römischen Provinzialstadt hatte'. 22 ist *a Germanico exercitu* falsch übersetzt 'von Germanicus' Heer'. *Disiectis* etc. 23: nicht: Vibulenus drängte die Leute, auf deren Schultern er stand, auseinander, sondern die treu gebliebenen Kameraden taten dies. *Quasi per officium* 24 'wie (nicht 'wohl') um ihn pflichtgemäß zu begrüßen.' Ebd. *insignibus fulgentes* nicht 'mit glänzenden Feldzeichen', sondern 'glänzend mit ihren Abzeichen'. 28 *et si alii bonis artibus grati in vulgus* 'und wer sonst noch wegen seiner guten Eigenschaften bei den Leuten beliebt war', nicht 'und wer sonst noch geschickt und bei den Leuten beliebt war'.

Ausgefallen sind in der Übersetzung die Worte *in rem publicam* 8 ('zur Unterjochung des Staates'), *ceteris* 9, *tum* 24: 'die ⟨damals⟩ die kaiserliche Leibwache bildete'. In die Worte 'wenn ihre Augen über die versammelte Menge hinschweifen' 25 ist 'rückwärts' einzuschieben, damit *rettulerant*, worüber Nipperdey zu vergleichen ist, zu seinem Recht komme.

Ungenauigkeiten: *geminatis consulatibus extulit* 3 'erhob zweimal zum Konsul' (vergl. Nipperdey). Ebd. ist *flagitium* nicht 'Verbrechen', sondern ein Verhalten, das ihn schändete. *Prima ab infantia* 4 'von der Wiege an'; genauer: 'von frühester Kindheit an.' Tiberius kam erst als vierjähriger, vielleicht erst als neunjähriger Knabe in das Haus des Augustus. *Firmatus animo* 6 ist nicht 'beherzt' (denn *firmatus* ist kein Adjektiv), sondern 'ermutigt', nämlich von seinen Auftraggebern. *Per uxorium ambitum* 7 'durch Weiberehrgeiz'; richtiger 'durch die Umtriebe einer Gattin'. 14 ist *nominare* offenbar nicht dasselbe wie 15 *commendare*; man darf also nicht dieses mit 'in Vorschlag bringen' übersetzen, nachdem man jenes mit 'vorschlagen' wiedergegeben hat. Über das Perfekt *acceperint* 17 vergl. Nipperdey; H. setzt das Präsens 'bekommen'. *Rerum capitalium damnati* 21 sind nicht 'zum Tode Verurteilte', *adversum aspernantis* 23 heißt nicht 'gegen Widersetzliche', sondern 'als sie (die zwei kampfbereiten Legionen) die Bitten zurückwiesen'. *Robora Germanorum* 24 'der Kern der Germanentruppe'; richtiger 'die aus Germanen bestehende Kerntruppe'. *Pavebant terrebantque* 25 'ihre Stimmung schwankte zwischen Angst und Entrüstung'; hier ist *terrebant* nicht gut wiedergegeben. Besser 29 *nihil in vulgo modicum: terrere, ni paveant* 'das Volk kenne kein Maß. Wenn es nicht zittere, mache es andere zittern'; nur würde ich 'Menge' statt 'Volk' sagen. 37 'der bereits wieder zur Ubierstadt zurückgekehrt war' ist gesagt, als ob Tacitus *ad* (nicht *apud*) *aram Ubiorum* geschrieben hätte. 41 'weil er, um die Liebe der Soldaten zu gewinnen, an den Füßen meist die *caligae* trug', ungenau, weil das Passiv *induebatur*, wodurch die Mutter als diejenige Person bezeichnet wird, die den Knaben so kleidete, um ihn bei den

Digitized by Google

Soldaten beliebt zu machen, unberücksichtigt geblieben ist. *Coloniae novae* 59 sind nicht 'neue Kolonien' (vergl. Nipperdey), sondern Kolonien, deren es bisher in Deutschland noch keine gab. Die *porta decumana* 66 würde ich nicht als das 'Haupttor' des Lagers bezeichnen.

Hier und da ist der Ausdruck mißlungen: *Caesis* 10 'nach der Ermordung'. Dieses Wort paßt nicht auf den Tod durch Feindeshand, der doch durch *caesis* ebenso gut bezeichnet werden soll wie der Tod durch Meuchelmord; also etwa 'nach dem gewaltsamen Ende'. Ebd.: 'ob eine schwangere Frau vor ihrer Entbindung eine gültige Ehe eingehen könne'. Hier sind die Worte 'vor ihrer Entbindung' zu streichen. Noch besser freilich wäre eine wörtliche Übersetzung, zumal da Tacitus hier, wie es scheint, die Worte genau wiedergibt, mit denen Augustus in seiner Anfrage an die pontifices den Begriff der Schwangerschaft umschrieben hat. Statt 'beherberge' für *retineret* 12 wäre vielleicht 'bewahre' besser, und statt 'als' nach 'zogen es vor' 75 (*praeposuere*) 'anstatt'.

Angezeigt von E. Wolff, WS. f. kl. Phil. 1910 S 627. Wolffs Anzeige enthält eine lange Reihe von Verbesserungsvorschlägen zu der Übersetzung der Bücher 14—16. Es wäre schade, wenn diese wohl überlegten und außerordentlich treffenden Bemerkungen nicht dereinst dem Hornefferschen Unternehmen oder einem andern Übersetzungswerk zu gute kommen sollten.

3) Auch Horneffers Übersetzung der Germania (JB. XXXV 262) hat Wolff WS. f. kl. Phil. 1909 S. 1421 besprochen. Hier gibt er ebenfalls einige treffende Berichtigungen: er übersetzt *infra Ventidium* 37 richtig 'zu eines Ventidius Füßen' und weist darauf hin, daß die beiden Begriffe *arte ac tempore* 43, die Horneffer unrichtig mit 'künstlich duch lange Übung' wiedergibt, durch das Folgende näher erläutert werden. *Tempore* ist somit 'durch klug gewählte Zeit'. — Dieselbe Übersetzung der Germania bespricht W. Nestle DLZ. 1910 S. 608 ('liest sich sehr glatt').

Von Loiseaus Tacitusübersetzung (s. JB. XXXI 295) ist 1908 Tome II, umfassend die Historien und die kleinen Schriften, in Paris bei Garnier frères erschienen. Über den ersten Band hatte Bardt in der Berl. phil. WS. 1905 Sp. 1531 geschrieben: 'Für uns liegt wohl bei aller Achtung vor dem würdigen Streben eines Greises keine Veranlassung vor, von dem Buche weiter Notiz zu nehmen'. Diese Worte wiederholt er jetzt in derselben WS. 1909 Sp. 1505.

Ramsays Übersetzung der Annalen (s. JB. XXX 317) ist 1909 durch Erscheinen des zweiten Teils (Buch XI—XVI) vollständig geworden. E. Harrison, Class. Rev. 1910 S. 19, urteilt, daß dieser zweite Teil noch besser sei als der erste.

Die Münchener Zeitschrift 'Die Lese' (literarische Zeitung

Digitized by Google

für das deutsche Volk, herausgegeben von Theodor Etzel und Georg Muschner) 1910, No. 1 enthält den Beginn einer zum Nachdruck erworbenen im C. H. Beckschen Verlag in München erschienenen Übersetzung der Germania von Will Vesper. Sie ist, wie es scheint, nicht übel gelungen.

4) **Ferd. Hoffmann, Erläuterungen zu Tacitus Germania** (Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern, 156/57. Bändchen). Leipzig, Herm. Beyer. 112 S. 0,80 *M*.

Den Hauptteil dieses für den Gebrauch der Schüler bestimmten Hilfsmittels bilden 'sprachliche und sachliche Erläuterungen', denen eine Einleitung und eine Übersicht über den Gedankengang der Schrift angefügt sind. Eine Hauptquelle der Erläuterungen ist Zernials Kommentar, aus dem manche Partien wörtlich entlehnt sind; die sprachlichen Erklärungen sind sehr dürftig. In der Einleitung finden wir die Angabe, daß Tacitus im J. 96 Konsul gewesen sei; sein Prokonsulat wird verschwiegen. Zu der Ansicht des Tacitus, daß die Germanen Autochthonen seien (c. 2) wird bemerkt: 'Die Wissenschaft der Sprachvergleichung hat diese Behauptung als irrig erwiesen und gelehrt, daß die Germanen zu der großen indogermanischen Völkerfamilie gehören und mithin auf dem Landwege aus Asien nach dem Norden Europas ausgewandert sind'. Die verkehrte Notiz zu der Erwähnung des Drusus c. 34, daß 'Drusus die *moles* oder den *agger Drusi* bei Cleve zur Regulierung der Rheinausflüsse entfernt habe', beruht auf einer Flüchtigkeit bei der Verwertung der Zernialschen Note. Im allgemeinen aber sind die Erläuterungen wohl geeignet, den Inhalt der Germania den Schülern näher zu bringen. Der Druck ist korrekt; nur ist S. 84 Sueven statt Slaven zu lesen.

Auf wen geht *deo* 2, 14? Es gibt drei Auffassungen: nach der ersten ist Tuisto, nach der zweiten Mannus, nach der dritten ein beliebiger Gott gemeint. Kritz und Wolff vertreten die zweite Auffassung, der auch Hoffmann vor der dritten den Vorzug gibt; Joh. Müller, Zernial und Seiler folgen der dritten, die übrigen der ersten. Dem Zusammenhange entspricht m. E. allein die Beziehung auf Tuisto, den einzigen, den Tacitus vorher ausdrücklich als Gott bezeichnet hat, zumal wenn man der von mir WS. f. kl. Phil. 1903 No. 10 empfohlenen, von Wolff gebilligten Lesung folgt: *Tuistonem deum terra editum. Ei filium Mannum, originem gentis conditoremque, Manno tris filios adsignant*, einer Lesung, die ich übrigens schon in Holders Ausgabe (Freiburg und Tübingen 1882) finde. Müllenhoff hat recht, wenn er zwischen Mannus, 'dem ersten Menschen', und seinem Vater, dem Gotte Tuisto, eine scharfe Grenzlinie zieht.

Die gewöhnliche Erklärung von *haud perinde* 5,9 'nicht sonderlich' ist durch bekannte Parallelstellen sicher gestellt. Die andere Deutung 'nicht gleichmäßig', d. h. die einen mehr, die

Digitized by Google

andern weniger, die Hoffmann, wie Tücking, neben die übliche stellt, hat keine Berechtigung. Ebenso steht es mit *corpore infames* 12, 3, für dessen Auffassung Ann. I 73 eine sichere Unterlage bietet. Die von Hoffmann bevorzugte Deutung 'die sich selbst verstümmelt haben, um sich der Heeresfolge zu entziehen' ist zu verwerfen.

Ich füge hier noch drei Stellen an, über die Hoffmann sich nicht äußert, während bei Zernial Text und Kommentar einer Berichtigung bedürfen. 24, 4 interpungiert Z. so: *non in quaestum tamen aut mercedem, quamvis audacis lasciviae pretium est voluptas spectantium* und erklärt: 'es müßte denn das Vergnügen der Zuschauer der Lohn des kühnen Mutwillens sein'. Hier hat Z. den Sinn von *quamvis* verkannt. Es ist nicht eine Satzbestimmung, sondern qualifiziert ausschließlich das folgende Adjektiv in dem Sinne von 'wenn auch noch so' (minder richtig Schweizer-Sidler 'äußerst', Tücking 'vel maxime', Wolff 'immerhin'). Demnach ist, wie es ja auch meist geschieht, vor *quamvis* nicht ein Komma, sondern ein Kolon (oder ein Semikolon) zu setzen.

25, 1 *discriptis per familiam ministeriis* übersetzt Z. 'indem die verschiedenen Verrichtungen je nach dem Gesinde verteilt wären'. Noch unrichtiger Tücking 'die Dienstleistungen nach Familien (familia rustica und urbana) verteilen'. Es muß natürlich heißen: 'auf (oder 'über') das Gesinde'.

26, 1 hat man in die Worte *faenus agitare et in usuras extendere ignotum, ideoque magis servatur quam si vetitum esset* mit Streichungen (Nipperdey und Joh. Müller in der ersten Auflage) und Konjekturen (Wolff nach Ritter und Prammer *vitatur* st. *servatur*; Zernial nach Kraffert *idque* st. *ideoque*) eingegriffen. Die nicht ändern, ergänzen als Subjekt zu *servatur* aus dem Vorhergehenden *non agitare et extendere*, und so auch Zernial, ein bedenkliches Verfahren. Das Richtige hat vielleicht J. Golling gefunden (s. JB. XXXV 299), der den überlieferten Text dadurch rettet, daß er auf die ursprüngliche Bedeutung von *servare* (beobachten, aufpassen) zurückgeht, in der es ähnlich wie *cavere* gebraucht wird. Novák ersetzte in der ersten Auflage seiner Ausgabe *servatur* durch *cavetur* und Schwyzer übersetzt *servatur* in dem Sinne Gollings 'wird dem vorgebeugt'.

5) Anzeigen älterer Ausgaben:

Nipperdey-Andresen Annalen II⁶ (JB. XXXIV 347): Bull. bibl. et péd. du Musée belge XIII No. 291, Boll. di fil. class. XVI S. 44 und Riv. di fil. 37 No. 4 von L. Valmaggi, Revue de phil. 33 S. 220 von Ph. Fabia, Monatschrift für höhere Schulen IX S. 271 von H. Ziemer; Dienel, Der Rednerdialog (JB. XXXV 257): Berl. phil. WS. 1909 Sp. 1025 von A. Gudeman (G. tadelt die 'bibliographische Zurückhaltung' Dienels, der Hirzel, Norden und

Digitized by Google

Leo nicht erwähne; die von ihm selbst herrührenden Textesänderungen seien überflüssig oder geradezu willkürlich; erfreulicher sei der Kommentar; der Gebrauch von *statio* in dem Sinne von 'Regierungsjahr' sei wahrscheinlich ein Gallicismus. Ferner bemüht sich G., die aus der Art der Erwähnung des Vibius Crispus, aus dem Ausdruck *iuvenis admodum*, aus den Worten *celeberrima tum ingenia fori nostri* und aus der Frage des Fabius Justus hergeleiteten Gründe, die gegen die Annahme, daß der Dialog unter Titus verfaßt sei, zu sprechen scheinen, zu widerlegen und sammelt andererseits die gegen die spätere Abfassung sprechenden Momente: die psychologische Unmöglichkeit der Annahme, daß der Verfasser des Agricola unmittelbar darauf eine Schrift verfaßt habe, die durch ihren Optimismus so sehr vom Agricola absticht, die Beobachtung, daß die im Dialog behandelten Probleme zur Zeit des Trajan nicht mehr aktuell waren, die Nachahmung Ciceros, die viel verständlicher sei, wenn man sie in eine Zeit setze, wo Tacitus noch nicht als Redner und Schriftsteller aufgetreten war; das sog. Langesche Argument sei hinfällig, da jene Anspielung des Plinius sich auf eine Äußerung in einem kurz vorher erhaltenen Briefe des Tacitus beziehe): Hedicke, Agricola (JB. XXXV 259): WS. f. klass. Phil. 1910 Sp. 96 von C. John (sehr eingehende und sorgfältige Würdigung der Varianten der beiden neuen Handschriften sowie der Textgestaltung Hedickes, vielfach in Übereinstimmung mit der Auffassung des Referenten, namentlich in der Beurteilung der Konjekturalkritik des Herausgebers); Allen, Agricola (JB. XXXV 262): DLZ. 1909 S. 2653 und WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 1368 von E. Wolff ('was mich mehr noch in Erstaunen setzt als die Originalität des Herausgebers, ist die Liberalität der Verleger, die diesem Preßerzeugnis eine überreiche Ausstattung mitgegeben haben'); Stuart, Agricola (JB. XXXV 262): Boll. di fil. class. 16 S. 249 von V. (lobend), Rev. d. et. anc. XI S. 286 von A. Waltz.

II. Schriften historischen Inhalts.

6) Heinrich Schwanold, Arminius, Die Varusschlacht und das Hermannsdenkmal. Festschrift zur Neunzehnhundertjahrfeier der Schlacht im Teutoburger Walde. Mit Zeichnungen von Ernst Meier-Niedermein. Zweite Auflage. Detmold 1909, Meyersche Hofbuchdruckerei. 79 S. 8. 1 *M*.

Julius Hahn, Die Schlacht im Teutoburger Walde. Ein Gedenkblatt. Mit 6 Illustrationen und 1 Kartenskizze. Hamburg 1909, G. Schloessmann. 48 S. 0,50 *M*.

Felix Dahn, Armin der Cherusker. Erinnerungen an die Varusschlacht im J. 9 n. Chr. Mit 17 Bildern nach Zeichnungen des Malers Anton Hoffmann in München und 1 Bild nach der Radierung des Malers H. Braun. Dritte, unveränderte Auflage. München 1909, J. F. Lehmann. 46 S. 8. 1 *M*.

Digitized by Google

A. Beneke, Siegfried und die Varusschlacht im Arnsberger Walde. Ein Beitrag zur neunzehnten Jahrhundertfeier. Leipzig-Gohlis 1909, Bruno Volger. 117 S. 8. 2 *M.*

Schwanolds und Hahns Gewährsmänner sind Höfer und Kemmer (s. JB. XV 275. XIX 206. WS. f. kl. Phil. 1885 Sp. 1361, 1893 Sp. 686). Ihnen folgend erklären sie Dios Erzählung für den lügenhaften Bericht, der dem Senat mitgeteilt worden war. Der Überfall sei im Sommerlager (Hahn: in der Gegend von Detmold) erfolgt, als Varus zu Gericht saß, der *saltus Teutoburgiensis* (Hahn: genannt nach dem 'Teutberg', d. i. der Grotenburg, an dessen nördlichem Fuß die Sümpfe des Donoper Teiches) sei der Lippesche Wald, Aliso Haltern. Die Idistavisoschlacht setzt Schwanold wie Hahn an das rechte Weserufer, wie Kemmer (Höfer ans linke), den Angrivarenwall verlegt Schwanold in Übereinstimmung mit beiden Gewährsmännern an die obere Hunte. Dahn läßt die Frage der Örtlichkeit der Varusschlacht unentschieden, ebenso die der Lage von Aliso. Beneke hält sich an Jellinghaus und Hülsenbeck. Für ihn ist daher, wie schon der Titel verrät, der saltus Teutoburgiensis der Arnsberger Wald, 'der Wald der Teutoburgen'; vgl. unten die Schrift von Henke und Lehmann.

Das *castellum Lupiae flumini adpositum* bei Tacitus Ann. II 7 halten alle vier Autoren für identisch mit Aliso. Als Datum der Schlacht nehmen Dahn und Beneke nach Ed. Schmidt den 9. und 10. oder 9., 10. und 11. September an, Hahn den 2. August. Arminius ist nach Schwanold vielleicht, nach Beneke unzweifelhaft identisch mit Siegfried. Beneke verfolgt die mannigfach wechselnde Gestalt des Befreiers durch die deutsche Sage; in Hagen erkennt er den Segestes, in dem Drachen das Römerheer wieder.

Von Fehlern ist keine der vier Schriften frei. Dahn wirft die Jahre 15 und 16 n. Chr. durcheinander: er setzt den Besuch des Germanicus auf dem Schlachtfelde in dasselbe Jahr 16—7 Jahre nach der Niederlage, — dem die Idistavisoschlacht angehört. Beneke weist demselben Jahre 16 den Triumph des Germanicus zu; Schwanold nennt, wie sein Vorbild Kemmer, als den Tag dieses Triumphes den 27. Mai. Dahn nennt den Führer der Bataver im J. 16 Chariovala, Beneke den Bruder Armins Flavius; der Chattenfürst Arpus heißt bei Hahn Argus. Dahn schwankt, ob Catualda ein Markomane oder ein Gote war, spricht von einem Kastell Amisia an der Ems und erzählt, daß Segestes von Germanicus im Narbonensischen Gallien (*vetere in provincia* Ann. I 58) angesiedelt worden sei. Nach Beneke begrüßte das siegreiche Heer nach der Idistavisoschlacht den Germanicus als imperator. Schwanold übersetzt *mox* Ann. I 63, 4 'bald', *oberrarent tentoriis* I 65, 4 'durch die Zelte irrten', *vado* II 11, 3 'an einer seichten Stelle'. Seine Behauptung endlich, daß die Leute des Varus an dem Tage, wo sie überfallen wurden, dienstfrei waren (S. 21,

Digitized by Google

ebenso Hahn S. 20), kann sich nur auf den Ausdruck *vacuas legiones* Ann. II 46, 5 stützen, den er jedoch S. 56 mit 'arglose Legionen' wiedergibt.

Benekes Schrift ist angezeigt von A. R. im Lit. Centr. 1910 S. 190 ('Verf. ist redlich bemüht die Wahrheit zu suchen'), und von H. Nöthe, Hist. Vierteljahrsschrift XIII S. 129.

7) O. Henke, B. Lehmann, Die neueren Forschungen über die Varusschlacht. Mit 1 Übersichtskarte, 5 Kartenskizzen und 8 Abbildungen. Gymnasial-Bibliothek Heft 52. Gütersloh 1910, C. Bertelsmann. 103 S. 8. 1,50 *M*.

Die vorliegende Abhandlung sucht dem Leser in einer etwas komplizierten Disposition, die manche Wiederholungen mit sich bringt, mit den wichtigsten der neueren Hypothesen über den Ort der Varusschlacht und zugleich mit den Mitteln vertraut zu machen, auf die gestützt die Forscher die schwierige Frage zu entscheiden trachten. Die Verfasser setzen dabei folgendes als ausgemacht voraus: die langen Brücken des Domitius sind südlich von Coesfeld zwischen Dülmen und Borken zu suchen, das Lippekastell ist Haltern, das Kastell Aliso Oberaden, die Stämme, deren Aufstand Varus bewog, sein Sommerlager im Herbst des J. 9 n. Chr. zu verlassen, waren sugambrische, der Ort der Niederlage kann von Aliso nicht allzufern gewesen sein, 'das erste Lager des Varus' ist dasjenige, das er nach erfolgtem Angriff aufgeschlagen hat, die rhetorische Darstellung des Florus ist weniger glaubwürdig, als die der übrigen Quellen.

Die Hypothesen, die in dem zweiten Teil des Heftes dargestellt und kritisiert werden, sind die von Dünzelmann (Marl-Hunteburg), Mommsen (Bramsche-Barenau), Knoke (Iburg-Leeden), Wilms (Hiddesen-Grotenburg) und Hülsenbeck (Plackweg-Werl). Dünzelmanns Vermutung scheitere daran, daß für den Namenwechsel Lupias-Hunte jeder urkundliche Anhalt fehlt und daß östlich des Dümmers ein Waldgebirge nicht vorhanden ist. Gegen Mommsens Ansicht spreche vor allem, daß von einer Umkehr des Varus nichts überliefert ist: Knokes Hypothese versage in der Beziehung, die das Kastell Aliso zum Schlachtfelde hat. Wilms, der dem Bericht des Florus folgt, dränge die Ereignisse zeitlich und örtlich zu stark zusammen.

Nicht kritisiert, aber ausführlich wiedergegeben werden die in einer Programmabhandlung versteckten Darlegungen Hülsenbecks, die nach dem Urteil der Verfasser dieses Heftes allen Anforderungen am besten entsprechen. Vgl. JB. VII 240. Danach befand sich das Sommerlager des Varus auf dem Sindfelde nicht fern der Eresburg, wo auch Tiberius im J. 4 n. Chr. überwinterte. Durch den Aufstand sugambrischer Völker an Lenne, Ruhr und Rhein zum Aufbruch gezwungen, wählte Varus die kürzeste Strecke über den Plackweg, der von Brilon nach Arnsberg führt. Hier,

Digitized by Google

in dem Waldgebirge zwischen Ruhr und Möhne, wurde er am zweiten Marschtage angegriffen. Von Westen nach Norden umbiegend gelang es ihm, auf der sog. Salzstraße den Haarweg zu erreichen, kam aber nur bis zum Hellwege in der Gegend von Werl, wo das Heer am dritten Schlachttage eingeschlossen und vernichtet wurde. Germanicus kam im J. 15 von Lippstadt, der Südgrenze der Brukterer (den *ultimi Bructerorum*) über Lehm- und Kleiboden (die *campi fallaces* des Tacitus) durch das Tal der Wester auf den Plackweg.

Die Stützen dieser Darstellung werden gefunden in den Straßenzügen mit ihren Knotenpunkten, in den zahlreichen Massengräbern, welche die Straße, die Varus gezogen sei, begleiten, in der der Schilderung des Dio entsprechenden Örtlichkeit, in einer an die Gegend von Werl sich knüpfenden sagenhaften Prophezeiung, der ein Ereignis der Vergangenheit zu Grunde liege, und in der geringen Entfernung Werls von Aliso-Oberaden.

Auf die Frage, wo das an den Besuch der Wahlstatt des J. 9 sich anschließende Treffen des J. 15 zwischen Germanicus und Arminius stattgefunden habe, und warum Caecina, während Germanicus an die Ems zur Flotte zurückkehrt,den gefährlichen Umweg über die langen Brücken zwischen Dülmen und Borken zu machen angewiesen wird, anstatt auf dem kürzesten Wege, d. h. auf einer der beiden Lippestraßen, nach Vetera zurückzukehren, erteilt das Heft keine Antwort.

Eine hübsche Übersichtskarte und photographische Aufnahmen der Gegenden von Barenau, Iburg und Leeden, Hiddesen, dem Plackwege und der Eresburg sind beigegeben.

Angezeigt von E. Wilisch, WS. f. kl. Phil. 1910 S. 543 (Rez. tadelt den allzu engen Anschluß an Hülsenbecks Übersetzung der Quellenautoren und die Verwendung gewisser Beweismittel, namentlich der Sagen und der Gräber, lobt aber die Zurückhaltung, mit der die Verf. es vermeiden, die Streitfrage für erledigt zu erklären).

8) Fr. Knoke, Osnabrücker Zeitung vom 23. April 1910 berichtet, daß auf der Versammlung der Altertumsforscher zu Bonn in der Osterwoche 1910 verschiedene Gegenstände aus Eisen und Ton, die aus dem Lager im Habichtswalde stammen, genau geprüft worden sind. Es haben außer Koenen-Bonn auch Kossinna-Berlin, Anthes-Darmstadt, Wolff-Frankfurt und Loeschcke-Bonn geurteilt, daß sich unter den Funden eine Anzahl unzweifelhaft römischer Gegenstände befindet. Demnach dürfe — so schließt Knoke — die Frage der Örtlichkeit der Varusschlacht nunmehr als sicher gelöst betrachtet werden.

Digitized by Google

9) **Ottokar Stauf von der March, Armin. Ein deutsches Heldenleben. Zum neunzehnhundertsten Gedenktage der Schlacht im Teutoburger Walde.** Gräz 1909, Verlag des Vereines Südmark. 38 S. 8 0,45 *M*.

Ottokar Stauf von der March, Marbod. Das Widerspiel des Cheruskers Armin. Auch ein Gedenkblatt zur Feier der Schlacht im Teutoburger Walde. Wien 1909, im Selbverlage des Verfassers (VIII. Schlösselgasse 3). 21 S. 8. 42 *H*.

„Ein schlichtes Gedenkblatt", heißt es in der ersten dieser beiden aus Österreich stammenden Gelegenheitsschriften, „an unseren Nationalhelden, das wohl auf Anteilnahme von Seiten völkisch Gesinnter hoffen darf, zumal in einer Zeit, in der slawische Hochflut brandend an unsern Besitzstand schlägt."

Die von nationaler Begeisterung getragene Erzählung ist nicht durchweg korrekt. Mehr als einen Fehler enthält S. 25 der erstgenannten Schrift der Satz: „Noch im gleichen Jahre (15) brach er ins Land der Chatten ein und züchtigte diesen Stamm, sowie den der Angrivarier, erstere, weil sie den von ihm errichteten Grabhügel über den Resten des Varus, sowie einen Altar zu Ehren seines Vaters zerstört hätten, letztere, weil sie sich empörten" (Ann. II 7. 8). Auch S. 7 und 21 sind die Jahre 15 und 16 verwechselt. Die Usiper nennt Verfasser Nusiper, den Germanicus wiederholt Drusus, den Markomanen Catualda einen Goten- oder Quadenherzog. Die pontes longi verlegt er in die Gegend von Crefeld (gemeint ist vielleicht Coesfeld). Unter *ora* Ann. I 61 versteht er Pferdeköpfe, von Inguiomerus berichtet er, daß er, wie Arminius, in der Idistavisoschlacht verwundet worden, von Germanicus, daß er an Gift gestorben sei. Nicht irrtümlich, sondern einer alten an den Namen des Sohnes anknüpfenden Vermutung folgend nennt er Arminius' Gattin Thumelda.

Die zweite Schrift, die den 'Großkönig' dem 'Volkshelden gegenüberstellt, bringt — was nicht gut zu vermeiden war — manche Wiederholungen aus der ersten.

Die erste Schrift ist angezeigt von A. R. im Lit. Centr. 1910 S. 190 ('klar und verständig, ohne Anspruch auf gelehrte Forschung, aber getragen von dem warmen Gefühl patriotischer Begeisterung').

10) E. **Anthes**, Aus der neuesten Literatur über die Varusschlacht, Korrespondenzbl. des Gesamtvereins der deutschen Gesch.- und Altertumsvereine 58 S. 393, gibt einen kritischen Bericht über den Inhalt der Schriften von Wilisch, Knoke, Schierholz, Nase (JB. XXXV 273. 276. 278. 279), Stauf von der March, Egelhaaf (Die Schlacht im Teutoburger Walde, Deutsche Rundschau 1909 Heft 12) und Fr. Koepp, Die Varusschlacht in Geschichte und Forschung (Vortrag). Egelhaaf weist insonderheit darauf hin, daß die so oft als Vaterlandsverräter gebrandmarkten Fürsten, wie Segest, Inguiomer und andere, nicht bloß durch persönliche

Digitized by Google

Zwistigkeiten, sondern auch durch die Erkenntnis dessen, was die Römer in Gallien geleistet hatten, zum Anschluß an Rom gebracht worden sind. Koepp präzisiert den Stand der Forschung über die Örtlichkeit der Schlacht; seine resignierte Auffassung findet Anthes völlig berechtigt.

11) **Hans Delbrück, Die Schlacht im Teutoburger Walde.** Preußische Jahrbücher 137, 3 (Sept. 1909) S. 381—396.

Delbrücks Anschauungen sind aus seiner 'Geschichte der Kriegskunst' (s. JB. XXVIII 290), die 1908 in zweiter Auflage erschienen ist, bekannt. Sie kehren in der vorliegenden am 15. August 1909 auf der Grotenburg gehaltenen Festrede wieder. Die Vorstellungen der Römer über die Größe der germanischen Heere seien auf das durch die geringe Volksmenge bedingte Maß zu reduzieren; der Ort der Varianischen Katastrophe sei die Dörenschlucht; der Teutoburger Wald sei von den Römern nach der noch heute vorhandenen Volksburg — Teutoburg unterhalb des Hermannsdenkmals — benannt worden; diese sei vielleicht mit der Burg des Segestes identisch; die 'langen Brücken' habe man in der Gegend von Iburg zu suchen; die Schlachten bei Idiaviso (so) und am Angrivarierwalle seien römische Phantasiestücke.

In einigen Punkten hat D. seine Ansichten modifiziert. Aliso ist ihm jetzt nicht mehr mit Elsen oder Neuhaus, sondern mit dem auf einer Kuppe gelegenen Zentrum der Stadt Paderborn an der schiffbaren Pader identisch; der Elison des Dio sei aber nicht die Pader, sondern die eine halbe Meile von Paderborn in die Lippe mündende Alme; in Paderborn habe auch das Tiberiuslager *ad caput Lupiae*, 10 km von der Lippequelle, gestanden. Das Varuslager legt D. jetzt nicht mehr nach Rehme, sondern in die Gegend von Minden: hier vereinigten sich die beiden Verpflegungswege, der Schiffsweg über die Nordsee die Weser hinauf und der Weg die Lippe entlang, der sich von Paderborn nordwärts zur Weser wendet und den Teutoburger Wald in der Dörenschlucht kreuzt, wo die Brukterer, Marsen und Chatten, d. i. die an der Varusschlacht beteiligten Stämme, ihren natürlichen Berührungspunkt mit den Cheruskern hatten, so daß sie erst am letzten Tage in den Kampf eintraten. Als das freie Feld, durch welches das Heer des Varus am zweiten Tage marschierte, bezeichnet D. jetzt die Pivitsheide; der Hildesheimer Silberfund stamme, vermutet er, von der Tafel des Varus.

12) **O. Dörrenberg, Römerspuren und Römerkriege im nordwestlichen Deutschland,** nach einem im Dezember 1894 gehaltenen Vortrage, nebst einem Anhange: Die Stämme der Germanen. Leipzig 1909, Kommissions-Verlag der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung. XI u. 258 S. 8. Mit 13 Tafeln. gr. 8.. 12,50 *M*.

Den ersten Teil des Buches bildet der in dem Titel bezeich-

Digitized by Google

nete Vortrag, der sich an die Ergebnisse Hölzermanns anlehnt und die Anregungen Schierenbergs verwendet. Hölzermanns Reihe der römischen Kastelle an beiden Ufern der Lippe lebt hier wieder auf, die Spuren der römischen Straßen und Landwehren werden eifrig verfolgt, der *limes a Tiberio coeptus* habe — so heißt es S. 31 — aus zwei parallelen Wällen bestanden, die etwa 900 m von einander entfernt die südliche Lippestraße in 2 km Abstand begleiteten.

In seiner Stellung zu den Quellen schließt sich D. an Schierenberg, Ranke und Höfer an. Er verwirft den Bericht Dios über die Varusschlacht und legt den des Florus zu Grunde, dem sich, wie er meint, die Angaben des Velleius und Tacitus in ungezwungener Weise einfügen. In der Frage des Datums der Schlacht folgt er Zangemeister und Deppe. Aliso, gelegen auf der Rückzugslinie des Varianischen Heeres zum Rhein, sei in dem Winkel zwischen Alme, Lippe und Pader zu suchen, wo die Gebiete der Brukterer, Cherusker, Marsen und Sigambrer zusammenstießen, in der Nähe von Aliso das Lager des Tiberius *ad caput Lupiae*, das Varianische Schlachtfeld am Fuße der Grotenburg, wohin Germanicus im J. 15 durch die Dörenschlucht gelangt sei. In der Gegend von Gütersloh habe Germanicus das Heer geteilt, die pontes longi verbanden die Lippestraße in der Nähe von Liesborn mit der oberen Ems in der Gegend von Wiedenbrück—Gütersloh. Die Münzfunde von Barenau seien auf Angrivarierunruhen zurückzuführen, Idistaviso sei südlich der Porta, der Angrivarierwall zwischen Weser und Steinhuder Meer anzusetzen, unter den *interiores* bei Tac. II 24 seien weiter vom Rhein entfernt wohnende Stämme, Langobarden und Sachsen zu verstehen.

Convertere agmen I 57 deutet D. auf das Heer Caecinas, unter *Amisia* II 8 versteht er, wenn auch zögernd, ein Kastell und übersetzt *Amisiae* 'in Amisia', das Kastell an der Lippe II 7, meint er, sei 'offenbar Aliso'. Irrtümlich gibt er an, daß die Handschrift II 24 *Chattorum* (in der Übersetzung 'in das Land der Chatten') statt *Chaucorum* habe. Statt Tumfana schreibe S. 31 Tamfana, statt Agrippa S. 45 Agrippina.

Dann folgen Übersetzungen der für das Thema in Betracht kommenden Partien der Quellenschriftsteller. Aus der Tacitusübersetzung notiere ich einige Fehler und Anstöße: I 57 *compressis intra sinum manibus* 'die Hände zwischen dem Busen verschränkt'. I 58 *non hic mihi primus erga populum Romanum fidei et constantiae dies* 'nicht ist dies der erste Tag, an dem ich fest und wankellos dastehe in der Treue gegen das römische Volk'. I 62 sind *coniuncti* nicht 'Verbündete', sondern 'Verbundene', d. h. Angehörige, nahestehende Personen. II 5 *at si mare intretur, promptam ipsis possessionem et hostibus ignotam* 'hingegen, wenn sie den Weg über das Meer einschlügen, so sei dieses gleichsam ihr Eigentum und biete keine Schwierigkeiten, während es den

Feinden unbekannt sei', unrichtig, weil das, was Germanicus in Besitz zu nehmen beabsichtigt, das Land und nicht das Meer ist; auch sagt er nicht, daß das Meer den Feinden nicht bekannt sei, sondern daß die (bevorstehende) Okkupation ihres Gebietes ihnen verborgen bleibe, wenn man auf dem Seewege komme. II 7 *princeps ipse decucurrit* 'und in eigner Person hielt der Fürst die Leichenparade'. II 13 'entflammte der Legionen Zorn': unrichtige Lesart *incendit* st. *intendit*. II 16 *ut ripae fluminis cedunt aut prominentia montium resistunt* 'je nachdem die Ufer des Flusses ihr (der Hügelreihe) nachgeben oder vorspringende Berge ihr (der Hügelreihe oder der Weser?) entgegenstehen'. Ist mit dem zweiten 'ihr' die Hügelreihe gemeint, so ist der Satz überhaupt sinnlos; ist die Weser zu verstehen, so hat Tacitus in dem zweiten Gliede dasselbe gesagt wie in dem ersten, anstatt des Entgegengesetzten. Darauf hat zuerst Knoke mit Nachdruck hingewiesen. In demselben Kapitel ist *praetoriis*, II 46 *Romana* in der Übersetzung ausgefallen. II 22 *nihil abnuendo* 'dadurch daß sie nichts ableugneten' st. 'verweigerten'; II 23 *legionnm aliae* 'eine von den Legionen'; II 45 *mox* 'bald' st. 'darauf'. Fehlerhaft sind die Namensformen Calligula, Chariovilda, C. Caecilius II 41 st. C. Caelius.

In dem dritten, dem umfangreichsten Teil des Buches, der uns weniger berührt, wird der Versuch gemacht, durch eine bessere Verbindung der Urzeit mit den bekannten Zuständen des Mittelalters für die alten Wohnsitze der germanischen Stämme zuverlässigere Anhaltspunkte zu gewinnen. D. handelt hier über die Gaueinteilung und die Entwicklung des Grundeigentums, über Stände, Verfassung, Gerichtswesen, über die mannigfachen Siedelungsverhältnisse und Ackermaße, sowie über die Geschichte der Wanderungen. Ich erwähne aus den Ergebnissen dieser mit 13 Tafeln ausgestatteten Ausführungen nur, daß D. die Vielheit der deutschen Völker auf drei Urstämme zurückführt: die Sueven, Istävonen und Ingävonen, von denen die zuletzt genannten die reinsten Vertreter des germanischen Typus seien.

Gute Inhaltsübersicht von C. Schuchhardt DLZ. 1909 S. 2533. Abfällig beurteilt von A. R. im L. C. 1910 S. 982, wo dem Verf. u. a. Unbekanntschaft mit den Ergebnissen der Limesforschung vorgeworfen wird.

13) A. Wilms, Der Hauptfeldzug des Germanikus im J. 15 n. Chr. Die Teutoburger Schlacht, der Kampf auf den 'Langen Brücken'. Mit einer Karte und einer Abbildung. Sonderabdruck aus den 'Hamburger Nachrichten'. Hamburg 1909, Heroldsche Buchhandlung. 83 S. 8. 1,25 *M.*

Der Verfasser der JB. XXIII 143. 166. XXIV 310. XXV 296 besprochenen Aufsätze über die Schlacht im Teutoburger Walde hat die Gelegenheit der Säkularfeier benutzt, 'um Örtlichkeit und

Digitized by Google

Entwicklung der Schlacht noch einmal vor dem deutschen Volke zu entrollen'. Seine Darstellung ist im wesentlichen unverändert geblieben; ihre Richtlinien sind hier wie dort folgende.

Die Quellen widersprechen einander durchaus nicht: die Brücke zwischen Dio einerseits, Velleius und Florus andererseits bildet Tacitus, dessen Darstellung es unzweifelhaft macht, daß der saltus Teutoburgiensis mit dem Lippeschen Walde identisch ist. Die Ausdehnung des Kampfes in seiner Gesamtheit vom ersten Lager bis zum Ort der Schlußkatastrophe ist viel geringer als man nach dem Berichte Dios, den man unrichtig interpretiert hat, anzunehmen gewohnt ist. Das Sommerlager des Varus, die *prima Vari castra* bei Tacitus, befand sich in Detmold an der Werre, dem Οὐίσουργος des Dio. Das aufrührerische Volk waren die südwestlichen Chatten. Während Asprenas von Mainz aus in das aufständische Gebiet einrückte und hernach seine zwei Legionen durch einen schleunigen Rückzug rettete, trat Varus, der noch im letzten Augenblicke Recht sprach, seinen Marsch mit etwa 9000 Mann von Detmold aus in südlicher Richtung an, und zwar nicht am frühen Morgen, sondern erst im Laufe des Tages. Zur Zeit des beginnenden Ausmarsches waren die noch im Lager verbleibenden Truppen 'dienstfrei' (*vacuae*). Der Sturm auf das Lager erfolgte noch etwas früher als der Überfall auf den marschierenden Teil des Heeres. Da die Hauptstraße über das Gebirge ungangbar gemacht war, sah man sich gezwungen rechts abzubiegen. So gelangte man auf den Sattel von Hiddesen, wo man am Abend des ersten Kampftages ein Notlager aufschlug. Dies ist das Lager der *accisae legiones* bei Tacitus. Noch in der Nacht brach man wieder auf; der anbrechende Tag (Dio: τότε γὰρ ἡμέρα πορευομένοις σφίσιν ἐγένετο) beleuchtete die Schlußkatastrophe in dem Tal nordwestlich der Grotenburg, das einen wirklichen Sumpf (Hiddeser Bent) aufweist.

Germanicus besuchte, nachdem er zu den *ultimi Bructerorum*, d. i. in die Gegend von Delbrück, gelangt war, über 'trügerische Gefilde' ziehend, an denen es unterwegs nicht fehlte, die Stätten der Erinnerung. Er stieß zwar schon vor Detmold auf den Todesweg vom ersten zum zweiten Lager; aber da er hier nur höchstens 2 km vom Hauptlager entfernt war, so war es natürlich, daß er dieses zuerst aufsuchte. Sein Zusammenstoß mit Arminius, der *in avia* entwichen war, erfolgte nahe dem Orte der Varianischen Katastrophe auf dem *campus* zwischen der Grotenburg und dem Bielstein.

Die 'langen Brücken' sind zwischen Ems und Rhein zu suchen; denn erst an der Ems wurde das Heer geteilt (Tac. Ann. I 63). Wilms schildert ausführlich die Wanderungen, die er unternommen hat, um diese Brücken zu finden. Er glaubt sie schließlich in dem 'Romeinsche Brugg' genannten Übergang im Valther Moor

Digitized by Google

westlich von Ter-Apel entdeckt zu haben, wobei freilich die von Tacitus genannten Höhen durch Wälder ersetzt werden müssen.

Ferner sind einige Zusätze und Berichtigungen zu den früheren Ausführungen des Verfassers aus seiner neuesten Schrift zu verzeichnen. Den Anlaß zu den Worten des Velleius *cum ne pugnandi quidem aut egrediendi occasio iis, in quantum voluerant, data esset* etc. findet er in den Hohnreden, mit denen die herumstehenden Germanen dem abziehenden Heere des Varus das Geleit gegeben haben mögen. Aliso setzt er jetzt gleich Haltern und entscheidet sich dafür, daß es nach dem Untergang des Varus nicht in die Hände der Germanen gefallen sei. Oberaden könne das Dauerlager des Tiberius 'mitten in den Grenzen Germaniens' (Vell. II 105) sein (also *ad caput Lupiae*?). Der Weg des Caecina *per medios Bructeros* (*medios* ist ein irrtümlicher Zusatz von Wilms; Tacitus sagt Ann. I 60 *per Bructeros*) ergebe sich von selbst: er gehe über Haltern, Haus Dülmen durchs Münsterland an die Ems. Als denjenigen Punkt, bis zu welchem die Flotte des Germanicus die Ems hinaufgefahren sei, nimmt Wilms jetzt Schepsdorf gegenüber Lingen an. Endlich verdient noch die Vermutung erwähnt zu werden, daß die beiden Schlachten des J. 16 ebenfalls an der Werre stattgefunden hätten, und aus der Polemik gegen Knoke die Versicherung, daß die von diesem gefundene angebliche Sassenberger Moorbrücke nicht existiere.

Eine eingehende, die Methode des Verfassers durchweg ablehnende Kritik von E. Wolff findet man WS. f. kl. Phil. 1910 S. 413. Auch H. Nöthe, Hist. Vierteljahrsschr. XIII S. 131 findet die Schlüsse des Verfassers nicht stichhaltig. C. Jullian, Rev. des ét. anciennes XII 3 S. 317 notiert die Stellen, wo Wilms die Tat des Arminius einerseits mit dem Befreiungskampf des Vercingetorix, andererseits mit dem Ereignis von Golgatha zusammenstellt, und schließt seine Anzeige mit den Worten: 'Il défend le système topographique de Detmold depuis des années et il le fait avec plus de science et de précision que personne, et c'est une raison pour lui pardonner tout ce qu'il dit contre Vercingétorix et en faveur du Golgotha'.

14) G. Adam, Wie ward der Cheruskerfürst Arminius von seinen Landsleuten genannt? Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 1909 S. 561.

Adam weist auf einen Aufsatz des Geh. Sanitätsrats Dr. Harmsen in Lüneburg hin, der in der Monatsschrift 'Hannoverland' unter demselben Titel erschienen ist. Der Inhalt ist folgender Nicht erst seit Klopstock führt der Cheruskerfürst den Namer Hermann in der deutschen Literatur, sondern schon seit Luther welcher sagt, daß die Lateiner den Namen Hermann, der 'Mann des Heeres' oder 'Kriegsoberster' bedeute, übel verkehren und

Digitized by Google

Arminium nennen. Sicherlich kannte Luther die in der Volkssprache übliche Bezeichnung Hermen oder Harmen für Hermann. Noch heute wird vom Schäfer in der Lüneburger Heide der Leithammel Hermann genannt und mit dem Rufe 'harm' oder 'harmen kumm' gelockt. Die Cherusker nannten also ihren Fürsten Harmen, was die Römer, da sie das weiche h nicht hörten, mit *Armenius* wiedergaben, und so bieten in der Tat die besten Handschriften. — Adam stimmt diesen Ausführungen zu und freut sich, daß es Harmsen gelungen ist, zugleich über seinen eignen Namen Licht zu verbreiten.

Hierzu zwei Bemerkungen: Fabia gibt in seinem Onomasticon richtig an, wo die beiden Medicei des Tacitus die Namensform *Armenius* haben und was die Überlieferung der übrigen Historiker bietet. Hinzuzufügen ist nur, daß der erste Mediceus I 63 vielleicht ursprünglich *Armenius* (*colligi*) und ebenso II 15 (*nec*) *Armenius* gehabt hat. Hier liegt die Frage nahe, ob die Entstehung der Namensform *Armenius* in den Handschriften der antiken Autoren nicht lediglich durch den Gleichklang des Land- und Volksnamens *Armenia*, *Armenii* veranlaßt worden ist. Zweitens: in anderen Gegenden Norddeutschlands, z. B. in Holstein und Meklenburg ist 'harm' der Lockruf nicht bloß für den Leithammel, sondern für jedes Schaf; und ebenda ist 'Harm' die niederdeutsche Form des Vornamens Hermann.

15) Ernst Kornemann, Zu den Germanenkriegen unter Augustus (auf Grund eines neugefundenen Tiberiusbriefes). Klio (Beiträge zur alten Geschichte) IX S. 422—449.

Th. Wiegand hat in dem Dorfe Tschavdyrhissar das Fragment eines Briefes des Tiberius Caesar an die Stadt Aizanoi in Phrygien aufgefunden. Der Brief ist datiert 'Bononia in Gallien' und muß im J. 4 n. Chr. geschrieben sein, unmittelbar vor der Wiederaufnahme der Germanenkämpfe. Dieses Bononia in Gallien ist, wie K. zeigt, die dem Kriegshafen Gesoriacum im Lande der Moriner nahe gelegene keltische Ortschaft, die heute Boulogne-sur-mer heißt, am Ende der 'Agrippastraße' Strabos. Der Begründer dieses Kriegshafens war Drusus, der ihn nach Florus II 30. 26 durch einen Bohlweg (*pontibus*) mit einer zweiten Flottenstation, Borma genannt, verband. Borma muß nach Plin. IV 106 im Lande der Marsaci gesucht werden. Diese wohnten in Nordholland (Tac. H. IV 56), nördlich oder höchstens östlich von den Cannanefaten (Cannenefaten, Canninefaten). Den Anschluß an die Rheinkastelle hat diese Küstenstraße, die als Landbrückenwerk neben die fossae Drusianae tritt, in Katwijk durch eine Reihe von Befestigungen gehabt, von denen zwei, Katwijk und Roomburg, bei Tac. H. IV 15 zu verstehen sind. An die Stelle von Borma trat in späterer Zeit der Bedeutung nach das von Tacitus Ann. IV 72 erwähnte castellum Flevum, das auf der in oder vor dem Ausfluß

Digitized by Google

der Zuydersee in den Ozean gelegenen Insel gleichen Namens auf friesischem Boden zugleich mit dem Posten im Chaukenlande (Tac. Ann. I 38) etwa im Sommer 13 von Germanicus angelegt wurde (ungenau spreche Nipperdey von einer im Flevosee gelegenen gleichnamigen Insel). Im J. 4 ist Tiberius auf jener Küstenstraße des Drusus von Boulogne aus gegen Germanien vorgedrungen. Die erste Völkerschaft, die er niederwarf, waren die Cannanefaten (Vell. II 105, 1). Von dort aus marschierte er wohl nicht am alten Rhein entlang durch das Militärterritorium (die *agri vacui et militum usui sepositi* bei Tac. Ann. XIII 54, die entweder nördlich von Arnhem oder nördlich von Utrecht zu suchen sind, je nachdem man die fossa Drusiana in der heutigen Yssel oder mit Ritterling in der Vecht bestimmt) und durch das Chamavenland (östlich des Militärterritoriums) auf den pontes longi des Domitius, die zwischen Ozean und der Lippestraße zu suchen sind (?), sondern nordwärts auf dem alten Küstenlimes des Drusus, der durch das Land der Marsaker in das Friesenland fortgesetzt war und auch bei den Worten *finibus Frisiorum* Tac. Ann. I 60 und *litore Oceani* I 63 sowie I 70 und II 23 zu verstehen ist, von der friesischen Küste zur Ems, dann die Ems aufwärts. Er unterwarf nach einander die Attuarier oder Chattuarier, die mit den Tac. Germ. 34 genannten Chasuariern identisch sind, und die südlich von ihnen wohnenden Brukterer. An der mittleren Ems habe er vielleicht einen Freundschaftsvertrag mit den Ampsivariern geschlossen, auf den Tacitus Ann. XIII 55 hindeutet; dazu passe die Ann. II 8 berichtete *defectio Ampsivariorum* und deren Rückgewinnung II 22 und 24 (denn an dieser heute allgemein aufgegebenen Änderung des überlieferten *Angrivariorum* hält K. an den drei angegebenen Stellen fest). Nach der Überwinterung *ad caput Lupiae* brachte das Jahr 5 den Hauptschlag, einen großen kombinierten Zug von Flotte und Landheer. Er unterwarf die Stämme der Chauken, die Tacitus nur, wo er von Plinius abhängig ist (Ann. XI 19), von einander scheidet (anders Germ. 35). Dann zwang er die Langobarden zum Übergang auf das andere Elbufer und erreichte die Elbe, *qui Semnonum Hermundurorumque fines praeterfluit*, wie Velleius sagt. Jene, ein rechtselbischer Stamm, wohnten im Havelgebiet, diese, ein linkselbisches Volk, im Gebiet der thüringischen Saale.

Im Gegensatze zu der Umfassungsstrategie der Jahre 4 und 5, bei denen der Schwerpunkt auf den Operationen zur See lag, stehen die Unternehmungen des Tiberius nach der Varusniederlage, die eine frontale Richtung haben. Ihr Ziel ist aber auch nicht mehr die Eroberung Germaniens, sondern die Wiederherstellung der römischen Waffenehre. Erst Germanicus hat wieder auf die alte Strategie zurückgegriffen. Als Sammelpunkt der Schiffe für den Feldzug des J. 16 nennt Tacitus Ann. II 6 die *insula Batavorum*. Mindestens ein Teil der neuen Schiffe, meint

Digitized by Google

K., sei in Gesoriacum-Bononia gebaut und durch die Waal, die Tacitus *latior et placidior adfluens* nennt, dem Sammelpunkt zugeführt worden. Endlich wurde durch den von Corbulo zwischen Maas und Rhein erbauten Kanal (Ann. XI 20) für die von Süden kommenden Schiffe der Weg zur fossa Drusiana wesentlich verkürzt.

Gegen den ersten Teil dieser Ausführungen erhebt J. H. Holwerda, Römisch-germanisches Korrespondenzblatt III S. 29 entschiedenen Widerspruch. Bei Plinius bedeute *Morini Marsacis iuncti* nicht, daß diese beiden Stämme durch eine Straße miteinander verbunden waren, sondern daß sie aneinander grenzten. Borma aber sei ein aus der korrupten Florusstelle hervorgegangener Fehlbegriff, und die strategische Küstenlinie, die das angebliche Borma mit Gesoriacum verbunden habe, ein Gebilde der Phantasie.

16) Alfred von Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser I. II. Leipzig 1909, Quelle & Meyer.

Über den Inhalt dieses großen Werkes habe ich WS. f. kl. Phil. 1910 Sp. 70 ff. kurz nach dessen Erscheinen eingehend berichtet und dabei mein Augenmerk hauptsächlich auf die Auffassung des Verfassers von dem Charakter der einzelnen Persönlichkeiten gerichtet. Zum Schluß habe ich gezeigt, daß von Domaszewski in einzelnen Fällen die von Tacitus erzählten Dinge unrichtig oder ungenau wiedergegeben hat.

17) Joh. Schmaus, Charakterbilder der römischen Kaiser. Bamberg 1910, C. C. Buchner.

Dieses Buch ist nicht in meine Hände gelangt.

18) Robert v. Pöhlmann, Die Weltanschauung des Tacitus. Vorgetragen am 8. Januar 1910. Sitzungsber. der K. Bayer. Ak. d. Wiss. Philos.-philol. u. hist. Kl. 1910, 1. München, Verlag der K. Bayer. Ak. d. Wiss., in Kommiss. des G. Franzschen Verlages (J. Roth). 90 S.

Die nach Inhalt und Form gleich ausgezeichnete Abhandlung stellt Tacitus in den Mittelpunkt einer ausgedehnten Rundsicht über weite Gebiete der Geschichtschreibung und Philosophie antiker, neuerer und neuester Zeit. Pöhlmann wendet sich mit gleicher Schärfe gegen Nipperdey, der (Einl. S. 21) von einer in allem wohlzusammenhängenden philosophischen Weltansicht des Tacitus spricht, und gegen Ranke, der Tacitus als vollgiltigen Repräsentanten altrömischer Gläubigkeit charakterisiert. Seine eigene Auffassung ist folgende: Tacitus gehört, wie Polybios, von vorn herein in die Reihe der kausal erklärenden Historiker; für das weite Reich des für uns Irrationalen aber stellt sich ihm wie Polybios der Begriff des Zufalls (*fors*) ein, der in den Annalen (III 18) geradezu als der das Menschenlos beherrschende Faktor

Digitized by Google

erscheint und gelegentlich in der konkreten Gestalt der *Fortuna* auftritt. In der Art, wie Tacitus den Kampf der menschlichen Individualität gegen diese Fortuna, die mit der hellenistischen Tyche durchaus identisch ist, schildert, liegt ein Hauptreiz seiner Geschichtserzählung. Lebte er doch in einer Zeit, deren Signatur das Überraschende und Unberechenbare war, das im Wesen des Zufalls liegt. Den Göttern aber schreibt er noch am Ende seiner historiographischen Tätigkeit eine absolute Gleichgiltigkeit gegen Gut und Böse zu (Ann. XVI 33). Dieser Auffassung entsprechen alle jene zahlreichen Äußerungen, die eine Kritik des Volksglaubens enthalten und sich schon in den Historien finden. Wo aber diese Kritik fehlt, sieht man doch, daß er sich mit dem im Sinne des Volksglaubens Erzählten keineswegs identifizieren will, z. B. Ann. XIV 22, wo von dem Bade Neros in der Quelle der aqua Marcia berichtet wird und die Worte so gewählt sind, daß man den Erzählenden durchaus nicht zu denen zu rechnen braucht, die in der Erkrankung des Kaisers eine Wirkung des Götterzornes sahen. Und wenn Nipperdey aus der Bemerkung über die Mißachtung der 'heimischen' Religion durch die jüdischen Proselyten (H. V 5) schließt, daß Tacitus in 'dieser' Religion eine richtige Vermittlung des Gottesbegriffes für das allgemeine menschliche Bewußtsein gesehen habe, so übersieht er, daß hier nicht bloß von der römischen Religion, sondern von den nichtjüdischen Religionen überhaupt die Rede ist und daß andererseits die Äußerungen des Tacitus über den vergeistigten Kult des jüdischen Monotheismus und der Religion der Germanen eher eine gewisse Abneigung gegen den anthropomorphistischen Polytheismus zu verraten scheinen. Somit steht die Theorie von dem religiösen Charakter des Tacitus auf schwachen Füßen, wie denn auch das Schlußkapitel des Agricola falsch interpretiert wird, wenn man es benutzt, um dem Geschichtschreiber den Unsterblichkeitsglauben zu vindizieren; und wenn Tacitus wiederholt die Götter bei der Gestaltung der irdischen Dinge als Mitempfindende und Mithandelnde beteiligt sein läßt, so sind diese Götteraktionen nicht anders zu beurteilen als die der Fortuna, d. h. sie erklären sich aus den künstlerischen Absichten des Schriftstellers, dessen maniera grande zur Versinnlichung des gewaltigen Ganges des Schicksals der Personifikation bedurfte, wie sie sich auch bei Polybios, sogar bei Thukydides findet und mehr und mehr um sich greift in einer Zeit, wo unter dem Einfluß der Rhetorik Poesie und Prosa ineinander übergingen. Dazu kommt, daß Tacitus als Senator, Konsular und Quindecimvir in einem offiziellen Verhältnis zur Staatsreligion stand und als einer der starrsten Vertreter des traditionellen römischen Aristokratismus in der äußerlichen Anbequemung an das Staatskirchentum ein Stück Standessitte sah. Auch Polybios, der dem Götterglauben gründlich entwachsen war, hat sich zu Konzessionen an die Volksmeinung herbeigelassen, und

Digitized by Google

wo man auf Erscheinungen stößt, die nicht kausal erklärbar sind. d. h. wo die ἀπορία des Historikers beginnt, es für zulässig erklärt, auf die Götter oder die τύχη zurückzugreifen, und selbst das Wunder nicht gänzlich ausgeschlossen. Bezeichnend für diese auch dem Tacitus eigene Inkonsequenz ist das H. II 50 erzählte Wunder von Reggio, dem gegenüber er unter dem Eindruck seiner vermeintlich guten Beglaubigung die Vernunft in Fesseln legt. Auch über prodigia und omina finden sich Äußerungen, die ganz in dem Ton gehalten sind, als teile Tacitus die Volksmeinung, und wenn man auch ein ausdrückliches, persönliches Bekenntnis des Historikers vermißt, doch den Eindruck einer gewissen Gläubigkeit hinterlassen. Und wenn Tacitus in dem Teil seiner Annalen, der bis zum Beginn der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts reicht, Prodigien nicht erwähnt, so rührt dies daher, daß die hier von ihm benützten Autoren zu denen gehörten, die nach dem Beispiel des Livius dergleichen übergingen. Wo wir aber Prodigien bei Tacitus finden, dienen sie ihm in erster Linie als Hilfsmittel seiner Stimmungs- und Situationsmalerei. Mit Unrecht behauptet Nipperdey, daß die finstere Ansicht von dem auf Rom lastenden Götterzorn (H. I 3) einer früheren Entwicklungsstufe des Tacitus angehöre: denn sie findet sich auch in den Annalen (IV 1. XVI 16). Diese gelegentlich hervortretende Neigung zu einer theistischen Metaphysik der Geschichte wird aber bei Tacitus durch andere entgegengesetzte Stimmungen immer wieder durchkreuzt.

Der dämonischen Gewalt der Astrologie hat sich Tacitus nicht ganz zu entziehen vermocht, obwohl bis zu einem gewissen Grade auch hier der Kritiker in ihm zu Worte kommt. Ann. IV 58 wird sogar, was an andern Stellen nur als Möglichkeit erscheint, fast wie eine Tatsache behandelt (. . . *haud forte dictum*; *ceterorum nescii egere*). Für solchen Fatalismus kann der Götterwille und die göttliche Strafgerechtigkeit nichts mehr bedeuten; wer astrologischen und fatalistischen Ansichten huldigt, bezeugt damit, wie unsicher und schwankend sein religiöses Bewußtsein ist. So wechseln bei Tacitus die Faktoren, die das Menschenschicksal bestimmen sollen, wie Wandelbilder: Zufall — Notwendigkeit — Götterzorn und Götterhuld. Den Zufall und die Notwendigkeit stellt er Ann. VI 22 als absolute Gegensätze einander gegenüber und kompliziert das Problem noch dadurch, daß er die Frage der menschlichen Freiheit und Selbstbestimmung aufwirft (IV 20). In der Moralphilosophie erkennt er zwar als echte Güter nur die sittlichen Güter an (Agr. 44), ist aber viel zu sehr Römer und Aristokrat, als daß er die volle Konsequenz dieser Anschauung gezogen hätte. Gelegentlich kommt ihm der alle sittliche Verantwortlichkeit aufhebende Gedanke, ob sich nicht vielleicht in allen Dingen die Welt in einem gewissen Kreislauf bewege, so daß, wie bei den Jahreszeiten, so auch bei den Sitten ein regelmäßiger Wechsel stattfinde (Ann. III 55).

Digitized by Google

Gegen die taciteische Überspannung des Zufallsbegriffs wie gegen den taciteischen Fatalismus — beide Faktoren konkurrieren miteinander oder gehen nebeneinander her — läßt sich kein gewichtigerer Zeuge ins Feld führen als Tacitus selbst, der einerseits im Aufspüren der Motive unermüdlich ist und somit der Individualität eine bedeutsame historische Wirksamkeit beigemessen haben muß, andererseits durch die Beispiele großer Tugenden und großer Laster bessernd wirken will.

Das Fazit lautet somit: Was man gewöhnlich die Weltanschauung des Tacitus nennt, ist ein Chaos von unabgeklärten Meinungen und unausgleichbaren Widersprüchen. Er ist gescheitert an dem Dualismus zwischen dem Metaphysiker, der die Mannigfaltigkeit des Einzelnen unter allgemeine Begriffe von unbedingter Geltung bringen will, und dem Historiker, der durch die Realität der Dinge von den Höhen der Abstraktion immer wieder auf einen Punkt herabgeführt wird, wo das Illusorische des Bemühens um eine transzendente Fundamentierung der Geschichte mehr oder minder klar zu Tage tritt. Tacitus, der über die Psychologie der Masse so treffende Beobachtungen gemacht hat, beugt sich angesichts der Zahl der Zeugen vor dem Wunder von Reggio. Er steht an der großen Wende der Zeiten, die, nachdem auch er zuletzt vor der vox populi kapituliert hatte, in einen Sieg des Heerdenprinzips mündeten, in der Mitte zwischen Thukydides und Augustin auf der bereits abwärts sich neigenden Bahn. Aber trotzdem ist seine geistige Welt immer noch ein Reich der Freiheit; er denkt nicht daran, auf eigene Forschung zu verzichten und lediglich einer überkommenen Glaubenslehre zu folgen.

Die letzten Seiten der Abhandlung haben den Zweck, die Anschauung des Tacitus von dem Geiste kultur- und gesellschaftswidriger Gewaltsamkeit, der in dem damaligen Christentum lebte, und seine kriminalpolizeiliche Auffassung zu rechtfertigen. In einem Standpunkt, der grundlegende Fragen der Weltanschauung der Disputierbarkeit entziehen wollte und für gewisse Ergebnisse absolute und womöglich durch Gewalt erzwingbare Anerkennung verlangte, habe er nur ein Symptom der hereinbrechenden Barbarei erblicken können.

19) Fr. Studniczka, L. Aelius Seianus. Eine ikonographische Vermutung, vorgelegt zum Winckelmannsfeste des archäologischen Seminars der Universität Leipzig am 8. Dez. 1909.

In der Stallbodenkammer der casa del citarista zu Pompei fand man 1867 die lebensgroße Marmorbüste eines in den besten Lebensjahren stehenden Mannes. Eine halblebensgroße Wiederholung aus Bronze kam in Ludwigshafen zu Tage und von dort ins Museum zu Speier (Bonner Jahrb. XCIII 1902 Tafel 7 S. 61). Diese kann nur mit den Legionen an den Rhein gekommen sein.

Digitized by Google

Solche kleinen Porträts trugen die imaginiferi wie Fahnen den Kohorten voran. Für die Deutung der Büste kann von den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses keins in Betracht kommen; sie muß aber aus der Zeit des Tiberius stammen, da mit ihr zusammen in Pompei ein Knabenkopf gefunden wurde, den man mit Wahrscheinlichkeit auf den unglücklichen Agrippa Postumus gedeutet hat. So bleibt für die Deutung der Büste nur der einzige Privatmann übrig, dem damals die unerhörte Auszeichnung widerfuhr, die Tacitus Ann. IV 2 mit den Worten *coli per theatra et fora effigies eius interque principia legionum* bezeichnet. Auf Sejan paßt Alter und Charakter des Porträts, und sein jäher Sturz erklärt die Aufbewahrung der pompejanischen Büste in jenem Versteck.

20) D. **Detlefsen**, Bemerkungen zur alten Geschichte der cimbrischen Halbinsel. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 18 S. 8. 0,60 *M*.

Detlefsen macht auf das sog. Jordebog des dänischen Königs Waldemar II aus dem J. 1231 aufmerksam, worin die Namen von Stämmen, die Tacitus und Ptolemaeus nennen, erhalten seien, womit auch ihre Wohnsitze nachgewiesen würden: 1. das Cimmersyssel an der Nordostküste der Halbinsel — hierin ist der Name der Cimbern erhalten —, 2. das Harthesyssel in der Mitte der Westküste, wo der Wohnsitz der Haruden zu suchen ist, 3. das Abosyssel auf der Ostseite, worin der Name der Aviones steckt.

21) H. **de la Ville de Mirmont**, Afranius Burrhus. La légende traditionelle; les documents épigraphiques et historiques. Rev. de phil. 34 S. 73—100.

Verf. stellt, von Racines Britannicus ausgehend, in 8 Abschnitten zusammen, was wir aus Tacitus, Dio und anderen Autoren sowie aus der Inschrift von Vaison CIL. XII 5842 (s. Nipperdey zu XII 42) über den praefectus praetorii zu Neros Zeit Afranius Burrus wissen. Ich finde in der Abhandlung nur weniges, was hier zu verzeichnen wäre. Verf. vermutet, daß Burrus sich den militärischen Ruf, von dem Tacitus spricht, nicht als tribunus militum (etwa unter Germanicus), sondern als Prokurator einer Grenzprovinz erworben habe. Als Gouverneur Neros sei er jedenfalls Seneca untergeordnet gewesen. An der Ermordung Agrippinas sei er mitschuldig, da er auf Anicetus hingewiesen und den Mord vor den Prätorianern zu rechtfertigen sich bereit erklärt habe. Auch habe er sich dazu erniedrigt, Nero als Chef der Claque zu dienen.

Warum Verf. den Mann entgegen dem Zeugnis der Inschrift und der Handschrift des Tacitus Burrhus statt Burrus nennt, weiß ich nicht.

Digitized by Google

22) **Walton Brooks Mc Daniel, Bauli the scene of the murder of Agrippina.** The classical Quarterly IV 2, S. 96—102.

Verf. meint, daß *Baianus lacus* bei Tacitus Ann. XIV 4 nur ein anderer Name für den Kap. 5 genannten *Lucrinus lacus* sei, und daß, wenn Tacitus an der ersteren Stelle sage, die villa Bauli liege *promunturium Misenum inter et Baianum lacum*, dieser Ausdruck nichts weiter bezeichne, als daß Bauli auf der Ostseite der Halbinsel lag. Man dürfe Bauli nicht südlich von Baiae suchen; es sei vielmehr zwischen der punta dell' Epitafio und dem lacus Lucrinus, nördlich von Baiae, anzusetzen. Mir scheint, daß dieses Ergebnis mit den von Tacitus gegebenen Andeutungen schwer vereinbar ist.

23) **Eugen Petersen, Die Serapislegende.** Archiv für Religionswissenschaft XIII, S. 47—74.

Für die Tacituserklärung kommt aus diesem Aufsatz in Betracht die Vergleichung des taciteischen Berichts H. IV 83 mit denen des Plutarch Isis 28 und soll. anim. XXXVI 2, zu dem Zwecke, nicht nur die vermeintlichen Tatsachen, sondern die Legende selbst als etwas Tatsächliches herzustellen. Petersen macht zu Tacitus' hübscher Erzählung zwei, wie mir scheint, nicht zutreffende Bemerkungen. Erstens nimmt er eine Verschiebung der Vorgänge bei Tacitus an: die Nachforschungen habe Ptolemaeus erst nach dem zweiten Traum unternommen. Diese 'Berichtigung' empfiehlt sich durch nichts. Zweitens deutet er *terribilior iam et instantior* dahin, daß der Gott, der das erste Mal als Dionysos erschienen war, das zweite Mal als bärtiger Dis pater aufgetreten sei. Einer solchen Verwandlung widerspricht der Ausdruck *eadem species*. Offenbar verwechselt Petersen die äußere Erscheinung des Gottes mit seinem mehr oder minder drohenden Auftreten.

Vergl. H. Ph. Weitz, Sarapis. Klio X S. 120—127. Weitz bespricht die Heidelberger Dissertation von Ernst Schmidt, Die Einführung des Sarapis in Alexandria (Naumburg a. S., Druck von Lippert & Co). Weitz sowohl wie Schmidt sind der Meinung, daß Tacitus seine Nachrichten über die Wanderung des Serapis dem jüngeren Plinius zu verdanken habe.

24) **Emanuele Ciaceri, La responsabilità di Tiberio nell'applicazione della 'lex Julia maiestatis'.** Studi storici per l'antichità classica II S. 377—415. III S. 1—30.

Ciaceri behandelt in diesem Aufsatz ein altes, vielfach erörtertes Thema. Er stellt zuerst die Frage, welche Vergehen unter die lex Julia maiestatis fallen, und gelangt zu dem Ergebnis, daß dieses Gesetz jedenfalls das Verbrechen der perduellio mitumfaßte. Sodann sucht er zu zeigen, daß Tiberius über die An-

Digitized by Google

wendung, die Augustus dem Gesetze gegeben hatte, nicht hinausgegangen sei, ja sie insofern beschränkt habe, als er sie nicht auf die Mitglieder der kaiserlichen Familie ausdehnte, wie es Augustus in dem Prozeß des Jullus Antonius getan zu haben scheine. Der nächste Gegenstand der Erörterung ist die Frage, welche Strafen die lex Julia festsetzte. Endlich wird das Gerichtsverfahren, wie es unter Tiberius gehandhabt wurde, betrachtet, mit dem Ergebnis, daß weder der Senat, in dem alle Majestätsprozesse unter Tiberius verhandelt wurden, noch Tiberius, der nur in Ausnahmefällen den Vorsitz in diesen Prozessen führte, sich in irgend einem der Fälle über die Gesetze gestellt oder einen mißbräuchlichen Einfluß zu Ungunsten eines Angeklagten ausgeübt habe.

Dieses Ergebnis findet C. durch eine Betrachtung der einzelnen Prozesse bestätigt. Die Maßhaltung und Unparteilichkeit des Tiberius wurden freilich von Tacitus, der die dem Tiberius ungünstige Tradition vorgefunden und nicht verstanden habe sich dagegen aufzulehnen, zudem seine Annalen unter dem Eindruck der Tyrannis des Domitian konzipiert habe, verkannt und vielfach in ihr Gegenteil verkehrt.

25) **Emanuele Ciaceri, Relazione schematica fra Tacito, Suetonio e Cassio Dione.** Riv. di fil. 38 S. 232—238.

Verf. sucht zu zeigen, daß die den genannten Historikern gemeinsame Einteilung des Lebens und der Regierungszeit der julischen Kaiser, insonderheit des Tiberius, in je zwei Perioden historisch wertlos sei. Der Schematismus sei hervorgerufen worden durch die von Tacitus Ann. I 1 bezeugte Divergenz der Überlieferungen, die sich schon vor seiner Zeit gebildet hatte.

26) **Attilio Profumo, L'incendio di Roma dell'anno 64.** Estratto dalla Rivista di storia antica N. S. XIII 1. 31 S.

Profumo ist der Verfasser des außerordentlich umfangreichen Werkes Le fonti ed i tempi dello incendio Neróniano, Roma 1905, das ich JB. XXXI 300 und ausführlicher WS. f. klass. Phil. 1905 Sp. 629 besprochen habe. Jetzt hat er das Erscheinen von Hülsens Artikel The burning of Rome under Nero in dem Amer. Journ. of Archaeology XIII (s. JB. XXXV 282) zum Anlaß genommen, die in dem großen Werke entwickelten Auffassungen und Hypothesen aufs neue zu begründen. Ich finde in diesem Aufsatze nichts, was nicht schon in dem Buche vorgetragen wäre; insonderheit vermisse ich eine Widerlegung der höchst wahrscheinlichen Annahme, daß das *forte* bei Tac. XV 38 auf Cluvius Rufus zurückgehe, sowie des Einwandes, daß unter den Ausdrücken *auctores* und *prodidere* mündliche oder schriftliche Mitteilungen eines Mannes wie Nerva, der kein Historiker war, nicht mitbegriffen sein können. Die XV 38 erwähnten *auctores* sind keine andern als die XIII 20 genannten, und da Plinius sicher-

Digitized by Google

lich, Fabius Rusticus, der Freund des Seneca, höchst wahrscheinlich den Nero nicht entlastet hat, so bleibt als Gewährsmann für das taciteische *forte* nur Cluvius Rufus übrig.

27) Philippe Fabia, Le premier consulat de Petilius Cerialis. Rev. de phil. 34 (1910) S. 5—42.

In dieser für die Feststellung der Chronologie der im 4. Buche der Historien erzählten Ereignisse, für die Beurteilung des Tacitus und Josephus sowie für die Entscheidung gewisser staatsrechtlicher Fragen gleich wichtigen, an glücklichen Kombinationen reichen Abhandlung des um Tacitus hochverdienten französischen Gelehrten wird zuerst ein bisher noch nicht erkannter Widerspruch aufgedeckt zwischen den Worten des Tacitus Hist. IV 12 *crebrescentem cladis Germanicae famam nequaquam maesta civitas excipiebat; caesos exercitus, capta legionum hiberna, descivisse Gallias non ut mala loquebantur* und dem, was er IV 38 sagt, *maesta et multiplici metu suspensa civitate*, ein Widerspruch, der um so befremdender ist, als die ersten Worte eine Anticipation von Ereignissen enthalten, die erst Anfang 70, nachdem der Tod des Vitellius in Gallien und Germanien bekannt geworden war, nicht schon Ende 69, eintraten. Insonderheit bleibe unerklärlich, wie der Abfall der gallischen Länder nicht habe als ein Unglück erscheinen können. Offenbar habe Tacitus, als er IV 38 schrieb, nicht mehr im Gedächtnis gehabt, was er IV 12 geschrieben hatte; jene Notiz habe er in seiner Quelle gefunden, diese beruhe auf der seinem Pessimismus entsprungenen Neigung zur Generalisierung, die ihn verführt habe, das, was von einer Minorität galt, auf die Allgemeinheit zu übertragen.

Sodann macht Fabia es wahrscheinlich, daß der Aufbruch des Cerialis und der ersten Verstärkungen nach Gallien bereits in den ersten Wochen des J. 70 erfolgt ist. Erstens sei angesichts der verdächtigen Haltung des Antonius Primus eine schleunige Evakuation der Truppen aus Italien ebenso notwendig gewesen wie angesichts der germanischen Gefahr eine rasche Sendung von Verstärkungen nach Gallien. Zweitens heißt es IV 39 *pars exercitus in Germanias ducebatur*. Nun aber gehören alle Ereignisse, die in den Kapiteln 38—47 bis zum censorium funus des Flavius Sabinus erzählt werden, in dieselbe kurze Anfangsperiode des J. 70, und die Senatssitzungen, von denen in diesen Kapiteln die Rede ist, reichen nicht bis über die Mitte des Februar hinaus. Somit könne *interim* im Anfang von 54 nicht in strengem Sinne genommen werden — denn dann müßte Cerialis erst nach dem 21. Juni, dem Tage der Feier auf dem Kapitol, nach dem Kriegsschauplatze gekommen sein —, es beziehe sich vielmehr auf die ältesten noch in den Winter fallenden Ereignisse des vorhergehenden Abschnittes. Diese Beziehung sei um so einleuchtender,

Digitized by Google

als Cerialis seine ersten Erfolge bereits vŏr dem 21. Juni erreicht habe, wie daraus hervorgehe. daß sie einerseits zu einer Zeit erreicht wurden, wo Domitian und Mucian ihre Reise nach Gallien vorbereiteten (*isdem diebus* IV 80) und ihnen gemeldet wurden. als sie noch nicht die Alpen erreicht hatten (IV 85). andererseits Domitian, der städtische Prätor mit konsularischer Gewalt, schon am 21. Juni nicht mehr in Rom gewesen sein kann, da nicht er, sondern der Prätor Helvidius Priscus bei der Feier auf dem Kapitol den Vorsitz führte. Somit stehe der Bericht über die Feier bei Tacitus nicht an der durch die zeitliche Folge der Dinge geforderten Stelle. Die Verschiebung erkläre sich daraus. daß Tacitus das dem Vestinus erteilte Mandat von dem Bericht über die Feier nicht habe trennen wollen. Da ferner auch anzunehmen sei, daß die Ermordung des Sohnes des Vitellius, die Mucian anordnete ehe er Rom verließ (IV 80), der des Vaters und des Oheims in nicht zu langer Zeit gefolgt ist, so müsse die Abreise des Mucian und Domitian beträchtlich vor den 21. Juni gesetzt werden. und dem entsprechend auch die ersten Erfolge des Cerialis. Diesem Ergebnis widerspreche nicht, was IV 68 über die Erwägungen Mucians berichtet wird, und wenn wir dort lesen *quarta decima legio ex Britannia, sexta ac prima ex Hispania accitae*, so habe man hierzu nicht *sunt* (was grammatisch allein zulässig erscheint). sondern *erant* zu ergänzen, weil die 6. Legion gleichzeitig mit der zweiten aus Italien gekommenen Legion auf dem Kriegsschauplatz eintraf (V 14).

Daß Cerialis das Kommando über das untere Heer erhielt, erfahren wir erst aus V 19. Von den Legionen, die aus Italien kamen, war die erste auf dem Schauplatz der Operationen die 21. (IV 70). Sie bildete die Avantgarde, mit ihr passierte Cerialis noch vor Ende des Winters die Alpen (IV 71 *militum quantum secum transvexerat*).

Was Josephus bell. Iud. VII 4, 2 über die Entsendung des Cerialis berichtet, der auf dem Wege nach Britannien den Kriegsschauplatz berührt und so, wie durch einen gottgewollten Zufall zur Stelle gebracht, die Führung gegen Civilis übernommen habe, ist, wie Fabia zeigt, voll von offenbaren Fehlern. Josephus habe die historische Wahrheit durch eine für das flavische Haus schmeichlerische Darstellung ersetzt, und aus demselben persönlichen Motiv sei es zu erklären, daß er dem Domitian eine viel zu bedeutende Rolle in der Unterdrückung des gallischen Aufstandes zuschreibe und Cerialis zu Gunsten Domitians, Mucian zu Gunsten Vespasians herabsetzt. Aber Josephus allein bezeugt, daß Vespasian — oder vielmehr Mucian — Cerialis vor dessen Abreise zum Konsul machte. Dieses Amt hatte Cerialis noch nicht bekleidet: sonst hätte sein Konsulat von Tacitus III 59 erwähnt werden müssen. Ohne Zweifel hat Mucian die kaiserliche commendatio zum Konsulat für Cerialis in der Senatssitzung vom 9. Januar gegeben. We-

Digitized by Google

durch hat er aber die Qualität als Consular, deren er bedurfte, um das Kommando des niedergermanischen Heeres anzutreten, erlangt? War er consul absens oder gelangte er durch ädlectio inter consulares zur Würde eines Konsulars? Fabia ist zu der letzteren Annahme geneigt und vermutet, gestützt auf Hist. IV 39 *citeriorem Hispaniam ostentans,* daß auch Antonius Primus, der nicht, wie Cerialis, designierter Konsul war, ám 1. oder 9. Januar unter die consulares aufgenommen worden ist. Cerialis aber heiße, da er consul designatus war und die designatio consulatus wie ein wirklich verwaltetes Amt mitzählte, in dem Militärdiplom vom J. 74 (CIL. III S. 852) mit Recht *consul iterum.*

28) Anzeigen älterer Schriften:

Nöthe. Aliso (JB. XXXIV 359): Historische Vierteljahrsschrift XII S. 569 von O. Langer (Verf. habe in durchaus sachlicher Form alles, was für Aliso = Oberaden spricht, zusammengestellt); Wilisch, Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutob. Walde (JB. XXXV 273): Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1910 S. 272 von J. Weiss, Lit. Centr. 1910 S. 190 von A. R. ('klare und geschickte Abwägung'), die Saalburg 20/21 von W. Bruder (der zugleich den Inhalt eines Vortrages von Knoke auf der hannoverschen Tagung der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte: 'Wanderung über das Schlachtfeld des Teutob. Waldes' mitteilt); Knoke, Armin (JB. XXXV 276): DLZ. 1909 S. 3050 von E. Wolff, Rev. crit. 1909, 47 S. 405 von M. Besnier, Historische Ztschr. 104 II S. 429, Lit. Centr. 1910 S. 190 von A. R. (die Sicherheit, mit der Verf. seine Ortsbestimmungen vortrage, mißfalle), WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 1201 von E. Wilisch (eingehender Inhaltsbericht und sachliche Würdigung), Hist. Vierteljahrsschrift XIII S. 129 von H. Nöthe ('von allen aus diesem Anlaß erschienenen Festschriften die wertvollste und bedeutendste'), Mitt. hist. Lit. 38 S. 275 von C. Winkelsesser; Rehrmann, Arminius (JB. XXXV 277): Historisches Jahrbuch XXX 5 S. 683 von P. G. M.; Schierholz, Die Örtlichkeit der Varusschlacht (JB. XXXV 278): Hist. Ztsch. 103 S. 657; Nase, Die Ortsbestimmung für Aliso (JB. XXXV 279): Hist. Vierteljahrsschrift XII 3 S. 406 von H. Nöthe ('unsichere Behauptungen in wirrem Durcheinander'; doch billigt Nöthe die Ansetzung von Aliso in Oberaden, Hülsenbecks Ortsbestimmung für die Varusschlacht und dessen Emendation bei Vell. II 105 *ad caput Viliae* = Wile oder Karbach, der nordwestlich von Marsberg entspringt), Mitt. hist. Lit. 38 S. 275 von C. Winkelsesser ('einer Widerlegung nicht würdig'), Lit. Centr. 1910 S. 190 von A. R. ('unglaubliche Etymologien'), DLZ. 1910 S. 620 von C. Schuchhardt ('Aliso kann nicht = Oberaden sein, weil das Lager bei Oberaden nur wenige Jahre bestanden hat, dann erobert und nicht wieder

Digitized by Google

benutzt worden ist, und weil diese wenigen Jahre nach dem Ausweis der Funde in die Anfangszeit der Römerkriege fallen, während das von Drusus gegründete Aliso nach der Varusschlacht wieder benutzt und von Germanicus noch im J. 16 n. Chr. erneuert worden ist'), Schoonover, A study of Cn. Domitius Corbulo (JB. XXXV 282): Rev. crit. 1909, 46 S. 392 von E. T. (ablehnend), Rev. d. et. anc. XI S. 382 von C. Lécrivain, Boll. di fil. class. XVI S. 270 von S. Consoli; Henderson, Civil war (JB. XXXV 283): Museum XVII S. 180 von Boissevain ('lesenswert, klar geschrieben, aber nicht unparteiisch'), Rev. des ét. anc. 1909 S. 97 von G. Glotz (anerkennend), Berl. phil. WS. 1910 S. 136 von E. Wolff (eingehende Kritik, aus der ich die Zustimmung zu Hendersons Änderung von *quartum* in *quartum decumum* Hist. II 39, 6 hervorhebe, die in der Tat über eine Hauptschwierigkeit hinweghelfe und das Verständnis der ganzen Stelle erleichtere).

Das Buch von R. Waltz über Seneca (JB. XXXV 282) ist unter dem Titel 'Sénèque et Néron' ausführlich besprochen von Ph. Fabia, Journ. des Sav. 1910 S. 260—271. Er weist auf die Bedeutung der Schriften Constant Marthas über Seneca als Philosophen und Schriftsteller hin. Dieser urteile bei aller Maßhaltung in der Wertschätzung der Persönlichkeit Senecas mit Recht strenger als Waltz über den ludus de morte Claudii. Fabia vermutet ferner, daß für Senecas Entschluß, Neros Lehrer zu werden, der Haß gegen Claudius und die Begierde, Britannicus die väterliche Schuld zahlen zu lassen, mitbestimmend gewesen sei. Waltz sei zu sehr bemüht, alles Gute, das während Senecas Ministerium im Staate geschah, diesem allein zuzuschreiben; er übertreibe seinen Einfluß und das Glück der Zeiten unter seiner Regierung. Er berichte ferner die Ann. XIII 20 erzählte Szene ganz nach der Version des Fabius Rusticus (abgesehen davon, daß er einen anderen Grund für die Abberufung des Burrus angebe), ohne Rücksicht auf das von Tacitus dagegen vorgebrachte Bedenken. Vielleicht habe Seneca in jener Nacht überhaupt keine Rolle gespielt. — An zwei Stellen kritisiert Fabia die Motivkonstruktion des Tacitus. Die in den Worten *cupientibus cunctis infringi potentiam matris et credente nullo usque ad caedem eius duratura filii odia* XIV 1 enthaltenen Gründe seien von offenbarer Schwäche. Denn nach dem, was XIII 20 erzählt ist, hätten Burrus und Seneca nicht zweifeln können, daß Nero eines Muttermordes fähig sei, und ebenso, daß eine fortgesetzte Zurückdrängung der bereits ohnmächtigen Agrippina für das öffentliche Wohl nicht notwendig sei, und so hätten sie, da eine Opposition gegen Poppaea offenbar erfolglos war, Agrippina ihrer Rivalin überlassen. Von den beiden in den Worten *ne irriti dissuaderent, an eo descensum credebant, ut, nisi praeveniretur Agrippina, pereundum Neroni esset* XIV 7 enthaltenen Motiven sei nur das erste zutreffend; denn eine bewaffnete Erhebung hätten Burrus und Seneca der Agrip-

pina nicht zutrâuen können. Daß beide um die Vorbereitungen für das trügerische Schiff gewußt haben, hält Fabia für wahrscheinlich. Er behandelt ausführlich die verderbte Stelle XIV 7, in der er mit Doederlein *quos statim expergens* (?) *acciverat* schreibt und das überlieferte *incertum an et ante ignaros* verteidigt, was doch nur, wenn *et* fehlte, mit on ne sait s'ils n'étaient pas déjà au courant oder mit peut-être n'étaient ils pas encore au courant übersetzt werden könnte. Auch *metuebant* XIV 3, das von Fabia verteidigt wird, ist nicht zu halten; denn das *n* ist in der Handschrift von erster Hand getilgt.

III. Sprachgebrauch.

29) J. Gantrelle, Grammaire et style de Tacite. Troisième édition revue et corrigée. Paris 1908, Garnier frères. XII, 60 S.

Die erste Auflage dieses Abrisses erschien 1874 (s. JB. IV 296), die zweite 1882. Die jetzt erschienene dritte ist, wie V. im Boll. di fil. class. XVI S. 152 bemerkt, nichts als ein Wiederabdruck der zweiten, obwohl seit 1882 bis jetzt die Forschungen über Sprache und Grammatik des Tacitus ergebnisreicher gewesen sind als früher.

30) George Dwight Kellogg, Cross-suggestion, a form of Tacitean brachylogy. Amer. Journ. of Philol. XXX S. 310—321.

Ausgehend von Hor. Carm. III 13, 6 *gelidos inficiet tibi rubro sanguine rivos*, wo sich aus jeder der beiden durch die Adjektive bezeichneten Eigenschaften die entgegengesetzte Eigenschaft zu dem andern Gegenstande ergänzen läßt, erläutert Verf. von demselben Gesichtspunkt aus eine Reihe von Stellen des Agricola und der Germania, wo die Einbildungskraft des Lesers auf Grund des Gegensatzes oder einer Ähnlichkeit die erforderliche Begriffsergänzung vollziehe. Ich wähle ein paar Beispiele aus: Agr. 4 *Graeca comitate et provinciali parsimonia* erzeuge der Gegensatz zu *Graeca* als Ergänzung zu *parsimonia* den Begriff 'römisch', der Gegensatz zu *provinciali* den Begriff 'städtisch', so daß eine griechische Stadtkultur der Einfachheit römischen Provinziallebens entgegengestellt werde. Agr. 12 liege in *honestior auriga, clientes propugnant* folgender Gedankenkomplex: '(The chieftain), who drives the chariot (in time of battle) is hold in more esteem than those who do the actual fighting, that is, his vassals, who fight from the chariot by his side or on the ground'. Agr. 38 entwickle sich aus *vastum ubique silentium, secreti colles* folgendes Gemälde: 'everywhere is the silence of solitude and desolation, the hills once noisy and swarming with the hordes of the enemy are now silent, deserted and solitary'. Germ. 4 sei *umidior* . . .

Digitized by Google

ventosior = 'feuchter und weniger windig' ... 'windiger und weniger feucht'.

Diese Art der Betrachtung hat den Verf. in verschiedene Gefahren gestürzt. Seine Erklärung verwässert den Sinn und zerbricht die Kraft des Ausdrucks, wenn er Agr. 2 zu *vocem* ein *liberam* aus *libertatem*, zu *libertatem* ein *agendi* aus dem in *vocem* liegenden *vocare* (?), zu *senatus* ein *Romani* aus *populi Romani*, zu *conscientiam* ein *libere expressam* aus *libertatem* und *vocem* ergänzt. Geradezu unrichtig ist Agr. 6 die Ergänzung von *edidit* zu *ludos* aus *duxit* und von *munera* zu *inania honoris* aus *ludos*; ebenso unrichtig wird Agr. 24 *in conspectu* zu *ubique* aus *e conspectu* (es ist einfach *essent* zu denken) und aus *tolleretur* ein *inferrentur*, zuletzt sogar aus *Romana* ein *Britannorum* zu *libertas* ergänzt, wodurch der Sinn völlig verzerrt wird. Endlich hat Kellogg sein Interpretationsmittel auch auf Stellen angewendet, wo offenbar eine Korruptel des Textes vorliegt: Agr. 45 sei *horrore perfudit* aus *sanguine perfudit* zu *Maurici Rusticique visus* und *occisus* zu *Senecio* aus *Maurici Rusticique visus* zu denken; Agr. 44 lasse sich, wenn man *sicut ei* statt *sicuti* lese, aus *ei* ein *nobis* zu *solacium tulit* denken, während diese letzteren Worte zu *ei* die Ergänzung *solacium tulisset* liefern. Ja, die cross-suggestion würde sich, meint K., sogar auf Agr. 15 anwenden lassen, wenn nicht hier die beiden neuen Handschriften *felicibus* nach *impetus* einschöben; denn dann wäre der Sinn: 'let them not be dismayed by the issue of one or two battles (with the Romans); (the) — *quo* zu ergänzen — more impulse (to fight), (the) greater resolution on the part of their victims'.

IV. Handschriftliches und Textkritik.

31) **Arthurus Schoenemann, De Taciti Germaniae codicibus capita duo. Dissertatio Halensis. Halis Saxonum 1910, typis Wischani et Burkhardti. 73 S.**

Eine auf Wissowas Anregung entstandene fleißige und sorgfältige Arbeit. Unsere Überlieferung der Germania beschränkte sich bekanntlich bis vor wenigen Jahren auf die Handschriftenfamilien X und Y, die beide aus dem codex Hersfeldensis geflossen sind. X wird vertreten durch den Vat. 1862 (A) und den liber Pontani, aus dem der Leidensis (B) stammt; Y durch den Farnesianus (C) und den Vat. 1518 (D). Seit der Auffindung des cod. Aesinus (E) ist zu X und Y noch eine dritte Familie (Z) hinzugetreten, zu der außer E der cod. Toletanus (T), der Ottobonianus 1795 (O), der Vat. 2964 (L), der Ariminensis (R), sowie die beiden Nürnberger Ausgaben des J. 1473 und die römische des J. 1474 gehören.

Digitized by Google

Der erste Abschnitt der Dissertation Schoenemanns erörtert die Frage, in welchem Verhältnis die Glieder der Familie Z zu einander stehen und wie der kritische Wert dieser Familie gegenüber den beiden andern einzuschätzen ist. Durch eine mühsame Vergleichung der Lesarten und eine große Menge von Variantenlisten wird gezeigt, daß Z die beiden andern Familien in der Zahl der korrekten Lesarten überragt, ferner, daß aus Z, dem Apographon des Hersfeldensis, drei Abschriften flossen. Die erste ist der Aesinus, aus dem der Toletanus abgeschrieben ist, die zweite eine Handschrift, die einerseits den beiden Nürnberger Ausgaben, andererseits der editio Romana zu Grunde liegt, während aus der dritten LOR stammen. Wo die einzelnen Vertreter der Familie Z von einander abweichen, sind die Verschiedenheiten, wenn sie nicht auf der Nachlässigkeit des Schreibers beruhen, auf die von den einzelnen Schreibern verschieden getroffene Auswahl aus den Doppellesarten der Vorlage zurückzuführen, und ebenso beruhen die Fälle, wo ZB gegen ACD oder ZA gegen BCD miteinander übereinstimmen, auf der Gleichmäßigkeit dieser Auswahl. Wie, abgesehen davon, daß T aus E stammt, sämtliche Vertreter der Familie Z voneinander unabhängig sind, so sind sie auch von X oder Y nicht beeinflußt worden, nur daß R an einigen wenigen Stellen nach X oder Y korrigiert ist.

Diesen Ergebnissen liegen, wie gesagt, Variantenlisten zu Grunde, von denen die vier ersten (S. 6—9) das Wertverhältnis von Z zu X und Y illustrieren: ZX richtig gegen Y, ZX unrichtig gegen Y, ZY richtig gegen X, ZY unrichtig gegen X. Kein Zweifel, daß Schoenemann in diesen Listen sein 'recte' und 'falso' im allgemeinen richtig verteilt hat; aber in einigen Fällen wäre es doch vorsichtiger gewesen, mit einem entschiedenen Urteil zurückzuhalten, z. B. 20, 3, wo es durchaus nicht gewiß ist, daß ZY richtig *ancillis ac nutricibus*, X unrichtig *ancillis aut nutricibus* bietet, und 41, 6 scheint es mir sogar sicher zu sein, daß Schoenemanns Urteil 'ZX recte passim, Y falso passim et' umgekehrt hätte lauten müssen; vgl. zu der Verbindung *passim et sine custode* lex. Tac. S. 1510/11.

Der zweite Teil der Dissertation handelt von der Tätigkeit des von Wissowa B² genannten Korrektors des Leidensis. Um festzustellen, woher dieser seine Korrekturen entnommen, hat Sch. ein umfangreiches handschriftliches Material, das ihm zum Teil von R. Wünsch zugänglich gemacht worden ist, und außerdem, da B² zu einer Zeit gearbeitet hat, wo es schon gedruckte Bücher gab, alle zwischen 1470 (editio Spirensis) und 1502 (editio Lipsiensis) erschienenen Ausgaben zur Vergleichung herangezogen. Das Ergebnis dieser Zusammenstellungen lautet: B² hat seine Korrekturen teils aus einer Handschrift der Familie Y, teils aus einer der beiden Ausgaben des Puteolanus, die 1475 und 1497 erschienen sind, teils aus seinem eigenen ingenium geschöpft.

Digitized by Google

Daß Puteolanus eine seiner Quellen sei, hatte schon Ad. Michaelis (Dial. praef. S. XI) vermutet. Daraus ergibt sich, daß die Tätigkeit des Korrektors jedenfalls nach dem J. 1475 anzusetzen ist.

Das Latein der Dissertation ist klar und korrekt: nur die Form *infuisse* (p. 67) ist mir aufgefallen.

32) C. D. Fisher, The class. Rev. XXIII S. 223,

vergleicht mit Tac. Hist. I 15 die schon von Meiser zitierte Parallelstelle Plin. pan. 85 *Jam et in privatorum animis exoleverat priscum mortalium bonum, amicitia, cuius in locum migraverant adsentationes, blanditiae et peior odio amoris simulatio.* Die Übereinstimmung könne nicht zufällig sein. Ob Tacitus den Plinius nachgeahmt habe oder Plinius den Tacitus — in diesem Falle müsse der Satz des Plinius als ein Nachtrag gelten —, sei nicht zu entscheiden, zumal da sich noch eine dritte Möglichkeit darbiete; es könnten nämlich beide Autoren aus derselben Quelle, einem 'rhetorical locus on the disavantages of being an emperor', geschöpft haben. Jedenfalls bestätige aber die Pliniusstelle Freudenbergs Änderung im Tacitustext *blanditiae et.* — Hist III 52 sei *edisserens* in *disserens* zu ändern und das überschüssige *e* zur Ergänzuug des im folgenden überlieferten *ut ex ventu* (st. *ut ex eventu*) zu verwenden. Ebenso sei III 74 *enovatae* statt *navatae* und hernach *proximis* statt *e proximis* (so Baiter) überliefert. — Hist. IV 24 vermutet F. *ipse navibus ⟨invadit,⟩ invalidus* etc., indem er darauf hinweist, daß im Mediceus die Seite mit der zweiten Silbe von *invalidus* endet. Diese Konjektur dürfte weniger Beifall finden als die übrigen Bemerkungen.

33) Johann Müller, Neue Beiträge zur Kritik des Tacitus. Separat-Abdruck aus dem Innsbrucker Festgruß von der philosophischen Fakultät dargebracht der 50. Vesammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909. 12 S

Diese scharfsinnige Abhandlung des verdienten Verfassers der 'Beiträge zur Kritik und Erklärung des Cornelius Tacitus' und Herausgebers des Tacitus macht in anregender Weise auf eine Reihe von Stellen aufmerksam, die fast sämtlich nicht zu den anerkannt kontroversen gehören, aber durch eine Unklarheit oder Unebenheit des Ausdrucks auffallen und deshalb, wie M. glaubt, einer Emendation bedürfen. Man wird die wohl überlegten Ausführungen mit Interesse lesen, die Änderungsvorschläge freilich nur zum kleineren Teil gut heißen.

Nachgewiesen hat Müller, daß Ann. XIII 50 die alte Lesart *congruerent,* wofür Halm *congrueret* einsetzte, wiederhergestellt werden muß, da die beiden Subjekte durch *inter se* einander gegenübergestellt, also getrennt gedacht sind. Sehr hübsch und jedenfalls beachtenswert ist auch der Vorschlag, Hist. III 63 zu

schreiben *relictae simul ⟨singulae⟩ e victricibus legiones*, zumal da nur, wenn die Stärke der zur Überwachung der übergetretenen Vitellianer zurückgelassenen Truppen angegeben worden ist, dem Leser eine Kontrolle über das in den Worten *neque quiescentibus graves et adversus contumaciam validae* enthaltene Urteil des Schriftstellers möglich ist. — An einer befriedigenden Deutung des ohne Zweifel gekünstelten Ausdrucks *et uno amne discretis conexum odium* Hist. I 65 verzweifelnd ändert M. *conexum* in *conexu*: 'durch den örtlichen Zusammenhang (nachbarliche Reibung) habe sich die Steigerung von Eifersucht und Mißgunst zum Hasse vollzogen'. Gewiß will Tacitus sagen, daß die Nachbarschaft den Haß erzeugte; aber die Wortverbindung *conexum odium* als unklar und deshalb als korrupt zu bezeichnen, verbietet die Beobachtung, daß Tacitus auch sonst die Verba des Verknüpfens und Verschmelzens in seltsamen Übertragungen gebraucht. Ann. III 31 *Germanici cum Tiberio idem honor neque patruo laetus neque natura tam conexus fuerat,* wo die auf Blutsverwandtschaft beruhende Zusammengehörigkeit, die zwischen Neffen und Oheim nicht so eng ist wie zwischen Sohn und Vater, von den Personen, die dasselbe Amt bekleideten, auf das Amt übertragen ist; IV 33 *delecta ex iis et consociata res publica*, eine durch Zusammenschweißung verschiedener Elemente gebildete Staatsverfassung. — Die Stelle Hist. II 63 *seram veniam post scelus quaerebat* wird verschieden gedeutet. Es ist Müllers Verdienst, durch den Hinweis auf diesen dissensus die Frage, wie die Worte zu verstehen sind, aufs neue angeregt zu haben; aber eine Entscheidung läßt sich vielleicht auch ohne Änderung des Textes treffen. Müller schiebt nämlich *coeptum* vor *scelus* ein und bezieht *scelus* auf die falsche Beschuldigung, die Plancius gegen Dolabella erhoben hatte. Ich halte es mit Heraeus, der unter *venia* die Begnadigung des Dolabella, unter *scelus* die vollstreckte Ermordung desselben versteht. Wer dieser Auffassung folgt, muß allerdings zugestehen, daß die Worte *seram . . . quaerebat* dem Folgenden vorgreifen. Tacitus hat sie vielleicht deshalb hier eingefügt, um das, was zu der Beteiligung des Plancius an der Sache gehört, sogleich zu erledigen; denn er scheint die Reihenfolge der Ereignisse nach den Personen geordnet zu haben, die in die Sache eingriffen: Vitellius (*occidi Dolabellam iussit* das Thema im voraus bezeichnend), Plancius, Sabinus, Triaria, Vitellius (*interfici iussit* auf den Eingang zurückweisend). Man würde jenen Anstoß, der in dem Vorgreifen der Worte *seram . . . quaerebat* liegt, weniger empfinden, wenn Tacitus *cunctantem enim* statt *cunctantem* geschrieben hätte. Dann würden die folgenden Worte bis zum Ende des Berichts die Erklärung bringen für *seram* und *post scelus*, und das Imperfekt *quaerebat* eine Bemühung bezeichnen, die noch fortdauerte, als der Mord, ohne daß Plancius es wußte, bereits angeordnet und in aller Eile vollzogen war. Die Handschrift hat nach *cunctante* eine Rasur

Digitized by Google

mit unklaren Resten von Schriftzügen. — Hist. IV 68 vermutet M. vor *adsumuntur* den Ausfall von *ad bellum*. M. bemerkt richtig, daß der Entschluß des Mucianus, den Oberbefehl im Kriege selber zu übernehmen, im Anfang des Kapitels nicht präzis ausgesprochen, sondern in der Form von Erwägungen, die zum Entschlusse führten, gegeben ist. Dadurch wird der Übergang von den Maßregeln zur Sicherung der Ordnung in Rom zu den Vorbereitungen zum Kriege gegen die Aufständischen um so abrupter. Diese Härte ist auch Fabia, der dieses ganze Kapitel einer kritischen Analyse unterzogen hat (s. JB. XXX 333), nicht entgangen; aber sie durch Annahme einer Lücke zu mildern, hat er, wie ich glaube, mit Recht unterlassen. — Hist. V 5 rät M. so zu konstituieren: *unde auctae Iudaeorum res, et quia apud ipsos fides obstinata. ⟨domi⟩ misericordia in promptu, sed adversus omnes alios hostile odium*. Ich glaube, daß man mit der vulgata auskommen kann, wenn man die Worte *sed . . . odium* mit Döderlein aus der durch *quia* eingeleiteten Begründung ausscheidet ('während sie alle andern wie Landesfeinde hassen') und unter *res* nicht allein die Macht des jüdischen Volkes (so Müller), sondern auch den privaten Wohlstand versteht, der doch durch jene mitbedingt wird. Gegen die Einschiebung von *domi* spricht das vorausgehende *apud ipsos*. — Die Worte *eadem familia* Ann. VI 27 als Ablativ des Ursprungs zu fassen widerrät der Sprachgebrauch; aber auch als abl. qual. könnten sie, meint M., nicht gelten, da sie dann eine Eigenschaft bezeichnen würden, die die Lebensführung anders hätte bestimmen sollen, und die so entstehende doppelte Gegensätzlichkeit (von demselben Stamme, aber verdorben, gleichwohl vornehm zur Einfachheit des Gedankens nicht passe. Er verlangt deshalb *eadem e familia*. Über den bei Tacitus weit ausgedehnten Gebrauch des abl. qual., der oft rein äußerliche Verhältnisse bezeichnet, hat Müller selbst im 4. Heft seiner Beiträge (1875; s. JB. III 72) lehrreiche Ausführungen gegeben, die uns zu der Auffassung berechtigen, daß die Ausdrücke *familia equestri, senatoria, praetoria, consulari, nobili* und so auch *eadem familia* nichts weiter bezeichnen als die Zugehörigkeit. — Ann. XIV 28 spricht Tacitus von einer einmaligen Maßregel des Nero, der im J. 60 die drei überzähligen Kandidaten der Prätur zu Legionslegaten ernannte. Sueton (Nero 15) berichtet dasselbe, aber als dauernde Einrichtung. Um beide Berichte in Einklang zu bringen, schreibt M. bei Tacitus: *prius* (st. *tris*), *qui supra numerum petebat* (st. *petebant*), *legioni praeficiendo*; vergeblich, da die vorangehenden Worte zeigen, daß Tacitus von einem Vorgang des J. 60, nicht von einem regelmäßigen Verfahren spricht; auch würde man, wenn das letztere der Fall wäre, *peteret* statt *petebat* verlangen. Auffallend bleibt freilich in der überlieferten Fassung, wie M. mit Recht bemerkt, der Singular *legioni* nach *tris*, für den ich eine Parallelstelle nicht anzugeben weiß. Es scheint, daß Tacitus, als er

Digitized by Google

legioni schrieb, an jeden einzelnen der drei Kandidaten dachte. — Dial. 39 schiebt Müller *tantum* zwischen *extant*, das er in dem Sinne von *eminent* faßt, und *ut* ein. Er spricht von dem hier obwaltenden Gegensatz zwischen *ipsi* und *libri* und der durch *ipsi quoque* bezeichneten Gemeinsamkeit der Aussage von beiden. Den Satz, daß die Redner mehr nach solchen Reden, wie sie vorher geschildert worden sind, als nach anderen Reden eingeschätzt werden, verstehe ich; die Vorstellung, daß dasselbe von den Reden gelte, ist mir unfaßbar.

34) J. J. H(artman), Mnemos. 38 S. 155,

konjiziert Germ. 7 *exempli potius quam imperii* statt der überlieferten Ablative. Die Genetive verschlechtern den Sinn; denn wenn nicht das *exemplum* dasjenige ist, worauf die Leitung beruht, so ist es das *imperium*, nicht aber die *admiratio imperii*.

Fossataros Schrift De quibusdam Taciti Agricolae lectionibus (JB. XXXIV 376) bespricht E. Wolff, Berl. phil. WS. 1909 Sp. 1503. Wolffs Urteil lautet ähnlich wie das des Referenten; Kap. 9 rät er *exuerat* in *effugerat* zu ändern.

35) Georg Andresen, Tacitus' Annalen XV 44. WS. f. klass. Phil. 1910 Sp. 385. — Vergl. 'Tägliche Rundschau', 18. Febr. 1910, Abendausgabe.

Der Artikel richtet sich zunächst gegen die 1884 von Hochart (s. JB. XIII 77) vorgetragene und in neuester Zeit wieder aufgetauchte Hypothese, daß das Kap. Ann. XV 44, soweit es von dem Tode Christi und der neronischen Christenverfolgung berichtet, ein späterer Einschub sei. Ich habe Hocharts Verdachtsgründe widerlegt und gezeigt, daß der Abschnitt nicht nur von allen Merkmalen, an denen eine Fälschung erkannt zu werden pflegt, frei ist, sondern auch mehrere spezifisch taciteische Wendungen und in den Angaben über die Person Christi eine eigentümliche Verschiebung enthält, wie sie bei diesem Historiker auch an anderen Stellen nachweisbar ist; auch habe ich Hocharts Behauptung, daß der Bericht des Sulpicius Severus über die neronische Christenverfolgung älter sei als der in jenem Tacituskapitel enthaltene, durch den Hinweis auf eine eigentümliche Variante der Tacitushandschrift in dem Namen der *Christiani* zurückgewiesen. Auf die Frage aber, aus welcher Quelle Tacitus die in dem Kapitel enthaltenen Nachrichten geschöpft habe, habe ich geantwortet: direkt aus Cluvius Rufus, dem er schon XV 38 das viel umstrittene *forte* entlehnt haben muß, indirekt aus den Senatsakten. Denn abgesehen davon, daß diese Akten in den Annalen überall als indirekte Quelle durchschimmern, scheint mir die im Zusammenhang des taciteischen Berichtes entbehrliche Nennung des kaiserlichen Beamten Pontius Pilatus auf diese offizielle Quelle hinzudeuten. Ist meine Vermutung richtig, so er-

Digitized by Google

gibt sie eine amtliche Beglaubigung des Todes Jesu. In der Interpretation des Kapitels habe ich mit besonderem Nachdruck betont, daß aus sachlichen und sprachlichen Gründen zu *qui fatebantur* nichts anderes ergänzt werden kann als *Christianos se esse* (vgl. JB. XXXIV 362), daß somit die Christen als Christen, nicht als Brandstifter verurteilt worden sind.

Vergl. E. Wolfs Bericht über den Inhalt meines Aufsatzes in der Berl. phil. WS. 1910 S. 893.

36) **Benedetto Romano**, Boll. di fil. class. XVI S. 112,

meint die Stelle Dial. 3, 10 aus dem Zusammenhange so erklären zu können: 'Tu leggerai cio che Materno ha dovuto a se stesso (non alla suggestione provocata dal protagonista, also mit Beziehung auf *sui oblitus tantum Catonem cogitasset*) e riconoscerai quelle stesse cose che hai udite'. Er übersetzt also *quid* unbedenklich durch 'cio che' und übersieht die Schwierigkeit, die in der Verbindung von *legere* mit einem indirekten Fragesatz liegt.

37) **K. Meiser**, Rhein. Mus. 1910 S. 316,

konjiziert Dial. 37 *ut securam ⟨curam⟩ velint*: es liege in der Natur der Menschen, daß sie eine Aufregung wünschen, die ihnen keine Gefahr bringt. Ein nicht gerade wahrscheinliches Oxymoron.

38) **H. Röhl**, Zu Tacitus' Dialogus. Berl. phil. WS. 1910 S. 191 und 735.

Röhls Vorschläge sind: Kap. 7 *quod sine nominatione oritur*. 11 *nam statum, cui usque ad⟨huc nihil defuit ad⟩ securitatem, melius* etc., 26 *sed tamen frequens sicut hymenaeis clausula et exclamatio,* 28 *non inopia acuminum, sed* etc., 40 *mimuli quoque et histriones naribus* (offenbar Druckfehler für *auribus*) *uterentur*. Recht gefällig ist die zweite Vermutung; gegen die erste habe ich das Bedenken, daß *nominatio* und *oritur* insofern nicht zu einander passen, als durch den kaiserlichen Vorschlag für ein Amt wohl etwas erworben werden, nicht aber erwachsen kann; 26 scheint mir der Vergleich eines häufig gehörten Schlagwortes mit dem Refrain eines Hochzeitsliedes gesucht; 28 müßte der Gebrauch von *acumina* in dem allgemeineren Sinn von *ingenia* erst nachgewiesen werden; 40 wird man sich bei Acidalius' Umstellung beruhigen dürfen, wenn man nicht Johns Deutung von *populi quoque* gut heißt.

39) **O. Stadler**, Württ. Korr. 16 S. 412,

konjiziert zum Dialogus 8 *non minus esse ⟨domi⟩ in extremis* etc. (coll. Lucr. 6, 14) und *minimum inter tot ac tanta ⟨data⟩ locum*: 13 *quandoque Ennium ⟨imitatus⟩ sum, talis et meus dies veniat statuarque*, 14 *viri optimi et ⟨primi⟩ temporum nostrorum oratores*:

Digitized by Google

17 *ad extremum ini felicis huius principatus rationem, quo ⟨nonum⟩ Vespasianus ⟨annum⟩ rem publicam fovet*; 19 *qui usque ad Cassium ⟨Severum agnoscunt antiquos⟩, quem* etc.; 22 *iam obliteratam aetatem olentia;* 24 *officiosa ⟨Apri⟩ ratio temporum collegerit*; 25 *cum quasi conivens fatetur* (coll. Lucr. 5, 775); 38 *qua etsi nunc aptiorem est intueri* (coll. Germ. 5 *est videre*); 39 *silentium atrocius indicit.* Dss Lob der Originalität wird man diesen Vermutungen nicht versagen, aber sich auch wundern, daß so seltsame Dinge, wie die Vorschläge zu 13, 17 und 38 heute noch veröffentlicht werden.

40) R. Bitschofsky; Berl. phil. WS. 1909 Sp. 1071,

will Dial. 5 den positiven Begriff *patiar* aus dem unmittelbar folgenden *non patiar* entnehmen (Nipperdey zu Ann. XIII 56) und übersetzt, indem er hernach mit dem Referenten *apud se coarguam* schreibt: 'Denn auch ich werde. insoweit ich es zulassen werde, daß man einen Schiedsrichter in diesem Streite finde, nicht zulassen, daß Maternus' usw.; d. h. ich werde in diesem Streite einen Schiedsspruch nur insoweit zulassen, daß ich ihn dem Maternus selbst in Sachen seiner eigenen Berufswahl übertrage. Um dieser Auffassung zuzustimmen, müßte man wenigstens statt 'finde' (*inveniri*) 'einsetze' oder 'wähle' (constitui, eligi, dici) verlangen.

Berlin. Georg Andresen.

Digitized by Google

7.

Plato.

1910.

Mit Nachträgen aus den letzten Jahren.

I. A. Gesamtdarstellungen von Platos Leben, Lehre und Schriften.

1) C. Ritter, Platon, sein Leben, seine Schriften, seine Lehre. Erster Band. München 1910. C. H. Beck. 588 S. 8 *M*.
2) C. Ritter, Neue Untersuchungen über Platon. Ebenda 1910. 424 S. 12 *M*.

Die größte Förderung hat die Platowissenschaft unter den diesmal zur Besprechung gelangenden Büchern dem ersten Bande der R.'schen Monographie zu danken. Die Vorarbeiten zu dem Werke, durch die ihm R. eine sichere Basis geschaffen hat, erstrecken sich über Jahrzehnte, sind aber nur z. T. gebührend bekannt geworden. Die wichtigsten sind von R. niedergelegt einmal in den 'Inhaltsdarstellungen' der platonischen Dialoge, bisher in drei Bänden veröffentlicht: I. Die Schriften des späteren Alters (Parmenides, Sophistes, Politikus, Philebus, Timaeus, Kritias) 1903; II. Die Gesetze 1896; III. Der Staat 1909; sodann in den 'Untersuchungen über Plato' 1888; schließlich in den sieben umfangreichen Abhandlungen der 'Neuen Untersuchungen über Platon'[1], von denen die ersten fünf (zu Sophistes, Politikus, Philebus, Timaeus und über die Sprachstatistik in Anwendung auf Platon und Goethe) bereits früher veröffentlicht waren, die beiden letzten aber '*Εἶδος, ἰδέα* und verwandte Wörter in den Schriften Platons' und 'Die dem Platon und Speusippos zugeschriebenen Briefe' neu sind.

R.'s Platon ist, wie alle größeren Platodarstellungen der letzten Jahre, in bewußtem Gegensatz zu Zeller geschrieben. Der Gegensatz bezieht sich zunächst auf Charakter, Reihenfolge und

---

[1]) Das Vorwort zu den N. U. enthält zwei leicht irreführende Fehler auf S. III sollte es Z. 15 statt 'acht' Aufsätze 'sieben' heißen, und Z. 20 statt bis 'sechsten' Aufsatzes der 'fünfte' bezeichnet sein.

Digitized by Google

Echtheit der Schriften; nach gewissen Äußerungen S. V 224 und 283 und dem Schlußkapitel des ersten Bandes zu schließen, wird er hier nicht weniger scharf als dort sein. 'Die Behandlung. die Platon bei Zeller gefunden hat, ist unbefriedigend. Das ist öffentlich wohl zum ersten Mahl von H. Lotze ausgesprochen worden, und G. Teichmüller hat dann dieses Urteil durch manche Einzelnachweise begründet. Unter dem Eindruck seiner Ausführungen habe ich einst vor mehr als zwanzig Jahren eine Darstellung der Philosophie Platons ins Auge gefaßt'. Das vollendete Werk soll nun enthalten: I. Eine Schilderung von Platos Leben und Persönlichkeit. II. Eine kritische Übersicht über den Bestand der platonischen Schriften. III. Die Betrachtung der einzelnen Schriften. IV. Die Zusammenfassung des lehrhaften Stoffes unter allgemeinen Gesichtspunkten[1]). Der vorliegende erste Band umfaßt die beiden ersten Teile und den Anfang des dritten, über welch letzten ich aber erst im Zusammenhang mit dem zweiten Bande referieren werde[2]).

Was R. im 1. Bd. über die politischen Verhältnisse Athens im Zeitalter Platos (im wesentlichen E. Meyer folgend), über das Bildungsideal der Sophisten, das er treffend aus dem Geiste der perikleischen Demokratie herleitet, über die Geschichte der Gegensätze des *φύσει ὄν* und der *νόμος*, über Sizilien, über Sokrates und vieles andere lehrt, kann ich nicht im einzelnen ausführen. Ich beschränke mich darauf, über diejenigen Fragen R.s Meinung anzuführen, die gegenwärtig am meisten umstritten sind, indem ich die N. U. sogleich mit einfüge.

A. Platos Kriegsdienste und ursprüngliche Laufbahn. Man dürfe nicht übersehen, daß Plato von dem Augenblick an, wo er ins Ephebenalter eintrat, durch militärische Pflichten stark in Anspruch genommen war, bis zum Schluß des großen Krieges. Er werde seinem Vermögen nach als Reiter gedient, gegen die Plünderungszüge der von Dekeleia ausgesandten Streifscharen mitgekämpft und an dem Treffen bei Megara 409 teilgenommen sowie den Reitersieg 407 in der Nähe der Akademie miterkämpft haben (S. 47 f.). Er werde ferner 406 so gut wie sicher bei dem ausziehenden Bürgerheere gewesen und die Seeschlacht bei den Arginusen mitbestanden haben (S. 53 f.). Unter der Herrschaft der Dreißig werde P. fortwährend im Reiterkorps gedient und bei dem Überfall, den die Dreißig auf Eleusis machten, beteiligt gewesen sein, auch bei dem Gefecht von Acharnai gegen Thrasybul und seine Schar sowie bei anderen Kämpfen gegen diese

---

1) Während die Dialoge der ersten Periode Platos in einer auch die Form berücksichtigenden Weise wiedergegeben werden sollen, wird 'wie allmählich der Gehalt der Dialoge reicher und vielseitiger wird', zu einem der systematischen Darstellung mehr angenäherten Verfahren übergegangen werden. S. JB. 1909 S. 315.

2) Laut brieflicher Mitteilung wird der 2. Bd. nicht vor Oktober 1911 zu erwarten sein.

Digitized by Google

(S. 64). Mit ziemlicher Bestimmtheit sei anzunehmen, daß P. die Feldzüge in den beiden ersten Jahren des korinthischen Krieges mitgemacht habe (S. 82), eben nach Ausbruch der Feindseligkeiten Ägypten verlassend, um seiner Bürgerpflicht im Waffendienst zu genügen (S. 24). Auch sei nicht ausgeschlossen, daß er 376, zweiundfünfzigjährig, mit unter seinem Freunde Chabrias bei Naxos gefochten habe (S. 108). — R. zweifelt nicht, daß P. ursprünglich sich dem öffentlichen Dienst widmen wollte (S. 57), ja der Umgang mit Sokrates werde zuerst vorwiegend Erwägungen praktisch-politischen Inhalts hervorgerufen oder verstärkt haben (S. 58). Die Motive für das Verlassen der vorgenommenen Laufbahn sieht R. (S. 61 ff.) im 7. Briefe richtig angegeben. Das Vorbild des Sokrates habe ihm gezeigt, wie er seinen Trieb, auf weite Kreise des Volkes zu wirken, auch ohne Amt und eine durch Volksgunst gestützte politische Stellung befriedigen könne (S. 66 f.).

B. Platons Reisen. R. hält es für wahrscheinlich, daß mehrere Jahre des auf den Tod des Sokrates folgenden Jahrzehnts mit Reisen ausgefüllt waren, und daß das nächste Ziel Megara gewesen sei (S. 65 f.). In betreff der ersten sizilischen Reise möchte er die ganze bekannte Geschichte, wie sie Plutarch und Diogenes überliefern, von dem Verkauf des Philosophen auf Veranlassung des Dionys, glauben. Die Heimkehr sei im Sommer 388 erfolgt (S. 83—86 und 101 ff.). Die Bekanntschaft mit Archytas, dem Haupt der pythagoreischen Genossenschaft in Unteritalien, geht nach R.s Vermutung bereits auf den ersten italischen Aufenthalt P.s, zurück, auf den die erste sizilische Reise unmittelbar folgte (S. 86). Auf die Jahre 399—388 verlegt R. auch alle anderen etwaigen Reisen außer der zweiten und dritten sizilischen, mit folgender triftiger Begründung S. 87: 'Die Darstellung des siebenten Briefes . . . schließt den Gedanken an eine zusammenhängende, durch lange Jahre sich hinziehende Reihe von Reisen, die mit dem sizilischen Abenteuer ihr Ende erreicht hätten, ganz entschieden aus. Aber nicht ausgeschlossen wird durch sie die Annahme, daß Platon zu verschiedenen Malen die Heimat verlassen habe, um in die Fremde zu gehen. In seinem späteren Leben, als er der Mittelpunkt eines Vereins forschender Freunde, der Lehrer so vieler aus allen Städten Griechenlands ihm zuströmenden Schüler geworden war, hat P. an Athen gehaftet. Nur sehr ungern entschließt er sich auf dringendste Veranlassung im Jahre 367 zur zweiten sizilischen Reise, und noch viel schwerer zur dritten. Nur auf der Rückkehr von diesen Reisen hat er, vom geraden Wege abbiegend, sich Zeit gegönnt, um einige Besuche zu machen. Wenn also bei verschiedenen Schriftstellern Berichte außer über Italien und Sizilien vorliegen, so werden wir fast genötigt sein, soweit wir in ihnen einen geschichtlichen Kern anerkennen, eben auf jene elf Jahre sie zu verlegen: zum Teil freilich könnten sie auch noch in die ersten Jahre nach

Digitized by Google

dem Abenteuer des Verkaufs auf Aigina fallen: doch ist das weniger wahrscheinlich'. Aus den Schilderungen fremder Länder und Völker schließt R., P. müsse mit eigenen Augen gesehen haben: vor allem Ägypten, dann die Umgegend von Knosos auf Kreta, dann Tarent. Über die Motive zu der Reise vgl. S. 98 f. Es folgt als sichreres Datum Platos Berufung an den Hof des jüngeren Dionys 367 und der zweite sizilische Aufenthalt mit nicht bestimmbarer Dauer (vgl. S. 101, 116, 127). Als Datum der Rückkehr von der letzten sizilischen Reise entscheidet sich Ritter für Juli bis September 360, indem er auf der Heimreise einige Zeit für den Aufenthalt bei den pythagoreischen Freunden in Tarent ansetzt (vgl. S. 138, 146, 147).

C. Das Verhältnis Platos zu Sokrates. R. teilt nicht das 'herrschende Vorurteil: Plato und Isokrates selber hätten sich unmöglich gegenseitig hochschätzen oder gar mit freundlichen Gefühlen betrachten können'. Im Gegenteil: 'Plato konnte Isokrates nicht nur, wie es im Phaidros geschieht, als einen Redelehrer empfehlen, der wenigstens weit besser sei als alle anderen dieser Zunft, sondern er wird ihn auch als politischen Schriftsteller einigermaßen hochgeschätzt haben. Freilich, daß die Philosophie mehr wert sei als philosophierende Rhetorik und daß die Schule in der Akademie für hochbegabte Jünglinge die einzig richtige sei, diese Überzeugung konnte er unmöglich verleugnen. Immerhin liegt eine gewisse Anerkennung der technisch-rhetorischen Leistungen des Isokrates schon darin, daß P. in seinen späteren Schriften, von dem Sophistes an, den Hiatus geflissentlich meidet, wenn er sich auch nicht an alle die peinlichen Regeln des Isokrates gebunden hat. Auf der anderen Seite scheint es mir, daß die von H. Gomperz[1]) festgestellte Zunahme sokratisch gefärbter Ausführungen in den Schriften des Isokrates sich mit diesem Gelehrten am besten und natürlichsten so erklären lasse: der Redner habe allmählich erkannt, daß die sittlichen Forderungen, die P. seinem Sokrates in den Mund legt, berechtigt seien und habe der Überzeugungskraft der platonischen Darlegungen nicht dauernd widerstehen können'. Ja wenn der Peripatetiker Praxiphanes bei Diogenes III, 8 Isokrates bei P. als Gast verweilen lasse, habe das vielleicht einer tatsächlichen Grundlage nicht ganz entbehrt (vgl. S. 129—136), Um diese Ansicht. die Rivalität zwischen P. und Isokrates sei im wesentlichen ein Vorurteil, zu erhärten, bemüht sich R., sowohl Vorwürfe gegen die schriftstellerischen Tendenzen des Isokrates zu entkräften, als sogar eine gewisse Verwandtschaft zwischen diesen und gewissen Äußerungen Platos im 8. Brief und in der Politeia (V 469 ff.) nachzuweisen (vgl. S. 133 und 158). — Inbetreff des Verhältnisses zwischen dem isokrateischen Busiris und dem platonischen Staate hält R. vorsichtig an dem Non liquet

[1]) Wiener Studien 1902 Heft 2.

Digitized by Google

fest (S. 204). — Hirzel folgend verwirft R. mit aller Energie die Gleichsetzung des von Plato abschätzig beurteilten Unbekannten am Schluß der Euthydem mit Isokrates (S. 212—215), und damit auch alles, was über das Verhältnis des Euthydem zu dem Isokrates günstig gestimmten Phaedrus vermutet ist.

D. Platos Lehrtätigkeit. Der nötigen Kürze halber beschränke ich mich darauf zu erwähnen, daß sowohl die allgemeine Frage, inwieweit Platos Akademie als Repräsentantin des noch ungeteilten wissenschaftlichen Bestrebens gelten kann, das der ersten Epoche der abendländischen Wissenschaft eigen war, von R. berücksichtigt wird [1], als auch daß im Anschluß an Useners Forschungen über die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit ein anschauliches Bild von dem speziellen Charakter der platonischen Gründung entworfen wird (vgl. S. 104—106; 126; 149; 187—193).

E. Platos Schriften. In zwei sehr praktisch angelegten Tabellen gibt R. eine Übersicht der wichtigsten chronologischen Ansetzungen der platonischen Dialoge, die in neuerer Zeit versucht sind. Ich gebe die Daten am Schlusse wieder, indem ich beide Tabellen vereine und alle Details fortlasse. Die römischen Zahlen geben an, daß die Werke von den betreffenden Gelehrten nicht für echt gehalten werden. Dialoge, die von vielen Gelehrten nicht berücksichtigt worden sind, sind nicht mit aufgezählt.

R. statuiert drei Gruppen von Dialogen [2]:

I. Hippias minor, Laches, Charmides, Protagoras setzt R. an den Anfang, da sie nach dem Gorgias keinen Platz hätten, zwischen Apologie und Gorgias aber nicht liegen könnten. Die vier erstgenannten Dialoge samt dem Hippias maior (falls er echt sei; vgl. S. 269) liegen nach R. der Verurteilung des Sokrates voraus, ja sogar seiner Anklage (vgl. S. 55 f. u. 97. Echtheit des gr. Hipp. 198 [3]). Zum Charmides vgl. p. 269. Ansetzung des Protagoras nicht nach 400 vgl. S. 272). Zwischen Anklage und Prozeß liege der Euthyphon (vgl. S. 67 und 273). In engem Anschluß an die von Sokrates wirklich gehaltene Verteidigungsrede und nur kurze Zeit nach seinem Tode geschrieben sei die Apologie (vgl. ebenda). Sie steht am Anfang des durch die ägyptische Reise und die Kriegsdienste der Jahre 395 und 394 ge-

[1] Vgl. besonders die Einleitung S. 3—4. — Wer Harnacks Rede vom 27. Jan. 1910 (Sitzungsber. d. Berl. Ak. d. W. 1910 S. 53 ff.) liest, wird sich zu einer Vergleichung der Gedanken Platos und Humboldts über das Wesen akademischer Wissenschaft angeregt fühlen.

[2] Als unecht gelten ihm beide Alkibiades, Hipparchos, Anterasten, Theages, Jon, Kleistophon, Minos, Epinomis; außerdem der gesamte Anhang zu den thrasyllischen Tetralogien.

[3] In den beiden Hippias sieht R. (S. 271) einleuchtender Weise nur Unterhaltungsschriften, die lediglich für die nächsten Verwandten Platos bestimmt waren. Vgl. JB. 1909 S. 351 f.

Digitized by Google

teilten elfjährigen Zeitraumes. In ihn falle nur noch der kleine Kriton (vgl. S. 97). Nach jahrelangem Verstummen erst habe Plato sich dann entschlossen, die Erbschaft des Sokrates anzutreten. Der Gorgias (um 390) sei die feierliche Absage an alle, die ihn noch an die politische Laufbahn fesseln wollten (vgl. S. 95—97. Wirkung des Gorgias S. 105 f.). In den von der ersten und zweiten sizilischen Reise begrenzten Zeitraum gehören nach R. Menon, Euthydem, Kratylos, Menexenos (nach 387? jedenfalls nach 390), Lysis, Symposion (etwa 384), Phaedon (vgl. S. 64, 105 f., 198, 200 f., 221, 226, 261, 273).

II. Die zweite Gruppe der Dialoge beginnt (vgl. S. 262) nach sehr langer, durch den Stilunterschied zu erkennender Pause die Politeia, 'vielleicht eine zweite umgearbeitete Ausgabe' (S. 205). An anderen Stellen nennt er diese Hypothese einen Notbehelf, ja S. 274 meint er: 'heute darf diese Anschauung [daß das Werk seine heutige Gestalt durch Erweiterungen eines alten Bestandes und zu gar verschiedenen Zeiten angefügte Zusätze dazu, die den ganzen Grundplan umgestalteten, erhalten habe] als glücklich überwunden gelten, obgleich sie noch manche Anhänger hat'. Das gibt von den Tatsachen ein falsches Bild. Die Frage der zweiten Bearbeitungen platonischer Dialoge befindet sich erst in den Anfängen (vgl. S. 106, 207, 221 f., 228, 233, 247, 263 f., 275 f.). Am ausführlichsten hat sich R. über die Ansetzung der Phaedrus ausgesprochen. Es könne nicht, wie heute noch vielfach geglaubt werde, das für die Schule bei ihrer Eröffnung aufgestellte Programm sein, aus ihm spreche die reiche Erfahrung des Lehrers, der sich im Unterricht bewährt habe und sich seiner Macht über das Gemüt der Zuhörer bewußt sei (S. 105 f.). Die frühe Ansetzung des Phaidros gehe auf zu hoch bewertete Zeugnisse bei Diogenes und Olympiodor zurück, die R. auf Mißverständnisse in der Auffassung sowohl des Stiles als auch des Zweckes der Dialoge, wie sie bereits frühzeitig auftraten, zurückzuführen sucht (S. 256—261). R. steht ganz auf dem Boden der Sprachstatistik, indem er Staat und Phaidros der mittleren Gruppe zuschreibt (vgl. S. 200, 202, 208, 263 f.) und ihnen Theaetet und Parmenides folgen läßt. Den Theaetet setzt er auf 369 (oder 368) an: 'Die Kämpfe dieses Jahres auf dem Isthmos sind es wohl, die den Hintergrund abgegeben haben für die in der Einleitung des Theaetetos enthaltene Szenerie' (S. 101 f., 201 u. 207 f.), während Zeller bekanntlich an den korinthischen Krieg des Jahres 395 denkt. Auch tritt er für die Anwendbarkeit des Teichmüllerschen Stilkriteriums in Sachen des Theaetet ein (S. 219 ff.). Daß für die Ansetzung des Theaetet die Notiz des neuerdings aufgefundenen Theaetetkommentars aus dem 2. Jahrhundert von Wichtigkeit sein könne, es hätten zwei Einleitungen des Dialogs existiert, verneint R. gegen Diels (vgl. JB. 1909 S. 358) auf das entschiedenste. Die Tatsache der sprachlichen Überarbeitung platonischer Dialoge von der eigenen

Digitized by Google

Hand der Philosophen erkennt er überhaupt nicht an. 'Es sieht fast wie ein schlechter Witz aus, wenn man dem Notbehelf so immer weitere Anwendung gibt. Wir Sprachstatistiker brauchen ihn überhaupt nicht. Für uns ist es klar und erwiesen, daß eben die Annahme einer sprachlichen Überarbeitung eine bloße Träumerei ist'. Mir scheint aber durch jene antike, auch von R. S. 249 Anm. und S. 264 verwertete Notiz über die ersten Worte der Politeia: 'sie seien nach Platons Tod in verschiedener Fassung (oder bestimmter mit mannigfacher Abänderung der Wortstellung) auf einem Wachstäfelchen verzeichnet gefunden worden', und diese Notiz über die zwei Theaeteteinleitungen die Tatsache der Überarbeitung als solche zu beweisen. Das aber nimmt der Sprachstatistik den Wert der absoluten Sicherheit. Auch sie wird zu einem 'Notbehelf', dessen Ergebnisse, wenn sie mit denen der Interpretation in einem solchen Widerspruch stehen, wie er mir bei Phaedrus und Theaetet vorzuliegen scheint, in diesem Falle keine Geltung beanspruchen können. R. sieht es als besonders schlagend an, daß in der Sprachstatistik mehrere Gelehrte unabhängig zu demselben Resultat gekommen seien. Sollte es nicht auch zu denken geben, daß Chiapelli, Schöne, Natorp jeder für sich zur Annahme einer zweiten Theaetetrezension gekommen sind, bevor durch den neuen Papyrusfund das zweite Proömium des Dialoges an das Licht kam? (vgl. S. 106, 127, 215, 222, 233, 263.) Über den Parmenides stellt R. eine neue, einleuchtende Hypothese auf S. 127 f. 'Wir können nicht sagen, wie lange Zeit der Aufenthalt Platons in Syrakus nach Dions Verbannung noch währte; doch die ungeduldige Sehnsucht, wieder weggekommen, die in den später davon erzählenden Briefen zum Ausdruck kommt, macht es wahrscheinlich, daß Platon manche Monate widerwillig festgehalten wurde ... Die Vermutung scheint mir nicht zu gewagt, daß er, um nicht ganz unnütz zu sein, wieder zur Feder gegriffen habe'. Folgende Anzeichen führen R. auf die Vermutung, damals sei der Parmenides niedergeschrieben: 'Die merkwürdige Eigenartigkeit des P., die unerquickliche Steife seiner Form, das jähe Abbrechen am Ende, die den Leser geradezu angreifende und aufregende Art der Aneinanderreihung von trockenen, sich gegenseitig scheinbar zernichtenden Folgerungen ohne irgendwelche Milderung durch Scherz und Anmut und irgendwelche Ruhepausen —, sie fände eine psychologisch genügende Erklärung, wenn wir annehmen dürften, er sei in dieser unfreiwilligen und unruhigen Mußezeit des Jahres 367 oder 366 entstanden'. Diese Hypothese wird S. 265 noch erhärtet. (Vgl. auch S. 218, 222, 225, 233, 263 Anm.)

III. Die Dialoge der dritten Gruppe bestimmt R., nach Maßgabe der Sprachstatistik, mit besonderer Berücksichtigung der Hiatfrequenz (S. 238). Die Einheit dieser Gruppe wird S. 246 f. begründet. Sophistes und Politikos mögen zwischen der

zweiten und dritten sizilischen Reise geschrieben sein (vgl. S. 148). Für beide muß ein enger zeitlicher Zusammenhang angenommen werden (vgl. S. 215. Außerdem S. 127 und 133). Nach Platos letzter Rückkehr aus Sizilien (nach Ritter, der Nissen folgt, August 360) sind geschrieben der Philebus (vgl. S. 148, 233, 267), der Timaeus (vgl. S. 148 u. 233), Kritias (vgl. S. 148, 203), die Gesetze (vgl. S. 148, 233). Über die Stellung R.s zu jedem dieser drei letzten Dialoge sowie zu den Briefen ist noch etwas Besonderes zu sagen.

Erstens zum Timaeus. Im ersten Band der Monographie S. 216 ff. und in den N. U. S. 174—182 behandelt R. die bekannte, immer noch ungelöste Frage: Wie ist es zu verstehen, daß Plato im Anfang des Timaeus angeblich eine Rekapitulation eines vorangegangenen Gespräches gibt, das kein anderes als der Staat sein kann, aber wichtige Kapitel dieses Werkes bei jener Rekapitulation außer acht läßt? Diejenigen, die an zwei verschiedene Bearbeitungen des Staates glauben, haben jene Tatsache zugunsten ihrer Theorie ausgenutzt dergestalt, daß sie sagten, die Rekapitulation bezieht sich auf die erste, kürzere Rezension; die uns erhaltene sei die spätere, ausführlichere. Diese müßte dann allerdings entweder noch nach dem Timaeus verfaßt sein, den so gut wie sämtliche Forscher die Stelle unter den Werken des spätesten Alters angewiesen haben; oder aber, man müßte annehmen, die erste, kürzere Rezension habe auch weiter neben der zweiten als selbständige Ausgabe existiert, so daß sich Plato auf sie habe auch berufen können, obgleich schon die größere Ausgabe im Umlauf war. Einen anderen Weg ist Hirzel gegangen, der Plato in der Rekapitulation nur einen Dialog fingieren läßt; einen Dialog, in dem teilweise die gleichen Gedanken vorgetragen gewesen seien als in der Republik. Danach würde der Fall ähnlich liegen wie bei der Einleitung des Philebus oder des Kratylus. Mit Recht fragt R. im Anschluß an diese Theorie: 'Warum ließ Platon in einem solchen fingierten Vortrag wohl eine Reihe der Hauptgedanken der Politeia wiederholen und doch nicht alle?' Die Antwort R.s erfordert zunächst eine Vorfrage: warum überhaupt die politisch gehaltene Einleitung in einen Dialog, der naturphilosophischen Inhalt hat'. R. glaubt, Plato habe mit ihr bereits darauf hindeuten wollen, daß er nach Vollendung des Timaeus wieder zur politischen Schriftstellerei zurückkehren wolle, um einen neuen Entwurf seiner Gedanken über Staatseinrichtung und Menschenerziehung vorzulegen. Wenn er nun diese Hindeutung in Gestalt einer Rückerinnerung an seine alten Ausführungen gebe und dabei wichtige Stücke dieser weglasse, so wolle er mit der Rekapitulation bestätigen, was er noch von den alten Ausführungen für richtig halte, und mit den Auslassungen anzeigen, welche seiner Lehren er nicht mehr für richtig und einer Umformung für bedürftig halte. —

Noch eine andere Frage wirft R. auf: 'Was hat es zu bedeuten, daß Sokrates beim Zusammentreffen mit Timaios, Kritias und Hermokrates einen vierten vermißt, der Tags zuvor auch gegenwärtig gewesen sei und dessen Ausbleiben nun von Timaios mit Krankheit entschuldigt wird?' Man hat auf Philebus und Plato geraten, die mit jenem vierten Manne gemeint seien. R. glaubt, die Erwähnung eines Menschen, von dem wir sonst nichts wissen und den deshalb, wenn er unerwähnt bliebe, niemand vermißte, gebe dem Schriftsteller die Freiheit, die Trilogie Timaios-Kritias-Hermokrates zur Tetralogie zu erweitern, falls er später den Wunsch haben sollte. Er hätte ihn dann noch benennen können, wie er wollte. Diese Vermutung erscheint nicht unmöglich, da ja nach der anfangs gemachten Fiktion jeder dem Sokrates eine Gegengabe schuldig ist, auch der Unbekannte. Wird der vierte Dialog nicht geschrieben, so hat sich der Schriftsteller durch die fingierte Krankheit genügend entschuldigt; wächst das Bedürfnis des Schriftstellers, einen vierten Dialog hinzuzufügen, und reichen seine schon altersschwachen Kräfte noch aus, so kann er den Kranken wieder gesunden lassen. R. denkt sich als Inhalt des nur unbestimmt in Aussicht genommenen vierten Lehrvortrages 'mathematische und astronomische Ausführungen, durch die nach Erschöpfung des politischen Stoffes im Kritias und Hermokrates der naturphilosophische Vortrag des Timaios ergänzt und an einzelnen Stellen weitergeführt worden wäre ... Wenn sich dem Schriftsteller die Hoffnung noch erfüllt hätte, die einstweilen zurückgehaltene Person aus dem Dunkel hervortreten zu lassen ..., dann wäre diese nicht als Platon vor uns getreten, sondern unter anderem Namen, vielleicht als Philolaos'. Ich gestehe, daß mich dieser Gedanke R.s, so sehr er auch bloße Vermutung ist, wohl anspricht. Man kann dem greisen Plato, dem naturgemäß Todesgedanken nahelagen, wohl zutrauen, daß er mit einem so feinen Kunstgriff, durch Fiktion der Krankheit eines Mitunterredners, habe andeuten wollen, daß die Vollendung eines abschließenden vierten Gespräches in der Hand der Götter liege, ebenso wie die Genesung des Unbekannten.

Inbetreff des Kritias fragt R. S. 267: 'Der utopistische Roman Kritias, der den Hintergrund für die (politischen) Betrachtungen (zu denen Plato nach Beendigung des Timaeus zurückzukehren gedachte) abgeben sollte, ist mitten im Aufbau jäh abgebrochen und die schon im Timaeus auch für ihn sehr bestimmt in Aussicht gestellte Fortsetzung ist nie begonnen worden. Warum?' R. gibt eine sehr bemerkenswerte Antwort: Plato habe mit diesen Schriften den syrakusanischen und italiotischen Freunden Ratschläge erteilen und auch wohl dem Dionysios in vorbildlicher Zeichnung die Fehler eines an Mißbrauch der Macht zugrunde gehenden Reiches (nämlich des der Atlantiker) zur Warnung vor Augen stellen wollen, die Ereignisse aber hätten nicht gewartet.

Digitized by Google

bis der Philosoph seinen Plan wirklich ausgeführt habe. Dions Kriegszug habe ihn an der Fortsetzung und Vollendung des Kritias gehindert. Und die weitere Entwickelung der Dinge habe ihm dann das Ziel völlig verrückt 'und mit der Ermordung Dions und der darauf eintretenden Verwirrung alle Hoffnung (benommen), daß hier seine Lehren noch etwas wirken könnten. Er hat dann noch jene Briefe geschrieben, in denen er zur Verträglichkeit und Mäßigkeit mahnt, aber mit schwachem Vertrauen auf die Beherzigung durch die Leser, und damit hat er sich von den sizilischen Dingen abgewandt'. Und habe dann den neuen Plan eines politischen Vermächtnisses an die Nachwelt in Angriff genommen. — Dies Werk waren die Gesetze, in denen er immer in erster Linie Athen im Auge gehabt hat. R. vermutet aber, und möglicherweise ist das der Ausgangspunkt für ganz neue Forschungen, daß Plato in dieses sein Alterswerk manche der für die sizilische Gesetzesreform früher ausgearbeiteten, grundsätzlichen Ausführungen mit geringer Veränderung aufgenommen habe (vgl. S. 123). Was die Komposition der Gesetze anlangt, so ist R. nicht von seinem, bereits in seinem Kommentar zu den Gesetzen ausgesprochenen und begründeten Standpunkt abgewichen; das Werk sei, weit davon entfernt, wie Bergk und Bruns annahmen, ein aus mehreren Entwürfen zusammengestelltes widerspruchvolles Ganzes zu sein, vielmehr ein nach einem wohlangelegten Grundplan sorgfältig ausgearbeitetes, wenn auch nicht vollendetes Werk (vgl. S. 279).

Über die Briefe hat sich R. S. 8 und S. 199 der Monographie und im 7. Aufsatz der N. U. ausgesprochen. Der Wert dieses Aufsatzes scheint mir in sehr viel höherem Maße in dem Nachweis zu liegen, daß die überwiegende Mehrzahl der Briefe zweifellos unecht ist, als in der Begründung der Annahme, daß der 3, 7. und 8. Brief echt seien. Eher könnte man einräumen, daß sie 'von einem seiner (Platos) nächsten Verwandten herrühren' und dann 'Zeugnisse allerersten Ranges seien'.

Nach Vollendung des zweiten Bandes wird R.s Werk mit den beiden Ergänzungsbänden der 'Untersuchungen' nicht nur das umfangreichste, sondern auch das vollständigste Orientierungswerk in deutscher Sprache über die platonische Philosophie und die auf sie gerichtete Forschung sein.

3) A. Riehl, Plato. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag. Halle 1905, Niemeyer. 35 S. 8. 0,80 ℳ.

Von diesem feinen Essay, der in Anlage und Betrachtungsweise der viel größeren Monographie R.s über Fr. Nietzsche ähnlich ist, wird der Platonismus als eine typische Weise, die Dinge zu sehen und sich in ihr Wesen zu versenken, als eine der möglichen und notwendigen Grundformen der Welt- und Lebensanschauung des Menschen gewürdigt; es wird dar-

Digitized by Google

getan, wenn auch nur andeutend, inwiefern wir alle auch heutzutage Platoniker sind und außerdem wird in großen Zügen die Persönlichkeit Platos, als des typischen Idealisten und als des Propheten zugleich in einer Auffassung dargestellt, die der ähnelt, die Goethe über Plato unverändert gehabt hat. Der Vortrag greift an keiner Stelle in die Plato-Forschung ein; dennoch halte ich unter vielen Stellen besonders eine wegen ihrer klaren und einleuchtenden Fassung für geeignet, Licht in das noch vielerorts herrschende Dunkel zu tragen. Sie betrifft die erkenntnistheoretische Begründung und Bedeutung der Ideen: 'Den Erkenntnisarten entsprechen die Erkenntnisgegenstände, und so gewiß das begriffliche Wissen etwas anderes ist als das sinnliche Vorstellen, so gewiß muß auch der Gegenstand des Wissens verschieden sein von dem Gegenstand des Vorstellens. Der Begriff bleibt, auch wenn die Erscheinungen, die nach ihm den Nenner führen, zu Grunde gehen. So bliebe der Begriff der Menschheit, im Geiste etwa eines übermenschlichen Wesens, was er ist, sollte auch das Geschlecht der Menschen dereinst ausgestorben sein. Es gibt ursprüngliche Begriffe, urteilende Begriffe, die der Erkenntnis, nicht der Zeit, wohl aber der Ordnung nach, vorangehen, weil sie Erkenntnis überhaupt begründen. Wir urteilen z. B., zwei Dinge sind gleich, also haben wir die Dinge sowohl unterschieden als verglichen; also ist der Begriff der Gleichheit das ursprüngliche, vorauszusetzende Maß der gleichen Dinge. Unser Wissen beruht allgemein auf Voraussetzungen, nach denen unsere tatsächlichen Erkenntnisse sich richten, und die wir als Maßstab gebrauchen, um zu entscheiden, was in unserem Wissen wirklich Erkenntnis ist. Wenn ein namhafter Naturforscher des vorigen Jahrhunderts erklärte, das Naturerkennen sei kein vollständiges Erkennen, so mußte er für seine Behauptung den Begriff der Erkenntnis voraussetzen, er mußte a priori wissen, was Erkenntnis sein soll. Denn um zu erkennen, was wahrhaft ist, müssen wir wissen, was sein soll. Unser Lernen ist ein Suchen nach etwas, das wir zugleich besitzen und nicht besitzen, kennen und nicht kennen; unser Lernen ist 'Erinnern'. Sehr wahr ist der Ausspruch Platos, bemerkt zustimmend Galilei, daß unsere Erkenntnis nichts anderes sei als eine Art der Erinnerung an Sätze, deren Notwendigkeit wir einsehen und die durch sich selbst klar und gewiß sind. Es ist das Wissen, das der Geist durch sich selbst hat. Platos Lehre von der Anamnesis ist der erste, metaphysische und noch halb mythische Ausdruck dessen, was wir heute Theorie der Begriffe a priori nennen .... Platos ganze Wissenschaftslehre ist von diesem Gedanken, dieser Entdeckung des Ursprünglichen oder Apriorischen in unserer Erkenntnis beherrscht; nur verwandeln sich für seine anschauende Vernunft (denn Erkennen ist Schauen) methodische Begriffe in geistige Wesenheiten: es sind die Ideen auf dem Gebiete des Wissens'.

Digitized by Google

Es ist hiermit der Kernpunkt der von Cohen begründeten, kritischen Auffassung Platos in einer Fassung bezeichnet, die die kritizistische Bedeutung der Ideen außer Frage stellt und doch die Gefahr des Anachronismus völlig vermeidet.

4) J. Cohn, Führende Denker. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig 1907, B. G. Teubner. 117 S. 8. 1 *M.*

Welche Stellung diesem glücklichen Versuche, in gemeinverständlicher Weise in die Philosophie durch Geschichte einzuführen, unter den vielen gleichgerichteten Büchern meines Erachtens zukommt, habe ich früher an anderer Stelle gezeigt. Hier kommt es nur auf das Plato betreffende Kapitel S. 24—39 an. Wenn man sieht, mit welcher Lebensfrische in diesem Vortrage vor Hörern jedes Standes das Bild Platos entworfen wird, und wie schon ohne jeden gelehrten Apparat, ja ohne jede Voraussetzung, sofern sie nicht in dem vorangehenden Vortrag über Sokrates gegeben ist, der Wert der platonischen Lehre für jeden suchenden Menschen einleuchtend entwickelt wird, so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen: hier ist mehr als eine Darstellung gegeben, mehr als Interesse geweckt für einen einzelnen Denker; hier ist der Beweis erbracht, daß der Platonismus als Mahnung, über die Ziele des Lebens nachzudenken, eine geistige Erscheinung ist, die einmal aufgetreten, nicht wieder verloren werden kann. Das folgt aus dem Gesetze, nach dem die Menschheit Geschichte treiben muß. Wie der einzelne Mensch, von einem Lebensalter zum anderen fortschreitend, den Fortschritt nie ohne Verlust erreicht und deshalb 'wer ein rechter Mann ist, zwar nicht wieder Jüngling oder Kind werden will, aber weiß, was er verloren hat, und deshalb den Umgang mit Jüngeren sucht', so hat die fortschreitende Menschheit um anderer Güter willen viel Wertvolles unwiederbringlich verloren, 'so auch jene ursprüngliche Einheit von Leben und Denken. Als Ersatz für diesen Verlust soll uns die Versenkung in das Altertum dienen'.

5) Giambattista Grassi Bertazzi, Storia genetica dell' idealismo platonico e dei suoi significati. Volume terzo: Periodo postsocratico, prima fase. Roma-Milano 1909, Albrighi, Segati e C., 439 S. 8.

Die ersten beiden Bände dieses Werkes, deren Manuskripte bereits vor zwei Jahren fertiggestellt waren, aber ein Opfer des Erdbebens in Messina im Dezember 1908 wurden, sollen bereits in Jahresfrist gedruckt vorliegen. B., dem jene Katastrophe noch einen zweiten, schwereren Verlust verursacht hat, nämlich den Tod seines Freundes und Kollegen Placido Cesareo, der mit dem Plato in der Hand von dem Unglück überrascht wurde, hat dem

Digitized by Google

Andenken dieses Mannes das vorliegende Werk gewidmet. — Aus S. 35 und 39 schließe ich, daß die Dialoge Lysis, Charmides, Laches, Euthyphro, Gorgias, Protagoras, Theaetet von B. als Repräsentanten der sokratischen Periode Platos betrachtet, im zweiten Bande behandelt werden sollen. Den Gegenstand des dritten Bandes, der die erste Phase der nachsokratischen Periode umfaßt, bilden die Dialoge Meno, Symposion, Phaedrus, Phaedo. So darf man für das vollendete Werk wahrscheinlich mindestens fünf starke Bände erwarten. Es würde damit alle bisherigen Plato-Monographien an Umfang übertreffen.

Der Grundanschauung nach gehört das Buch in die Natorpsche Richtung: 'Platone, che mirava allo stesso intento del maestro, cioè alle proclamazione della possibilità della costituzione della scienza . . . credette die avere dimostrato che lo spirito umano, per cogliere la verità e conoscere la realtà, ha bisoquo di qualche cosa che sia a priori ad ogni esperienza attuale, di cui anzi ne sia la condicio sine qua non . . .'. Dieses a priori sind die Ideen. Durch deren Entdeckung gelang es Plato, das Problem zu lösen: Wie ist Wissenschaft möglich? 'Dadurch daß der menschliche Geist nicht anders als vermittels der Ideen denken kann, erkennt er die Realität und besitzt die Wahrheit; er hat in sich und durch sich conoscenze immutabili, universali, necessarie e assolute dell essere'. Den wichtigsten Punkt, der den platonischen und kantischen und jeden Idealismus eint, erkennt B. richtig in der Lehre, daß, was von den Sinnen kommt, das 'particolare, variabile e accidentale', das, was aus Vernunft kommt, das 'universale, invariabile e sostanziale' sei. Und den platonischen Subjektivismus nennt er mit rühmlicher Vorsicht 'analogo a quello Kantiano: tutte le conoscenze cominciano con l'esperienza, ma non tutte derivano dall'esperienza'.

Mit der Chronologie Meno, Symposion, Phaedrus, Phaedo baut B. auf den Grundlagen der neuesten Forschung. Seine Methode, die von der Sprachstatistik wesentlich beeinflußt ist, geht aus von einer 'correlazione tra il pensiero e il termino logico, chi è una legge psichologica di valore universale . . . . pensiero e termine logico vadano pari passu, quasi l'uno fosse reciprocamente in funzione dell' altro, sicchì ad ogni atteggiamento assunto dal primo risponde una nuance nel significato del secondo'. Die Anwendbarkeit dieser Methode, die ich von vornherein nur bedingt anerkenne, wird erst an der in dem vollendeten Werke vorliegenden chronologischen Fixierung aller Dialoge geprüft werden. Interessant ist, wie B. den Charakter der ersten Phase der nachsokratischen Periode Platos faßt. Nach B. war das Hauptproblem Platos von jeher epistemologisch; und er suchte es in seiner ersten, sokratischen Periode mit der Begriffsphilosophie des Meisters zu lösen, deren Notwendigkeit für die Erkenntnis er daraus abgeleitet habe, daß ohne Begriffsphilosophie die Wissenschaft zu

Agnostizismus oder Skeptizismus endigen müsse. Diesen Standpunkt zu verlassen sei Plato in erster Linie durch die Erkenntnis veranlaßt worden, daß das sokratische Prinzip nicht weniger subjektiv sei als das des Protagoras; daß die Begriffe, als Abstraktionen, doch nicht den kategorischen Charakter hätten, dessen die Tatsache einer allgemeingültigen Erkenntnis bedürfte; daß sie zwar die Fähigkeiten des menschlichen Geistes zeigten, die logische Einheit in der Mannigfaltigkeit der sinnlichen Wahrnehmungen zu erfassen, nicht aber auch die Faktoren hierzu aufwiesen. So suchte Plato statt der Begriffe, die empirischen Ursprungs sind, 'un altro processo, con cui la psiche coglie immediatamente la verità'. Plato ordnete den Begriffen die Ideen über, zunächst in den vier Werken der ersten Phase, die die allgemeinen Linien der späteren Entwicklung zeigen, und die alle mit demselben Mittel das kategorische Element der Erkenntnis erklären wollen: mit der Annahme der Präexistenz der Seele. Alle vier Werke zeigen noch enge Verbiudung mit der sokratischen Lehre: Diskreditierung der Sinne uud Erhebung des Vermögens der Vernunft; Herabsetzung auch der wahren 'Meinungen', da sie der theoretischen Kraft entbehren; Forderung eines rationalen Elementes 'a priori', ohne das der Übergang vom Sensiblen zum Intelligiblen unbegreiflich ist.

In einleuchtender Weise führt B. die Scheidung zwischen causa occasionalis und causa finalis jedes Dialoges durch. Beide dienen getrennten Zwecken; die c. o. des Meno z. B. ist das ethische Thema, ob die Tugend von Natur oder durch Belehrung komme; die des Timaeus das theologische Thema der Weltschöpfung. Faßt man nur die c. o. ins Auge, so könnte es scheinen, als ob der Zusammenhang mit Sokrates bei gewissen Dialogen ganz aufgehört habe; die c. o. des Timaeus z. B. liegt der Späre des Sokrates ganz fern. Die c. o. kann der mannigfaltigsten Art sein, sie erstreckt sich auf alle Interessengebiete, anthropologische, ästhetische, logische, politische usf. — Die c. f. dagegen — obgleich nicht zu verwechseln mit einer 'unità di disegno praestabilito e preordinato avanti tempo' — ist von Anfang an eine und dieselbe: 'la risoluzione del problema dell' essere e del conoscere'; z. B. angewandt auf den Meno: Was ist die Tugend an und für sich und woher stammt unser Wissen um sie? Die causa occasionalis zeigt die stets größer werdende Distanz zwischen Sokratismus und Platonismus; die causa finalis die stets gleiche Distanz zwischen beiden.

6) C. Robin, La théorie platonicienne des idées et des nombres d'après Aristote. Paris 1908, Alcan. 702 S. 8. 12,50 *fr.*

7) J. A. Stewart, Plato's Doctrine of Ideas. Oxford 1909, Clarendon Press. 206 S. 8.

8) P. Natorp, Neue französische und englische Schriften zur platonischen Ideenlehre. Deutsche Lit. Zeit. 1910, No. 21 u. 22.

Digitized by Google

Da ich noch keine Gelegenheit hatte, Robins und Stewarts Werk eingehend zu studieren, so gebe ich zunächst Referate nach dem Artikel Natorps, in dem dieser die Beziehungen bespricht, die zwischen den Auffassungen der beiden Verfasser und seiner eigenen bestehen. (Vgl. meinen letztjährigen Bericht S. 316 ff.)

I. Robin untersucht nicht Plato selbst, sondern ausschließlich seine Wirkung auf Aristoteles. Seine Fragestellung ist: Wie hätte man sich den Platonismus zu denken, wenn keine authentische Zeile von Plato selbst und kein sonstiger Bericht über ihn vorläge? Und diese Fragestellung rechtfertigt sich dadurch, daß Platos Schriften eine einstimmige Vorstellung des Platonismus nicht geben, während der Stagirit unter der unmittelbaren Einwirkung des Platonismus und zwar in seiner abgeschlossenen, in Platos Schriften nicht mehr vorliegenden Gestalt stand. Nach R. muß auch aus der Gegenwehr, aus Mißverständnissen, ja Entstellungen des Aristoteles heraus die Kraft der Lehre Platos noch zu erkennen sein. Für Aristoteles ergibt sich dabei das denkbar ungünstigste Bild: nicht nur formale und materiale Unrichtigkeiten, sondern arge Sophistik und übelwollende Kritik habe das Bestreben des Aristoteles zur Folge, sich als den wahren Vollender der vorplatonischen Philosophie hinzustellen, die durch Platos phantastische Erdichtungen lediglich durchbrochen worden sei. Daher neige Aristoteles immer dazu, den Vorplatonikern zu Unrecht seine eigenen Philosopheme anzudichten, dagegen in Plato eher das Gegenteil des Seinigen zu finden, das er gleichwohl wesentlich ihm verdanke. — Was nach R. der Grundsinn der Ideen und Idealzahlen ist, faßt er selbst S. 585—602 folgendermaßen zusammen: 'Jede Idee ist in der Tat einfach, aber ihre Einheit schließt gleichwohl eine gewisse Mannigfaltigkeit in sich, die einer Verfassungsordnung (ordre de constitution) d. h. einem Gesetz unterliegt: jede Idee ist eine bestimmte Relation. Damit setzt jede Idee Beziehungen mit anderen Ideen voraus; so bilden sie alle zusammen eine einstimmige Welt bestimmter Relationen in einem Kosmos; sie sind eine organisierte und geregelte Mannigfaltigkeit: also braucht es eine Ordnung dieser Mannigfaltigkeit, d. h. wiederum Gesetze. Diese sind, im einen wie im anderen Fall, die Zahlen .... Die Zahlen sind also gewissermaßen die Grundlagen der Relation'.

II. Stewart erklärt, wie N. es formuliert, die durch die Ideenlehre ausgedrückte Erfahrung für eine doppelte: die wissenschaftliche und die ästhetisch-religiöse. Die Ideenlehre ist also erstens eine reine Prinzipien- und Methodenlehre der Wissenschaften (wie sie Natorp dargestellt hat). Die Ideen sind 'Gesichtspunkte', unter denen die Wissenschaft die Data der Erkenntnis zu betrachten hat, und zwar die wichtigen, daher bleibenden. Sie sind getrennt von den Phänomenen, sofern die Erklärungen verschieden sind von den zu erklärenden Phänomenen; nicht aber getrennte 'Dinge'; sie existieren nur in ihrer wissenschaftlichen

Funktion: Sinnliches verständlich zu machen. Dies ist die erste, 'dynamische' Ansicht der Idee, nach der Plato Forscher ist. Die zweite, 'statische' ergibt sich aus Platos Eigenschaft als Seher. In dieser zweiten Bedeutung steht die Idee zugleich für die eigengeartete Erfahrung der ästhetischen und religiösen Inspiration. Plato halte diese beiden Bedeutungen wohl auseinander, er menge nie die ekstatische Vision in die rein wissenschaftlichen Entwickelungen noch diese in die Schilderung seiner visionären Erlebnisse.

III. Natorp gibt in dem gen. Artikel auch einige Erklärungen in eigener Sache, die sich auf die enge Beziehung der genannten ausländischen Forscher zu seiner Lehre richten und zwar besonders in zwei Punkten, erstens in der Opposition gegen das 'längst brüchig gewordene Dogma' Zellers, das aber in Deutschland noch in weitem Umfang gelte: 'daß Aristoteles, als Forscher von exemplarischer Objektivität, dazu Platos langjähriger Hörer und verehrungsvoller Freund, Genosse seines Kreises, dessen entscheidende Lehre unmöglich in Hauptsachen mißverstanden oder gefälscht und unmöglich anders als streng sachlich beurteilt, daß er als scharfer Kritiker des Platonismus also nur darum habe auftreten können, weil er bekanntlich Plato zwar lieb, aber die Wahrheit lieber hatte'. Zweitens in dem Aufgeben der Zellerschen dinghaften Auffassung der Ideen. 'Es sollte doch stutzig machen, daß geradezu alle, die sich in den letzten Jahren tief und philosophisch mit Platos Lehre und Aristoteles' Kritik derselben beschäftigt haben, meist unabhängig von einander, jene Deutung absolut unbefriedigend empfunden haben. Alles Leben der Platoforschung ist heute in der Opposition gegen diese Auffassung — einer Opposition, die in Deutschland bisher der allgemeinen Verurteilung voraus gewiß sein durfte, und die demnach jedes Jahr neue Anhängen und sehr energische Vertreter findet'.

9) A. Goedeckemeyer, Die Reihenfolge der platonischen Schriften. Archiv f. Gesch. d. Philos. 1909. Bd. 22. S. 435—455.

Dieser Aufsatz enthält mehrere so wichtige und m. E. gesicherte Resultate, daß er genaue Berücksichtigung beanspruchen kann. Von der Reihenfolge derjenigen Schriften, die für Platos eigene Philosophie von Bedeutung sind — die sogenannte sokratische Periode wird also ausgeschlossen — entwirft G. nachstehende Chronologie, indem er als einziges entscheidendes Kriterium den Satz benutzt: 'bei der beständigen Entwicklung, in der sich Platos philosophische Anschauungen befinden, ist jeweils diejenige Schrift bezw. Schriftengruppe als die frühere anzusetzen, die gemessen an dem Ganzen der platonischen Gedanken hinsichtlich ihres philosophischen Gehaltes niedriger steht. Die Reihenfolge der platonischen Schriften muß also die philosophische Entwicklung Platos abbilden'.

Digitized by Google

I. Platos Fortgang über Sokrates: Theaetet, Meno.
II. Platos eigener Standpunkt:
1. die erotische und auf die Ethik beschränkte Periode der platonischen Philosophie: Phaedrus, Euthydem, Kratylus, Symposium, Staat — 502 B.
2. die dialektische und auch die Naturphilosophie umfassende Periode der platonischen Philosophie:
a) in ihrer vollen Selbständigkeit: Parmenides, Sophistes, Politikus, Phaedo, Staat Schluß, Timaeus, Kritias.
b) in ihrer Abhängigkeit von fremden Einflüssen: Philebus, Gesetze.

I. Im Theaetet will P. noch wie in den früheren Dialogen an Sokrates festhalten, fühlt aber, daß er anfängt ihn zu überflügeln. Die frühzeitige Ansetzung des Theaetet verteidigt G. mit vollem Recht (vgl. meinen letztjährigen Bericht S. 331). Erstens schließt keiner der späteren Dialoge so völlig negativ. P. hat zur Zeit seiner Abfassung noch nicht über das Wesen der Erkenntnis die Lösungen gehabt, wie sie Meno 98 A (Unterscheidung der Erkenntnis von der richtigen Vorstellung dadurch, daß sie gebunden ist *αἰτίας λογισμῷ. τοῦ δ' ἐστὶν ἀνάμνησις*) und Phaedrus 247 C gibt (wo es heißt, daß *τὸ τῆς ἀληθοῦς ἐπιστήμης γένος* in der Welt der Ideen seinen Sitz hat). Daß der Theaetet dem Meno vorangeht, zeigt sich besonders deutlich darin, daß er nur den Keim zur Lehre von der Wiedererinnerung enthält (die Seele ist ursprünglich völlig leer, eine tabula rasa, während sie nachher die in sie aufgenommenen Erkenntnisse in einem potenziellen Zustande bewahren soll, aus dem sie nach Belieben wieder aktualisiert werden können. Vgl. Th. 197 B ff.), von der Lehre selbst aber noch nichts ahnen läßt. Sodann, der ethische Charakter des Dialoges ist noch sokratisch (Th. 176 A ff. das Verlangen, durch frommen und gerechten Lebenswandel Gott ähnlich zu werden). Schließlich, der Theaetet enthält noch keine Spur der Ideenlehre. Also muß er auch dem Phaedrus vorangehen, der sie einführt. Bedürfte es eines Nachweises, daß auch Parmenides und Sophistes später anzusetzen seien, so ist er Th. 184 A zu finden, wo die Erörterung der eleatischen Lehre deshalb unterlassen wird, weil sie zu schwer sei. — Aus dem Vorstehenden hat sich bereits ergeben, daß der Meno dem Theaetet folgt. Er kennt neben der Fortexistenz der Seele (im Gegensatz zum Gorgias!) auch ihre Praeexistenz und Wanderung, 'von nun an ein unverändertes Bestandstück der platonischen Philosophie'. Aus dem Nachdenken über zwei Probleme entstand in der Folgezeit die Konzeption der zunächst in dichterischer und mythischer Form auftretenden Ideenlehre, aus dem Problem der Tugend und dem der Erkenntnis. Zur Lösung des zweiten tut der Menon durch die Erinnerungslehre viel, das erste bleibt noch fast ungelöst.

Digitized by Google

II. Dreierlei bestimmt die Stellung des Phaedrus: die Lehre von der Wiedererinnerung, die im Meno nur übernommen war, wird in ihm bewiesen und erhält die bleibende Form; die Seele erinnert sich nicht des im früheren Leben Geschehenen, sondern der Ideen. Zweitens, 'im Zusammenhange mit dem poetischen und enthusiastischen Charakter, den die Ideenlehre hier trägt . . ., geht die sokratische Dialektik eine höchst innige Verbindung mit dem Eros ein als der begeisterten Liebe zum Schönen und zur Mitteilung derselben an andere'. Drittens, Platos Beruf als Reformator in bedeutenden Kulturfragen beginnt. Von der Ideenlehre aus ergibt sich die Reformbedürftigkeit der Auffassung über die Liebe oder Freundschaft (237 C ff.) und die Rhetorik (260 A ff.). Diese Bestrebungen setzen sich unmittelbar im Euthydem fort, besonders erläutert er die im Phaedrus geforderte philosophische Redekunst durch Beispiel und Gegenbeispiel (Sokrates und die Sophisten). — Daß der Kratylus über den Euthydem hinausgeht, folgert G. daraus, daß Kr. 386 C f. auf die eingehendere Erörterung desselben Gedankens in Euth. 293 ff. verweise, und daraus, daß dieser noch ebenso wie der Theaetet die Existenz des Falschen zwar zugibt, ohne es aber zu erklären, während jener 430 D den Irrtum definiert. Kratylus und Symposion ergänzen einander: beide stehen im Dienste einer Erörterung über die Methode der Erhebung zu den Ideen, dieser positiv, jener negativ. Daß aber beide Dialoge dem Staate voranzusetzen seien, werde daraus wahrscheinlich, daß das Symposion den schon im ersten Teil des Staates auftretenden Begriff des philosophischen Staatsmannes nicht kennt, sondern ähnlich wie der Euthydem die Tätigkeit des Staatsmannes der des Philosophen unterordnet 209 A ff. — Den Staat zerlegt G. in zwei Teile, von denen der erste in dieser 'erotischen Periode' begonnen sei, während der zweite nach dem Phaedo liege. In origineller Weise begründet G. diese Ansicht, die mir erfolgreiche Aussicht zu haben scheint, das Problem des Staates um einen Schritt zu fördern. Die wichtigste Neuerung, sagt G., die der Phaedo und die ihm vorhergehenden Dialoge gebracht haben, bestehe in der durchgehenden Umwandlung der Ideenlehre, daß an die Stelle der absoluten Starrheit der Ideen ihre Leidens- und Wirkungsfähigkeit (Soph. 248 E ff.; Phaedo 100 C ff.), an die Stelle ihrer Koordination der Wille, Über- und Unterordnung zu schaffen (Phaedo 98 B), getreten sei. 'Das Interesse an der Idee der Schönheit als des wichtigsten Mittels zur Erkenntnis der Ideenwelt steht in Gefahr, von dem Interesse an der des Guten als ihrem Gipfel abgelöst zu werden (Phaedo 98 B). Im Staate nun treten beide Auffassungen der Ideenlehre auf. Mit der Bezeichnung der Idee des Guten als Ursache alles Seins und Werdens, also im letzten Teile des Staates, die zweite und zwar in voller Durchführung, und in seinem früheren Teile die erste . . . . Im ersten Teile des Staates überwiegt noch die ästhetisch beeinflußte Fassung

Digitized by Google

der Ideenlehre, während sie im zweiten von der ätiologischen abgelöst worden ist. Zwischen 496 E f. und 505 A muß also die Unterbrechung in der Niederschrift des Staates stattgefunden haben, aber die Stelle läßt sich, wie es scheint, noch genauer bestimmen. Noch 501 B heißt es von denen, die zur Herrschaft bestimmt sind, daß sie *πρὸς τὸ φύσει δίκαιον καὶ καλὸν καὶ σώφρον καὶ πάντα τὰ τοιαῦτα* zu blicken haben, während 517 C *ὁ μέλλων ἐμφρόνως πράξειν ἢ ἰδίᾳ ἢ δημοσιᾳ* die Idee des Guten erkannt haben muß. Auch jene Stelle ist demnach noch dem früheren Teile des Staates zuzurechnen, und der spätere mit der langen Rekapitulation früherer Feststellungen, also mit 502 C, zu beginnen'. — Was Plato zur Unterbrechung seiner Arbeit am Staate veranlaßt habe, lehrt der Parmenides, der eine Reihe von Bedenken enthält, die sich der ersten Konzeption der Ideenlehre entgegenstellten. G. zählt fünf, im Anschluß an Parm. 130 B ff., 131 A ff., 132 A ff., 133 A ff., 134 C ff. Die wichtigsten waren die beiden letzten: wie es für den Menschen möglich sei, die von der irdischen Welt völlig getrennten und zudem vollkommen ruhenden Begriffe zu erkennen, und andererseits, wie es für Gott, der die Ideen wirklich kenne, möglich sei, sich um das Irdische zu bekümmern. Die Lösung konnte nicht gefunden werden, solange Plato an dem Eleatismus mit dem starren Sinn festhielt. Der Parmenides enthält die Kritik der eleatischen Lehre und die Abkehr von ihr. Im Sophistes und Politikus folgt die positive Ergänzung der Kritik, es wird in der Form von Übungsdialogen die richtige Weise, die dialektische Methode anzuwenden, aufgezeigt. Die drei letzten Dialoge überwinden 'den bisher völlig ethischen Charakter der platonischen Philosophie und bahnen ihr den Weg zu einer allgemeinen Weltanschauung'. Mit den Mitteln der neuen Lehre soll in Zukunft über jeden Begriff Rechenschaft abgelegt werden können. Der erste Versuch auf diesem Wege ist der Phaedo, der die naturphilosophische Anwendung der Ideenlehre erprobt und 'sich dabei nicht nur der vom Sophisten (248 E ff.) gewonnenen Auffassung der Ideen als kraftbegabter Substanzen bedient, sondern auch in seiner bei dieser Gelegenheit gegebenen Widerlegung des Naturalismus (Ph. 95 E ff.) das nachholt, was im Sophistes (265 C ff.) . . . absichtlich aufgeschoben war'. Die Durchführung der naturphilosophischen Theorie enthält der zweite Teil des Staates, der in der Idee des Guten gipfelt. Er enthält auch die vom Parmenides an vorbereitete 'Neubegründung der Philosophie auf das Studium der Wissenschaften, die die Umwendung der Seele vom Irdischen zum wahrhaft Seienden vorzubereiten vermögen, der Disziplinen der einen Mathematik'. Timaeus und Kritias bringen die Ergänzungen zum Staat nach zwei Seiten, durch eine Kosmologie nach rückwärts, durch eine Schilderung des Kampfes im Staate nach vorwärts. Es bleiben übrig der Philebus und die Gesetze, die G. für so nahe

Digitized by Google

verwandt hält, daß er den Philebus (wohl entgegen allen neueren Ansetzungen) dem Timaeus nachsetzt. Die Verwandtschaft beruhe besonders auf der Abschwächung des ursprünglichen Intellektualismus der platonischen Ethik in beiden Werken. Ferner rechtfertigt G. diese Ansetzung noch durch folgende Vermutung: Platos letzte und im Timaeus niedergelegte Ansicht über das Verhältnis der Ideen zur Erscheinungswelt war die, daß Gott die irdischen Dinge im Hinblick auf die Ideen gestaltet habe (Tim. 29 A). Aber hier hatte er hinzugefügt, daß er die wunderbare Art, wie Gott dabei vorgegangen sei, später erörtern wolle (Tim. 50 C; vgl. 51 A). Die Einlösung des Versprechens 53 B—D enthält den Zusatz *τὰς δ' ἔτι τούτων ἀρχὰς ἄνωθεν θεὸς οἶδε καὶ ἀνδρῶν ὃς ἂν ἐκείνῳ φίλος ᾖ*. Damit werde auf die Ideen im Sinne von Idealzahlen angespielt, es beginne also schon die letzte von Aristoteles bezeugte Wendung der Ideenlehre sich zu vollziehen. Diese tritt nun nur noch im Philebus auf (vgl. 15 A bis 25 A); also verhalte sich in dieser Beziehung der Timaeus vorbereitend zu ihm. — Man muß zugeben, daß die Aufstellung G.s im ganzen mehr einem skizzenhaften Aufriß gleicht als einem ausgeführten Bild; aber interessant und sehr bemerkenswert ist, daß hier, wo nach alter guter Manier der Gedanke und nichts als dieser zum Kriterium genommen wird, Theaetet und Phaidros als frühe Werke und der Phaedon als spätes erscheint. Und gerade von diesen drei Ansetzungen, die im schärfsten Gegensatz zu den herrschenden Meinungen stehen, glaube ich, daß sie durch G.s auf das Ganze der Platonischen Entwicklung zielenden Betrachtung aufs neue gut verteidigt sind, besonders gegen alle, die Lutoslawshis Spuren gefolgt sind.

10) G. Zuccante, Socrate. Turim 1909, Fratelli Bocca. 412 S. 8. 12 *L.*

'Opera organica e viva vorebb' essere questo Socrate . . . io intendo far opera sovratutto di ricostruzione e di critica: ricostruzione, non, come si fa spesso, a frammenti, quasi a sbalzi, di qualche punto, di qualche aspetto, di qualche lato palese o recondito, d'una dottrina e d'un nomo: critica, non, quasi per partito preso, audacemente negativa e distruttrice, ma critica misurata, pur nella negazione serena, e coll' intento finale di edificare misurata'. Diesen Grundsätzen zufolge handelt es sich in dem ganzen Buch vorwiegend um den einen Wert, der in der Persönlichkeit des Sokrates ruhte. Aber so lebensvoll der temperamentvolle Verf. das Bild dieser Persönlichkeit malt, so meisterhaft er auf breitester Grundlage (S. 41—102) den kultureellen und historischen Hintergrund aufbaut, von dem er sich dann seinen Sokrates hell abheben läßt, ich stehe diesem auf mehreren hundert Seiten breit ausgeführten Bild doch sehr skeptisch gegenüber, da ich schon Z.s grundlegende Fragestellung

Digitized by Google

'Come si debba integrare Senofonte con Platone e temperare Platone con Senofonte?' für verfehlt halte. Es kann das nur zu einem Sokrates führen, 'come può essere stato', wie Z. es vom platonischen Sokratus sagt 'è ancora Socrate, ma con qualche cosa di più, anzi con molto di più!' Was wir von Sokrates wissen, läßt sich auf einer halben Seite sagen. Seine Wirkung auf den hellenischen Geist als die des Begründers des Individualismus kann man (wie Eduard Meyer) nachweisen und beschreiben, aber will man Sokrates wie Z. als lebenden und lehrenden Menschen schildern, so ist man wie er auf 'impressioni' angewiesen, die z. B. bei dem einen und dem anderen platonischen Dialog sehr verschieden sein können. Das 'integrare' und 'temperare' sind nach subjektivem Geschmack sich richtende, nicht objektiv zu begründende Mittel. So reich das Buch an treffenden Bemerkungen, z. B. in der Polemik gegen Joels Sokrates und besonders in der Kritik der Sophistik ist, so fein und fruchtbar einzelne Ideen sind, wie die interessante Verbindung, in die er das Problem des Dialoges mit dem Problem der Schrift bringt, so vorsichtig er auch die Gefahr vermeidet, aus Sokrates einen systematisierenden Philosophen zu machen; wer in Sachen des 'wahren' Sokrates skeptisch denkt, der wird das Spekulieren über die Frage 'che cosa deve essere egli stato?' nicht für erfolgreich halten können.

I. B. Einzelne philosophische Disziplinen.

11) H. Gomperz, Platons Ideenlehre. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 18, S. 441—495. 1905. G. Falter, Platons Ideenlehre. Ebenda. Bd. 21, S. 357—371. 1908.

In dem ersten Aufsatz wird das von mir im vorigen Jahresbericht ausführlich besprochene Werk Natorps über die Ideenlehre Platos einer eingehenden Kritik unterworfen. G. wendet sich gegen zweierlei. Erstens gegen die Auffassung N.s von kritischer Philosophie überhaupt. Solange Kritizismus allgemein als Gegensatz zu Dogmatismus formuliert werde (indem dieser annimmt, der Gegenstand sei gegeben, die Erkenntnis habe sich nach ihm zu richten und könne erschöpfen, während für jenen der Gegenstand ein durch die Wissenschaft zu bestimmendes x sei und die Bestimmung auszugeben habe von den Gesetzen des Denkens, den Funktionen der Erkenntnis und den Methoden der Wissenschaft und die Bestimmung sich nie vollenden, sondern nur annäherungsweise vollziehen lasse), könne man sich für sie auf Kant berufen. Während aber für Kant die sinnlichen Empfindungsqualitäten gegeben seien, aus denen der Verstand einen geordneten Zusammenhang möglicher Erfahrung aufbaue, so scheine für Natorp nichts Gegebenes zu existieren, sondern die Wissenschaft konstruiere als voraussetzungsloser Prozeß die Welt der

Subjekte wie der Objekte. Zweitens wendet er sich gegen Natorps Versuch, diese Art des Kritizismus für die Platos auszugeben, die Ideen zu Methoden des wissenschaftlichen Verfahrens zu machen und den aristotelischen Bericht über die Ideenlehre als das Mißverständnis eines Dogmatikers zu erklären, der aus den Ideen gegebene Realitäten, hyperphysische Dinge gemacht habe. — In beiden Punkten verteidigt Falter Natorp gegen Gomperz. Der Kritizismus N.s sei auch der Kants. G. habe nicht eingesehen, 'daß der Ausdruck gegeben bei Kant, wenn er vorkommt, im Sinne von 'aufgegeben', 'zur Bestimmung aufgegeben' gebraucht wird. Gegeben heißt auf Erfahrung bezogen, wie Kant selber sagt. N. geht ebenso wie Kant vom Faktum der Wissenschaft aus. Es ist zur Genüge bekannt, daß sich für Kant hieran die Frage knüpfte: Wie ist reine Wissenschaft möglich? Wie ist reine Vernunft möglich? Das ist die Grundlage aller Philosophie... Darin besteht für N. das Gegebene, wie überhaupt für den kritischen Idealismus'. Zweitens aber stimmt auch N. mit Plato überein, und G.' Mißverständnis rühre daher, daß er das Verhältnis von Idee und Erscheinung bei Plato und N. verkenne. Z. B. interpretiere G. die N.sche Auffassung so: 'Der einzige Grund dafür, daß etwas schön oder groß ist, ist der, daß er schön oder groß ist'. Diese Tautologie aber liege bei N. nicht vor. 'Der Begriff ist als die Bestimmmung des Sinnlichen gedacht ... Die Ideen aber sind als konstitutive Begriffe aufzufassen, durch die die Dinge erst gebildet werden'. Was endlich Aristoteles betrifft, so sei es durchaus möglich, daß ein gründlicher und gewissenhafter Denker der Neuzeit, der jahrelang sich mit Plato beschäftigt habe, zu einer tieferen Auffassung der Ideenlehre gelangen könne, als wer etwa nur die aristotelische Metaphysik im Kopfe habe. — Meine Stellung zu beiden Fragen ist aus dem 1909 über N.s Buch gesagtem ersichtlich.

12) E. Bickel, Platonisches Geistesleben. Archiv f. Gesch. d. Philos. Bd. 21, S. 535—554. 1908.

B. prüft das von Sokrates am Schluß des Phaedrus geprochene Gebet (S. 279 B *ὦ φίλε Πάν τε καὶ ἄλλοι ὅσοι τῇδε θεοί, δοίητέ μοι καλῷ γενέσθαι τἄνδοθεν, ἔξωθεν δ' ὅσα ἔχω, τοῖς ἐντὸς εἶναί μοι φίλια. πλούσιον δὲ νομίζοιμι τὸν σοφόν, τὸ δὲ χρυσοῦ πλῆθος εἴη μοι, ὅσον μήτε φέρειν μήτε ἄγειν δύναιτ' ἄλλος ἢ ὁ σώφρων*) nach den Beziehungen zu anderen platonischen Gebeten und verschiedenen Äußerungen des Gebetslebens der griechischen Aufklärung überhaupt. Diese Prüfung ist schon deshalb wichtig, weil jene Stelle zur Kenntnis des religiösen Lebens Platos bisher fast unberüchsichtigt geblieben ist. Übereinstimmend mit dem schriftstellerischen Charakter des Phaedrus als der dichterischen Ankündigung der Akademiegründung sieht B. in diesem Gebet ein Mustergebet für die Angehörigen des

Digitized by Google

platonischen Gelehrtenbundes, das für die neuen Lebensvorsätze in der Akademie den Segen der Götter sucht. Es ist Platos Lebensideal in der Form eines Bittgebets. Nicht als ob dies Gebet das gesamte religiöse Gefühlsleben Platos in prägnantem Ausdruck widerspiegelte, es hat z. B. nichts von Unterwerfung unter den göttlichen Willen, keine Berührung mit Opfer und Hymnus; sondern durch die Verknüpfung desjenigen Lebenszieles, wie es die Ideenphilosophie lehrte, mit dem religiösen Ausdruck will es die Verschmelzung wissenschaftlicher und religiösen Kultur, die die Akademie von den Ihrigen fordert, zeigen. Das Gebet läßt das Bedürfnis nach göttlicher Hilfe zu sittlicher Entschließung zurücktreten, wie es schon der Gegensatz der vielen Einzelbitten zu der einen Bitte des sokratischen Gebetes um das Gute schlechthin zeigt. Es geht nicht die Tugend an, die durch Selbstbesinnung erworben wird, sondern das Lebensziel. Es ist 'das Gebet des Attikers zu den Göttern Griechenlands'. Wegen seines religiösen Motivs ist es mit der Gebetselegie Solons (Frg. 12) zusammenzuhalten, die um *ὄλβος*, *δόξα*, *χρήματα* und Ähnliches, als das Ideal des athenischen Mannes, bittet.

13) W. Capelle, Zur antiken Theodicee. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 20, S. 123—195. 1907.

Das Problem der Theodicee bei Plato ist sehr einfach. Denn die Güte ist die wesentlichste Eigenschaft der platonischen Gottheit. Die Gottheit kann daher an keinem Übel schuld sein. Sie ist geradezu identisch mit der Idee des Guten. Die wenigen, die Theodicee betreffenden Fragen, deren Lösung Plato andeutet, gibt C. S. 173—176 richtig wieder. Ich kann aber nicht einräumen, daß die Anschauung von einer bösen Weltseele (in den Leges) bei vorliegender Frage unberücksichtigt bleiben darf; man darf kein Werk Platos als das 'seines späten Alters', also auch keine Lehre, von der Betrachtung ausschließen. — Für die Folgezeit der griechischen Philosophie sind besonders zwei Lehren Platos, die die Theodicee angehen, bedeutungsvoll geworden, erstens daß 'dem Philosophen, der ja zugleich Gott wahrhaft wohlgefällig ist, alles zum Heil ausschlägt . . . Denn den Guten wird Gott, der Inbegriff alles Guten nicht verlassen' (vgl. Rep. X 612 E F); zweitens daß die von Gott für den Bösen gesandte Strafe nicht als Übel aufzufassen sei, denn sie soll, den Betroffenen bessernd, der Anfang eines Guten sein, oder sie soll für die anderen als abschreckendes Beispiel wirken.

14) O. Seeck, Die griechische Philosophie in ihrem Verhältnis zum Volksglauben. Deutsche Rundschau Juli 1909. Jahrg. 35, S. 60—78.

In diesem Aufsatz, der dem dritten Bande von S.s 'Geschichte des Untergangs der antiken Welt' entnommen ist, wird

Digitized by Google

auch Plato behandelt, 'der Spätling eines uralten Adelsgeschlechtes, das sich in ihm nicht fortsetzen konnte, weil er auf die Gründung einer Familie verzichtete. So blickte er mit der Grämlichkeit des alternden Junggesellen und dem Hochmut des Dekadenten von überreizter Feinfühligkeit auf die ihn umgebende Welt herab ... und stand den politischen Kämpfen seiner Zeit tat- und ratlos gegenüber. In trüber Resignation hat er selbst das Bild des unpraktischen Philosophen, auf dessen Hilflosigkeit der tätige Weltmann mit Spott herabblickt, aus allereigenster Erfahrung gezeichnet. Er vermochte nichts als von dem bestmöglichen Staate zu träumen; und was er erträumt hat, beweist nur zu deutlich, daß er niemals die wirkliche Welt mit frischer Unbefangenheit angeschaut hatte und garnicht die Organe besaß, um echte Menschenkenntnis zu erwerben. Platon wurde daher (!) Idealist, d. h. er schuf sich ein Bild von dem, was hätte sein sollen, und fand alles, was tatsächlich war, spottschlecht, weil es jenem Bilde nicht entsprach'. Wie diametral der Wahrheit entgegengesetzt diese Auffassung S.s von der Lebensanschauung und dem politischen Genie Platos ist. kann man am besten aus Platos Schriften selbst erkennen. will man aber, wie S. es anscheinend tut, seine Kenntnis aus abgeleiteten Quellen schöpfen, so verweise ich auf die S. 323 und 312 besprochenen Arbeiten von Apelt[1]) und Wendland, von denen jener das Lebenbejahende in Platos Weltanschauung mit aller Deutlichkeit nachweist, und dieser Platos politischen Blick durch Eingehen auf die geschichtlichen Wirkungen der platonischen Staatsidee als Seherblick erweist. Den wissenschaftlichen Wert, der in der Lehre von der Anamnesis liegt, kennt S. auch nicht. Der ihr zugrunde liegende Gedanke ist bekanntlich, daß die Vernunft nicht sämtliche Erkenntnis aus der Erfahrung bezieht, sondern ursprüngliches Erkenntnisgut in sich selbst besitzt. Wem diese erkenntnistheoretische Tatsache fremd ist, verfällt natürlich leicht dem Irrtum, aus jener Lehre von der Anamnesis nur Folgendes herauszulesen: 'Platos Lehrer Sokrates hatte es verstanden, in geschickt geführten Gesprächen, was er für das Richtige hielt, mehr in die Menschen hinein —, als aus ihnen herauszufragen. Daß diese, auch wenn sie anfangs falscher Ansicht waren, scheinbar aus sich selbst nur durch Fragen angeleitet, die Wahrheit fanden, schien unserm Philosophen zu beweisen, daß sie schon vorher latent in ihnen geruht habe, daß also ihre Belehrung nichts anderes sei als das Erwecken verblaßter Erinnerungen'. Hinzuzufügen ist, daß S. die Meinung derer teilt, die glauben, daß Plato 'gleich den Pythagoreern den tiefsten Inhalt seiner Lehre als Mysterium bewahrte. das nur wenigen besonders Geeigneten geheimnisvoll ins Ohr geflüstert wurde'.

---

[1]) Dazu Apelt, Wert des Lebens nach Plato. Vgl. JB. 1909 S. 342 ff.

Digitized by Google

15) R. Stübe, Plato als politisch-pädagogischer Denker. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 23, S. 53—85. 1909.

S. setzt zunächst die zeitgeschichtlichen Voraussetzungen für Platos Wirken auseinander, um dann den geschichtlich gewordenen Bestand der einzelnen politisch-pädagogischen Forderungen darzulegen und endlich den leitenden Gedanken in Platos Lehre zu verfolgen, zu charakterisieren und zu würdigen. Es ergibt sich ihm dabei trotz des 'unablässigen Wandels' in der Entwicklung des Mannes die Möglichkeit, ein einheitliches Weltbild festzustellen: 'Platos Staat ist die Darstellung der philosophischen Einsicht in das Wahre. Sie hat zum Inhalt die ethischen Grundbegriffe, in denen Plato die Normen menschlicher Gemeinschaft sieht'. Was S.s Stellung zu den philologischen Vorfragen angeht, so nimmt er aus den neueren Forschungen als sicher an, daß die Republik zwei Staatengebilde darstellt, die gedankenmäßig durchaus verschieden entwickelt sind. Der eine Staat ist II 11 bis V 16 geschildert; die vorbereitenden Erörterungen in Buch I und II 1—9 zeigen, daß es sich um den Begriff der δικαιοσύνη als Grundlage des Staatswesens handelt. Neben diesem 'Idealstaat' steht V 18—VII der 'Philosophenstaat', dessen eigentliche Aufgabe ist, eine irdische Verwirklichung der Ideenlehre zu sein. Sein Prinzip ist die ἐπιστήμη. Jener erste ist als soziale Aristokratie, dieser zweite als Monarchie gedacht. In jenem herrschen die Krieger, in diesem die Philosophen.

16) P. Wendland, Entwicklung und Motive der platonischen Staatslehre. Preußische Jahrbücher, Mai 1909, S. 193—220.

In diesem außerordentlich inhaltreichen Aufsatz unternimmt es W., die auf die Staatslehre bezüglichen Werke Platos unter dem Gesichtspunkt zu erforschen, welche persönlichen Eindrücke und politische Erfahrungen die Entwicklung der platonischen Staatslehre bestimmt haben. 'Denn auch bei Plato ist es nicht die Triebkraft abstrakter Begriffe, die die politische Theorie fördert und fortbildet, sondern die Bereicherung durch neue Erfahrung und der Einfluß geschichtlicher Erlebnisse'. Voraussetzung für diesen Versuch ist, das W. aus den neueren Forschungen die Sicherheit entnimmt, innerhalb der Politeia und der Gesetze verschiedene Stadien der politischen Entwicklung der Philosophen zu unterscheiden. Und zwar betont er als das Wichtigste, 1) daß Plato in den ältesten Teilen des Staates noch nicht den Philosophenstand als die krönende Spitze des Ganzen vorgesehen hat, 2) daß in den früheren Teilen der Gesetze die Verwirklichung des Staatsplanes von der Tyrannis erwartet werde, während in den späteren die Tyrannis als Verfassung überhaupt nicht in Frage komme. — Wie die Entwicklung von der Politeia über den

Digitized by Google

Politikos zu den Gesetzen von W. auf das schärfste gezeichnet wird, kann ich nicht im einzelnen verfolgen, weil solcherlei sich nicht in resumierende Formeln bringen läßt und zu genauerer Darlegung der Raum mangelt. Ich beschränke mich auf die Wiedergabe seiner gewiß richtigen Ansicht, daß der Politikos als Mittelglied 'genau in der Richtung der Entwicklung vom Staate zu den Gesetzen liegt'. Nach meiner Überzeugung eine endgültige Widerlegung aller, auch der neuesten Athetierungen des Dialoges. Im Staate hatte allmählich die monarchische Tendenz das Übergewicht erlangt, der Politikos ist von monarchischen Gedanken erfüllt, er enthält 296 E den aufgeklärten Absolutismus. Die ältesten Teile der Gesetze enthalten Platos Entwicklung zum Caesarismus. — W. läßt die politische Entwicklung Platos in scharfen und schärfsten Gegensätzen verlaufen, und nicht nur die politische. Auch W. glaubt an eine Abwendung Platos von seiner 'alten Ideenlehre', der Philosoph nehme 'seinen Standpunkt wieder mehr in dieser Welt'. Aber es lasse sich doch zeigen, daß in den scharfen Gegensätzen der politischen Entwicklungsphasen das beherrschende Prinzip und das Ideal im tiefsten Grunde unbewegt und unverändert geblieben sei, daß nur die Inszenierung, die Kräfte und Organe im Dienste des Ideals wechseln. Die Sache, um die es Plato zu tun sei, das höchste Ziel bleibe stets das gleiche; die Intelligenz als die innere Triebkraft der Herrschaft. Ich halte es für sicher, daß in analoger Weise auch die Entwicklung des metaphysischen Interesses bei Plato aufzufassen sei, in dem die Gegensätze nur aus der 'Inszenierung' zu begreifen sind gegenüber der Konstantheit des Zieles. Das aber sind in metaphysischer Beziehung die Ideen. Und daher ist jede Abwendung Platos von diesen mir psychologisch unwahrscheinlich. Doch hiervon wird zu handeln sein, wenn das Platobuch vorliegt, das W. verspricht. Es scheint zu der Klasse der modernen Darstellungen gehören zu sollen, die die Ideenlehre aus der zentralen Stellung in dem Plato-Problem verdrängen und Plato nicht in erster Linie als Philosphen, sondern als Dichter und religiöses Genie würdigen wollen.

17) M. Schlesinger, Die Geschichte des Symbolbegriffs in der Philosophie. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 22, S. 49—79. 1908.

In dem kurzen, Plato gewidmeten Abschnitt S. 71—76 bespricht Sch. den Symbolbegriff im Mythus des Symposion von der Erschaffung der Menschen und vereinzelte andere platonische Stellen und kommt zu dem Ergebnis, daß Zeller und Windelband bereits gefunden haben, was Mythus und Symbol sowohl schlechthin, als auch speziell bei Plato bedeuten.

Digitized by Google

18) C. L. von Peter, Das Problem des Zufalls in der griechischen Philosophie. Berlin 1910, Leonhard Simion Nf. 55 S. 8.

Die Schrift gibt in einem ersten, historischen Teil eine Übersicht über die Anschauungen der griechischen Philosophen in betreff des Problems des Zufalls, der bei den alten Denkern in vier Arten erscheint: als bezogen auf die Ursache, auf den Zweck, auf den Begriff, auf eine andere Tatsache. In dem zweiten kritischen Teil werden zwecks vergleichender Wertung auch neuere Ansichten herangezogen. In beiden Teilen kommt auch Plato, für dessen Lehre v. P. sich besonders auf Liebmanns Auffassung und auf Windelband, Lehren vom Zufall, Berlin 1870 (nicht 1840) beruft, zu seinem Rechte.

19) A. E. Haas, Antike Lichttheorien. Archiv f. Gesch. d. Philos. Bd. 20, S. 345—386. 1907.

S. 327 bespricht H. im Zusammenhang mit den verwandten und antiken Lehren die platonische Theorie der Synaugie oder Zusammenstrahlung, nach der die Augen mit einem inneren Lichte ausgestattet sind, das aus ihnen, so lange sie offen sind, unaufhörlich strahlt und außerhalb des Sehorgans 'verwandtes' äußeres Licht vorfindet, das von der Sonne oder einer irdischen Lichtquelle und dem Objekte selbst herkommt. Das innere Licht verbindet sich mit dem äußeren zu einem einzigen Körper, der sich in gerader Linie vom Auge zu dem Gegenstande erstreckt, auf den wir den Blick richten. Von dem Objekte aus wird der Lichtkörper teils durch Berührung, teils durch farbige Ausflüsse so gestaltet, daß er in dem Auge die Gesichtsempfindung des Objektes entstehen läßt. Plato äußert selbst seine Ansicht über das Sehen Tim. 45 A—D, Staat 508, Men. 76 D, Theaet. 156 D.

20) A. E. Haas, Ästhetische und teleologische Gesichtspunkte in der antiken Physik. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 22, S. 80—113. 190 S.

Folgende Stellen zieht H. besonders für die Berücksichtigung der platonischen Lehre in diesem Zusammenhang heran: Tim. 53 D, um die ausgesprochen teleologische Färbung der platonischen Physik im ganzen zu charakterisieren. Tim. 31 C, wo die Lehre von den Proportionen in der Elementartheorie teleologische Anwendung findet. Tim. 33 B, wo die kreisrunde Form des Weltgebäudes aus der ästhetischen Idee der Vollkommenheit abgeleitet wird. Dem alles umfassenden Weltall muß die alles umfassende Form zukommen. Auch der Gesichtspunkt, von dem aus Plato das Wesen der vier Elemente zu lösen sucht, ist geometrisch-ästhetisch: Tim. 53 E. Denn das Problem erscheint bei ihm auf die Aufgabe zurückgeführt, die vier schönsten Körper zu finden, die es geben kann; vgl. Tim. 53 C ff. Tim 52 E wird das Wesen der Schwere in dem Streben nach dem Verwandten erblickt.

Digitized by Google

Auch dieses animistische Prinzip ist nur eine besondere Anwendung des allgemeineren, ästhetisch-teleologischen Prinzips.

21) F. Strunz, Naturbetrachtung und Naturerkenntnis im Altertum. Hamburg und Leipzig 1904, Leopold Voß. 168 S. 8.
F. Strunz, Beiträge und Skizzen zur Geschichte der Naturwissenschaften. Ebenda 1909. 192 S. 8.

Diese beiden Schriften sind von einem Forscher verfaßt, der sich über die Bedeutung wie Bedingtheit der antiken Naturwissenschaft in gleicher Weise klar ist. In der ersten wird Platos 'Physik' S. 61 ff. im vierten Kapitel (Die Naturbetrachtung und -philosophie der Antike) dargestellt und gewürdigt und in anderem Zusammenhang S. 121 besonders auf die im Timaeus angebahnte Theorie von der Achsendrehung der Erde eingegangen. In der zweiten ist das zweite Kapitel 'Chemischem bei Platon' S. 27—38 gewidmet. Die Darlegungen sind naturgemäß sämtlich dem Timaeus entnommen. Für das Verständnis der platonischen Chemie ist die wichtigste Tatsache die, daß auch hier für Plato die grundlegende Disziplin die Mathematik ist, die allein Sein und Werden Sinn gibt. Die Elemente: Feuer, Erde, Wasser, Luft sind für Plato wirkliche Körper, die er auf vier geometrische Grundformen bringt: Pyramide, Würfel, Oktaeder, Ikosaeder. 'Diese Elemente setzen sich nicht aus körperlichen Atomen zusammen, sondern aus Flächen und zwar zuletzt wieder aus Dreiecken. Flächen sind also die letzten Grenzen der Elemente. Für die Erde sind es gleichschenklig-rechtwinklige Dreiecke, bei den anderen Elementen ungleichseitig-rechtwinklige. 'Beim Umsatz und der Zerteilung der Elemente bilden nun diese Dreiecke . . . Flächenkombinationen, und bei Feuer, Luft und Wasser ist darum die Transelementation möglich'. Anläßlich dieser das Verständnis des Timaeus sehr erleichternden Arbeit verweise ich auch zusammen mit S. auf E. O. v. Lippmanns Arbeit über Chemisches und Physikalisches bei Platon im Journal f. prakt. Chemie, Bd. 76, S. 513 ff.

22) F. Hommel, Die platonische Zahl und der sogenannte Hilprecht-Streit. Frankfurter Zeitung, Jahrg. 52, No. 157. 6. Juni 1908.

Anläßlich der Diskussion über den Hilprecht-Streit macht der Münchener Semitist H. einige Angaben über neuere Auffassungen der platonischen Zahl, die ich mangels genügender Sachkenntnis nur wörtlich wiedergeben kann. Sie beziehen sich auf den Angriff eines Ungenannten gegen Hilprecht. Der Streit selbst, dessen Gegenstand bekanntlich Keilschrifttafeln aus den Ausgrabungen Hilprechts in Nippur bildete, gehört hier nicht zur Sache. Hummel also schreibt: 'Zunächst kann „von unverdientem Lob" Hilprechts in Bezug auf die von ihm zuerst aus babylonischen Texten des 2. und 3. vorchristlichen Jahrtausends nach-

Digitized by Google

gewiesene große heilige Zahl der babylonischen Mathematik (12,960,000 oder 3600 im Quadrat), die all ihren Berechnungen zu Grunde liegt, gar keine Rede sein. Für den französischen Gelehrten A. Aürès (im Recueil de travaux etc. Bd. 15. Paris 1893) war die vielumstrittene platonische Zahl gar nicht 12.960.000, sondern 21,600, also der sechshundertste Teil davon, und ihren babylonischen Ursprung vermutete er nur deshalb, weil auch dieser Zahl das bekannte babylonische Sexagesimalsystem zu Grunde lag. Erst Hultzsch und Adam kamen auf verschiedenem Wege für die Erklärung der überaus schwierigen Platostelle auf das Resultat 3600 im Quadrat = 12,960,000. Indem nun Hilprecht wieder auf ganz anderem Wege aus den von ihm in der Tempelbibliothek von Nippur entdeckten und bearbeiteten Texten die Zahl 12,960,000 als Ausgangspunkt nachwies (nicht etwa bloß vermutete), wies er zugleich auf das damit genau übereinstimmende Resultat von Hultzsch und besonders Adam hin. Der neueste Erklärer der Platostelle indeß, Dr. Georg Albert in Wien, sucht auf höchst geistreiche Weise in einer besonderen, 1907 erschienenen Broschüre wiederum eine andere Zahl für die platonische Zahl nachzuweisen, nämlich nicht 3600×3600, sondern 3600×2592, was er nur als eine sekundäre Umstellung aus ursprünglichem 360×25,920, das wären die Tage eines vollkommenen Präzessionsumlaufes, erklärt. Dadurch wird aber die eminente Bedeutung der Hilprechtschen Entdeckung von 12,960,000 als der großen babylonischen Zahl nicht im mindesten geschmälert. Denn, wie ich nachgewiesen, steckt auch in dieser die bereits den Babyloniern bekannte Präzessionszahl 25,920 (nach welchem Zeitraum von Jahren die Sonne wiederum den gleichen Frühjahrspunkt erreicht), und zwar gerade fünfhundertmal; 500 aber ist schon von Herodot erwähnte Phönixperiode der Alten. Die platonische Zahl wäre also danach 360 Mal die Präzession und Hilprechts Zahl 500 Mal die Präzession — also auch dann eng miteinander zusammenhängende und auf ein und dasselbe astrologische System zurückgehende Zahlen'.

Nach A. Ungnad (Deutsche Rundschau Bd. 132, 1907, S. 133—136) ist der Zusammenhang der platonischen Zahl mit der babylonischen Mathematik evident und auf Pythagoras als Mittelsperson zurückzuführen.

I. C. Die einzelnen Schriften Platos.

23) J. Eberz, Die Einkleidung des platonischen Parmenides. Archiv f. Gesch. d. Philos. 1906, Bd. 20, S. 81—95.

Von der Voraussetzung ausgehend, daß der Parmenides in höherem Maße als alle anderen platonischen Dialoge eine Gelegenheitsschrift sei, der ein wichtiges Ereignis in der Akademie zu-

Digitized by Google

grunde gelegen haben müsse, wovon selbst bis auf die Sprache der Charakter des Dokumentarischen, beinahe Protokollarischen gelassen sei, gibt E. folgende Lösung. Ende Juli oder Anfang August 369, 65 Jahre alt, von der zweiten sizilischen Reise zurückgekehrt, habe Plato von seinem Stellvertreter Speusippos Rechenschaft über die Vertretung verlangt und erhalten und dabei von der kritischen Lage erfahren, in die die Ideenphilosophie in der Zwischenzeit durch die Angriffe des jüngst aufgenommenen Aristoteles geraten sei. Selbst Zeuge einer Disputation zwischen Speusipp und Aristoteles geworden, sei ihm die Gefahr einer Spaltung in seiner Schule so nahe erschienen, daß er sofort eine Sitzung der wichtigsten Mitglieder seiner Akademie zusammenberufen habe. Ihr habe auch Dion beigewohnt, den Plato auf der Heimreise von Syrakus aus Korinth abgeholt und mitgenommen habe. Die im Hause des Pythodoros abgehaltene Sitzung habe sich zu einer Art Konzil gestaltet, um gegenüber den beiden Schismatikern Speusipp und Aristoteles die Reinheit der Lehre wiederherzustellen, von denen jener die Transcendenz der Ideen gelehrt, dieser die Ideen schlechthin geleugnet hatte. Durch ihre Widerlegung sei zugleich die Notwendigkeit des Ideensystems positiv dargetan. Und die dreimalige Wiedererzählung des Gespräches (das Hauptgespräch wird von Kephalos mitgeteilt, der es von Antiphon gehört hat, der es dem Pythodoros verdankt) erscheint wie ein ihm absichtlich zu überzeugenderer Bestätigung der endgültigen Darstellung aufgedrücktes Siegel. — Vergleicht man nun die Mitglieder des von E. frei erfundenen Konzils, das aber historisch denkbar ist, mit der im Parmenides dargestellten Szene, so sieht man sofort, wo die Deutung E.s hinauswill: der Parmenides des Dialogs ist Plato; der Tyrann Aristoteles, Mitglied der Dreißig, ist der Philosoph Aristoteles; Zeno ist Dion; Sokrates ist Speusippos. Angenommen daß diese Deutung richtig ist, so ist damit die Lösung für eine Frage gefunden, die zu den umstrittensten und dunkelsten der Platophilologie gehört; und es wäre zugleich nach E.s Darstellung eine Lösung, bei der die Rechnung restlos aufginge. Mir erscheint sie aber aus drei Gründen sehr zweifelhaft. Erstens: wenn das ganze Verfahren E.s, gleichsam von Außenpunkten her, nämlich von den Personen aus, in das innere Verständnis des Dialogs hineinzugelangen, gerechtfertigt sein will, so muß er sich gefragt haben: liegt im Charakter des Dialogs P. eine zwingende Notwendigkeit vor, die Personen für maskiert zu halten? Er bejaht diese Frage. Die Begegnung des Eleaten mit Sokrates sei eine Unmöglichkeit, die Zeichnung der Personen sei unhistorisch, u. a. m. Plato habe absichtlich das Ganze so komponiert, daß man die Hülle deutlich erkennen und leicht wegnehmen könne. Danach ist also die historische Unmöglichkeit der Szene als bewußt und vorsätzlich angewandtes Mittel Platos zu beurteilen, um den Leser geradezu zum Erraten der in Wahrheit zu Grunde

Digitized by Google

liegenden Begebenheit aufzufordern. Von einer solchen Absicht Platos und von deutlichen Hinweisen vermag ich nichts zu verspüren. Ich glaube wohl, daß die Begegnung des Eleaten mit Sokrates erfunden ist, verweise aber z. B. auf Räder S. 300, wo erhellt, daß sie als chronologisch unmöglich durchaus nicht anzusehen ist. Vgl. die fingierte Zusammenkunft Solons mit dem älteren Kritias im Timaeus! Die unhistorische Darstellung der Personen unterscheidet den Parmenides nicht von anderen Dialogen. Sokrates, der nichts von Ideenlehre wußte, vertritt sie hier wie anderswo. Von der zwingenden Notwendigkeit einer Umdeutung kann also wohl aus dem Dialog heraus nicht geschlossen werden. Von ähnlich liegenden Fällen in anderen Dialogen aus auch nicht. Es gibt außer dem Plato selbst vertretenden Sokrates keinen Unterredner, dessen fingierter Name deutlich den einer bestimmten anderen Person verriete. Demnach kann das Spiel einer Maskerade für unmöglich auch nicht erklärt werden. Zweitens. Wie verhalten sich die von Plato gegebenen Namen zu den von E. angenommenen Personen? Daß Plato hier vieles durch den Mund des Parmenides spricht, ist unbestritten. Daß bei der chronologischen Unmöglichkeit, den Stagiriten mit Parmenides zusammenzubringen, der ältere Namensvetter Aristoteles habe eintreten müssen, ist wenigstens denkbar. Daß inhaltlich das von Aristoteles im P. Vorgetragene nahe Beziehungen zu der Lehre des Stagiriten habe, ist bereits von Überweg und Siebeck sicher gestellt. Alles weitere aber ist unsichere Vermutung: daß Aristoteles bereits sein Angriffsmaterial gegen die Ideenlehre, die er in Platos Abwesenheit durch den Unterricht des Speusippos nur in der von diesem entstellten transcendenten Form kennen gelernt habe, damals schon in einem Dialoge niedergelegt hätte; daß durch diesen im P. niedergelegten, dem Speusipp verdankten falschen Eindruck des Aristoteles von der Ideenlehre sein Zeit seines Lebens bewahrtes Mißverständnis der platonischen Philosophie herrühre; daß der Stagirit im P. ohne Namensänderung auftrete, da er auch in seinen Dialogen kein Pseudonym führe. Unwahrscheinlich dünkt mich nun aber die Identifikation des Zeno mit Dion, für die E. nur in folgendem eine Begründung sieht: Plato habe seinen Lieblingsschüler Dion mit nach Athen gebracht, wie Parmenides im Dialog den Zeno. Dessen Namen aber habe Dion erhalten weil er Zenos Werk mit hinübergebracht habe (d. h. im Dialog: wo S. 126 C 4 von Parmenides und Zeno gesagt wird: *τότε γὰρ αὐτὰ* näml. *τὰ τοῦ Ζήνωνος γραμματα πρῶτον ὑπ' ἐκείνων κομισθῆναι*). Irgendwelche innere Verwandtschaft besteht auch nach der Rolle, die Zeno im Dialog spielt, nicht zwischen ihm und Dio. Und sollte, wenn Plato beabsichtigt hätte, seinem Liebling in einem Dialog ein Denkmal zu setzen, dies die einzige, passendste Gelegenheit gewesen sein, wo doch hier in dem Wenigen, was Zeno spricht, so gar nichts Dionisches enthalten

Digitized by Google

ist? Vollends unmöglich erscheint mir aber das Pseudonym Sokrates für Speusipp. Nach E. wollte Plato zeichnen einen Akademiker mit 'verfrühter, auf mangelhafter dialektischer Vorübung beruhender, sich nach außen wendender Lehrtätigkeit', der die 'Stelle, welche er bekleidete, kompromittierte', der zu Aristoteles im Verhältnis des Lehrers zum Schüler stehe, und infolgedessen für seinen Irrtum noch in höherem Grade verantwortlich sei als jener, mit dem er ja gemeinsam, wenn auch nach verschiedener Richtung, geirrt habe; einen Akademiker, der von Plato in einer Weise 'abgekanzelt' werde, die geradezu 'taktlos' wäre, wenn sie den eigenen Lehrer treffen sollte. Angenommen nun, daß Plato Veranlassung hatte, Speusipp in dieser Weise zu behandeln, wie E. aus dem P. herausliest, was nötigte ihn, den Namen des Sokrates für den Gemaßregelten zu wählen, der den Lesern aller anderen Dialoge als das philosophische Ideal Platos bekannt war? E. glaubt, weil Speusipp Plato vertreten habe, dieser aber in der Akademie mit den Namen des Sokrates bezeichnet wurde, lasse sich Speusipp unter der Maske des Sokrates mit Händen greifen. Nun ist aber sogar dieses einzige Argument nicht stichhaltig. Denn daß Plato nicht nur in seinen Dialogen, sondern auch in seiner Schule Sokrates geheißen habe, will E. aus Aristoteles Polit. II 6 folgern. Er meint offenbar die Stelle S. 1265 A 11 f. *τὸ μὲν οὖν περιττὸν ἔχουσι πάντες οἱ τοῦ Σωκράτους λόγοι καὶ τὸ κομψὸν καὶ τὸ καινοτόμον καὶ ζητητικόν*, an der Aristoteles den in Platos Gesetzen auftretenden Fremden Sokrates nennt, während nach E. vermutlich Plato selbst sich damit gemeint habe. Allein schon F. Susemihl (Platon. Philos. II 667 f. und Aristoteles Politik II S. 56 Anm. 199) hat gezeigt, daß der athenische Fremde weder Plato noch Sokrates sei, sondern die Personifikation eines Ideals. Auf jeden Fall ist die Identifikation mit Plato, an die wohl zuerst Böckh gedacht hat, so unsicher, daß es ein methodischer Fehlgriff wäre, auf ihr weiterzubauen. Die richtige Begründung der dreimaligen Wiedererzählung aber hat nach meiner Ansicht Räder richtig in dem Streben Platos gesehen, Leser, die möglicherweise an der Tatsächlichkeit der Zusammenkunft zweifeln mochten, zu beruhigen. — Ich füge noch hinzu, daß eine Hypothese wie die E.s naturgemäß in ihrer Anwendbarkeit auf den philosophischen Gehalt des Dialoges zu prüfen gewesen wäre, was in der vorliegenden Arbeit nicht geschehen ist. Es zeigt sich dabei, daß der Gegensatz Speusipp-Aristoteles durchaus nicht das erschöpft, was der Gegensatz Sokrates-Stagirit in Dialog bedeutet.

24) **E. Prüm, Der Phaidon über Wesen und Bestimmung des Menschen.** Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 21, S. 30—49. 1907.

Nach eingehender Analyse des umstrittenen Gedankenganges und der Beweise des Phaedo erklärt P., ihm scheine 'die ganze

Beweisreihe im großen ganzen eine Auseinandersetzung der bereits feststehenden (wie weit?) Ideenlehre mit dem auch vorher schon gehegten Glauben an die Unsterblichkeit der Seele . . . , ein Ausgleich zwischen philosophischem Denken und religiösem Erlebnis, ein ernster Versuch einer religionsphilosophischen Synthese' zu sein. Richtig fügt er, die symbolische Bedeutung des Mythus erklärend, hinzu, daß nach Meinung Platos auch das nur sehr unvollkommene Wissen um die außerirdischen Dinge, für das der Mythus die einzig mögliche Darstellungsform ist, vollständig zur Grundlage des sittlichen Lebens genüge.

25) A. Trendelenburg, Erläuterungen zu Platos Menexenus.[1] Programm des Friedrich-Gymnasiums zu Berlin 1905. Weidmannsche Buchhandlung. 30 S. 4.

Es wird der glückliche Versuch gemacht, die (übrigens schon durch Aristoteles genug bezeugte) Echtheit des Dialoges durch den Nachweis zu verteidigen, der den Hauptgegenstand des Werkchens bildende Epitaphios sei ein Pasquill, eine satirische Nachahmung rhetorischer Prunkstücke. Die Geißelhiebe aber sollen nicht weniger als dem Gorgias und seinen Nachahmern dem eitlen, von ererbten Ruhme ruhmlos zehrenden Athenervolke gelten, bei dem die alte, ehrwürdige Sitte der Lobreden bei den Leichenfeiern zu einer leeren Demonstration geworden sei, 'die mit den früheren nur noch das gemein hatte, daß sie wie ein Jahrmarkts-Schaustück eine Menge Einheimischer und Fremder anlockte. Sie war ein Tummelplatz geworden für eitle Redekünstler, denen es nicht sowohl auf den Inhalt als auf die Form, nicht sowohl auf Erhebung der Hörer als auf ein Prunken mit der eigenen Virtuosität ankam'. Den Anlaß zum M. habe also nicht eine einzelne Grabrede gegeben, sondern die ganze, nicht mehr passende Einrichtung staatlicher Grabreden.

26) J. Pavlu, Der pseudoplatonische Kleitophon. Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Znaim 1908/09. 20 S. 8.

Der Verf. teilt die meistvertretene Ansicht, daß das unter dem Namen Kleitophon überlieferte Dialogstück nicht Plato zum Verfasser haben könne. P. schließt dies daraus, daß man nicht annehmen könne, daß Plato selbst 'zwei seiner Werke — den Protagoras und die Politeia — in dieser Weise ausgebeutet haben konne'. Unter Ausbeutung versteht aber P. nicht Herübernahme ganzer Sätze aus Quellenschriften, sondern Reminiscenzen aus Lesefrüchten. Prot. 357 E *ὑμεῖς δὲ διὰ τὸ οἴεσθαι — ἰδίᾳ καὶ δημοσίᾳ* vergleicht er mit Kleit. 407 A *καὶ ἀγνοεῖτε — εἴπερ μαθητόν*; Prot. 312 A *Ἀλλ' ἄρα, ὦ Ἱππόκρατες — ἐλευθέρον πρέπει* mit Kleit. 407 B *οὐδὲ γ' ἔτι πρότερον — ταῦτ*

[1]) S. No. 50 a im Teil IV.

Digitized by Google

τῆς ἀμουσίας; Prot. 352 D *οἶσθα οὖν ὅτι — λέγουσιν οἱ ἄνθρωποι* mit Kleit. 407 D *ὑμεῖς δέ φατε — τῶν ἡδονῶν;* Polit. 336 B *καὶ οὕτως μοι — ζυμφέρον* mit Kleit. 409 B *οὗτος μὲν — λυσιτελοῦν;* Polit. 346 A *οὐκοῦν καὶ ὠφελίαν — ἔστω, ἔφη* mit Kleit. 409 C *ἀλλὰ πρὸς ὅτι ταῦτα — γίγνεσθαι;* Polit. 351 D *ἡ δὲ δικαιοσύνη* ff. mit Kleit. 409 D *ὅτι τι τοῦτ' εἴη-ὁμόνοιαν.* Werden die Kleitophonstellen zu Recht als entlehnt angenommen, so muß der Dialog nach jenen beiden Werken verfaßt sein, ja sogar nach dem pseudoplatonischen Alkibiades und den Anterasten, die von dem Verf. des Kl. gleichfalls benützt sein sollen. Die ausgesprochene Verachtung alles theoretischen Wissens und die beständige Betonung des praktischen Nutzens weise sogar auf die nacharistotelische Zeit. Die äußere Form des Werkchens könne die Vermutung zulassen, daß Männer aus der Schule des Aristoteles, die in dessen Manier schriftstellerten (vgl. die kurze dialogische Einleitung und den zusammenhangenden Vortrag), als Verfasser in Frage kämen. — Die Beweisführung ist an keiner Stelle zwingend, was auch nicht verlangt werden kann bei dem geringen Umfang des Materials. Allzu leicht aber findet sich P. mit dem Charakter des Schriftchens ab. Seine ganze Beweisführung gilt nur unter der Voraussetzung, daß der Kl. ein vollendeter Dialog sei, der das im Anfang aufgeworfene Problem, die Verteidigung der Kleitophon gegen die Beschuldigung, den Sokrates getadelt, den Thrasymachos gelobt zu haben, zu Ende bringe. Für mich dagegen besteht kein Zweifel an dem fragmentarischen Charakter des Ganzen. Wer wird einen *Σωκρατικὸς λόγος* haben schreiben wollen, in dem nur einer, Kleitophon, spricht, während Sokrates lediglich seine Zustimmung zu dem Thema gibt? Und einen Dialog von fünf Seiten! Beides war weder platonische noch 'aristotelische Manier'. 'Überdies ist jenes Thema wohl eher geeignet, um einen größeren Dialog einzuleiten (vgl. die Bemerkung H. Gomperz, Archiv f. Gesch. d. Philos. Bd. 18, S. 477) und dem eigentlichen, erst noch zu stellenden Thema vorzuarbeiten; denn als einziger Zweck einem philosophischen Gespräch zugrunde gelegt zu werden. Und sollte sich Sokrates nach der Ansicht des von P. angenommenen peripatetischen Verfassers mit den Schlußworten des Kleitophon zufrieden gegeben haben: *μὴ μὲν γὰρ προτετραμμένῳ σε ἀνθρώπῳ, ὦ Σωκρατες, ἄξιον εἶναι τοῦ παντὸς φήσω, προτετραμμένω δὲ σχεδὸν καὶ ἐμπόδιον τοῦ πρὸς τέλος ἀρετῆς ἐλθόντα εὐδαίμονα γενέσθαι?* Nimmt man aber den Dialog als Fragment, so erhalten jene Berührungspunkte mit zweifellos echten Werken eine ganz andere Bedeutung, und Gomperz' und Grotes Ansicht scheinen noch immer eingehender Berücksichtigung wert, daß der Kleitophon ein einleitender Versuch Platos zur Lösung des Problems im Staate sei. Es sei denn, daß dem Verfasser des Werkchens Unplatonisches in Ausdruck oder Gedanken nachgewiesen werden könnte, was bis jetzt nicht gelungen ist.

Digitized by Google

27) A. v. Kleemann, Platon und Prodikos. Sonderabdruck aus Wiener Eranos. Wien 1909, A. Hölder. 17 S. 8.

Dreierlei sucht v. K. zu beweisen. I. Im Protagoras wird bekanntlich der Sophist dieses Namens mit Sisyphus, dem vergeblich sich mühenden, Hippias, der stets bereit ist, jeder Frage Rede und Antwort zu stehen, mit Herakles verglichen, der den stets gespannten Bogen in Händen hält, indes ihn die Toten mit lautem Geschrei umdrängen; Prodikos schließlich mit Tantalus. Welcker meinte, das tertium comparationis sei der schmerzensreiche Zustand, in dem sich beide befinden; möglich auch, daß der kranke Prodikos am Tische des reichen Kallias Tantalusqualen ausgestanden und überhaupt infolge seines leidenden Zustandes auf jeden Lebensgenuß habe verzichten müssen. Dagegen behauptet v. K. mit Recht, allen drei Vergleichen liege das Bestreben zugrunde, die geistige Beschaffenheit, die philosophischen Fähigkeiten der drei großen Sophisten zu charakterisieren; und der letzte Vergleich wolle Prodikos als einen Denker hinstellen, der erfolglos nach Dingen greife, die den haschenden Händen doch noch im letzten Moment entgehen: Prodikos zerrönnen seine Erkenntnisse unter den Händen, so oft er sie gefunden zu haben glaube. Und das könne nicht anders sein bei der fruchtlosen Art, wie er mit der Synonymik spiele, die neben der zielbewußten begrifflichen Untersuchung des Sokrates wie eine Karikatur wirke. Daß hiermit Platos Absicht in der Tat getroffen ist, ergibt sich durch genaue Betrachtung des Verhältnisses Platos zu Prodikos, soweit wir es sonst kennen. 'Insofern Prodikos durch seine Forderung nach Definitionen und genauer Unterscheidung der Worte ein Gesinnungsgenosse des Sokrates ist, gibt ihm Plato vor allen anderen Sophisten von Ruf unbedingt den Vorzug. Da aber Prodikos . . . Mühe, Zeit und Geist darauf verschwendete, seine vielverheißende Synonymik zu einer läppischen Spielerei ausarten zu lassen, behandelt ihn Plato wiederum mit einer spöttischen Höflichkeit und mitleidigen Ironie, wie er sie z. B. Protagoras oder Gorgias gegenüber niemals angewendet hat'. — II. v. K. verfolgt im Meno, Euthydem und Theaetet, wie allmählich die Geringschätzung des Prodikos über die einstige Anerkennung das Übergewicht erlangte. — III. Die Frage, ob alles, was Plato von Prodikos erwähnt, wörtlich zu nehmen sei oder überhaupt bezw. zum Teil auf einen anderen ziele, beantwortet v. K. dahin: alles Mitgeteilte gelte buchstäblich von dem Onomatologen Prodikos, zugleich aber vielfach auch von dem Onomatologen Antisthenes. Diese Ansicht sucht der Verf. im engen Anschluß an Joel zu beweisen. In allen Fragen dieser Art kann man über Einzelheiten nicht streiten, sondern nur Standpunkt gegen Standpunkt setzen. Ich bin (mit Ritter und vielen anderen) der Überzeugung, daß es nach dem Zustand unseres Quellenmaterials a priori ausgeschlossen ist, die Masken unter den Helden der platonischen Dialoge zu entlarven.

Digitized by Google

Gleichzeitig aber erkenne ich mit Joel und v. K. an, daß Plato gar keine Möglichkeit hatte, die eigenen Gegner anders auftreten zu lassen, als in den Masken von Zeitgenossen des Sokrates, in dessen Maske er seine eigenen Gedanken verkündete.

28) O. Apelt, Platos Humor. Neue Jahrbücher f. d. kl. Altertum usw. 1907, Abt I. Bd. XIX, S. 247—266.

Diese Arbeit ist weniger psychologisch als philologisch. Es kommt A. hier offenbar nicht sowohl darauf an, das Wesen des platonischen Humors genau zu bestimmen als vielmehr an gewissen Stellen der Werke Platos nachzuweisen, daß die falsche Interpretation ihren Grund in dem Übersehen des humorvollen Charakters hat, der den Stellen eigen ist. Ich hebe von diesen Stellen die wichtigsten hervor. Timaeus 40 D f., wo man Plato zu einem still ergebenen Gläubigen hat machen wollen, sieht A. sprudelnden Humor über den kindlichen Stolz, mit dem die Griechen ihr eigenes Leben in Verbindung zu der Göttervorzeit brachten: 'Unmöglich ist es, den Sprößlingen der Götter den Glauben zu versagen, wenn sie auch ohne wahrscheinliche oder zwingende Beweisgründe sprechen, sondern als solchen, welche Familienverhältnisse mitzuteilen behaupten, müssen wir ihnen, dem Herkommen folgend, Vertrauen schenken'. — In den Gesetzen 865 D und 927 A redet Plato 'einem ziemlich massiven Volksaberglauben herzhaft das Wort' aus Staatsraison: durch den unschuldigen Aberglauben solle die verbrecherische Neigung eingedämmt werden. Auch den Mythus verwende P. in einem Gebiet, wo zwischen Scherz und Ernst eine heitere Mitte gehalten werde. Im Kronosmythus des Politikus 268 D — 271 C diene dem Grundgedanken ('Wir dürfen nicht wie die glücklichen Insassen eines erdichteten Schlaraffenlandes unser Glück ohne unser Zutun von oben erwarten, sondern müssen uns selbst es schaffen, soweit es uns eben gelingen will') das groteske astronomische Bild von dem zeitweiligen Wechsel im Umlauf des Weltalls zu großartiger Veranschaulichung; aber das kosmische Gemälde sei nichts als Persiflage. Das Vernunftwidrige des Schlaraffenzeitalters werde durch die ironische Zumutung an die menschliche Vernunft verdeutlicht, sich mit einem Male die ewige Ordnung im Laufe der Gestirne in ihr Gegenteil abgewandelt zu denken. — Zu entsprechender Deutung des nämlichen Mythus in den Gesetzen sollen die Worte 713 E λέγει δὴ καὶ νῦν οὗτος ὁ λόγος usw. Veranlassung geben. — Auch die böse Weltseele der Gesetze nimmt A. nicht ernst. 'Es ist nicht Platos, sondern seiner Ausleger Schuld, wenn manche derselben ihn dahin mißverstehen konnten, daß sie ihn an den Teufelsspuk glauben ließen. Plato hat für den, der sehen will, hinreichend dafür gesorgt, diesem Irrtum vorzubeugen. Er macht nur ganz ironisch für den Augenblick die Annahme, die er ja garnicht im eigenen Namen vorbringt, sondern im Namen

seiner Mitunterredner, denen er sie seinerseits in den Mund legt, um sie alsbald auf das kräftigste zu widerlegen'. — Die Worte *διακριβολογουμένους τοῦ ὄντος πέρι* der viel umstrittenen Stelle des Sophistes 245 E übersetzt A.: 'diejenigen, die ganz genau Auskunft zu geben wissen über das Seiende' und meint: 'Nun erkennt auch der Blinde, worauf Plato hinaus will. Er will diese Jonier (Heraklit), Sikelioten (Empedokles) und Eleaten als solche bezeichnen, die sich anstellten, als ob sie bei der Schöpfung selbst zugesehen hätten'. — Besonders aufschlußreich ist A.s Deutung des Parmenides, dessen Hauptteil er als reines dialektisches Übungsstück faßt, dessen einleitender Teil aber nicht mancher Züge neckischer Schalkhaftigkeit entbehre. Den Schlüssel zum Verständnis des Werkes sieht er in den Worten des Zeno 128 B—C. Zeno ist, wie A. mit Recht hervorhebt, nur eingeführt, 'um Andeutungen über Bedeutung und Zweck des platonischen Dialoges selbst, vor allem aber des zweiten Teiles zu geben, der ja mutatis mutandis in der Tat nichts anderes ist als eine eigenartige Nachahmung des zenonischen Verfahrens . . . Auf jeden Fall behaupte ich, daß diejenigen in einer großen Selbsttäuschung befangen sind, die in dem zweiten Teil des Parmenides tiefere metaphysische Geheimnisse suchen'.

29) R. Adam, Über die platonischen Briefe. Arch. f. Gesch d. Philos. Bd. 23, S. 29—52. 1909.

Ich beschränke mich auf diejenigen Darlegungen A.s, die er zugunsten des für echt erklärten siebenten Briefes gibt, da diese den wesentlichen Inhalt der Abhandlung bilden. Es ist erstaunlich zu sehen, mit viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn gerade die Debatte um diesen Brief heutzutage von den Verteidigern seiner Echtheit geführt wird und wie wenig Überzeugendes dabei herauskommt. Das gilt auch von der vorliegenden Arbeit A.s. Vgl. hierzu meinen JB. 1909 S. 359 f. über A.s Programm 'Die Echtheit der platonischen Briefe' Berl. 1906, als dessen Ergänzung die vorliegende Arbeit anzusehen ist. Das erste neue Argument für den Brief ist: 'Vor allen Dingen spricht für ihn, daß er nicht nur von Cicero und Plutarch, sondern auch von Sallust als platonisches Gut benutzt worden ist'. Die (nicht sichere) Anlehnung in Sallusts B. J. Kap. III: Iam vi quidem regere — extremae dementiae est an ep. VII 331 C D *πατέρα δὲ ἢ μητέρα . . . γίγνεσθαι την ἀρίστην* zugegeben, so wird doch wohl Sallust kein besseres Urteil über die Echtheit platonischer Briefe gehabt haben als wir. Zweitens findet A. in den Worten des Aristoxenos, die dieser in Bezug auf Platos 3. Reise macht: *ἐν γὰρ τῇ πλάνῃ καὶ τῇ ἀποδημίᾳ ἐπανίστασθαι καὶ ἀντοικοδομεῖν αὐτῷ τινας περίπατον ξένους ὄντας* (Euseb. Praep. ev. 15. 2 vgl. mit Aristoteles II S. 324 Dind.) 'die älteste Spur einer Kenntnis des 7. Briefes': 'der Ausdruck *πλάνη*, der hier unklar ist, läst sich nur durch

die Beziehung auf eine Äußerung Platos oder eines anderen bekannten Schriftstellers rechtfertigen (?). In unserem Briefe nun sind Platos Reisen mit den Irrfahrten des Odysseus (S. 345 E) verglichen. Plato lehnt nach seinem Zeugnis die Beteiligung an der sizilischen Expedition seines Freundes Dion ab: μεμισηκὼς τὴν περὶ Σικελίαν πλάνην καὶ ἀτυχίαν'. Selbst dies zugegeben, so bezweifelt ja niemand, daß man im Altertum den 7. Brief für platonisch gehalten hat. Mit Recht wendet sich A. alsdann gegen Karstens übertriebene Angriffe auf den Brief, die den Stil, den historischen Inhalt, die Lehre und Entlehnungen aus platonischen Schriften angehen. A. zeigt (wie schon Bertheau; vgl. JB. 1909 S. 360 ff.), zu wieviel Irrtümern Voreingenommenheit gegen den Brief führen kann. Was aber z. B. den Stil anlangt, so werde ich durch A. nur noch in der Überzeugung bestärkt, daß der Briefschreiber großen Fleiß darauf verwendet hat, dem alten Plato sowohl in einzelnen Ausdrücken als im Gesamtcharakter des Stils zu folgen; was für einen geschickten Nachahmer des Altertums von vornherein selbstverständlich ist. Was ferner die sog. Entlehnungen angeht, so darf man gewiß nicht mit Karsten jede Parallelstelle ohne weiteres für eine Nachahmung ausgeben, aber auch A. hat kein Kriterium dafür, welche Parallelstellen für die Echtheit und welche gegen sie sprechen. Die schlechte Komposition der Epistel räumt auch A. ein, sucht aber diese 'Stillosigkeit' mit solchen in den Gesetzen, in Gorgias, Phaedrus und Menexenus zu vergleichen und dadurch auch für Plato nicht als unwahrscheinlich zu erweisen. Aber A.s Tadel an diesen Dialogen trifft in Wahrheit ganz andere Punkte. Wenn er im Phaedrus zwischen erster und zweiter Hälfte ein Mißverhältnis annimmt und die satirische Einleitung in Menexenus nicht zu begreifen sei, so sind das Differenzen in Platos und A.s Anforderungen an die Komposition eines Dialoges, die nichts damit zu tun haben, daß in ep. VII 'diejenigen Partien, die sich unmittelbar auf das Thema beziehen, von endlosen Abschweifungen überwuchert werden'. Der letzte gegen die Athetierung des Briefes polemische Abschnitt A.s behandelt das im Briefe zu Tage tretende Urteil über die philosophische Schriftstellerei. Mit aller Schärfe betont A.: Wer der platonischen Philosophie einen rein kritischen Charakter gibt, muß den ganzen Brief verwerfen; denn Plato erscheint in ihm als Besitzer wertvoller Wahrheiten, also als Dogmatiker. Dem Aristoteles aber sei in diesem Punkte mehr zu vertrauen als Natorp. Hiermit ist der eigentliche Angelpunkt der Frage deutlich und richtig formuliert: Wer dem von Plato wiederholt unzweideutig ausgesprochenen Satz, wer etwas Richtiges gefunden habe, solle es auch mitteilen, der ebenso platonisch wie sokratisch ist, zum Trotz sich den Philosophen im Besitz allerletzter Erkenntnisse über das höchste Gute denken kann, die er nur bevorzugten Schülern vortrug, für den hat der Brief nichts Anstößiges. Wer dagegen nicht

Digitized by Google

imstande ist, an die Geheimtuerei zu glauben, der muß ihn verwerfen. — Die Folgerung, die A. aus ep. VII 326 A., verglichen mit Rep. 473 D und Leg. 712 A., zieht, daß nämlich Plato im 7. Briefe auf die Erstausgabe des Staates anspiele, und den weiteren Versuch, die Abfassung dieser Erstausgabe mit der ägyptischen Reise Platos zusammenzubringen, ja Chronologie und Inhalt dieser Urpoliteia festzulegen, entbehren vollends gesicherter Grundlagen.

Zu den in Abt. I des vorigen und des diesjährigen JB. verzeichneten Arbeiten füge ich folgende Titel von Büchern und Abhandlungen hinzu, deren Besprechung ich voraussichtlich nicht mehr nachholen kann, während ich hoffe, über einige andere, in die behandelte Zeitspanne (1904—1910) fallenden Erscheinungen noch im nächsten JB. referieren zu können.

K. Joel, Die Sokratische Periode und der Phaedrus. In den Abh. für M. Heinze.

Aal, Sokrates Gegner oder Anhänger der Sophistik? Ebenda.

Jurenka, Des Simonides Siegeslied auf Skopas in Platos Protagoras. Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1906 S. 865—875.

Bautu, L'éducation d'après Platon. Paris 1907, Alcan.

Piat, Plato.

Werner, Aristote et l'idéalisme platonicien. Paris, Alcan.

Hartmann, Platos Logik des Seins. Gießen 1909, Töpelmann.

III. Ausgaben, Übersetzungen, Kommentare,

30) Platons ausgewählte Schriften, für den Schulgebrauch erklärt von Chr. Cron. Zweiter Teil: Gorgias. Fünfte Auflage, neu bearbeitet von W. Nestle. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. VI u. 194 S. 8.

Die Neuausgabe des Gorgias bringt den Ertrag der Forschung der letzten 24 Jahre, sie unterscheidet sich von der vierten Auflage Crons derart, daß im Kommentar nur wenige Anmerkungen unverändert geblieben sind. Die Verweisungen auf die Krügersche Grammatik sind fortgefallen und zum Glück auch nicht durch solche auf ein anderes Lehrbuch ersetzt, sondern sie bringen selbst das sprachliche Material, dessen es zum Verständnis des Textes bedarf. Inhaltlich ziehen sie nicht nur andere Stellen platonischer Schriften heran, sondern auch die Zitate aus den Resten der sophistischen Literatur, der zeitgenössischen Rhetorik, aus der dramatischen Literatur, ja auch aus der nachahmenden römischen. Hervorheben darf man die Hinweise auf einige Stellen des Anonymus Jamblichi, 'der in der Zurückweisung einer Herrenmoral und eines Übermenschentums von der Art des Kallikles Plato vorgearbeitet

Digitized by Google

hat'. Zu dem 'Anhang', der die etwa 50 textlichen Abweichungen von der vierten Auflage verzeichnet und zum Teil genau begründet, bemerke ich nur, daß sich N. in diesen Änderungen vornehmlich an Burnet anschließt, der vor allem den Vindobonensis F berücksichtigt.

Daß der verdienstvolle Übersetzer der Vorsokratiker der geeignete Bearbeiter des platonischen Gorgias war, zeigt diese zuverlässige und gelehrte Ausgabe auf jeder Seite, und nicht zuletzt in der ausführlichen Einleitung, der ein 68 Nummern umfassendes Literatur-Verzeichnis über die die Einleitung betreffenden Fragen beigegeben ist. Die Einleitung unterrichtet zuerst über die drei Hauptunterschiede zwischen Philosophie und Sophistik, nach Gegenstand, Methode und Zweck. Bei dieser Gelegenheit spricht sich N. gegen die Echtheit von Heraklit fr. 35 (Diels) aus, das im Falle der Echtheit bekanntlich für die dunkle Frage des Ursprungs der Benennung *φιλόσοφος* von größter Wichtigkeit wäre. Ferner gibt er eine ausführliche Darstellung der gorgianischen Lehre und Wirksamkeit und druckt aus den (von N. für echt gehaltenen) Schriften des Sophisten größere Teile des *Ἐπιτάφιος*, des *Ἑλένης ἐγκώμιον* (§ 6—14, während Diels nur § 13 und 14 mitteilt), der Schrift *Ὑπὲρ Παλαμήδους ἀπολογία* und kleinere aus dem *Ὀλυμπικός*, der *Τέχνη* und aus einer der unbekannten Schriften (Diels 23) ab. Nachdem N. dann eine genaue Gliederung des von ihm mit einem griechischen, auf mehrstufigen Unterbau sich erhebenden Tempel verglichenen Dialoges gegeben hat, gibt er ihm in Platos philosophischer Entwicklung etwa die neunte Stelle. Das am meisten Abweichende von den jetzt gewöhnlichen Ansetzungen beruht darauf, daß er den Dialog nach dem Menon und Phädrus entstanden denkt, das erste mit gewichtigen Gründen: wegen der schärferen Fassung des Begriffs des Guten (Meno 87 E, 88 A mit Georg. 467 E vergl.) und der Verurteilung der Staatsmänner; das zweite wegen der völligen Verwerfung der Rhetorik, während Plato im Phaidros 'noch den Versuch gemacht hatte, sie auf eine philosophische Grundlage zu stellen.'.

31) Platons ausgewählte Schriften, für den Schulgebrauch erklärt von Hug. Fünfter Teil: Symposion. Dritte Auflage, besorgt von H. Schöne. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. LV u. 176 S. 8.

Wie weit Burnets kritische Gesamtausgabe, die meines Erachtens in Deutschland über Verdienst gelobt worden ist und sich mehr durch Eleganz und praktische Form als durch zuverlässigen Text auszeichnet, davon entfernt ist, ein deutliches Bild der Hss. zu geben, zeigt die Sch.sche Neubearbeitung der ehemals Hugschen Ausgabe des Gastmahls. Erst jetzt, nach der neuen von Sch. vorgenommenen Kollation hat man einen Eindruck von dem Vindobonensis 54 (Burnet: W), welcher Eindruck an wichtigen Stellen, an denen B. die Lesart dieser Hs. gar nicht angibt, von dem

Digitized by Google

alten abweicht. Die Neuerung, daß Sch. die Lesarten der wichtigsten Quellen [der Hss. B, T, W und des Oxyrhynchus Papyrus 843 (P)] als durchlaufende adnotatio critica zwischen Text und Anmerkungen eingefügt hat, empfiehlt sich für sämtliche Bände dieser Sammlung. Die durch ein lexikalisches und ein grammatisches Register vermehrte Neuauflage weist im Kommentar mehr Streichungen als Ergänzungen auf und entnimmt in den inhaltlichen Erklärungen naturgemäß den neuesten englischen Kommentaren, die ja besonders im Gastmahl und im Staat alle anderen erläuternden Werke hinter sich lassen, manches Gute. Die reiche, 55 S. lange Einleitung gibt außer der Gliederung des Dialoges und seiner Chronologie, in denen sich gewöhnlich die Einführungen erschöpfen, noch wichtige Exkurse über die Geschichte der Symposionliteratur und die Kunst des platonischen Gastmahls. Aus dieser möchte ich zweierlei als besonders wichtig hervorheben. Erstens das Kapitel über die diegematische Kunstform des Symposions. Von der antiken Scheidung zwischen *διάλογοι δραματικοί, διηγηματικοί, μεικτοί* aus betrachtet weisen die diegematische und die gemischte Kunstform vor der rein dramatischen wesentliche Vorteile und technische Erleichterungen auf, besonders für die Charakteristik einzelner Personen. Platos Dialoge sind bestimmt, durchs Ohr, nicht durchs Auge aufgenommen zu werden und sollen in einer Weise vorgetragen werden, wie Herder sie nach Goethes Schilderung beim Vicar of Wakefield anwendete: als wenn nichts gegenwärtig, sondern alles nur historisch wäre. 'Gerade diese Möglichkeit, bei der richtigen Rezitation von Dichtungen der diegematischen und der gemischten Form einen gleichmäßigen, einheitlichen Ton von Anfang bis zum Ende festzuhalten hebt auch der platonische Sokrates als einen Vorzug hervor: *σμικρὰς τὰς μεταβολὰς ἔχει, καὶ ἐάν τις ἀποδιδῷ πρέπουσαν ἁρμονίαν καὶ ῥυθμὸν τῇ λέξει, ὀλίγου πρὸς τὴν αὐτὴν* (in gleicher Tonhöhe) *γίγνεται λέγειν τῷ ὀρθῶς λέγοντι καὶ ἐν μιᾷ ἁρμονίᾳ — σμικραὶ γὰρ αἱ μεταβολαί — καὶ δὲ ἐν ῥυθμῷ ὡσαύτως παραπλησίῳ τινί.* Mithin muß Plato gewünscht haben daß der Vorleser seiner Dialoge', wie Fr. Schlegel sich ausdrückt, 'nie von seinem Gegenstande hingerissen scheine, sondern die stille Superiorität des Verfassers selbst behaupte, die über seinem Werke ist'. Es ist außer Zweifel, daß man sich durch solche Betrachtungsweise am ehesten einem innerlichen Verständnis für die Kunstform des Symposions nähert: die Fiktion der Wiedererzählung übt die ausgleichende Wirkung auf das Ganze aus; und 'die Lösung des Rätsels, wie das scheinbar Unvereinbare dennoch vereint werden kann, zeigt das Symposion' (S. XXVIII). Das zweite ist die Beurteilung der philosophischen Bedeutung des Symposions. Es wird (S. XIII) mit vollem Recht hervorgehoben, daß, obgleich der Eros in den Kreisen des Sokrates und seiner Schüler ein oft behandelter Gegenstand war, der auch das Interesse eines größeren

Digitized by Google

selbst nicht philosophisch denkenden Publikums gewonnen hatte, doch erst Plato dieses Problem mit der ganzen Energie seines philosophischen Denkens ergriffen habe. 'Insbesondere hat auf die Aufgestaltung seiner Idee vom Eros, wie sie in reifster Form im Symposion vorliegt, auf jene innige Beziehung, in welche er ihn mit der Philosophie setzt, offenbar Einfluß geübt die praktische Erotik des Sokrates, und indem Platon dem innersten Wesen dieser eigentümlichen Seite der sokratischen Wirksamkeit nachging, gelangte er zu den Resultaten, wie sie im Symposion vorliegen', und in erster Linie in der Rede des Sokrates, von der S. XLIV eine meisterhafte Deduktion gegeben wird, die in der platonischen Auffassung der sokratischen Erotik gipfelt und die Synthese herstellt, die in der Tat Erotik und Philosophie nach Plato verbindet. Es gibt für ihn keinen rein theoretischen Trieb zur Erkenntnis (wie für Aristoteles), der sich auf sich selbst beschränken würde. Wer die Wahrheit sucht, erprobt sie im Gespräch mit anderen, und wer sie gefunden hat, zeugt sie in empfänglichen Seelen. Philosophie und Erotik stehen in einem reziproken Verhältnis.

32) **Platons ausgewählte Schriften**, für den Schulgebrauch erklärt. Sechster Teil: **Phaedon**. Erklärt von **M. Wohlrab**. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. VI u. 166 S. 8.

Die neue Ausgabe dieses bewährten Kommentars ist eine neue Leistung W.s; so wesentlich sind die Verbesserungen gegenüber der dritten. Textlich ist die Überschätzung des Bodleianus B (der Burnetschen Benennung. Die Platohss. haben fast so viele Sigelbezeichnungen erfahren wie es Ausgaben gibt) mit seinen 'treuesten Begleitern' Tubingensis C und Venetus D, von der auch W. nicht frei war, aufgegeben. Im kritischen Anhang S. 166 Z. 10 fehlt die Bezeichnung der herangezogenen Parallelstelle. Soll es 97 E 1 sein? Was die Einleitung betrifft, so ist vom Inhalt des Phaedon wesentlich nur das berücksichtigt, was Bertazzi die causa occasionalis angeht, so daß ich zweifle, daß W. dem ganzen Ertrag des Phaedon gerecht geworden ist. Zwar nimmt auch W. diesen Dialog mit vollem Recht aus dem Zusammenhang mit der Apologie und dem Kriton heraus und setzt ihn nach Menon, Gorgias, Politikus, Symposion, Phaedrus an, kommt aber zu dieser Fixierung nur auf Grund der Formen, die in diesen Schriften die Unsterblichkeitslehre einnimmt. Der causa finalis aber kommt man näher, wenn man den Phaedon nur nach den Beziehungen zu dem ersten und den beiden letzten der genannten Dialoge betrachtet. Und geht man diesen Beziehungen nach, so kann man nicht mehr mit W. nur im Unsterblichkeitsproblem das vorliegende Thema sehen und die Ideenlehre nur stellenweise heranziehen, sondern die Ideenlehre offenbart sich als zweites, selbständiges Thema neben dem ersten, und es würde dann mehr über ihre im Phaedon auf-

Digitized by Google

tretende Form zu sagen gewesen als in dem kurzen vierten Abschnitt des Kap. VI S. 22 f. geschehen ist. Als besonders nachahmenswert möchte ich noch Kap. IV der Einleitung erwähnen, das die im Phaedo erwähnten Lehren anderer, besonders der Philosophen über den gleichen Gegenstand vermerkt und erläutert.

33) A. von Bamberg, Platons Laches und Euthyphron, zum Gebrauch für Schüler herausgegeben. Bielefeld und Leipzig 1903, Velhagen und Klasing. VI u. 86 u. 32 S. 8.

Diese vorbildliche Ausgabe erfüllt alle Forderungen, die man an eine Schulausgabe stellen kann, und zeigt in jeder Beziehung pädagogische Routine und philologische Korrektheit. Jeder Seite ist die Zählung nach Stephanus beigegeben; Platos Zitate werden sofort am Rande des Textes (neben diesen gehören sie, nicht in den Kommentar!) bezeichnet; die Eigennamen werden mit Seiten- und Zeilenzahl verzeichnet. Der Text enthält in sich für den aufmerksamen Leser bereits die Gliederung des Inhaltes, die durch reichliche und wohlüberlegte Verwendung typographischer Mittel angedeutet ist. Das Vorwort enthält eine kurze Rechtfertigung, diese beiden (auch meiner Meinung nach besonders für die Schule geeigneten) Dialoge in den Kanon der Platolektüre aufzunehmen, mit den wichtigsten Verweisungen über die pädagogische Literatur. Der (separat erschienene) Kommentar kommt dem doppelten Bedürfnis der sprachlichen und sachlichen Erklärung einerseits und der Inhaltsdisposition andererseits praktisch in der Weise entgegen, daß die Gliederung des Gespräches nach Teilen, Abteilungen und Unterabteilungen in Überschriften zu den kommentierten Stücken gegeben ist. Die acht Seiten lange Einleitung, die um in Plato überhaupt und die speziellen Fragen der beiden Dialoge einzuführen, nur das Allernötigste bringt, dies aber in prägnanten, von festen Überzeugungen geleiteten Sätzen, vermerkt diejenigen Zeugnisse für Platos Epoche, Leben und Lehre genau, die innerhalb der Schullektüre fallen (Memorab., Anab., Thukyd., Apol., Krito, Phaedo); wiederum eine nachahmenswürdige Maßnahme, die dem Schüler Gelegenheit gibt, wenigstens Einzelheiten der Vita an den Quellen nachzulesen. S. XIV wird angegeben, wie nach v. B.s Ansicht trotz des negativen Ergebnisses der Gespräche mit geringen Ergänzungen haltbare Bestimmungen abzuleiten seien. Für den Laches: als das Wesen der *ἀνδρεία* als einer Art der *ἀρετή* ergibt sich eine auf sittlicher Einsicht beruhende Beharrlichkeit (*καρτερία*); für den Euthyphron: als das Wesen der Frömmigkeit diejenige Art des *δίκαιον* im weiteren Sinne, die sich bewußt in den Dienst der Götter stellt, um ihnen zur Herstellung des Guten behülflich zu sein. Über diesen letzten Punkt hat seit Erscheinen der v. B.schen Ausgabe besonders

Digitized by Google

Schneiders Aufsatz 'Der Begriff der Frömmigkeit in Platos Euthyphron und Lessings Nathan', Lehrgänge und Lehrproben, 83 S. 1 ff. neue und feine Aufschlüsse gebracht. — Die auf die vorliegende Ausgabe verwendete Arbeit ist, soviel ich weiß, die letzte gewesen, die v. Bamberg seinem geliebten Plato hat widmen können. Wer sich über das Lebenswerk des dahingeschiedenen Mannes orientieren will, sei auf das diesjährige Programm des Gymnasium Ernestinum in Gotha verwiesen, das einen schönen Nekrolog von Ehwald auf den Verstorbenen enthält.

34) B. Grimmelt, Platos Apologie und Krito nebst Abschnitten aus Phaedo, Symposion, Staat, für den Schulgebrauch herausgegeben. Münster i. W. 1907, Aschendorff. 160 S. 8.

Das geschmackvoll ausgestattete und vorzüglich gedruckte Bändchen enthält außer Apologie und Krito Phaedo Kap. 1—13, 64—67; Symposion Kap. 30—39; Staat II 17—21, III 1—5, 13—17. In der 35 Seiten langen Einleitung unternimmt G. die nicht leichte Aufgabe, außer der vorsokratischen Naturphilosophie, der Sophistik und der Sokratik die Lehre Platos (im Anschluß an sein Leben und seine Schriften) zu skizzieren, soweit sie der noch nicht vorgebildete Leser dieser Ausgabe braucht. Es ist eine undankbare Sache, innerhalb einer so gestellten Aufgabe nach Vollständigkeit zu streben; so ist auch in diesem Falle nur eine Summe untereinander verbundener Einzelheiten herausgekommen, nicht aber eine Ableitung, eine Rekonstruktion aus den letzten Prämissen. G. gründet seine Darstellung der platonischen Lehre auf den Unterschied zwischen Wahrnehmen und Wissen. Wer mit dieser Unterscheidung beginnt, spart sich die erste Hälfte der ganzen Aufgabe, und zwar die wichtigere. Diese Unterscheidung schwebt für einen Anfänger in der Luft, weil er nicht versteht, daß sie notwendig ist. Sie muß also erst abgeleitet werden, entweder aus den immanenten Voraussetzungen der platonischen Lehre oder aus den historischen Voraussetzungen der vorplatonischen Philosophie. Ich habe von dieser ganzen Einleitung wie von den meisten Versuchen der Art in Schulausgaben den Eindruck, daß sie eher ein Repetitorium als eine Einführung ist. So sehr ich daher auch mit G. übereinstimme in der Forderung, die einleitende Übersicht sei 'in ein System zu bringen, das die Darstellung des Wandels und Wechsels in den Ansichten des Denkers ausschließt', so rate ich doch, entweder in dieser 'Übersicht' statt der Resultate oder vor ihnen die Voraussetzungen zu geben, die für propädeutische Zwecke ungleich wichtiger sind als jene, oder aber sich auf spezielle Einführungen in diejenigen Schriften zu beschränken, deren Text folgt. Ich glaube, eine Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin würde den Wert dieser sehr empfehlenswerten und sorgfältig gearbeiteten Schulausgabe noch erhöhen. — G. sagt selbst, daß in seiner Ausgabe den Fragen

Digitized by Google

der höheren Kritik mehr Aufmerksamkeit geschenkt sei, als sonst in Schulausgaben der Fall zu sein pflege. Dies spricht sich sowohl gelegentlich in der Einleitung aus, z. B. in der berechtigten Abweisung der Schanzschen Hypothese, daß die Apologie eine freie Schöpfung Platos sei, als auch in dem sehr eingehenden, stellenweise zu ausgeführter Interpretation übergehenden Kommentar.

35) H. Petersen, Platons Apologie und Kriton nebst Abschnitten aus anderen Dialogen. Text und Anmerkungen. Zweite Auflage. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 113 u. 39 S. 8.

Dieser Ausgabe liegt ein sehr praktischer Gedanke zu grunde: als Einleitung nicht eine vom Herausgeber verfaßte Darstellung des Lebens und der Lehre des Sokrates zu geben, sondern eine Zusammenstellung derjenigen Materialien, auf denen sich jede derartige Darstellung aufbauen muß, nämlich Xenoph. Hell. I 7, 1—15, 34—35. Xen. Mem. I 2, 32—38. Plato Symp. 215 A—222 A. Aristoph. Wolken 92—104; 112—118; 218—225. Aristot. Metaphys. I 6; XII 4. Plato Phaedo 96 A—99 D. Plato Theaet. 150 B—151 D. Dann folgt der kritisch sehr sorgfältige Text (die Abweichungen von Burnet sind sämtlich angegeben) von Apologie und Kriton, der in der neuen Auflage größer und deutlicher gedruckt ist als in der alten. Es schließen sich 44 Seiten aus anderen Dialogen an: Phaedon 57 A—69 E; 114 D—118. Theaetet 172 C—177 C. Republ. 514 A—518 B. Menon 89 E—94 E. Phaedr. 274 C—277 A. Endlich bietet der Anhang noch aus Diogenes Laertius, Eupolis, Demosthenes, Xenophon, Aristophanes, Archilochus, Demokrit, Euripides, Plato kürzere und längere Texte, die bestimmte Stellen der beiden Dialoge zu illustrieren sehr geeignet sind. Die Anmerkungen, die nur die beiden vollständig abgedruckten Dialoge berücksichtigen, geben im wesentlichen nur Präparationshilfen, sachliche Erklärungen nur dann, wenn sie schon für die Vorbereitung nicht zu entbehren sind. — So erfüllt die Ausgabe in gleichem Maße zwei Ansprüche, noch neben dem eigentlichen Text reiches, geordnetes Material zu bieten und dennoch weder dem Gang noch dem Inhalt des Unterrichts irgendwie vorzugreifen.

36) W. Olsen, Platons Protagoras mit Einleitung und Kommentar für die Gymnasialprima herausgegeben. [Bd. V der Klassiker-Ausgaben der griechischen Philosophie.] Halle 1909, Buchhandlung des Waisenhauses. 166 S. 8.

Die Einleitung betrifft der Überschrift nach nur den Sophisten Protagoras, erzählt aber tatsächlich von der ganzen griechischen Philosophie bis auf Sokrates und noch von diesem selbst und zwar in einer mehr in die Breite als in die Tiefe gehenden Weise. Über das Wesen der Sophistik und die Tat des Sokrates erhält

man nur einen fast verschwommenen Eindruck, da O. sich für seinen Zweck scheut, die Probleme an ihrer wissenschaftlichen Seite zu fassen. Der sorgfältig ausgearbeitete Kommentar, der auf den Anfänger große Rücksicht nimmt, beabsichtigt vor allem sachliche Aufklärung über den Text und will die Verfolgung des Gedankengangs erleichtern. Dem wäre eine ausgeführte Disposition sehr zu statten gekommen.

37) F. Rösiger, Platons Apologie und Kriton nebst Abschnitten aus dem Phaidon und Symposion. Zweite Auflage. Leipzig 1909, B. G. Teubner. Text. IV u. 88 S. 8.

Die Ausgabe, deren zweiter, den Kommentar enthaltender Band noch nicht vorliegt, will 'im ganzen Platons künstlerisch geschaute und dargestellte Charakteristik des Sokrates' bieten durch die Apologie, den Kriton, vom Phaedon Kap. 1—3 und 63—67, vom Symposion Kap. 32, 33, 35—37. Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten durch Wegfall der Inhaltsbezeichnungen am Rande, durch Kürzung im Anhang, der eine Erklärung der Eigennamen gibt, und durch eine Textrevision mit Rücksicht auf die Oxforder Ausgabe von Burnet. Die Sorgfalt, mit der der Text gestaltet ist, und die sachgemäße Knappheit in der Erklärung der Eigennamen lassen auch auf einen brauchbaren Kommentar hoffen.

38) Ch. Waddington, Criton expliqué et traduit. Paris 1906, Hachette et Cie. 79 S. 8.

Nach einer 'méthode nouvelle' wird doppelter Text und doppelte Übersetzung geboten, links das Französische unter dem Griechischen, rechts neben ihm, jenes eine freie, dieses eine wörtliche Übersetzung. Zuliebe der wörtlichen Übersetzung wird sogar der rechte Text geändert. So gleich am Anfang: links *ὅπως ἠθέλησέ σοι ὁ τοῦ δεσμωτηρίου φύλαξ ὑπακοῦσαι*, rechts *ὅπως ὁ φύλαξ τοῦ δεσμωτηρίου ἠθέλησεν ὑπακοῦσαι σοι*. Ich vermute, daß für französische Studienzwecke diese Art Ausgaben, die schon nach vielen Dutzenden zählen, mehr Wert haben als für deutsche.

39) A. Horneffer, Platon. Der Staat. Leipzig 1908, Verlag von Dr. W. Klinkhardt. VIII u. 357 S. 8.

Indem ich mich zur Besprechung deutscher Plato-Übersetzungen wende, nenne ich zuerst Horneffers Staat, als erstes Glied einer — in Aussicht genommenen — langen Reihe von Verdeutschungen, die die ganze antike Kultur dem modernen Laien zugänglich machen sollen[1]). Welche Aussichten solches

[1]) 'Antike Kultur, Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache'. Herausgegeben von den Brüdern Horneffer.

Digitized by Google

Unternehmen in unseren Tagen hat, zu diskutieren, gehört nicht hierher; auch nicht, ob es ratsam war, mit dem Staat anzufangen, den ich keineswegs mit Horneffer weder 'für das schwierigste Werk der antiken Literatur' noch 'für das Grundbuch der griechischen Philosophie' noch für das 'der Philosophie überhaupt' halte: wollte man durchaus ein Werk mit diesen drei Attributen benennen, so wäre es allein die aristotelische Metaphysik, die es ertrüge. — Hier gilt es vielmehr, H.s Übersetzung isoliert als Leistung für Plato zu beurteilen. Und dieser Leistung zolle ich unbedenklich meine Anerkennung. Er ist nicht der 'Macht des Originals' erlegen, hat es vielmehr erreicht, den griechischen Gedanken, ja im weiteren Sinne der griechischen Form einen Ausdruck zu geben, der ausschließlich nach den Gesetzen der deutschen Sprache gebildet ist. Ich habe den Eindruck, daß dieses Ziel durch viel Arbeit erreicht ist und vielleicht der oft zunächst wörtlich übertragene Text erst nach mancherlei Versuchen wirkliches Deutsch geworden ist. So mögen dann nicht alle Härten entfernt worden und manches Einzelne stehen geblieben sein, was doch an die von H. bekämpften Übersetzungen erinnert, die 'nicht deutsch, nicht griechisch sind, die das Kunstwerk nicht enthüllen, sondern verhüllen'. So stehen in einem sonst wohlgelungenen und ohne Anstoß lesbaren Abschnitt S. 7 folgende Worte: 'Wenn ihn jemand fragte: Simonides, wann heißt eine Kunst Heilkunst? Wenn sie was gibt (als das, was sie schuldig ist und was sich gebührt)? Und wenn sie es wem gibt?' — Ohne Zweifel ein großer Fortschritt dem Schleiermacherschen Text gegenüber mit seinem unerträglichen: 'Die wem doch was schuldiges und gebührendes abgebende Kunst heißt Heilkunst?' Besser auch als Hieronymus Müllers: 'Was und an wen gibt das ihm Schuldige und Geziemende diejenige Kunst, welche Heilkunst heist?' Aber den Hauptfehler, den die beiden älteren Übersetzer gemacht haben, hat auch H. nicht ganz vermieden — und bisher überhaupt noch keiner: es ist vergessen, daß wir es mit einem Dialoge zu tun haben; in jedem anderen literarischen Produkt kann es unter Umständen von Vorteil sein, einen Satz so zu komponieren, daß man ihn zweimal lesen muß, im Dialog und im Drama ist es schlechthin ein Fehler. Im Griechischen sieht das ἡ τίσιν οὖν τί ἀποδιδοῦσα jedem Kundigen auf den ersten Blick, worauf der Sprecher hinaus will, und ruhig rollt sich der Satz weiter ab: ὀφειλόμενον καὶ προσῆκον τέχνη ἰατρικὴ καλεῖται; Muß da der Übersetzer zu Klammern seine Zuflucht nehmen, so hat er immer noch zu wenig frei übersetzt. Wie besser übersetzt H. gleich darauf den ganz analogen griechischen Text, wo es sich um die τέχνη μαγειρική handelt: 'Wann heißt eine Kunst Kochkunst? Wenn sie was gibt, als ihre Pflicht und Schuldigkeit?' Aber den starken Akzent, der auf τίσιν und τί liegt, bringt doch erst der zum Ausdruck, der diese Wörter an

Digitized by Google

den Anfang stellt: 'Was ist die Pflicht und Schuldigkeit einer Kunst, die Heilkunst heißen will? Und wem gegenüber muß sie diese Pflicht und Schuldigkeit leisten?' — 'Dem Körper gegenüber! Und Heilmittel, Speisen und Getränke muß sie ihm geben!' So übersetze ich, indem ich absichtlich nur auf den Satzton achte und ihn im Deutschen zu treffen suche, nach dem Grundsatz: der Satz ist mehr als die Summe seiner Teile. Auch H. ist im allgemeinen konsequent diesem Grundsatze gefolgt, und einzelne Stellen, die noch zu bessern wären, tun der Gesamtleistung keinen Abbruch.

40) E. Hornoffer, Platon, Verteidigung des Sokrates, Kriton. Leipzig 1909, Verlag v. Dr. W. Klinkhardt. 64 S. 8.

Mit diesem Bändchen ist E. H. seinem Bruder bald gefolgt: als nächstes steht in Aussicht der Phaedon, von E. H. übersetzt. — Die Übersetzung ist nach denselben Grundsätzen ausgearbeitet wie die des Staats und dem Ziel eines wirklich deutschen Platotextes gleich nahe gekommen. Die vortreffliche Einführung sucht das Verhältnis des Sokrates zu den Sophisten nach seinen beiden Seiten, der Übereinstimmung und des Gegensatzes, dadurch klarzustellen, daß jene als die Träger der 'negativen Aufklärung' bestimmt werden, Sokrates aber, der mit ihnen auf dem Boden des souveränen Individuums stehend durchaus der Sohn seiner Zeit ist, als der positive Aufklärer erscheint: als der Entdecker der von aller Überlieferung unabhängigen objektiven Moral.

41) Constantin Ritter, Platons Staat. Darstellung des Inhalts. Stuttgart 1909, W. Kohlhammer. 216 S. 8.

Was Ritter unter 'Darstellung' versteht, weiß man aus seinen Schriften über Platos Gesetze und die Dialoge des späteren Alters: es sind musterhaft klare Darlegungen der wichtigen Gedankengänge in einer Fassung, die dem auf die Probleme, nicht auf das Literarische gerichteten Leser einen besser orientierenden Überblick gibt, als eine Übersetzung vermöchte. Außer der Sorgfalt, mit der R. jeden Satz des Textes auf seinen Gehalt und Zusammenhang hin geprüft hat, dankt ihm der Leser für die beiden ausgezeichneten Register, von denen das erste die Form und die Gedankenentwicklung der Politeia, das zweite den Inhalt des Buches betrifft. Die Beigabe der Seitenzahlen der Ausgabe des Stephanus ist geradezu eine praktische Notwendigkeit, in der endlich einmal alle Platoübersetzer und -darsteller R. folgen sollten. Kleine erläuternde Beisätze im Text, im ganzen wohl nur etwa zwanzig, sind sorgfältig durch Einklammerung gekennzeichnet. Die Beifügung griechischer Wörter (wie χϑές zu 'vorausgehenden Tages'; δαίμονες zu 'Dämonen'; μυρίων ὀμμάτων zu '1000 leiblichen Augen') ist wohl übertriebene Gewissenhaftigkeit und

Digitized by Google

und hätte auf seltene und besondere Stellen beschränkt werden sollen. — Da man einräumen kann, daß in dem Buche kein wesentlicher Gedanke der Politie fehlt, so möchte ich in ihm das beste und bequemste Mittel sehen, jedwedes Kapitel oder Buch des Werkes aufs schnellste zu rekapitulieren. An Einzelheiten erwähne ich: Die Worte des Glaukon 372d: *εἰ δὲ ὑῶν πόλιν, ὦ Σώκρατες, κατεσκεύαζες, τί ἂν αὐτὰς ἄλλο ἢ ταῦτα ἐχόρταζες* versteht R. so: mit dem Schweinefutter, das Sokrates ihnen biete, werden sich die Leute nicht benügen, und stellt damit die Beziehung zu den vorhergehenden Worten her *καὶ τραγήματά που παραθήσομεν αὐτοῖς τῶν τε σύκων καὶ ἐρεβίνθων καὶ κυάμων καὶ μύρτα καὶ φηγοὺς σποδιοῦσι πρὸς τὸ πῦρ*. — Die bisher noch unerklärte sogenannte Diomedeische Notwendigkeit 493d sucht R. durch den Zusatz zu erläutern: 'd. h. sie machen aktiv mit, was sie passiv dulden müssen'. — S. 111 f. bemüht sich R. um den Sinn der schwierigen Zahlenformel 546 C S. 151 um die astronomische Deutung von 616 C, allerdings ohne positiven Erfolg.

42) H. Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker. Zweite Auflage. 2 Bde. in 3 Teilen. Berlin 1906—1910, Weidmannsche Buchhandlung. XVIII u. 865, XIV u. 654 S. 8.

43) W. Nestle, Die Vorsokratiker in Auswahl, übersetzt und herausgegeben. Jena 1908, Diederichs. 244 S. 8.

Diels' großes Werk kommt für den vorliegenden Zweck in doppelter Hinsicht in Betracht. Erstens in textkritischer; denn es sind über 200 Stellen platonischen oder pseudoplatonischen Textes wiedergegeben, über dessen Lesungen im Teil II des nächstjährigen Berichtes zu sprechen sein wird. Zweitens aber auch mittelbar durch die vielen mitgeteilten Stellen, die sich auf Plato beziehen, sei es auf Namen oder Familie, Charakter, Lebenszeit, Entwicklung oder Reisen, auf seine Methode, Sprache, Lehre, oder endlich auf die Beziehung zwischen ihm und anderen Denkern. Ich kann mich darauf beschränken, auf das Verzeichnis dieser Stellen II 1, 849 f. zu verweisen. Ein unschätzbares Hilfsmittel für den Gebrauch des Werkes bietet der geradezu mustergültige Index von W. Kranz (II 2. 683 Seiten), der mit dem Bonitzschen Index Aristotelicus gleichen Rang zu beanspruchen hat. Möchte doch bald zwischen die Werke von Kranz und Bonitz ergänzend das lange versprochene und erwartete Lexicon Platonicum ergänzend eintreten, das nach Campbells Tode J. Burnet übernommen hat!

Die Übersetzung der Vorsokratiker von Nestle soll wohl, wie ich aus der uniformen, geschmackvollen Ausstattung schließe, als eine Art Einleitungsband zu der im gleichen Verlage erscheinenden Übersetzung der Hauptwerke Platos von Kaßner, Kiefer und Preisendanz betrachtet werden. In der Tat, das Verhältnis Platos zu Heraklit, den Eleaten, zu Pythagoras und den Sophisten ist

Digitized by Google

für das Verständnis Platos ebenso bedeutungsvoll, wie für das Studium Kants das Verständnis des vorangehenden Empirismus und Rationalismus unerläßlich ist. Der wissenschaftliche Wert der Zweiweltentheorie wie des Kritizilismus wird erst erkannt zugleich mit seiner Bedeutung für die Einigung der ohne ihn getrennten Probleme. Das Buch ist übrigens keine Übersetzung der Dielsschen Fragmentsammlung, sondern besitzt durchaus eigenen wissenschaftlichen Wert. Diels selbst ist z. B. in der neuen Auflage seines Heraklit mehrfach von der N.schen Auffassung beeinflußt. Von der Platoübersetzung des Diederichschen Verlages liegen bisher 10 Bände vor: Bd. II Apologie, Kriton. Bd. III Jon, Lysis, Charmides. Bd. IV Euthyphron, Laches, Hippias minor. Bd. V Gorgias, Menon. Bd. VII Phaidros. Bd. VIII Gastmahl. Bd. IX Staat. Bd. X Parmenides, Philebus. Bd. XI Phaidon. Bd. XII Timaeus, Kritias, Gesetze Buch 10. Bd. I Platos Leben und Werk und Bd. VI Protagoras, Theaetet stehen noch aus. In der Hoffnung, daß auch diese Bände des imponierenden Werkes in Jahresfrist erscheinen werden, spare ich mir das Referat über das Gesamtwerk bis auf den nächsten JB. auf.

IV. Die Platolektüre in der Schule.

44) O. Weißenfels, Auswahl aus Plato. Ausgabe A. 1. Band. Text. Zweite Auflage, besorgt von E. Grünwald. VII u. 173 S. 8. 1908. 2. Band. Kommentar. 85 S. 8. 1906. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Dies ist ein Werk, das den Schulen, die es einführen, ermöglicht, ihre Abiturienten mit einem tiefen Blick in den Platonismus zu entlassen. Die Auswahl, in der Apologie (Kap. 1, 5—10, 16—21, 32—33), Kriton (11—17), Protagoras (2—16), Phaedon (1—13, 64—67, 29—33, 45—48), Symposion (32, 33, 35—37), Laches (12—14), Meno (10, 13—21), Euthyphron (15—20), Gorgias (37—42, 46—48, 63—64, 71—83), Phaidros (3—5, 24—29). Politeia (I, 1—5; II, 1—5; II, 10; IV, 6, 10, 11, 17—19; VII, 1—3; III, 1—4; X, 1, 3—7; VIII, 1—2; 16—19; VI, 3—4; 10, 12; VII, 4—5). Theaetet (24—25) berücksichtigt und von Grünwald in sehr dankenswerter Weise die Stücke aus dem Menon um den mathematischen Beweis und um das 13. Kapitel vermehrt worden sind, zeigt gleich dem ersten Blick eine feine Absicht. Die 52 Seiten lange Einleitung, die die Sophisten, Sokrates und Plato behandelt, zeigt die gewohnte Meisterschaft W.' im Geben von Resultaten und im Anregen zu weiterer Förderung von Problemen; aus ihr spricht zu Lehrern und Schülern ein Kenner des hellenischen und platonischen Geistes. Und der Kommentar, den W. nicht nur als Philologe, sondern als Mann von umfassender philosophischer Bildung geschrieben hat, wird jedem Leser, sogar noch dem erfahrenen Fachmann wertvolle Dienste leisten. —

Digitized by Google

Aber hören wir, was W. (im Anschluß an seine beiden Abhandlungen 'Die Licht- und Schattenseiten der Chrestomathien' in der Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1903 S. 1—17 und 81—99 und an seine Ausführungen in dem Handbuch für Lehrer höherer Schulen in dem von ihm bearbeiteten Teil über den griechischen Unterricht) zur Rechtfertigung der pädagogischen Idee dieser Plato-Auswahl anführt:

'Ist es doch nicht ein zufälliger Einfall, der solche Auswahlen so oft zu allen Zeiten hat entstehen lassen. Der Trieb zusammenzufassen, ist dem Menschen vielmehr natürlich. Es lebt in allen das Verlangen, über das einzelne hinauszudringen und in sich eine Vorstellung von dem Ganzen entstehen zu lassen . . . Die Stücke einer Chrestomathie sollen einen merklichen typischen und repräsentativen Wert haben . . . Das Ziel eines Bildungsbuches (hier einer Chrestomathie) . . . ist nicht, weite Gebiete durchstürmen zu lassen, sondern eine gesammelte, in die Tiefe dringende Betrachtung eines einzelnen Schriftstellers oder einer ganzen Literaturperiode zu ermöglichen . . . Die Chrestomathie, wie sie sein soll, ist mehr als ein Teller Konfekt, auf dem mannigfache delikate Sachen nebeneinander liegen. So wenig sie auch von dem unermeßlich Vielen bringt: dieses wenige muß ein berechtigter Stellvertreter jenes vielen sein . . . So gefaßt, wird die Chrestomathie einer der Natur selbst abgelauschten Methode ihren Ursprung zu verdanken scheinen und braucht sich nicht durch die sich vornehm gebärdende Entrüstung, mit welcher bisweilen immer noch gegen das Stückwerk solcher Zusammenstellungen geredet wird, getroffen zu fühlen . . . Denen, die allen Argumenten zum Trotz bei ihrer Abneigung gegen Bücher dieser Art beharren, gebe ich zu bedenken, daß auch bisher ja von ganzen Gattungen von Schriftstellern nur ausgewählte Stücke von ungewöhnlicher Ergiebigkeit gelesen worden waren . . . Gegen Chrestomathien aus gewissen Dichtern und Schriftstellern wird freilich mit Recht immer protestiert werden; bei der Platelektüre aber ist es, falls man sich mit Plato nicht bloß abfinden will, geradezu eine Notwendigkeit, ein aus einer größeren Zahl seiner Dialoge zusammengestelltes und der Fassungskraft des Schülers anbequemtes Gesamtbild zur Verfügung zu haben. Die Apologie, der Kriton, der Protagoras, fast die einzigen an deutschen Gymnasien gelesenen Schriften Platos, sind von hervorragendem Bildungsgehalt. Wer kann es leugnen? Aber man befindet sich mit ihnen doch nur im Vorhofe der platonischen Philosophie. Heute zumal, wo sich eine κάϑοδος τῆς φιλοσοφίας vorbereitet, ist ein Verlangen vorhanden, auch bei der Schulerklärung bis in größere Tiefen hinabzusteigen. Wenigstens würde es im Anschluß an jene eben genannten, von vielen allein für schulfähig gehaltenen Schriften Platos nicht weniger, den Text gewissermaßen nur als Schwungbrett benutzender Erörterungen bedürfen, um dem reifenden

Schüler eine Vorstellung von der Bedeutung zu verschaffen, welche diese Philosophie für die geistige Entwicklung der Menschheit gehabt hat ... Wie kann das humanistische Gymnasium also seine Schüler entlassen, ohne sie mit der tiefsinnigen Symbolik des Platonismus bekannt gemacht zu haben? Lieber doch die Erzählung von einigen Schlachten weniger mit seinen Schülern lesen und etwas weniger Zeit dem Detail der kaleidoskopischen Parteikämpfe Athens in den griechischen Lektürestunden widmen, als darauf verzichten, in den kritischen Jahren der Entwicklung Schriften lesen zu lassen, die zu solchen Tiefen hinabsteigen und zu solchen Höhen hinauflocken ... Aber wenn irgend einer, muß Plato, um zur Geltung gebracht zu werden, mit Schülern nach einer vorsichtig zusammengestellten Auswahl gelesen werden. Man mag noch so günstig über die lebensprühende Art seines Philosophierens urteilen: fast keine seiner Schriften ist frei von antiquierten Elementen, und gerade diese sind es, welche bei der Schulerklärung die meiste Zeit kosten würden. Vor allem haben seine dramatisch doch meist so belebten Dialoge auch ermüdend lange Strecken, denen man den Vorwurf einer falschen Subtilität nicht ersparen kann. Derartiges gehört offenbar nicht in die Schule, wo man aus Prinzip die größte Kraft immer in den kleinsten Punkt zusammendrängen muß'.

Ich habe W.' Ansicht hier ausführlich wiedergegeben, weil die Frage der Chrestomathien in unseren Tagen besonders aktuell ist und gerade in Sachen der Philosophie, und insonderheit der platonischen der ernsthaftesten Prüfung bedarf. Ich gebe zu, daß die Abneigung gegen Chrestomathien im allgemeinen zum Heil der Sache im Schwinden begriffen ist; daß bisher auf den Gymnasien von der philosophischen Seite des Platonismus so gut wie nichts geboten wurde, daß der Prozeß Sokrates contra Sophisten den eigentlichen Inhalt des Platounterrichtes ausmachte; daß, wenn platonische Philosophie gelehrt werden solle, man eines Lesebuches nicht entraten könne, das außer den sogenannten sokratischen Dialogen die späteren konstruktiven vorzüglich berücksichtigen müsse; und ich betone noch einmal, daß die vorliegende Ausgabe in ihrer Art ein Meisterwerk ist. Aber es ist eine Tatsache, daß nach der W.schen Methode der Abiturient nicht einen einzigen Dialog vollständig gelesen, von Platos eigenster Erfindung, aus dem philosophischen Gespräch ein Kunstwerk zu machen, keine vollgiltige Probe kennt. Das Pathos eines Dialogs und die gedankliche Gliederung können nur im unverkürzten Original studiert werden. So lebhaft ich daher einerseits die Auswahl aus Platos konstruktiven Dialogen für die höchste Stufe des Gymnasiums begrüße, um durch sie unmittelbar in die Probleme des philosophischen Idealismus einzuführen, so unlieb wäre es mir, auch in Obersekunda und Unterprima auf die Lektüre unverkürzter Dialoge verzichten zu müssen.

Digitized by Google

45) C. Hölk, Griechische Autoren. Monatschrift f. höh. Schulen 1909. S. 446—463.

H. setzt S. 453 f. an der Stellenauswahl der Weißenfelsschen Plato-Chrestomathie dasselbe aus, was ich gegen sie zu sagen habe. Der Artikel gibt u. a. eine Übersicht über die Platoliteratur, die sich etwa auf die letzten acht Jahre erstreckt.

46) G. Schneider, Lesebuch aus Platon. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig und Wien 1908, Freytag-Tempsky. 136 S. 8. geb. 1,50 *M*.

Die Ausgabe ist unkommentiert, enthält eine vorzügliche Einleitung über die griechische Philosophie bis Plato und ein Verzeichnis der Eigennamen mit sehr ausführlichen Angaben. Die Auswahl bietet Apologie und Krito vollständig, und außerdem aus Theaetet 152 A B; 150 B—151 D; 176 A—C. Protagoras 320 C bis 323 A; 352 B D; Politeia 343 A—344 C; 378 E—383 C; 429 A bis 436 A; 335 B—336 A; 469 B 471 C; 484 A—487 A; 410 B bis 412 B; 401 B—403 C. Gorgias 491 B—492 E; 506 C—508 C. Euthyphro 5 C D; 6 C—E; 12 D—14 C. Meno 80 D—82 B. Phaedrus 246 A—248 E; Timaeus 43 D—C; 29 D—31 B; 17 A—19 B. Symposion 209 E—212 A; Phaedon 95 E—102 A; 82 B—84 B; 114 D—118 A. Schließlich Xenophon Memorab. A. IV. 1—18. Aus diesen, im ganzen auf 57 Seiten abgedruckten Stellen, sind 29 Kapitel hergestellt. Das ergibt für das Kapitel durchschnittlich 2 Seiten, häufig nur eine, ab und zu nur eine halbe. Ich bezweifle, daß diese Menge allzu kleiner Proben sich für die Lektüre einer Gymnasialprima empfiehlt. Im übrigen aber deckt sich mein Urteil über dieses Buch Sch.s mit dem, was ich JB. 1909 S. 33 f. über seine Plato-Auswahl in den Büchern der Weisheit und Schönheit gesagt habe. Wer sich genauer über Sch.s Auffassung Platos orientieren will, sei auf seine Schrift 'Der Idealismus der Hellenen', Gera 1906, hingewiesen.

47) F. Palte, Ein Wort über philosophische Propädeutik. Abhandlungen der Friesschen Schule. N. F. 1907. Bd. 2, S. 191—214.

Da für allgemeinen obligatorischen Schulunterricht in Philosophie nach P. zur Zeit alle Bedingungen fehlen (deren vorzüglichste das Vorhandensein einer anerkannten Universitätsphilosophie wäre, um auf die großen Fragen, deren Beantwortung wir von ihr verlangen, klare, bündige, einhellige und schulgerechte Auskunft zu erteilen), so weist P. einen selbständigen propädeutischen Schulunterricht zurück und empfiehlt teils gewisse Gebiete der Religionslehre und des deutschen Unterrichts, teils Plato, Cicero, Horaz, um 'ohne viel Aufhebens davon zu machen, manches philosophische Samenkorn in die Seele der Schüler zu senken'. Er

Digitized by Google

erinnert an Plato (Gorgias 485 A f.; Republ. 498 A B, 487 C D), der das Studium der eigentlichen Philosophie erst mit dem Eintritt in die dreißiger Jahre begonnen wissen wollte, da er diese Wissenschaft als die ernste Führerin und strenge Gebieterin des Lebens betrachtete. Von Dialogen, die dem genannten Zwecke förderlich sind, nennt er gelegentlich Phaedon, Euthyphron und den größeren Hippias. Den ersten, da er vielfältig zu teils geschichtlichen, teils theoretischen Betrachtungen anrege; die beiden anderen, da sie zu logischen Belehrungen umso wirksamer die Handhabe gäben, als es sich nicht nur um Erkenntnis des Richtigen, sondern auch um Aufdeckung des Fehlerhaften handele. — Einen Überblick über die neuere propädeutische Literatur bis 1906 gibt Nath, auf den ich mit P. verweise, in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik VIII (1905) S. 481--496, 573—586, und im Nachtrag des Jahrg. 1906. Über die spätere Literatur beabsichtige ich im nächsten JB. Angaben zu machen.

48) H. F. Müller, Platons Phaedon als Schullektüre. Progr. des Gymnasiums in Blankenburg a. H. Ostern 1908. 21 S. 4.

M. gibt ein anziehendes und deutliches Bild von der Art, wie er die Lektüre des Phaedon wiederholt gestaltet hat. Er rät, im letzten Vierteljahr in Unterprima die Apologie und den Kriton, im ersten Vierteljahr in Oberprima den Phaedon zu lesen. Im allgemeinen schließt er sich an Schneiders vorzügliche Abhandlung 'Die Weltanschauung Platos dargestellt im Anschluß an den Dialog Phaedon', Berlin 1898 (Weidmannsche Buchhandlung), sowie an Eucken, Bonitz und Natorp an. Mit Recht betont er die Verwandtschaft der platonischen und christlichen Weltanschauung in gewissen Punkten: 'Platos Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, ohnehin ein Gegenstand höchsten religiösen Interesses, ist auch christlicher Glaube; seine Religion Erlösungsreligion wie die christliche auch. Manche religiösen und ethischen Ermahnungen könnten in jedem christlichen Erbauungsbuche stehen, der Stil erinnert in seiner erhabenen Einfachheit vielfach an den der Evangelien . . . . Um das Gemüt zu treffeu, scheue ich mich nicht, biblische Wendungen zu gebrauchen und christliche Töne an passenden Stellen anzuschlagen, z. B. zu den Worten: wer nicht rein ist, dem ist es nicht erlaubt, das Reine zu berühren (*μὴ καθαρῷ γὰρ καθαροῦ ἐφάπτεσθαι μὴ οὐ θαμιτὸν ᾖ*). Die Weisheit kommt nicht in eine boshafte Seele und wohnt nicht in einem Leibe, der Sünde unterworfen. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen'. Wo M. dem platonischen Denken bis auf seine Prinzipien nachgeht, sieht auch er in der Automie der Vernunft die letzte Grundüberzeugung des Philosophen: 'Die wissenschaftliche wie die sittliche Arbeit ist ein Sichbesinnen auf das wahre

Digitized by Google

Wesen des Geistes', und er stimmt mit allen, die mit philosophischem Verständnis an den Gegenstand herantreten, Eucken bei: die Lehre von der Wiedererinnerung und den angeborenen, oder wie er viel treffender sagt, eingeborenen Begriffen sei bei allem Problematischen der näheren Fassung unangreifbar in dem Grundgedanken, daß alles echte Leben eine Entfaltung des eigenen Wesens bedeute und daß alles Äußere die geistige Betätigung nur anregen, nicht erzeugen könne. Auf die Einzelheiten der Analyse des Dialoges kann nicht eingegangen werden. Das Ganze ist durch das innerliche Interesse, das M. für seinen Gegenstand hegt, zu einem schönen und lebendigen Bekenntnis platonischer Jüngerschaft geworden.

49) E. Grünwald, Simmias und Kebes in Platons Phaidon. Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 1910 S. 257—263.

G. empfiehlt, 'bei der Lektüre eines Dialogs in der Klasse die einzelnen Züge der auftretenden Personen zu sammeln und schließlich zu Charakteristiken zusammenzufassen', damit der Schüler die Personen sehe, wie sie Plato gesehen, und das Gespräch höre, wie es Plato gehört hat. Mit vorliegender Abhandlung gibt er eine wohlgelungene Probe, die an dem Beispiel des thebanischen Freundespaares zeigt, 'mit welcher Kunst der Philosoph selbst Personen, die für den Gang der Unterredung und die Entwicklung philosophischer Gedanken nur scheinbar maßgebend sind, zu zeichnen versteht'. — G. hebt mit Recht hervor, daß die wichtigsten Fragen der platonischen Philosophie im Phaedon zur Sprache kommen oder zwanglos daran angeknüpft werden können. Es muß nur das Verhältnis richtig erkannt werden, in dem die Unsterblichkeitsfrage zu dem Zentrum der platonischen Wissenschaftslehre steht.

50) A. Trendelenburg, Erläuterungen zu Platos Menexenos (s. S. 320).

T. verfolgt in dem oben besprochenen Progamm neben dem philologischen auch einen pädagogischen Zweck. Er empfiehlt den Menexenos zur Schullektüre. Er besitze in hohem Grade die nötigen Eigenschaften für diese Verwendung: geringen Umfang, übersichtliche Gliederung, gewählten, nur selten dunkelen Ausdruck, anregenden Inhalt. Er solle mit Schülern gelesen werden, die bereits eine Rede des Lysias oder Isokrates kennen. T. hat den Dialog in der O II lesen lassen. Der M. werde das Interesse der Schüler 'in ganz ungewöhnlicher Weise erregen, denn Geschichte, Kulturgeschichte, Antiquitäten und sprachliche Probleme kommen bei ihm gleichmäßig zu ihrem Rechte'. In Frankreich gehört der Dialog schon lange Zeit in den festen Kanon. T. empfiehlt mangels

Digitized by Google

einer deutschen Schulausgabe die Editionen von P. Couvreur (Paris, Garnier frères) und J. Luchaire (Paris 1899, Hachette et Cie). Beide Ausgaben sind, mit Einleitung und Noten versehen, für 80 und 60 Pfg. zu haben. T. selbst bietet durch Disposition und eingehende Erörterungen zahlreicher Stellen für die Vorbereitung der Lehrer wertvolles Material.

51) A. Riehl, Humanistische Ziele des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 39 S. 8. 0,60 ℳ. F. Poske, Die humanistischen Elemente im realistischen Unterricht. Berlin, 1910. Otto Salle 19 S. 8. 0,50 ℳ.

In den beiden interessanten Schriften wird gelegentlich eine Kontroverse über die Frage geführt, welchen Anteil Plato an der eine neue Ära der Naturerkenntnis einleitenden Methode Galileis habe. Es handelt sich um den Menon. Riehl behauptet zweierlei. Erstens daß sich Galilei Platos Lehre von der Anamnesis angeeignet habe, was nicht bezweifelt werden kann. 'Wie wahr', sagt Galilei, 'ist das Wort Platos, daß unsere Wissenschaft nichts anderes ist als eine Art Erinnerung an Sätze, die von uns auf das vollkommenste verstanden werden und durch sich selbst einleuchten'. Diese (mathematischen) Sätze hat der Geist von sich aus, er weiß sie durch sich selbst. Mit diesem apriorischen Gut müssen die Sinneserfahrungen verbunden werden, um zu Erkenntnissen zu werden. Man sieht, Galilei entnahm seinem hochverehrten Plato diejenige Lehre, die in der Tat seine bleibende Leistung ist, und bildete sie weiter. Zweitens lehrt Riehl, daß Galilei aus dem Menon auch die Anregung zu seiner Methode empfangen habe. Jener 'hypothetischen Begriffserörterung' (ἐξ ὑποθέσεως σκοπεῖσθαι) — einem Verfahren, das in der Aufstellung einer Annahme zur Lösung einer vorliegenden Frage und Prüfung der Annahme durch Ableitung ihrer Folgen und Vergleichung der Folgen mit dem Gegebenen und Anerkannten besteht — entspreche genau der Gang, den Galilei bei der Entdeckung und dem Beweis der Fallgesetze nimmt. Poske nimmt erstens an, daß diese hypothetische Begriffserörterung (= analytische Methode) nicht von Plato. sondern, wie Kinkel, Geschichte der Philosophie II 89 (vgl. JB. 1909 S. 337) meint, von den vorplatonischen Mathematikern herrühre; zweitens weist er darauf hin, daß nicht in dem logischen Verfahren das Wesentliche der Galileischen Entdeckungen zu sehen sei, nicht in der alten Form, sondern in dem neuen Inhalt. — Die beiden Schriften vereinen sich trotz des Gegensatzes in dem besprochenen Falle in der schließlichen Forderung der Gleichberechtigung von Geistes- und Naturwissenschaften auch auf dem Gymnasium. 'Plato und Galilei! so, fordert es die Geschichte' sagt Riehl.

Digitized by Google

Die Dialoge nach der Ordnung Ritters 1909.	Tennemann 1792—1795	Schleiermacher.	Ribbing 1858	Socher 1820	Stallbaum 1827—1860	Herrmann 1839	Steinhart 1850—1866	Munk 1856	Susemihl 1855—1860	Teichmüller 1881—1884
1. Laches	1	3	4	1	2	2	2	4	2	1
2. Charmides	2	4	3		1	1	1	3	1	2
3. Protagoras	4	2	2	9	5	3 (4 ?)	3	2	3	3
4. Euthyphro	6	5	5	4	4	8 (9 ?)	6	21	8	14
5. Apologia	7	7	6	5	6	5 (6 ?)	7	22	5	15
6. Kriton	8	8	7	6	7	6 (7 ?)	8	23	6	19 (?)
7. Gorgias	11	9	8	11	8	7 (8 ?)	9	5	7	18 (?)
8. Menon.	10	11	10	2	3	9 (10 ?)	5	17	4	13
9. Euthydemos	3	12	11	8	9	4 (5 ?)	4	7	9	6
10. Krotylos	5	13	12	3	10	10 (11 ?)	10	6	10	17 (16?)
11. Symposion	17	16	16	14	16	16 (=19?)	16	8	16	10
12. Phaidon	9	17	17	7	17	17 (=21 ?)	17	24	17	11
13. Politeia I	Pol. I-X	Pol. I-X	Pol. I-X	Pol. I-X	Pol. I-X	19 (=3)	Pol. I-X	Pol. I-X	Pol. I-X	4
14. „ II–IV						20 (=14)				5
15. „ V–VII						22 (=20)				7
16. „ VIII–IX	19—23	19—23	19—23	15—19	19—23	21 (=15)	19—23	11—15	19—23	8
17. „ X						23 (?)				9
18. Phaidros	18	1	1	13	15	15 (=18 ?)	15	9	12	16 (17?)
19. Theaitetos	12	10	9	10	11	11 (12 ?)	11	18	11	12
20. Parmenides	16	6	15		14	14 (=17 ?)	12	1	15	22
21. Sophistes	13	14	13		12	12 (13 ?)	13	19	13	23
22. Politikos	14	15	14		13	13 (=16 ?)	14	20	14	24
23. Philebos	15	18	18	12	18	18 (=22 ?)	18	10	18	21
24. Timaios Kritias	24b 24a	24	24	20	24	24	24	16	24	20 (?)
25. Nomoi	25	25	(25)	21	25	25	25	25	25	25

Digitized by Google

Peipers 1883	Pfleiderer 1896	Horn 1893. 1904	Immisch 1899	Windelband 1905	Lutoslawski 1897	Gomperz 1902	Natorp 1903	Räder 1903	Zeller 1883
1 ?	1	8	11	1	5	2	4	2	4
2 ?	2	4	13	2	4 (?)	3	5	3	5
4 ?	3	9	2	6 (=8)	6	4	3	5	6
3 ?	9	II	6	3	1 (?)	6	7 (6)	7	1
5 ?	7	III	4	4	2 (?)	1(?)	1 (2)	1	2
6 ?	8	1	5	5	3 (?)	12(?)	2 (1)	4	3
7	10	10	3	7 (=8)	9	5	8	6	8
8	11	7	7	9	7	7	6 (7)	8	7
17	17	5	12	10	8	11(?)	11	9	10
18	15	11	8	11	10	18	12	10	12
11	22	16	15	14 (=15)	11	8	14	11	16
9	21	22	16	21 (=24)	12	10	13	12	17
12	4	Pol. I–X	9	8 (=6 f.)	13—17	13 (?)—17	15—19	13—17	Pol. I–X
13	5 (II—V)		14 (II—V, 16)	15 (=13 f.)					
14	20 (V Schl. — VII)	17—21	10 (V, 18—VII)	24 (=21 f.)					19—23
15	6		17	16					
16	13		18	17					
10	12	6	1	13 (=15)	18	9	9	18	9
20(19?)	14	13	19	12	19	20	10	19	11
21	19	12	20	XX	20	19	20	20	15
22	16	14	22	XVIII	21	21	21	21	13
23	18	15	23	XIX	22	22	22	22	14
24	24	(XXIII)	21	22 (=24)	23	23	23	23	18
19(20?)	23	24	24	23 (=24)	24	24	24	24	24
(25)	25	25	25	25	25	25	25	25	25

Digitized by Google

52) Rethwisch's Jahresberichte über das höhere Schulwesen. 1908.

Außer den von mir angeführten Arbeiten nennt A. v. Bamberg besonders F. Cadeks Ausführungen in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 76 'Zur griechischen und lateinischen Lektüre an unserm Gymnasium'. C. rate, von Gorgias, falls er nicht ganz gelesen werden könne, nicht mit Schenkl den ersten, sondern den zweiten Teil zu lesen, der für den erziehenden Unterricht fruchtbarer sei, weil er die wahre Lebensaufgabe zum Gegenstande habe.

Berlin. E. Hoffmann.

Digitized by Google

8.

Homer.

Höhere Kritik.

1909 und 1910.

Immer mehr zeigt es sich, daß „Homer das Problem der Probleme ist". Denn immer neue Seiten werden der Frage abgewonnen, und was gestern noch als ganz sicheres Ergebnis der Untersuchung galt, wird heute umgeworfen und als haltlos nachgewiesen. Nur der Forscher, der aufmerksam der Untersuchung folgt, verdient gehört zu werden. Nirgends ist es weniger angebracht als in dieser Frage, starr auf einem Standpunkt zu verharren und neueren Ergebnissen sich zu verschließen. Das Verwerfliche einer solchen Ansicht wird sich unten wiederholt zeigen.

Bei der großen Fülle des Stoffes war diesmal besondere Einschränkung im Bericht geboten, wenn er nicht ungebürlich lang werden sollte. Wir beginnen wieder mit den Vorfragen.

I. Der Schauplatz der Handlung.

a. im allgemeinen.

1) **W. Nestle, Odysseelandschaften.** Südwestdeutsche Schulblätter 1910. S. 14—24.

Der Verf. geht aus von einer Bemerkung von Carl Schurz (Lebenserinnerungen I 388), daß es im Homer keine Beschreibung einer landschaftlichen Szene oder eines Naturereignisses vom Standpunkt des Schönen gebe. N. erkennt dies nicht ganz an, weist vielmehr auf die zahlreichen, dem Naturleben entnommenen Gleichnisse hin und einige Szenen auf dem Schild (Σ 541—572), muß aber die Tatsache zugeben, daß es in der Ilias „fast gar keine direkte Landschaftsschilderung gibt, und daß sich ihre Darstellung dadurch sehr wesentlich von der Odyssee unterscheidet, da diese eine ganze Reihe mehr oder weniger ausführliche Natur-

Digitized by Google

beschreibungen aufweist. Wenn N. S. 23 diesen Unterschied darauf zurückführt, daß die Odyssee erheblich jünger sei als der Hauptbestand der Ilias und der Zeit schon nahe stehe, wo wir auch in der Lyrik das Gefühl für die Schönheit in der Natur als Vorboten der Naturforschung sehen (z. B. in Alkmans herrlichem Nachtlied, Fr. 65 bei Bergk-Crusius), so ist dies zwar an sich möglich, wesentlicher aber scheint mir, daß der Stoff der Ilias viel weniger Gelegenheit zu ausführlichen Naturschilderungen bot als der Stoff der Ilias. Daß die Freude an solchen Szenen beim Dichter der Ilias ebenso vorhanden war, beweisen nicht nur die Gleichnisse und die eben angeführten landschaftlichen Szenen auf dem Schild, sondern auch das wundervolle Bild, das er Θ 555—561 von den Wachtfeuern in der troischen Ebene entwirft; er vergleicht sie mit den zahlreichen Sternen am Himmel und fügt ausdrücklich hinzu: γέγηθε δέ τε φρένα ποιμήν. Beweisend scheint mir auch das ergreifende Bild Π 297—300 und ganz besonders die prachtvolle Naturschilderung von Poseidons Meerfahrt Ν 11—30; denn hier ist das Meer mit seinen Bewohnern geradezu künstlerisch dargestellt.

Dagegen stimme ich vollkommen mit dem Verf. überein, wenn er keinen Unterschied gelten lassen will zwischen den Märchenlandschaften des Nostos und der Ithakalandschaft der Telemachie. Auch die „Märchenlandschaften" tragen sehr bestimmte, in Wirklichkeit vorkommende Züge; umgekehrt findet sich auch auf Ithaka „märchenhaftes" (die Nymphengrotte) und anderes, was mit einzelnen Zügen anderer Inseln übereinstimmt. Bezeichnend ist, was der Verf. S. 18/19 schreibt: „Als ich vor zwanzig Jahren zwischen den beiden kastellgekrönten Felsen hindurch aus der Bucht von Molo in die von Wathy auf Ithaka einfuhr, war ich trotz vorangegangener Lektüre von Herchers grundstürzender Abhandlung überwältigt von der Übereinstimmung zwischen dem Aussehen dieser gegen das offene Meer fast ganz abgeschlossenen Bucht und der Beschreibung des Phorkyshafens in der Odyssee. Nachdem ich aber später in ganz anderen Gegenden Buchten von genau derselben Beschaffenheit getroffen hatte, z. B. die Bucht von Buccari am Quarnerogolf in der Nähe von Fiume, da wurde mein Glaube an solche Identifikationen wankend, und die nun seit Jahren wiederholte Lektüre der Odyssee befestigte immer mehr in mir die Überzeugung, daß wir es bei diesen Schilderungen wie auch sonst bei Homer mit der stilistischen Herausarbeitung eines Typus aus einer gegebenen Wirklichkeit zu tun haben, der eben als solcher für eine individualisierende geographische Festlegung nicht zu verwenden ist, jedenfalls dann nicht, wenn andere Gründe gegen die Autopsie des Dichters sprechen". Es ist dies ganz die Ansicht, die ich seit Jahren in dieser schwierigen Frage vertrete. Sie deckt sich auch mit der Langs, die ich JB. 1906 S. 238 angeführt habe. Damit ist meine Beurteilung auch der folgenden Arbeiten gegeben.

Digitized by Google

2) Hennings, Die Heimat der Phäaken. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1910 S. 97—119, und in verkürzter Form wiederholt N. Jahrb f. d. klass. Altertum 1910 S. 296—300.

In diesen lesenswerten Aufsätzen untersucht der Verf., ob Bérard, der die Insel Korfu als die Heimat der Phäaken ansah, oder Champault, der sie auf Ischia versetzte, recht hat. Unter sorgfältiger Erwägung aller Angaben über die Lage und Beschaffenheit der beiden Inseln, entscheidet sich H. für die Annahme Champaults, spricht aber Bérard (I S. 119) das „dauernde Verdienst" zu, durch seine Untersuchung der phönikischen Gründungen im Mittelmeer den Weg gezeigt zu haben, wie wir über die Irrfahrten des Odysseus zu sicheren Ergebnissen gelangen können. Diese sicheren Ergebnisse sieht H. darin, daß der Nostos des Odysseus vor der Gründung hellenischer Kolonien in Sizilien und Italien existierte. „Zur Zeit der Homeriden waren die Inseln an der griechischen und epirotischen Küste so ziemlich das Ende der Fahrten nach Westen für die Hellenen. Weiter weg begannen die Meere der Wilden, der Menschenfresser und Ungeheuer. So lehrten es die Dichter" (S. 118). „Der Dichter des Nostos aber hatte seine Kenntnis aus phönikischen Quellen"; vgl. dazu JB. 1903 S. 310. Daß Korfu dem Dichter manche Anregung zu seiner Schilderung gegeben haben kann, im ganzen aber nicht der Insel entspricht, die Homer schildert, scheint auch mir sicher. Ob aber deshalb Ischia = Scheria ist, wage ich nicht zu entscheiden.

b) Die Ithakafrage.

3) P. Cauer, Grundfragen, Leipzig 1909, S. 238—256.

4) Nic. Paulatos, Ἡ Ὁμηρικὴ Ἰθάκη Athen 1908. 36 S. 8. Vergl. W. Becker, WS. f. kl. Phil. 1909 Sp. 1163 und Hennings, Berl. phil. WS. 1909 Sp. 1177/78.

5) W. Dörpfeld, Fünfter Brief über Leukas-Ithaka. Die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1908. 47. S. gr. 8.

6) W. Dörpfeld, Zur Ithakafrage. WS. f. kl. Phil. 1909 Sp. 1185—1190.

P. Cauer hat sich insofern der von mir inbezug auf Ithaka vertretenen Ansicht genähert, als er jetzt nicht mehr so bestimmt wie 1904 (vgl. JB. 1905 S. 172) für die Richtigkeit von Dörpfelds Gleichsetzung von Leukas = Ithaka eintritt, sondern nur, ganz wie ich es immer getan habe, anerkennt, daß vieles für Leukas = Ithaka spreche, die Nähe am Festlande, die im 2. Teile der Odyssee vorausgesetzt wird, die Insel Arkhudi = Asteris u. a., daß es vor allem eine der vier Inseln sein könne, die ι 21 u. ff. genannt werden. Aber Cauer nimmt wie ich an dem Namenstausch Anstoß, der um so schwerer zu erklären sei, wenn man annimmt, daß noch der Verfasser des Schiffskatalogs wie der Dichter des Hymnus auf Apollo die ursprünglichen Verhältnisse voraussetze. Es wäre unbegreiflich, daß sich dann um 600, wo die Korinther Leukas zu

Digitized by Google

kolonisieren anfingen, eine Erinnerung an die alten Verhältnisse nicht mehr erhalten hätte. Auch hält er es für „undenkbar“, daß die Odyssee vor der dorischen Wanderung abgefaßt sei, wie Dörpfeld glaubt. Doch schließt er mit dem Satze: „keine Ansicht auf diesem Gebiete wird sich dauernd behaupten können, die nicht Dörpfelds Beobachtungen als positives Element in sich aufgenommen hat“. Auch ich erkenne gern an, daß Dörpfeld durch seine unermüdlichen Untersuchungen einen wertvollen Beitrag zu der Frage geliefert hat, wie weit der Dichter die Wirklichkeit schildert.

Paulatos, der unermüdliche Vorkämpfer für die Ansicht, daß seine Heimat Ithaka wirklich auch die Heimat des Odysseus gewesen, versucht in dieser neuesten Schrift neue Beweisgründe für diese Annahme beizubringen. Von diesen ist ἀμφίαλος = „zu beiden Seiten vom Meere umgeben“ schon von andern als für Ithaka besonders bezeichnend hervorgehoben, andere wie χθαμαλός = niedrig, d. h. abseits, weit im Meere gelegen, εἰν ἁλί = im Küstenmeere, werden kaum Beifall finden. Da der Verfasser aus dem Leben geschieden ist, wollen wir uns jeder weiteren Kritik enthalten.

Dörpfeld hat im Sommer 1908 in der Ebene von Nidri auf Leukas weiter gegraben und dabei höchst wichtige Gräberfunde gemacht. Aber der für unsere Frage wichtigste Zweck, die völlige Freilegung des großen Gebäudes, das er für den Königspalast des Odysseus ansieht, ist ihm leider bei den ungünstigen Grundwasserverhältnissen nicht gelungen. Zweifellos hat er durch seine Ausgrabungen bewiesen, daß an dieser Stelle eine größere vorhistorische Ansiedlung war; aber ob Homer gerade diese bei seiner Schilderung von dem Palaste des Odysseus vor Augen gehabt habe, könnte nur wahrscheinlich gemacht werden, wenn das Gebäude genau der homerischen Darstellung entspräche. Das ist leider nicht erwiesen.

Ich benutze die Gelegenheit gern, um eine irrige Vorstellung in meinem letzten Berichte (JB. 1909 S. 189) richtig zu stellen, auf die mich Herr Dörpfeld brieflich aufmerksam macht. Ich habe a. a. O. nach Engel geschrieben: „Dörpfeld selbst muß zugeben, daß es auf Kephallenia eine Stadt Dulichion gab“. Dazu bemerkt Herr Dörpfeld: „Aber das betone ich grade als wichtig für mich und dabei ist „zugeben“ ein irreführender Ausdruck. Und Engel hat offenbar noch nicht gelernt, daß das Dorf und der Hafen Dulicho (s. engl. Seekarte) an der Ostküste von Kephallenia liegt, wo Engel Same ansetzt. Da nun nach Pausanias auch die Bewohner des westlichen Kephallenia sich Dulichier nannten, so verstehen wir, daß Hellanikos ganz Kephallenia für Dulichion hielt. Das tue ich auch. Ferner gibt es einen 1300 m langen

Digitized by Google

und „ganz schmalen" (!) Isthmus auf Kephallenia gar nicht. Daß der vorhandene fast 3 km breite Isthmus je in historischer Zeit vom Meere überflutet worden sei, ist natürlich ein Märchen. das diejenigen nacherzählen, denen es in ihre Theorie paßt. Und hier, wo ein 3 km breiter und dazu hoher Isthmus vorhanden ist, soll doch die westliche Halbinsel von Kephallenia (Palliki) bei Homer eine besondere Insel sein!"

Ich habe wiederholt in diesen Berichten mein Befremden darüber geäußert, daß die Angaben von Kennern über dieselbe Sache so weit auseinandergehen, wie in diesem Falle Dörpfelds und Engels Darstellung des „schmalen" Isthmus, der die beiden Teile von Kephallenia verbindet. Wie soll sich da einer, der die Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennt, ein festes Urteil bilden? Verschweigen kann ich hier auch nicht, daß in einer mündlichen Unterhaltung Herr Dörpfeld die Angabe Engels, daß sich viele Pferde auf Leukas befänden und deshalb diese Insel niemals von Homer hätte als *οὐχ ἱππήλατος* bezeichnet werden können (vgl. JB. 1909 S. 189), entschieden bestritten worden ist. Die Insel sei so steinig, es gäbe kaum eine richtige Straße; so fände wohl das Maultier, nicht aber das Pferd Verwendung. Dies hat er auch in dem Aufsatze 'Zur Ithakafrage' (s. o. No. 6) ausgeführt und dort auch die Behauptung Engels, daß die Nidriebene 10 km lang und 2 km breit sei, dahin berichtigt, daß die Ebene höchstens 3 km im Geviert enthalte. Für die Namensverschiebung aber machte er auf „Pylos" anfmerksam, das auch mit seinen Bewohnern den Ort gewechselt habe. Es ist deshalb begreiflich, daß D. Seymour, Life in the Homeric age New York 1907, wie Dörpfeld am Schlusse seines Briefes (S. 44/45) bemerkt, seine Ansicht über Leukas-Ithaka dahin zusammenfaßt: „wer glaubt, daß Homer nur in Kleinasien gelebt habe und Ithaka gar nicht kenne, der mag fortfahren zu glauben, daß das klassische Ithaka auch das Homers sei; wer dagegen annimmt, daß Homer bekannte Gegenden schildert, und es nicht für unmöglich ansieht, daß er Pylos und und die ionischen Inseln aufgesucht habe, der wird geneigt sein, Dörpfelds Ansicht anzunehmen". Ich nehme eine mittlere Stellung ein und glaube, daß, wenn Kenner der Gegend in dem jetzigen Ithaka das Homers erkennen, andere ebenso bestimmt in Leukas, Homer die Insel unter Beibehaltung wesentlicher Typen der dortigen Insel frei nach seiner Phantasie geschildert habe.

Um meiner Pflicht als Berichterstatter zu genügen, erwähne ich hier noch nach Dörpfelds Angaben (S. 45) — das Buch hat mir selbst nicht vorgelegen —

7) Reinhold Braun, Sommertage in Griechenland. Hagen 1908.

Der Verf. ist auch auf Ithaka gewesen und hat dort, von Paulatos unterwiesen, die einzelnen homerischen Plätze besucht,

Digitized by Google

wobei ihm an den meisten „die geringe Übereinstimmung der Wirklichkeit mit der Dichtung auffiel". Aber auch in Leukas, das er nur flüchtig besuchte (er fuhr zweimal an Nidri vorüber durch den Kanal zwischen Insel und Festland), schien ihm nicht alles zu dem Bilde des homerischen Ithaka zu passen. Als er dann aber zu Hause die Karten der Insel Leukas von W. v. Marees und die übrige Ithaka-Literatur studierte, wurde er zu einem überzeugten Anhänger der Leukas-Theorie: „Wie es das Verdienst Schliemanns und Dörpfelds war, die Existenz des homerischen Troja festgestellt zu haben, so dürfen Dörpfeld und seine Mitarbeiter schon jetzt das neue Verdienst für sich in Anspruch nehmen, uns den Weg nach der wirklichen Heimat des Odysseus gezeigt zu haben".

Einen begeisterten Anhänger, dessen Arbeit hier kurz erwähnt werden soll, hat Dörpfeld auch gefunden in

8) H. Muchau, Pfahlbauten und Griechentempel. Jena, 1909, H. Costenoble. 362 S. 8. Vgl. Berl. phil. WS. 1910 Sp 471 72.

Der Verf. hat Dörpfeld, „dem unermüdlichen Förderer der homerischen Altertumskunde" seine Übersetzung von Fr. A. Wolfs Prolegoména zu Homer (JB. 1909 S. 205) gewidmet, bedauert in der Einleitung zu obigem Werke (S. VI), daß die Forschungen Dörpfelds von v. Wilamowitz nicht gebilligt werden, und erklärt, daß seine Anschauungen von den vorgeschichtlichen Kulturzuständen der homerischen Achäer sich hauptsächlich auf Schliemanns und Dörpfelds epochemachenden Entdeckungen stützen. Der Verf. tritt mit Wärme, ja mit Begeisterung ein für Germaniens Ruhm und Größe und verurteilt scharf die Ansicht, daß alle vorgeschichtliche Kultur der Germanenstämme nur ein bloßer Abklatsch der panbabylonischen Kulturherrlichkeit sein solle. Vielmehr haben die Germanen sich selbständig entwickelt im Norden wie im Süden. Ihre Wohnungen von den einfachsten Höhlen aus, wie sie Homer noch in der Höhle des Kyklopen beschreibe, haben sich durchaus selbständig zu Pfahlbauten, von diesen zu Wohnhäusern mit Giebel bis zur vollendetsten Form des griechischen Tempels entwickelt. Morgenländischer oder ägyptischer Einfluß zeige sich nirgends. Auch Namen wie Dardaner stammen aus dem altgermanischen, z. B. „Dardanthardans" = dreimaliger Anruf des Donnergottes (S. 335). Die nähere Besprechung dieses interessanten Werkes gehört nicht hierher. Nur mit Rücksicht auf meine Besprechung von Noacks Schrift „Homerische Paläste" (JB. 1905 S. 144) bemerke ich noch, daß sich der Verf. durchaus auf den Standpunkt Noacks inbezug auf das Megaron stellt (S. 186 u. ff.).

Digitized by Google

8) Robert, Hermes 1909 (44. Bd.) S. 623/34 und A. Gercke. Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 189—191.

Beide Gelehrte suchen den Hauptanstoß in der Ithakafrage zu beseitigen, indem sie die bedenklichen Verse (ι, 24/25) streichen oder verändern. Ich halte dies nicht für ein geeignetes Mittel, die Frage zu lösen.

c) Schauplatz der Ilias.

9) A. Gruhn, Der Schauplatz der Ilias und Odyssee.
   a) H. 1. Die Lage der Stadt Troja. 61 S. gr. 8. Berlin—Grunewald 1909, Selbstverlag; vergl. meine Besprechung. Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 39.
   b) H. 2 u. 3. Die Umgebung der Stadt Troja. 135 S. gr. 8. 1909. Ebenda.
   c) H. 5. Die Ebene von Troja. 112 S. gr. 8. 1910. Ebenda. Die letzten drei Hefte von mir besprochen Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 539/41. (H. 4 soll später erscheinen).

Dazu:

10) Dörpfeld, Zum homerischen Troja. Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 139/40, und die Erwiderung von A. Gruhn, Zur Trojafrage. Ebenda Sp. 249/54.

Der Verf. ist fest davon überzeugt, daß Homer in seinen Gedichten ganz genau die Örtlichkeit, in welcher die Handlung spielt, nach der Wirklichkeit schildere. Es sei deshalb auch nicht schwer, wenn man seinen Angaben folge, die Stätten wiederzufinden, die er bei seiner Schilderung vor Augen gehabt habe, Niemals könne der Hügel von Hissarlik, der einen Raum umfasse nicht viel größer als das Königl. Schloß in Berlin, dem Dichter das Bild einer „großen Stadt", wie er sie überall schildere, gegeben haben. Diese sei vielmehr erheblich weiter zurück am „Duden" (3—4 km nördlich von Burnabaschi, wo man längere Zeit Ilios gesucht hat) gelegen. Dort sind alle Verhältnisse gegeben, die Homer voraussetze. Auch Trümmer fänden sich dort. wenn auch wegen der ungünstigen Wasserverhältnisse nicht in dem Umfange sichtbar, wie man wünschen möchte. Ich habe darauf geantwortet, daß ich zwar insofern die Ansicht des Verf.s teile, als auch ich glaube, daß niemals der Hügel von Hissarlik dem Dichter den Begriff einer großen Stadt gegeben haben kann, daß sich aber ebenso wenig beweisen lasse, daß die Stadt, die Homer in der troischen Ebene voraussetzt, am Duden gelegen habe. Die Trümmer können von Städten herrühren, die erheblich später, als der Dichter lebte, gegründet wurden. Erst Ausgrabungen könnten hier Licht schaffen und beweisen, daß wirklich hier alle Bedingungen für das homerische Ilios gegeben seien.

Das 2. und 3. Heft schildern unter der Voraussetzung, daß Ilios am Duden lag, die nähere und entferntere Umgebung, das

Digitized by Google

5. Heft die troische Ebene. Der Verf. glaubt, daß sich die troische Ebene im Laufe der Jahrhunderte, ja Jahrtausende gar nicht geändert habe, daß die Flüsse jetzt noch genau ihren Lauf hätten wie damals, die Fuhrten sich noch an derselben Stelle befänden. Ich erlaube mir darüber kein Urteil, da ich die Gegend nicht aus eigener Anschauung kenne und nicht die Ansicht des Verf.s teile, daß man besser als durch Augenschein aus Karten die Gegend kennen lernen könne. Auch bin ich überzeugt, daß der Dichter nur ganz im allgemeinen ein Bild von der Gegend festhält, im übrigen aber ihr Züge gibt, wie sie zur jeweiligen Handlung passen. So haben die Dichter stets bis auf unsere Tage verfahren.

Dörpfeld, den der Verf. in den unpassendsten Ausdrücken angegriffen hat, wendet sich a. a. O. vor allem gegen die vom Verf. in der Einleitung zum 1. Heft ausgesprochene Ansicht, daß sich auf dem Hissarlikhügel nicht eine feste Stadt wie Troja, sondern nur ein Tempelbezirk des Apollo befunden habe. Gruhn antwortet darauf in seinem Tone und wirft Dörpfeld vor, daß er ja auch keine Achtung vor Schliemann gehabt habe, der Troja in der zweiten, nicht wie Dörpfeld in der sechsten Schicht gesucht habe. Auch weist er auf den schwächsten Punkt der Dörpfeldschen Beweisführung hin, das völlige Verschwinden der starken Lysimachischen Mauer; G. sieht sie in der, welche Dörpfeld der sechsten Schicht, d. h. dem alten Troja zuweist. Wenn in dem von der Mauer eingeschlossenen Raume Scherben aus älterer Zeit gefunden seien, so bewiesen sie für das Alter der Mauer ebensowenig, als ein Greis für den Rock, der ihn einschließt. Ich stehe hier genau auf demselben Standpunkt wie bei der Ithakafrage: Wenn es möglich ist, daß genaue Kenner der Verhältnisse, sei es aus eigener Anschauung, sei es durch Kartenstudium, das alte Ilios bald auf Burnabaschi, bald auf dem Hissarlikhügel, bald am Duden wiederfinden, wenn die 2. Schicht auf Hissarlik lange Zeit die Stadt getragen haben soll, dann die 6., wenn von den Flüssen bald behauptet wird, daß sie jetzt noch so fließen wie vor 3000 Jahren, bald daß sie ihren Lauf erheblich geändert haben, wenn ich endlich sehe, daß man Ausdrücke bei Homer, z. B. ἐπ' ἀριστερὰ μάχης, ganz verschieden je nach dem Standpunkt auffassen kann, so scheint es mir ganz unmöglich, die Lage des alten Ilios zu ermitteln, ja ich zweifele, ob Homer auch nur eine bestimmte Stadt oder die Trümmer dieser Stadt bei seiner Schilderung im Auge gehabt hat.

Hier möge auch Erwähnung finden:

11) John A. Scott, Homer's estimate of the size of the Greek army. The Class. Journal. Vol. IV. Febr. 1909. S. 165—174.

Der Verf. weist nach, daß nicht nur im Schiffskatalog die Zahl der Griechen so hoch angegeben sei, sondern daß die Vor-

Digitized by Google

stellung von einer sehr großen Zahl von Kämpfern auf beiden Seiten durch die ganze Ilias hindurch gehe, ja auch von den Cyklikern, soweit wir Kenntnis von ihnen haben, beibehalten sei. Nicht darauf aber komme es an, ob wirklich eine so große Zahl in jener Ebene habe kämpfen können, und ob jemals ein so großes Heer versammelt gewesen sei, sondern welche Vorstellung der Dichter habe und welche er uns beibringen wolle. Natürlich müsse der Dichter auch den Begriff gehabt haben, daß Griechenland stark bevölkert gewesen sei. Wenn Seymour, The life of Homer S. 571, es auffällig finde, daß Herakles mit 6 Schiffen, Agamemnon aber mit 1200 Schiffen gegen Troja gezogen sei, so erwidert Scott, daß bei Herakles die persönliche Tapferkeit hervorgehoben werde, bei Agamemnon aber grade der Umstand, daß er Führer eines großen Heeres sei — eine durchaus richtige Bemerkung.

II. Die Homerische Frage.

Die Untersuchungen der letzten Jahre haben zu dem Ergebnis geführt, daß weder die Kleinliedertheorie noch die Erweiterungstheorie, d. h. die Annahme, daß die homerischen Gedichte aus einem „Kern" allmählich in weit auseinanderliegenden Zeiten sich entwickelt haben, für ausreichend gelten können, die Einheit der Gedichte zu erklären. „Wir haben uns wieder gewöhnt", schreibt Bethe (s. u.), „auch die Ilias als einheitlichs Gedicht zu betrachten, wie es sich gibt, als das Werk eines künstlerischen Willens". Bethe stellt sich damit auf den Standpunkt, den auch v. Wilamowitz in seiner Geschichte der griechischen Literatur (s. JB. 1906 S. 241) eingenommen hat. Das Allerauffälligste aber ist das völlige Versagen des „sprachlichen Beweises", der länger als ein Menschenalter in der Homerkritik eine so entscheidende Rolle gespielt hat. Seit zwanzig Jahren habe ich gegen die Überschätzung dieses Mittels der Kritik gekämpft — Kluge (N. Phil. Rundschau 1892 S. 13/14) nannte meine Arbeit über die Bedeutung der Wiederholungen gradezu „eine Kriegserklärung gegen die jetzt herrschende Behandlung der Homerischen Frage" —, aber ich habe in Deutschland wenig Gehör gefunden. Jetzt aber ist mir durch Gelehrte des Auslands (Amerika und England s. u.) so kräftige Unterstützung geworden, daß nun niemand mehr den „sprachlichen Beweis" verwenden sollte, wenn es ihm nicht gelingt, die dagegen vorgebrachten Gründe zu erschüttern. Es zeugt umgekehrt von „Rückständigkeit" oder „Leichtfertigkeit", wenn ein Gelehrter versucht, ihn noch heute zur Grundlage der Kritik zu machen.

So dreht sich heute tatsächlich die Frage nur noch darum, ob ein wirklicher Dichter die Ilias und Odyssee geschaffen hat

Digitized by Google

oder ein mehr oder weniger geschickter Bearbeiter; mit anderen Worten: sind dichterische Gründe bei der Herstellung der Einheit entscheidend gewesen oder rein mechanische? Hat der Dichter unter freier Benützung des vorhandenen Sagenstoffes etwas Neues, Einheitliches geschaffen, oder hat ein Bearbeiter geschickt oder sklavisch vorhandene Behandlungen der Sage aneinandergereiht und damit etwas geschaffen, das nur äußerlich wie eine Einheit aussieht? Um diese Frage zu entscheiden, war eine genaue Analyse der Ilias und Odyssee nötig, die ohne jede Voreingenommenheit bei den zahlreichen Anstößen, welche die beiden Gedichte bieten, nach dem Grunde fragte, untersuchte, ob innere oder äußere Gründe, dichterische Absicht oder ein neuer „Vorlagestoff“ für die Gestaltung der Handlung maßgebend gewesen seien.

Eine solche Analyse ist in den letzten Jahren wiederholt verlangt worden. Leider haben grade die beiden Männer, die für die richtige Auffassung homerischer Dichtung in Einzelfällen soviel getan haben, Cauer und Finsler, in dieser Beziehung völlig versagt. Cauers Behandlung dieses Punktes in seinen „Grundfragen“ (vergl. JB. 1909 S. 217—219) ist so dunkel und widerspruchsvoll, daß ich noch keinen, der sie gelesen hat, gesprochen habe, der mir sagen konnte, was eigentlich Cauers Ansicht sei. Ich selbst habe es auch nicht ergründen können. Finsler dagegen hat (s. JB. 1909 S. 208—213) statt eine e i g e n e Analyse auf Grundlage der von ihm gegebenen, ausgezeichneten Erklärung der Gedichte zu bieten, die Analysen von drei oder vier Gelehrten wiederholt, deren Grundsätze der Kritik bei dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr als maßgebend anerkannt werden können.

Deshalb habe ich mich entschlossen, der Aufforderung nachzukommen, die an mich seit fünfzehn Jahren von den verschiedensten Seiten ergangen ist, und selbst eine Analyse zunächst der Ilias versucht, die dem heutigen Stande der Forschung entspricht. Bei der Ausarbeitung überzeugte ich mich bald, wie recht F. Stürmer (Weilburg) hat, wenn er sagt (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1910 S. 385), „daß jeder, der spezielle Untersuchungen über Homer veröffentlicht, sich in einem Vorwort über seine Stellung zu den allgemeinen Vorfragen, z. B. über die Entstehung und Verbreitung, über die schriftliche Abfassung u. dergl. auszusprechen habe“. Bei dem Zwecke aber, den ich verfolgte, genügte ein kurzes Vorwort nicht: ich war es denen, die meine Jahresberichte gelesen und immer wieder den Wunsch geäußert hatten, ich möchte wenigstens ein ausführliches Sachregister dazu geben, schuldig, genauer auf alle diese Fragen einzugehen und dabei auch die Literatur der letzten dreißig Jahre, über die ich berichtet habe, soviel als unbedingt nötig, zu berücksichtigen. Ich hoffe, damit zugleich denen einen Dienst zu leisten, die sich

Digitized by Google

über den augenblicklichen Stand der Frage unterrichten wollen, ohne die Zeit zu haben, die außerordentlich reiche Literatur zu der Frage selbst genauer zu studieren.

So ist das Buch entstanden, mit dessen Besprechung ich aus praktischen Rücksichten diesen Teil des Berichtes beginne.

12) Carl Rothe, Die Ilias als Dichtung. Paderborn 1910, Verlag F. Schöningh. XII u. 366 S. gr. 8. 5,40 *M*.

Im I. Teil (S. 1—141) wird „die Homerische Frage und ihre Entwickelung" in 3 Kapiteln behandelt: I. (S. 1—91) Die Einwände gegen die Einheit der Gedichte, mit den Unterabteilungen: 1. die erste Niederschrift der Gedichte, 2. Sprache und Versbau, 3. die Wiederholungen, 4. die Widersprüche, 5. die verschiedenen Kulturstufen. Ich glaube hier auf Grund der Forschungen in den letzten Jahrzehnten den Nachweis erbracht zu haben, daß alle diese Einwände nicht stichhaltig sind, noch hindern an einen Verfasser als Urheber der Gedichte zu glauben. Im II. Kapitel (S. 92—110) suche ich die Analyse als notwendige Grundlage der höheren Kritik zu erweisen, verlange aber, daß sie bei Anstößen zunächst nach dem Grunde fragt, warum der Dichter die Handlung so und nicht anders gestaltet hat, und daß sie sich umsieht, ob sich nicht ähnliche Anstöße auch in anderen, einheitlichen Dichtungen finden, d. h. „unter dem Zwange der Komposition" entstanden sind. Das III. Kapitel (S. 110—141) „Der Dichter" wendet sich gegen die Auffassung, daß Homer ein „Kollektivbegriff" sei und sucht eine ganze Reihe höchst individueller Züge des Dichters nachzuweisen, auch die Zeit, in der er lebte, näher nach ihrer Eigenart zu bestimmen.

Der zweite Teil, die Analyse der Ilias (S. 142—356), weist, zum größten Teile nach früher schon von mir oder andern Gelehrten entwickelten Ansichten, den inneren Zusammenhang der einzelnen Teile nach. Neu ist dabei die Gegenüberstellung von *A* und von *Ω*, die äußerst auffällig ist und auf einheitliche Gestaltung hinweist: Wie in *A* Thetis auf Veranlassung des Achill sich an Zeus wendet, um diesen zu bewegen, ihrem Sohne einen Dienst zu erweisen, so begibt sich in *Ω* Thetis im Auftrage des Zeus zu Achill, um diesen zu bewegen, Zeus einen Gefallen zu erweisen, nämlich den zeusgeliebten Hektor zur Bestattung herauszugeben. Wie die Bitte Achills in *A* erst nach 12 Tagen vorgebracht werden kann, so wird auch Thetis in *Ω* erst 12 Tage nach dem Tode Hektors zu Zeus beschieden. Wie ferner die Ilias mit 9 Tagen der Pest beginnt und am 10. Tage erst die Versammlung der Griechen eintritt, so endet die Ilias auch mit 9 Tagen der Vorbereitung zu Hektors Bestattung, und diese findet am 10. Tage statt. Gleicht nicht wirklich dieses Anheben und Ausklingen der Handlung mit den bewegten Bildern in der Mitte, wie ein

Digitized by Google

Freund von mir meinte, der Darstellung am Giebelfelde eines Tempels?

Ebenso ist neu, was ich über den Schluß von *H*, die Bedeutung des Phoinix in *I*, die Stellung von *Λ* im Zusammenhange, die Erweiterungen in *N—O*, besonders über die Einführung der Betörung des Zeus, gesagt habe. Im ganzen aber hat die Analyse ergeben, daß etwa mit Ausnahme des „Aineiasliedes" in *Y* und der Asteropaiosszene in *Φ* keine Szene rein mechanisch eingeführt ist, so daß man annehmen müßte, sie sei aus einem anderen Zusammenhange von einem „Flickpoeten" oder „späteren Rhapsoden" hierher versetzt. Ich habe dabei den Standpunkt vertreten, der den Lesern dieser Berichte bekannt ist und zuletzt JB. 1909 S. 209—213 im Unterschiede zu der Auffassung Finslers auseinandergesetzt und an bezeichnenden Beispielen veranschaulicht ist. Um die Analyse nicht zu stören, habe ich einzelne Fragen, z. B. über die Stellung der Here und Athene in der Ilias, das Meleagerlied, den „sprachlichen Beweis" in Bezug auf *K* und *Ω*, in den Anhang verwiesen. Endlich erleichtert ein von Herrn Prof. Stürmer aus Weilburg sorgfältig in drei Abteilungen angefertigtes Namen-, Sach- und Stellenregister die Benutzung des Buches. So bleibt mir jetzt nur der Wunsch, daß es den Hoffnungen entsprechen möge, die von den verschiedensten Seiten auf sein Erscheinen gesetzt sind.

Zu den hier behandelten Fragen sind nun folgende Schriften erschienen:

a. allgemeinen Inhaltes.

12) A. Gräf, Der gegenwärtige Stand der homerischen Frage, ein Literaturbericht. Progr. Lohr 1908. 39 S. gr. 8.

Der Verf. gibt, zum Teil wörtlich nach meinen Jahresberichten, eine Übersicht über den Inhalt der in den letzten zehn Jahren zu dieser Frage erschienenen Schriften und zieht am Ende den Schluß, daß sich die entgegengesetzten Ansichten etwa die Wage hielten, aber doch sehr viel für einen Dichter spreche.

13) A. van Genepp, La Question d'Homère, suivie d'une bibliographie critique par A. J. Reinach. Paris 1909, Mercure de France. 82 S. 12. Besprochen v. Mülder, Berl. phil. Wochenschr. 1909 Sp. 1233/35; Rev. crit. 1910 No. 26.

A. van Genepp gibt eine kurze Übersicht über die Entwickelung der Homerischen Frage, weist die Einwände gegen die Einheit zurück und sieht in Homer den Verfasser der Epen: höchstens könne er einige Mitarbeiter gehabt haben, z. B. könne das ganze 23. Buch von einem andern sein. Dies ist mir unbegreiflich, vgl. dazu meine Ausführung „Ilias" S. 318—326. Gut wird da-

Digitized by Google

gegen nachgewiesen, daß nur ein wirklicher Dichter der Verfasser sein könne. Was herauskomme, wenn nur ein Sammler oder Ordner sich an die Sage mache, bewiesen die isländischen und finnischen Sagas ebenso wie die Chansons de Geste. Besonders die letzteren seien interessant, weil sie durchaus ähnliche soziale und staatliche Verhältnisse voraussetzten wie die Ilias und Odyssee; trotzdem viele Dichter daran geschaffen hätten und auch Versuche zur Herstellung eines Kerns gemacht seien, sei doch ein großes Dichterwerk nicht entstanden. Ich bin derselben Ansicht und habe die Ausführungen des Verf. schon benutzen können „Ilias" S. 114 und 117.

Die Bibliographie von A. J. Reinach gibt auf 23 eng gedruckten Seiten eine gute Übersicht über die Behandlung der schwierigen Frage nach den verschiedensten Richtungen. Der Verf. betont, daß sich in den letzten Jahren eine sehr merkliche Wendung zu einer einheitlichen Auffassung der Gedichte vollzogen habe (S. 74) und hofft in der Einleitung (S. 63), daß diese Probleme „savamment élaborés outre-Rhin, rapidement adaptés et simplifiés outre-Manche" eine Lösung finden mögen von der Klarheit und dem Scharfsinn der lateinischen Rasse. Ich habe ebenfalls „Ilias" S. 112 darauf hingewiesen, daß die französischen Gelehrten die Frage mit mehr Geschmack behandelt und niemals so wegwerfende Urteile über die Gedichte ausgesprochen haben wie vielfach deutsche. Freilich haben sie sich auch niemals zu der Kleinarbeit verstanden, ohne die die schwierige Frage nicht gelöst werden konnte. Richtig bemerkt endlich der Verf., daß die Homerische Frage nicht mehr bloß ein literarisches Problem sei, sondern zu einer Geschichte des Ursprungs der Zivilisation im ägeischen Meere geworden sei. Die kleine Schrift sei allen, welche sich für die Frage interessieren, bestens empfohlen.

14) P. Cauer, Die Homerische Frage im Unterricht. N. Jahrb. f. d. kl. Altert. 1910. 26 Bd. S. 130—135.

Dieser Aufsatz ist der nur wenig veränderte Abdruck eines Vortrages, den Cauer in der altphilologischen Gruppe des rheinischen Philologentages am 2. 7. 09 gehalten hat. An einer Reihe gut gewählter Beispiele zeigt er, wie durch richtige Behandlung von auffallenden sprachlichen Erscheinungen oder dichterischer Darstellungsweise der Sinn der Schüler für wissenschaftliche Fragen geschärft werden könne, ohne daß man ihnen eigene Meinungen aufdränge. Zwei Gedanken, die er ausspricht, verdienen hier gegenüber so vielen abweichenden Ansichten hervorgehoben zu werden: 1) urteilt er (S. 142) über die Einfügung von der Ἕκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία, daß sie vortrefflich sei. „Wer nur einmal ernsthaft versucht hat, den sechsten Gesang als Ganzes zu denken und zu empfinden, muß von dieser Wirkung berührt werden: inmitten

Digitized by Google

blutiger Kämpfe eine Reihe friedlicher Bilder, hell von dem dunklen Grunde sich abhebend, nicht heiter, doch freundlich milde. Δακρυόεν γελάσασα, so blickt die Muse uns an. Und auf eben diesen Ton ist von Anfang bis zu Ende das Gespräch der Eltern des Astyanax gestimmt, das aus Trauer zur Hoffnung sich erhebt. Mag das Stoffliche darin entlehnt sein, woher man will: aus der bestehenden Umrahmung es lösen heißt ein Kunstwerk zerstören". Es ist die Ansicht, die ich seit Jahren vertrete und auch „Ilias" S. 206 u. ff. näher begründet habe. 2) Über die Menis als Motiv, das den ganzen Aufbau der Ilias trägt, schreibt C. (S. 144) „Einmal diente es dazu, den Helden in leidenschaftlicher Erregung darzustellen und ihn, wie in der Tragödie, dahin zu führen, daß er, in gerechtem Zorn verharrend, sein eigenes Glück zerstört; zweitens aber wurde durch Achills Fernbleiben der Schauplatz freigemacht für die Taten der andern: Menelaos, Diomedes, Aias, Agamemnon ..... Einem Dichter, der diesen genial einfachen Gedanken aus sich selbst geschöpft hat, dürfen wir das Höchste zutrauen, nicht nur an eigener, frischer Erfindung, sondern auch an selbständiger, sinnvoller Verwertung des Überlieferten". Das ist ebenfalls ganz meine Meinung: nur glaube ich dann auch, daß dieser Dichter der Ilias kein Banause gewesen, der fremden Stoff von überall her zusammengetragen hat, sondern daß er auch imstande gewesen ist, widerstrebenden Stoff zu einer Einheit zu bilden.

15) K. Dürr, Über die Grundfragen der Homerkritik. Pädagog. Archiv. 15. Jahrg. 3. H. (1910). S. 147—158.

Der ganze Aufsatz ist nur eine rühmende Besprechung von Cauers „Grundfragen". In dem Punkte, der mich von Cauer trennt, scheint Dürr (S. 158) mehr sich meiner Auffassung zuzuneigen. Wertvoll sind einige neue Literaturnachweise, namentlich aus der neusten Bearbeitung von Christs griechischer Literaturgeschichte durch Schmid.

16) W. v. Christ, Geschichte der griechischen Literatur. Fünfte Auflage, besorgt von W. Schmid. München 1908, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Ich habe über die 4. Auflage JB. 1906 S. 242—246, soweit sie unser Gebiet umfaßt, ausführlicher berichtet. Die neue Auflage unterscheidet sich auf diesem Gebiete nicht wesentlich von der früheren. Denn der Herr Herausgeber hat den Grundsatz verfolgt, möglichst wenig zunächst da zu ändern, wo eigene Arbeiten Christs vorlagen. So ist nur der § 22 über die Person, Zeit und Herkunft Homers erheblich geändert; ferner sind die § 47—57 (epischer Zyklos) vor 58—62 (Hymnos und Scherze) gestellt. Erweitert ist S. 48 Anm. 2 (gegen S. 42 Anm. 2) und hier für die alte Ansicht vom Bronzezeitalter auf Hesiod ἔργ. 151 hingewiesen

(vgl. JB. 1907 S. 389). Der Umfang dieses Teiles ist immerhin von 89 auf 102 Seiten gewachsen, da überall in den Anmerkungen die neuere Literatur nachgetragen ist.

17) A. Olrik, Epische Gesetze der Volksdichtung. Zeitschr. f. d. deutsche Altertum 1909. Bd. 51. S. 1—12.

Der Verf. hat sorgfältig die Volksdichtung bei verschiedenen Völkern untersucht und dabei eine große Zahl von Beobachtungen gemacht, die als „Gesetze“ der Volksdichtung überall wiederkehren. Diese Beobachtungen sind auch für die Betrachtung der homerischen Gedichte von Wert. Denn. wenn auch diese Gedichte nicht mehr Volksdichtung in dem Sinne sind, wie man es vor 150 Jahren und bis in die neueste Zeit hinein geglaubt hat, so sind sie doch aus der Volksdichtung hervorgangen, und es ist begreiflich, daß in manchen Einzelheiten der Dichter der Volksdichtung folgt. Es seien deshalb hier einzelne dieser Gesetze mitgeteilt, die für die Beurteilung der homerischen Gedichte von gewissem Werte sind: 1) Die Sage fängt nicht mit bewegter Handlung an und bricht nicht jäh ab; es folgt z. B. häufig die Rache des Toten und die Bestrafung des Bösewichtes; 2) Gesetz der Wiederholung, um den Begriff der Fülle hervorzubringen: Drei Tage geht der Jüngling in das Feld eines Riesen und jeden Tag erschlägt er einen. Mit der Wiederholung ist die Dreizahl (auch in den homerischen Gedichten!) ungewöhnlich häufig verbunden. 3) Jede Eigenschaft der Personen muß sich in eine Handlnng umsetzen; sonst ist sie nichts. 4) Die Volksdichtung ist „einsträngig“, läuft in grader Linie vorwärts. Verwickelungen bringt erst die „Kunstdichtung“.

b. Der sprachliche Beweis.

18) Melian Stawell, Homer and the Iliad London 1909, J. M. Dent u. Co. 331 S. 8. 10 *s* 6 *d net.*

Über den Hauptteil des Buches werden wir später bei der Analyse der Ilias berichten. Hier interessiert uns der Anhang, in dem ein reiches sprachliches Material beigebracht wird, um das Irrtümliche vielverbreiteter Ansichten nachzuweisen. Seit Geddes (The problem of the Homeric Poems) den Unterschied zwischen Achilles- und Odysseus-Büchern in der Ilias gemacht und die letzteren dem Verfasser der Odyssee zugesprochen hat, ist besonders von englischen Gelehrten (Monro, Leaf) immer wieder die Ähnlichkeit im Sprachgebrauch dieser Bücher mit der Odyssee betont worden. In Deutschland ist von Peppmüller die Übereinstimmung von *Ω* und von A. Gemoll die von *K* mit der Odysssee hervorgehoben und durch Beispiele belegt worden. Die Verfasserin wählt nun zwei allgemein als Achillesbücher anerkannte Gesänge *A* und *X*, und gibt im Anhang *B* S. 238—246 zuerst die ganzen Verse, Halbverse und bezeichnenden Ausdrücke an, die *A* (mit Ausschluß der Chryseisepisode 429—489) mit der Odyssee gemein

Digitized by Google

hat und findet auf diese 551 Verse nicht weniger als 102 solcher Beispiele. In *Ω* kommen auf 804 Verse 126 solcher Fälle, d. h. das Verhältnis beider zur Odyssee ist, wenn man die verschiedene Verszahl in Betracht zieht, genau dasselbe. Es wird so auch für dieses Verhältnis bestätigt, was ich „Wiederholungen" und „Ilias" (S. 40/41) nachgewiesen habe.

Im 2. Teile dieses Anhanges vergleicht M. St. die Worte von von *Ω*, die dieses Buch allein von der Ilias mit der Odyssee gemein hat, mit den Worten von *X*, die sich ebenfalls nur in diesem Buche und dann wieder öfter in der Odyssee finden, und ermittelt für *Ω* bei 804 Versen 46 und 4 unsichere, für *X* auf 404 Verse 26 solcher Worte. Es ist auch hier wieder genau dasselbe Verhältnis, obwohl doch *X* zu den Achillesbüchern (altem Kern), *Ω* zu den Odysseusbüchern und zwar zu den spätesten rechnet. Wir kommen später noch auf diese Zahlen zurück.

Die Verfasserin hat sich jedoch damit noch nicht begnügt. In einem 3. Anhang (S. 251—326) geht sie die Angaben von Monro „Homeric Grammar" (1891) durch und prüft sorgfältig nach, ob die Bemerkungen „findet sich nur in der Ilias" oder „nur in der Odyssee" stimmen, und stellt sie vielfach richtig. Ein Beispiel möge genügen, um die Besonnenheit dieser Ausführungen zu zeigen. Monro hat (§ 182) behauptet, daß *ἀμφί* mit dem Dat. = „inbezug auf", „über" bei den Verben sprechen, denken u. ä. Gebrauch der Odyssee sei. Nun führt St. aus, daß es im ganzen nur 7 solcher Beispiele in der Odyssee gebe (*δ* 151/2, *ε* 287, *ξ* 337/8 und 364, *ρ* 555 (*μεταλλῆσαι ἀμφὶ πόσει*) *τ* 95 (*ἀμφὶ πόσει εἴρεσθαι*) *ω* 263 *ἐρέεινον ἀμφὶ ξείνῳ*). Diesen 7 Beispielen entspricht zunächst ein ganz gleiches in der Ilias Π 647 *ἀμφὶ φόνῳ Πατρόκλου μερμηρίζων*; dann aber eine größere Zahl durchaus ähnlicher Fälle. Es finden sich nämlich nicht weniger als 8 Beispiele (oder mit den 4 Wiederholungen 12) in der Urilias und 3 (und 2 zweifelhafte) in den Zusätzen, die die Verfasserin annimmt (s. u.) von *ἀμφὶ* m. Dat. bei den Verben streiten u. ä., nämlich *M* 412 *ἀμφ' οὔροισι δηριάασθον*; *Γ* 70 (91 u. 294) *ἀμφ' Ἑλένῃ ... μάχεσθαι*; 157 *ἀμφὶ .. γυναικὶ ἄλγεα πάσχειν*; *Λ* 672, *Ο* 633. 587; *Π* 526 (565); *Ψ* 88 *ἀμφ' ἀστραγάλοισι χολωθείς*; *Ω* 108 *νεῖκος ὄρωρεν Ἕκτορος ἀμφὶ νέκυι*; dann in den „Zusätzen" *I* 547/8 *N* 382 *H* 408, endlich die zweifelhaften, da sie rein lokal aufgefaßt werden können: *E* 451, *Ξ* 447, *B* 782; diesen entsprechen in der Odyssee *α* 48 *δ* 153 *ὅσα ... ἐμόγησε ἀμφ' ἐμοί* *λ* 545/46, *χ* 228 *ὅτ' ἀμφ' Ἑλένῃ ἐμάρναο*. Zählen wir diese Beispiele zusammen, so haben wir in der Odyssee 7 + 4 = 11, in der Ilias (die Zusätze mitgerechnet, aber die zweifelhaften Beispiele ausgelassen) 1 + 8 + 3 = 12 (mit den Wiederholungen 15). Wir sehen daraus, daß dieser Gebrauch von *ἀμφί*, der in die attische Sprache nicht übergegangen ist, in beiden Gedichten ungefähr gleich ist; nur weil

Digitized by Google

in der Ilias mehr von Kämpfen die Rede ist, in der Odyssee von friedlichen Gesprächen mit Frage und Antwort, ist er auch in der Ilias häufiger bei den Verben, die kämpfen u. ä. ausdrücken, in der Odyssee bei denen, die sagen und fragen bedeuten.

Dabei müssen wir doch bedenken, und die Verf. macht S. 108 ausdrücklich darauf aufmerksam, daß selbst wenn Ilias und Odyssee von demselben Dichter wären, doch zwischen dem ersten und letzten von ihm gedichteten Gesange ein ganz erheblicher Zwischenraum liege, und daß in einer solchen Zeit die Sprache des Dichters wie der Zeit sich ändere. Virgil brauchte zur Abfassung der Aeneis 12 Jahre, ohne sie ganz zu vollenden, Klopstock zu seinem Messias 25 Jahre. Nehmen wir auch nur dieselbe Zeit für Homer an, so ist klar, daß gar manche metrische wie sprachliche Unterschiede in einer schnell sich entwickelnden Zeit ganz von selbst sich einstellen mußten, wie wir sie ja selbst in der klassischen Zeit bei Sophokles wahrnehmen, und wie sie jeder von uns merkt, wenn er etwa Goethes Götz mit Tasso oder Iphigenie, Schillers Jugenddramen mit den Werken vollendetster Kunst vergleicht. Interessant sind in dieser Beziehung die bestimmten Angaben, die St. S. 107 nach den Untersuchungen Bradhaws über die Sprache Miltons macht. Sie zählt nach Bradhaws Lexikon 1228 Worte, die mehr als einmal im „Verlorenen Paradies" erscheinen, vorher aber in seinen Werken überhaupt nicht. Die älteren Gedichte umfassen 3500 Verse, das „Verlorene Paradis" aber 10,550 Verse. Demgegenüber hat die Verfasserin nach Ebelings Lexikon der homerischen Gedichte 400 Worte gezählt, die mehr als einmal in der Odyssee, aber niemals in der Ilias, ferner 119 die in den „Zusätzen" der Ilias (nach der Verfasserin rund 7000 Versen s. u.), aber nicht in der Urilias vorkommen. Man wird der Verfasserin zugeben müssen, daß die Zahlen, wenn man den ganz verschiedenen Inhalt der Gedichte in Betracht zieht, verblüffend klein erscheinen gegenüber den für Miltons Gedichte ermittelten Unterschieden. Sie finden ihre Erklärung allein in dem Formelhaften der homerischen Sprache, wie ich öfters, zuletzt „Ilias" S. 39 u. ff., nach Schmidts Parallelhomer festgestellt habe.

Ja selbst dafür, daß bestimmte Worte, die ein religiöses Gefühl ausdrücken, wie *ἁγνή*, *ὁσίη*, *θεουδής* nach Jebb (Homer S. 55 A. 1) noch nicht in der Ilias, sondern erst in der Odyssee gebraucht werden, weist die Verfasserin eine Parallele bei Shakespeare nach: nach Professor Bradleys Bemerkung findet sich in allen Stücken Shakespeares aus der ersten Hälfte seiner literarischen Tätigkeit noch nicht das Wort „pious"; erst von Hamlet aufwärts ist es nachweisbar. Ich meine, alle diese Angaben verdienen große Beachtung auch in Deutschland, damit ganz verkehrte Vorstellungen über Homer, die sich auf die Sprache gründen, endlich weichen[1]).

---

[1]) Das Werk ist mir leider zu spät bekannt geworden, so daß ich es

Digitized by Google

Der von der Verfasserin hier geführte Beweis ist vervollständigt worden von:

19) John A. Scott, Odyssean words found in but one book of the Iliad. Classical Philology, Jan. 1910 S. 41—49; vergl. meine „Ilias“ S. 345—347.

A. Gemoll (Hermes XV (1880) S. 557—566) hat bekanntlich auf Grund des sprachlichen Materials den Nachweis führen wollen, daß die Dolonie (*K*) jünger sei als die ganze Odyssee. Obwohl Sittl, Die Wiederholungen in der Odyssee S. 30 u. ff. das Ergebnis bestritt, und ich selbst zu einer Zeit, in der ich noch von der großen Bedeutung des „sprachlichen Beweises“ überzeugt war (Bursians JB. 1881 XXVI S. 321/23), auf das Unzulängliche des Materials hinwies, fand Gemoll doch unbedingte Zustimmung bei U. v. Wilamowitz, der in seiner bekannten Weise Hom. Unters. S. 231 sofort die Behauptung aufstellte: „Die Dolonie benützte sicher die Odyssee des letzten Redaktors“. Ihm folgte Robert, Ilias S. 501, bei dem der Satz schon folgende Fassung annahm: „Bekanntlich ist die Dolonie auch das einzige Buch der Ilias, für das sich sprachliche Benutzung der Odyssee mit Sicherheit nachweisen läßt“, wobei auf A. Gemoll und U. v. Wilamowitz verwiesen wird, die Einwände dagegen nicht beachtet werden. Ich habe dann 1890 in „Bed. d. Wiederholungen“ S. 125 einzelne Verse von *K*, die sich auch in der Odyssee finden (243 = α 65[1]). 158 = ο 45) zum Ausgangspunkte genommen, um die ganze Unsicherheit des „sprachlichen Beweises“ zu zeigen. Dieser Beweis ist nun in trefflicher Weise ergänzt worden von J. A. Scott. Denn außer den ganzen Versen und Versteilen, die *K* mit der Odyssee gemeinsam hat, machte A. Gemoll noch auf 14 Wörter (in Wirklichkeit sind es nur 13, da ἐπιστροφάδην sich auch Φ 20 findet) aufmerksam, die allein in *K* und der Odyssee, sonst aber in keinem Buche der Ilias vorkommen.

Das Ergebnis schien überraschend und überzeugte sofort leichtgläubige Gemüter von der Sonderstellung von *K* und seiner großen Verwandtschaft mit der Odyssee. Nun hat J. A. Scott sich der Mühe unterzogen, nach Gehrings Index sämtliche Bücher der Ilias darauf hin zu untersuchen, wieviel Wörter sie mit der Odyssee gemein haben, die sonst in keinem Buche der Ilias erscheinen, und in zweiter Linie die, welche häufig in der Odyssee und nur ganz vereinzelt noch in der Ilias gebraucht werden. Er kommt dabei zu dem ganz überraschenden Ergebnis, selbst wenn

---

in meiner „Ilias“ noch nicht habe benutzen können; aber die Bestätigung der dort S 13 u. ff aufgestellten Ansicht ist mir sehr erwünscht.

[1]) Dazu bemerkt Shewan (s. u.), er habe die Ansicht von 15 Gelehrten gesammelt, neun von diesen hätten sich für *K* als Original, sechs für α entschieden!

man die zweite Klasse wegläßt, daß *K* zu den Büchern der Ilias gehörte, welche am wenigsten Wörter dieser Art aufzuweisen haben, nämlich 17 (nicht bloß 14 bezw. 13). Weniger haben nicht etwa Gesänge, die die Kritik dem „Kern der Ilias“ zuschreibt, sondern *M* (12), *H* (14), *Y* (15), d. h. lauter sogenannte „späte“ Bücher. Ja selbst solche Bücher, die ungefähr die gleiche Zahl oder nur wenig mehr haben wie *N* (17), *Δ* und *T* (20) *P* (21) gehören nach der Kritik nicht zu den ältesten Teilen; sondern diese wie *Λ* (26), *Α* (33), *X* (34) weisen ganz erheblich größere Zahlen, ja das Doppelte auf. Wenn *Ω* (mit 42) und *I* (mit 43) etwas höher stehen, so weist Scott mit Recht darauf hin, daß hierbei nicht nur die Verszahl in Betracht kommt (804 und 710 gegen 471 von *M*) sondern auch die Schilderung ganz ähnlicher Handlungen in diesen Büchern und der Odyssee, wie Anschirren der Maultiere, das Fahren der Wagen, Aufschlagen des Nachtlagers u. ä.; man vergleiche dazu die ähnliche Bemerkung M. Stawells S. 241 über das Vorkommen von *διὰ νύκτα* in *I* und *Ω* und der Odyssee (Monro H. G. § 215).

Dieselbe Frage behandelt:

20) A. Shewan, The Odyssean books of the Iliad. The Classical Quarterly. April 1910 S. 73—79.

Der Verf. ist, wie er mir mitteilt, mit einer größeren Arbeit über *K* beschäftigt; dieser Aufsatz dient gleichsam als Einleitung dazu. Er zeigt ebenfalls, auf wie unsicherer Grundlage der ganze „sprachliche Beweis“ beruht. Auffällig sei es zunächst, wie wenig *Θ*, das doch die notwendige Voraussetzung zu *I* und *K* bilde (s. u.) im Sprachgebrauch mit diesen beiden Büchern übereinstimme, und ebenso zeige die Übersicht, die ich JB. 1907 S. 324 von den grammatischen Untersuchungen Hentzes gegeben habe, wie wenig *K* mit den sogenannten Odysseusbüchern gemein habe. Daß die „Wiederholungen“ für die „höhere Kritik“ nicht zu verwenden seien, hätten meine Untersuchungen gezeigt (S. 75: The scandaluse misuse of the Repetitions in Homer has been exposed by Dr. Carl Rothe times without number, and his work of the „Wiederholungen“ has almost closed the discussion of the subject“ — leider nicht für deutsche Gelehrte!). Daß *K* nicht „ganz spät“ sein könne, nicht nach 650, wie man häufig annehme (s. u.), verfaßt sei, zeige sich in der Nachwirkung des Digammas, die in diesem Buche nicht weniger wahrzunehmen sei als in andern Büchern; und doch müßte dies der Fall sein, wenn es später als 650 verfaßt sei, weil die Gedichte des Archilochos aus dieser Zeit keine Spur dieser Einwirkung mehr aufwiesen. Auch im Versbau sei keine Verschlechterung wahrzunehmen. Wenn es Eigenheiten habe, so liege dies am Stoff. Wie sehr dieser auch für die Form des Ausdrucks maßgebend ist, macht der Verf. an

Digitized by Google

einem Beispiel klar. Er hat die Verse *Λ* 210—410 auf die Ähnlichkeit mit Ausdrücken aus der Odyssee hin untersucht und dabei ermittelt, daß allein in den (25) Versen 221—245, in welchen der Dichter ein friedliches Bild, die Geschichte des Iphidamas, gibt, 6 solcher Fälle sich finden, ferner 3 andere in Gleichnissen, während auf die übrige Kampfesschilderung, der $^4/_5$ der Darstellung angehörten, nur noch 3 unter den 12 Fällen gemeinsamen Ausdrucks kämen. Ferner hielten manche die Iterativa für ein Zeichen späteren Ursprungs: nun in *K* 5—16, die Fick für ganz spät hält, gebe es auch nicht ein Beispiel, obwohl doch hier reichlich Gelegenheit dazu war.

Eine andere Seite des sprachlichen Beweises beleuchtet:

20) John A. Scott, The Relative Antiquity of the Iliad and Odyssey Tested by Abstract Nouns.

Der Herr Verfasser hat die Freundlichkeit gehabt, mir diesen Aufsatz als Manuskript zuzusenden, so daß ich ihn noch für meine Arbeit (Ilias S. 19 u. ff.) benutzen konnte. Er soll nach einer Mitteilung vom 19. 4 inzwischen in The Classical Review Vol. XXIV I, S. 8 u. ff. erschienen sein. Der Inhalt ist sehr lehrreich für die Behandlung des „sprachlichen" Beweises. P. Cauer GF² S. 392/93 führt zum Beweise dafür, daß in der Odyssee der Gebrauch der abstrakten Substantiva mehr entwickelt sei als in der Ilias, eine Wahrnehmung M. Croisets an (Hist. de la litt. grecque I (1887) S. 389), der beobachtet haben will, daß „von den Subst. auf -ιη, -σύνη und -τυς die Ilias nur 39, die Odyssee 81" hat. Hätte P. Cauer die von Croiset angegebenen Zahlen im einzelnen nachgeprüft, so hätte er selbst schon den argen Rechenfehler merken müssen, daß nämlich Cr. bei den Substantiven auf -σύνη die Fälle, die Ilias und Odyssee gemeinsam haben, nur der Odyssee, nicht auch beim Schlußergebnis der Ilias zugerechnet hat. Berichtigen wir diesen Fehler, wie es Croiset nach Scott schon selbst in der 2. Aufl. (1898 S. 398) getan hat, so hat die Ilias 58, und das Verhältnis ist nicht mehr wie 1 : 2, sondern wie 3 : 4. Aber auch dieses Verhältnis entspricht nicht dem wahren Sachverhalt. Denn durch sorgfältige Zählung nach Gehrings Index homericus hat Scott festgestellt, daß Croiset, sei es durch falsche Zählung, sei es durch ungenaue Angabe seiner Quelle die abstrakten Substantiva sowohl auf -σύνη wie auf -ιη für die Ilias zu gering angegeben hat: eine genaue Zählung ergibt darnach 79 Fälle für die Ilias, d. h. der Gebrauch ist für Ilias und Odyssee ungefähr gleich; der geringe Unterschied macht bei dem verschiedenen Stoff — in der Odyssee mehr Betrachtungen, in der Ilias mehr Handlungen — nichts aus. Auffallend dabei ist noch, daß allein bei den Substantiven auf -τυς die Odyssee ein wenig mehr hat (9 gegen 5 oder richtiger nach Scott 8). Diese Endung ist aber eine altertümliche, die das spätere Griechisch aufgegeben hat; hier würde

Digitized by Google

die größere Zahl eher für den altertümlicheren Charakter der Odyssee sprechen. Dies glaube ich natürlich nicht, aber daß der „sprachliche Beweis“ zu keinem greifbaren Ergebnis führt, dies ist wohl klar.

Hier sei noch eine Arbeit desselben Verfassers erwähnt, die zwar ein anderes Gebiet betrifft, aber wegen des ähnlichen Ergebnisses Beachtung verdient:

22) **John A. Scott, Studies in Greec Sigmatismus. VI. Effect of Sigmatism as shown in Homer.** S. 72—77. Evanston, Illinois 1909.

Der Verf. geht aus von einer Bemerkung von Ameis-Hentze zu A 179/80, wiederholt von Sterret in seiner neusten Ausgabe ausgewählter Bücher der Ilias: „Das gehäufte σ in 179 und 180 gibt der leidenschaftlichen Rede einen scharfen Ton“. Scott zeigt, daß diese Bemerkung zurückgeht auf Eusthatius und noch weiter auf Dion. Hal. De compos. verborum 100: *ἄχαρι δὲ καὶ ἀηδὲς τὸ σ, καί, εἰ πλεονάσειε, σφόδρα λυπεῖ· θηριώδους γὰρ καὶ ἀλόγου μᾶλλον ἢ λογικῆς ἐφάπτεσθαι δοκεῖ φωνῆς ὁ σιγμός.* Der Gebrauch des σ in den homerischen Gedichten macht aber durchaus nicht den Eindruck, der aus der attischen Komödie bekannt ist. Um dies zu zeigen, hat der Verf. die Verse untersucht, in denen wie in A 179/80 5—7 σ vorkommen. Ihre Zahl beträgt über 300; daß sich darunter auch einige finden, die einen harten, scharfen Klang haben, ist begreiflich; aber klar ist auch, daß, wenn die Häufung des σ diesen Eindruck hervorriefe, er besonders in solchen Versen sich finden müßte, die 8, 9 oder gar 10 σ enthalten. Solcher Verse hat der Verf. 70 ermittelt, je 35 in Ilias und Odyssee. Er geht nun sämtliche Verse der Odyssee durch und zeigt, daß auch nicht einer diesen Charakter hat. Die beiden Verse z. B., welche hintereinander die höchste Zahl σ aufweisen (16), δ 844/45, enthalten eine ganz schlichte Schilderung: *ἔστι δέ τις νῆσος μέσσῃ ἁλὶ πετρήεσσα κτλ.* Ferner finden sich 12 σ in 20 Silben hintereinander gerade in der Anrede, die Odysseus an Nausikaa richtet (ζ 150/51); hier sagt der Dichter selbst *μειλίχιον . . φάτο μῦθον*; und schmeichlerisch, nicht hart klingt auch der Schluß seiner Worte: *σοὶ δὲ θεοὶ τόσα δοῖεν, ὅσα φρεσὶ σῇσι μενοινᾷς* — trotz der vielen σ.

Umgekehrt sind grade harte und drohende Äußerungen z. B. nach dem Vers: *τὸν (τὴν) δ' ἄρ' ὑπόδρα ἰδών κτλ* ganz asigmatisch. Ja Sc. zählt etwa 30 scharf tadelnde Worte auf, die ganz asigmatisch sind, wie *ἀμήχανε, μαινόμενε, μάντι κακῶν ἠπεροπευτά, αἰνότατε.* Ebenso sind die Verse der Ilias, die im schärfsten und härtesten Tone gesprochen sind *Α* 149 (*ὤ μοι, ἀναιδείην ἐπιειμένε, κερδαλεόφρον*), *Z* 326, *Α* 385, *X* 345 (*μή με, κύον, γούνων γουνάζεο μηδὲ τοκήων*) *X* 365, ganz oder fast ganz ohne Sigma. Auch hier hat man ohne Nachprüfung einen Einzelfall verallgemeinert.

Digitized by Google

Der Vollständigkeit wegen sei hier noch erwähnt, daß jetzt auch **Mülder** in seiner Ilias (s. S. 375) sich entschieden gegen die Verwendung des sprachlichen Beweises wendet, ja sie gradezu verspottet. Denn S. 323 lesen wir: „Mit diesem Glaubensartikel läßt sich mehr als alles beweisen", wozu die Anmerkung gemacht ist: „Es gibt in der ganzen Ilias kein ‚Lied', das man auf diese Weise nicht nach Belieben als uralt oder höchst modern erweisen könnte; den Beweis verhältnismäßiger Glätte oder schlimmer Depravation gebe ich dabei noch in Kauf". Da ich seit zwanzig Jahren diese Ansicht vertrete und durch immer neue Beweise zu begründen versucht habe, so wäre es wohl angebracht gewesen, auf diese meine Arbeiten, wie auswärtige Gelehrte es tun, zu verweisen; noch besser aber wäre es gewesen, Mülder hätte nicht nur eine Behauptung aufgestellt und auf die verkehrte Behandlung einer höchst wichtigen Frage der Homerkritik hingewiesen, sondern hätte, wie ich es zuletzt „Ilias" S. 25 ff. getan habe, sie durch neue **Tatsachen** erwiesen.

Fassen wir aber das Ergebnis aller dieser Untersuchungen zusammen und nehmen hinzu, daß auch im Versbau, wie M. Stawell a. a. O. S. 317—322 an einzelnen Beispielen (Vernachlässigung der Position, Hiatus nach kurzen Silben, Nachwirkung des Digammas) zeigt, kein wesentlicher Unterschied zwischen den einzelnen Büchern der Ilias und Odyssee besteht, so finden wir durch die dreißigjährige, sorgfältige Untersuchung homerischer Sprache bestätigt, was schon 1877 Naber (Quaestiones Homericae, Amsterdam) behauptete: „Id hodie, opinor, consentiunt omnes, sermonis nulla superesse indicia, quibus utaris ad solvendam perplexam quaestionem, quam Wolfius primus movit". Hoffentlich dringt diese Überzeugung nun auch wirklich durch und macht Arbeiten unmöglich, denen jede Beweiskraft abgeht.

Auf ganz anderem Standpunkte steht:

23) **A. Fick, Die Entstehung der Odyssee und die Verszählung in den griechischen Epen.** Göttingen 1910, Vandenhoeck und Ruprecht. XII u. 214 S. 7 M. Vergl. Chr. Hennings, Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 481—492; Mülder, Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 879—899.

Der greise Gelehrte will in dieser Schrift den Schlußstein legen zu seinen Arbeiten über Homer. Er hält fest an der Ansicht, daß alle älteren Teile der homerischen Gedichte bis in die Mitte des 6. Jahrh. in äolischem Dialekt gedichtet waren und dann erst in rein mechanischer Weise ins Jonische übertragen wurden; er hält auch fest, wohl als einziger aller lebenden Gelehrten, an der unbedingten Richtigkeit der Ergebnisse von Kirchhoffs Untersuchungen über die Odyssee und sucht sie durch ein neues Mittel, nämlich durch die Verszählung in den alten Epen, zu stützen.

Digitized by Google

Es ist schwer, grade auf diesem Gebiete bei völlig verschiedenem Gesichtspunkte der Betrachtung, bei völlig verschiedenen Grundsätzen der Kritik, der Ansicht des Gegners gerecht zu werden. Wenn F. als sichersten Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht den anführt, daß die älteren Teile der Odyssee eine restlose Übersetzung ins Äolische gestatten, so bestreite ich, daß sich mit irgend welcher Sicherheit größere Abschnitte der Odyssee als ältere oder jüngere Teile nachweisen lassen, und ich bestreite dies als Schüler Kirchhoffs, der ich lange Zeit derselben Ansicht wie der Meister gewesen und erst durch zwingende Gründe (s. o.) zu einer anderen Auffassung gekommen bin. Und wenn Fick behauptet, daß bis etwa in die Mitte des 6. Jahrhunderts alle Dichtungen der älteren Griechen in bestimmtem Dialekt abgefaßt waren und erst von dieser Zeit ab auch in andere Dichtungen unreine Formen eingedrungen sind, so vermisse ich den Nachweis, der in ganz zwingender Form erbracht werden müßte, warum grade das Epos seinen Dialekt aufgegeben und zwar fast vollständig, um in einen Dialekt umgewandelt zu werden, der in dieser Form damals nicht gesprochen wurde, während die Lieder der Sappho und des Alkaios sich verhältnismäßig rein erhalten haben. Und wenn später in der attischen Tragödie mitten im attischen Dialekt die Chorlieder den dorischen Dialekt beibehielten und also doch auch verstanden wurden, warum soll dann überhaupt eine Umwandlung des Äolischen Dialekts in den Ionischen nötig oder nur wünschenswert gewesen sein? Daß ein einzelner Rhapsode, meinetwegen Kynaithos, auf den wunderlichen Gedanken kam, eine mechanische Umsetzung vorzunehmen, ist möglich; daß aber alle Griechen dieses absonderliche Erzeugnis angenommen und alle Epiker von da ab in dieser wunderlichen Mischsprache gedichtet hätten, ist so unnatürlich, daß nur die sichersten äußeren und inneren Zeugnisse uns die Sache glaublich machen könnten. Diesen Beweis ist uns F. aber schuldig geblieben. Auch der Einwand, den F. S. 9 gegen die herkömmliche Auffassung erhebt: „Daß die Ionier mit Hintansetzung aller eigenen Erinnerungen sich ausschließlich der Verherrlichung der Achäer gewidmet haben sollten, ist nahezu undenkbar", verliert alle Bedeutung, wenn wir mit Drerup (Homer S. 47/48) annehmen, daß die Ionier aus den tapfersten der ausgewanderten Achäer hervorgangen sind (vergl. meine „Ilias" S. 17 u. ff.).

F. sieht aber in Kynaithos nicht nur den Mann, der das schöne Äolisch in ein abscheuliches Ionisch umgewandelt, sondern auch erst die Telemachie mit der Odyssee gegen 500 verbunden hat, und zwar soll diese Verbindung, wie S. 167—190 zu zeigen versucht wird, ebenso plump und abgeschmackt sein, wie die Umwandlung der Sprache. Wir fragen wiederum: wie war es möglich, daß alle Griechen diese gräßliche Verunstaltung alter, guter Dichtungen annahmen? Vor allen aber bitten wir den Gelehrten, uns darüber Aufklärung zu geben, wie er sich zu der

Digitized by Google

bestimmten Nachricht stellt, daß Peisistratos die homerischen Gedichte gesammelt und den Sängern aufgetragen habe, an den Panathenäen die homerischen Gesänge ἐξ ὑπολήψεως vorzutragen. Damals müssen sie also doch schon vorhanden gewesen sein. Ehe der Verf. uns nicht das Wunder erklärt, weshalb das kunstsinnigste Volk des Altertums, die Athener, vortreffliche, von allen verstandene und bewunderte Dichtungen gegen elende Machwerke eintauschten, können wir auf seine Darlegungen nicht weiter eingehen.

Was F. aber jetzt als Stütze seiner Ansicht anführt, nämlich die Verszählungen in den griechischen Epen, wird manchem geradezu als Spielerei vorkommen. Entschieden muß gegen diese Theorie einnehmen die Leichtigkeit, mit der die Zahlen, je nach der Ansicht des Verf.s, in den vorausgesetzten Urgedichten gefunden werden. So hat F. die Urmenis früher in zwei ganz gleiche Hälften von je 4 Gesängen, deren jeder 22 Strophen von je 11 Versen oder i. g. 242 Verse enthielt, eingeteilt (s. JB. 1902 S. 161). Jetzt hält er es für richtig, nicht von der Zahl 11 oder 242, sondern von der Zahl 243 auszugehen; „dann kommen wir auf 4 × 243 = 972, das dreifache von 324, der Tageszahl des siderischen Jahres von 12 × 27, die wir im Hymnos auf den Pythier und im Hymnos auf den Delischen Apollo gefunden haben" (S. 199). Ferner zerlegt er den Hermeshymnus, indem er 5 Verse streicht, in 52 × 11 = 572. „Zugrunde liegen in der Mitte der Dichtung 4 Glieder zu je 110, die überschießenden 132 sind auf den Anfang und Schluß in zwei gleiche Hälften zu je 66 verteilt". Von anderem Standpunkte aus hat A. Ludwig denselben Hymnus, ohne einen Vers zu streichen in 58 zehnteilige und 165 vierteilige Strophen zerlegt (s. JB. 1909 S. 220 u. ff.). Wer hat Recht? Auf Einzelheiten der Analyse kommen wir später noch zurück; im übrigen verweise ich auf die o. a. Besprechung von Hennings, die sich mit meiner Auffassung durchaus deckt.

c. Der Dichter und seine Zeit.

24) A. Gercke, Homer und seine Zeit. Deutsche Rundschau, herausgegeben von S. Rodenberg, 1909. H. 9. S. 341—355.

A. Gercke hat 1901 einen sehr lesenswerten Aufsatz über die „Analyse als Grundlage der höheren Kritik" geschrieben: ich konnte ihm nicht nur JB. 1902 S. 132 u. ff. unbedingt zustimmen, sondern habe auch in meiner Analyse der Ilias den Grundsatz befolgt, den er hier aufstellt: „Die Frage nach der äußeren Herkunft von scheinbaren Zusätzen oder Umstellungen beantworten wir heutigen Tages so: sie stammen aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Autor selbst, wenn nicht eine andere Herkunft nachzuweisen ist". Dieser Satz ist nicht nur durch eine Anzahl

Digitized by Google

sicherer Fälle aus der neueren Literatur bewiesen, sondern es stimmt dazu vor allem auch das Urteil Goethes (an Schiller 19. 4. 1797): „Einige Verse im Homer, die für völlig falsch und ganz neu ausgegeben werden, sind von der Art, wie ich einige selbst in mein Gedicht, nachdem es fertig war, eingeschoben habe, um das Ganze klarer und faßlicher zu machen und künftige Ereignisse beizeiten vorzubereiten". Da ferner A. Gercke in diesem Aufsatze die Auswüchse der Homerkritik stark tadelte und ausdrücklich erklärte, daß sie die Analyse in Verruf gebracht hätten, so mußte man in ihm einen der besonnenen Homerkritiker sehen.

Der vorliegende Aufsatz aber ist so sehr von aller Besonnenheit der Forschung das Gegenteil, er enthält eine so große Zahl völlig unbeweisbarer Behauptungen, schiefer Urteile und grober Irrtümer, daß ich glaubte, ein Namensvetter von A. Gercke habe diesen Aufsatz geschrieben, da ja auch zwei F. Stürmer (Münstereifel und Weilburg, s. JB. 1906 S. 247) so ganz verschiedene Ansichten zu Homer geäußert haben. Eine Anfrage aber, die ich zu diesem Zwecke an die Redaktion der Rundschau gerichtet habe, hat mir leider bestätigt (a. 28. 2. 10), daß der Verfasser Prof. Dr. A. Gercke, s. Z. in Greifswald sei. Wir müssen deshalb auf diesen Aufsatz näher eingehen, weil er gradezu typisch dafür ist, wie die Homerkritik nicht nur in Hörsälen, sondern schon in angesehenen Zeitschriften von einzelnen Universitätsprofessoren behandelt wird. Gleich der erste Satz, mit dem A. G. die Analyse der Ilias beginnt (S. 345) zeugt von arger Flüchtigkeit. Er wärmt die Grotesche Hypothese wieder auf, als deren Urheber er W. Müller „den feinsinnigsten Schüler Wolfs" hinstellt, und weist damit dem ersten Gesange eine Stellung zu, an die heute kein ernster Forscher mehr glaubt; vgl. JB. 1909 S. 223/24, wo die Literatur zu dieser Frage angegeben ist, darunter auch die Ansicht A. Gerckes: „In der Ilias scheint der Zorn Achills eine relativ junge Erfindung zu sein". Hier aber behauptet er, daß „ein ganzer Rhapsodienkomplex . . . in eine Achilleis eingelegt sei." Schlimmer noch ist, daß er von „einigen flüchtig erzählten Niederlagen", die dem neunten Buche vorausgehen, spricht, während in Wirklichkeit nur eine, in rund 400 Versen geschilderte Niederlage vorausgeht, und bedauerliche Unwissenheit verrät es, wenn er sagt, daß „erst im elften Buche Zeus sich seines Versprechens erinnert"; dies geschieht bekanntlich im achten Buche, während im elften Buche Zeus in ganz auffallender Weise Agamemnon ehrt, so daß er selbst (185 u. ff.) Iris zu Hektor schickt und diesem den Kampf mit Agamemnon verbietet.

Verwunderlich ist es weiter, wenn G. aus den Worten Achills (*T* 270—275):

„Vater Zeus, wie große Verblendung schickst du den Menschen!
„Niemals hätte mir sonst den Zorn in der Tiefe des Herzens
„Atreus' Sohn so gewaltig erregt usw. 24*

Digitized by Google

auf eine ursprünglich andere Gestaltung der Darstellung schließt und fortfährt: „Jene rohere, aus der Ilias fast verdrängte Vorstellung mag sich wohl in den Zeiten der griechischen Völkerwanderung gebildet haben, daß die Gottheit selbst das Blutvergießen wolle“. G. weiß nicht, daß grade in der Ilias stets die Helden für ihre Fehler die Götter, am liebsten grade Zeus, verantwortlich machen (vgl. meine „Ilias“ S. 147), daß jene Vorstellung von Plane des Zeus, der im Anfang der Kyprien erwähnt war, schon von Aristarch mit Recht aus unserer Ilias verbannt ist. Man hat umgekehrt mit viel größerem Recht gesagt, daß je häufiger die Götter in die Handlung eingreifen, um so später die epische Dichtung sei; vgl. Welcker, Der epische Zyklus T. II S. 277 und meine „Ilias“ S. 123/24.

Ich übergehe die Vermutungen des Verf.s über die ursprüngliche Form der Ilias wie der Odyssee, Vermutungen, die er selbst „kühne Konstruktionen“ nennt und die sich ebenso leicht aufstellen wie leugnen lassen, und wende mich dem Schlußsatze zu (S. 347): „Jedoch würde es ein methodischer Fehler sein, lediglich auf die streng philologische Interpretation und Textanalyse Schlüsse von so großer Tragweite begründen zu wollen. Die auf die gleiche Weise in Platons „Staat“, Goethes „Faust“ und Schillers „Don Karlos“ nachgewiesenen Pläne und Entwürfe raten zur Vorsicht, damit wir nicht einem Verfasser sein geistiges Eigentum absprechen“. Gut und ganz meine Ansicht! Man erwartet nun, daß auch der Verf. darnach verfährt — aber er schreibt ganz überraschend weiter: „Die von Dilettanten eigentlich deshalb erhobenen Einwände werden erst abgeschnitten, wenn der Beweis auf eine breitere Grundlage gestellt wird“. Der Ausdruck im Anfange des Satzes ist so unklar wie möglich, und ich habe mehrere Gebildete, die des Deutschen mächtig sind, gefragt und recht auseinandergehende Auffassungen gehört. Was soll „eigentlich“? worauf geht „deshalb“? und was ist unter „Einwänden“ (wogegen?) verstanden? Indeß so ungeschickt der Ausdruck ist, der Sinn des Satzes wird aus dem Folgenden klar. Der Verf. will sagen: „Aber nur Dilettanten können die (eben angeführten) sicheren Tatsachen benützen, um gegen unsere „kühnen Konstruktionen“ Einwände zu erheben“, d. h. der Verf. wendet dasselbe Mittel an, das wir schon einmal JB. 1907 S. 294 u. ff., als es von anderer Seite angewandt wurde, gründlich gekennzeichnet haben; er glaubt, alle ernsten Forscher die Beweise für ihre Behauptungen liefern und solche statt luftiger Vermutungen auch von andern verlangen, einfach damit abzutun, daß er sie als „Dilettanten“ bezeichnet, als „Leute, denen wissenschaftliches Denken nicht vertraut ist“. Wie ich nun das wissenschaftliche Denken und Verfahren des gleich Urteilenden im JB. 1907 näher beleuchtet und damit einen ganz unerhofften Erfolg gehabt habe (s. u.), so will ich auch hier um der Sache willen etwas näher auf diesen neuen Angriff eingehen, um dem Leser

Digitized by Google

ein Urteil zu ermöglichen, wo Dilettantismus, wo Forschung, die sich der Grenzen unseres Wissens bewußt ist, zu suchen sei.

Die breitere Grundlage nämlich, auf welche C. die Untersuchung aufgebaut sehen will, besteht in der sprachlichen Beschaffenheit der Gedichte und zweitens in der Beobachtung der verschiedenen Kulturstufen, verschiedener politischer und religiöser Anschauungen, die in den Gedichten sich zeigen. Daß der „sprachliche Beweis" bei dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr in Betracht kommt, um größere Teile der Gedichte als älter oder jünger zu bezeichnen, hat hoffentlich die Darlegung im vorangehenden Abschnitt gezeigt. Über die verschiedenen Kulturstufen aber habe ich „Ilias" S. 72—91 gesprochen und hier nachgewiesen, daß sich Anschauungen, die auf ganz verschiedene Kulturstufen zurückgehen in unzweifelhaft einheitlichen Dichtungen alter wie neuerer Zeit finden. A. Gercke kennt offenbar die griechischen Tragiker schlecht, hat wohl auch die Ausführungen von Wilamowitz zu Aischylos' Agamemnon, Euripides' Herakles u. a. nicht gelesen, sonst würde er nicht auf Dinge Wert legen, die für die Frage nach der Komposition der Gedichte von gar keinem Wert sind. Jedenfalls hat einen so ernsten Forscher wie E. Rohde das Vorkommen von „Rudimenten" älterer Vorstellungen nicht gehindert, an einen großen Dichter als Urheber unserer Ilias zu glauben; vgl. auch JB. 1909 S. 214—216.

Schlimmer aber als diese Nichtbeachtung ähnlicher Fälle ist die verkehrte Darstellung des wirklichen Sachverhaltes, wenn er schreibt (S. 352): „In der „Odyssee" finden wir eine durchaus gesittete, gebildete Gesellschaft, selbst Eumaeus heißt der göttliche Sauhirt. Brautraub gibt es nicht mehr, kaum noch Brautkauf; in der Telemachie sogar schon die Mitgift. Roheiten erlauben sich nur die Junker gegen das von ihrer Gnade abhängige Bettlergesindel. Die Grausamkeit barbarischer Zeiten ist fast ganz aus der feinen Dichtung verschwunden. In der „Ilias" dagegen malen die Dichter mit Vorliebe die schrecklichsten Verwundungen aus, und mitleidslos schlachten die Helden ihre wehrlosen, todwunden Gegner ab und begleiten ihre Handlung mit höhnischen Worten. In der Wut will Achill sogar dem Hektor Fleisch ausschneiden und es roh verzehren, und bei der Bestattung des toten Freundes schlachtet er zwölf gefangene Trojaner. — Etwas zäher haben die Göttergestalten diese alten Züge bewahrt. Hekate wünscht, Achills Leber zu haben, um sich hineinzubeißen und sie zu verschlingen. Heras Haß gegen Troja würde erst gesättigt werden, sagt Zeus, wenn sie Priamus und sein Volk roh verschlingen würde".

Über Einzelheiten dieser Behauptungen, z. B. über Brautkauf und Mitgift, über „die Dichter der Ilias", werden wir später sprechen. Hier interessiert uns zunächst nur das Urteil über Ilias und Odyssee im ganzen. Ich habe bisher immer geglaubt, daß

Digitized by Google

das Benehmen der „Junker“ in der Odyssee nicht nur dem „Bettlergesindel“, sondern auch Telemach, Penelope und dem Volk gegenüber „pöbelhaft“ ist. Ist es „durchaus gesittet“, daß die Freier trotz der dringenden Bitte Telemachs, trotz seiner Tränen, trotz des Widerwillens der Penelope im Hause bleiben, schmausen und prassen auf fremde Kosten? Ist es „durchaus gesittet“, daß sie die Freunde des Herrscherhauses, die ihm helfen wollen, mit schwerster Strafe bedrohen (β, 187—192)? Odysseus, wenn er zurückkehren sollte, ein schimpfliches Geschick in Aussicht stellen (ἀεικέα πότμον, β 250)? ja Telemach durch gemeinen Überfall zu töten suchen? Ich habe einen andern Begriff von „durchaus gesittet“. Wenn aber in der Ilias mehr Verwundungen im Kampfe vorkommen als in der Odyssee, so liegt dies doch am Stoffe. Nur im Kampfe werden Wunden ausgeteilt, nicht im friedlichen Leben, von dem uns die Odyssee im allgemeinen ein Bild gibt. Aber tatsächlich unrichtig ist es, daß „die Dichter der Ilias „mit Vorliebe“ das tun, was G. sie tun läßt. Es finden sich gegenüber der großen Zahl getöteter Krieger verhältnismäßig nur wenige, die „wehrlos, totwund“ niedergestochen werden „mit höhnenden Worten“. Wie steht es damit in der Odyssee? Tötet nicht hier im Freiermorde — die übrigen in der Odyssee erwähnten Kämpfe kommen als Schilderung gar nicht in Betracht — Odysseus mit seinen Gefährten und Athenes Unterstützung ebenfalls die wehrlosen Gegner? Stößt er nicht, genau wie Agamemnon und Achilleus in der Ilias, einen Wehrlosen nieder, der seine Knie umfaßt und mit rührenden Worten seine Unschuld beteuert, den Opferschauer Leiodes χ 310—329)? Wenn vollends nicht in der Hitze des Kampfes, sondern hinterher Telemach und seine Gefährten die Mägde, die es mit den Freiern gehalten haben, in so grausamer Weise aufhängen und den Melanthios in unsagbarer Weise, bevor sie ihn töten, verstümmeln (22, 361—477), so ist das eine Roheit, die selbst in der Ilias ohne Beispiel ist.

Daraus läßt sich erkennen, wie wenig begründet die Behauptung Gerckes von der größeren Roheit in der Ilias ist; der oben angeführte Schlußsatz aber setzt der Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit im Aussprechen von Urteilen die Krone auf. Zunächst verstehe ich nicht, was in dem Zusammenhange es heißen soll „etwas zäher haben die Göttergestalten diese alten Züge bewahrt“. Unmittelbar vorher ist doch von Roheiten in der Ilias die Rede; soll also „etwas zäher“ heißen „noch zäher“, oder soll es auf die vorher betonte Gesittung in der Odyssee gehen, von der nur „etwas“ die Göttergestalten abweichen, da sie zäher die alten Züge bewahrt haben? Leider geben die beiden angeführten Beispiele keine Aufklärung über die unverständlichen Worte. Denn Hekate kommt überhaupt in den homerischen Dichtungen nicht vor; was G. hier von ihr behauptet, sagt Hekabe, Priamus Gemahlin, in der furchtbarsten Seelenangst (Ω, 212/213), als Priamus

Digitized by Google

sich zu Achilleus begeben will und sie fürchtet, daß dieser auch ihn erschlagen könnte, wie er schon ihrer Söhne so viele erschlagen hat. Man würde deshalb im Interesse des Verfassers gern an einen Druckfehler glauben, — wenn Hekabe eine Göttin wäre. Aber dazu hat sie weder der Dichter der Ilias noch sonst jemand gemacht. So bleibt nur übrig einen, allerdings etwas starken Irrtum des Schreibers dieses Satzes anzunehmen, einen Irrtum, den man wohl einem „Dilettanten" nicht allzu übel nimmt, der aber bei einem wirklichen Gelehrten mindestens auffällig ist. Jedenfalls haben wir auch in dieser Beziehung alle Ursache, milder bei der Beurteilung homerischer Ausdrucksweise und einzelner Irrtümer zu sein, wenn die gleichen Fehler, unklare Ausdrucksweise und starke Irrtümer, sich in der Darstellung eines Gelehrten finden, der einen Aufsatz über Homer in eine der vornehmsten und besten Zeitschriften sendet, deren Lesepublikum doch ein gut Teil kritischer ist, als das Hörerpublikum, für das Homer dichtete.

Und nun noch ein Wort über „Brautkauf" und „Mitgift". Ich habe darüber ausführlich „Ilias" S. 87—91 gesprochen. Welches der frühere Brauch gewesen, darüber herrscht wohl kein Zweifel; aber nur grobe Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse kann in dieser Beziehung einen Unterschied zwischen Ilias und Odyssee herstellen. In beiden Gedichten gehen beide Bräuche neben einander. Mitgift wird angeboten I 146 u. ff., *N* 364 u. ff. (hier weist jedenfalls der Ausdruck *ἐεδνωταί* = „Ausstatter" darauf hin) und *X* 51. Diese Stelle ist besonders auffallend, da Priamus hier erklärt, daß der Vater seiner Gattin Laothoe ihr viel mitgegeben habe: *πολλὰ γὰρ ὤπασε παιδὶ γέρων Ἄλτης*. während in einer andern Stelle desselben Buches, *X* 472, wir hören, daß Hektor viel Brautgeschenke für Andromache gegeben (*ἐπεὶ πόρε μυρία ἕδνα*). Ist deshalb das Buch alt oder jung? Jedenfalls ist durchaus irreführend die Angabe Gerckes, daß in der Telemachie „schon Mitgift" vorkomme: sie kommt schon in Gesängen vor, welche wie *X* zu den ältesten gerechnet werden. Umgekehrt werden Brautgaben in den Teilen der Odyssee, welche zu den allerjüngsten gerechnet werden, nämlich in dem Tanzliede des Demodokos *ϑ* 318/19 und im Heroinenkatalog *λ* 382 erwähnt. Wo bleibt da der Unterschied der beiden Gedichte?

25) D. Mülder, Die Ilias und ihre Quellen. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 372 S. gr. 8. 10 *M*.

Die Aufsätze, die Mülder bisher veröffentlichte, bezeichneten den Tiefstand in der Beurteilung Homers. Er machte den Dichter zu einer Art Bänkelsänger, der nur für das 'profanum volgus' dichte, zu den Helden, die er besinge, in keinem inneren Verhältnis stehe, keinen eigenen Gedanken habe, überliefertes Vorlagematerial mit „plumper Hand" umgestalte, vortreffliche Gedanken

Digitized by Google

„umbiege“ und in Verkennung seiner Fähigkeiten sich an eine Dichtungsart gewagt habe, „deren stoffliche Voraussetzungen und deren Ausdrucksmittel er nicht annähernd beherrsche“. Nach diesen Vorarbeiten konnten wir von dem Verf. nichts erwarten, das lesenswert sei. Wir waren aber nicht wenig erstaunt, als wir im Vorwort lasen, daß M. während der Ausarbeitung einer „philologisch-kritischen Analyse“ der Ilias „hinter der Stoffmasse immer deutlicher das Bild einer eigentümlichen Kunst und einer eigentümlichen künstlerischen Persönlichkeit“ erschienen sei, „ein Bild, das nun gleichfalls dargestellt zu werden unabweisbar verlangte“. Als „Leitstern“ für die Darstellung diente ihm die Erkenntnis, die nicht grade neu ist, daß „man ein Dichterwerk nur erschließen kann durch Erschließung des Dichterischen in ihm“, d. h. die Dichtung Homers hat selbst auf einen ihrer ärgsten Verächter wieder einmal ihre gewaltige Wirkung ausgeübt: der Verf. stellt sich grundsätzlich auf den von mir seit 25 Jahren vertretenen Standpunkt. Wenigstens erklärt er (S. 7), ganz wie ich es in meiner Arbeit getan habe: „Ich werde daher in der nachfolgenden Analyse auf den Nachweis künstlerischer Einheitlichkeit besonderes Gewicht legen, auch von der eigentümlichen Technik handeln, durch die sie erreicht wird.“ Auch darin folgt er meiner Ansicht, daß er Homer nicht am Anfange, sondern näher dem Ende der epischen Dichtung sucht, daß er die Entstehung der Ilias aus einem Kern und seiner allmählichen Erweiterung für ebenso unmöglich hält, wie daß sie eine Sammlung epischer Lieder mit verbindendem Text sei. „Die Entstehungshypothesen operieren mit der an und für sich plausiblen Annahme, daß in den homerischen Epen das Vollkommene das Ältere, das Unvollkommene das Jüngere sei. Nimmt man aber dies Theorem, wie es durchweg geschieht, gar zu absolut und starr, so kommt man zu einer vollständigen Depravation des Poetischen, an deren Endpunkt der Flickpoet steht“. Daß M. selbst einer der schlimmsten Vertreter dieser Ansicht gewesen ist, verschweigt er ebenso, wie daß ich seit vielen Jahren gerade diese Auffassung, daß das Alte stets vortrefflich, das Jüngere schlecht sei, bekämpft habe (vgl. „Ilias“ S. 96 u. ff.).

Wie ich nimmt M. jetzt an, daß der Dichter zwar reichlich vorhandene Sage oder Lieder benutzt habe, daß aber diese Benutzung keine rein äußerliche sei, sondern daß er alle Vorlagen zu seinem Zwecke umgewandelt und dadurch zu seinem Eigentum gemacht habe. „Man wolle sich durch zusammenhängende Lektüre überzeugen, wie diese Hinweise auf die stoffordnende Idee mitten in andersartige und anders tendierende Handlungen hineingesetzt werden, um zu erkennen, daß, wenn hier etwa alte Lieder sein sollten, sie nur durch das Medium eines Dichters zu uns sprechen, der eigenen Kompositionszielen nachgeht“ (S. 22). Ebenso urteilt er über den Zweikampf in *H* (S. 39/40): „Zweifellos ist die Szene als Ganzes eine freie Schöpfung unseres Dichters; auch

formell gehört ihm unendlich viel mehr, als die Liedertheorie auch in vagster Fassung dem Bearbeiter zugestehen kann". Während M. früher nur von der „plumpen Hand" sprach[1]), mit der der Dichter vorhandenen Stoff „umgebogen" und dadurch seine Schönheit zerstört habe, lesen wir jetzt zu unserem Staunen (S. 327): „In solchem Falle beseitigt der Dichter nur unerträgliche Differenzen mit vorsichtiger Hand — natürlich! — würde doch konsequente Logik das ganze Prinzip zerstören" (das „natürlich!" rührt nicht etwa von mir, sondern in dieser Form von M. selbst her). Überhaupt hat er eine hohe Meinung vom Dichter bekommen, die meiner Auffassung nicht nachsteht. Denn er schreibt (S. 336): „Eigentlich hätte der Verfasser der Ilias, um urprünglich sehr verschiedene Motive verschiedener Herkunft in einem Zusammenhang vereinigen zu können, was soviel ungewöhnliches Geschehen und wunderbaren Sinneswechsel verlangt, eine ungewöhnliche Befähigung zu komplizierter psychologischer Motivierung besitzen müssen. Man kann gewiß darüber streiten, wieviel von dieser Kunst er theoretisch verstanden haben mag; es wird wohl mehr sein, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, wie ja schon das sehr souveräne Operieren mit Sinneswechsel dafür spricht, daß ein starkes Gefühl für den Einfluß der gebietenden Stunde auf menschliches Tun und Lassen dem Dichter innewohnt". Und S. 320 nennt er ihn ein „Talent von phänomenaler dramatischer Kraft, von dessen Finger berührt auch der kleinste Vorgang, das einfachste Datum der Quelle sofort dramatisches Leben gewinnt". Öfters ist auch von Hilfserfindungen die Rede und von technischen Mitteln, durch die uns der Dichter über Verhältnisse hinwegtäusche, die logisch schwer zu verstehen seien, ganz wie ich es an den verschiedensten Stellen nicht erst jetzt in der „Ilias", sondern schon lange in den Jahresberichten bemerkt habe (vgl. z. B .JB. 1909 S. 211—213, 1907 S. 311 u. o.).

Nehmen wir hinzu, daß M. meine Verwerfung des „sprachlichen Beweises" angenommen hat (s. o. S. 368), daß er sich sehr kräftig auch gegen die Annahme von Interpolationen ausspricht (S. 350 A.), wie ich es oft getan habe (z. B. JB. 1903, S. 298), und daß er selbst in geringfügigeren Dingen, wie über die Bedeutung der Örtlichkeit für die Dichtung, meine Ansicht teilt (z. B. S. 27 m. A. 1), so ist klar, daß es wenige Homerforscher gibt, die sich grundsätzlich so sehr auf den Standpunkt stellen, den ich seit 25 Jahren verteidige, wie Mülder. Trotzdem nennt er weder jemals meinen Namen noch führt er eine meiner Schriften an; ja wenn er, um das Verdienst seiner eigenartigen Untersuchungen in

[1]) Vgl. z. B. Mülder, Homer u. d. Elegie S. 46 mit der Anmerkung: „Mit plumper Hand" — ein Bissen für die gedankenlosen Homeranbeter, die alle Mängel an der Arbeitsweise ihres Ideals als göttliche und homerische Naivität glorifizieren".

Digitized by Google

nelleres Licht zu setzen, von den Unitariern sagt (S. 8): „Kritischer Aufzeigung von Anstößen pflegt man unter starker Betonung seiner Bewunderung für den Genius des Dichters mit der Forderung zu begegnen, einer solchen Größe gegenüber die Einsicht zu kreuzigen", so weiß ich nicht, welche Kritiker er damit meint: ich kenne wenigstens aus der neueren Zeit keinen. Jedenfalls habe ich die „Fehler" des Dichters unbedenklich anerkannt, und das gerade ist das Neue meiner Untersuchungen gewesen, wie einsichtige Kritiker, z. B. Hennings, Odyssee S. 31 u. ff., S. 209 u. ö. hervorgehoben haben. Ich überlasse es Lesern, die auf Klarheit auch in der Wissenschaft etwas geben, wie sie über die Verdunkelung der Tatsachen durch Mülder denken; mich kann es nur freuen, einen Mitkämpfer für eine richtigere Auffassung der homerischen Gedichte gefunden zu haben.

Wodurch unterscheidet sich nun auch jetzt noch Mülders Auffassung von der meinigen?

1) Setzt er den Dichter in das letzte Viertel des 7. Jahrh., weil er an die Einwirkung der Elegie glaubt. Da ich über diesen Punkt JB. 1907 S. 294 u. ff., außerdem „Ilias" S. 31—38 und S. 119—128 gesprochen habe, gehe ich hier darauf nicht näher ein.

2) Während ich mit vielen Kritikern glaube, daß man bei Homer wie alte Sprachreste und „Rudimente" älterer religiöser und sozialer Vorstellung so auch viele Sagen „durchschimmern" sieht, aber es für unmöglich halte, diese in bestimmter Form, ja auch nur dem Sagenkreise nach herzustellen, ist M. von dieser Möglichkeit überzeugt. Ich habe öfters, zuletzt „Ilias" S. 26 u. ff., S. 53/54 u. a., einzelne Beispiele aus der neueren Literatur angeführt und gezeigt, wie irreführend es sein kann, ohne genaue Kenntnis der Quelle auf ihre Beschaffenheit zu schließen. M. führt nun auch S. 41 Beispiele aus der neueren Literatur an, um zu zeigen, wie man aus den Angaben des Dichters sicher die Quelle ermitteln kann. So sagt z. B. in Lessings Emilia Galotti V 7 Emilia: „Ehedem gab es einen Vater, der, seine Tochter vor der Schande zu retten, ihr den ersten besten Stahl in das Herz senkte". Hierzu bemerkt M.: „Gesetzt, das Virginiamotiv wäre, was seine Herkunft betrifft, verschollen: würde man auf Grund der zitierten Stelle nicht wenigstens zu dem Schlusse gelangen, daß der Dichter in der Stoffündung sich angelehnt habe an eine ihm bekannte Tochter, welche unter ähnlichen Umständen wie bei Lessing von ihrem Vater getötet wurde?" Aber ich frage, könnte man aus den Worten der Emilia, wenn die Virginiaerzählung nicht bekannt wäre, schließen, daß jener Vater in Rom mehr als 2000 Jahre vorher zur Zeit der Ständekämpfe lebte? daß Virginia einem Klienten des Decemvirn sollte zugesprochen werden? daß ihr Vater sie tötete, um mit dem blutigen Dolch

das Volk zur Freiheit aufzurufen? Ich meine nur eine maßlose Überschätzung des Spürsinns im Aufsuchen von Quellen kann eine solche Erschließung der Quelle für möglich halten; tatsächlich aber verfährt M. so bei dem Aufspüren der Quellen, während ich glaube, daß man über die allerallgemeinsten Vermutungen nicht hinaus gehen darf; vgl. „Ilias" S. 198/99.

3) Wenn die Darstellung des Dichters Anstoß bietet, frage ich zunächst, weshalb der Dichter nicht die Handlung so gestaltet hat, wie es der Verstand fordert, welche Nachteile und welche Vorteile aus der Anordnung des Dichters erwachsen (vgl. z. B. „Ilias" S. 172 (Anfang von *B*), 193 (Anfang von *Δ*), 206 u. ff. (über *Z*), 250—256 (Schluß von *Λ*) u. a.). Die zersetzende Kritik sieht stets nur den Fehler und bedenkt nicht die Vorteile, die der Dichter durch seine Darstellung erreicht und die Nachteile, die der von ihr geforderte Gang der Handlung haben würde. Ich hoffe durch meine Darlegung der Gründe, die den Dichter bestimmt haben können, gerade die Handlung so, wie er es getan hat, zu gestalten, denen, welche die Dichtung nicht näher kennen, einen wirklichen Dienst zu leisten und zugleich zu einer gerechteren Auffassung der Gedichte beizutragen. Die Proben, die ich bis jetzt von einer solchen Erklärung der Anstöße bei Homer gegeben habe und die ich zugleich durch Beispiele aus neueren Dichtungen erläutert habe, sind wohl der Grund gewesen, weshalb immer wieder an mich die Aufforderung von den verschiedensten Seiten ergangen ist, die ganze Dichtung in dieser Weise zu behandeln. Mülder dagegen erklärt alle Anstöße, welche Homers Darstellung bietet aus den „Quellen" oder „Vorlagematerial", das der Dichter benutzt hat. Dabei hat er die verkehrteste Auffassung vom Dichter, die mir je vorgekommen ist. Auf der einen Seite soll nämlich der Dichter ein so übermenschliches Gestaltungsvermögen besessen haben, daß er die verschiedensten Sagenstoffe zu einer gewaltigen Einheit verschmolz, auf der andern Seite aber soll er so unfähig gewesen sein, daß er nicht die einfachste Szene ohne Vorlagen oder „Surrogate" davon bilden konnte. Wir meinen, daß an der Verschmelzung der verschiedenen Sagenstoffe zu einer Einheit, zur Sage vom trojanischen Kriege, unzählige Dichter gearbeitet haben, daß darin das Richtige der Annahme von „Volksdichtung" oder „Dichtern" der Ilias besteht (vgl. „Ilias" S. 114 und 262). Andrerseits aber lasse ich dem Dichter der Ilias wie später den Tragikern das Verdienst der besonderen Gestaltung der Handlung, wie sie uns jetzt erscheint, im ganzen wie in den einzelnen Szenen. Dafür daß der Dichter, der eine große Einheit einem widerstrebenden Stoffe geben konnte, nicht fähig gewesen sei, eine einzelne Szene „ohne Vorlage" zu gestalten, ist uns Mülder den Beweis durchaus schuldig geblieben. Seine Erklärungen der Anstöße kommen uns geradezu mehr als töricht, als ein Hohn

Digitized by Google

auf jede gesunde Auffassung einer Stelle vor, und wir würden jeden Lehrer bedauern, der hier Aufklärung zu seiner Belehrung suchte. Oder soll es z. B. wirklich zur Aufklärung des Zweikampfes zwischen Hektor und Aias etwas beitragen, wenn wir erfahren (S. 33), daß „der Kampf Davids gegen Goliath oder die Zweikämpfe römischer und deutscher Helden gegen ungeheure Gegner — rein als Motiv genommen — Parallelen des Zweikampfes sind“, und das nun im einzelnen ausgeführt wird? Wird uns der Anfang der Ilias klarer, wenn wir uns die „Originalszene“ so vorstellen (S. 306): „Nach Beendigung einer Expedition ist ein Heer im Begriffe, die Beute zu teilen. Da erscheint vor der zu diesem Zwecke noch versammelten Gemeinde ein Priester, um seine gefangene, zur Beute gehörige Tochter zu lösen. Da noch der ganze Beuteschatz Gemeineigentum ist, so ruht formell die Entscheidung über das Gesuch bei ihr. Sie ist auch geneigt, es zu genehmigen mit Rücksicht auf den gebotenen Preis und aus Respekt vor dem Priesterkleide. Aber der König bringt durch Ausübung des Auswahlrechtes das Mädchen in seinen persönlichen Besitz und weist den Priester ab“? Ich meine, eine solche Vorstellung verwirrt mehr, als sie klärt. Ist das Heer, das die Beute verteilt, gleichbedeutend mit der im nächsten Satze erwähnten „Gemeine“, die zu diesem Zweck versammelt ist? Und wie verträgt sich das „formelle Recht“ der Gemeine zu entscheiden mit der „Ausübung des Auswahlrechtes des Königs“? Ferner würde in diesem Falle es unbegreiflich sein, weshalb sich der König in Widerspruch setzt mit der Gemeine. Denn die Gemeine (das Heer?) ist doch offenbar ausgezogen, Beute im allgemeinen zu machen, nicht gerade Mädchen zu rauben. Diese Beute (Vieh und Lebensmittel) verwendet sie, wie sie es nötig hat, anderes verkauft sie oder nimmt Lösegeld. So hat der König gar keine Veranlassung, das Anerbieten abzuschlagen. In der Ilias hat Agamemnon in längerem Verkehr die Chryseis lieb gewonnen wie sein eheliches Weib (*A* 111—115); da ist die Ablehnung des Lösegeldes und die Zurückweisung des Priesters begreiflich (Mülder S. 307 unten sucht dafür einen ganz verkehrten Grund). Vor allem aber bekümmert sich der Dichter, wie er ja auch eine Örtlichkeit nicht naturgetreu nach Art eines Geographen schildert, bei der Darstellung von Staats- und Rechtsverhältnissen wenig um die genaue rechtliche Lage, sondern gestaltet eine Szene, wie es ihm für seinen Zweck angemessen erscheint.

Doch wir haben der Besprechung dieser Arbeit schon längere Zeit gewidmet, als sie verdient. „Fesselnd“, wie es in einer Empfehlung der Verlagsbuchhandlung heißt, mag sie für die kleine Zahl der Homerforscher sein, welche ihre Freude an luftigen Vermutungen finden, die jedes sicheren Anhaltes entbehren. Jeder ernste Forscher, der für Behauptungen auch Beweise verlangt,

Digitized by Google

wird sie bald mit Widerwillen aus der Hand legen, zumal sie auch in einem so liederlichen Stile geschrieben ist. Unmäßige Anwendung völlig entbehrlicher Fremdwörter[1]), Häufung von Substantiven, so daß ihre Verbindung unübersichtlich wird, unklare Ausdrucksweise, nicht selten verschuldet durch die Anwendung von Fremdwörtern u. a., machen das Lesen des Buches häufig geradezu zur Qual. Man lese z. B. die Seiten 333—338 einmal daraufhin durch, und man wird eine große Zahl von Beispielen[2]) finden, die diesen scharfen Tadel berechtigt erscheinen lassen.

26) Th. Plüß, a) Das Gleichnis in erzählender Dichtung. Aus der Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Basel 1907. S. 40—64 und Wochenschr. f. klass. Phil. 1908 Sp. 725 u. f.

b) Einheiten und Persönlichkeit im Homer. N. Jahrb. f. d. klass. Altertum 1909. I. Abt. Bd. 23. S. 305—321.

c) Technische Kunstgriffe und persönliche Kunst im Homer. Ebenda 1910. I. Abt. Bd. 25. S. 465—479.

In diesen drei Abteilungen, von denen die erste nur ganz im allgemeinen in unser Gebiet übergreift, entwickelt der Verf. seine Ansicht über Homer als Dichter. Diese Ansicht steht in schroffstem Widerspruch mit der heute noch weit verbreiteten Auffassung des Dichters als eines „Bearbeiters" oder „Flickpoeten", wie ihn in der Hauptsache doch auch Mülder schildert. Sie geht auch noch weit hinaus über die Auffassung, die ich in meiner „Ilias" über den Dichter entwickelt habe. Wenn ich in Übereinstimmung mit Zielinski, A. Römer, Hedwig Jordan u. a. von „technischen Mitteln" oder „Kunstgriffen" spreche, die der Dichter angewandt habe, um die Erzählung gerade so gestalten zu können, wie er es wollte, so wendet sich Plüß mit großer Entschiedenheit (oben c) gegen diese Auffassung als unwürdig des größten Dichters und sieht überall eine höhere Einheit, einen höheren Zweck für die Darstellung des Dichters. Es ist ganz unmöglich, bei diesem kurzen Bericht näher auf die Anschauung des Verf.s einzugehen, da man sie nur versteht, wenn man auch den ästhetischen Standpunkt des Verf.s einnimmt. Aber ich will wenigstens an ein paar Beispielen versuchen, seine Ansicht darzulegen; und dies geschieht am besten, wenn wir sie im Unterschiede zu anderen, in letzter Zeit vorgetragenen Auffassungen betrachten.

---

[1]) Ich habe diesen Fehler schon JB. 1907 S. 304 Anm. gerügt.

[2]) Ich hebe besonders hervor S. 333, 2. Hälfte, („in Ermangelung kongruenten Vorlagestoffes als Virtuose in der Beschaffung von formellem Ersatz durch Gleichnisse") S. 334 o. „Surrogat", „heroisches Kampfdetail" (!), „Provenienz" „reproduziert" in 4 Zeilen!), S. 336 oben (den Satz: „Ich sehe nirgends — zu machen" verstehe ich überhaupt nicht), S. 338 sind der erste wie der letzte Satz wahre Muster seines Stils.

Digitized by Google

Am ungünstigsten urteilt über die homerischen Gleichnisse Mülder; für ihn sind sie zum großen Teile nur „Surrogat für reale Kampfesschilderung“. „Sobald die Entwickelung der Handlung auf strategisches oder taktisches Detail führen müßte, weicht der Dichter in der Regel aus, indem er anstatt realer Angaben vollmundige Gleichnisdeklamation gibt“ (S. 333). Cauer (s. o. S. 359) sieht in den Gleichnissen das Mittel, die Handlung dem Hörer klarer zu machen (S. 137): „Wie ein Held in die Feinde einbricht und, durch die Masse zur Umkehr gezwungen, den Schild auf den Rücken geworfen, unter dem Schwirren der Geschosse ruhig davongeht: das hatte wohl noch keiner von ihnen gesehen. Aber vertraut war der Anblick des Esels, der im Saatfelde sich gütlich tat, obwohl Kinder mit Knütteln ihn zu verjagen trachten. sein dickes Fell spürt die Schläge kaum, gleichgültig grast er weiter, bis er genug hat und langsam abzieht (Λ 563–565). Sollte es wirklich jemals vor Homer eine so lange Friedenszeit gegeben haben, daß die Hörer, an die sich Homer wendet, nicht das Bild eines sich langsam aus dem Kampfe zurückziehenden Helden kannten? Nach allem, was wir von der älteren griechischen Geschichte wissen, nach dem Bilde, das uns der Dichter selbst von dieser Zeit in den schönen Versen Ξ 85–87 entwirft, muß ich das entschieden bezweifeln. Plüß dagegen schreibt (a S. 54): „Aias und der Esel: gemeinsam haben sie die widerspruchsvolle und doch charaktervolle Halsstarrigkeit, und indem wir diese am Esel uns mit heller Freude vorstellen, empfinden wir sie am Helden mit heiterer Sympathie, mit einer Art Humor“. Er führt noch „Odysseus und den Mann mit der Blut- oder Fettwurst“ (υ 25—28) und Patroklos' Leiche, verglichen mit der hin und hergezerrten Rindshaut an und sieht in dem ersteren Gleichnisse eine scherzhafte Herabsetzung der Heldensorge, im zweiten soll die „furchtbare Vorstellung eines wüsten .. Heldenkampfes die scharf kontrastierende Erinnerung an ein zwar äußerlich ähnliches, aber praktisch zweckmäßiges und wirksames Tun gewöhnlicher Menschen in friedlicher Lebenssphäre hervortreiben“. Doch soll dieser Stimmung nur die begleitende Nebenwirkung eines Gleichnisses sein: „Hauptwirkung war jedesmal die lebendige, empfindungsstarke Allgemeinvorstellung eines Vorganges“. Es ist überaus schwer, die Absicht des Dichters bei der Anwendung eines Gleichnisses zergliedern zu wollen, und es ist auch auf diesem Gebiete die Bemerkung Heynes (Antiq. Aufs. II 21) gegen Winckelmanns Auffassung antiker Kunst zu beherzigen: „Es läßt sich sehr bezweifeln, daß die griechischen Künstler den tausendsten Teil von all den schönen ästhetischen Raisonnements über stille Größe, die man ihnen unterlegt, im Sinne gehabt haben“. Aber jedenfalls ist diese Auffassung wenigstens ebenso berechtigt als die gar zu flache anderer Kritiker (vgl. „Ilias“ S. 351).

In dem zweiten Aufsatze zeigt er nach ähnlichen allgemeinen

Digitized by Google

Betrachtungen in geradezu großartiger Weise, wie die Handlung im 3. und 4. Buche der Ilias vom Standpunkte einer höheren Kunstauffassung sich entwickelt habe; ich muß hier den Leser auf die Darlegung selbst verweisen, da nur genau wörtliche Wiederholung sie klarlegen könnte. Ähnlich steht es mit dem dritten Aufsatze. Doch kann hier wenigstens ein Beispiel die Ansicht des Verf.s andeuten. P. wendet sich gegen die Erklärung, mit der Zielinski die 12 tägige Pause in *Α* entschuldigt hat, mit folgenden Worten (S. 473): „Aber man beachte, wie die Vorgänge aufeinanderfolgen, nämlich so, daß zwei Haupthandlungen je in zwei Teilhandlungen gegliedert und die Glieder verschränkt eine doppelte Kontrastwirkung bilden: Agamemnon setzt die Versöhnung des Achäerheeres mit Apollo eifrig ins Werk, aber durch eigene Unversöhnlichkeit treibt er alsbald den Achilleus zu der maßlosen Forderung schwerer Buße desselben Achäerheeres; jetzt sühnen die Achäer wirklich und vollends die Verschuldung Agamemnons gegen Apollon, aber nun wirkt trotzdem, in der Unversöhnlichkeit Achills und in der unwiderruflichen Anerkennung jener Achäerbuße durch Zeus, das achäische Verhängnis unaufhaltsam weiter. Eben in dieser Kontrastwirkung gelangt etwa folgende ideelle Handlung zum Ausdruck: wie der Vollzug des Achäerverhängnisses trotz glücklicher Möglichkeiten unaufhaltsam wurde“. In dieser ideellen Handlung nun aber ist es eben jene elftägige Abwesenheit der Götter und ist es eben die — in diese Frist sich einschiebende — wunderbar glückliche Sühnefahrt der Achäer, wodurch die zweite, bedeutungsvollere Möglichkeit und Erwartung des Glückes geboten wurde; es ist gleichsam ein allgemeiner Gottesfrieden und eine Frist zur Versöhnung menschlichen Haders. Und dabei macht die bestimmte Tageszahl den Eindruck, diese Frist sei bemessen nach alter Natur- und Schicksalsordnung“. Ob diese tiefsinnigen Gedanken Homer bei der Abfassung des ersten Gesanges selbst gehabt hat, wird sich natürlich nicht ausmachen lassen. Soviel aber ist wohl klar, daß eine solche Auffassung keine Aussicht auf Zustimmung findet, ehe nicht allgemeiner sich die Ansicht durchgerungen hat, daß die Werke Homers das Erzeugnis eines großen Dichters sind.

c) Zur Analyse der Gedichte.

25) Stephan Gruß, Ilias. Das Lied vom Zorne des Achilleus, rekonstruiert und übersetzt. Straßburg 1910, Ed. Heitz. 224 u. 167 S. 5 *M*.

Die Schrift zerfällt in 2 Teile: 1) Die Ilias 224 S. 2) Die Komposition der Ilias 167 S. Im ersten Teile übersetzt der Verf. zuerst die Teile der Ilias, die er für echt hält, in ganz freiem Rythmus, dann die „Anhänge“, die, „obwohl zweifelhaft unecht, doch teils ihrer Qualität, teils ihrer Bekanntheit wegen auch in

dieser Ausgabe nicht fehlen dürfen". Da die Verse nicht gezählt, auch die einzelnen ungleich lang sind, so ist es unmöglich, sich einen deutlichen Begriff davon zu machen, wieviel von der Ilias er für echt hält. Nur soviel ist klar, daß er die Ilias aus einem „Kern" bestehen läßt und zu diesem im allgemeinen die Stücke rechnet, die ich „Ilias" S. 125 als das „ureigenste Erzeugnis des Dichters" bezeichnet habe, während die Kritik grade diese Szenen zum größten Teil als Nachdichtungen „jüngerer" Homeriden ansieht. Es sind dies: 1) Der Streit zwischen Achill und Agamemnon; der Verf. verkürzt ihn zwar einerseits erheblich, rechnet aber andererseits auch die Rückgabe der Briseis, sowie die Szene zwischen Thetis und Achill dazu, nicht aber den Schluß von *A* (von 493 an). 2) Die Niederlage; dabei ist von Kampf kaum die Rede. Das Stück beginnt vielmehr mit Hektors Rückkehr in die Stadt, enthält seine Begegnung mit der Mutter, mit Paris und Andromache, alles in gekürzter Form, dann seine Rückkehr in den Kampf, der mit wenigen Worten nach dem Schluß von *Θ* erzählt wird. 3) Der Versöhnungsversuch, die Bittgesandtschaft mit Phoinix. 4) Die Patroklie, anfangend von *Λ* 595 und reichend bis zum 18. Buche, natürlich in ganz knapper Form; denn jeder der Gesänge enthält nur „400, höchstens 500" Verse. 5) Die Rache; sie erzählt die Aussöhnung Achills mit Agamemnon, seinen Kampf gegen die Troer, Tötung des Polydor, Zusammenstoß mit Hektor nach *Y* 419 u. ff. und *X* 322 u. ff. Daran schloß sich: 6) Hektors Auslösung nach *Ω*, doch auch stark verkürzt. Die „Anhänge" fügen noch folgende Stücke hinzu: 1) Das Versprechen des Zeus; 2) die verhinderte Rückkehr; 3) der gebrochene Vertrag; 4) Glaukos und Diomedes; 5) der überlistete Zeus; 6) die Waffenschmiedung; 7) Hektors Tod (nach *X*); 8) Patroklos Bestattung.

Näher auf diese Herstellung der alten Ilias einzugehen, hat keinen Zweck. Der Verf. steht auf dem veralteten Standpunkt, wie er vor 50 Jahren unter dem Einflusse Lachmanns üblich war. Er hat nichts gelernt aus der gewaltigen Arbeit, die seitdem geleistet worden ist, um ein besseres Verständnis der homerischen Gesänge anzubahnen. Ja man kann sich wundern, daß diese Arbeit überhaupt einen Verleger gefunden hat. Wen setzt denn der Verleger als Leser dieses Buches voraus? Glaubt er denn, daß jemand, der die Ilias nicht kennt, an dieser zusammenhangslosen, ohne Kenntnis der Ilias meist unverständlichen Auswahl einzelner Stücke Gefallen finden wird? Wer aber die Ilias kennt, wird noch viel weniger zu diesem mageren Auszug greifen. Für beide hat die Beigabe im 2. Teile, in welcher der Verf. seine Ansicht zu begründen versucht, keinen Zweck. Denn lernen kann er daraus nichts. Für den Homerforscher aber hat die Beigabe auch keinen Wert, da sie die erschienene Literatur nicht berücksichtigt und außer dem Grundgedanken, der Herstellung des

Digitized by Google

Kernes auch lauter friedlichen Bildern — die Kämpfe werden ganz ausgeschaltet — nichts Neues enthält, das für die Homerforschuug brauchbar wäre. Wenn also der Verf. schreibt (T. II S. 9/10): „Gesetzt den Fall, es bestritte uns jemand die Voraussetzung, daß es vor der Zeit des Redaktors jemals eine künstlerisch komponierte, in mehrere Festgesänge zerlegte Menis gegeben habe; dann gibt es, um diesen Einwand zu widerlegen, nur ein einziges Mittel: eben diese Menis aus der Ilias auszuschälen", so hoffe ich, daß gerade diese Herstellung der Menis jeden Menschen von künstlerischem Empfinden davon überzeugen wird, daß ein solches Gedicht niemals bestanden hat.

Ungleich höheren Wert hat:

29) **M. Stawell, Homer and the Iliad** (s. o. S. 361).

Wir haben den für die Forschung wohl wichtigsten Teil des Buches, den Nachweis der Unzulänglichkeit des sogenannten „sprachlichen Beweises" oben S. 361—363 besprochen. Aber die Schrift enthält auch sonst eine große Fülle richtiger Beobachtungen und Urteile, so daß sie in jeder Beziehung Beachtung auch bei deutschen Homerforschern verdient. Die Verfasserin legt zwar ihrer Betrachtung in erster Linie die Ergebnisse englischer Gelehrten, namentlich Walter Leafs, R. C. Jebbs, Murrays und Andrew Langs zu Grunde (vereinzelt nimmt sie auch auf deutsche Forscher Rücksicht), doch wahrt sie sich überall ihr eigenes Urteil und berichtigt manche irrtümliche Auffassung oder erklärt mißverstandene Stellen dadurch, daß sie auf die Absicht des Dichters näher eingeht, d. h. sie sucht Homer in derselben Weise zu erklären, wie ich es seit 25 Jahren tue und zuletzt in meiner „Ilias" getan habe. Wenn wir hier eine Reihe neuer Beobachtungen finden, so beweist dies nur, wieviel für die richtige Auffassung der homerischen Gedichte noch getan werden kann.

Die Schrift aber enthält viel mehr, als der Titel besagt. Denn die Verfasserin behandelt nicht nur die Ilias, sondern sucht vor allem Homer als Dichter von der Ilias (in ihrem Hauptbestandteile) und der Odyssee zu erweisen und seine Eigenart näher zu erläutern. Wie sehr die Odyssee mit berücksichtigt ist, zeigt schon die Inhaltsübersicht. Nach einer Einleitung (S. 1—10) folgt K. II—VIII (S. 11—92) eine Analyse der Ilias (K. II: Anfang der Erzählung, K. III: Der Charakter Achills, K. IV: Die Bedeutung der Bücher *Γ—Ζ*; K. V: Die Niederlage der Griechen *Λ—Ο*; K. VI: Die Sendung des Patroklos; K. VII: Der Tod Hektors; K. VIII: Die Schlußszenen (in *Ψ* und *Ω*). Hieran reiht sich K. IX: Stil und Sprache von *Ψ* und *Ω* (S. 93—104). Das ist der Inhalt noch nicht der Hälfte des Buches. In K. X werden Ilias und Odyssee verglichen, in K. XI die Odyssee als Ganzes

charakterisiert, dann werden in K. XII—XIV (S. 140—189) die einzelnen Teile der Odyssee (K. XII: Die Irrfahrten. K. XIII: Die Nekyia, K. XIV: Die Rückkehr des Odysseus) näher beleuchtet. In K. XV werden die Waffen, besonders im Anschluß an A. Lang (s. JB. 1907 S. 286—290), besprochen und durch einzelne Abbildungen anschaulich gemacht (S. 190—212).

Äußerst lehrreich ist endlich das letzte Kapitel „Homer und die isländischen Sagas" (S. 213—232), in dem die Verfasserin eine Reihe Züge der nordischen Sage und ihrer Darstellung im Liede vergleicht mit homerischer Darstellung, wobei es auffällt, daß diese Ähnlichkeiten sich auf Ilias wie Odyssee in gleicher Weise erstrecken. — für mich ein deutlicher Beweis dafür, daß in den homerischen Gedichten trotz kunstvoller Behandlung im einzelnen sehr viel Züge aus der Volksdichtung aufgenommen sind (s. o. S. 361 und „Ilias" S. 102/3).

Der Schrift ist ein längerer Anhang beigefügt (S. 233—328), von dem T. I eine Übersicht über die Stellen der Ilias gibt (s. u.), welche die Verf. für echt hält und die, welche sie für spätere Zusätze ansieht; über T. II und III s. o. S. 352/63; T. IV endlich enthält den Nachweis, daß auch der Frauenkatalog λ 235—327 dem Dichter der Odyssee gehört. Ein Namensregister (S. 329—31) vervollständigt das Buch.

Bei der großen Fülle des Stoffes ist es unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen. Es sei deshalb hier nur erwähnt, daß ich in keiner anderen Schrift so sehr das Urteil Schillers, der „in der herrlichen Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Teile eine seiner wirksamsten Schönheiten" sah, bestätigt gefunden habe wie in dieser. Schon in der Einleitung finden wir den Satz: Die Ilias ist nur als Ganzes wirksam; eine Anzahl Szenen, die einzeln gedacht unverständlich wären, gewinnen ihr Verständnis nur im Zusammenhange und zwar gerade durch solche Szenen, die die Kritik häufig als spät angesehen hat. So ist z. B. der Gedanke Hektors in Χ 114—119, Helena auszuliefern, nur verständlich, wenn der Zweikampf in Γ vorangeht und es sich hierbei um die Auslieferung der Helena und eine entsprechende Buße gehandelt hat. Wolle man aber sagen, daß der „ursprüngliche Kern", wie ihn Jebb und W. Leaf annehmen, von späteren Nachdichtern umgeändert worden sei mit Rücksicht auf die Zusätze, so anwortet die Verfasserin (S. 9), daß dies dann eben nicht mehr der „alte Kern" sei. Denn die wesentliche Grundlage für die Annahme eines solchen Kerns bilde doch die Voraussetzung, daß er glatt ausgeschieden werden könne. Ganz besonders häufig wird in den der Odyssee gewidmeten Kapiteln diese Beziehung nachgewiesen.

Wer nun nach diesen allgemeinen Ausführungen glaubt, daß die Verfasserin ganz auf dem von mir vertretenen Standpunkte

Digitized by Google

stehe, findet sich, was die Ilias angeht, enttäuscht. Denn hier nimmt sie schließlich doch einen älteren Kern an und nennt ihn auch aus Rücksicht auf ihre verdienstvollen Vorgänger „Achilleis“, während er richtiger „Ilias“ genannt werden müsse; denn mit dem Namen Ilias sei das Schicksal eines ganzen Volkes verbunden; was könne man aber Großes in dem „Zorn des Achilleus“ finden?

Das Urgedicht, das sie aufstellt, umfaßt rund 9000 Verse, die Zusätze 6700. Es zerfiel in drei Teile: 1) B. 1—6; 2) B. 7—18; 3) B. 19—24. Jeder dieser Teile hat Zusätze erhalten, am wenigsten der letzte; denn hier scheidet die Verf. in der Hauptsache auch nur die Teile aus, die auch ich als spätere „Erweiterungen“ zugelassen haben (*Υ* 1—380, *Φ* 136—521, *Ψ* 798—883). Auch der erste Teil ist nur wenig erweitert worden. Außer dem Schiffs- und Troerkatalog, den die Kritik mit seltener Einstimmigkeit als späteren Zusatz behandelt hat (doch vgl. meine „Ilias“ S. 180), verwirft sie nur noch die Volksversammlung in *B* 93—454 und einzelne Teile von *E* (127—132, 330—470, 506—909; vgl. dagegen meine „Ilias“ S. 200 mit Anm.). Die meisten Zusätze hat der 2. Teil erhalten. Denn hier soll nicht nur ganz *H* (außer 1—7), sondern auch *Θ—K*, der Anfang von *Λ* (1—61), Teile von *M*, ganz *N* und *Ξ*, von *O* 1—389, von *P* 459—592 erst später hinzugesetzt sein.

Es ist selbstverständlich hier unmöglich, auf alle Gründe einzugehen, welche M. Stawell bestimmt haben, alle diese Verse zu verwerfen; sie sind zum großen Teile schon, wie sie selbst sagt, von Jeeb, W. Leaf, Murray und, fügen wir hinzu, von deutschen Gelehrten angegeben worden. In vielen Punkten, namentlich auch in der Verwerfung von *N—O*, stimmt sie mit Kammer überein. Ich selbst habe diese Bücher auch zu der „Verbreiterung“ gerechnet, die nach Heusler, Lied und Epos, zum Wesen des Epos gehört, und auf Spuren hingewiesen, die einen späteren Zusatz verraten; vgl. besonders meine „Ilias“ S. 260, 269, 276—278. So ist mir allein auffallend bei dem Standpunkte der Verfasserin die Verwerfung der Volksversammlung in *B* und der Bücher *Θ—K* gewesen. Inbezug auf erstere aber teilt mir M. Stawell selbst in einem Briefe vom 31. Juli d. J. mit, daß sie jetzt meiner Ansicht sei (I am convinced now, that it (die Volksversammlung) is by the original poet); ebenso, daß sie zweifelhaft geworden sei inbezug auf die Verwerfung des Flußkampfes in *Φ*, den ich ebenfalls für echt halte. So brauche ich hier nach meiner Ausführung in „Ilias“ S. 172—180 nicht näher darauf einzugehen. Zu dem zweiten Punkte aber ist eine Einzelarbeit erschienen:

Digitized by Google

30) U. v. Wilamowitz, Über das Θ der Ilias. S.-B. d. Königl. Preuß. Akad. d. W. 1910. XXI. S. 372—402.

Gut weist hier W. nach, wie *Θ*, was längst erkannt ist, als Vorbereitung der Bücher *I* und *K* gedichtet ist. Der Gesang beginnt mit *H* 345 und reicht bis in den Anfang von *I* (etwa bis Vs. 88); den Verfasser des Gesanges, an dem die Kritik gewöhnlich nichts Gutes läßt, hält W. für einen wirklichen Dichter, ja spendet ihm Worte hohen Lobes: „Bewußte Kunst eines und desselben Dichters, bestimmter Stil zeigt sich durchgehends". Er sieht namentlich in den Reden Hektors (Ende *Θ*) und Agamemnons (Anfang *I*), sowie in den Worten Nestors *I* 71—78 und den Worten und Anordnungen Hektors am Schlusse von *Θ* eine klare Beziehung: „Wer diese Reden auseinanderreißt oder ihre Symmetrie stört, spricht sich selbst das Urteil". Finden wir bis dahin einen klaren Beweis, so tritt im Folgenden die willkürliche Behauptung an Stelle des Beweises. So schreibt er (S. 380): „Die zweite Rede (Nestors) brauche ich nicht zu analysieren: es ist deutlich, daß sie bereits zu den Litai gehört und deren Stil zeigt. Damit ist ausgemacht, daß der Dichter des *Θ* die Litai vorfand, also einfach gezwungen war, dieser Nestorrede eine andere, also auch dieser Versammlung im Zelt eine andere vorauszuschicken". Ich habe über diesen Punkt „Ilias" S. 228 und 241 gesprochen, und die ganze Frage ausführlich S. 216—246 behandelt, so daß ich hier nicht mehr darauf einzugehen brauche.

Nur ein paar Einzelheiten seien erwähnt. S. 388 schreibt der Verf.: Die Rettung Nestors durch Diomedes ist bekanntlich der schönen Szene der kleinen Ilias nachgebildet, die wir durch Pindar (Pyth. 6 mit Scholien) kennen. Also die Abhängigkeit dieses homerischen von einem kyklischen Gedichte steht fest". Wir kennen diese Beweisführung hinreichend (s. o. S. 364 ein anderes bezeichnendes Beispiel). Sie ist hier um so verwerflicher, als wir die Ausführung jener Szene in der kleinen Ilias nicht kennen und die in *Θ* untadlig ist, also nicht den geringsten Anhalt für die Annahme einer Nachahmung bietet. Ebenso unbegründet ist die Vermutung, daß der Dichter von *Θ* die Bestattung der Toten „vielleicht" aus den Kyprien genommen habe. Wenn der Katalog in den Kyprien aus der Ilias entlehnt ist, wie A. Gemoll wahrscheinlich gemacht hat, so ist es von der *νεκρῶν ἀναίρεσις* noch viel wahrscheinlicher. v. W. widerspricht sich selbst, wenn er S. 394 Anm. schreibt: „Dieser Aufenthalt in Lemnos (*Θ* 230) wird dem entsprechen, den die Kyprien nach Tenedos verlegen. Ihnen wird das von wilden Tyrsenern besetzte Lemnos nicht mehr angemessen erschienen sein"; wenn der Dichter der Kyprien hier geändert hat, so muß er doch später gelebt haben. Dieser Widerspruch ist offenbar v. W. entgangen, wie leider manches andere, was für diese Frage von entscheidender

Digitized by Google

Bedeutung ist. So sagt er, daß nur *I* 67 auf den Mauerbau hinweise; es ist ihm entgangen, daß auch *I* 349/50 ganz klar den Mauerbau, wie er am Schluß von *Θ* erzählt wird, erwähnen. Damit aber fällt die ganze Schlußfolgerung, die er S. 396 u. ff. zieht. Noch bedenklicher ist es, wenn er S. 394 schreibt: „Mit *Θ* beginnt der fürchterliche Tag, der in unserer Ilias bis zum *Σ* dauert". Dieser Tag beginnt bekanntlich erst in *Λ*; der Tag, der mit *Θ* beginnt, endet „in unserer Ilias" mit *Θ*, oder wenn man die folgende Nacht hinzunimmt, mit *K*. Wenn unsere geistigen Größen so irren (s. o. S. 374/75), müssen wir wirklich bei einem Irrtum Homers nachsichtiger sein.

Ich komme zur Hauptsache: v. Wilamowitz hat (s. o. S. 355) die Ilias „für so einheitlich in Haltung und Handlung erklärt, daß ein Wille eines Mannes sie gestaltet haben muß". Hier aber weist er auf die verschiedene „Stilisierung" hin, läßt den Dichter von *Θ* (im oben angegebenen Umfange) eine Ilias von *A*—*H* 322 und *Λ*—Mitte *Σ* voraussetzen; der Schluß dagegen von *Σ* nebst *T* soll wieder nach *I*, das nur wenig älter als *Θ* sei, entstanden sein, ja seinen Stil nachahmen. Daneben „kann sehr wohl ein Gedicht bestanden haben, das erst nach dem Tode des Patroklos begann". Wir fragen doch billig, wo dann noch der einheitliche Wille zu suchen ist, der unsere Ilias geschaffen hat. So lange wir darauf keine Antwort erhalten, werden wir Untersuchungen, wie diese, für das halten, was sie sind, für Übungen des Scharfsinns ohne wirklichen Wert.

Dasselbe gilt von der folgenden Schrift:

31) E. Bethe, Hektors Abschied. Abhandl. d. phil. hist. Kl. d. königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1909. XXVII. Bd. S. 411—442.

Ich habe diese Schrift besprochen Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 593—595, die ganze Frage aber, um die es sich hier handelt, ausführlich erörtert „Ilias" S. 207—212, nachdem ich schon JB. 1902 S. 150 Anm. eine Erklärung versucht hatte. Es sei deshalb hier nur ganz kurz bemerkt, daß der Verf. zwar auch in der Ilias „das Werk eines künstlerischen Willens" sieht, dabei aber glaubt, Spuren von Benutzung älterer Lieder nachweisen zu können. Diesen Standpunkt halte ich durchaus für berechtigt; nur die Weise, wie hier B. aus einer Anspielung, dem „Groll" des Paris, die weitgehendsten Folgerungen zieht, obwohl der Dichter keine Veranlassung dazu bietet, vielmehr eine einfachere Erklärung nahe legt, muß ich entschieden ablehnen. Denn kaum weniger zuversichtlich als v. Wilamowitz behauptet B.: „So wenig wir von diesem (vom Verf. erschlossenen) Gedicht besitzen, es läßt keinen Zweifel, daß es so fortgeführt werden sollte", nämlich daß Hektor nach der Begegnung mit Andromache in *Z* in den

Digitized by Google

Kampf stürzte, wo er fiel, während Paris „von der Seite des entführten Weibes weg fröhlich zum Siege (Erlegung Achills) gesprungen“ sei. Dazu reichen die Spuren denn doch nicht aus.

Hier will ich auch noch auf einen Punkt der Analyse eingehen, die Fick, Die Odyssee (s. o. S. 368) nach Kirchhoff gibt, weil Hennings a. O. S. 368, wie es bei der Darstellung Ficks begreiflich ist, ihn nicht richtig aufgefaßt, ja einen Druckfehler (S. 478 o.) angenommen hat. F. findet S. 12, daß Kirchhoff mit „genialem Blick“ den alten Nostos richtig hergestellt hat. Es seien nur zwei Lücken da: 1) nach η 296 (Hennings vermutet 243); hier wurde auf die Erzählung in ι übergeleitet; 2) nach ι 536: in dieser Lücke erteilte wahrscheinlich Ino Odysseus den Rat, in die Unterwelt zu gehen. Die erste Lücke glaubt F. ausfüllen zu können mit den Versen λ 333—376, wobei er die Verse 370 u. ff. so gestaltet:

ἀλλ' ἄγε μοι τόδε εἰπὲ καὶ ἀτρεκέως κατάλεξον·
πῶς ἑτάρους ἐρίηρας ἀπώλεσας, οἵ τοι ἅμ' αὐτῶι
Ἴλιον εἰς ἅμ' ἕποντο καὶ ἐν νόστωι ἀπόλοντο.

Darauf soll Odysseus geantwortet haben: „Ich will berichten“

κήδε' ἐμῶν ἑτάρων οἳ δὴ μετόπισθεν ὄλοντο,
οἳ Τρώων μὲν ὑπεξέφυγον στονόεσσαν ἀυτήν,
ἐν νόστωι δ' ἀπόλοντο θεῶν ἰότητι δαμέντες.

Nun hat aber Kirchhoff nach η 242 schon ganz ι folgen lassen, so daß nach η 296 keine Lücke entsteht. F. scheint der Anordnung zu folgen, die ich in meinem Programm 1881 De vetere ... Nostó S. 21 u. ff. versucht habe; darnach nannte Odysseus nach 242 zuerst seinen Namen, erzählte dann (ἄλλο statt τοῦτο in η 243) seine Erlebnisse von Ogygia an, um zu erklären, wie er zu den Kleidern gekommen sei, und drittens seinen Nostos von ι 29 an. Hier aber ist auch keine Lücke; ich habe sogar versucht, den Sturm, durch den die Gefährten zu Grunde gingen, nach Homer herzustellen [1]). Die Anordnung aber, die F. verlangt, ist völlig unverständlich, wenn die von ihm angeführten Verse nach η 296 folgten. Denn Alkinoos soll nun Odysseus nicht fragen, wie er nach Ogygia gekommen sei, sondern wie er seine Gefährten verloren habe. Odysseus antwortet, daß er dies tun wollte, erzählt aber seine eigenen Erlebnisse von der Abfahrt von Ilios an und den Verlust nur einiger Gefährten. Denn wie er um alle Gefährten kam, ist erst in dem „jüngeren“, später entstandenen oder, wie F. ihn nennt, in dem „Gegennostos“ enthalten. Deshalb kann unmöglich in der Lücke das gestanden haben, was F. vermutet, und wir haben einen neuen Beleg dafür, wie nachsichtig

---

[1]) Vgl. jetzt „Ilias“ S. 109, und die ausführliche Erörterung dieser Frage bei Hennings, Odyssee S. 208—214.

wir Homers Anordnung gegenüber sein müssen, wenn selbst große Gelehrte, die Homer verbessern wollen, eine noch widerspruchsvollere Darstellung durch langes Nachdenken schaffen.

32) F. Stürmer (Weilburg), Zur Odyssee. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1910. 5. H. S. 385—411.

Stürmer unterzieht hier in neun Paragraphen die Ausführungen Heinrich Schillers (s. JB. 1907 S. 314—316) über die Odyssee einer einsichtigen Kritik und verteidigt mit Geschick den Dichter gegen den Versuch derer, die es besser machen wollen. Wer den Unterschied zwischen nörgelnder Kritik und gesunder Auffassung einer Dichterstelle sehen will, wird diesen Aufsatz gern lesen.

33) Schiller, Telemachie und Odyssee. Berl. phil. Wochenschr. 1910. Sp. 92—96.

Der Verf. sucht nachzuweisen, daß die Verse ξ 175—182 ihre ursprüngliche Stelle in dem Gebete der Penelope δ 765—766 gehabt hätten. Er findet auch ein Mittel, anzugeben, was am 2. der 3 Tage geschehen sei, die Odysseus bei Eumaios zugebracht habe. Es fand nämlich an diesem Tage die Ἰθακησίων ἀγορά statt, die also zwischen ξ Ende und ο 321 gestanden haben muß: „Die ältere Odyssee, von der wir hier reden, bestand aus zwei Hälften, Nostos und Tisis, jede eingeleitet durch eine Olympszene. Im Nostos trat Telemach überhaupt nicht auf, in der Tisis ging Athene zu ihm vom Phorkyshafen aus, nachdem sie seinen Vater zum Sauhirten dirigiert hatte. Ebendahin wird sie wohl auch den Sohn nach seinem Mißerfolg in der Volksversammlung gewiesen haben. Dieser verließ also Ithaka überhaupt nicht, und Eumaios hatte deshalb nicht nötig, dem Vater in so mütterlich klingenden Worten von dessen Streichen zu erzählen". Und er schließt mit dem vernichtenden Urteil über die Odyssee und dem Preis seines Scharfsinns: „Es ist sehr bedauerlich, daß die Odysseedichtung in einer entarteten Gestalt zu uns gekommen ist; aber wir dürfen uns freuen, daß wir durch das Mittel der Rekonstruktion — die gute alte Dichtung in vielen Fällen wiedergewinnen können."

Diese Vorstellung von der Odyssee weist mit Entschiedenheit als töricht zurück:

34) F. Stürmer (Weilburg), Berl. phil. Wochenschr. 1910 S. 97—101.

Er zeigt zugleich, wie unverständig es sei, anzunehmen, daß jemals zwei Bücher Nosten nach ε 387 u. ff. eingeschoben gewesen seien, wo wir noch keineswegs über das Schicksal des Odysseus beruhigt sind. Besser ist es jetzt, wo die Ereignisse nun hintereinanderfolgen.

Digitized by Google

Unmittelbar vor Abschluß des Berichtes geht mir noch zu:

35) H. Draheim, Die Odyssee als Kunstwerk. Ein Beitrag zur Erklärung der Dichtung. Münster 1910, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 166 S. 8. 2 *M*.

In dieser Schrift erhebt sich eine neue Stimme gegen die verkehrte Richtung der Homerkritik, die die Einheit in den homerischen Gedichten nicht einem Dichter zuschreibt, sondern einem Redaktor, und zwar einem unverständigen, wirrköpfigen Manne, der mit seltenem Ungeschick vortreffliche Gedichte durch Beschneiden und Aneinanderflicken verdorben habe. Im besonderen bemerkt Draheim in der Einleitung (S. 6/7) über die eben erwähnte Ansicht Schillers: „Mir scheint das (von Schiller ververmutete) Lied fast ein Marionettenspiel zu sein, ein so dürftiges Lied, wie es kaum ein schlechter Dichter entwerfen konnte". Und gegenüber den drei Odysseen, die Schiller annimmt („ältere, mittlere oder Parallelodyssee und Einheitsodyssee), glaubt D., daß für die beiden ersteren keine Merkmale vorlägen, sondern daß der, welcher die „Einheitsodyssee" schuf, eben derselbe war, der Nostos und Tisis verband. In zehn Abschnitten (Plan und Einteilung unserer Odyssee; Götter und Menschen; Der Schauplatz der Handlung; Ilias und Odyssee; Epischer Stil; Abwechselung, Kontinuität; Scheinbare und wirkliche Mängel; Die großen Szenen; Sage und Dichtung; Die Textkritik) entwickelt er sodann seine Ansicht über den dichterischen Gehalt der Odyssee nach den Grundsätzen, die auch ich in meiner Ilias befolgt habe, d. h. wenn wir auffallende Darstellung finden, so fragt er, warum der Dichter so die Handlung hat gestalten müssen, wenn nicht größere Nachteile sich ergeben sollten. Hier nur ein Beispiel. Als einer der sichersten Stützen für die spätere Einschiebung der Telemachie gilt der lange Aufenthalt des Telemach bei Menelaos. Dazu bemerkt Draheim (S. 14/15): „Der Dichter hätte ja leicht zwischen dem 12. und 28. Tage kürzen können. Warum mußte die Fahrt des Odysseus von Ogygia nach Scheria gerade 18 Tage dauern? Wären nicht 15 oder 11 auch genug gewesen? Wohl nicht; denn Ogygia mußte in möglichst weite Entfernung gerückt werden. Man fuhr ja in 5 Tagen von Kreta nach Ägypten (XIV, 257), in 9 Tagen kam Odysseus von Malea zu den Lotophagen (IX, 82), in ebensolanger Zeit auch von Aiolos noch Ithaka (X, 28) und von der Charybde zu Kalypso (XII, 447). Achtzehn Tage sind zwei Fristen von je neun Tagen. Diese brauchte der Dichter für Odysseus; dafür konnte lieber Telemach untätig bei Menelaos bleiben[1]) vom 5. bis 35. Tage und die Freier sich auf Asteris die Augen aussehen vom 6. bis 35. Tage (XVI, 365—370). Oder die Abreise des Telemach von Ithaka hätte später erfolgen können:

---

[1]) Vgl. dazu M. Stawell a. a. O. S. 121.

dann hätte sie wieder nicht mit der Götterversammlung in Verbindung gebracht werden können, in der Odysseus' Heimkehr beschlossen wurde. Athene will nach Ithaka gehen, Hermes soll zu Kalypso gehen (I 84—95). Nun wird aber am 7. Tage wieder eine Götterversammlung gehalten: warum hat der Dichter diese nicht mit der ersten vereinigt, mit der sie doch inhaltlich zusammenfällt? Weil er dann auf den 1. Tag hätte zurückgreifen und so den chronologischen Gang unterbrechen müssen. Wollte er aber umgekehrt die Ankunft der Athene auf Ithaka nach der Entsendung des Hermes erzählen, so wäre er mit der jetzigen ersten Götterversammlung in dieselbe Schwierigkeit gekommen wie im andern Falle mit der jetzigen zweiten. In diesem Sinne ist also der Ansatz von 40 Tagen und die Verteilung der Handlung auf diese 40 Tage planmäßig und die Dichtung eine einheitliche". Gut vergleicht D. mit diesen 40 Tagen der Odyssee die 49 Tage der Ilias und das eigentümliche Verhältnis $3 \times 7 + 7 + 3 \times 7 = 49$ (s. o. S. 357).

Aber auch sonst enthält die Arbeit eine Fülle beachtenswerter Bemerkungen. So behauptet D., wie ich es öfters getan habe, daß in der Odyssee keine Spur einer Nachwirkung des Mythos zu finden sei, z. B. S. 24: „Wollten wir in der Odyssee das Mythische suchen und entfernen (?), so müßten wir Athene, Hermes, Zeus und Poseidon streichen"; S. 29: „Sollte Odysseus ein Apollo in menschlicher Gestalt sein, der tötende Pfeile sendet, so war es leicht das anzudeuten". Gut wird der Charakter des Odysseus geschildert und gezeigt, wie er diesen schon in der Ilias ausgebildet und wie der Held stets von Athene begünstigt sei. Auffallend ist dabei die S. 66 aufgestellte Ansicht: „Die oft gestellte Frage (nämlich warum es in der Ilias keine Aristie des Odysseus gäbe) wäre am einfachsten zu beantworten, wenn man sagen dürfte: weil es schon eine Odysseusdichtung gab. Und daß es diese — es braucht nicht unsere Odyssee zu sein — bereits gab, scheint mir die Doloneia zu beweisen. Denn dieses Lied kann nur deshalb in die Ilias gekommen sein, weil es in der Odysseedichtung nicht mehr unterzubringen war. Ebenso kann umgekehrt auch der Streit zwischen Odysseus und Achill, über den Agamemnon sich freut, in die Odyssee geraten sein". Wie ich über die Doloneia denke, habe ich „Ilias" S. 241—246 auseinandergesetzt, und ebenda S. 189 über Odysseus als Gestalt der Sage gesprochen. Zweifellos war der Charakter der Helden durch die Behandlung im Liede in den Hauptzügen festgelegt, ehe unsere Ilias und Odyssee entstanden (vgl. dazu auch „Ilias" S. 262).

Doch der guten Bemerkungen über die Kunst des Dichters im Aufbau der Handlung, über seine Stellung zur Sage, über die Verkehrtheit einer Kritik, die die Darstellung zerreißt und Unverständiges an die Stelle setzt, sind so viele, daß ich hier nur

Digitized by Google

darauf hinweisen kann. Jeder, der Sinn für wirkliche Dichtung hat, wird das kleine Büchlein mit Freuden lesen.

Nur einen Punkt muß ich noch zum Schluß erwähnen, der wohl Widerspruch von mancher Seite finden wird. Draheim hat nicht nur zuerst aus Homer erschlossen, daß „Leukas" das homerische „Ithaka" sei (s. JB. 1905 S. 162/63) und deshalb auch Dörpfelds Untersuchungen unbedingt gebilligt, sondern er tritt auch seiner Auffassung über die Entstehung der Epen entschieden bei. Denn er schreibt S. 61: „Als die Zeit des letzten Abschlusses der Ilias und der Odyssee ergibt sich die Verdrängung der Achaier durch die vordringenden Dorier. Die Verdrängten nahmen ihre stolzen Erinnerungen als Erbstück in die neuen Wohnsitze mit. So lange die Odyssee diese aktuelle Bedeutung hatte, mußte die alte Geographie beibehalten werden. Als die Odyssee Literaturdenkmal wurde, verwandelte sich die aktuelle Bedeutung in eine historische. Da wäre es zwecklos gewesen, an den alten Benennungen zu rütteln und sie durch neue zu ersetzen, Dasselbe gilt von der Ilias. So muß denn die Odyssee wie die Ilias vor der Kolonisierung von Sizilien und Korfu abgeschlossen worden sein, und der Dichter mutete seinen Hörern und Zeitgenossen nicht mehr zu, als er ihnen billigerweise zumuten durfte". Ich habe zu dieser äußerst schwierigen Frage, die durch diese Sätze Draheims nicht an Klarheit gewonnen haben dürfte, meine Ansicht „Ilias" S. 119—128 ausgesprochen und will deshalb hier nicht weiter darauf eingehen.

Zum Schluß sei noch hingewiesen auf:

36) J. Gröschl, Text und Kommentar zu der homerischen Batrachomyomachie des Karers Pigres. Friedek 1910. 41 S. gr. 8. Vgl. A. Ludwig, Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 162.

In dieser Ausgabe wird uns das allerliebste Gedicht, das im Altertum und Mittelalter, aus den Kommentaren zu schließen, viel gelesen war, leichter zugänglich gemacht. Denn es werden die Namen gut erklärt und die meisten Vokabeln angegeben, so daß es wohl den Versuch lohnte, das Gedicht einmal mit einer Prima in dieser Ausgabe zu lesen.

Nach Schluß des Berichtes ist mir noch zugegangen:

37) Le Origini Della Civilta Ellenica. Omero di Engelbert Drerup, versione fatta sulla prima editione tedesca da Adolfo Cinquini et Francesco Grimod, con aggiunte dell' autore et appendice di Luig. Pernier, con 223 illustrazioni e 2 tavole colorate. Bergamo, Instituto Italiano d'Arti Grafiche-Editore. 1910. 292 S. 4. 10 £.

Wir haben über das hochbedeutsame Werk von Drerup, Homer, München 1903, in unseren JB. 1905 S. 149—154 berich-

Digitized by Google

tet. Die vorliegende Arbeit ist keine bloße Übersetzung jenes Werkes, sondern eine völlige Neubearbeitung. Dies beweist schon der erheblich größere Umfang: den 145 S. gr. 8 entsprechen 292 S. 4. Der Verf. hat die in den letzten sieben Jahren erschienene Literatur mit einem erstaunlichen Fleiße benützt und nicht nur in Anmerkungen, die in dieser Schrift zum Vorteil der Sache gleich unter dem Text, nicht erst im Anhange folgen, sie angeführt, sondern auch den Text danach umgestaltet bzw. erweitert. Ja über die meisten Fragen ist die gesamte Literatur mit einer Vollständigkeit angegeben, selbst bis auf kleinere Besprechungen oder Jahresberichte, daß man nirgends sich so leicht über den augenblicklichen Stand der Frage unterrichten kann wie in diesem Werke. Nehmen wir hinzu, daß die Abbildungen (etwa 260 gegen 105) mehr als verdoppelt erscheinen, daß die einzelnen besser geordnet, größer, klarer und sauberer ausgeführt sind, so haben wir hier ein Werk, das wie kein zweites uns nicht nur durch den Text die älteste Kultur der Griechen darstellt, sondern auch durch reichen, prächtigen Bilderschmuck anschaulich macht, ein Werk, in dem aufs glücklichste deutsche Gründlichkeit und Forschung mit italienischem Geschmack und Kunstsinn vereinigt sind, ein Werk, das ebenso dem Forscher wie dem Liebhaber der alten Kunst hohe Freude bereiten wird diesseits wie jenseits der Alpen.

Bei der Kürze der Zeit ist eine gründliche Besprechung des Werkes unmöglich; aber wenn ich mir auch vorbehalten muß, später auf den Inhalt zurückzukommen, so halte ich mich doch für verpflichtet, schon jetzt auf folgende wesentliche Änderungen bzw. Erweiterungen, die Drerups Homer in dem neuen Gewande erfahren hat, aufmerksam zu machen. Zunächst gibt der Verf. in der Vorrede, die im „Homer" fehlt, Auskunft über den Zweck des Buches; es will einerseits in das Studium Homers und des epischen Volksgesanges einführen[1]), andrerseits uns ein Bild geben von den Anfängen der griechischen Kultur, zumal des mykenischen Zeitalters. Es werden damit allerdings in gewissem Sinne zwei ganz verschiedene Dinge verbunden, da, wie der Verf. (Homer S. 41 und 119 und noch schärfer Omero S. 76 A. 3 u. 242/44) selbst betont, homerische und mykenische Kultur nicht identisch sind. Die Verbindung aber beider Welten war durch die Vorgeschichte des homerischen Epos gegeben, in welchem wenigstens noch eine „autochthone" Erinnerung an jene versunkene Vorzeit lebt.

In der Neubearbeitung wird dieser Zusammenhang noch klarer gestellt, indem der Verf. das Wesen der Volkspoesie im

---

[1]) O. Jäger, Homer und Horaz S. 15, urteilt treffend über das Buch „daß es für alle Fragen circa Homerum sehr zu empfehlen" sei; die Neubearbeitung läßt auch den Dichter völlig zur Geltung kommen (z. B. S. 36, 72—74).

Digitized by Google

Gegensatze zu der eigentlich gelehrten Dichtung scharf hervorhebt „Den höfischen Einschlag in der Ilias und den Nibelungen leugne ich nicht; aber die Antithese 'höfisch-bäurisch' durfte für diese Dichtung gar nicht ausgesprochen werden" (S. 38). Wenn auch die homerischen Dichtungen aus der Volkspoesie — wie auch ich wiederholt in der „Ilias" betont habe — hervorgegangen sind, so sind sie jetzt doch zweifellos Kunstwerke; sie können nicht aus ganz verschiedenen Dichtungen durch eine mehr oder weniger mechanische Tätigkeit hervorgegangen sein, sondern sind einheitliche Schöpfungen. Drerup ist, ebensowenig wie ich, „ein grundsätzlicher Gegner jeder kritischen Untersuchung Homers", wie man ihm vorgeworfen hat, glaubt aber, wie ich (s. o. S. 389 unten), „daß man bei allen diesen Versuchen höchstens soviel erkennen kann, wie der Entwickelungsgang der epischen Poesie gewesen sein kann, niemals aber, wie er in Wirklichkeit gewesen ist" (S. 39). Deshalb tritt er auch den darauf hinzielenden Versuchen Finslers und Mülders ebenso entschieden entgegen, wie ich es getan habe (s. o. S. 378 u. f.). Auch gegen Heusler, der, Lied und Epos S. 8, das Wesen des Liedes dahin bestimmt: „ein Lied erzählt nicht eine Episode, sondern eine ganze Fabel", wendet der Verf. (S. 65, Anm. 1) ein, daß ein Lied sehr gut auch eine Episode behandeln könne, daß Heuslers Ansicht allein für die germanische Poesie gelte, während die homerischen Gedichte uns ein anderes Bild böten (vgl. α 325 u. ff., ϑ 62 u. ff., 599 u. ff.). Wie aber aus dem Einzelliede die Epopoie entsteht, weist der Verf. hier gut (S. 43/44) aus dem byzantinischen Epos „Digenis Akritas" nach (vgl. Krumbacher, Gesch. d. byzantinischen Litt.[2] München 1893 S. 827); denn von diesem Epos sind verschiedene Gesamtredaktionen vorhanden und daneben hat das Einzellied fortgelebt. Alles in allem genommen, sind hier die literarischen Parallelen in dieser für uns wichtigen Frage vollständiger verarbeitet als sonst irgenwo und verdienen die Berücksichtigung aller Forscher.

Im dritten Teile „Ilias und Odyssee" (S. 213—278) ist bemerkenswert die veränderte Stellung, die der Verf. zur Ithaka-Leukasfrage (s. o. S. 349 u. ff.) einnimmt. Er gibt S. 246 Anm. 3 die Literatur im wesentlichen vollständig an, alle selbständigen Schriften und meine Jahresberichte, und sagt dann (S. 250) nach sorgfältiger Erörterung der wesentlichsten Punkte, daß er meinen Standpunkt teile, wenn ich behaupte: „ein Dichter habe durchaus das Recht, auch eine ihm genau bekannte Örtlichkeit nach den Bedürfnissen der Handlung zu gestalten, ja selbst eine hierfür geeignete Örtlichkeit zu erfinden" usw. Er schließt im Gegensatz zu Dörpfeld mit der Bemerkung: „Da die abschließende Form der Odyssee weit hinter den epischen Einzelliedern liegt, deren Dichter aus eigener Anschauung geschildert haben können, werden die jüngeren ionischen

Digitized by Google

Dichter kaum eine solche Ortskenntnis der westlichen Inseln besessen haben".

Die größte Bereicherung hat, wie begreiflich, der zweite Teil erfahren: den 65 Seiten des ‚Homer' entsprechen hier 134 des „Omero". Hier sind die reichen Funde der letzten Jahre in Thessalien, Orchomenos, Tiryns, Pylos, Melos, Kreta sorgfältig verwendet und z. B. die archäologische Beschreibung der Paläste von Knossos und Phaistos völlig umgestaltet, die Kapitel über mykenische Kunst und Religion wesentlich erweitert (man vgl. z. B. die Beschreibung der Steatitvasen Fig. 164—167 auf S. 159/60 oder des Sarkophages von Hagia Triada mit der einzigartigen Darstellung eines Totenopfers S. 176 auf den beiden farbigen Tafeln u. a.). Aber auch die allgemeinen historischen Erörterungen sind nachgeprüft und erweitert worden, z. B. über die Pelasgerfrage und und die nichtgriechischen Inschriften von Lemnos (S. 99—102) und über die Chronologie der mykenischen Zeit. Dieser ganze Teil zeigt durchweg selbständige Forschung und gesundes, selbständiges Urteil, das gerade auf diesem Gebiete, wo für luftige Vermutungen ein so weiter Spielraum ist, um so höher anzuschlagen ist.

Besondere Erwähnung endlich verdient noch der archäologische Anhang über altkretische Kunst (S. 279/89) von Dr. L. Pernier, dem Leiter der Ausgrabungen von Phaistos und jetzigem Direktor der italienisch-archäologischen Schule in Athen, der einen klaren Überblick über die verschiedenen Phasen des kretischen Palastbaues und der kretischen Kunst gibt, wobei er in den historischen Grundfragen mit den deutschen gegen die englischen Gelehrten übereinstimmt. Doch kann ich hier den reichen Inhalt dieses Teiles nur andeuten, die Beurteilung gehört in ein anderes Gebiet der Jahresberichte; aber meine Freude muß ich ausdrücken, daß dieses glänzende Werk, in welchem der Verfasser auch mit aller Entschiedenheit für die homerischen Gedichte als wirkliche Dichtungen eintritt, gerade zu derselben Zeit erschienen ist, in der auch Draheim und ich für diese Auffassung gewichtige Gründe geltend gemacht haben. Möge dies ein gutes Zeichen sein für eine gerechte Beurteilung des Dichters!

Nicht zugänglich gewesen sind mir:

1) Berger, De Iliadis et Odysseae partibus recentioribus, sive de arte inducendi et concludendi sermonis Homerica. Diss. inaug. Marburg 1909. Scharf verurteilt von Mülder, Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 65—67.

2) N. Terzaghi, Questioni fondamentali della critica homerica. Atena e Roma No. 127/28 S. 219—239.

Digitized by Google

Von den Schriften, die im letzten Jahresberichte (1909) behandelt waren, sind mir noch folgende Besprechungen bekannt geworden:

Finsler, Homer. Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 417—421 (Ziehen Sonntagsblatt d. Baseler Nachrichten 1908 No. 14 unter der Überschrift: Homer im neuen Jahrhundert.

Cauer, Grundfragen: Cultura XXVIII, 14 S. 433—436 (A. Caponi); Wochenschr. f. kl. Phil. 1909 Sp. 729—733 (Harder).

A. Ludwig, Hymnenbau. Zeitschr. f. Gymn.-Wesen 1909 S. 1909 S. 490—496 (O. Wackermann), DLZ. XXX, Sp. 933—935 (Kaiper). LZB. 1909 Sp. 20 (Pr.-J.).

Schiller, Beiträge. T. II. Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 97—101 (F. Stürmer-Weilburg).

Berlin-Friedenau. Carl Rothe.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


32101 064184581

Digitized by Google



Digitized by Google

